HN 49KY L

Digitized by Google

KF 509
~~P Govm 128.2.5~~

Harvard College Library

BOUGHT WITH GIFTS
FOR THE PURCHASE OF
BOOKS ON ECONOMICS

Digitized by Google

Berliner Revue.

Social-politische Wochenschrift.

Redigirt

von

J. von Moerner.

Vierundvierzigster Band.

Erstes Quartal.

Berlin, 1866.

Druck und Verlag von A. Paul (Firma: A. Paul & Co.)

Kronenstr. 21.

Digitized by Google

P Germ 128.2.5 KF 509

HARVARD COLLEGE LIBRARY
GIFT OF THE
DEPARTMENT OF ECONOMICS
JUNE 17, 1933

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Seite.

Julian und Celinde 1. 33. 65. 100. 133. 165. 197
Warschau's Sonne im Untergange 7. 43. 80. 146. 174. 204. 240. 276. 299. 331. 367
Eine alte Robinsonade 19. 55
Rede des Herrn Justiz-Rath Wagener, gehalten in der Versammlung des Preußischen Volksvereins am 29. December 1865 70
Die Thronrede und Schleswig-Holstein 84
Die Eröffnung des allgemeinen Landtags der Monarchie 97
Heinrich Lysius 105. 140
Aphorismen über Bücher, Buchmacherei und Buchhandel 110
Die frühere Erste Kammer 129
Die Redefreiheit der Landtags-Mitglieder 161
Die gegenwärtige preußische Justizorganisation 193
Das Votum vom 10. Februar und die darin liegende Mahnung 225
Alfred . . 228. 260. 293. 325. 359. 392
Ein kleiner Beitrag zur Illustration des Augustenburgischen Staats- und Erbrechts 236
Der Schluß des allgemeinen Landtages 257
Der neue Atta Troll 268
Noch einmal der Beschluß vom 10 Februar 289
Das preußische Ministerium im Jahre 1866 321

Seite

Hier ist die Monarchei! her zu mir! 353. 385
Die Dinge in Süd-Amerika . 374. 397
Weinverfälschung und Staatspflicht . 405

Diplomatische Revüe.

Wochenschau 27. 61. 85. 115. 151. 178. 209. 244. 279. 303. 335. 382. 409

Landtägliches 181

Literarisches 338

Miscellen.

Die mittelalterlichen Burgbauten Thüringens 88

Correspondenzen.

Berlin 30. 63. 94. 117. 154. 185. 212. 215. 247. 281. 305. 342. 344. 411
Aus Süddeutschland 283

Militairische Revue.

Der letzte amerikanische Krieg. Dritte Serie. 120. 157. 187. 218. 249. 285. 313. 346. 414
Berlin 124
Ueber die besondere Militairgerichtsbarkeit in Preußen 308

Digitized by Google

Digitized by Google

Julian und Celinde.

(Eine Novelle von Sigismund Wiese.)

I.

In einer Vormitternacht mit Lectüre beschäftigt verweilten der Abt Marcell und der Mönch Julian in der Zelle Marcells. Die Lampe warf ein spärliches Licht über die nackten, mit Pfeilern verzierten Wände, die in eine gothisch gewölbte Decke ausliefen. Ein Cruzifix, nach Angelo in Silber getrieben, der einzige Schmuck des Klostergemachs, hing dem eifrig lesenden Marcell gegenüber. Das Mondlicht brach durch gemalte Scheiben und mischte seine leichten, reinen Strahlen dem Lampenschein. Marcell beendigte die Lectüre, schloß das Bibelbuch und wendete sich an Julian, der jetzt nach dem Himmelslicht in das Freie hinausblickte.

Welch eine Unschuld und himmlische Einfachheit, sprach Marcell bewundernd, welch ein freier Schwung gottvoller Seelen in dem patriarchalischen Zeitalter. Kaum daß den heutigen Menschen eine Ahnung dieses Zustandes geblieben ist. Bei so vielen Reflexen ihres Innern, in der ganzen Sündenpracht der Entwickelung verschuldet und dem Lichte abgewandt erschwingen sie das Verständniß nicht des Patriarchenworts der Gottanschauung.

Ob Jungfrauen und Kinder, sprach Julian, in dieser herzlich dauernden Gemeinschaft mit Gott leben?! — Wenigstens annähernd mag dieser Schlüssel das Geheimniß lösen.

Die Einfalt und lichtvolle Gemüthsreinheit, fuhr Marcell ohne Antwort fort, das unabsichtliche, stete Hinblicken auf den einen, wahren Gott, diese freudige Ergebung in den Willen des himmlischen Vaters, diese Rührung in der Herrlichkeit des Ewigen ist das lieblichste Wunder der Geschichte. Allein diese beziehungsweise unschuldigen Menschen erfuhren doch auch schon die Macht des Bösen und sehnten nach der Befreiung von dem Uebel. — Ihnen ward auch die Verheißung und ihr höchstes Gut ruhte in der Hoffnung. Mit dem Untergange des Paradieses begann die Herrschaft der Christusidee. Hier unterbrach sich Marcell: Du hörst mich kaum, Julian?

Doch, doch, erwiederte der Jüngling sich sammelnd und setzte sonderbar lächelnd hinzu: aber ich gedachte der holdseligen Brunnenscene Rebecca's.

Marcell stutzte, antwortete nicht und fuhr fort: Nun siehe den Orient, vor allem Aegypten; sein Gottesgefühl ist im Vergleich gegen die Frömmigkeit der Patriarchen unendlich reicher, mannigfaltiger — aber auch getrübter.

Digitized by Google

Chaotisch wurde der Gott in seiner wunderbaren Schöpfung gefühlt, wie dort der Deismus, herrschte hier der Pantheismus ein Mittlerthum; doch dies konnte bei einem solchen Volksgeist sich nur in Bildern und Hieroglyphen kundthun. Die Symbole, oft in scheußlicher Gestalt, doch immer sinnvoll, griffen alsdann Raum; der Geist, der Unaussprechliche, wich aus der ursprünglich lebendigen Formel, alles ward Mechanismus und diese Heidenwelt erstarrte im Götzendienst.

Das Schicksal Aller, warf Julian ein, die in der Wahl des Erlösers irren. —

Aus dieser Lebenswelt, fuhr Marcell fort, entsprang die griechische Art und Kunst. Als den Grund seines Daseins fühlte der Grieche die Nothwendigkeit, an die er in der schönsten Blüthe seines Lebens sich unbedingt dahingab. Weil ihm jedoch diese Nothwendigkeit eine blinde, unbewußte, kalte und antheillose war, bedurft' auch er, reizend und gewaltig von dem vielgestaltigen, bildsamen Leben umrauscht, einer ihm entsprechenden Vermittelung. Herren und Götter mußten den lachenden Jüngling, Olympia's gesalbten Wettläufer, Persiens gekrönten Sieger mit dem einsamen, im Dunkel richtenden Schicksal versöhnen. Bald aber ward das Mittel, die personificirte Willkür, Zweck; die Schönheit überblühte Gewissen und Pietät, Ernst und Wahrheit wurden für nichts erachtet, das Leben ward zum Spiel. — Griechenland starb an dem Gifte des Schönen, wie Aegypten dem entgeisteten Symbol erlag.

Wohl wahr, sagte Julian; auch die schöne Natur, ihre Verklärung in der Menschengestalt hatte nur zum Verderben ihrer Kinder das Mittlerthum übernommen. Der Dualismus war auch auf diesem Wege nicht zu besiegen. Die antike Zeit zerging an der verfehlten Lösung der Aufgabe des Menschengeschlechts. Philosophie und Kunst verzweifelten an ihnen selber, die starre Parallele des Unendlichen und Endlichen war durch sie nicht zu brechen. Dem Herrscherwort gegenüber zerstörte sich das Individuelle durch schlechte Willkür und subjectives Belieben. Beklagenswerth, daß die ernste und liebliche Lebensform der Griechen so hat enden müssen.

Aller Untergang schmerzt, sagte Marcell streng, aber die ewig eine, ewig junge, weltüberwindende Wahrheit erhebt über die nicht erfüllbare Zeit und läßt in dem Lichte der Ewigkeit die vollkommene Sühne hoffen.

Ich verstehe dich, sagte Julian nach einiger Zeit; fahre nur fort, ich höre dich gern.

Griechenlands Vernichtung und Rom's Blüthe sind Kinder einer Zeit, sagte Marcell. Jetzt sank das Mittlerthum der Götter zum Schauspiel herab, der Cultus ward Staatsceremonie. Nach einer gewissen Naturordnung wollte der Beherrscher der Welt auf sich beruhen, das hohe Schicksal erschien ihm als wirkende Gesetzlichkeit, er machte die Einheit geltend ohne den Schein der Bedürftigkeit von Göttern. Allein der Titan erlag der Erhabenheit seines Zweckes, weil er denselben nur formell verwirklichen konnte. Das politische Band der Welt entbehrte der moralischen Kraft. In blöder Trägheit und weicher Unzucht verdarb der heroische Muth. Wille und Ge-

Digitized by Google

schick, Freiheit und Nothwendigkeit waren nicht zu vereinigen, Alles stürzte in sittlichen Verfall, Rom ging an seiner Größe zu Grunde.

Das Schicksal des Prometheus, sagte Julian, des furchtbar wachen, der sich neben, ja über Zeus gestellt und seinen Uebermuth büßt, von Hephästos und Kratos an den scythischen Felsen geschmiedet. — Nun stürzten auf den Horizont der verderbten Welt glühende Barbaren. — Das Leben ward nur sinnlich, beschränkt und roh. Tief verschleiert weichen scheu Musen und Grazien in Nacht. Die Olympien entflohen aus einer Welt, die einst von ihren Söhnen, jetzt von Halbthieren eingenommen war. Allein im Osten wurd' es helle —

Ein altkluges Volk, nahm Marcell eifrig das Wort, seiner kindlichen Ahnen unwürdig, doch trotzend auf die ehrwürdige Abkunft, schon damals in der falschen Erwartung eines weltbeherrschenden Messias todt, ward gewürdigt, den Helfer und Vereiniger aus seiner Mitte hervorgehen zu sehen. Allein auch dies Volk ging verloren, weil es nur nach nationalen Bedürfnissen den Mittler willkürlich sich gebildet und in selbstsüchtigem Götzendienst die Kraft eingebüßt, die Wahrheit zu fassen. Ja, alle vorchristlichen Menschen konnten sich nimmer über ihr Ziel der Versöhnung mit der Gottheit recht verständigen; sie verloren endlich dasselbe in sinnlicher Traumgewalt eines staubverfallenen Lebens; nun verfolgten sie die sündhaft blühenden, labyrinthischen Gänge des Todes, und in dem gierigen, rasenden Gefühl leidenschaftlicher Existenz schienen sie einander zerstören zu müssen. Allein durch den Mittler begann die himmlische Umbildung, die Entscheidung der Gemüther zum Guten, die Gotteskindschaft. Der Dualismus war in dem erschienenen Gott besiegt, der heilige Geist ward zum Schöpfer einer neuen Welt und diese Welt war die Kirche. Wie der Dom Petri, wenn seine Zinnen im Golde der Morgenröthe glühen, wie ein himmelan ragender Baum, in dessen heiligen Schatten die Menschen sich versammeln, das Liebesmahl zu feiern, so in Erhabenheit und Schöne leuchtet die junge Kirche. Jetzt dringt die begeisterte Welt voll der Sühne von Himmel und Erde dem heiligen Grabe zu. — Durch Zeichen und Wort verbindet die Kirche diese himmelstürmenden, demuthsvollen Streiter, die Kinder der Sehnsucht und Liebe; die Welt ist sittlich und legal, kirchlich und politisch eins. O, daß auch diese Zeit, daß Begeisterung und Jugend des Christenthums verschwinden mußte! Ein unaussprechlich verschuldetes Wesen ist der Mensch: das Heilige selbst ward ihm zum Vehikel des ganzen Jammers kleinsüchtiger Leidenschaft und widerlicher Ausschweifung. So mußte die Religion fallen, sie ist durch die Priester gefallen. Was Wunder, das ein plumper, roher, kühner Mönch den gedankenreichsten, heiligsten Bau der Geschichte erschüttern durfte. Noch schwanken seine Zinnen, die Altäre beben, das Sanctuarium scheint den Waffen der fleischlichen Vernunft zu erliegen. Aber der Protestantismus wird es auf die Dauer nicht treiben! Er war nur das Geschöpf einer augenblicklichen Nothwendigkeit. Die Reformation mußte geschehen, doch sie hätte innerhalb der Kirche geschehen können und geschehen müssen. Die Losreißung, das Werk blinden Eifers, die That eines nur

radicalen, ungeschichtlichen Bewußtseins ward zur Ursache, daß diese Lutherkirche gänzlich der Philosophie verfällt; aus der leeren Abstraction muß sie zum heiligen Leben zurück; die profane Entäußerung muß der hoffnungsmächtigen, frommen Begeisterung, dem Geheimnißstande weichen, die Weltkraft wird in die Liebe aufgehen; nicht fern kann die Zeit sein, in welcher die Offenbarung und die Vernunft, die Kirchengeschichte und politische Geschichte wieder eins sein werden. Triumphiren muß die alleinseligmachende Kirche unseres Herrn und Heilands; sie ist aus Gott.

Hier rief Julian lebhaft aus: O, über die Geschichte menschlicher Verirrungen in dem Reiche Gottes! Sie bietet einen so schmerzlichen Anblick dar, wie keine Krüppelbildung im Bereiche der Natur. Dieser Wust verrückter Theologen, der blutige Kampf um dies Nichtige, die nie besiegten Mißverständnisse und das scheußlichste der Laster, die Heuchelei — nicht der Klage und des Mitleids ist die lächerliche, schreckliche Gestalt würdig, vielmehr des Zornes und der Ruthe. Mir soll die Kirche nicht den lautern Quell vergiften und verschlämmen, an seinem Ursprung will ich meinen heiligen Durst stillen, in seliger Trunkenheit mich dem einzig Treuen und Wahrhaftigen, ihm, nur ihm dahingeben! — Lieber Marcell, ich lebte was du geschildert, die Phasen der Geschichte finde ich in meinem Einzelleben wieder. Auch meine Kindheit war einzig dem himmlischen Leben zugewendet. Daß eine Mutter mich an die liebende Brust schloß, daß Sterne und Töne, Wald und Wassen, Thier und Mensch mich wundervoll vertraut ansprachen, das kam nur hinzu; ich hatte, hegt' und liebte nur die Gottheit. Wie anders wurd' es dem Knaben! In der Schule zuerst trat mir mit herzlosem Ernst, nüchterner, inhaltsleerer Strenge die todte Welt des Buchstabens und Gesetzes entgegen. Wie zittert' ich, wie mußt' ich wieder und wieder in Thränen ausbrechen. Ein dunkles Wahrheitsgefühl, daß das Knechtische, jenes Verhalten nach Regeln außer mir, unmöglich das Rechte sein könne. Doch als ich die Autorität des Mechanismus wegwerfen durfte, mit welcher Begeisterung gab ich der schönen Natur mich dahin und der himmlischen Kunst! — Ich sollte der Gewalt ihres süßen Mundes, den Zauber ihres Blicks empfinden, und die leichte, selig freie Gestalt lieben und anbeten. — Berauscht von diesem süßen Wein taumelte mein entzückter Sinn; Schönheit und Freude entführten auf den Fittigen geträumter Harmonie und Einheit den schwärmerischen Jüngling einer Welt voll Angst. Streit und Tod erschien verschlungen in das eine Leben, o, die Muse vermittelte mich dem Universum auf wahrlich wundervolle Weise. Allein der Enthusiasmus kann nicht dauernd versöhnen und mich vereinte dem Ewigen nur Illusion. Ich mußte erwachen und der Schreck dieses Erwachens war gräßlich. Nach der Wirklichkeit des Wahren, Schönen und Guten war nun mein Suchen. Das Besinnen drängte mich, eine Welt zu finden, durch welche das bloße schöne Gefühl realisirt werde. Mir genügte das formelle Einessein nicht mehr, ich verlangte nach der wesentlichen Sühne. Ueberreißend stürmten meine Geister himmelan und stellten wie heilige Krieger sich dem Ewigen gegenüber, dasselbe zu erobern, mit ihm in wachend wahrer Gemeinschaft zu

leben. Vergebens, Haupt und Herz blieben leer, ich gewann die Perle nicht auf diesen, meinen Wegen; Stolz und Verzweiflung jagten mich an den Abgrund der Selbstvernichtung. — Jetzt bemächtigte sich meiner schreckliche Gleichgültigkeit und mein Vater brachte mich in diese Mauern; ich ließ es geschehen und wurde Mönch. Nun aber sollte mir auch jenes große Licht werden, das in die Welt gekommen. — Ich ward es inne, daß die wahre Versöhnung des furchtbaren Zwiespalts Leben nur in der Thatsache der Offenbarung gegeben sei. Siehe, der Stern verkündigte schon das ewige Kind geheimnißreicher Umarmung, Könige huldigen ihm und die Gesänge der Hirten und Engel machen die Nacht wohllautend, in welcher der Heiland der Welt geboren worden. Geist und Natur, Gebot und Neigung, sittliches und sinnliches Sein, Gattung und Einzelwesen sind ausgesöhnt, Gott ward Mensch. Und der Mensch Jesus lehrend, heilend, liebend, duldend, triumphirend wandelte den Weg, der in den Himmel ausgeht, Alle nach sich ziehend, die sein Vater ihm gegeben. Durch den Gottes- und Menschensohn wird in der That und Wahrheit das Geheimniß kund, in ihm und durch ihn vollbracht ist das Einessein. Die alte Welt des fürwahr ungesühnten Zwiespalts stürzt zusammen, die neue Welt der Liebe ersteht. Der Feuergrimm des selbstisch rasenden Geschöpfs ward ausgelöscht, Streit und Tod sind besiegt, das Reich des wirklich Wahren und ewig Schönen ist uns aufgethan, weissagend wurde das Dasein: wir werden ausruhen in der Liebe. Die Qual des Denkers, der ohne wahrhafte Individualität im Wissen die Wahrheit nicht erschwingt, das Dringen des Bildners, der ohne ewige Persönlichkeit die genugsame Gestalt nicht erobert, die Sehnsucht nach Religiösen, der ohne den menschlichen Mittler sich in das leer Unendliche verliert, das vergebliche Streben nach Gerechtigkeit, die nur in der Lebensgemeinschaft mit Christus gegeben ist, das Jagen und Rennen nach den Gütern des sogenannten Glücks, die ohne den Erlöser Phantom sind und Schatten: diese ganze abfällig ringende, kranke Welt voll schmerzlicher Lust und leidiger Mühe, sie hat ihren Inhalt ausgefunden in dem Gottmenschen und seinem Himmelreich, das offenbart ist und völlig offenbart werden soll, damit der ganze Reichthum der schönen Welt der Sinne und des Geistes in Liebe und Frieden verklärt und verherrlicht werde, damit das Genügen Zustand sei der Lebendigen. — — Jetzt unterbrach sich Julian und rief mit plötzlichem Besinnen leidenschaftlich schmerzlich aus: O, Marcell, welch' ein Elender bin ich! Darf ich in mir selbst, in einem Leben voll Bedeutung und Bestimmtheit den leisen göttlichen Fortschritt des Geschlechts wiedererkennen; ward mir vergönnt, mich in Gemüth und Erkenntniß zum ewigen Leben zu erbauen; hab' ich eine Zukunft in Anschauung und Gefühl des enthüllten Geheimnisses der Liebe; versteh' ich die himmlische Wohllust des Christenthums, wie ich sein sichtend reinigendes Schwert erfahre — und ich wag' es nur, das auszusprechen, was doch nun ist: ich bin nicht glücklich!

Julian war aufgestanden; er ging an das Fenster, preßte die heiße Stirn an die Scheiben und blickte in den Traum der Ewigkeit hinaus, in diese Nacht, die von dem Licht des Mondes kaum erhellt, nicht erwärmt

ward. Marcell sagte nach einem langen Stillschweigen mit absichtlicher Ruhe: Du versprachst mir Deine Geschichte; willst Du sie mir jetzt erzählen? — Julian schwieg. Marcell begann aufs Neue: Daß Du der jüngere Sohn eines reichen Grafen bist, der Dich dem Kloster bestimmte, damit er seine Güter nicht zersplittere; daß diese Güter nach dem Gesetz des überbliebenen Feudalismus auf den ältesten Sohn allein vererbt wurden, daß Du mit diesem nicht in dem bestem Vernehmen gestanden — dies alles weiß ich; aber von Deinen innigeren Lebensverhältnissen hast Du mir nichts gesagt.

Marcell erwartete, Julian blieb still; er stand auf, trat zu dem geliebten Jüngling, nahm seine Hand und sprach mit Herzlichkeit: Hast Du geliebt? — Julian verneinte. — Du liebst aber, fragte Marcel stutzend. — Nein, sagte Julian. — So entbehrst Du der Liebe, sprach der Abt. — Julian wandte sich ab.

Julian, Julian, rief Marcell aus, verbrecherisch ist diese Sehnsucht, den Eid befleckend, welchen der Priester schwur. Und was ist diese Liebe der Leidenschaft, die süßeste Lüge der Natur? Wahrlich eine gegenstandlose Berauschung, die sich um der Gattung willen aus dem Opfer der Geschöpfe nährt; ein blinder Trieb, der nur Gestalt heuchelt, dem auf diesen Wegen nie Form wird und Erfüllung. Ich muß es tadeln, dies Sehnen nach einem wesenlose Nebelbilde, das Du nicht besiegen willst, dessen Genüsse Du wohl sogar suchst. Wisse, es giebt nur einen Weg zum Leben; alles andre, wie es auch heiße, kann nur dazu dienen, daß wir diesen Weg in der gänzlichen Entfaltung unserer Eigenthümlichkeit lebendig wandeln.

Du sagst es, Marcell, sprach Julian mit rascher Wendung, und ich habe nichts hinzuzusetzen. — Von der Flamme, die diese Brust durchströmt, weißt Du entweder nichts, oder Du hast sie durch Virtuosität ertödtet. In geistig reiner Himmelssphäre, umgeben von Engeln und Seligen, in Wort, Ton und Symbol Deine ätherischen Erlebnisse und Erfahrungen mittheilend, so lebst Du. Ich theile Deinen Sinn, jedoch eine andere Seele in mir zieht dem Wirklichen zu, der Natur. Einseitig leb' ich hier, geängstigt von einer Welt von Kräften, die ungeübt, ungewandt ihre wilden Hände wider mich kehren. Mir droht in dieser künstlichen Atmosphäre, in dem übergeistigen Mönchsthum, daß weder in Christus sein Vorbild, noch in seinem Geiste irgendwie eine Stätte findet — mir droht hier ein bleiches, mattes Leben, ohne Gefühl, Verlangen und Freude.

Wenn Du innerst Dich verständest, begann Marcell —

Nein, nein, unterbrach ihn Julian, erwidre nur nichts; Du hast ja nie Dich ganz erfassen und in einem vollen Leben leben mögen, und just um deshalb, theuerster Marcell, lieb' ich Dich so. In meiner Liebe, in meiner Treue zu Dir empfind ich geistig das Glück meines Daseins; dennoch entbehr' ich Glück. Mit wundervollen Stimmen verheißend und prophetisch, mahnt, erinnert und lockt die Natur. Die Rose ihres Mundes athmet den Duft thauiger Narden, mir entgegen drängen die quellenden Brüste; zur innersten, in allen Sinnen stürmenden und im reizenden Wechselspiel über ihnen erhabenen Vereinigung ladet eine Göttin, die ich Taumelnder nicht

zu fassen, nicht zu halten vermag. Allein ich weiß, nur in dieser göttlichen, allen Gegensatz irdischer Kräfte in sich einenden Fluth der Gefühle ist das Verständniß der Tiefe, des ganzen Umfangs der Sühne und Erlösung, ihre allumfassende Aufnahme möglich. Himmel und Erde lehrt erst völlig verstehen, entwickelt und gestaltet empfinden die freudige Liebe, die heilige Ehe.

Der Abt trat betroffen zurück.

Erschrick nicht, verstumme nicht, fuhr Julian leidenschaftlich fort, Du konntest Dich dieses Aufschlusses von mir versehen. Die unsinnigste aller Menschensatzungen ist der Coelibat. Wehe, daß wir nicht Einsicht und Willen hatten, den verdammlichen Eid mit Abscheu von uns zu stoßen! Welche Gegenwart, und — welche Zukunft! Die Zukunft eines wahr und frei fühlenden Menschen — eines Mönch's! Hinaus, hinaus in's Freie!

Julian eilte weg. Marcell sah streng und stumm vor sich aus; sein Blick fiel in den Klostergarten. Julian, dessen weiße Gewande weithin leuchteten, eilte durch die mondbeglänzten Gänge einer Anhöhe entgegen. Marcell sprach in sich hinein wie als beruhige er sich: Die Jugend will brausen, es wird vorübergehen! — Durch die matterleuchteten, mit Heiligenbildern geschmückten Kreuzgänge, in denen Klosterbrüder, augenscheinlich durch die plötzliche, leuchtend schöne, stürmische Erscheinung Julians feindselig aufgeregt, flüsternd umherschlichen, ging Marcell der Kirche zu, um hier wie er pflegte, seine irrend aufgeregte Seele in den Tönen der Orgel zu besänftigen und Gott zu weihen.

Warschau's Sonne im Untergange.

(Aus den Papieren eines Reisenden, am Schluß des achtzehnten Jahrhunderts).

(Fortsetzung.) Warschau 1794.

Die Verfassung Polens vor ihrem Tode.

Noch eine andere untergeordnete Klasse ist die Geistlichkeit. Ich spreche hier nur von der niedern, bürgerlich gebornen Geistlichkeit, denn die höhere, adelich-geborene, ist, als Vertreterin der todten Hand, die in Polen Güter besitzen darf, Landbesitzerin, also auch Mitbeherrscherin von Polen, gehört zur Klasse der Edelleute und stellt nicht nur die Aebte, Konventualen und Kanonikus der Stifter sondern sogar die vordersten Mitglieder des Senatorenstandes, und aus diesen den Fürsten-Primas, nach dem Könige die erste Person im Staate. Die bürgerlichen Geistlichen sind und bleiben Pfarrer, Klosterbrüder oder Weltpriester, die in den Schulen und in den Familien Unter-

richt geben, oder sich in den größeren Häusern zu Schreibern, Rathgebern, Freunden, auch wohl zu andern Diensten brauchen lassen. Diese Geistliche sind freie Laute, haben auch, für einige Fälle, ihre eigene Gerichtsbarkeit; aber in den meisten bürgerlichen Sachen stehen sie unter den gewöhnlichen Gerichten. Machen sie sich eines Kriminalverbrechens schuldig, so werden sie von dem weltlichen Gericht eingezogen; aber den Proceß entscheidet das Konsistorium, dessen Urtheil wiederum von dem weltlichen Richter vollstreckt wird. So sieht man, daß auch bei dieser Klasse der Edelmann seine Vorrechte als Richter mit wenig Ausnahmen geltend macht; oder, genau erwogen, mit keiner Ausnahme: denn die Bischöfe, die den Metropolitan- und Konsistorial- d. i. den ganz eigentlich geistlichen Gerichten vorsitzen, sind und bleiben polnische Edelleute, und sehen die niedere Geistlichkeit eben so an, wie die weltlichen Edelleute ihre Bauern, sind auch eines gleich strengen Gehorsams von ihnen gewohnt.

Endlich bilden noch die Juden eine für sich bestehende Klasse der Einwohner von Polen. Es ist bekannt, daß sie hier mehr Freiheiten besitzen, als sonst irgendwo, Holland und England ausgeschlossen. Kasimir der Große und Johann Sobieski haben das meiste für sie gethan. In älteren Zeiten, wo der Ausländer, besonders der Deutschen, in Polen noch weniger waren, als jetzt, ward es eine Art von Nothdurft, diese Leute in das Land zu ziehen und sie durch Freiheiten fest zu halten. Da der Edelmann den Handel unter seiner Würde hielt, auch jetzt noch nicht treiben darf, wenn er nicht seine Vorrechte als Edelmann verlieren will; da der Bauer der Scholle anklebt und dessen Anzahl von jeher nicht einmal zulangte, das Feld gehörig zu bestellen; da der Bürger nicht reich und unbedrückt genug war, um Handels-Unternehmungen zu wagen, so blieb kein andres Mittel übrig, als jenes Volk zu ermuntern, dies noch unangebaute Feld in Polen für sich zu nehmen, und so kam es, daß, besonders in ältern Zeiten, alles was Handel war, durch die Hände der Juden ging, und daß sie, so wie sie dem Edelmann seinen Krug, eben so dem Staate seine gesammten Einkünfte abpachteten. Letzteres ist nach der Zeit verboten worden, und ihr Einfluß auf den Handel ist auch, gegen sonst, beträchtlich gesunken.

Sie können gegen eine Kopfsteuer im Lande wohnen und verkehren. Die kleineren Städte in Polen und Lithauen, die königlichen wie die adelichen, sind großentheils von ihnen besetzt; in mehreren der großen Municipalstädte dürfen sie sich ebenfalls häuslich niederlassen, in andern aber nicht, je nachdem die Bürger mehr oder weniger wachsam, mehr oder weniger stark oder entschlossen, mehr oder weniger freigebig gegen die Staatsbeamten gewesen sind: denn in Polen ist kein Recht vorhanden, das nicht durch Geld untergraben werden könnte, und nicht durch Geld aufrecht erhalten werden müßte.

Nach dem Bauer stehen die Juden zunächst, trotz ihren Freiheiten, unter der Willkür des Edelmanns. Er handelt mit ihnen und bezahlt sie wann, wie und wo es ihm gut dünkt; auch gar nicht, wenn er es will darauf ankommen lassen; er schlichtet ihre Handelsstreitigkeiten und läßt sich als Richter von ihnen bezahlen, wenn sie Recht behalten wollen. Nur Dinge, die ihre

Religion betreffen, z. B. ihre Ehen, ihre Erbsonderungen, ihre Bußen ꝛc. überläßt er ihren geistlichen Vorgesetzten; ist aber immer bereit, wenn er dafür bezahlt wird, auch hier Eingriffe zu Gunsten des Verurtheilten zu thun.

Hiermit hoffe ich dem Leser eine Adelsverfassung, wie sie kaum vollkommner existiren kann, geschildert zu haben. Ihre Grundzüge sind der Erinnerung werth; aus ihnen wird sich das spätere Schicksal Polens erklären lassen. Erhält Polen einen starken Monarchen, so wird es nie wieder gelingen, jene Verfassung zu rehabilitiren.

Vielleicht findet man in keiner andern europäischen Hauptstadt, Petersburg und Neapel ausgenommen, solch eine einfache und scharfe Grenzlinie zwischen den Einwohnern gezogen, als in Warschau. Armuth oder Reichthum, Pallast oder Hütte bezeichnen hier die beiden Hauptklassen; von einer dritten, die in der Mitte dieser beiden läge, findet man wenig Spuren. Diejenigen Mitglieder derselben, die man unter der Benennung der Wohlhabenden bezeichnet, mischen sich unter die Reichen, und diejenigen, die man rechtliche Bürger nennt, schließen sich unmittelbar an die Armen.

So wie der hohe landbesitzende Adel, in politischer Hinsicht, die erste Stelle im Staat einnimmt, so gebührt ihm dieselbe auch im gesellschaftlichen Leben, wegen seines Reichthums und des damit verbundenen Glanzes. Zu ihm gehört die obere Geistlichkeit, die fremde Ministerschaft und derjenige Adel, der, ohne das Indigenat, mithin ohne höhere Staatswürden zu besitzen, von seinen Einkünften lebt. Die letzterwähnte Art von Adel bilden die dissidentischen Familien, die, ihres Bekenntnisses wegen, von den Staatsämtern und Ehrenstellen ausgeschlossen sind. An sie drängen sich die Wechsler, Negotianten und wohlhabenden Kaufleute, unter welche die Advokaten und vorderen Beamten der Staatskollegien gemischt erscheinen. Alle diese verschiedenen Klassen bilden im gesellschaftlichen Verkehr eine Einzige, bilden die erste Klasse, oder die sogenannte große Welt. Reichthum, oder auch nur dessen Schein, macht hier alles gleich, Genuß führt hier alles zusammen; und dieser Umstand mildert den Abstich sehr, den die ausschließenden politischen Vorrechte des eingebornen, besitzlichen Adels verursachen.

Um dem Leser einen Maßstab von der Art, wie eine große polnische Familie ist und lebt, in die Hand zu geben, wähle ich eines der glänzendsten Häuser in Warschau zu einer umständlichen Schilderung aus.

Die Familie Cz. . . . ist eine der mächtigsten, deren die öffentlichen Verhandlungen der Republik erwähnen, und eine von jenen, auf welchen der Fürstentitel ruhet. Ihre Besitzlichkeiten sind durch ganz Polen zerstreut, und sie hat deren noch sehr ansehnliche in denjenigen Provinzen, die an Rußland, Oesterreich und Preußen gefallen sind. Ihre jährlichen Einkünfte giebt man in einer runden Summe zu 200,000 Dukaten an. Sie hat funfzehn Städte, eilf schloßähnliche Landsitze und zwei Palläste in Warschau.

Das Haupt dieser Familie, der Fürst, durchsieht den Zustand seiner Finanzen selbst nicht. Viele seiner einzelnen Güter haben Schulden, viele nicht; auf vielen Gütern seiner Nachbarn hat er, seit Urgroßvaters Zeiten,

große Summen stehen. Er weiß nur im Ganzen, daß er jährlich die Zinsen bezahlen kann, die er bezahlen muß, daß er die Ausgaben seines Hauses bestritten hat, ohne zu borgen. Das übrige wissen seine Geschäftsträger auf den Gütern, und seine Wechsler in der Stadt. Jene zahlen an diese und diese haben für den Herrn offenen Säckel, stehen bald in Voßschuß, bald in Nachschuß. Der Abschluß der Rechnungen geschieht jährlich einmal, oft in vielen Jahren nur einmal. So viel Güter, so viel einzelne, abweichende Bewirthschaftungs- und Betriebsarten. Ein einziges, festes, zur Uebersicht, Verbindung und Belebung des Ganzen zureichendes System, ist undenkbar. Auf den Kontrakten (Kontrakte nennt man in Polen, was man bei dem holsteinischen Adel Umschläge nennt) in Dubno kann der Fürst Geld zu ungewöhnlich hohen Zinsen suchen müssen; auf den Kontrakten zu Grodno kann er große Summen zu ungewöhnlich niedrigen Zinsen nicht unterbringen. Wenn die Kassen seiner Beamten und seines Wechslers von seinem Gelde voll sind, fehlt es ihm oft an hundert Dukaten baarer Münze, und er muß sich Zinsen für sein eigenes niedergelegtes Geld anschreiben lassen, während sein Beamter seine Einkünfte für eigene Rechnung zu Monaten und Jahren anlegt, und der Wechsler in Holland und Amerika zum zweiten und drittenmal Procente davon einärndtet.

Diese Familie besteht aus fünf Gliedern, dem Fürsten, der Fürstin, zwei Söhnen und einer Tochter. Ihr Wohnsitz ist nicht fest bestimmt und nicht ein Jahr wie das andre; bald ist er auf dem Lande, bald in der Stadt, bald in Wien, bald in Berlin, bald in Paris, bald in England, bald in Italien. Ist er auf dem Lande, so schränkt er sich nicht auf Ein Gut ein, sondern er wird von einem zum andern, aus einer Woiwodschaft in die andere versetzt. Wo sich die Familie befindet, ist täglich Hof; die Menge von Klienten und Beamten, die solch ein Haus, seiner ökonomischen und politischen Verhältnisse wegen hat und unterhält, finden sich ein aus Pflicht, die Nachbarn aus Höflichkeit oder Politik. Man hält offene Tafel, giebt Musiken, veranstaltet Schauspiele und ländliche Feste. Was man an Menschen braucht: Hofmeister, Kaplane, Kammerdiener, Tonkünstler, Aerzte, Schreiber, Bedienten führt man in einer Reihe von Wagen mit sich. Die Garderobe, der Keller, die Küche, die Betten ꝛc. werden auf andern Fuhrwerken fortgeschafft. Die Wagen- und Reitpferde folgen in langen Zügen mit Stallmeistern, Bereitern, Kutschern und Knechten; und selbst Horn- und Federvieh wird, wenn die Reise durch schlecht versehene Gegenden geht, oder wo man nicht etwa bei Gastfreunden Herberge weiß, in Menge nachgetrieben. Weil die Krüge mehrentheils schlecht sind so versieht man sich mit Zelten, und wo man Rast nehmen will, da werden sie aufgeschlagen, und das Ganze lagert sich nach patriarchalischer Sitte.

Macht man Reisen in fremde Länder, so wird die Personenzahl etwas eingeschränkt, aber unter drei bis vier sechsspännigen Wagen fährt man selten. Will man sich in einer großen Stadt verweilen, so miethet man ganze Häuser, richtet sich förmlich ein, giebt Mittags- und Abendessen, Spiel und Bälle, hält sich zu den glänzendsten Gesellschaften und läßt alle Schmarotzer

zu. Oft gefällt es der Fürstin in einer Stadt besser, als dem Fürsten: sie bleibt dort mit ihrem Hofe und er reiset mit dem seinigen weiter; sie ist in Wien und er in Rom; er reis't nach Polen zurück und trifft sie in Pisa auf ihrer Reise nach Neapel. Die Tochter läßt man auch wohl in Berlin, während man die Söhne mit ihren Hofmeistern, Bedienten, Pferden und Hunden nach Straßburg schickt, um Sprachen und Lebensart zu lernen; und so ist of die Familie durch ganz Europa zerstreuet, ihre Dukaten blinken überall, und nach Jahren findet sie sich erst in Warschau wieder zusammen.

Hier hat unterdessen ein Haushofmeister, der den prächtigen Namen eines Marschalls führt, die Geschäfte besorgt; er hat die zurückgebliebenen männlichen und weiblichen Bedienten besoldet; die Palläste, Gärten, Nebengebäude, das Hausgeräth und die Möbel in Ordnung gehalten, Holz und andere häuslichen Bedürfnisse anfahren lassen; den Stall mit Heu und Hafer versehen &c. mit einem Worte: er hat alle Ausgaben der Haushaltung bestritten, ganz auf dem Fuße, als ob der Herr selbst da wäre, oder als ob er jeden Augenblick eintreffen würde. Die nöthigen Summen hat er bei dem Wechsler des Hauses, gegen Unterschrift seines Namens, aufgenommen, und, ohne einen Gegenschreiber zur Seite, aufgewandt und in Rechnung gebracht. Eben so haben unterdessen die Beamten auf den Gütern, die man Kommissarien nennt, die Pachter und die Aufseher aller Art, hausgehalten, während zwei oder drei Schreiber den Briefwechsel in den ökonomischen und politischen Geschäften ihres Herrn besorgten, und einige Edelleute, die sich an den Fürsten halten, einige Kammerherrn und Edelknaben, völlig müßig gingen, aber täglich am Tische des Marschalls oder von ihrem Kostgelde reichlich aßen und tranken.

Ist die Familie in Warschau wieder bei einander, so beginnt die Lebensart auf dem gewöhnlichen Fuße. Man schließt sich wieder an das Publikum der Genießer, und dieses bevölkert mehremal wöchentlich die Zimmer und Säle des Pallastes, bei Mittags- und Abendtafeln, bei Concerten, bei Theegesellschaften und Bällen.

Der Herr hat seine eigene Wohnung im Pallaste, die Frau ihre eigene, und eben so die Söhne und die Töchter; alle sind mit ihren eigenen Bedienten versehen, die sich genau an das ihnen angewiesene Fach halten, so daß zuweilen Herr und Frau, bei zwölf Bedienten im Hause, ohne Bedienung sind, und daß Fremde, die zum Herrn wollen, aber mit ihrem Gesuch um Anmeldung an einen Bedienten der Frau gerathen, kaum eine Antwort erhalten, höchstens zu dem Zimmer der Bedienten des Herrn gewiesen werden, wo sie oft unter zehn Menschen den elften erwarten müssen, der sie endlich meldet.

Je nachdem das Abendessen oder der Ball von gestern später oder früher zu Ende gegangen ist, je nachdem steht der Herr des Hauses heute früher oder später auf. Das Thor des Pallastes wird so lange zugehalten, bis er sichtbar sein will, aber die kleine Thür ist offen. Durch diese schleichen sich die Vertrauten, Beamten, die Klienten, die Gläubiger, die Sollicitanten, Gelehrte und Künstler, die bei dem Fürsten etwas zu suchen haben, herein. Die Bedienten empfangen sie mit einem Pan spie! (der Herr

schläft!) lassen sie aber in das Vorzimmer, wenn sie versichern, daß sie gern so lange warten wollen, bis er aufsteht. In diesem finden sich oft schon Gesellschaften von funfzehn bis zwanzig Personen, die seit Stunden auf der Lauer stehen und mit Sehnsucht erwarten, daß das Schlafzimmer aufgeschlossen werde. Wenn sich von Zeit zu Zeit ein Bedienter sehen läßt, so umringt ihn alles, was gern vor den Fürsten will, und bittet um Meldung. Er sieht die Leute kaltblütig an und wählt solche aus, die ihm bekannt sind, oder die sich ihm auf der Stelle durch einen furchtbaren Druck der Hand bekannt machen, oder die ihm der Fürst ausdrücklich befohlen hat, vor ihn zu lassen, wenn sie da sind. Diese führt er ein, schließt aber sogleich die Thür wieder zu. Andre, die das Local kennen, suchen einen der Edelknaben oder der Schreiber auf, tragen ihr Gesuch begleiten es mit einem Geschenke, oder lassen eine Dankbarkeit deutlich hoffen, und werden durch eine Seitenthür eingeführt. Sie finden den Herrn entweder noch im Bette oder im Puderhemde vor dem Kamin, allein, oder von „attachés“ und anderen Gesuchhabenden oder Aufwartenden umgeben. In keinem Falle lassen sie sich verhindern, ihre Bitte vorzutragen, die auch gewöhnlich herablassend angehört und mit einigen gütigen Worten erwidert wird. Sodann dreht sich der Herr im Bette herum, oder redet einen der Anwesenden an. Der Bittsteller entfernt sich. Es folgen ihm mehrere und der Herr zieht sich unterdessen an. Ist er fertig, so geht er in das Vorzimmer hinaus, wo der größere Schwarm ihn erwartet hat, tritt mitten unter denselben, hört an, was jeder vorzubringen hat und giebt in wenig Worten Bescheid und Auskunft. In zehn bis zwanzig Minuten thut er alles ab.

Unterdessen ist das große Thor des Pallastes geöffnet worden und Wagen auf Wagen rollt herein. Die Mitglieder seiner Partei füllen seine Wohnzimmer und es entspinnen sich politische Verhandlungen über das, was heute am Reichstage betrieben oder hintertrieben werden soll; es werden Entwürfe vorgelesen, erwogen, angenommen oder verworfen; es werden Plane gemacht, wie man eine andere Partei überstimmen, wie man sich mit einer dritten vereinigen, wie man mit einer vierten sich vergleichen will; mit einem Worte: es bildet sich ein kleiner einseitiger Reichstag, der so lange bei einander bleibt, bis der große seinen Anfang nimmt; und dies ist gewöhnlich zwischen Zwölf und Ein Uhr. Dahin fährt sodann der Herr des Hauses und sein Gebiet versinkt in tiefe Stille.

Ist nicht gerade Reichstag, so macht er wohl einen Spazierritt außerhalb der Stadt, oder geht zu Fuße aus, um seinen Bekannten Besuche zurückzugeben; oder schlüpft auf der Krakauer Vorstadt zu einem Mädchen, die er bald förmlich unterhält, bald als fliegender Kunde, für jedesmalige Bezahlung, benutzt; oder er geht zu seiner „Freundin“, wie man es nennt, die ihren „Freund“ im Bette oder am Putztisch erwartet; oder, was gewöhnlich der Fall ist, er thut das Alles an Einem Vormittage auf Einmal.

Unterdessen ist das Gebiet der Frau vom Hause in Bewegung gekommen. Weil sie gestern um zwei Uhr erst zu Bette gegangen ist, so steht sie heute erst zwischen zehn und eilf Uhr auf. Sie findet entweder ein paar

Freundinnen vor ihrem Bette, die ihre Bemerkungen über die Gesellschaft von gestern ihr mitzutheilen, die ihrigen zu hören, ein Fest für heute zu verabreden und andre Dinge mit ihr abzuthun haben; oder sie findet auf einem Seitentisch ein artiges Briefchen von einem alten Liebhaber, und ein paar Sendschreiben von zwei neuen, die seit gestern Abend an ihrem Triumphwagen ziehen und ein Verzeichniß ihrer Gefühle und Wünsche mittheilen; oder sie springt eiligst aus dem Bette, schlüpft in einen reizenden Morgenanzug, bindet ein blendend weißes indisches Tuch um den Kopf, so daß kaum mehr als das blitzende Auge zu sehen ist, um eine Bestellung im Sächsischen Garten nicht zu verfehlen; oder die Thür des Schlafkabinets öffnet sich leise, und der Begünstigte tritt auf den Zehen herein, setzt sich auf das Bett, ihr zu — Füßen, und erwartet, daß die Schläferin erwache, die, zum Unglück, gerade in dem Augenblick, wo er hereintrat, erst recht tief eingeschlafen ist; oder sie schellet um ihr Frühstück, und befiehlt, die Leute herein zu lassen, die im Vorzimmer sind, worauf denn Kaufleute aller Art, von beiden Geschlechtern, mit neuen Waaren oder alten Rechnungen, Maler, Poeten, und schamhafte Arme, Wappenstecher, Steinschneider, fremde Virtuosen, die zu Koncerten einladen, neu angekommene Haarkünstler aus Paris, Zahnputzer und solche Subjecte hereintreten, vermengt mit bebänderten und besternten Herren, die durch die Frau auf den Mann zu wirken nicht verschmähen, mit Abbés, die Stöße von Zeitungen und Reichstagsverhandlungen vorzulesen bereit sind, und mit Advocaten und Faciendenmachern, welche die Rechts- und Geldgeschäfte der durchlauchtigen Frau zu besorgen haben; oder ferner: sie hat einem Frühstück in der Stadt, in Mokatow, in Mariemont beizuwohnen, das sie nicht versäumen darf; oder es ist eine anziehende Sitzung des Reichstags, deren Ausgang ihr sehr wichtig ist; oder es ist ein Pferdehändler mit englischen Pferden angekommen, die sie besehen muß: oder endlich: es werden Truppen gemustert, es ist eine Musik in St. Johannes, es sind neue Möbel bei Jaschewiz oder Hampla angekommen — — alle diese Dinge besorgt, genießt, hört, sieht und beurtheilt sie, mit einander, nach einander, durch einander, in Zerstreuung oder mit Sammlung, in böser oder guter Laune, mit Beifall oder mit Tadel, binnen Stunden oder Minuten, einzeln an verschiedenen Vormittagen, oder an Einem alle, alle.

Diese Geschäfte sind bis gegen zwei oder drei Uhr abgethan; und dann macht sie die große Toilette. Der Wagen fährt vor und sie steigt in denselben hinauf. Der Vorreiter zwängt die ungeduldigen Rosse, der Kutscher schwebt hoch in der Luft und schwingt die Peitschenschnur; die Bedienten schlagen die Kutschenthür zu, und auf ein Jez! (Fahre!) stiebt der Zug über den Vorhof zum Thore hinaus, während vier bis fünf reiche Livreen, mit Lebensgefahr, ihre Stellen hinter dem Wagen einnehmen und, eine an die andere geklammert, in Masse von der rechten zur linken schwanken.

Oder sie speis't auch zu Hause auf ihrem Zimmer; oder sie giebt auch ein großes Mittagsessen. Im letztern Falle schießen die Wagen in ihren Pallast herein, wie der ihrige in andre hineinzuschießen pflegt; die Fenster des großen Saales und der große Balkon sind offen, und vor demselben

stehen bunte Gruppen von Herren und Damen, und bilden eine glänzende und reizende Gallerie, die in dem Augenblick durch den Inhalt des neuangekommenen Wagens vermehrt wird.

Während dieß alles in den Wohnungen des Herrn und der Frau vorgegangen ist, sind die Kinder nicht müßig gewesen. In den Zimmern der Tochter waren Sprach-, Tanz-, Klavier- und Zeichenmeister beschäftigt, oder wurden auch sämmtlich weggeschickt, weil die Prinzessin heute Kopfweh, oder auch nur zum Sticken Lust hatte; aus den Zimmern der Söhne erschollen schneidende Geigen- oder zischende Flötentöne, vermengt mit dem Geklirr der Rappiere, oder dem Gescharre der Polonaise, oder dem Jauchzen von einem halben Dutzend junger Leute, die sich herumbalgten, herumjagten und Tische und Stühle übereinander warfen. Durch dieß Getöse her ließ sich die bittende, oder drohende, oder gar fluchende Stimme der Hof-, Fecht- und Tanzmeister vernehmen, die von einem lauten Gelächter begleitet wurde; während unten im Hofe einige tatarische Pferde, welche die Prinzen und ihre Gesellschafter und Bereiter auf einem Spazierritte tragen sollten, das Pflaster zerscharrten und zerstampften und, durch Schlagen und Bäumen, die Peitschen und die rauhen Kehlen der Stallknechte in Bewegung setzten. Die junge Gesellschaft war endlich die Treppe herunter gestürmt, hatte die Rosse bestiegen, und war zum Thore hinausgesprengt. Darauf war endlich auch hier Ruhe geworden.

Sobald solchergestalt das Haus von der Herrschaft geräumt ist, setzen sich die Zimmerputzer, die Stubenmädchen, die „Strußen" in Bewegung, und säubern Hof, Treppen, Säle und Schlafzimmer. Die Strußen sind eine Art von Hausknechten, aus der Hefe des Volks oder den leibeigenen Bauern des Herrn ausgehoben und zu den niedrigsten und schmutzigsten Diensten des Hauses bestimmt. Sie heizen die Oefen, kehren die Treppen, Flure und Vorhöfe, dienen in der Küche zum Holz- und Wassertragen, säubern die Ställe, warten den übrigen Bedienten und Mägden auf ꝛc. Ihr Aeußeres entspricht ihren Beschäftigungen. Ein grober linnener Kittel mit breiten Streifen, auf welchem von jeder ihrer Verrichtungen ein eigenthümlicher Fleck zu haften pflegt, ist ihre Kleidung im Sommer; ein durchlöcherter, abgeschabter, steifgewordener Schafspelz, im Winter. In beiden Jahreszeiten gehen sie mit bloßem Kopfe, der, bis auf ein paar Zöpfchen auf dem Wirbel, kahl abgeschoren ist. Die Faulheit des Kochs, der Bedienten und Mägde, macht, daß sie oft auch anständigere Dienste verrichten, z. B. Fleisch, Gemüse, Sallat, Teller und Gläser an dem Brunnen waschen, die Kleider des Herrn auspochen, das niedliche Schlafgemach der Frau in Ordnung bringen: alles mit denselben Händen, in demselben Kittel oder Pelze, in denselben bloßen, oder mit Fetzen umwundenen Füßen, eben so ungewaschen und ungekämmt, wie sie im Stalle, vor den Oefen, im Straßenkothe beschäftigt sind.

Solche Feinde aller Sauberkeit findet man in jedem großen Hause sechs bis acht; und sie sind sich ihrer Umgebungen so wenig bewußt, daß sie, bei ihren Beschäftigungen, durch die Versammlungen in den Vorzimmern

ohne Arg durchdringen und, wie man denken kann, überall gebahnten Weg finden. Gewöhnlich sind sie gegen zehn Uhr des Morgens schon betrunken, und die Fehler, die sie in diesem Zustande begehen, werden von dem ersten dem besten bestraft, der sich die Mühe nehmen will, sie zu züchtigen, vom Stallknecht an, bis zum Marschall. Zuweilen liegen sie, ihrer Sinne beraubt, stundenlang in einem Winkel des Palastes, oder eines Vorsaals, ohne daß jemand sie wegschafft, weil keiner seine Hände an ihnen verunreinigen will.

Die übrigen Bedienten gehen unterdeß, bis auf einen oder zwei, welche die Wache haben, ein jeder seinen Weg: in die Speise-, Trink- und Spielhäuser die männlichen; in die Messe, zu Bestellungen und zu Besuchen, die weiblichen. Die Schreiber, Hofmeister, Hausverwalter entfernen sich, jeder in seinen Geschäften und zu seinen Vergnügungen, und lassen sich nicht eher wieder sehen, als um die Zeit, wo sie die Zurückkunft der Herrschaft wissen oder vermuthen, oft auch erst den andern Morgen. Unterdessen erfährt kein Fremder, kein Hausfreund, kein Geschäftshaber ein Wort von der Herrschaft, wenn er ihr Besuche zu machen, wichtige Dinge mit ihr abzuthun, oder ihr dringende Berichte mitzutheilen hat. Die zurückgebliebenen Bedienten wissen nicht, wo sie ist, und wenn sie es auch wissen, so sind sie meist immer unfähig, sich deutlich zu machen, weil sie sich bei dem gemeinsten Getränke die lange Weile der Wache zu vertreiben, und zu dem höchsten Grad ihres irdischen Glückes durch Betäubung und todesähnlichen Schlaf zu erheben pflegen. Ueberdieß ist es in Warschau Sitte, Kutscher und Bediente nicht nach Hause zurückzuschicken, sondern jedesmal auf sich warten zu lassen, wären es auch im härtesten Winter mehrere Stunden. Oft sogar, wenn man Wagen und Pferde des Gesuchten irgendwo vor einem Palaste halten sieht, ist es noch kein Beweis, daß es wirklich dort sei. Er ist wohl mit einem Andern, in dessen Wagen, anders wohin gefahren, oder er hat den seinigen einem Andern geborgt, und dieser ist jetzt hier; mit einem Worte, man kann selbst stundenlang umherfahren, ohne zu finden, was man sucht. Dazu kömmt, daß die Bedienten, wenn sie meinen, ihr Herr oder ihre Frau werde an einem Orte, z. B. am Reichstage, in der Komödie, auf einem Ball, lange bleiben, in das nächste Wirthshaus gehen, hinter dem Kruge, oder den Karten, förmlich Platz nehmen, und sich so lange um nichts bekümmern, als bis sie ungefähr vermuthen, daß man ihrer bedürfen könne. Auch der Kutscher steigt von Zeit zu Zeit von seinem Bock herab und thut in eben dem Wirthshause Bescheid. So kommt es nicht nur, daß man sich bei diesen auch keine Auskunft verschaffen kann, weil man ihre Schlupfwinkel nicht weiß, sondern auch, daß die Herrschaft selbst, wenn sie früher erscheint, als man vermuthet hat, warten und andre Bediente durch ein Trinkgeld vermögen muß, die ihrigen aufzusuchen.

Die Pferde, die schönsten Kreaturen, die man sehen kann, wenn sie auch mehrere hundert Dukaten gekostet haben, stehen zu sechs bis acht Stunden, bei der strengsten Kälte, in freier Luft, und werden dadurch in kurzer Zeit steif, mager und unbrauchbar, und dies um so eher, da sie gleich darauf, durch das übertriebene Jagen, welches hier gewöhnlich ist, in den entgegen-

gesetzten Zustand von Anstrengung und Erhitzung überzugehen gezwungen sind. Aber es ist hier ein Zeichen der Pracht, oft andre Pferde zu brauchen. Man bedeckt sie zwar, um einen andern Luxus zu zeigen, mit den schönsten Ueberwürfen vom feinsten englischen Wollenzeuge, oder mit kostbaren Fellen, so wie man die Kutscher in lange, schleppende Pelzröcke, und die Bedienten in dicke Wolfshäute kleidet; aber die äußern Theile Aller leiden darum doch, und erfrorene Füße, Hände und Nasen sind bei den Menschen, wie bei den Pferden erfrorene Nüstern und Ohren, im Winter ganz gewöhnliche Dinge. Indessen denkt man nichts dabei, als daß die Menschen geheilt und die Pferde ausgemustert werden müssen.

Die Mittagsstunde, welche zerstreuete Familien anderwärts wieder zusammenführt, und die in Warschau zwischen drei und vier Uhr eintritt, bewirkt dies daselbst nicht. Man hat gesehen, daß die Frau auswärts, oder auf ihrem Zimmer allein, oder in großer Gesellschaft, die sie sich gebeten hat, essen kann, ohne daß der Herr es weiß, oder, wenn er es weiß, daß er sich daran bindet. Ist er auf dem Reichstage, und werden gerade Dinge verhandelt, die ihm und seiner Partei wichtig sind, so muß er den Ausgang abwarten, und sollte er bis an den Abend dauern. In diesem Fall ißt er entweder gar nicht, oder er fährt auf einige Minuten in ein Speisehaus, oder zu einem Freund, dem die Verhandlung nicht so wichtig ist, und der zu Hause angerichtet findet; oder er läßt sich einen Becher Schokolate in das Vorzimmer des Reichstagssaales bringen und kehrt sodann in denselben zurück. Ist er bei seinem unterhaltenen Mädchen, und gefällt es ihm gerade bei ihr, so liefert das nächste Speisehaus für ihn und für sie das Mittagsmahl; ist er bei seiner „Freundin", und diese hat sich nicht anders wohin versagt, so bleibt er bei dieser zu Mittage. Hat er einen Spazierritt außerhalb der Stadt gethan, und das Wetter ist schön, so findet er sein Mittagessen in Wola, in Mariemont, oder in Villanow; mit einem Worte, er bleibt, wo es ihm gefällt und er hat keinen dringenden Grund, gerade deshalb seinen eigenen Tisch aufzusuchen. Eben so ist es mit seinen Kindern. Hat diese ihr Spazierritt nach Lazienka geführt, so essen sie dort; haben sie in der Stadt, oder auf einem Landhause, einem Verwandten oder einer Verwandtin einen Besuch gemacht, so bleiben sie mit ihrer ganzen Gesellschaft bei diesen; finden sie irgend eine andre Lustpartie, die ihnen behagt, so nehmen sie ohne Bedenken Theil daran, und sie mögen um drei, sechs, zehn oder zwölf Uhr erst zurückkommen, so verschlägt dies dem Reste der Familie nichts, wenn man nur weiß, daß ihre Hof- oder Stallmeister bei ihnen sind. Am regelmäßigsten lebt noch die Tochter, die, da sie noch nicht in den Jahren ist, wo sie mit der Mutter die große Welt bewohnen, und allein, oder mit ihrer Hofmeisterin herumschwärmen kann, den größesten Theil des Tages zu Hause bleibt und höchstens nach Tische zu einer Freundin ihres Alters, oder in den Sächsischen Garten, oder in das Schauspiel, oder auf einen Kinderball fährt. Der Fall ist nicht selten, daß man, wenn niemand zu Hause ißt, ihr Mittagsmahl aus dem nächsten Speisehause kommen läßt. So vergehen oft drei Tage, und sie hat weder Mutter, noch Vater, noch

Brüder gesehen, wie sie auch diesen nicht zu Gesichte gekommen ist. Oft aber trifft die ganze Familie an einem dritten Orte zusammen, ohne daß einer den andern erwartet hat. Liegt es dem Gemal zuweilen daran, zu wissen, wo die Gemalin ist, so erkundigt er sich ohne Bedenken bei ihrem dermaligen Freund, und er erhält sichere Nachricht; ein gleiches thut, mit gleicher Ruhe, die Gemalin bei der Freundin ihres Gemals, und oft trifft es sich, daß sie sich bei der Gemalin ihres Freundes nach ihrem Gemal, und dieser sich bei dem Gemal seiner Freundin nach seiner Gemalin erkundigt hatte. Diese Freiheit hat man und giebt man hier.

Der Nachmittag, dessen erste Hälfte als Morgen verbraucht worden ist, geht während der Mittagstafel vorüber, und des Winters findet die anbrechende Nacht die Gäste noch an derselben. Auf sie folgt das Schauspiel, das zwischen sechs und sieben Uhr seinen Anfang nimmt, das aber versäumt werden muß, wenn man etwas später, als gewöhnlich, zu Tische gegangen ist, oder länger an demselben bleibt, was man besonders auf bischöflichen Schmausereien nicht vermeiden kann. Dagegen giebt ein anderes Haus eine Musik um acht Uhr, ein drittes große Gesellschaft und Spiel, und ein viertes eröffnet ein Privattheater um eben diese Zeit. Die Genießer haben die Wahl unter diesen drei Zufluchtsörtern; und so wählt denn der Fürst das Gesellschaftstheater, und die Fürstin die Musik, während die Prinzen und die Prinzessin das Schauspielhaus besuchen. Die große Gesellschaft mit Spiel wird diesen Abend ungenutzt vorbeigelassen, aber nicht so ein Pickenick, das man noch, wenigstens zur Hälfte, genießen kann, wenn jene andere Lustbarkeiten zu Ende sind. Die Fürstin besucht es dann noch und bleibt bis zu dessen Schlusse, das heißt, bis zwei oder drei Uhr des Morgens; der Fürst genießt nur einen Theil davon, weil er zu einem Abendessen eingeladen ist, zu welchem er sich um zehn oder eilf Uhr einfindet und welches bis um zwei Uhr dauert. Ist es im Fasching, so bringt einer von der Tischgesellschaft in Vorschlag, daß man noch die Redoute besuchen müsse, und dies geschieht. Der jüngere und schönere Theil des erwähnten Pickenicks hat denselben Einfall gehabt, und so finden sich Gemahl und Gemahlin noch einmal zusammen, aber beide nicht ohne Begleiter und Begleiterin am Arme, vermummt oder nicht vermummt, erkannt oder nicht erkannt, auf keinem Fall aber zusammenhaltend. Um sie herum springen von Zeit zu Zeit ein paar Teufelchen mit langen Schweifen und ein alter Teufel mit ungeheuren Hörnern. — Dies sind die Prinzen und einer ihrer Hofmeister. An diese schließt sich, in Begleitung einer alten häßlichen Bäuerin, ein niedliches Bauermädchen, das mit reizender Unbefangenheit Blumen austheilt — diese ist die Prinzessin und jene ihre Hofmeisterin. Man bleibt eine kleine oder größere Weile dort und fährt endlich, je nachdem sich die einzelnen Glieder der Familie mehr oder weniger belustigen, früher oder später, aber immer einzeln, und selten vor Anbruch des Tages, nach Hause und legt sich schlafen, um zu einem ähnlichen Tage wieder zu erwachen.

Die Anzahl der Familien vom Adel, welche die größesten Strecken des

flachen Landes und die meisten Ehrenstellen und Würden des Staats unter einander getheilt haben, beläuft sich vielleicht kaum auf hundert in ganz Polen. Unter diesen giebt es wiederum ungefähr dreißig, die durch ihren Reichthum und durch ihre, über jede Woiwodschaft verbreiteten, Besitzthümer, die Stimmen und Personen der geringern Edelleute, eben so gewiß, als die Gunst oder Nachgiebigkeit des Königs, die Bereitwilligkeit der auswärtigen vermögenden Minister, die Anhänglichkeit bedeutender Familien, und, durch das alles, einen siegenden Einfluß in den Geschäften der Republik, sich zu verschaffen verstehen. Zu diesen letztern gehören die Czartoriski, Potocki, Branicki, Rzewuski, Czetwertinski, Soltyk, Sapieha, Malachowski, Oginski, Czacki, Radzivil, Lubomirski, Massalski, Mosstowki u. a.; Namen, die von jeher, theils ihres Reichthums, theils ihrer Würden, theils ihres Einflusses in den Staatsgeschäften, bei ruhigen und unruhigen Zeiten, theils ihrer Weisheit, Klugheit und Gelehrsamkeit, theils ihrer Thorheit, Sittenlosigkeit, Seltsamkeit und Barbarei wegen, vor allen andern berühmt und berüchtigt gewesen sind. Es ist eine Freude für den Beobachter der Menschen und ihrer Sitten, sagen zu können, daß die Enkel dieser Familien, die jetzt noch blühen, weniger dieser letztern Untugenden wegen getadelt, als jener ersten Tugenden wegen, gerühmt zu werden verdienen. — Indessen ist nicht zu leugnen, daß sich ihm in manchen Dingen noch ziemlich merkbare Spuren von der altpolnischen Art zu sein, verrathen, und daß das, was an feinerer Ausbildung des Geistes, an größerer Mildigkeit der Sitten, an Menschlichkeit, an verminderter Selbstsucht und an Ordnungsgefühl bei den neuern Polen in die Augen fällt, mehr derjenigen Aufklärung zugeschrieben werden muß, die aus der Gewohnheit des Tages, aus der Nachahmungssucht und aus dem Luxus, als aus derjenigen hervorgeht, die seit langen Jahren in den Sitten, dem Charakter der politischen Verfassung eines Volkes befestigt ist, und durch Grundsätze, die zu natürlichem Gefühl geworden sind, unterhalten und erweitert wird.

Der verfassungsmäßige Grundsatz: es sei unter der Würde eines polnischen Edelmanns, sich um seine Land-, Haus-, Geld-, Erwerbs- und Handelsgeschäfte persönlich zu bekümmern und sich gründlich davon zu unterrichten, ist die Hauptursache des unvollkommenen Anbaues der Länder und deren geringern Ertrages, der Unordnungen in der Bewirthschaftung, der Verkehrtheiten im Haushalt und im Vertrieb der Erzeugnisse, der Betrügereien von Seiten der Aufseher, Verwalter und Pachter, und endlich des schwankenden Finanzsystems der polnischen Häuser überhaupt, wodurch der eigentliche Vermögensbestand, auch des Reichsten, so zweifelhaft wird, daß nicht einmal der Herr selbst, vielweniger die Geschäftsleute, die sich mit demselben einlassen sollen, sich feste Angaben darüber verschaffen können.

(Fortsetzung folgt.)

Eine alte Robinsonade.

Bei den Erwägungen über Sinn und Ursprung des Jul mußte uns gleich der Gedanke einfallen, daß nur in hohem Norden die Feier der heiligen Wendenacht entsprossen sein kann. Die Sonne muß thatsächlich auf einige Zeit, auf Tage, auf Wochen verschwinden, es muß wirklich eine lange und tiefe Nacht auf der Erde lagern, wenn mit wahrster Innigkeit die Sehnsucht nach dem Sterne, die Freude über sein Erscheinen erfaßt werden soll.

Man findet bei den Völkern des hohen Nordens von je her die Verbindung wildester Sanftmuth mit heldenmüthiger Ausdauer. Bei ihnen schleift der Kampf gegen die Rauhheit der Natur das Herz ab und macht dasselbe sowohl den sinnigsten wie den erhabensten Gesinnungen zugänglich. Liest man die alten Beschreibungen der Sitten des Nordens, so sollte man fast glauben, daß dort eine Urstätte christlichen Geistes gewesen sei.

Es ist uns eine solche alte Beschreibung aufbewahrt. In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gab die Drontheimische Gesellschaft für die Kunde des Nordens die Erzählung von dem Schiffbruche und der Verschlagung einer südländischen Schiffsmannschaft heraus, die im Jahre 1432 eine Fahrt nach einem Niederländischen Hafen von Candia aus unternommen hatte. Der Herr des Schiffes war Petrus Quirinus, seine hauptsächlichen Reisegefährten waren Christoph Floravant und Nicolaus Michele. Die Erzählung ihrer Schicksale rührt von diesen drei Männern her. Zum ersten Male in Deutschland gedruckt wurde das Tagebuch dieser Abenteurer in des Hieronymus Megiserus Septentrio antiquus (Leipzig 1613). Die Drontheimische Gesellschaft rief das Buch wieder ins Leben.

Wir geben hier den Inhalt dieser merkwürdigen Robinsonade.

Um sich Ehre zu erwerben und um Reichthümer zu sammeln, rüstete Petrus Quirinus das Schiff „Malvasier" in Candia aus, und begab sich auf die Fahrt nach Flandern. In der Nordsee erlitt er Schiffbruch. Von der Mannschaft, die ursprünglich 68 Personen betrug, retteten sich Quirinus, Floravant und Michele mit noch 13 anderen Personen auf das Boot, welches mit Segeln, Rudern und einigem Proviant versehen ward.

Diese Leute bekamen endlich nach vieler Gefahr und großem Hunger und Durst, den 4. Januar 1432 in einer weiten Ferne Land zu sehen, das voller Klippen und überall mit Schnee bedeckt war, was denn eine übermäßig große Freude und Hoffnung, errettet zu werden, bei ihnen erweckte: daher sie, so ohnmächtig sie auch waren, alle ihre Kräfte anspannten, um es zu erreichen. Weil aber der Wind ihnen entgegen, ihre Kräfte auch zu schwach waren, die Ruder mit Vortheil zu gebrauchen, der Tag auch nur zwei Stunden dauerte; so kam ihnen das Land wieder aus dem Gesichte, als sie die Dunkelheit und die Nacht überfiel.

Inzwischen trieben sie doch in ziemlich guter Hoffnung fort, und wurden bei anbrechendem Tage, den 5. Januar, ein andres Land gewahr, das aus sehr hohen Klippen bestand, und ihnen näher, als das vorige, zu sein schien. Nun strengten sie alle Kräfte an, das Ufer zu erreichen, was ihnen auch so weit gelang, daß sie um 4 Uhr des Nachts dicht unter das Land kamen, wo sie aber in äußerste Gefahr geriethen umzukommen, wegen der vielen Klippen und Scheeren, die sie umringten. Doch endlich entrannen sie, obwohl mit Mühe, auch dieser Noth, und landeten an einem Thale, zwischen zween Bergen, als der einzigen Stelle, wo ans Land zu kommen war. So bald sie merkten, daß das Fahrzeug auf den Sand stieß, sprangen fünf von ihnen in die daselbst noch ziemlich tiefe See, und eilten hinauf aufs Land, wo sie eine übermäßige Menge Schnee in sich schlukten, um damit ihr ausgedörrtes und verbranntes Eingeweide abzukühlen und zu löschen. Hierauf brachten sie auch ihren Kameraden einen Kessel voll Schnee, welche diese sonst schlechte und unangenehme Kost mit solcher Begierde aßen, daß Quirinus versichert, er hätte für seine Person mehr davon zu sich genommen, als er auf seinen Schultern zu tragen vermocht. Die Kost bekam einigen hernach sehr übel, insonderheit denen, die zuerst ans Land gesprungen waren. Nach dieser schlechten Erquickung brachten sie den übrigen Theil der Nacht im Fahrzeuge zu, um dadurch vorzubeugen, daß die Wellen es nicht in Stücken schlagen möchten, weil sie, um es anzubinden, weder Anker noch Tauwerk hatten. Beim Anbruch des Tages, am 6. Januar, ließen sie zwei Personen im Schiffe zurück, und die übrigen stiegen ans Land, wo sie sich in den Schnee niederlegten, um ein wenig auszuruhen, indem sie Gott dankten, daß er sie aus einer so großen Noth errettet hatte, und daß sie wieder ans Land gekommen wären, welches sie in 16 bis 18 Tagen nicht gesehen hatten; worauf sie auch von einigen Schiffsbrettern und einem Ruder ein kleines Feuer anzündeten, an welchem sie ihre erfrornen Glieder erwärmeten.

Weil ihnen der Hunger zugleich zusetzte, so suchten sie nach, ob sie noch etwas von ihrem Proviant übrig hätten: sie fanden in einem Sacke eine Menge kleiner Stücke Schiffszwiebacks vermischt, einen Schinken und ein kleines Stück Käse, welches sie am Feuer wärmten und sich damit ein wenig erquickten. In der vorigen Nacht waren bereits drei von ihren Kameraden gestorben, und zwar von denen, die zuerst ans Land gesprungen waren: welches sie vornehmlich der Menge von Seewasser zuschrieben, das sie unterweges um des unerträglichen Durstes willen zu sich genommen hatten; und da die beiden, die auf dem Fahrzeuge geblieben waren, sahen, daß niemand wiederkommen wollte noch konnte, um sie abzulösen, verließen sie das Boot und begaben sich erfroren, zitternd, bebend und halbtod zu den anderen hin.

Dieses alles war ihnen nur ein geringer Trost, der auch nur kurze Zeit dauerte: denn als sie merkten, daß sie sich auf einem öden und unbewohnten Orte befanden, wo nichts als Schnee und Klippen zu sehen war, und sie aus dem Rauche, den sie in einer weiten Ferne auf einem andern Orte, der etwa fünf italienische Meilen von ihnen lag, schlossen, es müßten daselbst Leute wohnen; so nahmen sie sich vor, des andern Tages dahin zu

reisen. Allein weil niemand des Nachts auf ihr Fahrzeug Achtung gegeben hatte, so war es zwischen den Klippen so übel zugerichtet worden daß, ob sie schon alle mögliche Mühe anwandten, es zu verstopfen und wieder dicht zu machen, das Boot, sobald sie hinein gekommen waren, sich sogleich auf verschiedenen Seiten öffnete, und endlich auf einmal zu Grunde sank, da sie denn alle durchwässert wurden, und das Land, so gut sie konnten, wieder suchen mußten. Verzweiflung, Schrecken und Furcht bemächtigte sich nun ihrer, weil sie erwarteten, sie würden auf dieser öden Stelle ganz gewiß ihren Geist aufgeben müssen, und alle Hoffnung wegzukommen ihnen benommen war, sie auch nicht das geringste hatten, womit sie ihr Leben erhalten konnten. Sie griffen zu dem Mittel, ihr Schiff ans Land zu ziehen, ob es ihnen schon große und langwierige Mühe kostete; worauf sie es in zwei Theile von einander hieben, und sich daraus zwei Hütten machten, von denen ihre Segel, und was sie von alten Kleidern fanden, die Bedeckungen waren. In der einen Hütte, in der größten, konnten zehn Personen beisammen sein, und in der andern nur drei. Sie machten sich nunmehr Feuer und Wärme von verschiedenen alten Körben und Schiffsbrettern, die sie in Stücken hieben: worauf sie sich theils ums Feuer setzten, theils in den Schnee legten und sich wärmten. Allein diese Wärme kam ihnen theuer zu stehen; denn die nassen Bretter und der viele Theer, wovon sie ganz durchdrungen waren, gaben einen dicken und häßlichen Dampf von sich, wovon ihre Angesichter und Augen dergestalt aufschwollen, daß sie kaum sehen konnten. Was noch ärger war, als dieses, so ward dadurch eine solche erschreckliche Menge kriechenden Ungeziefers herbeigelockt, daß sie ganze Fäuste voll von sammleten und ins Feuer warfen. Diese Thiere fraßen dem Schiffsschreiber das Fleisch am Halse bis auf die Knochen ab, daß er daran sterben mußte.

Inzwischen hatten sie nichts anders, ihr Leben zu erhalten, als Muscheln, Seeschnecken rc., welche sie am Ufer auffammelten und damit sich kümmerlich nähren mußten, weil davon nicht einmal eine zureichende Menge verhanden war; und dieses gab ihnen doch nur eine schlechte Nahrung, daß sie auch darüber ganz ohnmächtig wurden. Ja, sie konnten zuletzt kaum auf den Füßen stehen, und wenn sie kaltes oder warmes Wasser tranken, so gab es der Magen sogleich wieder von sich. In diesem jämmerlichen Zustande trug es sich zu, daß der Bediente des Quirinus nebst einigen andern, die ausgegangen waren, Muscheln und Schnecken zu sammlen, ein kleines hölzernes Haus fanden, das in Westen und etwas erhaben lag. Sie fanden darin und ringsum etwas Kuhmist, der ziemlich frisch zu sein schien, woraus sie schlossen, es müßte neulich Vieh daselbst gewesen sein, und in der Nachbarschaft müßten Leute wohnen. Dieses belebte sie aufs neue mit Hoffnung zur Rettung; und weil sie in ihren Hütten gegen die scharfe Kälte und den strengen Wind sehr schlecht versehen waren; so beschlossen sie sämmlich, sich in jenes Haus zu begeben, um darin mehr Schutz und Sicherheit zu finden. Doch dies zu thun, hatten nur zehn Personen Kräfte genug, hingegen waren zwei Personen unter ihnen so schwach, daß sie nicht aus der Stelle kommen konnten, daher die andern sie zurück lassen mußten. Quirinus selbst, der der

schwächste unter ihnen war, kam mit genauer Noth fort, obschon der Weg nur anderthalb italienische Meilen war. Nachdem sie bei dem Hause angelangt waren, reinigten sie es, so gut sie konnten, und fanden darin großen Schutz gegen Wind und Schnee. Uebrigens waren sie jetzt eben so übel daran, wie zuvor: denn ob sie schon überzeugt sein konnten es müßten Leute in der Nähe wohnen, die des Sommers dahin, wo sie waren, kommen würden, um ihr Vieh daselbst zu hüten; so war es ihnen doch unmöglich, sie aufzusuchen, da keiner so viel Kräfte hatte, auf den nächsten Berg zu steigen und sich umzusehen. Sie mußten dießfalls auch, um ihren großen Hunger zu stillen, ihre gewöhnliche Nahrung nur am Strande suchen, den sie in der Nähe hatten.

Es geschah an einem Donnerstage, als sie in ihr Haus zogen, und den nächsten Sonnabend erhielten sie eine besondere göttliche Wohlthat: denn da sie alle, Quirinus ausgenommen, ausgegangen waren, Muscheln zu sammeln, ward einer von ihnen einen wundersamen großen Fisch gewahr, der ungefähr zwei Zentner schwer sein konnte. Dieser lag am Strande, wohin ihn, wie es schien, die See nur vor kurzem geworfen hatte. Sie hieben ihn sogleich in viele Stücken, und brachten ihn mit einer unbeschreiblichen Freude ins Haus, wo inzwischen Quirinus ein kleines Feuer angemacht hatte, bei welchem sie ihren Fisch theils kochten, theils brateten: doch konnten sie nicht so lange warten, bis es gahr gekocht war. Ihr Hunger war so groß, daß er sie auch beinahe unter sich selbst zu Mord und Todschlag erhitzet hätte.

Es waren eigentlich ihrer Sechse, die den Fisch gefunden hatten, und erst anfingen, sich daran zu laben. So bald aber die übrigen drei, die mittlerweile an einem andern Orte gewesen, den Geruch von dem gebratenen Fische bemerkten; so bildeten sie sich ein, die anderen wollten diese Beute für sich behalten und sie unter sich allein verzehren. Ihr hungriger Magen reizte sie darüber zu einem solchen rasenden Zorn, daß sie sich vorsetzten, wenn die anderen die Beute nicht mit ihnen theilen würden, sie dieselben dazu mit Gewalt zwingen wollten, es möchte auch kosten, was es wollte, und sollte es auch das Leben selbst sein, welches sie in ihren Umständen nicht groß achteten. Mit diesem blutdurstigen Vorsatz begaben sie sich zu den Uebrigen hin, unter welchen auch einer so unverschämt war, daß er, so bald jene in die Thüre traten, anfing, sie spöttisch abzuweisen, und den andern' zu rathen, man müßte ihnen nichts davon zukommen lassen. Allein Quirinus, der gewahr ward, was in ihrem Herzen vorging, und ihre Blicke voller Wuth bemerkte, brachte die andern durch seine Vorstellungen von solchem gottlosen Vorsatze wieder ab, und bewog sie, mit den neu angekommenen Gästen ihre Beute zu theilen.

Vier Tage nach einander aßen sie von diesem Fische mit der größten Gefräßigkeit, so viel ein jeder wollte: allein da sie sahen, daß der Vorrath kleiner ward, fingen sie an sparsamer zu werden, und zu dem Ende festzusetzen, wieviel einem jeden täglich zum Genuß gereicht werden sollte. Hierdurch brachten sie es so weit, daß das übrige noch auf zehn Tage zu ihrer Unterhaltung zureichte: da sie denn nicht nur ihren Hunger stillen konnten, sondern

auch wieder ziemlich zu Kräften kamen. Merkwürdig war es, daß, so lange dieser Fisch währete, solch anhaltendes böses Wetter mit Sturm und Schnee einfiel, daß es ihnen unmöglich gewesen sein würde, aus dem Hause zu kommen, um ihre Nahrung zu suchen und würden sie nothwendig haben umkommen müssen, wenn ihnen die Vorsehung nicht diesen Fisch hätte in die Hände fallen lassen, welcher auch aufgezehret war, als das Wetter etwas besser zu werden anfing, und sie den Strand wieder suchen konnten. Mit der Strandkost mußten sie nun wieder vorlieb nehmen, obgleich sie schon wenig Nahrung gab, und sie anfingen, wie bloße Schatten und halbtodte Körper auszusehen. Ebenso hatten sie auch nichts anderes zu brennen und sich dabei zu wärmen, als den Kuhmist, der bei ihrem Hause lag.

Auf einer andern Insel, auf einem Vorgebirge, ungefähr acht italienische Meilen von dem Orte, wo sie sich befanden, wohnte unter anderen Fischern ein Mann, der zwei Söhne hatte, von denen dem einen des Nachts träumte, es wären zwei Kälber, die sein Vater im vorigen Sommer verloren hatte, hinüber auf die Insel, welche die Nordländer Santi nannten, gekommen, und er glaubte sie daselbst noch zu finden. Als er das des Morgens seinem Vater erzählte, so nahm derselbe ein Fischerboot und fuhr mit seinen beiden Söhnen an einem Morgen frühzeitig hinüber auf die Insel, und landete gerade an der Stelle, wo die Fremdlinge waren: da denn der Alte beim Boote blieb, seine beiden Söhne aber hinauf aufs Land gingen, wo sie den Rauch vom Feuer sogleich entdeckten, das die Fremden in dem kleinen Hause angezündet hatten. Dieser Umstand setzte sie in große Verwunderung, weil sie wußten, daß die Insel unbewohnt war. Da sie nun mittlerweile dem Hause näher kamen, und miteinander über die ungewöhnliche Erscheinung des Rauchs sprachen, so kam ihre Stimme dem Christoph Floravant zu Ohren, der die andern mit Verwunderung fragte, ob sie nicht eine Menschenstimme hörten? Worauf der Steuermann zur Antwort gab: es wären die verdammten Raben, die durch ihr Geschrei zu erkennen gäben, wie sie hofften, sie auch aufzufressen, so wie sie bereits an ihren todten Kameraden angefangen hätten; als aber die beiden Insulaner sich dem Hause mehr genähert hatten, so hörten sie alle, daß es wirklich Menschenstimmen waren. Floravant ging daher hinaus, und da er die beiden Leute sahe, so kehrte er sogleich wieder um und rief den andern zu: sie sollten sich freuen, denn es wären zwei Personen zu ihrer Rettung angekommen. Hierauf gingen sie alle mit einer unbeschreiblichen Freude hinaus zu den angekommenen beiden Personen. Diese wurden über den unerwarteten Anblick überaus bestürzt, und erschraken nicht wenig, da sie so viele fremde Gesichter sahen, die so schwarzgelb, bleich und mager waren, daß sie mehr Gespenster als Menschen zu sein schienen. Sie standen daher eine Zeitlang, ohne Bewegung, und ohne ein Wort zu reden, stille; da aber die übrigen, durch verschiedene demüthige Geberden und andere Zeichen, zu erkennen gaben, daß sie sich in Noth befänden, und man dem Ansehen nach nichts Böses von ihnen zu fürchten hatte, so fingen sie an zu reden und den Namen ihrer Insel zu nennen. Die armen Leute folgten darauf diesen

beiden an's Ufer zu ihrem Vater, der dadurch nicht weniger in Erstaunen gesetzt ward, als seine Söhne. Sie untersuchten darauf das Boot der Insulaner, ob einige Speise darin zu finden wäre; weil sie aber nichts antrafen, so schlossen sie daraus, der Ort, woher das Boot gekommen wäre, müsse nicht weit von ihnen entfernt liegen, und sie versuchten daher, durch verschiedene Zeichen und Geberden, ihre Fremden zu bewegen, zwei Personen von den ihrigen mit ins Boot zu nehmen, mit ihnen hinüber zu fahren, und den andern desto schleuniger Hülfe zu verschaffen. Einige kamen auf die Gedanken, man sollte einen oder zwei der Fremden zurück behalten, damit sie einer schleunigen Hülfe desto gewisser versichert wären; allein Quirinus sowohl als andere widerriethen es, aus Furcht, sie möchten die Einwohner dadurch beleidigen, deren Hülfe sie in ihrer traurigen Lage so höchst nöthig hatten.

Dies geschah an einem Freitage, und da die Abgeschickten auf dem Boote hinüber auf die Insel Rustene gekommen waren, so versammelten sich die Einwohner bei ihrer Ankunft um sie herum und betrachteten mit Verwunderung ihre Kleidertracht. Lange bemühten die Insulaner sich umsonst von den Fremden Nachrichten einzuziehen, da sie die Sprache derselben nicht verstanden, bis endlich einer der Fremden, der ein geborner Niederländer war, den Priester des Ortes, einen Deutschen und vom Dominikanerorden, auf deutsch anredete, und ihm meldete, was für ein Schicksal sie gehabt hätten, welcher es darauf den andern Insulanern berichtete.

Unterdessen lebten sie in Ansehung ihrer auf der Insel Santi zurückgebliebenen Gefährten in der größten Ungewißheit. Es verlief der ganze Sonnabend, ehe sich Jemand entschloß, diese Elenden, die dem Zustande der Verzweiflung nahe waren, abzuholen. Des Sonntags, am 2. Februar nachdem der Gottesdienst zu Ende war, stellte aber der Priester seinen Zuhörern vor, wie elend und jämmerlich es mit den Leuten stünde, indem er auf die angekommene Fremden zeigte. Dadurch wurden die Einwohner so bewegt, daß viele aus Mitleiden anfingen zu weinen, und denjenigen für glücklich zu schätzen, der zuerst fortkommen würde, den Nothleidenden zu helfen. Zu dem Ende gingen sogleich sechs Fahrzeuge hinüber auf die Insel Santi, die allerhand Arten von Speisen, die in dieser Gegend gewöhnlich waren, mitbrachten, deren Ankunft denn, bei diesen von Betrübniß und Sehnsucht halbtodten Menschen, eine außerordentliche Freude erweckte, um so mehr, da die Angekommenen ihnen ein herzliches Mitleiden und eine große Liebe erzeigten, und willig waren, sie mit sich weg zu nehmen. Der Priester war mit hinüber gekommen, und dieser fragte auf Latein: welcher unter ihnen der Schiffsherr oder Schiffspatron wäre? und da P. Quirinus sagte, er wäre es, so gab ihm der Priester etwas Roggenbrod zu speisen, welches ihm so wohlschmeckte, als ob es Manna vom Himmel gewesen wäre, und darauf gab er ihm auch Bier zu trinken. Hernach nahm er ihn bei der Hand, und bat ihn, sich ein paar aus der Gesellschaft zu wählen, um ihn auf dem Boote, das dem Obristen auf dem Lande zugehörte, zu begleiten, welcher Obriste doch nichts mehr als ein Fischer war. Dieses

that Quirinus, und erwählte dazu den Franciscus Quirinus aus Kandia und Christoph Floravant aus Venedig, mit welchen er denn auf dem Boote hinüber auf die Insel Röst oder Rustena fuhr, wo ihn bei ihrer Ankunft der Sohn des Obristen bei der Hand in das Haus seines Vaters führte, weil er so schwach und unvermögend war, daß er nicht allein gehen konnte. Daselbst ward er von der Frau des Hauses aufgenommen, die ihm mit ihrer Magd entgegen kam, und vor welcher er niederfiel, um ihr die Füße zu küssen; allein solche Komplimente war sie nicht gewohnt, daher richtete sie ihn sogleich wieder auf, führte ihn zur Wärme, und gab ihn in einer Schaale gute süße Milch zu trinken, die ihn sehr erquickte.

Quirinus, der stets in größern Ehren als die andern gehalten ward, blieb darauf nebst seinen beiden Kameraden im Hause des Obristen: die übrigen aber kehrten bei den andern Einwohnern ein, und wurden überall auf das freundlichst- und beste, nach des Ortes Beschaffenheit, aufgenommen und bewirthet.

Insonderheit brachte man ihnen Anfangs so viele erfrischende Sachen, daß sie, weil es ihnen schien, sie könnten niemals gesättigt werden, davon mehr zu sich nahmen als ihre schwache Magen vertragen konnten; daher sie auch endlich dadurch von solchen Schmerzen angegriffen wurden, daß sie glaubten dem Tode nahe zu sein.

Unterdessen aber erinnerten sie sich ihrer beiden Kameraden, die in der großen Hütte zurückgeblieben waren, als sie in das kleine Hirtenhaus zogen, und sprachen mit den Einwohnern sowohl von ihnen, als von den verstorbenen, die noch unbegraben lagen. Verschiedene Einwohner versammelten sich darauf, und fuhren mit ihrem Priester hinüber auf Santi, wo sie, unter andächtigen Gesängen geistlicher Psalmen und Lieder, die todten Körper begruben, von denen die Raben bereits das Fleisch meistens abgefressen hatten; einen aber fanden sie noch am Leben, obschon, wie man leicht denken kann, in einem kläglichen Zustande; denn er hatte keinen Menschen bei sich gehabt, war aller Hülfe und Nahrung beraubt, und sah seinen Kameraden todt an seiner Seite liegen. Diesen brachten sie mit sich auf die Insel Röst zurück, wo er doch nach ungefähr zwei Tagen seinen Geist aufgab, und anständig begraben ward.

Auf der kleinen Insel Röst waren damals, nach dem Bericht des Quirinus und Floravants, 12 Häuser oder Familien, und 120 Seelen, von denen 72 am Osterfeste als gute Christen kommunicirten. Die meisten der Einwohner waren Fischer, und nährten sich und die ihrigen nur mit der Fischerei, weil in diesem äußersten Orte des Landes keine Art von Frucht oder Korn wuchs. Doch waren sie von Natur mit gutem Verstande begabt, und konnten selbst ihre Böte, Gefäße, Stampfmühlen, Schüsseln, Körbe, Fischernetze und alles andere, was zur Nothwendigkeit ihrer Lebensart und Handthierung gehörte, machen, zurichten, binden und zusammenflechten. Sowohl Manns- als Frauenspersonen waren hübsch und wohl gewachsen, und lebten miteinander in der größten Keuschheit und brüderlichen Liebe; daher sie einander gern Gutes erzeigten, ohne Eigennutz und Absicht einigen Vor-

theils. Sie waren sehr gottesfürchtige Leute, versäumten keinen Gottesdienst, murrten und klagten niemals einer über den andern, hatten keinen Eidschwur nöthig, und man hörte sie niemals den Teufel nennen. Sie waren so einfältig, daß sie nicht daran dachten, ihr Eigenthum mit Schloß oder Riegel zu verwahren; und das was den Italienern am meisten wunderlich und unschuldig vorkam, war dieses, daß ihnen auch nicht bange wegen ihrer Söhne und Töchter war, daß weder sie andern, noch andre ihnen etwas ungebührliches zumuthen sollten. Sie konnten dieses zur Genüge daraus urtheilen, daß ihnen in dem Hause des Obristen, worin Quirinus und seine beiden Kameraden einquartiert waren, doch erlaubt war, in eben derselben Kammer zu schlafen, in welcher der Hauswirth selbst, mit seiner Frau, seinen erwachsenen Söhnen und Töchtern, dicht am Bette der Fremden schliefen. Weit entfernt, daß der Hauswirth sich darüber eine Art einer Grille hätte machen sollen, wenn er noch vor Tages nebst seinen Söhnen aufstund, um seine Fischerei wahrzunehmen, seine Frau und seine Töchter aber liegen blieben, ging er vielmehr mit eben derselben Sicherheit, als ob sie in den Armen ihrer Mutter gelegen hätten, davon und kam nicht eher, als nach acht Stunden wieder nach Hause. Denn die Unschuld und Einfalt der Jungen und Alten war so groß, ihre Herzen waren so rein und der Furcht Gottes und dem Gehorsam gegen seine Gebote so ergeben, daß sie nicht wußten oder dachten, was Unzucht und Gottlosigkeit war; daß sie sich sogar nur darum verheiratheten, um den Befehl Gottes zu erfüllen. Ueberdies waren auch ihre Frauenzimmer so rein und unschuldig, daß sie sich auch, wenn sie sich in Gegenwart der Fremden niederlegen sollten, vor ihren Augen auskleideten. Die Fremden thaten dieses ihnen nach, daß sie sich also auf beiden Seiten nach einerlei Art aus- und ankleideten, ohne die geringsten bösen und muthwilligen Gedanken, als ob sie junge Kinder gewesen wären. Aus eben dieser unschuldigen Einfalt, wie auch aus einer alten Gewohnheit, geschah es auch, daß wenn die Frauenzimmer im Maimonat ins Bad zu gehen anfingen, welches sie alle Donnerstage zu thun pflegten, sie sich zu Hause ganz nackend auskleideten, und so einen Pfeilschuß weit hinüber ins Bad gingen, worin sich Manns- und Weibspersonen miteinander badeten, indem sie allein in der rechten Hand eine Kräuterquaste, wie eine Bürste hielten, um sich damit, wie sie sagten, den Schweiß auf den Rücken abzuwischen, und die linke Hand längs der Hüfte sinken ließen, um sich gleichsam damit zu bedecken. Alles dieses sahen die Fremden ohne die geringste Anfechtung an, woran theils die Kälte Ursach war, theils wohl auch der Umstand, daß die ausgehungerten Südländer immer nur mit ihrem Magen zu thun hatten. Floravant versichert, daß er mit Wahrheit sagen könne, sie wären in Betrachtung der unschuldigen Lebensart, die sie vom 3. Februar 1462 bis zum 14. Mai selbigen Jahres, in allem 101 Tage führten, gleichsam im Paradiese unter den unschuldigen Engeln gewesen, wenn er sie mit der Lebensart in den italienischen Ländern vergliche. Sonst trugen diese Frauenzimmer lange ehrbare Kleider oder Röcke, insonderheit

wenn sie in die Kirche gingen, da denn ihre Angesichter auch mit Flören oder Schleiern so bedeckt waren, daß sie niemand ansehen konnte.

Die Insel Röst lag sonst, wie die angeführten Berichte weiter erzählen, 70 Meilen in Westen von dem äußersten Vorgebirge in Norwegen, das man der Welt Ende oder Bagdeel (Hintertheil) nennt, sie hatte 3 Meilen im Umkreise, und lag ziemlich niedrig und flach, wenn man einige Anhöhen ausnahm, worauf die Häuser gebaut waren. In der Nähe sah man auch einige Steinklippen oder Inseln, einige größer, andere kleiner, die theils bewohnt waren, theils auch nicht. Man hatte drei Monat lang im Jahre beständig Tag, nemlich im Juni, Juli und August, in welcher Zeit die Sonne niemals unterging; hingegen aber in drei andern Monaten, nemlich im December, Januar und Februar fast beständig Nacht, in welcher Zeit der Mond beständig schien.

(Schluß folgt.)

Diplomatische Revue.

Wochenschau.

Das alte Jahr schlich langsam seinem Ende zu, als hätte es eine schwere Last zu tragen. Und doch hatte es schon längst eine Sorge nach der andren abgeworfen. Es hatte sich mit Hilfe der Gasteiner Convention des Confliktes zwischen Preußen und Oesterreich entledigt, es hatte sich von der Sorge, ein Definitivum für Schleswig Holstein zu schaffen, emancipirt, es hatte in Oesterreich eine Verfassung in die Grube befördert und den guten Provinzialen des Kaiserstaates die Arbeit überlassen, eine neue Verfassung zu finden. Nach diesen befreienden Thaten fühlte das alte Jahr in der That Lust, zu jubiliren; es proclamirte die allgemeinste Serenität in der europäischen Politik, und es schlich wohl nur deshalb so sacht, so stillstandsähnlich, weil es sich noch recht lange des wolkenlosen Himmels erfreuen wollte. „Freut euch des Lebens" rief es seinen Getreuen zu, und obwohl seine Töne etwas matt klangen, seine Glieder ziemlich welk waren, so nahm man die Botschaft gern hin.

Freut euch des Lebens — das ist denn auch die Lehre, die ins neue Jahr hinüberschallt. Napoleon III. hat sie bei dem Glückwunschempfange am Neujahrstage verkündigt. Der so eben vom Wadenkrampfe wiederhergestellte Cäsar ist mit strammer Haltung unter seine diplomatischen Zöglinge

getreten, er hat feierlich nach Norden und Osten, nach Süden und Westen geschaut, und er hat die erfreuliche Entdeckung gemacht, daß nirgends ein unfrieden-drohendes Wölkchen hervorgucke.

Welches Auge könnte denn schärfer sein als dasjenige Cäsars? Freuen wir uns also, glauben wir an den Frieden, denn der Glaube ist des Friedens Vater. Haben wir denn nicht in der Freundschaft Oesterreichs und Frankreichs ein verlockendes Vorbild? Zu Magenta und Solferino geschlossen, auf den Trümmern des Züricher Friedens besiegelt, predigt uns jene Freundschaft die herrliche Mähr, daß Alles eitel sei, Niederlagen und Verträge, wenn nur ein gutes Herz im Busen schlägt.

Neugierige suchen nach dem Inhalte des Einverständnisses zwischen Oesterreich und Frankreich. Aber es ist ja grade das Große dieser Allianz, daß sie keinen Inhalt hat. An etwas Substantiellem kann man sich stoßen, über einen Inhalt, und wäre er noch so mager, kann man sich zanken, über etwas Seiendes kann man sogar in Zweifel gerathen. Aber die abstracte Freundschaft ist unversieglich, die substanzlose Allianz ist ewig, das Nichtseiende quält den Kopf nicht und ist über allen Zweifel erhaben. Es schwebt im reinen Aether des Unendlichen, es verschmäht die engen, eklen Formen der den Zeitgesetzen unterworfenen Existenz.

Nicht einmal über Italien haben sich die Höfe von Paris und Wien verabredet. Was sollten sie denn stipuliren? Daß der Status quo im Königreiche Italien anzuerkennen sei? Aber der Status quo der Victor Emanuel'schen Krone ist das Schwanken. Man lasse die Position Italiens im Unbestimmten, und es wird gerade hierin die beste Anerkennung des Königreiches liegen.

Das fühlt auch Victor Emanuel, indem er ein Ministerium einsetzt, dessen Character die Undefinirbarkeit ist. Das Cabinet des General Lamarmora ist weder staatsstreichlich, noch militärisch, noch bürgerlich liberal. Die Möglichkeit, daß er sich von dem Parlamente befreie und die Dictatur erfasse, scheint dem Könige Victor Emanuel abgeschnitten zu sein. Victor Emanuel ist an diejenigen Männer gebunden, die ihn emporgehoben haben. Er darf die ehrgeizigen Revolutionärs, die nie in die Aufopferung ihrer Volkstribunen-Rolle willigen werden, nicht vor den Kopf stoßen. Er würde vollkommen isolirt sein, falls er diese Männer aus seinem Rathe entfernte; ja noch mehr, er würde, statt seine Macht zu begründen, dann sofort zur Wiederauferstehung der alten fürstlichen Dynastien, welche er verdrängt hat, unfreiwillig das Signal geben. Es liegt also, obwohl nur die staatsstreichliche Herrschaft ihn fristen könnte, für ihn die Nöthigung vor, dem parlamentarischen Zuge zu folgen, welcher Italien mit neuen Convulsionen bedroht und dessen letzte Manifestation doch wohl wieder der nationale Krieg sein wird.

Noch vor Kurzem wiegten sich die Gemüthlichkeitspolitiker in der Ansicht, daß Italien einer Periode der Consolidirung entgegengehe. Die Aufgabe, die Victor Emanuel zu erfüllen habe, sei doch eigentlich leicht und einfach genug; er brauche nur eine gute Verwaltungsmaschine einzurichten und durch praktische Reformen den Ehrgeiz, der nach außen hin dränge, im

Innern zu beschäftigen. Freilich müsse er einigen Idealen den Abschied geben, er dürfe nicht mehr daran denken, nun gleich den ganzen Rest des Kirchenstaates zu nehmen oder die Fahne der Befreiung über Venetien zu schwenken. Vielmehr müsse er der Actionspartei den Daumen aufs Auge drücken, wobei ihm ja die so sehr krankhaft gestimmten Finanzen der italienischen Monarchie eine genügende Entschuldigung an die Hand gäben. An tüchtigen Administratoren, fuhr man fort, werde es ihm sicherlich nicht fehlen und wenn er nur erst mit der Parole, daß vor Allem innerhalb der gegenwärtigen Grenzen des Königreiches das von der Freiheit erwartete Glück realisirt werden müsse, Ernst mache, so werde er bald das Parlament und das Volk auf seine Seite bringen. Doch es ist unmöglich, daß der mit revolutionären Manövern geschaffene Thron durch parlamentarische Mittel befestigt werde. Das Königreich Italien ist aus der Wiege des allgemeinen Stimmrechtes, welchem das freischärliche Heldenthum die Nahrung zugeführt hatte, hervorgegangen. Die alten Traditionen sind zwar durch den Anprall der revolutionären Wogen überfluthet worden, aber sie sind noch keineswegs beseitigt oder endgiltig besiegt. Soll der König Victor Emanuel sich auf dem Volksthron halten, so muß er jene Traditionen überwinden und vermittelst einer tiefeinschneidenden Reform alle diejenigen Einrichtungen, die den loyalen Erinnerungen als Anknüpfungspunkte dienen könnten, zerstören. Für eine solche Arbeit ist ein Parlament nicht geschaffen; die Geschichte lehrt, daß ein derartiges Werk nur durch ein cäsarisches Militärregime bewältigt werden kann. Das Parlament repräsentirt immer blos die Verlegenheiten, die aus dem Umsturze entspringen, und seine einzige unfruchtbare Kunst wird darin bestehen, diese Schwierigkeiten mit Hilfe der Phrase zu escamotiren. In einem Parlamente, welches nach der Umwälzung aus Volkswahlen hervorgeht, wird man nichts weiter repräsentirt sehen als unklare Wünsche, unbefriedigte Leidenschaften, und die ohnmächtige Einbildung, daß ein aufgewühlter Staat sich durch patriotische Redensarten ordnen lasse. Diese Erscheinung bietet auch das gegenwärtige italienische Parlament dar. Da dem Könige Victor Emanuel wirklich durch die Umstände die Nothwendigkeit auferlegt ist, mit dem Parlamente zu gehen, so werden König und Parlament gemeinschaftlich in ein Unheil hineinwandeln, welches eine Reihenfolge von Katastrophen gebären wird.

Correspondenzen.

Berlin, den 4. Januar. Die Hauptstadt hat sich in das neue Jahr hineingeprügelt, hineingepfiffen, getrommelt, getobt und polizeilich hineingemaßregelt. Die Schutzmannschaft und der süße Pöbel haben in der Neujahrsnacht Beweise der Freundschaft mit einander ausgetauscht; so sind die beiden Mächte mit dem Beginn des Jahres auf die Bühne getreten, welche sich gegenseitig die Zukunft streitig machen: nämlich die bewegungsgierige Masse, die ins Blaue hineintumultirt und welche an keine Autorität glauben will; und die ordnende Kraft des Säbels.

Vor dieser festlichen Zukunftsbethätigung ist sogar die Trichinenfrage in den Hintergrund getreten. Das Publikum hat sich in zwei Parteien gespalten; in solche, die sich fragen, ob ihnen durch den mikroskopischen Hocuspocus das Schweinfleisch verleidet sei, und in solche, die nun erst recht dem edlen Schinken huldigen. Letztere thun es aus Unglauben, und man muß ihnen einräumen, daß diese Art der Skepsis eine recht nahrhafte sei. Bei ihnen feiert der Materialismus seine Apotheose: er hat sich zu der reinen Theorie von Nichtvorhandensein des parasitischen Gewürms vergeistigt und er verzehrt die Wurst aus Fanatismus für ein System.

An dem schweinezüchtenden Grundbesitz ist der Schlag, den das Papstthum der Medicin gegen ihn richtete, vorübergegangen. Die Engländer, welche bekanntlich für den billigsten Markt eine feine Nase haben, brachten gleich heraus, daß Herr Virchow ihnen eine gute Handelsconstellation geschaffen. Da der Preis der Schweine wich, so haben sie diese Waare zu Tausenden für ihre heimische Consumtion aufgekauft und wahrscheinlich recht dankbar die Trichinen-Qual, in die sich der Deutsche gestürzt hat, gesegnet. Durch diese Prozedur wurden die Schweine am hiesigen Markte plötzlich rar, so daß der Preis des Schweinefleisches in Berlin bald seine frühere Festigkeit wiedergewann.

Nun sind die Aerzte stiller geworden. Herr Virchow, der sonst den Parlamentarismus als Universalglücklichmachungs-Mittel anpreist, empfindet doch einen Schauder vor seiner eigenen Heilslehre, wenn der Parlamentarismus auf die Trichinen angewandt werden soll. Daß die heikelichsten Fragen der Gesetzgebung vor einer aus dem Wahllotto hervorgegangenen Gesellschaft debattirt werden, das ist ihm ein beseligender Anblick. Wenn aber eine Versammlung von Männern, denen durch ihr Interesse die Klarhaltung des Urtheils vorgeschrieben ist, zusammentritt, um über die Virchowsche Trichine zu discutiren, dann schreit er über Sacrilegium, dann verwahrt er sich gegen das Schlächterparlament; dann darf es die Debatte nicht wagen, den Schleier von seiner sogenannten Wissenschaft zu ziehen. Er ist

einmal der Unverletzliche. Auf der Tribüne des Abgeordnetenhauses ist er unverletzlich, weil es heilige öffentliche Tribüne ist, und in der Wissenschaft ist er unverletzlich, weil sie seine unöffentliche Meinung ist. Der Staat und die Behörden dürfen sich aber nicht von dieser medicinischen Unverletzlichkeit ins Schlepptau nehmen lassen. Oder wenn sie sich um die jüngsten Thaten der Aerzte bekümmern, so sollten sie untersuchen, ob nicht der Trichinenterrorismus, in dessen Namen die armen benzin-gemarterten Leute zu Hedersleben geopfert wurden, Verstöße gegen das Strafgesetz, welches die fahrlässige Tödtung ahndet, erzeugt habe. Jedenfalls zeigt sich eine Lücke in den Gewährleistungen, mit denen der Staat unsere gesellschaftliche Sicherheit zu umgeben hat. Es müßte ein Disciplinarhof für Aerzte eingerichtet werden.

Abonnements-Einladung.

Zu Neusalz a. O. erscheint im Selbstverlage des Hausvaters und Lehrers Ruhmer vom Neujahr 1866 ab in seinem vierten Jahrgange:

„Wächter für Zeit und Ewigkeit“

nebst einem Beiblatt **„Schule und Haus“.** Ersteres erscheint zu Anfang jeden Monats in der Stärke von 1 Bogen, und Letzteres zum 15. jeden Monats in der Stärke von ½ Bogen. Der jährliche Abonnementspreis des Wächters beträgt 12½ Sgr. und der des Beiblattes 6¼ Sgr. Abonnenten des Wächters erhalten das Beiblatt zu jährlich 5 Sgr. Als Motto tragen beide Blätter das Wort Psalm 56, 11: „Ich will rühmen Gottes Wort, ich will rühmen des HErrn Wort“. — Hauptaufgabe beider Blätter ist: Die heiligen Güter unseres Volkes in Kirche, Schule, Staat, Gemeinde und Familie gegen alle Un- und Widerchristen und Lästerer zu vertheidigen und unserem Volke die christliche Volksschule lieb und werth zu machen. Daneben bringen beide Blätter ausführliche Nachrichten über das Gedeihen des christlich-conservativen Lehrerbundes.

Zu beziehen sind beide Blätter zu angegebenen Preisen auf jedem Postamte des In- und Auslandes. „Mögen sie hierdurch von Neuem allen Patrioten und Liebhabern des Reiches Gottes auf Erden empfohlen und der Redaction bei den vielen, der guten Sache dargebrachten Opfern vergönnt sein, in allen Kreisen unserer christlichen Stände treue Unterstützung zu finden. Kirchen- und Schulpatrone würden dem Gedeihen beider Blätter einen besonderen Dienst erweisen, wenn sie demselben ihre Anzeigen vacanter Schulstellen zuweisen wollten.

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstraße 21.

Julian und Celinde.

(Eine Novelle von Sigismund Wiese.)

II.

Das Kloster, in welchem das mitgetheilte Gespräch stattfand, lag unmittelbar am Fuße des Gebirges. Der Höhenzug erstreckte sich diesseits in sanftem Abhange bis zur Ebene, von anmuthigsten Laubwäldern überkleidet, andrerseits aber stürzte er schroff und jäh in eine enge, tiefe Schlucht, die von einem Bach in Cataracten durchströmt ward. Eine Brücke spannte sich über diese Schlucht und verband beide Bergrücken. Das fürstlich Liewensche Schloß, eine wohlerhaltene, reichgegliederte Burg, aus dem Mittelalter stammend, krönte den gegenseitigen Gipfel, und ragte in einer Platteform über den Abgrund herein. — Julian wandelte eilend in dem Frühling voll Blätter; sein Gang war suchend und unstätt; ein unbewußter Trieb schien trotz labyrinthischer Wege ihn auf die Höhe zu locken. Zuweilen stand er still, sein trunkener Blick ruhte fragend auf der wonnevollen Umgebung, oder er lauschte auf den Gesang der Nachtigall, und Rührung überdrang sein blühend schönes Antlitz; dann, als besänn er sich, als habe er etwas vergessen, bebt' er empor und eilte mit zwiefacher Hast, den Gipfel zu erreichen.

Nun hatte er ihn erreicht, er stand frei da, ihn umdrang der Himmelshauch, der in seinen schwarzen Locken schwelgte und von der Gluth seiner Lippen trank; Wald und Bach, Luft und Nachtigall mischten ihre Stimmen in regelloser Harmonie — dunkle, unbestimmte, räthselhafte Klänge; von dem träumenden Himmel strömte Licht und Glanz herab. So mag, aus der Fluth errettet, auf hohem Felsen im Meer der gescheiterte Schiffer stehen, noch betäubt, aber in der furchtbaren Einsamkeit seinen Untergang ahnend, so stand Julian. Wohin nun? sagt' er laut und heftete den fragenden Blick an die Sterne, die ihm zu winken schienen. Da regte der Nachtgeist gewaltiger seine Schwingen, ein Schauer schien den Himmel anzufassen, die Sterne wetteiferten um Glanz, Frische und Strahl, feuriger schimmerte der Mond, und eine Fluth von Würzen wogte durch den berauschten Aether, den Berg hinab erklang des Waldes Zaubergesang, vom Himmel zur Erde schmolz in einen Odem, eine Seele das All — der Weltgeist ging durch seine Schöpfung.

Ich vernehme Dich, rief Julian aus, in der Sühne von Sein und Schein, in der Fülle des Genügens deiner Welt vernehm' ich dich; allein

Licht und Glanz überheben mich meiner selbst, mit Grauen verlier' ich mich in diese Ueberfülle. Ich trinke in dem rings ausgegossenen, heiligen Arom Deinen Athem; doch die Seele löset sich in ein Meer von Wohllust, darein ich lechzend untergehe. Ich höre Dich in diesem tausendwogigen Schalle, der seine Lösung und Bedeutung suchen und finden mag in dem Donnersange jener Sphären — o, in hoher Ahnung stürmte der gottverwandte Geist empor, aus dem Gewölbe der Natur aufzuerstehen und frei zu sein in völliger Liebe — ja zu Dir, zu Dir reißt mich alles hinauf, ich finde keine Stätte auf der Welt und ich erzittre in diesem überschwenglichen Dringen. — O Himmel, Himmel, gieb mir ein Wesen, das mich der Erde wiedergewinne, das leidet wie ich und lieben möchte wie ich; gieb mir Einschränkung, daß ich je und je rückkehrend aus dem heiligen Dunkel deiner Ewigkeit auch den Tag lieben lerne, das Leben, seinen Schmerz und seine Lust. — Indem ertönte die Orgel Marcells aus der Kirche zu ihm herauf. Die fromme Weise ergriff den hochgespannten Julian auf das innigste, er meinte die Nähe des Heiligen zu empfinden, ein Strom von Thränen brach aus seinen Augen, er verstummte. — Bald erhob er sich, und wie er erleichtert, glühenden Dankes aufgeschaut, fixirte sich mit eins sein Blick: er blieb geheftet stehen, mit fassendem Blick schaute er nach dem Schloß hinüber, seine Augen schienen zu strahlen. — Eine weibliche, jugendlich schöne, hohe Gestalt, weiß gekleidet, stand auf einem der Balkone des Schlosses. Sie lehnte leicht mit der einen Hand auf dem Gitter, das Haupt ein wenig vorgeneigt, eine Lockenfülle umwogte dieß leichte Haupt; sie schien nach den fernen Orgeltönen zu lauschen, die von dem Kloster herüberzitterten. Das Licht des Mondes umleuchtete die himmlische Erscheinung. Nun den Finger am Munde überlegte sie etwas, dann ging sie zurück. — Julian's Blicke hefteten so dringend an dem Orte, daß es schien, sie müßten daß Traumbild zurückzaubern. Schon zweifelte er, etwas Wirkliches gesehen zu haben und seine Augen irrten suchend umher. Doch wieder erblickt er die stille, heilige Gestalt. Sie, eilte schwebend leicht, nicht fern von ihm über die Brücke, dann den Bergabhang hernieder; er sahe sie in der Kirche verschwinden. — Sehnsucht, scheue Erwartung zogen ihn nach. Aufbebend trat er in den matt erleuchteten, vom Strome der Orgel durchbrauseten Tempel.

III.

In den vorweltlichen Tiefen, sagen Dichter und Philosophen, tobten die Elemente wild durch einander. Das Feuer warf in flammender Wuth zündende Blitze in die Nacht. Ergrimmt fraß Wasser und Luft an dem Starren; das Starre zerbarst und schleuderte zackige Trümmer umher. In dem Spiel rasender Kräfte rang das Chaos vergebens nach Gleichgewicht und Gestalt. Gott aber verlangte nach einer Welt, in welcher er sich offenbar werde, und Gott sprach, es werde Licht und es ward Licht.

Dieß schien Marcells Phantasie zu sagen, als er dem Genius sich hingab, und seiner Orgel die wundervollen Eingangsklänge entlockte. Celinde trat in die Kirche; die Macht der Musik überkam sie so, daß sie eine Zeit

wie festgezaubert stand, ein Bild tief erinnernder Gewalt. Sie trat an den Hochaltar und kniete hin, Wunders voll, von Andacht beschwingt.

Marcells Weisen wurden klar und friedlich, denn das Licht war die Wonne der neuen Welt und Gott war in der Welt, die schön und unbedürftig ihr Ziel in sich selbst hatte. Das Feuer strahlte in Freude und Pracht von dem sanftgeschwungenen Himmelsgewölbe, fest ruhte in ihren Bergen die weiche Erde, die das alllösende Wasser theilte und verband. Der Aether glänzte mild und die Geschöpfe, vor allen der Mensch und sein Weib verstanden einander in Freude und Friede, Alles in Allen war Gott. Jetzt zerreißt ein Schrei die bangen Lüfte und über den ewig heitern Horizont zieht ein schwarzes Gewölke; Blitze zücken, die Erde bebt, das Meer erwühlt sich in den Tiefen, die Thiere sind wild geworden und die Pflanzen empfinden nicht. Siehe, die alte Nacht will wiederkehren, die selbstisch streitende Creatur ist dem Tode unterworfen. Der sündige Mensch sieht es und erstarrt. Entartet ist durch ihn, in ihm die Welt; er soll sie durch die That seiner Freiheit der Vernunft dienstbar machen, damit das Paradies wiederkehre. Nun arbeitet der Mensch, und er jagt der verlorenen Seligkeit nach. Die Wahrheit, in deren Besitz er gewesen, will er wieder erkennen; die Gestalt seiner Sehnsucht soll zurückkehren; der mährchenhafte Bund verzehrender Gluth und süßen Selbstopfers soll wieder erscheinen, er will frei sein in Gottesliebe. Allein dieß Leben schlägt in Fäulniß seine Keime, und in Staub zerfällt seine süße Frucht: kein Himmlischer erscheint. Der Verzweifelnde geht verworren schwer in den Strudeln der Elemente unter. Wie die wilden Hunde des Meeres, die schäumenden Wirbel ihre unendlichen Kreise schlagen in die wogenden Gewässer, so stürmt und verliert sich sein taumelnder Geist in den Ringen verfluchter Begierden und rasender Genüsse. — Da erblüht aus dem geistigen Chaos ein milder Ton, die gestörte, zerrissene Harmonie wird wiedergewonnen, Liebe, Liebe heißt der Sang der Engel. Herbei, die Güte ist erschienen, die verlorene Schöne wiedergefunden, der Geist hat seinen Gehalt gewonnen; herbei, es will eine neue Schöpfung werden — aus euren Tiefen kommt, aus euren Höhlen und Wäldern, von den Fluren und Bergen, ihr Geschöpfe alle, die ihr gequält seid und hart verfeindet; auch ihr selbst, Gestirne und Blumen, Lüfte und Wässer, vernehmt es voll Entzücken: die tödtliche Spannung ist dahin, der Zorn erloschen, ihr dürft leben ohne zu vernichten, erschienen ist das Heil. Und du zerstörter Mensch — nun reiße den brennenden Siegerkranz von den blutigen Schläfen, genug des Laufens nach Zielen des Wahns, aus ist es mit der täuschenden Wunschbefriedigung und thörichten Zweckerreichung — kommt ihr Beladenen und Mühseligen, eure von Leidenschaft verdunkelten, zerrütteten Züge und Geberden sollen gelichtet werden, eure Blicke wieder Geist verkünden; bewohnt von der paradiesischen Seele göttlicher Gegenwart in Friede und Freiheit habt ihr die unvergängliche Gestalt wiedergewonnen, denn hier ist Immanuel.

Die Sprache solcher Empfindung und Phantasie durchtönte die hoch-

gewölbte Kirche. Julian ohnfern dem Hochaltare, unbemerkt schaute die Knieende in Hingerissenheit, mit himmlischem Wohlgefallen.

IV.

Es heißt, daß Raphael durch die wilden Stöße des Wirklichen aus dem Traum des Urschönen erweckt über den Abfall der plastischen Natur von dem Ideal so heftig erschreckt gewesen, daß er den Himmel glühend angefleht, ihm zur Rettung seines Genies, ja seines Lebens das Urbild erscheinen zu lassen; er habe eine Vision gehabt, in Marieen erschien ihm dieß Urbild, das Prototyp seiner Madonnen. — Celinde war raphaelisch schön. Glanz und Klarheit, Kälte und Stolz der Jungfrau hat nie ernster, unschuldiger, träumender geblickt, nie kindlicher, milder gelächelt. Ihre geistigen, schlanken Glieder, ganz durchathmet und verklärt von einer ruhevollen, keuschen Seele, der leichte Schwung dieser feinen Gestalt gaben im Anschauen das ätherische Gefühl einer seligen Welt. Jedoch damit Natur sich nicht erreiche, damit die unendliche Reihe der Geschöpfe nicht durch eine himmlische Erscheinung aufgehoben werde, war die wunderschöne Celinde durch eine etwas vorgeneigte, zu weiche Haltung nicht völlig ideal schön. — Als die großphantastische Musik aufgehört, erhob sich Celinde zu gehen, aber ihr Blick begegnete dem sie ernst, fragend und liebend anschauenden Julian. Erstaunend bis zum Selbstverlust verweilte sie eine Zeit. Marcell nahte mit Geräusch. Celinde besann sich, es übergoß sie wie ein Morgenroth und sie ging eilend. Julian folgte ihr nicht; seine Augen hingen an der Pforte, durch welche sie verschwunden, so gespannt, als sähe er die Unsichtbare. Marcell, der die seltsame Scene mit Entsetzen geschaut, rief nun unwillkürlich laut und heftig: Julian, um Jesus, welch eine Begegnung! — Er wollte die Hand des Freundes ergreifen; Julian erwehrte sich.

Nichts, nichts, sagt er mit einer Stimme, als ob er sich finden müßte und nicht könnte, mir ist — ich weiß nicht — Marcell!

In plötzlicher Selbstverwunderung schaute er den Freund ergreifend an, warf sich mit einem Schrei des Entzückens an seine Brust und weinte wie ein Kind.

V.

Feste Naturen, einmal aufgeregt, drohen in der Erschütterung zu zertrümmern. Nur die Zeit, die Mutter weisen Gleichgewichts, vermochte die Bewegung des Jünglings zu beschwichtigen, der in den Grundfesten seines Gemüths getroffen war. Als Marcell ihn ruhiger werden fühlte und in das aufgestürmte, theure Antlitz sahe, konnte er seine innige Theilnahme nicht verbergen.

Welch' ein wundersames, drohendes Ereigniß, sprach er gerührt; mein theuerster Julian, was wird deine Zukunft sein! — Hier unterbrach er sich, blickte forschend sich um und fuhr aufgeregt leise fort: Komm', komm', dies ist der Ort nicht für eine solche Unterredung, die Mönche könnten auflauern; du bist beneidet und von Spähern umstellt, ich weiß es. — Er führte Julian

seiner Zelle zu, indeß er sagte: Wehe, daß wir Einsamkeit und Nacht suchen müssen, die Tugend verbirgt sich nicht.

In dem Gemach angekommen, verschloß der Abt sorgfältig die Thür, dann sagte er eindringlich: Nun sprich zu mir, sage mir Alles, ich beschwöre dich; vielleicht, daß ich dir helfen kann, bevor es zu spät ist.

Marcell, sagte Julian weich, du weißt ja Alles.

Du kanntest Celinde vordem, fragte Marcell.

Celinde! sagte Julian mit wundervollem Accent.

Die Tochter des Fürsten Liewen, fuhr Marcell fort, die erst heute aus der Residenz zurückgekehrt ist und die der Fürst deinem Bruder zur Gattin bestimmte.

Ha, sagst du, fuhr Julian auf.

Du hast sie, bevor du Mönch wurdest, gekannt, geliebt, fragte Marcell fort.

Nichts von Allem, sagte Julian; ich wiederhole dir, daß du meine Geschichte weißt.

Gottlob, sprach erleichtert Marcell, der bloße Anblick war Grund dieser Ekstase; es kann noch gut gehen. Julian antwortete nicht, er trat an das Fenster und blickte in den Sternentag hinaus. — Der Abt überlegte indessen, was zu thun. Er sahe die schmerzliche Nothwendigkeit ein, daß er Julian entfernen und in anderes Kloster versetzen müsse. Ein Vorwand für diese Handlung, triftig und geschickt, war bald ersonnen. Schon wollt' er gehen, in diesem theuren Anliegen noch während der Nacht die nöthigen Briefe zu schreiben und zu befördern, als sein Blick wieder auf den schönen, träumenden Jüngling fiel. Aus dieser Verfassung, die leicht ein extremes Thun veranlassen konnte, mußte sein Geliebter befreit werden, bevor die baldige Abreise angeordnet war. Er beschloß, ihn bis dahin im Dienst der Kirche angestrengt zu beschäftigen. So trat er zu ihm, legte die Hand auf seine Schulter und sagte: Der Morgen dämmert auf, die Lerche singt, die Sonne wird sobald erwachen; du hast heute ein anstrengendes Geschäft, willst du nicht ein wenig ruhen?

Ja, ja, sagte Julian gänzlich gefaßt und schloß das Fenster, ich habe ja heute zu predigen.

Du mußt zerstreut sein, sagte Marcell, dein Amt will Fassung.

Ich bin gesammelt, sprach Julian.

Auch die Beichte nimmst du heute ab, fuhr Marcell fort, die Messe wirst du lesen.

Gut, sagte Julian und blieb still.

Du bedenkst deine Zukunft, fragte Marcell.

Nein, erwiederte Julian.

Du liebst, sagte Marcell mit einer Wendung — Mönch, Priester, Geweihter des Herrn.

Mein Gewissen straft mich nicht, sprach Julian ganz ruhig.

So schließest du mit dir ab, sagte Marcell fragend schmerzlich, du möchtest mich wohl sogar täuschen?

Ich will sterben, wenn ich nicht wahrhaft bin, sagte Julian fest. Nun rief mit der seelenvollen Stimme, die sein Freund wohl kannte, Marcell ihn beim Namen an und faßte aufrüttelnd seine Hand: Du schließest dich ab, Julian, wiederholte er. — Julian drückte innig die Freundes-Hand und sprach: Du verstehst die Liebe nicht, Marcell; daran hängt dann das Uebrige. Was verlangst du, welchen Aufschluß, welche Mittheilung? Willst du eine Geschichte, wie ich in diesen Zustand kommen bin, so fragst du mich, wie ich es angestellt, daß ich an das Licht der Welt geboren. Erlasse meiner Schüchternheit, an der Huld der Geliebten frevelnd, von dem Geheimniß eines Bundes zu reden, dem selbst Engel Gottes huldigen mögen. Gestalt, Geberde, Blick sind alles, entscheiden alles; eigenst hat die Liebe nur diese Sprache. Wer sich ihres Wunders nicht bewußt ist, kennt sie nicht. Soll ich dir sagen, wie ihr reines, hohes Bild mich rührt, durchzittert und weicht, so müßt' ich stottern und lallen, denn dies ist unaussprechlich. — Empfinde die nie gestillte, doch mehr als befriedigte Wollust der Flamme, die unersättliche Fülle des Aethers und Oceans, lasse dein Herz groß sein in den Wonnen der Vereinigung des Getrennten, erfahre die himmlische Auflösung der entzückt bebenden, gesühnten Welt, fühle die aus den Wogen der Liebe und Lust neu erstehende, ewige Schöpfung, verstehe Musik, Liebe und Religion — und du weißt, was mir geschehen. O wüßtest du, wüßtest du das, Marcell, du quältest mich nicht mit den unmöglichen Forderungen, mich zu bezwingen, zu hemmen, zu zerstören, du drängest nicht in mich, eine tödtliche Zukunft zu fürchten, wahnwitzige Einrichtungen zu rechtfertigen, und das Zufällige und Unwesentliche zu bedenken. Wenn du auch, und deine Mönche, ihr Vater, mein Bruder wieder uns sein werden, wisse, das Unauflösliche wird nicht gelöst. Was mich beseelt, ist wie ein Gott ist, ein Geschöpf, unbegreiflich, unsäglich, einig und ewig.

Sei vorsichtig und ruhe aus, sagte Marcell, ich hoffe alles von der Zeit. — Er umarmte den trunknen Jüngling und verließ seine Zelle. Julian sahe mit einem großen Blicke ihm nach. Daß selbst dieser ihm herzlich befreundete Mann seinem Gefühle fremd und feindlich denke und handeln werde, ließ ihn die Gefahr seiner äußern Lage ganz empfinden. — Eine Eidesdispensation durfte er zwar von Rom hoffen, aber er war arm und Celinde eines Fürsten Tochter, überdies hatte man sie seinem älteren Bruder verlobt, der in Fülle von Macht, Geist und Reichthum glänzend ihm jederzeit mit Witz und Leidenschaft feindlich gegenüber getreten, insbesondere jetzt in seinem Anspruch auf die Geliebte wahrscheinlich wildflammend ihm hundertfach entgegentrotzen werde: wie sollte er aus diesen Umständen Celinde lösen und sich gewinnen! Seine Zukunft war Nacht; er konnte keinen entschiedenen Schritt thun, er vermochte für den Augenblick nichts. Allein die Hoffnung schwellte seinen Busen, sein Leben ging hoch; ihn schreckte der Tod nicht, den er plötzlich dachte. Ja, der Tod erschien dem ganz Berauschten wie eine Erfüllung seiner süßen Sehnsucht, der Tod war in seinen Empfindungen aufgenommen, sie heischten sogar diesen Gefährten.

Hätte ich Celindens Locken berührt, verstände ich den Sinn dieser

Wundergestalt, sagte er heiß athmend; der geflügelte Geist schmachtet, die Sinne taumeln. — Er warf sich über das Lager. — Ihre Hand, ihre Lippen zu empfinden, sprach er träumend, den Odem dieses Mundes zu trinken, in den glimmenden Blicken zu zergehen! — Er schlummerte ein, Thränen drangen aus den geschlossenen Wimpern. Ihm war, er wandele im Klostergarten; Himmel und Erde schienen selig erwartend, als solle alles verjüngt werden und verklärt. Es müsse etwas werden, fühlt' er, es müsse eine Umwandelung geschehen zu allseitiger Berührung, seliger Verschmelzung, zu einem Leben der Liebe und Vollendung. Seine Brust dehnte voll und warm, da sog er den Duft einer frühen Rose, er küßte die zärtliche Blume. — O, sagte er lächelnd, träumend. — Nun war er in der Kapelle. Ueber ihm die Sixtinische Madonna erschien beseelt. Der dunkel majestätische Blick der Jungfrau, der Ernst des heiligen Kindes entzückten ihn. Celinde stand neben ihm. Die Kirche ward ganz Licht, ganz Klang, das himmlische Kind erhob segnend die Hand. Gleich war er auf den Berg entrückt, es war Nacht. Siehe, hart an dem Abgrund jenseit stand Celinde; sie war tief verschleiert, sie winkte ihm; die Wasser braußten, der Wald erklang. Ueber die Tiefe streckt er die Arme nach ihr aus, sie breitete ihm die ihrigen entgegen. Er konnte die Trennung nicht ertragen, er ward über die Kluft hinübergerissen. Sie eilte dem Glücklichen entgegen: sie umfingen sich heiß. Er empfand nicht sich mehr, nicht Celinde; in bebenden Wogen schmolzen ihre Herzen in einander, eine Flamme, eine heilige Gluth.

VI.

Celinde war an dem Tage vor dieser Zaubernacht auf den Ruf ihres Vaters aus der Hauptstadt zurückgekehrt, woselbst sie nach dem frühen Tode ihrer Mutter in dem Hause liebender Verwandten zur Jungfrau erwuchs. Durch Beispiel, Lehre und Unterricht ward sie hier sorgsam erzogen und gebildet. Nicht nur auf die Pflege der mehr äußern geistigen Gaben ging das Streben ihrer Bildner, vielmehr auf die innere Erbauung. Ihr Herz war seines höchsten Gutes gewiß worden, ihr Sinn gewann die Anschauung des christlichen Geistes. Weder durch ein Symbol verklärt, noch durch Geschmack und Vorurtheil ihrer Zeit verdunkelt und gefesselt, folgte sie fromm und frei der Religion und Poesie, den Sternen ihres Lebes. Ihr ganzes Gemüth, das Eigenthümliche, Frische, ja die Untrüglichkeit ihres Herzens leiteten sie sicher; sie war ein geistgesundes, charaktervolles und religiöses Mädchen. Heim in den Tiefen des Christenthums huldigte sie nichts weniger dem Schönen mit der vollen Kraft eines jungen, sinnvollen, bangenden Gemüths. — Ihrem Vater, der sie sehr vorliebend empfing, nahte sie mit unmittelbarem Vertrauen. Ihr Gefühl für das stärkere, wissende Geschlecht war das einer unbedingten Verehrung; ihr Vater entsprach dem Bilde ihrer Phantasie. Seine naturvolle, ruhige Begegnung hatte sie erquickt. Nach einigen Stunden durfte sie in ihre Zimmer sich begeben, damit „der liebe Ankömmling" von der Reise sich erhole. Zum Ade blickte der Fürst seine Tochter mit freundlichem Wohlgefallen an; er entließ sie nach

einer herzlichen Umarmung. Ihre Zimmer waren die ihrer Mutter, wenig verändert in der Einrichtung, wie sie dieselben als Kind gesehen. — Sie blickte fromm und warm auf die geheiligte Umgebung; ihre Erinnerung ward mächtig und sie weinte. Nun schallten die wohlbekannten Orgelklänge aus dem Kloster herüber; ihr Gemüth wurde zu schwer, zu wund und unwillkürlich trat sie unter den freien Himmel auf den Balkon. Von hier glaubte sie durch die rauschenden Buchengänge des Gebirgsabhanges ihre Mutter wandeln zu sehen, wie sie zur Kirche ging, die kleine Celinde an der lieben Hand. Sie tadelte ihre zu große Erweichung, da ihre Seele, von einem himmlischen Glauben voll, an Wärme nichts verloren, an Licht gewonnen habe. Doch wußte sie über ihren träumenden, bangen Zustand sich nicht Rechenschaft zu geben. Ohne entschiedenen, klar bewußten Willen trat sie in das Zimmer zurück, hüllte sich in ihre Schleier, verließ unbemerkt das Schloß und folgte dem oft betretenen Pfade zur Kirche. Knieen sollte sie wo sie als Kind gekniet an Seiten ihrer Mutter. So trat sie in das Heiligthum, durch die Musik Marcells bis in das innerste Herz erschüttert. Jetzt erblickte sie den schönen, sie schüchternd fragend anschauenden Julian. Ein Wunder fühlte sie, begegne ihr; ihr Gemüth war auf Wunder gefaßt. Sie überließ sich in aller Unschuld der Stärke und Neuheit des heilig schönen Eindrucks. Durch Marcells Erscheinen erschreckt verließ sie die Kirche, nicht wissend, welcher süßen Gewalt sie dahingegeben sei, von unbekannten paradiesischen Empfindungen beherrscht, deren Mittelpunkt der Unbekannte geworden war. Heimgekommen ließ sie, ohne ein Wort zu sagen, von ihren Mädchen sich entkleiden, müde von der Reise und der inneren Erschütterung in die Kissen sinkend. Ihr träumte hold und angsthaft. Ein Kind ging sie an der Hand ihrer Mutter durch tönende Wälder. — Sie zögerte, es war ihr, als müsse sie die Mutter aufhalten, aber die Mutter eilte und zog sie mit sich fort. Du sollst bei mir bleiben, Mutter, ich will bei dir bleiben, sagte sie. — Wohin ich gehe, sagte die Mutter, kannst du mir jetzt nicht folgen, aber ich werde bei dir bleiben. — Sie waren an das Ufer eines See's gekommen, aus dessen Tiefe unzählige Sterne strahlten. — Meine Mutter, wie siehst du so sehr blaß. — Kind, das ist der Tod. — Nun wandelten sie auf dem See, es ward Nacht und mit eins fühlte sich Celinde ganz verlassen. — Mutter, warum ließest du mich so allein! — Ihr ward keine Antwort. Ihr däuchte, sie solle auch versinken, aber sie trug der See. — Nun hörte sie eine Stimme: wer mich liebt, verliert die Seinen nicht! Durch dies Wort ward ihre Seele aufgerichtet und sie fühlte sich erwachsen. Da war es Tag geworden, und wie sie in dem Tage stand, schritt an dem Gebirgsabhang hin eine Procession von Männern und Frauen, Greisen und Kindern, Alle weiß gekleidet und goldene Bänder um die Stirnen. Der Tempel, dem sie zuzogen, leuchtete wie ein Mond. Sie mochte aufgenommen sein in die heiligen Reihen und auch, getragen von den himmlischen Gesängen, einen Antheil gewinnen an diesem freudigen, frommen Bunde. Siehe, ein Jüngling trat ihr entgegen und sahe sie zutrauend, fragend an, und ihr war, als flöhe ihm ihre Seele zu. — Er sagte: soll

ich dich führen, wohin diese gehen? — Sie bejahte stumm und er nahm ihre Hand — ein nie empfundener Schauer durchrieselte sie. Sie erwachte.

Fräulein, sprach ihr Mädchen, das ihre Hand gefaßt hielt, der Fürst hat schon einige Male nach Ihnen gefragt.

VII.

Indessen ward es in dem Hofe des Schlosses sehr laut. Ruf und Gegenruf, Hundegebell, Peitschenknall, Fanfaren und lustige Musik schallten durch einander, als ob der wilde Jäger sich rüstete.

Fürst Liewen war nicht ohne Unwillen an das Fenster getreten und blickte in den Hof. Der Reichsgraf, Julians älterer Bruder, nur vor wenigen Stunden angekommen, musterte den reichen Jagdzug, lobte und schalt unbändig, und gestattete dem Troß willkührlichste Freiheit und Bewegung. Graf Alfred erschien sehr vornehm, nachlässig zwar in der Art der Toilette, doch fein und prächtig gekleidet. Wider das schwarze Lockenhaar stach die hochgewölbte, glänzende Stirn hervor; seine Augen glänzten von romantischem Feuer; sein poetisch geformtes Haupt, seine hohe, schöne Gestalt trotzte von Gluth und Leben. Doch gewährte die Erscheinung Alfreds nicht den Eindruck, als walte hier ein weltlich abgeschlossener, in solcher Weise mit sich fertiger Mensch; es war eine Unruhe und lachende Verzweiflung über ihn ausgegossen, die fragen machte, ja Erstaunen erregte, und ohne Zweifel auf eine transscendentale Richtung und Stimmung deutete.

Liewen trat von dem Fenster zurück und ging nachdenklich im Saale auf und ab. Dem Versprechen gemäß, das die Väter einander angelobt, sollte der Fürst sein einziges Kind diesem unstäten, fortstrebenden Jünglinge anvertrauen; aber der Glanz, die Verbindungen, der ungeheuere Grundbesitz beider Häuser wurde durch diese Vereinigung zum Primat aller Familie im Lande. Durch solche Vorstellung wurden die flach empfundenen Bedenken Liewens bald verscheucht, und er sahe darüber hinaus, daß der grundverschiedene Charakter von Alfred und Celinde keine Verheißung eines glücklichen Bundes Beider gäbe. Ein Mann wie er, nur mit der Ehre und Ausbreitung seines Namens beschäftigt, im Uebrigen ein Freund gedankenloser Muße, bezwang seine Strupel leicht mit dem Gemeinplatz, daß Ehen, die nicht aus Genieliebe entsprungen, zum Besten ausschlügen. Freilich bedachte er nicht, daß dergleichen Bünde nur ein Glück in sich schließen, an welchem der Geist keinen Antheil hat. Verdumpft und durch jahrelange Gewöhnung von seinem bessern Selbst abgekommen begriff er nur das Glück gemeiner Seelen, die das Verständniß von Poesie und Leben eingebüßt oder nie inne geworden. Ueberdies war ihm sein eigenes Kind fast fremd geblieben; nur als Knaben hatte er den Alfred gesehen, der früh das elterliche Haus verließ, die Militärcarriere bis zum Obersten durchlief, nach dem Tode seines Vaters nur zögernd die bisherige Laufbahn aufgab, und erst jetzt zurückgekehrt war, sein Erbe in Besitz zu nehmen. — Alfred und Celinde hatten bisher sich nicht gesehen. Daß sie die Willkühr, ein äußeres Gebot für einander bestimmt, wußte nur er, nicht sie, Liewen wollte seiner

Tochter jetzt ihr Geschick verkündigen und dann die Verlobten mit einander bekannt machen.

VIII.

Celinde, erlesen, mit feiner Wahl gekleidet, trat schüchtern herein, schön und hold wie eine Rose, lieblich wie ein Morgentraum. Die Erstlingserfahrung ihres Herzens gab ihr etwas Leuchtendes und Verklärtes. Doch wenn ihr Anblick auch vorzugsweise poetisch erinnerte, so deutete doch ihr klargs Auge auf eine große, innere Bestimmtheit; ihre besonnene Haltung verscheuchte sofort den Gedanken, daß sie Schwärmerin sei. — Der Vater eröffnete ihr gleich seine Pläne für ihre Zukunft. Ihre Farbe kam und ging, doch sie entgegnete ruhig erstaunt: das verstehe ich nicht. — Auf einen selbstständigen Charakter hatte Liewen nicht gerechnet und ihr die Sache als schlechterdings unwiderruflich so mitgetheilt, als sei er keiner Gegenrede gewärtig, als verstände sich alles von selbst. Er sprach: Du wirst den Grafen sogleich kennen lernen, indessen bin ich Deiner Obedienz versichert. — Celinde sagte auf einmal: daß ich nun aufrichtig bin; blinder Gehorsam wider äußere Gebote ist mir gänzlich fremd, ich finde mich dort garnicht wieder; ich fass' es nicht, wie ich leben sollte und so mich selbst verläugnen. — Liewen stutzte. Er stand auf und sprach: ein frommes Kind ist frei in der Bethätigung des väterlichen Willens. — Celinde schwieg still. Der Fürst maß das Zimmer, dann sagte er wieder im gütigen Ton: Celinde, Du wirst Deinen Verlobten in Kurzem sehen; empfang' ihn ohne Vorurtheil und das Andere wird sich geben. — Wie geht das, fragte Celinde und preßte wie sie in großer Aufreßung pflegte ihre linke Hand mit der rechten; kann ich unbefangen sein, weil er in solcher Absicht mich zu sehen wünscht?! O Gott, ist das die Welt, von der man mir gesagt? Doch dies ist wohl nur Spiel und Traum. Seele, Freiheit, Würde — alles spricht für mich; mein Vater prüft mich nur, aber er prüft hart. — Geschwätz, sagte Liewen nun bestimmt; das Leben wird Dich eines Bessern belehren.

Ganz gewiß nicht! sprach Celinde fest. — Liewen stutzte auf's Neue, dann entgegnete er: die Zukunft entscheide das! Wozu der Worte! Vorerst siehe Deinen Bräutigam, vernimm ihn —.

Indem hörten sie ohnfern der Thür die Stimme Alfreds, er rief in den Hof: erwartet mich sobald. Nur noch einen Augenblick und wir wollen, wie jener vollblütige, rohe Dichter singt: „Ruh' erjagen," sei sie wie sie sei; zum Narren wird, wer mehr erheischt; die Welt ist rund, und wo du deinen Lauf begonnen, da zuletzt kommst du wieder an, nämlich im Nichtsein, da ist Ruhe. Inzwischen aber und zuvor vorwärts. Zur Jagd, Freunde, erwartet mich sobald.

Celinde sahe ihren Vater groß an, der fast verlegen schien.

Dieser ist, begann sie fragend — Doch Alfred trat in das Zimmer. Er war im Anblick Celindens erstaunt, auch sie ergriff diese Begegnung sonderbar.

Fräulein, sagte Alfred lächelnd, Gnade! Schönheit will Stille, ich war

sehr laut. — Celinde antwortete nicht, und Alfred wandte sich sogleich an den Fürsten: Durchlaucht wissen nicht, daß mir ein Bruder im nahen Kloster wohnt. Ich höre, daß Julian heute predigt. Wenn es Ihnen genehm ist, besuchen wir ihn nach der Jagd. Zuvor jedoch die Jagd! Ich bin begierig auf das neue Terrain. — Liewen entgegnete: Noch ist für unsere Absicht Manches, das ich zum liebsten selbst anordne, einzurichten. Achten Sie auf den Jagdruf, Graf; alsdann mag das Fest beginnen. — Er verließ das Zimmer.

Warschau's Sonne im Untergange.

(Aus den Papieren eines Reisenden, am Schluß des achtzehnten Jahrhunderts).

(Fortsetzung.) Warschau 1794.

Die Verfassung Polens vor ihrem Tode.

Der gesammte Feldbau wird durch leibeigene Bauern betrieben, mithin, trotz der unfreundlichen Aufsicht dabei, nachlässig, ohne Einheit, ohne Einsicht, nach alter unvollkommener Gewohnheit. Die Kommissarien und Verwalter, die der Herr über seine Güter setzt, thun ihre Pflicht wie Miethlinge, das heißt, nur so weit, als es ihre Bequemlichkeit und ihr Eigennutz zulassen. Einen großen Theil ihrer Obliegenheiten übertragen sie, weil sie doch auch meist Edelleute sind, die ihren Adel nicht herabsetzen wollen, wiederum niedrigern Schreibern und Vögten, und diese, gerade wie sie, den Schulzen, Oberbauern, oder Großknechten der einzelnen Dorfschaften, die zu den Gütern gehören. Diese Leute thun bei der Besorgung der Aecker, Wiesen, Viehzucht und der gesammten ländlichen Arbeiten noch am ersten ihre Pflicht, aber oft auf die empörendste Weise. Das Gefühl, über etwas gesetzt, und nicht so oft dem Kantschu unterworfen zu sein, als ihre Mitbauern, theilt ihnen einen sklavenhaften Hochmuth mit, den sie jene auf das härteste fühlen lassen, und der sie den Unterthanen noch verhaßter macht, als ihre eigentlichen Vorgesetzten, deren Druck ihnen bei weitem nicht so schwer däucht, da sie einmal gewohnt sind, sie für Wesen höherer Art anzusehen. Eben diese Leute werden oft mit ansehnlichen Ladungen von Getreide, Hanf, Unschlitt, Honig, Häuten, Holz &c. zu Lande oder zu Wasser abgeschickt, um sie zu verkaufen. Ihr Mangel an Vorsicht und Klugheit bewirkt, daß die Kaufleute, denen sie in die Hände fallen, leichtes Spiel mit ihren Waaren und dem dafür zu zahlenden Preise haben. Der gewöhnlichste Kunstgriff ist, daß man sie betrunken macht, und in diesem Zustande das Geschäft abschließt. Oft bringen sie auch, während desselben, einen

Theil der Kaufsumme durch, oder lassen sich bestehlen, und bezahlen dann zu Hause mit dem Rücken. Aber selbst die Kommissarien machen es wenig besser, und die Kaufleute nutzen auch bei ihnen ihre Kunstgriffe mit Glück. Sie lassen sich geradezu bestechen, geben, für ein verhältnißmäßiges Geschenk, die Waaren ihres Herrn unter dem gewöhnlichen Preise weg, und beweisen ihm dann mit den Rechnungen der Kaufleute, die verabredet sind, daß sie nur so viel und nicht mehr gegolten haben. Da sie gewöhnlich bevollmächtigt sind, andre Waaren dafür zurückzubringen, so hat auch noch an diesen der Kaufmann doppelten Gewinn und der Edelmann doppelten Schaden. Die Edelleute der mittleren Klasse, die sich zuweilen herablassen, ihre Erzeugnisse nach einem Handelsorte zu bringen, machen nicht immer bessere Geschäfte. Mangel an Erfahrung, Trunk, Spiel und Händelsucht bewirken nicht selten, daß sie ohne Geld, aber auch ohne Waaren, aus Thorn, Danzig, Breslau, Warschau, Riga und Libau nach ihren Gütern zurückkehren.

Es ist Grundsatz bei den großen polnischen Häusern, in so vielen Woiwodschaften, als möglich, Güter anzukaufen, um in so vielen, als möglich, Einfluß auf den Landtagen, bei Besetzung der Landämter, bei der Wahl der Reichsboten, zu ihrem Vortheile sowohl als zum Vortheil ihrer Anhänger und Verwandten, sich zu verschaffen. Da aber nicht jede Provinz von Polen gleiche Bequemlichkeit zur Ausfuhr ihrer Erzeugnisse hat, da die angränzenden Länder derselben mehr oder weniger bedürftig sind, sie mithin höher oder niedriger bezahlen; da die Auflagen und Einfuhrgefälle in dem einen benachbarten Staate höher oder niedriger sind, als in dem andern: so liegt hierin ein neuer Grund, warum sie nicht zu einer bestimmten Uebersicht ihrer Besitzungen und deren Ertrages gelangen können. Hätten sie auch einen Maßstab für ihre Güter in der einen Provinz, so paßt dieser nicht auf ihre Besitzlichkeiten in andern, und einige davon liegen oft so entfernt von ihrem eigentlichen Wohnsitze, daß sie nur binnen Jahren sie einmal besuchen und sich, wenn sie überhaupt darauf fallen, von ihrem Zustande unterrichten können. Viele ihrer Kommissarien und Pachter lernen sie kaum persönlich kennen, und doch drehet sich um die Treue und Wachsamkeit dieser Leute ihr ganzes ökonomisches Dasein und die Aufrechterhaltung ihrer Güter. Man hat mir von einem Großen erzählt, der ihrer sehr ansehnliche in Podolien und Braclaw besaß. Zu drei oder vier derselben sollten große Schlösser gehören. Er lebte, nach gewöhnlicher Sitte, entweder in Warschau oder in fremden Ländern, und war nie nach seinen Gütern gekommen, wo seine Geschäftshaber und Pachter, einer nach dem andern, auch nach ihrer Sitte, hausgehalten hatten. Seine Verschwendung zerrüttete endlich sein Vermögen, und er war gedrungen, diese Güter zu verkaufen. Die Schlösser standen auch mit im Verkaufs-Verzeichnisse. Der Käufer reisete hinaus, um die Güter zu besehen, und fand zwar sie, aber nicht die Schlösser. Auf seine Erkundigung zeigte man ihm gewisse Plätze, wo ehedem, nach den Trümmern zu urtheilen, Schlösser gestanden haben konnten, und ein sehr alter Bauer versicherte ihm, daß er noch die Steine des Einen habe wegfahren helfen, um auf einem andern Gute einen Viehstall davon zu erbauen.

Von dem allen wußte der gegenwärtige Besitzer nichts, und wahrscheinlich hatte schon sein Vater nichts davon gewußt, der vielleicht bloß nach jenem Inventarium, das sich noch in der Familie fand, den Ankauf abgeschlossen. Noch seltsamer, und, alle Umstände berechnet, nicht unwahrscheinlich wäre es, wenn sich in den Rechnungen der Kommissarien Angaben für die Unterhaltung und Ausbesserung der Schlösser, die nicht verhanden waren, gefunden haben sollten.

So kommt es, daß ein großer Theil der Landsitze in Polen, die nicht unausgesetzt bewohnt werden, verfallen und leer da stehen. Sonst geben viele davon einen guten Anblick, sind groß und haben meist weitläuftige gärtnerische Anlagen; kömmt man aber näher, so sieht man hohes Gras auf den Höfen, die Fenster vernagelt, und die Gärten zu einer Haide verwildert. Will der Besitzer ja einmal eine Weile auf denselben wohnen, so wird nur so viel Platz, als er nothdürftig zur Unterkunft braucht, eiligst vorgerichtet, und man sorgt, daß er wenigstens vor Wind und Wetter geschützt ist, so lange er da bleibt; das übrige, als Betten, Tisch- Küchen- und Stallgeräth bringt er jedesmal mit, weil er weiß, daß er dort dergleichen nicht findet. Aber auch die Schlösser, die man den größesten Theil des Jahres bewohnt, sind gemeiniglich schlecht unterhalten und armselig möblirt, und man muß darin nicht den Glanz und Geschmack finden wollen, die in vielen Pallästen, oft von denselben Familien, in Warschau so üppig angebracht sind. Der Schmutz, den man immer noch, nicht mit Unrecht, den Haushaltungen der Polen zur Last legt, ist besonders in ihrem Landleben sichtbar; und kein Wunder, da hier ihre Magd- und Knechtschaft meist aus leibeigenen Bauerburschen und Mädchen besteht, welche die Nothwendigkeit des Waschens, Scheurens und Aufräumens kaum ahnen. In Warschau finden sie Bequemlichkeiten und feinere Dienstleistungen aller Art für Geld, aber auf dem Lande finden sie weder die Begriffe davon, noch die Geschicklichkeit dazu. Wenn indessen ihnen hier alles fehlt, so haben sie gewiß keinen Mangel an Wein, englischem Bier, gebrannten Wassern und andern fremden Eß- und Trinkwaaren, die sie selbst in großer Menge verbrauchen, und ihren Gästen in Fülle und mit der aufrichtigsten Gastfreundschaft vorsetzen.

Doch je näher diese Landsitze an Warschau liegen, desto seltener findet man solche Unordnungen in denselben. Mehrere der größern Familien unterhalten dergleichen um jene Stadt, die Geschmack, Bequemlichkeit und Pracht in einem hohen Grade vereinigen.

Alle bisher aufgestellten Angaben, die Landwirthschaft und die Haushaltung betreffend, beweisen, daß es den polnischen Edelleuten, besonders den größern darunter, unmöglich ist, einen bestimmten Anschlag über den Ertrag ihrer Besitzlichkeiten und mithin ihrer Einkünfte zu machen. Daher greifen sie auch, bei ihren Ausgaben, eben so unbestimmt und planlos in ihre Kassen. Wenn es ihnen an baarem Gelde fehlt, so wissen sie nie gewiß, ob es ihnen überhaupt auf immer, oder nur einer augenblicklichen Stockung wegen, abgeht; aber desto bestimmter setzen die Geschäftsleute, bei denen sie Summen aufnehmen wollen, voraus, daß sie unsicher sind, und

sehen sich dem gemäß, sowohl in Absicht der Sicherheit ihres Kapitals, als des Betrags der Zinsen kläglich vor. Letztre sind in Polen an sich schon höher, als anderwärts, und sie sind besonders wegen der unbestimmten Kreditgesetze, und wegen des langsamen, kostbaren, in der Ausübung ohnmächtigen Rechtsganges, der noch dazu ausschließend in den Händen der Edelleute ist, so hoch gestiegen. So kömmt es, daß die polnischen Geschäftsleute ungefähr das System befolgen, welches die jüdischen und christlichen Wucherer in manchen großen Städten bei jungen Wüstlingen für das sicherste halten: sie ziehen bei der Auszahlung der darzuleihenden Summe schon die hohen Zinsen ab, nehmen sodann noch ein beträchtliches Geschenk für die Mühe, die sie sich gegeben haben wollen, um diese Summe von einem Freunde herbei zu schaffen, und treffen überhaupt solche Maßregeln, daß sie nichts oder wenig verlieren, wenn das Kapital nicht zurück gezahlt wird, aber ausschweifend gewinnen, wenn es wieder einläuft. Gelingt es ihnen aber vollends mit mehreren großen Häusern jene Verbindungen einzugehen, deren ich vorhin erwähnt habe, vermöge deren sie ihre Einnahmen und Ausgaben, gleichsam auf dem Fuße einer Girobank, besorgen: so ist ihr Gewinn desto sicherer, indem sie aus ihren Büchern sehen können, wie viel oder wie wenig, ein Jahr in das andere gerechnet, die Besitzlichkeiten solcher Familien eintragen. Daß sie diese Kenntniß mehr zu ihrem als zu jener Vortheil benutzen, versteht sich von selbst, und daher der schnelle Wachsthum mancher Wechselhäuser in Warschau, deren Besitzer zum Theil von allen, nur nicht von Kopf, entblößt, in Warschau eingewandert sind.

Auf dieses schwankende Finanzsystem bauen sie sodann ihre Art zu leben, sie mögen sich in Warschau oder in fremden Ländern befinden. Letzteres ist bei den reichern polnischen Familien sehr häufig der Fall und in der That hat auch keine Nation das Reisen nöthiger als die polnische. Ihre Entfernung von den mehr verfeinerten europäischen Ländern; die Unmöglichkeit, sich in ihrem eigenen Vaterlande von Dingen anschaulich zu unterrichten, die in Büchern oder Erzählungen ihre Neu- und Wißbegierde gereizt haben; die Nothwendigkeit, ihre politischen Begriffe und Grundsätze, durch Beobachtung anderer Verfassungen, zu erweitern und zu berichtigen; die Verpflichtung über Ackerbau, Manufakturen und Handel, in Ländern, welche die hohe Schule derselben sind, Kenntnisse einzusammeln und nach ihrem Vaterlande zu verpflanzen; und das Bedürfniß, Gefühl für die Werke der schönen Künste eben so wohl, als für feinere Sitten und reineren Lebensgenuß, in sich zu erwecken und zu nähren; diese Umstände sollten den Polen besonders zum Reisen bringen, und sie sind auch bei vielen die eigentlichen Bewegungsgründe dazu; aber bei den meisten pflegen es Mangel an Beschäftigung und die daraus entstehende Unruhe, Modesucht, Begierde es andern gleich zu thun, oder sich vor ihnen auszuzeichnen, gescheiterte politische Entwürfe, Unzufriedenheit mit der herrschenden Partei, Verfolgungen, Wunsch, ihre Gesundheit wieder herzustellen und andere Absichten zu sein, deren Erreichung weniger wohlthätig ist, als die vorhin angegebenen.

Die Art, wie die Polen gewöhnlich reisen, ist kostbarer, als die bei

allen andern Nationen übliche. Die Franzosen, Engländer und Deutschen reisen mit einem möglichst kleinen Gefolge; sie reisen mit gewissen wirthschaftlichen Grundsätzen, jeder nach seinem Stande und Vermögen; gewohnt, von wenigern Händen bedient zu sein, und überzeugt, daß eine eigene Dienerschaft, welche die fremden Sprachen und Sitten nicht kennt, auf Reisen für sich selbst eine Dienerschaft braucht, behelfen sie sich meist mit gemietheten Leuten; Empfehlungen verschaffen ihnen ohne Mühe überall soviel Bekannte, als sie bedürfen, und es fällt ihnen selten ein, ihren Gastfreunden, an Ort und Stelle selbst, einen Ersatz für ihre Aufnahme zu geben; sie wissen, daß es in der Fremde unendlich kostbar ist, durch Pracht und Aufwand sich bemerkbar machen zu wollen, und daß es nicht minder eitel ist; sie brauchen nicht so viel Waaren zum Nutzen und zur Pracht in der Fremde einzukaufen, weil sie dergleichen in ihrem eigenen Lande finden können; und sie haben endlich weniger Hang zum sinnlichen Genusse, zum Wohlleben und Spiele, und wissen sich mehr mit geistigen Dingen zu beschäftigen und zu nähren, als die Polen, die ohne ökonomischen Ueberschlag, ohne Geduld, sich über den Werth der Dinge zu unterrichten, mit einem zahlreichen Gefolge polnischer Gesellschafter und Bedienten, ihre Reisen antreten, meist ohne Empfehlungen sich in fremden Städten niederlassen, förmliche Häuser machen, um Bekanntschaften zu erhalten, die Sucht zu glänzen und aufzufallen nach polnischer Sitte befriedigen, Gesellschaften, Spiel und Gastmahle geben und alles aufkaufen, was sie noch nicht gesehen haben, oder nicht in Polen zu finden und doch zu brauchen glauben.

Unter diesen Umständen steigen gewöhnlich bei ihnen nicht nur die unvermeidlichen Kosten des Reisens, sondern auch die zufälligen, höher. Alles, was mit ihnen zu thun hat, betrügt sie, besonders in den Ländern, deren Einwohner zum Theil auf den Beutel der Fremden angewiesen zu sein scheinen: in der Schweiz, in Frankreich und vor allen in Italien.

Frankreich war von jeher das Lieblingsland der Polen. Sie schickten häufig ihre Kinder nach Straßburg, um in den Wissenschaften, und sodann nach Paris, um in den feinen Sitten Bildung zu erhalten. Sie verschrieben sich von daher Lehrer aller Art, Wundärzte, Kammerdiener, Friseurs, Schneider, Putzmacherinnen rc. und bevölkerten damit das flache Land und die Städte. Sie wohnten in französisch aufgeputzten Zimmern, schliefen in französischen Betten, kleideten sich in französischen Stoffen und Tüchern. — Da in ihrem Charakter mehrere Züge sind, die sie mit den Franzosen gemein haben, eine gewisse Lebhaftigkeit und Heiterkeit des Geistes, viel Sinnlichkeit, viel Leichtsinn, viel feiner, aber weniger gründlicher Verstand, Hang zum Wohlleben und zur Galanterie: so schmiegten sie sich um so leichter ihren Sitten an; und da sie zugleich mit diesen die Literatur jener Nation kennen lernten, besonders den Theil derselben der die große Welt nährte, so nahm auch ihre wissenschaftliche Bildung einen ähnlichen Gang, und die französische Art, die Dinge anzusehen und zu behandeln, ward die ihrige. Die Auswahl der Gegenstände aus der Philosophie der Schule und der Welt, die man für seine geistige und politische Haushaltung braucht, die

Einsichten in der Religionslehre und in der Staatskunde, und die Verschlagenheit, das leichte Gewissen, die Vorschnelligkeit und Unachtsamkeit in Führung der öffentlichen Geschäfte, sind lauter Dinge, die man in Polen ganz auf französischem Fuße wieder findet. Die Menge von Franzosen, die sich jetzt noch (im Mai 1794) in Polen befinden, erhalten immerfort diese Vorliebe für ihr Volk. Es giebt wenig glänzende Familien, deren Mitglieder nicht nach und nach, in frühern oder spätern Jahren, längere oder kürzere Zeit in Frankreich gewesen wären; es giebt einige, die ganz nach Frankreich gezogen sind und dort leben; es fehlt sogar nicht an solchen, die ihre Besitzlichkeiten in Polen ganz verkauft und sich dort als Staatsbürger niedergelassen haben.

Nach England gehen die Polen weder so häufig, noch auf so lange Zeit. Der Charakter der Engländer sagt dem ihrigen weniger zu, weil er nicht zuvorkommend, nicht mittheilend gegen Fremde ist, und weil der Zug von Nationalhochmuth in demselben den eitlen Polen beleidigt. Dazu kömmt, daß dieser, bei dem ausschweifendsten Aufwande, unter den dortigen Verschwendern sich doch nicht auszeichnen, und daß er, trotz seinem Gelde, von dem dortigen gemeinen Volke doch keine Achtung, vielweniger die gewohnte Demuth und Unterwürfigkeit, erlangen kann.

Die Schweiz und Italien ziehen ihn weit mehr an. Die Natur in diesen beiden Ländern, ist der Natur seines väterlichen Bodens und Himmels so entgegengesetzt, zeichnet sich auf so mannigfache Weise vor denselben aus, daß schon hierin eine große Quelle von Vergnügen für ihn liegt. In Italien kömmt noch dies hinzu, daß er in den meisten Städten Adel findet, der diejenigen Fremden sehr freundlich behandelt, die ihm in ihrem eigenen Gasthofe zu essen geben; an ihn im Spiele verlieren; mit seinen „Conversationi,“ bei bitterem Thee und matten „sorbetti,“ zufrieden sind; bei seinen Kleider-, Bilder- und Uhrenlotterien fleißig Loose nehmen; bei den von ihm empfohlenen Künstlern, ohne zu handeln, einkaufen; und endlich bei der Abreise, für alle diese gastfreundlichen Gefälligkeiten, der Frau vom Hause noch ein feines Geschenk — anzwingen. Diese Aufmerksamkeiten, die er sich solchergestalt bei den Vornehmen erkauft, und die erheuchelte Ehrfurcht, mit welcher ihm das Volk begegnet, um ihn desto besser zu betrügen, tragen viel dazu bei, daß er in Italien lieber, als in andern Ländern, verweilt. Am häufigsten findet man ihn aber in Venedig, Rom, Neapel und Florenz, wo er, da es ihm überdies nicht an Geschmack für die Künste fehlt, sich am längsten aufzuhalten pflegt. Der größeste Theil der neuerlich ausgewanderten Patrioten, die Malachowski, Sapieha, Soltyk, Mostowski, Sobolewski u. a. befinden sich jetzt in einer von diesen Städten. Eine Fürstin Lubomirska und der ältere Neffe des Königs, Stanislaus Poniatowski, leben schon seit mehreren Jahren in Rom.

Der merkwürdigste unter den neuern gereis'ten Polen ist ein Graf Johann Potocki. Er hat eine Reihe von Jahren nach und nach in allen Ländern von Europa gelebt, und ist in Frankreich, Italien, England und Spanien wie zu Hause; er hat die Türkei durchstreift, und Arabien, Syrien

und einen großen Theil von Persien gesehen. Die Nachricht von der Revolution in seinem Vaterlande brachte ihn zur Zeit des Konstitutionsreichstages dahin zurück. Er hatte sie in Marocko erhalten. Seine Kleidung war halb orientalisch, halb polnisch. Da er den größesten Theil der Oberfläche des Erdballs gesehen hatte, so wollte er ihn selbst noch endlich unter seinen Füßen sehen. Als nämlich Blanchard um jene Zeit mit seinem Luftball nach Warschau kam, stieg er mit ihm, von dem Garten des Hofmarschalls Mniczech aus, über die Erde empor. Er nahm seine gewöhnlichen Reisegefährten, einen wohlbeleibten Türken und einen weißen römischen — Pudel, mit in die Luft, und flog von Warschau nach Wola, wo er wohlbehalten ankam.

Er ist übrigens ein Mann von einem sonderbaren, aber liebenswürdigen Charakter, der Gelehrsamkeit und Künste sehr schätzt, auch selbst ein Buch über die polnische Geschichte in französischer Sprache geschrieben hat. Er vermählte sich bei seiner letzten Zurückkunft, mit der berühmten, höchst reizenden Prinzessin, Julie Lubomirska, und schien seinen unstäten Geist dadurch fesseln zu wollen. Die Aufhebung der neuen Konstitution entfernte ihn abermals aus seinem Vaterlande, und da bald nachher seine Gemahlin gestorben ist, so wird er wahrscheinlich eine neue Wanderung angetreten haben. Es fehlt mir aber an neuern Nachrichten von ihm.

Im Ganzen genommen nutzen die Polen ihre häufigen Reisen so gut, als irgend eine andre Nation, aber nur für gewisse Fächer. Sie lernen die Sprachen der fremden Länder mit großer Leichtigkeit, und sprechen sie mit Anmuth und Richtigkeit; sie schmiegen sich fremden Sitten mit Gewandheit an, und ihre Manieren erhalten in einem hohen Grade jene Abgeschliffenheit, die den Mann von Welt und gutem Tone verräth, und die bei ihnen um so angenehmer wirkt, da ihnen die Natur meist mit einem regelmäßigen, geschmeidigen Wuchs und einer feinen, edlen Gesichtsbildung zu Hülfe gekommen ist; sie erwerben sich einen feinen Geschmack in den Künsten und manche angenehme Kenntniß für Unterhaltungen, die zu ihrem Begriffs- und Wirkungskreise gehören; mit einem Worte: sie sammeln für ihre Existenz als adeliche, reiche, unbeschäftigte, flatterhafte, geistvolle, egoistische und eitle Lebensgenießer reichlich ein, vernachlässigen aber fast ganz, was sie, um eben den Preis, Nützliches für ihr Vaterland und Wohlthätiges für ihre Unterthanen in Absicht des Ackerbaues, der Manufakturen, des Handels, der Wissenschaften und der sittlichen Bildung einsammeln und durch eigene Ausübung verbreiten könnten, auch des höhern und glücklichern Platzes wegen, den sie einnehmen, zu verbreiten dem Reste ihrer Nation schuldig wären.

Der Kern der großen und feinen Welt in Warschau besteht meist aus Personen, die auf diesem Wege zu ihrer Ausbildung gekommen sind. Sie bleiben Muster und Richtschnur für die übrigen, die nicht an der Quelle selbst schöpften, und werden von diesen so willig nachgeahmt, wie sie selbst ihre Vorbilder in Frankreich, England und Italien nachahmten. Die große Welt in Warschau hat also einen Ton, der in vielen Stücken dem Ton an-

derer Nationen ähnelt, der aber auch eine Menge eigenthümlicher Züge darbietet.

Vormals war in Frankreich der Charakter der großen Welt Streben nach Würden und Auszeichnung im Staate, nach persönlicher Gunst des Fürsten, nach dem Ruf eines muthvollen Kriegers, eines schlauen Geschäftsmannes, eines prächtigen Wirths, eines angenehmen Gesellschafters, eines geschmackvollen Kunst- und Kleiderkenners, eines witzsprudelnden Schöngeistes, eines zuversichtlichen Weiberstürmers, eines unerschöpflichen Erfinders von Pomaden, Frisuren, kleinen Spielen und niedlichen Geräthschaften. —

In England suchen die Großen ihre Auszeichnung in kostbaren Pferden und Wagen, in hohem Spiel, in gewagten Wetten, in der studirtesten Bequemlichkeit aller zum Leben gehörigen Dinge, in prächtigen Landsitzen, in hoffärtiger Begünstigung der Künste und Wissenschaften, in einer gewissen kostbaren Einfachheit ihrer Kleidung, in einem zwanglosen aber kalten Benehmen, in einer sorgfältig ausgebildeten Eß- und Trinkfähigkeit und einer prahlerischen Vermögenheit bei Weibern.

In Italien ist die Art der großen Welt Glanz von außen und Wirthschaftlichkeit von innen, prächtige Paläste mit vernagelten Fenstern, unschätzbare Kunstsammlungen und kein erträglicher Tisch und Stuhl, Heere von Bedienten und Läufern mit ungekämmten Haaren, Dutzende schöner Wagen im Schuppen verschlossen, glänzende Gesellschaften und kein rauchender Schornstein, hunderttausend „Zecchini" im Vermögen, und nichts als kupferne „bajochi," oder „grani," oder „crazie" oder „soldi" im Beutel, mit allem, was Italien Erlauchtes hat, verwandt, und in einem verblaßten Seiden- oder abgeschabten Tuchrock gekleidet. —

Die polnische große Welt vereinigt viele dieser, unter drei Nationen zerstreuten, Züge, hat aber auch für andere gar keinen Sinn. So hat sie mit den ältern Franzosen den Durst nach Würden, Orden und andern Abzeichen, den Hang zur Gesellschaftlichkeit, zum Wohlleben und zum galanten Verkehr mit Weibern, die Gastfreundschaftlichkeit aus Politik und Eitelkeit, ganz gemein; weniger die Sucht, Verse und Bonmots und neumodische Erfindungen zu machen; am wenigsten das Ringen und Streben nach der Gunst des Königs. Das Letztere hat sie, der Verfassung wegen, nicht nöthig; es ist sogar, aus eben der Ursache, üblich, sich wenig um den Fürsten zu bekümmern und ihn mit einem gewissen stolzen Selbstgefühle zu behandeln. Wenn man sich diesen Ton gegen den jetzigen König seltener erlaubt, so hat er es nicht seiner Würde als König zu danken, sondern blos seinen höchst liebenswürdigen Manieren und Eigenschaften als Privatmann, und seinem feinen, überaus geschickten Benehmen als Menschenkenner.

Mit den englischen Großen und Reichen haben die polnischen dies gemein, daß sie viel auf Pferde und Fuhrwerk halten, hohes Spiel lieben, gerne für Herkules bei den Weibern gelten, gern viel essen und trinken mögen; aber der Hang zum Wetten, zum Anbau prächtiger Landsitze, (die man freilich in Polen nicht so häufig aufsuchen würde, um sie zu — besehen) das Streben nach der üppigsten Bequemlichkeit, nach Einfalt in der Kleidung;

ein kaltes Benehmen und Begünstigung der Wissenschaften; diese Dinge liegen weder in ihrem Charakter, noch in ihren Sitten, noch in ihrer Verfassung und Landesart.

Mit der italienischen großen Welt hat die polnische zwar in einigen Zügen Aehnlichkeit, aber in den meisten ist sie ihr ganz entgegengesetzt. Sie liebt, wie jene, z. B. den Anbau großer und prächtiger Paläste, vollendet sie aber oft nicht, wie jene, theils, weil die Anlage für ihre Mittel zu kostbar war, theils, weil sie die Zeit, sie zu bewohnen, nicht erwarten kann; sie hält gern Schwärme von Bedienten, wie die italienische, kann aber nicht, wie diese, es dulden, daß sie schlecht gekleidet sind und Mangel leiden; sie liebt Glanz von Außen, aber auch Fülle von Innen; und kostbare Kunstsammlungen hätte sie so gerne wie die italienische, aber Polen ist das Land nicht, wo der Eitelkeit dieser Genuß verschafft werden könnte. Wagen halten die Polen weniger als die Italiener, und die sie haben sind in der That nicht eingesperrt sondern auf allen Straßen. Gesellschaften geben sie mehr als die Italiener, und die Schornsteine hören nicht auf dabei zu rauchen. Hohen Verwandtschaften machen die Polen, über ihre Kräfte, Ehre, durch Aufwand, Orden und Würden; und wenn sie baares Geld haben, so führen sie es in strotzenden Beuteln, mit Ausschluß aller Scheidemünze, in den schönsten holländischen Dukaten bei sich, die sie für die geringsten Gefälligkeiten, mit etwas mehr als Freigebigkeit ausspenden.

Züge, die man bei der großen Welt keiner andern Nation in Europa findet, sind, daß die Magnaten wahre Hofhaltungen haben, die von Unterthanen und Vasallen bevölkert werden; daß sie wahre Armeen halten, die in ihrem Solde stehen; und endlich, daß sie Ansprüche auf die erhabenste Würde im Staate machen, und alle mögliche Mittel, sie zu erhalten, wirklich in Bewegung setzen können.

Während des Revolutions-Reichstages, zwischen den Jahren 1788 und 1792 hatte der gesellschaftliche Verkehr der großen Welt in Warschau einen Grad von Lebhaftigkeit und Glanz erreicht, auf welchem es sich vielleicht ehedem bei wichtigen Angelegenheiten der Nation, Wochen lang, aber nie eine Reihe von Jahren hindurch, erhalten hatte. Was sich nur von hohen, mittleren und niederen adelichen Familien, jede nach ihrem Rang und ihren Ansprüchen, in Warschau erhalten konnte, war da. — Die bisher auf Reisen gewesen waren, kamen nach Hause. Was Theil für oder gegen die Staatsveränderung nahm, streute Geld mit vollen Händen aus und gab Feste über Feste, um Anhänger zu gewinnen. Ein ähnliches thaten diejenigen fremden Minister, deren Höfe nach der Zeit, bei Aufhebung der neuen Konstitution die thätigste Rolle spielten. Dies brachte eine Lebendigkeit, eine Abwechslung, ein Interesse und eine Pracht in das gesellschaftliche Leben, die ihres gleichen kaum hatten und die Theilnehmer daran, in mehr als einer Rücksicht, gleichsam aufzureiben drohten.

Unter den großen polnischen Häusern, welche die Hauptsammelplätze dieser unruhigen Welt waren, zeichneten sich besonders die schon genannten Czartorycki, Malachowski, Sapieha, Potocki, Oginski u. a. aus. Der König

gab auch öfter zu essen, als gewöhnlich. Sein Bruder, der Primas, und die Bischöfe von Posen, von Liefland u. a. gaben ebenfalls häufig Gesellschaften. Der preußische Gesandte, Lucchesini, gab ihrer mehr, als sonst diese wirthschaftliche Macht ihren Ministern gut zu thun pflegt, und der russische, Herr von Bulgakow, veranstaltete, aber nur in den ersten Zeiten des Konstitutions-Reichstages dergleichen, die seinem Geschmack und dem Glanze des russischen Hofes Ehre machten. Es gab ein solches Gedränge von Lustbarkeiten, daß nur wenig einzelne Personen körperlich stark genug waren, sie alle zu ertragen und zu überwinden. Uebrigens waren sie, je nachdem sie stark oder schwach, und von diesen oder von jenen Personen besucht wurden, der Maßstab, nach welchem man die politische Partei des Wirthes und die politischen Grundsätze und Entwürfe der Gäste bestimmen konnte. Zwar wurden auch einige veranstaltet, die gleichsam für das allgemeine Publikum bestimmt, und bei deren Zusammensetzung alle politischen Rücksichten vergessen sein sollten. Solche waren die Feste bei Geburts- und Namenstagen der Kaiserin, des Königs von Preußen, des Königs von Polen, der polnischen Großen, bei der Ankunft hoher Personen, die man ehren wollte, bei Durchsetzung der Konstitution und bei ihrer Jahresfeier; aber man glaube nicht, daß sie darum ohne politische Bedeutung besucht oder versäumt worden wären. Unterrichtete wußten unter der großen Menge der Anwesenden wohl zu bemerken, wer nicht da war und warum er nicht da war; und es erweckte z. B. schon vielen die peinlichste Besorgniß, als der russische Minister Bulgakow bei keinem der zahlreich besuchten Feste, die wegen der Einführung der neuen Konstitution und bei ihrer Jahresfeier gegeben wurden, zugegen war; so wie er selbst bei den Festen, die er veranstaltete an den Ausgebliebenen eben so viel Gegner des russischen Systems leicht erkennen und sich dem gemäß gegen sie benehmen konnte.

Die Anzahl von Menschen, die sich zu diesen großen Gesellschaften versammelten, belief sich oft auf fünf-, sechs- und achthundert Köpfe. Gewöhnlich nahmen sie nach Tische ihren Anfang, und dauerten bis nach Mitternacht. Sie vereinigten, was sonst einzeln große Gesellschaften unterhält: Spiel, Musik, Ball, Goutee, Soupee, Konversation ꝛc. — Der den Polen ganz eigenthümliche Geschmack an Hülle und Fülle zeigte sich bei solchen Gelegenheiten in seiner ganzen Größe. Mehrere Zimmer und Säle waren rund herum mit Tischen besetzt, die ihrer Last hätten brechen mögen. An Eßwaaren aller Art war der höchste Ueberfluß. Ungarische, französische, spanische und deutsche Weine, von denen man anderwärts nur kostet und nippt, wurden hier in langen Zügen getrunken. Gebrannte Wasser wurden in ungebührlichen Gläsern gegeben. Limonade, Borgeade, Bavaroise standen in Gefäßen da, worin man anderwärts starken Trinkern Bier hinstellen würde. Kaffee und Chokolade flossen unaufhörlich aus ungeheueren silbernen Kannen. Berge von Konfekt, von Früchten, von geröstetem Brod, wandelten auf weiten Tellern in den Sälen unaufhörlich herum. Rotten von Schwelgern versuchten, wie weit die Amalgamationskraft ihrer Verdauung ginge, wie lange die Geschmacksnerven ihrer Zunge Empfindung behielten; und

eben so boten unersättliche Genießer anderer Art, im Koncertsaale, im Tanzsaale, unter den Augen, an der Hand, in den Armen der reizendsten Weiber, in der Unterredung mit den geistvollsten Männern, oder der anlockendsten, reichsten Bank gegenüber, allen Empfindungen und Leidenschaften volle Weide dar.

In diesem Gedränge schien alles gleich, und Anmaßung und Schüchternheit waren gleich weit entfernt. Wer ein Kleid trug, das zur Gesellschaft paßte, hatte alle übrige Eigenschaften, die dazu erforderlich waren, zugleich mit ihm angezogen. — Kein neugieriger Blick, keine kleinstädtische Frage beunruhigte sein Selbstgefühl; die schönste Hand war zum Tanze sein, wenn sie nicht schon versprochen war; die erlauchtesten Personen setzten sich mit ihm an einen Spieltisch; die geistvollsten Sprecher wußten es ihm Dank, wenn er ihre aufmerksamen Kreise erweiterte. Selbst Plumpheit im Benehmen und Gierigkeit im Genusse fielen an einem Orte nicht auf, dessen Dunstkreis und wollustvolle Regsamkeit nicht bestimmt waren, die Gefühle und ihre Aeußerungen in wohlabgewogener Ordnung zu erhalten Das Geräusch und die Händelsucht der Trinker, die egoistische Trockenheit der Esser, der tretende und reißende Frohsinn der Tänzer, die blasse Standhaftigkeit der Spieler, die blinde und taube Glückseligkeit der Verliebten, die Unterhaltungssucht gern gehörter Schönsprecher, und viele andere Dinge zeigten sich, wie immer, wenn der Menschen viele in einer gewissen Bewegung bei einander sind, in einem gemilderten Lichte, und die nüchternsten Gemüther fühlten mit jedem Pulsschlage ihr Blut wärmer und schneller kreisen, und, statt den trunkenen Sänger neben sich, den beredtsamen Schwachkopf hinter sich, den linkischen Tänzer vor sich mit Strenge zu beurtheilen, löste sich wohl diesmal ihre Selbstgefälligkeit in ein Lächeln über solche Menschlichkeiten auf.

Das Ende dieser Gesellschaften war eine allgemeine Abspannung. Die Esser, Trinker und unglücklichen Spieler waren gewöhnlich die ersten zum Aufbruche, die Tänzer, die zugleich verliebt waren, und die glücklichen Spieler, die letzten; arme diplomatische Unterkundschafter, die bezahlt waren, bloß zu sehen und zu hören, was vorginge, und für den folgenden Tag einen Gesandtschaftsbericht zu füllen, die allerletzten.

An Eß- und Trinkwaren blieb in Neigen gewöhnlich noch soviel übrig, daß sich die gesammte Dienerschaft zum Schlusse des Ganzen, die ungeheuersten Magen vollends überladen und den Verstand, bis auf die entfernteste Spur, vollends hinwegtrinken konnte.

Vom Verwahren und Verschließen der Ueberbleibsel, die mit Gewalt nicht haben weggestopft und verschlungen werden können, ist in den großen polnischen Wirthschaften keine Rede; und rettet ja der Marschall etwas, so ist es nicht zum Besten der Herrschaft, sondern zu seinem eigenen Genuß und Vortheile.

Die großen maskirten Bälle, die man während des Karnevals zu geben pflegte, kamen den erwähnten Festen sehr nahe und waren oft, der Personen zahl nach, ungleich stärker. Gewöhnlich ging eine Abendtafel von neunzig

bis hundert und zwanzig Gedecken voran, und nach derselben wurden die Masken eingelassen. Für solche Bälle, wie für jene Feste, wurden zwar Billets ausgetheilt, aber aus keiner andern Ursache, als weil doch der Raum nur eine gewisse Anzahl Gäste fassen konnte. An Knickerei, oder Ausschließung mancher Stände oder Personen, wurde nicht dabei gedacht. Die Kosten solcher Gesellschaften stiegen von fünfhundert bis auf zweitausend Dukaten. Daß diese Angabe nicht zu hoch sei, kann man nach dem einzigen Umstande berechnen, daß selbst in den einfachsten nichts als Champagner und Burgunder zum Getränk gegeben wird.

Außer diesen zufälligen, wurden in mehreren großen und mittleren Häusern, stehende Gesellschaften an bestimmten Tagen gegeben. Eine der zahlreichsten und glänzendsten dieser Art, war Sonntags bei der Schwester des Königs, Madame de Cracovie. An diesem Tage pflegt er schon seit Jahren des Mittags bei ihr zu speisen. Nach der Tafel, von vier Uhr an, füllten sich die Säle mit allem, was Warschau Großes, Reiches und Schönes an Einheimischen und Fremden in sich faßte, um dem König die Kour zu machen. Um sieben Uhr fuhr er gewöhnlich nach dem Schlosse zurück und die Gesellschaft zerstreuete sich zu andern Vergnügungen.

Der Reichstagsmarschall Malachowski gab Dienstags eine große Gesellschaft, die nicht minder zahlreich und prächtig war, als die bei der Schwester des Königs. Koncert, Spiel, Konversation, zuweilen Tanz, waren die Unterhaltung in derselben. Niemand wurde dazu eingeladen, sie stand jedermann, der nur anständig gekleidet war, ohne Ausnahme, offen. Doch wurde es denen, die zum Abendessen bleiben sollten, angezeigt.

Bei dem Primas war Freitags „Cosetta", eine offene Gesellschaft, die nur im Namen von den gewöhnlichen verschieden war. — Sie nahm um sieben Uhr ihren Anfang und dauerte bis um neun Uhr. Das große und feine Publikum von Warschau fand man hier immer sehr vollständig beisammen. Die Unterhaltung war die gewöhnliche. Zum Abendessen wurde niemand behalten.

Der Reichstagsmarschall Sapieha, der Kronmarschall Mniczech, der Feldherr Oginski, die Fürstin Radzivil, der Fürst Czartoryski, der Marschall Radczinski und mehrere andere Häuser, sorgten, daß die übrigen Wochentage oft doppelt und dreifach besetzt waren; und so durchlief man den ganzen Cirkel von Zeitvertreib und Belustigungen, welche die große Welt für sich erfunden hat, und die, trotz ihrer Mannichfaltigkeit, einer öftern Wiederholung und mithin dem Ueberdrusse sehr unterworfen sind.

(Fortsetzung folgt.)

Eine alte Robinsonade.

(Schluß.)

In dieser Gegend war fast keine andere Speise gewöhnlich, als Fische, insonderheit Stockfisch, den man ohne ihn einzusalzen, durch den Wind oder durch die Sonne trocknete, da er denn so dürre und hart wurde, wie ein Stück Holz. Wenn sie ihn zum Essen zurichten wollten, so klopften sie ihn erst mit einer Axt recht mürbe, und bereiteten ihn hernach mit Butter und Specereien zu einer sehr wohlschmeckenden Speise. Doch bekam man zuweilen auch etwas Ochsenfleisch zu essen, wie auch Kuhmilch zu trinken, mit welcher die Einwohner auch Roggenmehl und andere Sachen vermischten und eine Art Brot buken, welches den Südländern nicht gar zu gut schmeckte. Gleichergestalt wollte ihnen ihr Getränke, das in saurer Milch bestand, auch nicht schmecken, da sie dessen ungewohnt waren; doch pflegten die Normänner auch Bier zu trinken.

Ihre Häuser waren von Holz gebaut und rund, ganz oben in der Mitte des Dachs hatten sie ein Loch, durch welches das Licht hineinfallen konnte, welches Loch sie des Winters mit Fischhaut bedeckten, die so zubereitet war, daß das Licht hindurch zu scheinen vermochte. Ihre Kleider waren meistentheils aus grobem Tuche gemacht, nicht aber aus Fellen, außer daß die Mannsleute theils rothe, theils schwarze Ueberwürfe von Fellen trugen. Die übrigen Kleider waren alle vom Tuche, welches von Farbe entweder blau, roth, grau oder aschfarbig war, und ihnen für guten Kauf und einen geringen Preis aus Dänemark zugeführt ward. Um ihre Kinder abzuhärten und zur Kälte zu gewöhnen, bedienten sie sich einer sonderbaren Methode, indem sie dieselben bald nach ihrer Geburt, und wenn sie nur vier Tage alt waren, ganz nackend auf die bloße Erde legten, und zwar gerade unter das Loch im Dache, welches sie öffneten, damit der Schnee hindurch fallen konnte. Dadurch und durch andere solche Mittel wurden sie starker Natur, und konnten hernach, wenn sie aus den Kinderjahren kamen, die Kälte, sie mochte so strenge sein als sie wollte, ertragen.

Die Kälte war auch des Winters in dieser Gegend so scharf, daß die armen Italiener, die mit Kleidern nur schlecht versehen waren, große Mühe hatten, sich dagegen zu schützen, weil sie eine so grausame Kälte niemals gewohnt gewesen. Und sie fiel ihnen am beschwerlichsten, wenn sie an Festtagen oder Sonntags in die Kirche gehen sollten, wohin sie eine gute halbe italienische Meile zu gehen hatten; doch stunden sie alles dieses durch den Beistand Gottes gut und glücklich aus. Ebenfalls mußte man sich darüber verwundern, daß, ob sie schon zweier ganze Monate lang, weil sie nicht satt

werden konnten, eine unbeschreibliche Menge Speisen nach dasiger Landesart, an Fleisch, Butter, Stockfisch und überaus großen Helleflynder oder Queiten verzehrten, doch keiner von ihnen starb, was sie nicht würden ausgehalten haben, wenn die Speisen, die sie genossen, nicht so gelind und leicht zu verdauen gewesen wären. Wenn ihr Magen davon zu sehr überladen und krank ward, so war das Arzneimittel dagegen frische Kuhmilch, welche sie so frisch und warm tranken, wie sie gemolken ward, denn jeder Hausvater hielt zum Unterhalt seiner Familie fünf bis sechs Kühe. Uebrigens bestand der ganze Reichthum der Einwohner statt des Geldes in Fischen, womit auch Handel und Wandel bestritten ward. Es wurden des Jahres eine unzählige Menge Fische gefangen, besonders viel Helleflynder, die fast den Fischen ähnlich sind, die die Venetianer Passare nennen, und überaus groß waren, indem einige darunter zwei Centner am Gewicht hielten, länger als 6 Fuß, breiter auf dem Rücken als zwei Fuß und dicker als zwei und ein drittel Fuß waren. Sie wurden in Stücken gehauen und eingesalzen, da sie dann eine gute Speise sind. Eine unglaubliche Menge von solchen Fischen schifften sie hernach im Maimonat in ein großes Schiff von 50 Tonnen ein, und brachten sie über 1000 italienische oder 250 deutsche Meilen nach der Stadt Bergen in Norwegen, welche eine große Stapelstadt war, indem dahin aus vielen Gegengen Schiffe von 300 bis 350 Tonnen kamen, die mit allerhand Sachen beladen waren und zwar aus Deutschland, England, Schottland und Slavenland alles mitbrachten, was zur Kleidung und Unterhaltung des Leibes nöthig war. Diese Waaren, insonderheit Leder, Tuch, Eisen und verschiedene andere kostbare Sachen, tauschten die Nordländer für ihre Fische ein, weshalb sie ganz und gar kein Geld nöthig hatten. Wenn sie nun eingetauscht hatten, was sie wollten, so zogen sie damit wieder nach Hause, und unterwegs nahmen sie an einem gewissen Orte eine Ladung Holz mit, um sich zum Brennen und andern Nothwendigkeiten das ganze Jahr über damit zu behelfen. Außerdem, daß die Einwohner dieses Orts besonders gottesfürchtige und andächtige Christen waren, die so liebreich miteinander lebten, daß keine Dieberei und kein Eigennutz bei ihnen stattfand, so waren sie auch, insonderheit die Alten, dem Willen Gottes so ergeben, daß sie, wenn Vater oder Mutter, Ehemann oder Eheweib, Kinder oder andere Verwandte mit Tode abgingen, sich sogleich, so bald der Kranke todt war, ohne Murren oder Klagen in ihre Hauptkirche begaben, wo sie dem Höchsten dankten, daß er dem Verstorbenen so viele Jahre bei ihnen leben lassen, und nun zu sich gerufen hätte, Theil an jener himmlischen Gnade zu nehmen. Mit dem unfehlbaren Willen Gottes wohl zufrieden, lobten und priesen sie den Höchsten und bezeigten weder in Worten noch in Geberden die geringste Sorge und Traurigkeit, gleichsam als ob der Verstorbene, um zu schlafen, sich niedergelegt hätte. Wenn ein Ehemann starb, so ließ die Wittwe an dem Tage, da er begraben ward, allen Nachbarn ein großes Gastmahl anrichten, die sich denn in ihren besten Kleidern dabei einfanden, welches die Wittwe selbst auch that, die zugleich beständig unter dem Gastmahle die Gäste aufmunterte, sie sollten sich recht gütlich

thun, und es sich zur Erinnerung des verstorbenen Mannes und auf seine ewige Ruhe und Seeligkeit recht froh sein lassen.

Ringsum bei dieser Insel Rustene hielt sich eine unzählige Menge Seevögel auf, die die Einwohner in ihrer Sprache Muxi nannten, die Venetianer aber Cocali marini, und die sich gerne in solchen Gegenden einfinden, wo Menschen sind. Hier waren sie so zahm, wie Haustauben. Als der Frühling heranrückte, stellten sich auch wilde Gänse in großer Menge ein, die ihre Nester hin und wieder an den Klippen bauten, vornehmlich aber dicht an den Wänden der Häuser, wo sie so zahm waren, daß auch, wenn die Weiber hin zu den Nestern gingen, um Eier zu holen, die Gans das Nest verließ, damit sie desto gemächlicher so viel Eier wegnehmen konnten, als sie wollten. Die Gans setzte sich darauf wieder auf ihr Nest, ohne im Geringsten dadurch beunruhigt zu werden.

Nachdem sich die Fremdlinge auf der Insel bis in den Maimonat aufgehalten hatten, so fingen die Einwohner an, sich zur bevorstehenden gewöhnlichen Reise nach Bergen anzuschicken, wohin sie die Fremden mitzunehmen gedachten. Da nun das Schiff fertig war, und es so weit kam, daß die Fremden für das, was sie verzehrt hatten, sich dankbar beweisen sollten, verehrten sie ihren Wirthen einige kleine und geringe Sachen, die ihnen noch übrig geblieben waren, nämlich sechs silberne Schaalen oder Becher, sechs Gabeln und Löffel. Hierauf empfingen sie von allen Einwohnern einige Fische zum Geschenke, und nahmen freundlichen Abschied von ihnen, nicht ohne Thränen auf beiden Seiten, so daß alle Weiber und Kinder mit den Fremden zugleich weinten, welche am 14. Mai 1432 an Bord des Schiffes gingen, das von dem Wirthe des Quirinus mit seinen drei Söhnen geführt wurde. Da sie nun Rustene weit im Maimonat hinein verließen, so war der Tag bereits so lang, daß sie die Sonne 48 Stunden hinter einander am Himmel sehen konnten.

Die Reise ging gut von statten, mehrentheils durch sichere Fahrwasser, wo man sich der Ruder bediente; und stets gegen Süden, zwischen Klippen und Bergen, fortlief, auch auf allen Erdzungen und Vorgebirgen gewisse Zeichen fand, welche anzeigten, wo die rechte und sichere Fahrt und die See am tiefsten war. Zwischen den Bergen hörten sie ein starkes Geschrei und großen Lärmen von vielerlei Arten von Seevögeln, die daselbst ihre Nester hatten. Wenn diese stille wurden, so merkten die Reisenden, daß es Zeit zum Schlafen sei, und gingen also zu Bette, ob es gleich stets Tag blieb.

Unterwegs trafen sie auch viele bewohnte Inseln und Klippen an, und überall, wohin sie kamen, erzeigten ihnen die Einwohner alles Gute, und gaben ihnen Milch, Fische und andere Speisen, ohne die geringste Bezahlung. Es trug sich auch zu, daß sie unterwegs den Erzbischof von Drontheim antrafen, welcher in geistlichen Sachen über alle diese Inseln und Klippen, ja über alle Kirchen in ganz Norwegen, Island und Grönland zu befehlen hatte. Er war mit zwei seiner Schiffe angekommen, die mit Riemen fortgerudert wurden, und worauf sich sein über 200 Personen starkes Gefolge befand. Sie machten ihm die Aufwartung, und da er vernahm, in welcher

Noth sie gewesen, wie schlecht ihre Umstände, und von welcher Nation sie waren, so bezeigte er ihnen sein Mitleiden und bot ihnen seine Hülfe und Dienste an. Er versah sie auch mit einem Empfehlungsschreiben an seine erzbischöfliche Stadt Nidrosia oder Drontheim, wo der Körper St. Olaus, ehemaligen Königs in Norwegen, gezeigt ward. Und dieser Brief kam ihnen hernach sehr zu Statten.

Nachdem sie lange und viel mit dem Erzbischof geredet hatten, nahmen sie Abschied von ihm, und setzten ihre Reise fort; allein, da ihr Schiffspatron nach Drontheim kam, und daselbst vernahm, daß ein großer Krieg zwischen seinem Herrn, dem Könige von Norwegen und den Deutschen entstanden war, setzte er sich vor, nicht weiter zu reisen. Er ließ sie also an einer kleinen Insel bei Drontheim, die bewohnt war, ans Land setzen, und reis'te wieder zurück, nachdem er die Einwohner dieser Insel gebeten hatte, sich dieser Fremden anzunehmen. Des Tages darnach kamen sie nach Drontheim, wo die Einwohner, nachdem sie erfahren hatten, daß sie Venetianer waren, ihnen viel Gutes erzeigten, und ihnen mit Rath und That zur Hand gingen, und zwar um ihres Königs St. Olaus Willen, weil sie wußten, daß ihm zu Venedig auf seiner Hin- und Herreise in das heilige Land alle Ehre und Liebe wiederfahren war. An diesem Tage führte man sie in die Kirche des heiligen St. Olaus, ein herrliches und prächtiges Gebäude, wo der Statthalter mit allen Einwohnern der Stadt dem Gottesdienste beiwohnten. Nachdem dieser geendigt war, ließen sie dem Statthalter melden, wer sie wären, woher, und wie sie hierher gekommen wären. Hierauf fragte der Statthalter P. Quirinus, ob er Latein verstände? und da er ja darauf antwortete, so bat er sie alle zur Mahlzeit, wozu er sie selbst abholen zu lassen versprach. Sie gingen darauf wieder in die Kirche, sie waren aber nicht lange darin gewesen, als ein Kanonikus zu ihnen kam, und sie mit sich in das Haus des Statthalters nahm, wo sich viele andere Gäste befanden, und sie sehr freundlich und höflich aufgenommen, wie auch mit vielen Gerichten, nach der Landesart, bewirthet wurden. Nach der Mahlzeit wurden ihnen gute Quartiere angewiesen, und der Statthalter und die Domherren versahen sie reichlich mit allem, was sie nöthig hatten. Inzwischen war Quirinus stets darauf bedacht, wie sie wieder zurück nach Hause kommen möchten. Dießfalls begehrte er des folgenden Tages Rath und Hülfe, um nach Deutschland oder England zu kommen. Nach einer langen Unterredung und Berathschlagung ward endlich beschlossen, es wäre das beste für sie, wenn sie, bei gegenwärtiger Kriegszeit, und damit sie nicht nöthig hätten, über so viele Meere zu fahren, nicht gerade nach Dänemark gingen, sondern zuerst nach Schweden, wo ein Landsmann von ihnen war, Namens Johann Franco, den der König von Dänemark zum Ritter geschlagen hatte, und der auf einem Schlosse des Reichs, Stichimburg genannt, wohnte. Hierher hatten sie noch eine Reise von 53 Tagen zu thun. Nachdem sie sich in Drontheim 10 Tage aufgehalten hatten, so reis'ten sie am 9. Juni weiter; da denn Quirinus dem Statthalter den Fisch verehrte, den man ihn auf Röst mitgegeben hatte, nebst einem silbernen Gürtel und einem

Petschier; und der Statthalter schenkte ihm dagegen Stiefeln und Sporen, eine kleine Axt worauf sein Wappen und das Bild des heiligen Olaus war, einen Hut, ein paar Satteltaschen von Leder, einige Brode und etwas Hering und vier Rheinische Gulden. Ueberdies hatte Quirinus auch vom Erzbischof ein Pferd zum Geschenk bekommen. Der Statthalter ließ ihnen einen Wegweiser nebst zwei Pferden zukommen. Die Reise ging 53 Tage hintereinander stets gen Osten fort. Sie hatten inzwischen beständig Tag. In einigen Gegenden mahlten die Bewohner aus Baumrinde, welche wie Kürbisse durchschnitten war, Mehl, vermischten es mit Milch und Butter, und buken daraus kleine Kuchen, die sie anstatt des Brodes gebrauchten, und die sie den Fremden vorsetzten, um sie zugleich mit Milch, Butter und Käse zu speisen. Man gab ihnen dabei Ostvand (vermuthlich Molken) oder saure zusammengelaufene Milch zu trinken. Doch trafen sie zuweiler bessere Herbergen an, wo sie Bier, Fleisch und andere Dinge, die sie nöthig hatten, bekamen. Ueberall wurden sie freundlich aufgenommen und nichts ihretwegen gespart.

Auf dieser Reise durch das Königreich Norwegen, kamen sie oft in Herbergen, wo die Leute im Schlafe lagen, ob es schon heller Tag war; da denn ihr Wegweiser, der des Landes Art und Weise kannte, nichts destoweniger die Thüren öffnete. In den Häusern fanden sie Essen auf dem Tisch, der mit Bänken und Polstern von Fellen, die mit schönen Daunen und Federn ausgestopft waren, und die man anstatt der Matratzen gebraucht, umgeben war. Sie aßen von allem was sie vor sich fanden ganz frei, und legten sich darauf, um auszuschlafen, nieder. Es begab sich dabei oft, daß indem sie solchergestalt schlafend lagen, der Hauswirth hineintrat, der sie dann mit Verwunderung ansah; und wenn er vom Wegweiser erfuhr, woher sie kamen, ihnen Mitleiden bezeigte, und ohne Entgeld zu essen gab. Daher verzehrten diese 12 Personen und 3 Pferde auf der ganzen Reise, die 53 Tage dauerte, nicht mehr als die vier rheinischen Gulden, die man dem Quirinus in Drontheim geschenkt hatte.

So waren sie denn auf dieser Reise ziemlich lustig, und hatten ihr ausgestandenes Unglück beinahe vergessen.

Vier Tage vorher, ehe sie Stichimburg erreichten, kamen sie nach Varsteen, dem Geburtsort der heiligen Brigitte, die einen Orden und dazu gehörige Observanz-Kapellane gestiftet hatte. Daselbst hatten die Könige und Fürsten des nordischen Landes ihr zu Ehren eine sehr kostbare und überaus herrliche Kirche, die überall mit Kupfer bedeckt war, bauen lassen, und in welcher Quirinus 62 Altäre zählte. Bei selbiger Kirche war ein Kloster für eine Menge andächtiger Nonnen von dem Orden der heiligen Brigitte wo unsere Reisende als arme Fremde wohl bewirthet wurden; denn das Kloster hatte große Einkünfte. Nach zwei Tagen reis'ten sie weiter, und nach vier Tagen kamen sie zu ihrem Landsmanne, dem Ritter Herrn Johann Franco, den sie zu ihrer Freude und zu ihrem Troste zu Hause fanden. Er gab sich alle Mühe sie zu trösten und ihnen zu helfen, nachdem sie ihm ihr Unglück und ihren Schiffbruch ausführlich erzählt hatten, denn er war

beides von Natur und aus Gewohnheit ein höflicher und mildthätiger Mann. Vom 18. Juli 1432 an waren sie 15 Tage in seinem Hause, wo es ihnen wohl ging; und weil es eben um diese Zeit war, da in bemeldeter Kirche der heil. Brigitte zu Vadsteen jährlicher Ablaß ausgetheilt zu werden pflegte, so nahm er sie mit sich dahin, nicht allein, damit sie des Ablasses theilhaftig werden und die Menge von Leuten sehen möchten, die sich daselbst versammelte, sondern auch um sich zu erkundigen, ob etwa ein Schiff daselbst vorhanden wäre, das nach Deutschland oder England segeln wollte, damit sie mit demselben abreisen könnten. Am 1. August reis'ten sie im Gefolge des Ritters dahin, der seinen einzigen Sohn und mehr als 100 Pferde in seinem Gefolge hatte. Sie waren diesmal fünf Tage unterwegs, alle Abende aber kamen sie in gute Herbergen, und zwar an solche Orte, die unter dem Befehle des Ritters standen, in welchen sie wohl aufgenommen wurden. Des Abends vor dem Feste kamen sie zu Vadsteen an, und fanden eine unzählbare Menge Menschen, die sich aus vielen Gegenden versammelt hatten, indem viele vom Adel, auch andere aus Dänemark, über 600 italienische Meilen weit sich einfanden, viele aus Deutschland, Holland, Schottland und aus andern Gegenden, die weit über's Meer dahin gekommen waren, und viele aus Norwegen und Schweden, welche die Reise zu Lande dorthin gethan hatten. Kurz, es war ein Conflux nordischer Völker, ein scandinavisches Verbrüderungsfest, wie es im sogenannten Mittelalter nicht selten war und das christliche Formen angenommen hatte. Es war, mit andern Worten, der Beginn der großen Herbstversammlung der „Michael-Messe," die im Verkehr der mittelalterlichen Völker eine große Rolle spielte.

Unsere vielgeprüften Südländer erfuhren, daß acht Tagereisen von Vadsteen in einem Seehafen, Lodesen genannt, Schiffe lägen, von denen das eine sofort nach Teutschland abgehen sollte, worüber sie überaus vergnügt waren. Nachdem sie Ablaß bekommen hatten, nahmen sie den dritten Tag darauf Abschied von J. Franco, der sie bereits mit Kleidern zur Genüge versehen, und ihnen das nöthige Reisegeld gegeben hatte, so wie er sie auch jetzt durch seinen Sohn bis Lodesen begleiten ließ, und sie mit den nöthigen Pferden versah. Und in dieser glücklichen Weise endeten ihre nordischen Abenteuer.

Diplomatische Revue.

Wochenschau.

Die Stellung Oesterreichs zu Frankreich war auch in der vergangenen Woche der Gegenstand der Besprechungen. Die Einen halten die venetianische Verfassung für ein Resultat des austro-fränkischen Einverständnisses, während die Andern behaupten, die Verkündigung eines freieren Lebens in Venedig habe von vorn herein zu dem Programm des Ministeriums Belcredi-Mensdorff gehört. Vielleicht lassen sich beide Ansichten vereinigen; vielleicht wußten die österreichischen Minister schon im Augenblicke ihres Amtsantrittes, daß die Versöhnung mit Venedig und Italien das Correlat des Ausgleiches mit Ungarn sei, und sie haben nur den Zeitpunkt der Proclamation der französischen Freundschaft abgewartet, um auf einigermaßen sichere Weise den unitarischen Flüchtlingen die Rückkehr über den Mincio zu gestatten.

Im Uebrigen charakterisirt sich die Situation immer noch durch den Stillstand der Ereignisse und durch das Ausbleiben von Thatsachen nach denen der umschwunglustige Geist sich sehnt. Auf die Frage, was es Neues gebe, erhalten wir bei den Einen ein spöttisches Lächeln, bei den Andern ein melancholisches Achselzucken zur Antwort. „Vollkommene Stockung, merkwürdige Stagnation, tiefe Ruhe", das sind die einzigen Ausrufe, zu denen sich der Politiker herabläßt. Allerdings ist es eine merkwürdige Ruhe, wenn man bedenkt, daß eigentlich kein Grund existirt, ruhig zu sein, sondern daß die derbsten Anlässe, sich zu beunruhigen, vorhanden sind. Wo ist denn eine feste Grundlage, auf welche sich die Staaten verlassen könnten? Wo ist auf dem ganzen Continente Europas eine gegen den Zweifel und gegen das Siechthum gesicherte Verfassung? Wo ist die Zuverlässigkeit der Verträge? Ja, wo ist nur die Haltbarkeit derjenigen factischen Zustände, welche an die Stelle der umgeworfenen Verträge getreten sind? Was die constitutionellen Länder der festländischen Staaten betrifft, so sehen wir überall das Schwanken zwischen einem Verfassungsgesetz, welches eine todte Maschinerie bleibt, und einer Gewalt, welche noch nicht so weit durch die Entwickelung der Thatsachen unterstützt wird, um den Unterthanen ein neues, brauchbares und anerkanntes Gesetz aufzuerlegen. Was die äußere Politik angeht, so erblicken wir zerstörte Verträge, unzuverlässige Allianzen, extraordinäre Gestaltungen — wie das Königreich Italien — die jedoch noch der allseitigen Sanctionirung harren. Wir erblicken schachzugartig eingenommene Positionen, die erst noch den Punkt, für welchen die Schachfigur demnächst bestimmt ist,

errathen lassen. Kann dieser Gesammtanblick der europäischen Dinge beruhigend sein? Und doch wird die vollkommenste Ruhe verkündigt, und doch wird nicht blos gesagt, daß nichts passire, sondern es wird sogar hinzugesetzt, daß Nichts passiren könne, Nichts zu erwarten sei. Man sollte im Gegentheil denken, es müßte allen leitenden Männern die unbändige Lust, zur Lösung den Anstoß zu geben, in den Nerven arbeiten.

Diese wunderbare Situation ist durch Preußen geschaffen worden, und sie macht der preußischen Diplomatie alle Ehre, denn sie entspricht unseren Interessen.

Die erste Bethätigung des Einflusses besteht darin, daß man andere Menschen in Bewegung setzt; die nächstgrößte Bethätigung zeigt sich darin, daß man den Andern die Fähigkeit des Bewegens raubt, daß man sie auf einen Fleck festbannt. In beiden Arten des Einflusses hat Preußen seine Meisterschaft bewiesen. Zu der Zeit, wo es klar wurde, daß Preußen die Lösung der schleswig-holsteinischen Frage in die Hand zu nehmen entschlossen sei, geriethen alle Höfe in Wallung, Eintags-Gesandten kamen nach Berlin, Ausgleichungsvorschläge wurden entworfen, eine Fluth von Depeschen ergoß sich über das Cabinet von Berlin. Diese Bewegung dauerte vom Herbst 1863 bis zum Sommer 1864. Inmitten der Aufregung, welche jedoch zugleich die Desorientirtheit der andern europäischen Cabinette offenbarte, schritt Preußen unbeirrt vorwärts. Nun geschah eine allmälige Erschlaffung, hervorgerufen durch den Aerger, daß Preußen sich durch die wirre Noth der Regierungen nicht aus dem Texte bringen ließ. Aus Neid gegen die sogenannte kleinste Großmacht wollte man zeigen, daß man die eigenen Regungen nicht von den Thaten Preußens abhängig machen wolle. Die Cabinette fingen an, eines nach dem andern stille zu stehen. Die Spannung gegen Preußen war es, welche ihnen die Lähmung bereitete. Der Vortheil aber bleibt auf unserer Seite, da Preußen während der Pause seine Kräfte sammeln kann, um im richtigen Momente dem stockenden Uhrwerke der Diplomatie einen neuen Anstoß zu geben.

Für denjenigen, der aus dem Geschwätz der Zeitungen nicht seine Belehrung schöpft, wird jene Pause dadurch noch interessanter, daß die Zeitungen so höchst uninteressant werden. Die Schadenfreude ist doch wohl erlaubt, welche sich an der Noth, an der Ignoranten-Verlegenheit der Tagespresse ergötzt. Die Herren waren doch sonst so klug. Nach unserer Ansicht aber saß von je her den Zeitungen eine gewisse Langweiligkeit in den Gliedern, die jetzt endlich zum Ausbruch und zur allseitigen Offenbarung gelangt ist. Die Zeitungen haben sich zu sehr gewöhnt, einen einzigen Maßstab an die Ereignisse zu legen. Es fehlt den Tageblättern diejenige Kühnheit, welche es sich herausnimmt, auch ab und zu ketzerisch zu sein, falls das Ketzerische interessant ist. Die Phrase, mit der ein Ereigniß abgethan wird, liegt immer schon auf der Redaction bei der Hand, es muß die orthodoxe Partheiphrase sein, möglicherweise ein wenig gewürzt mit persönlicher Polemik, künstlich gereizten Ausfällen, galvanisirt-leidenschaftlichen Insinuationen. Da kommt denn also das Ereigniß, es wird todt und platt auf den Präpara-

tentisch der Redaction gebreitet, und daran mit dem Parteimaßstabe herumgepaßt. Ein lebendiges Ereigniß gelangt kaum mehr frisch und anregend in die Zeitungen — es müßte denn einmal eine rechte Ente sein.

Vielleicht bringt das neue Jahr allmählich eine Reform in die Mache der Zeitungen. Die freie Presse ist bei uns in Deutschland noch zu jung, als daß sie bereits den Gipfel der Vollkommenheit erstiegen haben sollte. Entwöhnen wir uns, die Ereignisse aufzuspießen, wie Schmetterlinge, bevor wir sie den Spalten der Blätter überantworten. Seien wir lieber ein bischen Wunderthäter. Streuen wir ihnen noch Schmelz und schillernden Puder auf die Fittiche, geben wir ihnen ein paar tausendfach prangende Seifenblasen mit auf den Weg. Es ist immerhin besser ein wenig zu gaukeln als zu langweilen. Vor Allem müssen sich die Redacteurs einen freieren Blick für das Geschehende aneignen, und eine unabhängige Manier in Tractirung desselben erwerben.

Correspondenzen.

Berlin 11. Januar (Literarisches). Wir haben es seit längerer Zeit versäumt auf die hier erscheinende Zeitschrift für Preußische Geschichte und Landeskunde hinzuweisen, deren Inhalt an Bedeutung und Gediegenheit mehr und mehr gewinnt. Die Veranlassung, die Zeitschrift von Neuem der Aufmerksamkeit der Leser zu empfehlen, bietet uns ein im Januarhefte erschienener Aufsatz des Dr. Albert Kotelmann über die Finanzen des Kurfürsten Albrecht Achilles. Nach den Actenstücken fränkischer Archive, die bisher den Forschern entgangen waren, ist es dem Verfasser gelungen, eine noch nicht beleuchtete Seite der Regierung jenes Kurfürsten, nämlich die finanzielle, in das gebührende Licht zu stellen. Zugleich bringt die Arbeit des Dr. Kotelmann beachtenswerthe Aufschlüsse in Betreff des Hoflebens und der Finanzwirthschaft des Mittelalters überhaupt.

Wie wir hören, wird die genannte Zeitschrift binnen Kurzem als Seitenstück zu der obigen Abhandlung eine Schilderung der finanziellen und und politischen Verwaltung einer späteren brandenburgischen Zeit, nämlich der Regierung der Neumark unter dem Markgrafen Johann, publiciren. Der Verfasser, Herr Geheime Regierungsrath Zitelmann, wurde während seiner früheren Stellung bei der Regierung zu Frankfurt durch das Studium des dortigen Archives veranlaßt, den Markgrafen Johann zum Gegenstande einer tiefer greifenden Forschung zu machen. Was etwa noch zweifelhaft

blieb, wurde durch den Einblick in die Urkunden des geheimen Staatsarchives und des geheimen Ministerialarchives zu Berlin so wie in die Documente der Universitätsbibliothek zu Breslau ergänzt, und so entstand eine Biographie des Markgrafen Johann, aus welcher nunmehr ein Theil in der Zeitschrift für Preußische Geschichte erscheinen wird. Ein kleinerer Theil ward schon in der von Herrn Geheimerath Zitelmann herausgegebenen Geschichte der Bildung des Regierungsbezirks Frankfurt benutzt.

Es gehört zu den erfreulichen Erscheinungen der jetzigen Zeit, daß die Beschäftigung mit unserer vaterländischen Vergangenheit, mit den Grundfesten der Dynastie, mit den Quellen Preußischen Ruhmes im Steigen begriffen ist. Wer diese Richtung befördert, der nimmt zugleich auf positive Weise an dem Kampfe gegen die staatsauflösenden Bestrebungen Theil.

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstraße 21.

Julian und Celinde.

(Eine Novelle von Sigismund Wiese.)

IX.

Glockenklang schallte von der Kirche herüber. Celinde war in sehr gemischter Aufregung an das Fenster getreten und öffnete dasselbe. Die Frühlingssonne schien herein. Mit liebender Sehnsucht quoll, duftete, flog und klang die farbenprächtige Natur, dem Lichte entgegen; es war, als solle die Sonne sie aus ihren Zauberfesseln erlösen, doch blieb die Sehnsucht das einzige Gut der ruhelos harrenden Creatur.

Von Celindens stiller Gestalt gerührt trat Alfred an ihre Seite. Auch er blickte eine Weile stumm hinaus, dann von einer Erinnerung überrascht sprach er schmerzlich weich: O selige Zeit, als das liebetrunkene Kind an dem Busen der Natur die Nahrung der Engel sog, als irdische Gluth Himmelswärme schien, Leben Freiheit, Welt Gott! Daß die wunderbare All-Einheit, die schmerzlose Liebe, das angstfreie Entzücken hätte währen dürfen! Allein das goldene Weltalter ist versunken, kein Gott schafft den paradiesischen Zustand zurück, und — setzt' er in sehr anderem Tone hinzu — weil es nicht geht wie es sollte, so muß es gehen wie es kann.

Celinde sahe ihn verwundert an, dann sprach sie sehr entschieden: so spricht Verzweiflung, Unglaube; der Glaube läßt hoffen, der Glaube — er ist Alles!

Traum, Traum, ergänzte Alfred. Celinde blickte wieder hinaus, er fuhr fort: Als ob diese Fliege nicht, die beneidenswerthe Näscherin, von der Süßigkeit des reizendsten Nackens kostete in dem Triebe, ihn zu zerstören, als ob sie nicht dereinst diesen Trieb befriedigen wird!

Abscheulich, sagte Celinde. Er selbst verscheuchte mit einem Ausruf des Entsetzens das Insect, fuhr aber ungestört fort: Als ob Natur nicht ihren Hunger an ihren Eingeweiden stillte und den Schlamp von Blüthen, Blättern und Früchten über Unrath deckte, als ob ihre Alles versprechende Verjüngung nicht in Fäulniß endigte! Als ob dieser Himmel nicht, des heil'ges Blau uns so wundersam bewegt, ein wenig anders gemischt infam grau erschiene! Wie, sind jene lieblichen Cyrrhuswölkchen nicht vielleicht die Kinder einer Pfütze? Wird in dem Thau dieser ätherischen Gebilde die Wäscherin den Schmutz des erdigen Menschen wegspülen? Pah, pah. Es wäre ein elender Anblick, wenn die Sonne ihrer Feuerwolken beraubt würde, und wenn uns eine glänzend glatte Haut nicht einhüllte, welche Scheusale

ständen wir einander gegenüber! Was ist Farbe, was ist Reiz, was ist Schönheit und Liebe! „Ein Loth Bisam, guter Apotheker, die Phantasie zu würzen!“

Worte eines Wahnsinnigen, sagte Celinde fest; häßliches Vernünfteln! — Alfred fuhr unbeirrt fort: Eben der Lear sagt: Wahrheit muß in's Hundeloch, indessen Frau Petze Schmeichelei am Kaminfeuer sitzen und sich wärmen darf. Oder wäre es nicht Wahrheit, daß diese schöne Welt um ihrer unwahren Spannung willen verweslich ist? — Es müßte zu etwas führen, wenn sie dem einen süßesten Zuge folgte und entflammt in einander stürzend sich zu einer ewigen Gestalt erneute, oder wenn sie dem andern Drange folgen dürfte und fortstürmend in das Unermeßliche irgend ein Ufer gewänne bleibenden, ewigen Seins. Aber die Liebe kann eine ewige Brautnacht nicht feiern und der Haß kann nicht vernichtigen; der beiderseits gleichberechtigte, nie zu entscheidende Kampf bleibt und so haben wir denn diese verzweifelt lustige Scheinexistenz. Das Gute vermag den Sieg nicht zu gewinnen und das Böse nicht die Welt zu erobern. Wahre Lust ist Schmerz, das heißgeliebte Leben ein Uebel. Die schwebende Psyche riecht nach Sterblichkeit und die himmlische Wollust der Musik ist eine Fiction. Ein vergebliches Ringen nach Einheit und Vollendung, das ist Welt und Leben — ein Besitz- und Jammerstand zum Todtlachen.

Celinde, immer hinausblickend, erwiederte mit tiefer wie erjauchzender Lebenskraft: Ein offener Blick in die sonnige Natur, ein inneres Vernehmen des Glockenklangs und diese zerreißenden Bedenken fallen in das Reich der Schatten.

Gepriesen sei der Genius des Kindes, entgegnete Alfred, das Disparateste erlöst er unwillkürlich in die himmlische Union! Wer sich zu täuschen vermöchte und nicht auf diesem Wege zur Leerheit käme, wer wieder ein Kind sein könnte! — Ein Mensch jedoch, der von der Freundschaft getäuscht, in der Liebe gehetzt ward, der, dem zerstörenden Streit und Widerspruch verfallen, in Ermangelung einer wahren Welt den Glauben an das Unsichtbare eingebüßt: ein so hart verstoßener, verwundeter und verwüsteter Mensch, er fühlt sich endlich Manns genug, faßt das gemeine Alltagsleben in die verdammte, heulende Seele, in das kluge, trockene Auge, so überlegt er schlau genug: „was diese kleine Welt glücklich ist im Trödeln um Pfennigswerth, im Buhlen um Namen und Ehren, im Bauen von Häusern und Kindern, was sie sich lustig macht“ — und siehe, überfüllt und unerfüllt von dem Unendlichen, wirft er sich in diese Strudel des Nichtigen, um — hier lacht' er laut auf — um auch glücklich zu sein.

Schrecklich, sprach Celinde und hüllte sich in ihren Schleier.

Verehrte, sagte Alfred sarkastisch, nur mit Bewußtsein und auf einmal that ich diesen Schritt, den Alle, Alle träumend und nach und nach vollbringen. Gemeinheit ist das Loos der Welt.

Celinde schien bewegt über etwas zu sinnen; Alfred errieth ihre Vorstellungen und fuhr fort: Sie wähnen, Fräulein, daß ich nicht nach innen zu gelebt, Sie betrügen sich. Ich sage Ihnen ja, das just ist mein Weh.

Ich fuhr entsetzt auf aus einem hehren Liebesleben, wie ich das Diesseit in seiner Zerreißung inne ward, in seiner Nüchternheit und unbesieglichen Qual. Wer ist doch jener geheimnißreiche, unvergleichliche Mann in Knechtsgestalt? Ausgesprochen hat er den einzig würdigen Gedanken der Einheit des Göttlichen und Menschlichen, und er starb für ihn; allein ward durch seine Erscheinung dieser Gedanke zur That, zur Welt? So wenig, daß nicht einmal in sittlicher und intellectueller Beziehung seit zwei Jahrtausenden ein sichtbarer Fortschritt geschehen, viel weniger eine Umwandlung! — O weg, weg Gedanken, die mir in dieser schmerzlichen Betrachtung so reich zuströmen. Wer nicht sehen will und hören, vielmehr mit blindem Muthe einem nur überschwenglichen Worte sich hingiebt, der sei des Icarus eingedenk! Wir stehen nur fest auf dem großen Grabe, das wir Erde nennen. Der Augenblick ist Alles, und über Bestimmung denken, heißt sich um den Verstand denken.

Armer Verzweifelnder, begann Celinde —

Arm? Verzweifelnd? fuhr Alfred heraus. O, über den eingebildeten Reichthum, über die Weisheit von Kindern, die die unbezwingliche Welt weder in noch außer sich erkennen. Vernahmen Sie je, was die Welt ist?

Sie sorgen dafür, sagte Celinde, daß ich davon vernehme.

Wohlan, sprach der Graf, ich habe den Nectartrank, der mich durchaus vereinsamte und zuletzt doch leer ließ, in alle Winde geschleudert, die Entbehrung ward mir zu übermächtig; ich sahe, daß es der Welt wohlig ist in ihrem Schlamm, auch ich bin aus ihrem Teige geknetet und nicht gemeiner, als der beste dieser Gattung: so nehme ich denn die Einschränkung an mich und schwöre auf das bessere Gefühl. Ich werde in Zukunft Ihre Zärte mehr ehren, als es dies Gespräch, das mich Ihnen einmal für immer entdecken sollte, erlaubt hat. Fräulein, Sie sind schön, Ihre Schönheit rührt mich, aber begeistern soll den Betrogenen und Erweckten nichts mehr auf der Welt. Ich werde treu sein, herzlich, gefällig, redlich, offen, denn das bin ich. Die Nothwendigkeit will es, daß wir uns verloben, es könnte ein freundlicher Bund für's Leben werden.

Celinde wandte sich jetzt und sahe ihn an. — Eine große Zuversicht leuchtete aus diesen Augen, auch vorwurfsvoll war ihr Blick, vor allem aber sprach aus ihrem Anschauen der gänzliche Unglaube, daß ein Mensch von solchen Gaben so durchaus könne verzweifelt sein. Alfred, seltsam überrascht, ertrug diesen Blick nicht, seine Augen gingen nieder und er fragte lächelnd: Schöne Priesterin, nun?

Sie täuschen sich über sich selbst, sprach Celinde, Sie sind in eine ungeheure Lüge verstrickt.

Alfred warf ihr einen stolzen, fragenden Blick zu, doch konnte er ihren herrlichen Augen nicht dauernd begegnen. — Celinde sprach so fort: Wie könnten Sie bei einer solchen Verleugnung des Höchsten und Ihrer selbst weiter leben, wenn Sie wahrhaft wären! Ist Ihnen die Lösung des Weisen zu unbestimmt und vieldeutig, finden Sie bei der Kunst die wirkliche Sühne nicht, so müßte ja ein so tiefer Geist, wenn er ernst strebte, bei dem Hei-

ligen Trost finden, Hoffnung und Muth. Das sterbliche, dunkle Weh muß sich in der überwindenden Heiterkeit des heiligen Geistes verklären und unser Herz wird ausweinen; alsdann ist der höchste Wunsch erfüllt, erfüllt durch den verheißenen, bleibenden, seligen Bund.

Alfred hatte sie eine Priesterin genannt, sie war es jetzt. Ihre Augen schimmerten von heiligem Feuer, ihre edle Gestalt hatte sich erhoben. Ihr einfaches, treffendes Wort, ihr Anblick erschütterten den Jüngling gänzlich, und — es entspann sich eine Scene, deren Erklärung nur in dem Verständniß möglich ist, daß ein verzweifeltes, doch tiefes Gemüth durch einen himmelträumenden Sinn zu plötzlichem Glauben erweckt in so gespanntem Zustande durch Schönheit und Reiz anders hingenommen, zu einem verwegenen Beginnen fortgerissen werden kann.

Alfred stürzte begeistert bis zur Selbstvergessenheit zu ihren Füßen, umfaßte ihre Kniee und rief mit leidenschaftlicher Bewegung: Daß ein Strahl nur deines lichten Geistes in dies nichtige Innere dränge — aufstreben müßte der verschüttete Bau, zu einem geistigen Tempel werden, darin Anbetung wohnt und Liebe! Du wirst mein Gemüth rühren und der entweiheten Brust ein kindliches Herz schaffen, du wirst — er sprang auf — du hast! Ich schäme mich meiner Thränen nicht, ich will in dies Reuegefühl heißen Entzückens hinschmelzen; sei du die Priesterin des heiligen Feuers, das mich durchlodert, erhalte, erhalt' es. O, schütze du mich vor der Rückkehr in jene Finsterniß und Halbheit, die die Menschen Tag heißen und Leben.

Welch' eine neue Verirrung, sprach Celinde. — Alfred hörte sie nicht. So rief er: Daß auf ewig deine Augen, diese Augen in der erstorbenen Brust leuchteten! Daß die Blume deines weissagenden Mundes zu dauernd neuem, warmen Leben meine lechzende Brust durchathmete! — Einmal an diesem Busen des Friedens, an deinen Lippen, einmal versunken in diese Kinderaugen, ganz, ganz Hingebung — und ich wäre gesühnt auf immer und immer!

Frevelnd faßt' er sie an. Erzitternd stieß Celinde ihn zurück. In demselben Augenblick ertönte vom Schloßhofe herauf das Signal, welches Liewen zu geben versprochen hatte.

Hei die Jagd! fuhr Alfred auf, aus seinem Enthusiasmus emporgeschreckt. Besonnen setzt' er wildlachend hinzu: Die Jagd! Wieder eine Stimmung gehabt! Wieder eine hehre Rührung dahin! Was wollt' ich! — Groß verzerrt sprach er: Himmel und Hölle, Leben, das bist du und doch ein Phantom! Wehe!

Er griff nach dem Hut und fuhr lächend fort: Aber o süße, himmlische Thörin, ich habe es gleich gesagt: man muß bei der Zerstückung und dem Jammer des Lebens vor der Begeisterung auf der Hut sein. Zum Wetter, daß sie denn doch wieder im Nüchternen und Gemeinen endigt, weiß Jedermann, allein daß in der Ekstase Religion, Musik und Wollust schwer zu unterscheiden sein möchten und es in der rechten Freiheit wahrhaftig kein Böses giebt, das sollte man bedenken. Die Natur Gottes ist nicht so ganz unsere Natur, wir wandeln annoch in der Zerreißung und was ihm eine Entzückung

sein mag, würde uns zur himmlischen Liederlichkeit. Um deshalb freilich dürfen uns Geist und Fleisch, Gutes und Böses nicht eins sein. Ich von den andern soll bei meiner die Grenzen überreißenden Anlage von dem Gifte jener Begeisterung nur nippen, auf daß unterschieden sei das zu Unterscheidende und der Socratismus zu seinem Recht komme. Ehrlich und wahrhaftig, ich liebe das Maß, tugendhaft bestrebt. Denken Sie meinen Worten nach, Prinzessin. Aber die Jagd, die Jagd.

An der Thür wandte sich Alfred zurück, sahe Celinde bewegt, lächelnd, ja guthmütig an und sprach: Vergebung, schöne Priesterin, hehre Sünderin! — So eilte er weg.

X.

Celindens einfacher, wahrer Sinn konnte durch Alfreds Zweifel und Verzweiflung nicht einen Augenblick in seinem Glauben erschüttert werden. Theils voll der Hoffnung, er würde sie hören, wo nicht, dann bedürfe es nichts weiter, ihn von der Unmöglichkeit ihrer Verbindung zu überzeugen, so war sie ihm offen begegnet, mit klarer Rede, wortreicher als es sonst ihre Gewohnheit war. Alfred beharrte sowohl bei seiner Ueberzeugung als bei seinem Anspruche auf ihre Hand. Sie war nun ohne irgend eine Störung ihres schönen, ganzen und übereinstimmenden Gemüths völlig mit sich entschieden, daß sie dieses Band nicht fesseln dürfe. Doch eine nie gekannte, innere Unruhe, von der sie sich nicht Rechenschaft zu geben vermochte, hielt und befing sie lieb und weh. — Die Begegnung Julians und ihr Traum wogten seltsam in einander. Sie unterschied zwar, wie sie in der nächtigen Kirche gewesen, dort durch die Töne mit Schauern der Ewigkeit erfaßt worden, sie sahe den hohen, weißgekleideten Jüngling, dessen schwarze Locken zurückfielen, wie er sie staunend, liebend angeblickt; aber sie erinnerte sich nicht klar, wie sie nach Hause gekommen, wo ihr Traum begonnen, ob die Worte des Jünglings Traum gewesen.

Daß sie ihren Vater nicht erfreuen werde, betrübte sie und sie erschrak, daß er, der ihr als heftig und entschieden geschildert worden, sie dürfte zwingen wollen. Die Aehnlichkeit Alfreds mit Julian war ihr wundersam aufgefallen; Alfred sprach von einem Bruder der in dem Kloster lebe und heute predigen werde; sie besann sich wohl, daß die leuchtende Gestalt ihrer Träume priesterlich angethan gewesen. Das Alles verdunkelte und verwirrte sie, es drohte der Freiheit ihrer Seele Gefahr. — Jetzt ertönten Gesang und Orgel von dem Kloster zu ihr herüber. Innigst bewegt horchte sie eine Weile; dann folgte das fromme Mädchen dem heiligen Ruf in dem festen Vertrauen, Gott werde ihr getrübtes Herz erhellen und reinigen, damit sie für eine bedrohliche Zukunft Muth gewinne und Stärke.

Beim Heraustreten aus dem Schlosse und auf ihrem Gange hörte sie die fernen Jäger durch die Gebirgswälder lärmen. Sie hüllte sich unwillkürlich dichter in ihre Schleier und eilte, in die stille Kirche einzutreten.

Rede des Herrn Justizrath Wagener,

gehalten in der Versammlung des Preußischen Volksvereins zu Berlin am 29. December 1865.

(Nach der stenographischen Aufzeichnung.)

Meine Herren! Mit Ihrem Einverständniß werde ich hiermit unsere Verhandlungen eröffnen. Ich glaube, wir werden gut thun, da erfahrungsmäßig immer eine Anzahl von Mitgliedern erst später erscheint, wenn wir diejenigen Gegenstände unserer heutigen Versammlung gleich vorweg nehmen, an die sich eine Besprechung nicht knüpft. Ich werde mir zunächst erlauben, über den gegenwärtigen Stand unseres Vereins einen kurzen Bericht zu erstatten. Es ist schon in dem Kalender des Preußischen Volksvereins ein ausführlicher Bericht, ein Rechenschaftsbericht, über den Zustand des Preußischen Volksvereins enthalten, und ich kann hier insofern darauf Bezug nehmen, daß ich die Data hinzufüge, die damals noch nicht gegeben werden konnten.

Der Verein zählte am 31. December 1864, wo wir die Listen abgeschlossen haben, in Berlin 8295 Mitglieder, in den Provinzen 27,095, im Ganzen 35,390 Mitglieder. Am 29. December dieses Jahres, wo wir die Listen wiederum abgeschlossen haben, haben wir in Berlin 11,145 Mitglieder, also 3000 Mitglieder mehr, und in den Provinzen 34,508 Mitglieder, also etwa 7000 mehr, im Ganzen 45,653 Mitglieder, und wenn wir noch die Mitglieder von einem Verein hinzunehmen, der in der Provinz Preußen unter einem selbständigen Namen sich constituirt hat und mit uns Hand in Hand geht, so dürfen wir die jetzige Zahl unserer Mitglieder praeter propter auf 50,000 angeben. Wir haben Kreis-Abtheilungen in Preußen 534, die besondere Versammlungen unter sich abhalten und einen besonderen Vorsteher und Vertrauensmänner für uns haben.

Die literarischen Unternehmungen des Vereins werden Ihnen bekannt sein, sie sind im Laufe dieses Jahres dieselben geblieben, und ich will mir nur erlauben mitzutheilen, daß der Preußische Volks-Kalender in diesem Jahre noch mehr Absatz gefunden hat als früher. Es sind bis jetzt 30,000 Exemplare abgesetzt worden.

Daß die finanziellen Unternehmungen, die von uns mit eingerichtet sind, sich eines guten Fortganges erfreuen, werden Sie aus deren eigenen Rechenschaftsberichten ersehen, die Ihnen demnächst zugänglich gemacht werden sollen.

Ich beschränke mich darauf, zu erwähnen, daß wir wiederum, wie das unsere Sitte ist, einige Feste gemeinschaftlich hier gefeiert haben, unter anderen den Jahrestag der Schlacht bei Belle-Alliance, und daß wir wiederum beabsichtigen, mit der Patriotischen Vereinigung ein Fest am 6. Januar

zu veranstalten, wozu die Einladungen noch ergehen werden, und ich bitte Sie, daß Sie sich nicht davon ausschließen wollen, indem der eigentliche Zweck dieser Feste doch der ist, in ungezwungener Unterhaltung uns kennen zu lernen und uns näher zu treten.

Es sind jetzt wieder zwei neue Broschüren vom Vereine vollendet. Die eine Broschüre erscheint unter dem Titel: „Regiment durch die Könige oder durch das Volk?“ in dem Commissions-Verlage von Hofbuchhändler Schweigger, jedoch können die Bestellungen auch im Vereins-Bureau gemacht werden. Die zweite Broschüre, die erscheint, behandelt eine Frage, die in der letzten Kammer-Session die Gemüther so vielfach bewegt hat, auch die Gemüther unserer eigenen christlichen Vereinsmitglieder. Es ist nämlich eine Broschüre über die Frage nach der Berechtigung des Duells. Wir haben es nicht für unzweckmäßig gehalten, eine Schrift, die uns in dieser Beziehung angeboten wurde, zur Veröffentlichung zu übernehmen. Dieselbe ist ebenfalls in dem Verlage des Herrn Schweigger erschienen, aber auch durch unser Büreau zu beziehen.

Ich will noch darauf aufmerksam machen, daß an dem Eingange des Saales von den sogenannten christlichen Neujahrskarten Exemplare zur Ansicht wie zum Kauf ausgelegt sind, und ich bitte Diejenigen, die ein Interesse daran haben und davon Gebrauch machen wollen, die Sachen sich ansehen zu wollen.

Die Rechnungen unseres Preußischen Volksvereins liegen wie immer für alle Diejenigen, die dabei ein Interesse haben und auch eine Berechtigung dadurch, daß sie Beiträge zu den Vereinszwecken entrichten, in der Ritterschaft zur Einsicht offen. Dieselben sind für dies Jahr noch nicht abgeschlossen, sie sind aber, sobald der Jahresschluß erfolgt, für alle Diejenigen, die es interessirt, zur Einsicht dort zu haben.

Das, meine Herren, wäre die sogenannte materielle Seite unseres Volksvereins, und wenn keiner von den Herren hieran noch eine Bemerkung zu knüpfen wünscht, zu der natürlich Jedem die Gelegenheit unverschränkt ist, so würde ich dann um die Erlaubniß bitten, zu dem geistigeren Theile unseres Vereins und unserer heutigen Versammlung übergehen zu dürfen. —

Ich frage: ob Jemand in Bezug auf die hier gemachten Mittheilungen etwas zur Sprache zu bringen wünscht? (Pause.)

Da dies nicht der Fall zu sein scheint, so werde ich diesen Theil als abgeschlossen betrachten, und würde dann um die Erlaubniß bitten, in einem kleinen, einleitenden Vortrage uns auf den Punkt hinzustellen, von dem ich glaube, daß wir von ihm aus unsere weitere Action zu behandeln haben.

Meine Herren! Wir haben uns seit längerer Zeit nicht so zahlreich versammelt gesehen, wie es heute der Fall ist, und es wäre auch wohl noch keine dringende Veranlassung gewesen, jetzt am Ende dieses Jahres noch zu einer größeren Versammlung einzuladen, wenn nicht der Wunsch obgewaltet hätte, mit dem alten Jahre gewissermaßen einen Abschluß unserer Thätigkeit auch in politischer Beziehung zu geben, und uns gegenseitig klar zu machen, was wir zu thun haben denjenigen beiden Ereignissen gegenüber,

die nun doch sehr nahe bevorstehen, ich meine einmal die Eröffnung und die Thätigkeit der Kammern, und das andere Mal die sich daran, wenn auch nicht in kürzester Zeit, anschließenden Neuwahlen zur Bildung eines neuen Abgeordnetenhauses. Es kann dabei nicht meine Absicht sein, etwa die Meinung aussprechen zu wollen, daß die Regierung mit dem Plane umginge, eine Auflösung dieser Kammern eintreten zu lassen, aber sie wissen, meine Herren, daß im nächsten Jahre die Legislaturperiode dieses Hauses im September zu Ende geht, und ich glaube, es wird unsere Pflicht sein, daß wir nicht, wie wir das in früherer Zeit wohl schon gethan haben, wieder bis zum letzten Augenblicke mit unserer Organisation und mit unseren Vorbereitungen warten, sondern sobald wie möglich anfangen, uns innerlich und äußerlich dazu zu rüsten, um dieser unserer nächsten Aufgabe auch mit einiger Aussicht auf Erfolg gegenübertreten zu können. Um aber dies zu können, scheint mir zweierlei sehr nöthig: einmal, daß wir selbst wissen, was wir wollen, und daß wir dies auch ganz offen aussprechen, und zweitens, daß wir der Regierung und unseren Gegnern auf eine gewisse handgreifliche Weise zeigen, was wir unsererseits noch als conservative Partei zu leisten im Stande sind. Denn, meine Herren, eine Regierung kann mit einer Partei nur dann politisch rechnen, wenn sie noch in der Lage sich befindet, Etwas politisch leisten zu können. Das dürfen wir bei unserer ganzen Agitation nicht vergessen. Mit einer unentschlossenen und machtlosen Partei kann eine Regierung, und wenn sie innerlich den betreffenden Personen noch so nahe steht, politisch unmöglich rechnen. Also, meine Herren, ich erlaube mir, uns die Frage vorzulegen: Wie stehen wir jetzt am Schlusse des laufenden Jahres? Was wollen wir für das neue Jahr? und was haben wir zu thun, um das, was wir wollen, — so weit Menschen es in ihrer Gewalt haben, — mit einiger Wahrscheinlichkeit erreichen zu können? Wir sind Alle darüber einig, und es ist in unseren Versammlungen wiederholt zum Ausdruck gelangt, wie viel wir des Erwünschten und Erfreulichen in dem vergangenen Jahre empfangen und genossen haben, aber, meine Herren, wir werden doch auch ebenso damit einverstanden sein, daß wir immer noch nicht zu einem Definitivum gelangt sind, sondern daß wir uns ebensowohl nach Außen wie nach Innen noch immer in einem Provisorium bewegen und befinden. Es ist dies keine Anklage für irgend Jemand, sondern es ist nur das Feststellen einer für Jedermann unleugbaren Thatsache, und wir werden uns noch genauer davon überzeugen, wenn wir auf die Fragen näher eingehen, die als die eigentlichen Brennpunkte unserer gegenwärtigen Situation bezeichnet werden müssen. Es kann dabei nicht in der Absicht liegen, meine Herren, in die Details unserer inneren und äußeren Politik eintreten zu wollen, obschon der Reiz dazu, namentlich für die auswärtige Politik, augenblicklich außerordentlich nahe liegt. Denn wohin wir auch sehen, es giebt fast kein Land, was nicht auf die eine oder andere Art zu einer gewissen Krisis herangereift ist. Wir mögen die großen oder die kleinen Länder nehmen, es ist fast überall dieselbe Erscheinung, überall die Entwickelung einer Krisis, von der schwer zu sagen ist, wie und durch wen sie ihre Lösung finden wird, in

Amerika so gut wie in Europa, in Oesterreich wie in Italien, in Frankreich wie in Rußland. Es ist überall gleichmäßig der Zustand einer Krisis, von dem, wie ich wiederhole, Niemand bis jetzt weiß, wie er seine definitive Lösung finden wird. Aber, wie gesagt, wir können uns ja in solchen Versammlungen, wie die heutige, nur mit den Grundsätzen und mit den großen Umrissen unserer Politik beschäftigen, und da ist nun, glaube ich, für uns der Prüfstein, die brennendste und kritischste Frage unserer auswärtigen Politik, die sogenannte schleswig-holsteinische Frage. Ich will bei dieser Gelegenheit nicht wiederholen, meine Herren, was wir ebenfalls schon, nicht einmal, sondern so oft wir diese Frage besprochen haben, uns untereinander vergegenwärtigt haben, nämlich die glänzenden Thaten und Leistungen, durch welche wir bis zu dem jetzigen Stadium gelangt sind, die glänzenden Leistungen sowohl unserer Armee als wie der Direktion unserer auswärtigen Politik selbst. Aber mit alledem können wir immer nicht leugnen, daß wir es auch in dieser Frage bis jetzt noch nicht weiter gebracht haben als bis zu einem Provisorium, und daß das schwerste, die Lösung der Frage, das Definitivum, eben noch in der Zukunft liegt, und von Preußen erst noch der Weg gefunden werden soll, auf dem das Definitivum mit Aussicht auf Dauer wirklich erreicht werden kann. Wollen wir uns nun aber selbst ein Urtheil bilden über die weitere Behandlung dieser Frage, dann, glaube ich, müssen wir den jetzigen Zustand selbst als den Ausgangspunkt nehmen, und müssen uns die Fragen vorlegen: Was hat in dem gegenwärtigen Zustande des Provisoriums die conservative Partei zu thun, was hat sie als ihre Anschauung und als ihren Wunsch auf diesem Gebiete auszusprechen? Denn, meine Herren, wir, glaube ich, sollen nicht der Regierung gute Rathschläge geben, sondern wir sollen uns selbst gute Rathschläge geben, wir sollen uns selbst darüber klar werden, was wir als conservative Partei auch auf dem Gebiete der auswärtigen Politik als die Lebensbedingung unserer Existenz betrachten müssen, was wir auch auf dem Gebiete der auswärtigen Politik festhalten müssen und nicht aus den Augen verlieren dürfen, wenn wir anders nicht aufhören wollen, eine conservative Partei überhaupt zu sein, eine conservative Partei, welche festhält, stehen zu bleiben, und ihre Stärke zu suchen auf der alten geschichtlichen und christlichen Grundlage der Völker und der Throne. — Ebenso glaube ich meinerseits aussprechen zu müssen, daß die auswärtige Politik der conservativen Partei niemals vergessen darf, was in dem Hintergrunde der jetzigen europäischen Constellation uns bevorsteht und bedroht. Meine Herren! Es ist nicht ein kleiner Krieg um eine kleine Eroberung, sondern es ist ein Entscheidungskampf um das Bestehen und um die bisherigen Grundlagen der Staaten und der Völker überhaupt, und ich glaube, daß wir die jetzigen Erscheinungen und die jetzige Situation falsch beurtheilen würden, wenn wir sie anders auffassen und beurtheilen wollten, denn als integrirende Bestandtheile jenes großen Gegensatzes und unter dem Gesichtspunkte, daß sie in der That nichts weiter sind als Vorpostengefechte und Recognoscirungen im großen Maßstabe für den großen Entscheidungskampf, dem wir nicht entgehen werden. Damit,

meine Herren, ist auf dem Gebiete der auswärtigen Politik die Pflicht der conservativen Partei und auch die Pflicht eines jeden conservativen Staatsmannes von selbst gegeben, nämlich diesen Entscheidungskampf mit langer Hand vorzubereiten, alle die Kräfte nach Innen und nach Außen, die voraussichtlich auf derselben Seite stehen werden und müssen, geschickt zu machen und zusammenzufassen und dadurch in der Lage zu sein, schließlich mit den Verbündeten und den Streitkräften erscheinen zu können, die allein einen günstigen Ausgang in diesem Kampfe gewährleisten können. Meine Herren! Damit ist auch die Politik Preußens in Deutschland angezeigt, und wenn Sie sich mit dieser Anschauung im Ganzen und Großen einverstanden erklären sollten, dann wird die Zeit gekommen sein, daß wir auch im Detail die Dinge uns klar machen und aussprechen, die als Bestandtheile eines conservativen auswärtigen Programmes unserer Partei meines Erachtens festgehalten werden müssen. Ich stehe dabei nicht auf Seiten derer, die da meinen könnten, als könne oder dürfe Preußen auf dem Wege, den es betreten hat, irgendwie umkehren oder auch nur stillstehen. Sie wissen, Stillstand ist Rückgang, und je schneller der erste Anlauf gewesen ist, desto mehr würde schon das bloße Zaudern und Schwanken rückläufige und eine bergabgehende Bewegung sein. Ich will also — wie bemerkt — keineswegs empfohlen haben, daß Preußen auf dem Wege, den es eingeschlagen hat, irgendwie stille stehen oder Halt machen, oder gar umkehren sollte. Ich wünsche nur, gewisse selbstgefällige oder selbsttrügerische Illusionen zu zerstören, als ob es eine so leichte Sache wäre, die Politik auszuführen, die wir in dieser Richtung eingeschlagen haben und auch festhalten müssen. — Meine Herren! Das Durchführen der preußischen Politik ist eine sehr ernste und schwierige Sache und wir sollen uns wohl klar machen, was da verloren und gewonnen werden kann. Ich unterschätze gewiß die militärische Streitkraft Preußens nicht, und ich glaube nicht, daß hier in dieser Versammlung irgend Jemand ist, der ihr nicht den Preis zuerkennen wird im Vergleich mit jeder andern Armee, die ein anderer Großstaat ins Gefecht zu führen vermag; aber ich möchte davor warnen sich in den Illusionen zu bewegen, als ob neben der preußischen Armee die Armeen der andern Großmächte verschwunden wären, oder als ob die anderen Großmächte mit keinen anderen Gefühlen und Plänen umgingen, als mit dem der Freude über die Fortschritte Preußens, oder gar mit dem Wunsche, die Pläne Preußens fördern und unterstützen zu wollen. Wenn das Provisorium aufhörte, und damit auch das gegenseitige in Schach halten und Neutralisiren von Preußen und Oesterreich sein Ende hat, dann erst, dann aber auch sicher werden wir die richtige und wahre Sprache der Großmächte Europas hören und ich glaube, daß Jeder, der den neuesten Ereignissen aufmerksam gefolgt ist, schon heute den Eindruck gewonnen hat, wie sich diese neuen Beziehungen demnächst vielleicht gestalten werden. Jedoch, wie gesagt, auf die Details heute näher einzugehen, das, glaube ich, ist noch nicht an der Stelle; ich habe nur den Wunsch, daß wir über die Grundgedanken und über die Prinzipien, die unsere Politik bestimmen sollen, im Ganzen und Großen uns

verständigen. Denn, meine Herren, mit diesen Grundgedanken in der äußern Politik ist meines Dafürhaltens auch gleichzeitig der Grundgedanke unserer inneren Politik gegeben: Zusammenfassen, Organisiren und Geschicktmachen aller derjenigen Bestandtheile und Kräfte unseres Volkes, die noch gesund genug sind, und die noch guten Willen genug haben, um Das tragen, unterstützen und fördern zu helfen, was wir als die wesentlichste und unabweislichste Aufgabe einer jeden preußischen Regierung bezeichnen. Wir haben eben so wie nach Außen so auch nach Innen ein Provisorium, ein Provisorium, was darin besteht, daß die Krone und ein Theil der Landesvertretung über wesentliche Bestimmungen unserer Verfassungsurkunde verschiedener Meinung sind, daß die Verfassungsurkunde eine Auslegung in der entgegengesetzten Richtung findet, und daß wir damit faktisch zu einem Zustande gelangt sind, wo die betreffenden Rechte der Landesvertretung thatsächlich sistirt sind, und die Krone in der Nothwendigkeit sich befunden hat, um das Vaterland vor unwiderbringlichem Schaden zu bewahren, selbst die Fülle der Gewalt wieder in der eigenen Hand zu vereinigen. Nun, meine Herren, ich habe vor etwa vier Jahren mir erlaubt, vor Ihnen den Gedanken auszusprechen, daß die nächste Phase der preußischen Politik eine königliche Diktatur sein würde und sein müßte. Man hat damals diesen meinen Ausspruch sehr angefochten, er hat sich aber wie ich glaube, insofern doch bewahrheitet als wir zu einer solchen zwar nicht vollen Diktatur, aber doch zu einem ähnlichen Zustande gekommen sind, und ich nehme meinerseits keinen Anstand zu behaupten, daß es eben der Mangel unserer jetzigen Zustände ist, daß wir nur so absichtslos in eine partielle Diktatur hineingerathen sind, und nicht mit Absicht und nicht mit einem bestimmten Ziele in die volle Diktatur eingetreten sind. (Ruf: Sehr wahr!) Meine Herren! Wären wir mit Absicht und mit einem festen Ziele in diesen Zustand hineingetreten, dann wären wir vielleicht schon wieder heraus. Jetzt sind wir aber absichtslos hineingerathen und kranken an der Täuschung, als ob es vielleicht gelingen könnte, auch so zufällig wieder herauszugerathen, oder, als ob es sich so machen könnte, daß wir die Klippe der parlamentarischen Regierung vermeiden könnten durch kleine parlamentarische Hilfsmittel. Ich glaube, daß es gar keine größere Täuschung geben kann als zu meinen, daß man den Parlamentarismus vermeiden könne in unseren jetzigen Zuständen durch parlamentarische Kunststücke und parlamentarische Hilfsmittel. Daran gehen wir zu Grunde, meine Herren, und deshalb wiederhole ich meinerseits, selbst auf die Gefahr der Mißdeutung hin: was Preußen retten kann, das ist allein das bewußte Eintreten in eine volle königliche Diktatur. — Freilich, dann aber auch mit dem vollen Wissen, was man thun muß, mit der vollen energischen Initiative in der Handhabung dieser Gewalt, um Zustände herbeizuführen, die wiederum in denjenigen Grenzen sich bewegen, von denen wir Alle wünschen, und ich meinerseits überzeugt bin, daß sie Preußen bewahren muß, weil es ihrer nicht entbehren kann, und weil wir sonst in Zustände gerathen würden, die ich meinerseits für schlimmer und gefährlicher halte. Ich setze dabei voraus, daß sich unter uns Niemand befindet, der

sich der Illusion hingiebt, als wäre die Demokratie schon überwunden, weil wir sie nicht in dem Maße gewahr werden, als dies in dem Anbeginn der sechsziger Jahre der Fall war. Ich glaube, daß eine solche Meinung bei uns auch nicht geistreicher und zutreffender sein würde, wie sie ihrer Zeit in dem Munde des Herrn Harkort sich erwiesen hat. Sie wissen, damals gab es gar keine Demokraten mehr, und als die Luft wieder günstig war, gab es deren viel mehr, als man vorher gekannt und geahnt hatte. Ein französischer Staatsmann sagt richtig: Je mehr man einem Baume die äußeren Zweige und Auswächse beschneidet, desto stärker und tiefer treibt er seine Wurzeln, und so ist es auch mit den politischen Parteien, daher auch die Erscheinung, daß wenn der äußere Druck aufhört, die vermeintlich unterdrückte Partei viel kräftiger auftritt, als sie vor dem Beginn dieses äußeren Druckes zu unserer Kenntniß gekommen ist.

Meine Herren! Ich weiß nicht, ob Sie die eigenthümliche Erscheinung in dem Schooße der Fortschrittspartei richtig beachtet und gewürdigt haben, nämlich daß in dem Schooße der Fortschrittspartei jetzt selbst sehr ernste Zweifel und Bedenken aufsteigen, wie sie weiter operiren muß, ob sie das, was sie in der vorigen Session gethan, noch einmal blind durchmachen, ob sie die Dienstleistung gänzlich verweigern und einen parlamentarischen Strike machen soll, oder ob es sich mehr für sie empfiehlt, ein neues Programm aufzustellen und auf Grund dieses Programms eine neue Action zu beginnen. Wenn Sie die Berichte aufmerksam gelesen haben, so werden Sie gefunden haben, daß es für alle diese Anschauungen im Schooße der Fortschrittspartei namhafte Vertreter giebt, und Sie werden auch gelesen haben, daß man von gewisser Seite daran die Behauptung knüpft, es sei eine erfreuliche und tiefgehende Spaltung innerhalb der Fortschrittspartei selbst ausgebrochen. Meine Herren, ich glaube, das dies eine eben so starke Täuschung ist, wie das Aufhören der Fortschrittspartei überhaupt. Das, was wir jetzt vor Augen haben, das ist weiter nichts als die Erscheinung der Thatsache, daß es auch unter der Fortschrittspartei Klügere und Einfältigere, Energischere und Unentschlossene giebt, aber daraus die Behauptung einer Spaltung machen zu wollen — wer eine solche Behauptung aussprechen will, der hat überhaupt das Wesen einer Partei und die Entwickelung der Parteizustände innerhalb des politischen Lebens noch niemals verstanden. Was sich jetzt in der Fortschrittspartei ausspricht, daß ist das Gefühl, daß diese jetzige Garnitur der Fortschrittsleute mit ihrer Weisheit am Ende ist; das ist das Gefühl, daß es mit den bestimmten Personen vorbei ist, wenn sie nichts Neues wissen, und das ist die bestimmte Erkenntniß auf der andern Seite, daß alles dasjenige Neue, das neue Programm mit allgemeinem Wahlrecht, mit Verleugnung der jetzigen Verfassung, was man ihnen vorgeschlagen hat, daß das ungefähr auf sie selbst so wirken würde, wie der Stich der Biene für dieses kleine Thier. Mit andern Worten, daß die Annahme dieses Vorschlages zugleich das Todesurtheil sein würde für die jetzige Garnitur der Fortschrittspartei. Aber das ist die Entwickelung des Parteiwesens zu allen Zeiten und in allen Ländern gewesen. Wenn eine bestimmte Garnitur von

Menschen es nicht versteht, dem Fortschritte des Gedankens selbst zu folgen, dann werden sie abgethan und es treten andere an ihre Stelle. — Daran aber die Meinung zu knüpfen, als ob die Entwickelung des Gedankens selbst stille stände, oder eine rückgängige Bewegung einträte, das widerspricht der Erfahrung aller Zeiten und aller Länder. Die Rückwärtsbewegung tritt erfahrungsmäßig niemals früher ein, als bis sich der betreffende Gedanke in seiner äußersten Consequenz vollendet hat. Deshalb, wenn die jetzige Garnitur der Fortschrittspartei einfältig genug bleibt, daß sie nicht weiß, was sie thun soll, dann werden diese Leute bei Seite geworfen, sie werden aber nicht von Conservativen abgelöst, sondern abgelöst durch Demokraten, die im Stande sind und die Absicht haben, den demokratischen Gedanken mit größerer Reinheit und Energie und größerer Offenheit ihrerseits durchzuführen. — (Ruf: Sehr wahr!) Meine Herren! daß sie dabei einstweilen in der Opposition gegen die Regierung einig bleiben werden, daran wird Niemand unter uns den geringsten Zweifel haben. In der jetzt bevorstehenden Kammer-Session wird die Haltung der Fortschrittspartei sich nicht im Mindesten verändern, sondern im Großen und Ganzen durchaus dieselbe bleiben. Aber meine Herren, das was wir eben von der Fortschrittspartei gesagt haben, das gilt auch von der conservativen Partei. Wenn wir selbst nichts Neues wissen, wenn wir selbst nicht wissen, was wir weiter zu machen haben, wenn wir selbst nicht lernen, neben der Vergangenheit auch die Gegenwart und Zukunft in die Hand zu nehmen, dann werden wir als jetzige Garnitur der conservativen Partei ebenfalls abgethan werden, und deshalb ist es die Pflicht der conservativen Partei, sich klar zu machen, was sie nun Neues vorzunehmen weiß und in der Absicht hat dieser neuen veränderten Situation gegenüber. Sie kennen den alten Satz, der schon in der heiligen Schrift zu lesen ist: Man füllet nicht neuen Most in alte Schläuche, und man setzet auch nicht einen neuen Flicken auf ein altes Kleid. Machen Sie sich klar, was das politisch bedeutet und bedeuten kann, und wir werden damit der Lösung unserer Aufgabe um einen entschiedenen Schritt näher sein, das heißt, wir werden daraus lernen, daß es die erste und wesentlichste Aufgabe der conservativen Partei sein muß, darauf hinzuarbeiten, daß für die Befriedigung der Bedürfnisse der Gegenwart auch neue entsprechende Organe geschaffen werden. Das ist die erste Aufgabe, und ich erlaube mir daran noch einige kurze Bemerkungen zu knüpfen. Man hat gerade die conservative Partei in dem Verdacht gehabt, als arbeite sie mit Bewußtsein auf einen sogenannten Staatsstreich los, als achte sie ihrerseits den Verfassungseid für nichts und ginge damit um, Andere zu treiben, ihren Eid gering zu achten und zu verletzen. Meine Herren! Ich für meine Person weise nichts mehr zurück als den Gedanken und den Anspruch, irgendwie die Oktroyirung einer neuen Verfassung verlangen oder erwarten zu wollen. Man kann keine Verfassung oktroyiren, es ist eine reine Täuschung, von Oktroyirung einer Verfassung zu sprechen. Was oktroyirt werden kann, kann eben so schnell zurückoktroyirt werden, und wir können auf diesem Gebiete das Beste und Belehrendste wiederum von unseren Gegnern lernen. Meine Herren! Sie entsinnen sich des Verlaufs

der sogenannten National-Versammlung und aller der Anläufe, die damals gemacht wurden, um diese später sogenannte Charte Waldeck zum Leben und zur Wirksamkeit in Preußen zu bringen; Sie wissen, daß alle diese Bestrebungen mißlangen, und Sie haben dann wohl Kenntniß genommen von einer Schrift, die damals erschien von einem der einflußreichsten Theilnehmer, ich kann wohl sagen dem einflußreichsten Führer dieser Bewegung, von dem jetzigen Abgeordneten von Unruh. Dieser spricht darin den Gedanken aus, daß man eben Verfassungen nicht oktroyiren, sondern nur erbauen und erarbeiten könne, und daß es der Hauptfehler der National-Versammlung gewesen wäre, das Hauptgewicht auf die sogenannte Verfassungs-Urkunde zu legen, und nicht darauf, die entsprechenden Zustände in der Masse der Bevölkerung vorzubereiten, zu organisiren und herzustellen; daß ihr Hauptfehler gewesen wäre, nicht angefangen zu haben mit einer Organisation der Gemeinden, der Kreise und der Provinzen. Denn nur auf diese Weise kann eine Verfassung dauernd begründet werden, eine Verfassung, ebensowohl in dem Sinne unserer Gegner als wie in unserem eigenen Sinne. Auch wir, m. H., können eine Verfassung mit Aussicht auf Erfolg und Dauer nie und nimmer auf eine andere Art gewinnen, als daß wir die Verfassung, welche wir oben haben wollen, unten anbahnen, daß wir dazu fortschreiten, die Masse unserer Bevölkerung dazu zu befähigen, dazu vorzubereiten, sie so zu organisiren, daß sie wiederum im Stande sei und geneigt werde, eine Verfassung zu stützen und zu tragen, wie wir dieselbe wünschen, daß sie die starke und zuverlässige Stütze der königlichen Gewalt in Preußen sein möge. Meine Herren! Nur auf diesem Wege, nicht durch Oktroyirungen, nicht durch Staatsstreiche, sondern nur durch bewußte, angestrengte politische Arbeit, durch politische Arbeit in der rechten Richtung und dem rechten Sinne wird es uns gelingen, eine Verfassung für Preußen zu erringen, wie wir sie wünschen, wie Preußen sie bedarf und wie sie sein muß, wenn überhaupt die königliche Gewalt in der Kraft und Stärke bewahrt werden soll, wie wir glauben, daß sie eben nicht entbehrt werden kann, wenn Preußen als solches nicht auseinanderfallen soll. Der bloße Gegensatz, den man wohl versucht hat als Parole für unsere Partei auszugeben: königliches oder parlamentarisches Regiment, so schön er auch an sich klingen mag, der ist auch weiter nichts als eine politische Phrase, wenn man sich nicht vorher klar gemacht hat, was eigentlich darunter zu verstehen ist, was eigentlich der rechte Inhalt der königlichen Gewalt ist und sein soll, und welches die Voraussetzungen sind, auf denen die königliche Gewalt allein beruhen kann. Halten Sie wohl fest: wenn die Voraussetzungen da wären, auf denen eine königliche starke Gewalt ruhen kann, wenn solche sicher fundamentirte Voraussetzungen da wären, sage ich, dann bedürfte es unserer Bemühungen und Anstrengungen gar nicht, und gerade daß man uns aufgerufen hat, daß wir durch die Ereignisse aufgerufen sind, die königliche Gewalt festzuhalten und zu stärken, das ist das Zeichen und der Beweis, daß in Preußen diejenigen Vordersätze hinfällig zu werden beginnen, auf denen bis dahin die starke königliche Gewalt geruht hat, und daß sie den Bedürfnissen der Gegenwart

entsprechend neu organisirt werden müssen. Wäre das nicht der Fall, — und ich bitte, daß alle Diejenigen, die nicht der Meinung sind, uns die Gründe, aus denen sie davon abweichen, nicht vorenthalten, — es handelt sich ja nicht um einseitige, sondern um gegenseitige Belehrung — daß die uns klar machen, worin sonst das Bedürfniß unserer Action beruht, wenn nicht darin, daß eben die politischen Bande gelockert sind, welche die verschiedenen Factoren in den verschiedenen Verhältnissen zusammenhalten sollen. Und ich füge noch hinzu, vergessen wir bei allem, was wir thun, niemals, daß mit jedem Jahre, das wir erleben, ein Jahrgang derjenigen Personen zu Grabe getragen wird, die in den altpreußischen Traditionen erzogen und groß geworden sind, und daß ein Jahrgang solcher Leute in die politische Arena und auf den Kampfplatz tritt, die nach dem Jahre 1848 erzogen resp. schon geboren sind, und in ganz anderen Anschauungen, in ganz anderen Vordersätzen und unter ganz anderen Belehrungen und Wünschen aufgewachsen sind als wie die alte Generation. (Ruf: Sehr wahr!) Meine Herren! Stimmen Sie mit diesen Anschauungen im Ganzen und Großen überein, dann wird es an der Zeit sein, daß wir diese Grundanschauungen specialisiren und anpassen denjenigen bestimmten Anforderungen und Aufgaben, die mit den Neuwahlen an uns herantreten werden. Denn unsere ganze Organisation wird nur dann gelingen, wenn wir auch verstehen, die richtige Parole und das richtige Feldgeschrei für die neuen Wahlen auszugeben, und ich glaube deswegen, die Vorbereitung zu den Neuwahlen auch dahin auffassen zu können, daß wir uns verständigen und vereinigen müssen über ein nicht blos innerhalb des Gebiets der Phrase sich bewegendes Programm, sondern über ein mit realem Inhalt gefülltes, was uns eben in die Möglichkeit setzt, alle noch gesunden Kräfte unseres preußischen Landes und Volkes mit uns in die erforderliche Verbindung zu setzen. (Bravo!) Also, meine Herren, ich werde demnächst bitten, daß wir uns gegenseitig über diese Fragen recht offen und recht eingehend aussprechen, und ich schließe meinen Vortrag mit dem Neujahrswunsche, meine Herren, der immer in dieser Versammlung der leitende gewesen ist, nämlich mit dem Neujahrswunsche: Seine Majestät der König Wilhelm I. lebe hoch! (Die Versammlung stimmte begeistert in diesen Ruf ein.)

Warschau's Sonne im Untergange.

(Aus den Papieren eines Reisenden, am Schluß des achtzehnten Jahrhunderts).

(Fortsetzung.) Warschau 1794.

Die kleinern Gesellschaften waren in Warschau, bei der dort üblichen Gastfreiheit, überaus zahlreich und angenehm. Man fand mehrere größere und mittlere Häuser, die theils offene Mittagstafel gaben, theils beständig für einige Personen mehr, als die Familie enthielt, anrichten ließen. Man brauchte nur zu wissen, ob Dieser oder Jener zu Hause äße, um, zur gesetzten Zeit bei ihm vorzufahren und an seinem Tische Platz zu nehmen. Ausnahmen machte man, wenn man wußte, daß gerade eine gebetene Gesellschaft bei ihm war. Man mußte ihm übrigens bekannt sein, wenn auch keine genaue Freundschaft statt fand; oder man konnte ihm auch ganz unbekannt sein, wenn nur ein guter Freund von ihm das Geschäft des Einführers vertrat. — Diese Einrichtung war nicht nur in adelichen Häusern, sondern auch in mehreren bürgerlichen. Die Wechsler, Tepper und Kabrit, hatten meist alle Wochentage offenen Tisch und man kam nie dahin, ohne sehr bedeutende Personen vom hohen Adel an demselben zu finden. Der König selbst speiste nicht selten bei ihnen, noch häufiger aber bei dem Wechsler Blank, mit dem er vorzüglich Geschäfte hatte. Einige Kaufmannshäuser unterhielten für ihre bürgerlichen Bekanntschaften, nach eben dem Fuße, einige Gedecke.

Musik, Tanz, Spiel und Galanterie waren die vorzüglichsten Belustigungen aller warschauischen Gesellschaften. Die höheren Klassen besonders liebten die Musik und sie gehörte bei ihnen zur Erziehung. — Man fand manche angenehme Stimme unter den Weibern und Männern, und manche der letztern spielten das eine oder das andere Instrument gut. Aber etwas außerordentliches erinnere ich mich nicht gehört zu haben, vielleicht bloß aus dem Grunde, daß der polnische Charakter zu unstät und die Lebensart zu stürmisch ist, als daß man Geduld und Zeit behalten sollte, irgend ein Talent bis zur Vollkommenheit auszubilden. Doch weiß man, was man an Anlagen besitzt, durch eine ganz eigenthümliche Anmuth und Leichtigkeit herauszuheben, die fast immer von einem vortheilhaften Körper, den Natur und Kunst zu gleichen Theilen ausgearbeitet haben, unterstützt werden. So gab es kein reizvolleres Gemälde, als die verwittwete Fürstin Radziwil mit ihren vier Kindern bei einer Musik. Sie selbst ist noch eine schöne Frau, über deren Züge Sanftmuth und Zärtlichkeit verbreitet sind. Ihre beiden Söhne, wohlgebildete junge Männer; ihre Töchter, Prinzessin Christine von sechszehn, Prinzessin Angelia von vierzehn Jahren, beide in einer verschiedenen Gat-

tung reizend, hatten die Musik zu ihrer Lieblingsbeschäftigung gemacht, und trieben sie unter dem Vorsitze und der Aufmunterung der Mutter. Es war ein höchst angenehmer Genuß, die Mutter bald ein Terzett mit ihren beiden Söhnen, bald ein anderes mit ihren beiden Töchtern singen zu hören, um so angenehmer, da sich das Auge zugleich an dem Schauspiele der innigsten mütterlichen und kindlichen Liebe, das einem in Warschau nicht oft geboten wird, weiden konnte. In den Gesellschaften, worin sich diese seltene Mutter befand und hören ließ, fehlte es immer noch nicht an Männerherzen, auf die ihre Stimme und ihr Wesen bedeutender, als auf alle übrige Zuhörer, wirkte.

Der Tanz, die Seele der polnischen Gesellschaften, wurde mit einer Anmuth und einer Leichtigkeit, aber auch mit einer Koletterie, und zum Theil mit einer Wildheit behandelt, die man nirgend in einem gleichen Grade findet. Vorzüglich angenehm führte man die beiden Nationaltänze, die Polonaise und die Mazurka aus, beide ihrer Natur nach ganz entgegengesetzt, aber beide der höchsten Ausbildung durch Kunst und körperlichen Bau fähig. Die Polonaise ist der Triumph schön gewachsener Personen, die Feinheit in ihre Bewegungen, Adel in ihren Anstand, Festigkeit und Geschmeidigkeit in ihren Gang zu legen und ihre Züge mit Frohsinn und dem feinsten Ausdrucke geselliger Achtung zu beleben wissen. Diese Bedingungen sind nicht erdacht, sondern wirklich von dem Beispiele der besten Polonaisen-Tänzer, die ich gesehen habe, abgezogen. Noch eine möchte ich hinzufügen, die, daß dieser Tanz nie anders, als in der langen, völligen Nationaltracht von den Männern, und in der leichten, schwebenden, von der Luft getragenen Taratatka, von den Weibern getanzt wurde. Das kurze französische Kleid paßt eben so wenig zu dem langsamen, prächtigen Charakter des Tanzes, als das knappe, nach der Soubrette schmeckende Karako, oder jeder andere korsettartige Anzug. Desto reizender steht letzterer zur Mazurka bei den Weibern, und die Kurtka und Charivari bei den Männern. Der leichte, hüpfende Charakter dieses Tanzes, der den Körper in so mannigfachen, kurzen, schnellabwechselnden Bewegungen und Verschränkungen sich zu zeigen, und auch den Armen ein ungezwungenes Spiel erlaubt, der von dem Auge Feuer und Leben, Zärtlichkeit und Wollust fordert und dem Kopfe gebietet der Leidenschaft gemäß sich zu erheben, oder sanft auf die Schulter zu neigen, oder über die Brust herabzusenken: dieser Tanz bedarf der höchsten Einfalt, Leichtigkeit und Zartheit im Anzuge, damit das Spiel der Umrisse weder verhindert noch bedeckt werde. Auch diese Vorschriften sind von einem wirklichen Tänzerpaar abgenommen, das nicht leicht ein anderes in Vollkommenheit erreichen noch weniger übertreffen wird. Es war der Prinz Joseph Poniatowski und Julie Potocki, die Gemahlin des oben erwähnten Johann Potocki.

Prinz Joseph ist eine der vollkommensten männlichen Figuren die man sehen kann. Sein Fuß, wie sein ganzes Bein, ist fein und voll, ganz ohne Tadel und das lange Beinkleid schließt sich, ohne Grube und Fältchen in einem Guß, daran. Die Kurtka legt sich eng an einen feinen, geschweiften

Wuchs, ruht mit den Schößen auf zwei vollen Hüften und ist über einer gewölbten Brust fest zugeknöpft. Seine Züge haben viel männlichen Ausdruck und ein paar große schwarze Augen verbreiteten ein Feuer über sie, das, die letzte Zeit, mehr für den Krieg, als für die Liebe zu brennen schien.

Julie Potocki war die Grazie selbst. Wenn ihr kleiner, netter Fuß den rundlichen, elastischen Körper, in der Mazurka schwebend umhertrug und kaum die Erde zu berühren schien; wenn sie aus den Armen des einen Mannes in die Arme des andern hinüberflog, von diesem geführt, von jenem geschwenkt wurde; wenn sie endlich in die Arme ihres eigentlichen Tänzers zurückschwebte, der sie mit stürmischer Eil auffaßte und sich mit ihr herumwirbelte, während ihr Kopf sich lässig und wie in Erschöpfung nach der Schulter neigte, oder ihr anmuthvolles Gesicht sich mit wollüstiger Grazie, über die noch ein Flor von Sittsamkeit schwamm, auf den Busen senkte, oder ihr Auge sich plötzlich mit dem Ausdrucke der siegenden Leidenschaft in das Auge ihres Tänzers ergoß — so standen die Männer in Gruppen, kaum athmend, die ganze Lebenskraft im Auge, umher, sprachen bloß mit den Blicken, die sie von ihr abmüßigen konnten, über so viel Reize zu einander, und hier und da preßte sich aus einer übervollen Brust ein: grand Dieu! que Julie est belle! laut oder leise hervor.

An dem masurischen Tanze, wie er in Warschau gegeben wird, habe ich übrigens nur dies auszusetzen, daß man ihn mit Figuren überladet, und daß er mithin zu lange dauert, als daß Tänzer und Tänzerinnen die dazu nöthige Frischigkeit bis ans Ende unterhalten könnten.

In dem Menuet und im englischen Tanze zeichnen sich die warschauer Tänzer nicht aus, weil sie beide nicht lieben; aber die wunderlichen Karrikaturen des kosakischen geben sie mit großer Leichtigkeit und Verwegenheit an. Am liebsten habe ich ihn von Kindern tanzen sehen. Diese werden überhaupt sehr früh im Tanze unterrichtet. Von den Kinderbällen, die für diese, meist immer reizenden Kreaturen, entscheidend werden, spreche ich weiter unten an einem paßlichern Orte.

Galanterie und Spiel, beide auf einen sehr hohen Grad getrieben, sind zwei andere große Triebräder der polnischen Gesellschaft und Geselligkeit. Einige Bemerkungen darüber setze ich ebenfalls für einen andern Platz zurück.

Die kleinen freundschaftlichen Gesellschaften, die sich des Abends ohne Zwang und Putz häufig zusammen zu finden pflegten, waren unstreitig die reizendsten unter allen in Warschau. Anhänglichkeit, Freundschaft und Liebe ordneten sie gewöhnlich an und beseelten sie. — Es waren mäßige Cirkel, deren Mitglieder wechselseitig einander, ihren Herzensbedürfnissen nach, kannten, einander hierin nichts verhehlten, einander trugen, einander Einseitigkeit und Auszeichnung verziehen, sich bald in Paare zerstückelten, bald zu kleinen Spielen, bald am Flügel wieder sammelten. Frohsinn und Ungezwungenheit waren ihr Band, sanftere Gefühle ihre Nahrung, witzige Unterhaltung die Lückenbüßerin. In diesen ergoß sich die ganze Liebenswürdigkeit der Nation, und Ehrsucht, Eitelkeit, lärmender, unmäßiger Genuß, und Unterhandlungssucht verhüllten hier nicht länger ihr glückliches Naturell.

Die Leerheit und lange Weile, die anderwärts die große Welt für ihre Unmäßigkeit in Vergnügungen bestraft, bemerkt man in Warschau weniger. Die natürliche, höchst ungezwungene Art, wie man hier in der Gesellschaft kommt und geht, einander anredet, unterhält und verläßt, seine Meinung sagt, seine Talente zur Unterhaltung geltend macht, hat ungemeinen Reiz. Man spricht in jeder Sprache, die man versteht; man spricht (und es ist nicht zu verkennen, daß Eitelkeit dabei zum Grunde liegt) alle Sprachen, die man versteht, in einer einzigen Unterhaltung, besonders polnisch, französisch, italienisch, deutsch. Bis auf den Spanier und Türken, finden Fremde hier Personen, die ihre Sprache reden; und wenn sich jene hierin über etwas zu beklagen haben, so ist es über den Umstand, daß die Polen, mit denen sie in Konversation begriffen sind, unter einander polnisch das Gespräch weiter führen, wenn sie auch die Sprache des Fremden wissen; und daß sie eben so oft, wenn z. B. der ganze Cirkel französisch versteht, den Italiener, den Deutschen, den Spanier, in seiner Muttersprache anreden, ihn durch diesen ihm lieben Ton verleiten, eben so zu antworten und dadurch das Gespräch wie zerhacken und für Andere unverständlich machen, die nicht alle diese Sprachen verstehen.

Man ist im Ganzen genommen, hier sehr höflich gegen einander, aber nicht auf eine gezierte und pedantische Art und meist nur immer in den ersten Augenblicken der Anrede und den letzten des Abschiedes, besonders aber gegen Leute die man braucht oder einmal zu brauchen denkt. Andere, die man nicht braucht, behandelt man mit der Achtung, die man selbst fordert, das heißt, ganz auf gleich und gleich. Die kleinstädtischen Rücksichten auf den obern und untern Platz, die Schüchternheit im Widerspruche, das furchtsame Erwarten, ob ein Größerer einen anreden werde, das Zurückdrücken von Gruppen, die einem nicht bekannt sind, das erbärmliche Warten auf einen Gruß, das ängstliche Studium, einem jeden seinen Titel zu geben, das kindische Mildern des natürlichen Lautes der Stimme, das Zurückhalten eines witzigen Einfalles, aus Furcht irgend jemand damit anzustechen, das matte, unterwürfige, überfeine Benehmen gegen die Weiber, und tausend andre Dinge, welche manche kleine große Welt in Deutschland quälen; von allen diesen findet man in den warschauischen Gesellschaften keine Spur, sondern man spricht und lacht, wie man sich gewöhnt hat, man behauptet, wovon man überzeugt ist, man widerspricht wenn man anders denkt, man freut sich laut über frohe Dinge, man macht Witz so viel man kann, man schämt sich nicht, der Erste bei Tische, der Durstige beim Glase, der Verliebte beim schönen, der Eifersüchtige beim treulosen Weibe zu sein; mit einem Worte: man giebt sich, wie man ist, und versperrt dadurch jedem Zwange die Thüre.

Daß diese Natürlichkeit zuweilen in ein Benehmen ausarte, welches den Begriffen, die man anderwärts von Wohlstand hat, sehr zuwiderläuft, ist zu erwarten. Wenn man den unglücklichen Spieler zuweilen derb auf den Tisch schlagen und kräftig fluchen hört; wenn man einen stattlichen Mann, bei Stern und Orden mit einer etwas zu starken Ladung von Wein, auf schlotternden Füßen umherschwanken sieht; wenn ein etwas zu starker

Esser, mit der Serviette vor dem Munde, übereilt vom Tisch aufspringt und zur nächsten Thür hinausfährt; wenn eine Tänzerin ihrem Tänzer ein wenig zu lebhaft in die Arme fliegt, und seine Auge ein wenig zu ausdrucksvoll auf Schönheiten verweilt, oder sein Arm oder sein Kopf sich zu innig an andere lehnt; wenn ein paar erhitzte Staatskenner oder Vaterlandsfreunde unter einem starken Wortwechsel auf ihre Säbel schlagen: so sind dieß freilich Dinge, die anderwärts feine Gesellschaften empören, sogar zerreißen könnten und nicht ganz ohne Unrecht; aber hier bemerkt man es kaum, oder beurtheilt es mit großer Gelindigkeit und mit der Billigkeit, die das Gefühl erweckt, daß man, bei seinem eigenen lebhaften Charakter, vielleicht heute noch, oder wohl morgen, einer ähnlichen Nachsicht bedürfen werde.

(Fortsetzung folgt.)

Die Thronrede und Schleswig-Holstein.

Hoffentlich wird man demjenigen Satz der Thronrede, welcher sich mit Schleswig-Holstein beschäftigt, die gebührende Aufmerksamkeit schenken. Seine Bedeutung liegt darin, daß das Preußische Cabinet durch ihn die vollste diplomatische Freiheit gewinnt, welche nach der Ansicht unserer Gegner bereits durch die Anfesselung der Preußischen Politik an ein bestimmtes Programm verloren gegangen sein sollte. Man glaubte uns festgebannt, man glaubte uns engagirt für einen einzelnen der Wege, auf welchen die Stellung Preußens in den Herzogthümern ausgenutzt werden kann, und auf diese irrige Voraussetzung gründete man die Politik der Stagnation, die gegen Preußen in Scene gesetzt wurde. Denn was heißt die Regungslosigkeit, die man in Betreff der Preußischen Activität beobachtete, als daß man sich einerseits **nicht** ngagiren, und daß man andererseits durch keine Jniative dem Berliner Cabinet Gelegenheit bieten wollte, innerhalb der ängstlich stockenden Verhältnisse eine Wendung zu seinen Gunsten hervorzurufen. Die Westmächte widmeten sich dem Nichtsthun, um freie Hand zu behalten, und sie rühmten sich dieser freien Hand. Jetzt werden sie durch die Thronrede belehrt, daß auch Preußen vollkommen freie Hand behalte, daß es die ungebundene Auswahl der **Mittel**, durch welche Schleswig-Holstein für die Machtstellung Preußens und für die Kräftigung Deutschlands zu verwerthen ist, immer noch besitze. Deshalb ist der Nachdruck auf die kühne Anwendung des Wortes „Pfand" in der Thronrede zu legen. Man braucht dieses Wort, wenn man andeuten will, daß über der letzten Errungenschaft, deren man bei der Auslösung des Pfandes theilhaftig werden will, noch jenes Geheimniß schweben soll, welches in diplomatischen Geschäften die Garantie des Erfolges ist. Was erreicht werden muß, ist die Sicherstellung der In-

teressen Preußens und Deutschlands. Das Wie mag den Umständen überlassen bleiben, welche zu beherrschen, oder zu lenken, oder gar zu machen, kein einzelner Staat versuchen soll, wenn er nicht durch eine solche Carrikirung der göttlichen Vorsehung Schiffbruch leiden will. Genug, daß Preußen eine feste Position hat, von welcher aus es ruhig die Entwickelung der Umstände abwarten kann. So ist es richtig einer diplomatischen Situation gegenüber, wo alle anderen Mächte überklug zu handeln glaubten, indem sie sich gleichfalls auf das Abwarten verlegten.

Diplomatische Revue.

Wochenschau.

Die Spanischen Wirren geben den Politikern ein Räthsel auf. Man speculirt über die Entscheidung, die sich aus den Kämpfen auf der Iberischen Halbinsel ergeben wird, man sucht nach mystischen Gründen für die dortige Noth, man findet die Anlässe je nach der Schule, in deren Lehrsätzen man befangen ist, bald in dem Mangel an Legitimität, bald in der Schwäche des Parlamentarismus. Und indem man nach Art der Alchymisten die Grundstoffe, die man entdeckt zu haben meint, in den Glühkessel des Raisonnements wirft, prophezeiht man das Produkt, welches sich aus ihnen ergeben werde. Die Einen prophezeihen eine Säbelherrschaft, die Anderen eine Constituirung der Halbinsel in einen Föderativstaat. Bei dieser ziemlich nutzlosen Beschäftigung vergißt man, daß die Zustände, wie sie jetzt in Spanien vorwalten, die normalen sind, daß sich aus der Gährung nichts Festes entwickeln wird, sondern daß die Geschichte Spaniens nur darin besteht, die Gährung unter ihren verschiedenen Aspecten zu zeigen. Wundert man sich über die dortige Abenteurer-Wirthschaft, so behält man eben die Thatsache nicht im Gedächtniß, daß Spanien stets von Abenteurern regiert worden ist. Das phlegmatische Volk bedarf an seiner Spitze eines lebensvollen, unruhigen Intriguantenthums.

Von den Karthagischen Feldherren an, von Hannibal und Hasdrubal, von den Römischen Scipionen, von den Vandalen, Gothen, Saracenen, Habsburgern bis zu den heutigen Ausläufern der Bourbonen, die ja auch nur durch einen diplomatischen Querfall nach den Ufern des Manzanares verpflanzt wurden, war an der Krone des Spanischen Gebäudes ein steter Wechsel, und das Iberische Volk spielte nur dann eine respectable Rolle,

wenn die oben sich drängenden Aventuriers am emsigsten waren. Der Fehler der jetzigen Situation liegt darin, daß die Abenteurer, welche gegenwärtig um den Vorrang kämpfen, gar zu abgenutzt sind. Es ist kein frisches kühnes Blut unter ihnen, sie sind nicht frivol genug, sind Sichergänger, nehmen Rücksichten, legen sich auf die Lauer nach Evenements. Der eigentliche Quell der Genies ist für Spanien verstopft, seitdem die dynastischen Fäden, welche den Madrider Hof mit Italien verknüpften, zerrissen sind. Aus Parma, aus Genua, aus Neapel kamen die Halbgötter, welche dem starren iberischen Körper Leben einhauchten. Columbus, der Spanien zur Weltmacht erhob, kam von italischer Küste. Und welche Hochzeitgabe war kostbarer, als diejenige, die von der Königin Elisabeth Farnese nach Madrid mitgebracht wurde? Julio Alberoni, das war ein Mann, gegen den die Prim, die Narvaez, O'Donnell Kinder sind. Man blicke doch auf das Bildniß Alberoni's, des blühenden Cardinals, dessen Lächeln eine Provinz erobert, dessen leichtes Aufathmen eine Flotte schafft, dessen Stirnrunzeln eine Welt umwirft, und man vergleiche damit die grauköpfigen Generäle von heute, die mürrischen Gesichter, die aus Verlegenheit, nicht aus beherrschender Kraft intriguiren.

Generäle ohne Armee, Steuermänner ohne Ruder, Ränkeschmiede ohne Plan. Da wird freilich kein Einzelner siegen, sondern die Sache wird wohl damit enden, daß sie unter einander einen Compromiß schließen, daß sie eine Coalition von Ehrgeizigen veranstalten und sich in die Macht theilen, die Keiner für sich ausschließlich gewinnen kann. Und das wird wieder so lange dauern, bis der echte, jugendstrotzende Paris auf die Bühne tritt, der nicht zaudert, Argiver und Trojaner aneinander zu hetzen, falls er nur das Weib des Menelaus entführt. Ist denn gar kein Kammerdiener in Madrid, den man in der Eile zum Minister promoviren kann? In solchen Kunststücken lag von je her das Heil Spaniens.

Auch an Frankreich nagt der Fehler, daß der Weg nicht mehr gangbar ist, auf welchem Italien in früheren Zeiten Staatsmänner nach Paris importirte. Daß die kaiserliche Dynastie eine korsische ist, genügt nicht, sie muß von einer Aristokratie italienischer Politiker umgeben sein, um sich rühren zu können. Frankreich hob sich, als Rom ihm die Cardinäle lieferte, damit der allerchristlichste Monarch sie zu Ministern mache. Wie todt ist jetzt das Verhältniß zwischen Rom und den Tuilerien, wie matt, wie flach, plattgedrückt durch unausführbare Rathschläge und ohnmächtige Proteste! Keine Wechselwirkung, kein Austausch von Kräften. In Italien liegt der Kern der lateinischen Race, und wer sich berufen glaubt, alle Lateiner, alle romanischen Nationalitäten zu einem einzigen politischen System zu vereinigen, der muß aus Italien den bindenden Geist holen. Aber Rom murrt, und Florenz braucht seine Talente für sich selber — die freilich in der Heimath dem Stockigwerden ausgesetzt sind.

Das Experiment, welches Napoleon mit der mexikanisch-romanischen Race angestellt hat, mißglückt, weil der Kaiser nicht im Stande gewesen ist, das Romanenthum in seinem Mittelpunkte zu erfassen. Der Cäsarismus

geht an der Abneigung der Lateiner zu Grunde, und Cäsar kann keinen Plan mehr machen, weil das, was er entwirft, am Capitol zerknickt.

Oesterreich hat trotz furchtbarer Niederlagen seinen lebendigen Zusammenhang mit Italien aufrechterhalten. Oesterreich schützt sich selber vor der Erstarrung, indem es den Nero nicht ertödten läßt, der von dem Venetianischen Auge nach dem Wienerischen Hirne führt. Oesterreich rettet die geschichtliche Bedeutung des lateinischen Geistes, indem es die italienische Nationalität hindert, sich durch den Gedanken der Staatseinheit zu verknöchern. Der tödtlichen Idee der Unità Italiana das habsburgische Scepter in Venetien entgegenhaltend, darf Oesterreich stolz sein auf seine Aufgabe unter den Völkern. Venetien behauptend, vertheidigt sich Oesterreich gegen die constitutionelle Versäuerung, gegen die centralistische Abmagerung, welcher es mit seinen übrigen Ländern zum Opfer fallen würde, sobald die habsburgische Welt an den Alpen aufhörte.

Die Beziehungen Preußens zu Rom sind in der letzten Zeit vielfach zum Gegenstand von Commentaren gemacht worden, seitdem der Ausgang der Erzbischofs-Wahlen für Posen und Köln gezeigt hat, wie bereitwillig der heilige Vater auf die Gesichtspunkte des Berliner Hofes eingehe. Bei dieser Gelegenheit konnte man nicht umhin, die Regsamkeit, die in der katholischen Welt hervortritt, zu beobachten.

Die ganze katholische Gemeinde ist durch die Drangsale und das Martyrium, worin sich ihr Haupt zu Rom befindet, aufgeweckt worden. Man kann nicht sagen, daß die weltliche Schwäche, in welche Pius der Neunte versetzt worden ist, der katholischen Kirche als solcher geschadet habe. Im Gegentheil, die Glieder der Kirche sind lebendiger geworden, indem sie gleichsam auf geistigem Gebiete dasjenige wieder zu erobern trachteten, was auf dem weltlichen verloren ging. Es ist eine nicht scharf genug hervorgehobene Thatsache, daß während der letzten Decennien die Fortschritte der katholischen Gemeindenbildung in Deutschland ebenso unermüdlich als erfolgreich gewesen sind. In Städten und Dörfern Norddeutschlands, wo man früher kaum das Vorhandensein von Mitgliedern der römischen Kirche geahnt hatte, formirten sich plötzlich kleine oder größere Kreise von Menschen, die sich gleichsam erst des Bekenntnisses erinnerten, in welchem sie getauft waren. Besonders die kleinen Städte der Mark haben in dieser Hinsicht auffallende Erscheinungen erlebt. Die industrielle Bewegung, welche die Leute unter einander wirft und die Einwanderung fremder Elemente begünstigt, mag das Ihrige hierzu beigetragen und somit fast wider ihren Willen ein neues Phänomen in der Kirchengeschichte erzeugt haben. War nun erst ein Cirkel von Gläubigen gestaltet, so fand sich auch bald der katholische Reiseprediger ein. Die Missionen nahmen still oder offen ihren Fortgang. Selbst die kriegerischen Erschütterungen des Jahres 1864 nebst ihren diplomatischen und constitutionellen Resultaten haben mitgewirkt, um das Terrain des Katholicismus zu erweitern. Wir wollen nicht weiter erwähnen, daß jener Krieg dem katholischen Monarchen Oesterreichs Gelegenheit geboten hat, an der Hand Preußens seine Fahne nördlich der Elbe zu entfalten und sich in Hol-

stein festzusetzen, doch auch die Zersetzung, in welche der dänische Staat gerathen ist, hat dem Katholicismus Raum zur Entfaltung verschafft. Dänemark, bis in die neuere Zeit ein rein protestantischer Staat, sieht jetzt allenthalben in Jütland, so wie hier und da auf den Inseln und neuerdings in der Hauptstadt katholische Gemeinden hervortauchen. Während des letzten Jahres endlich hat der Katholicismus seinen Eroberungszug bis auf die skandinavische Halbinsel ausgedehnt. Die Verfassungsreform in Schweden hat den Bekennern des römisch katholischen Glaubens, die früher in Schweden mit den Geächteten in einer Linie standen, das staatsbürgerliche Recht eingeräumt.

Hierzu kommt, daß der Tact der katholischen Priesterschaft herausgefunden hat, an welcher Stelle die heutige Gesellschaft zu packen sei. Sie macht Effect, indem sie gegen den Materialismus unserer Zeit, gegen die Genußsucht, die Habgier, den Luxus predigt und indem sie die von der Jagd nach dem Weltlichen ermatteten Gemüther in eine sanfte Sentimentalität versetzt. Die Bedrängnisse des Papstes, weit entfernt, das Priesterthum zu beugen, haben dasselbe zu größerer Ausdauer in Behauptung seiner gesellschaftlichen Rechte inspirirt. Weise Regierungen rechnen mit diesen Thatsachen.

Miscellen.

Die mittelalterlichen Burgbauten Thüringens.

I.

Gleichwie in vielen Gegenden Deutschlands die Bergeshöhen mit den Resten vormaliger Burgbauten gekrönt sind, werden auch die Berggipfel der, zwischen den Ufern der Saale und Werra, sowie dem südlichen Theile des Harzes und dem Rücken des Thüringer Waldgebirges gelegenen Gegenden von den Trümmern älterer Burgbauten eingenommen, welche theils schon im 11. und 12. Jahrhundert entstanden, theils aber erst der Zeit vom 13. bis 16. Jahrhundert ihren Ursprung verdanken.

Was die allgemeine Disposition dieser thüringischen Burgen anlangt, so bestand jede derselben entweder nur aus einem Gehöfte, oder war mit 2 oder 3 Gehöften versehen, welche letztere dann durch Gräben gesondert, jedoch durch Brücken verbunden waren. Im ersteren Falle fanden sich auch die benöthigten Wirthschaftsräume in demselben, während bei 2 und mehr Gehöften solche in dem Vorderhofe, dem s. g. Vorwerk, aufgestellt waren, das 2te, innere Gehöfte aber stets für die eigentlichen Wohngebäude des Burgbesitzers reservirt blieb.

Da sich bei den meisten thüringischen Burgbauten nur Anlagen mit zwei Gehöften vorfinden, so wollen wir uns zunächst mit dieser Anlage beschäftigen.

Vor der eigentlichen Umfassungsmauer der Burg war ein tiefer und breiter Graben angebracht, der theils beide Gehöfte umfaßte, theils nach der Lokalität sich nur bis zu dem steilen und deshalb mehr gesicherten Bergabhange fortsetzte. Ueber diesen Graben führte eine meist auf Steinpfeilern ruhende, überwölbte Brücke, deren innere Seite zuweilen mit einer Zugbrücke versehen war. Am Ende derselben erhob sich an den Eingängen der Vordergehöfte das Thorhaus, das aus einem mäßig großen, vortretenden, zuweilen in zwei Stockwerken aufgeführten Baue bestand, und nicht allein durch ein äußeres Fallthor, sondern auch noch durch ein inneres, mit starken Vorschubriegeln verwahrtes Flügelthor gesichert war. Bei Thorbauten, wo das äußere Fallthor in vorstehenden Steinfalzen lief, bemerkte man oberhalb desselben eine Fensteröffnung, von welcher aus die Bewegung des Fallthors bewirkt wurde, während dieses Fenster zugleich zur Erleuchtung des daselbst angebrachten Lokals für den Thorwart diente. Zu noch größerer Sicherheit der Außenthore wurden öfters neben denselben noch besondere hohe Thürme aufgeführt, von deren Zinnen dann die Wehrmannschaft dem andringenden Feinde wirksam entgegentreten konnte.

Durch den Thorbau gelangte man in den, meist unregelmäßigen **Vorderhof des Schlosses**, der durch Wirthschaftsbauten und Umfassungsmauern begrenzt wurde. Die hohen Umfassungsmauern waren mit geraden oder auch nach abwärts gehenden Schießscharten versehen, und besaßen in ihrem Obertheil einen mäßig breiten Absatz mit einer inneren, auf vorgesteckten Tragsteinen ruhenden Bohlenverbreiterung, vor welchem Gang sich eine mäßig hohe Brustwehr mit einzelnen Mauererhöhungen (sog. Züngeln) erhob, hinter denen die Wehrmannschaft aufgestellt wurde. Zu Erzielung noch größerer Sicherheit wurden nicht allein die längeren Theile dieser Umfassungsmauern, sondern besonders die Ecken des Schloßgehöftes mit halbrunden, später auch mit viereckigen, niedrigen Thürmen verwahrt, die zu wirksamer Abwehr der feindlichen Angriffe auf die Mauern vor diesen bedeutend hervortraten, auch gezüngelte Brustwehren hatten. Diese, sowohl an den Mauern des Außenhofs als Innenhofs angebrachten Thürme waren meist nur auf 3 Seiten mit Mauern versehen, dagegen die der Burg zugekehrte Seite offen gelassen. Zu gehöriger Aufstellung der Mannschaft dienten einzelne, in den Thürmen angebrachte Balkenlagen. Die Zugänge zu diesen Mauerthürmen, sowie zu den Umgängen erfolgten entweder von den anstoßenden Gebäuden aus, oder auch mittelst vorgestreckter massiver Tragstufen und Leitern. Zuweilen schlossen sich an die Umfassungsmauern der Burg noch abwärts gehende Quermauern an, die sich über die minder steilen Bergabhänge hinzogen. Um weiter die feindlichen Angriffe zu erschweren, wurden endlich die Mauern, Thürme und Außenseiten der Wirthschaftsgebäude nicht mit Fenstern versehen, sondern in ihnen nur sehr schmale, nach Innen zu sich erweiternde Schießscharten angebracht.

Der Vorderhof enthielt ferner nicht allein ausreichende Wohnungen für die Wehrmannschaft und das Gesinde, sondern auch Lokalitäten zur Aufbewahrung von Lebensmitteln, Flachs, Wolle, Felle u. s. w., sowie eine Schmiede und ein Schnitzhaus, zuweilen auch die Küche und das Backhaus. Bei geringerer Räumlichkeit der Innengehöfte, befand sich in dem Außengehöfte auch noch eine meist kleine Schloß-Kapelle, in welcher der Burgherr mit seiner Familie und dem Burggesinde dem, von einem besondern Burg-Caplane gehaltenen Gottesdienste beiwohnte. Dieselbe erhielt stets eine Stellung von Morgen nach Abend und wurde nach Maßgabe der Oertlichkeit mit einem geraden, halbrunden oder poligonen Schluß an der Morgenseite versehen. Eine solche vollständige Kapelle hat sich noch auf der Wartburg erhalten.

II.

Nach diesen wenigen Notizen über die Anlage und Bauten der vorderen Burggehöfte wenden wir uns nun zur Beschreibung der Bauwerke des zweiten, inneren Burggehöftes.

Diesem Innengehöfte, als dem eigentlichen Wohnsitze des Burgbesitzers, wurde stets eine besondere Sorgfalt gewidmet, und solches möglichst gegen äußere Angriffe sicher gestellt, weshalb demselben stets die durch die Lokalität gesichertste, höchste Stelle der Burgstätte gegeben wurde, woselbst man einen freien Ueberblick in die Umgegend genoß, zugleich aber auch eine wirksamere Vertheidigung nach Einnahme des Vordergehöftes möglich war. Als nächsten Theil des Innengehöftes haben wir den meist zwischen dem Außen- und Innengehöfte angebrachten Graben zu bezeichnen, welcher sich bis zu dem Außengraben fortsetzte, und als besonderer Schutz des Innengehöftes nach Einnahme des Vorderhofs diente.

Wo indeß wegen Terrainschwierigkeiten oder Raumbeengung, wie z. B. bei der Wartburg, die Anlage eines solchen Zwischengrabens unterblieb, suchte man die unmittelbar dem Außenhof zunächst stehenden Gebäude des Innenhofs dadurch thunlichst zu wehren, daß man zwischen beiden einen mäßig breiten, durch hohe Mauern geschlossenen Raum (den sogenannten Zwinger) anbrachte, der sich zuweilen um das ganze Innengehöfte fortsetzte und durch zwischenliegende Quermauern mit verwahrten Thüren den Zugang in das innere Wohngebäude des Burgbesitzers erschwerte.

Ueber gedachten Zwischengraben führte nach dem einzigen Eingang des Innengehöftes eine Brücke, die eine größere oder geringere Breite besaß.

Wegen leichterer Vertheidigung des Innenschlosses erhielt dasselbe meist nur eine beschränkte Größe, mit einem in der Regel kleinen, unregelmäßigen Hofraum, dessen Umgrenzung theils durch die Umfassungsmauern mit ihren Thürmen und Thoreingang, zumeist aber durch einige größere Bauwerke erfolgte. Das größte derselben war das eigentliche Wohngebäude des Ritters, der sog. Palas, sodann das Frauenhaus, die sog. Kemnate, der hohe Vertheidigungsthurm, sog. Bergfried, und zuweilen noch einige kleine Wirthschaftsgebäude.

Was nun zunächst das wichtigste Bauwerk, den sogenannten Palas, be-

trifft, so bestand derselbe aus mehreren massiven Stockwerken und erhielt eine solche Stellung, daß er den von außen her am wenigsten zugänglichen Raum der Burgstätte einnahm, zugleich aber seine Seiten einen Theil der äußeren Umfassungen des Gehöftes bildeten, und man von ihnen aus einen Ueberblick in die Umgegend der Burg genießen konnte. Die einzelnen Stockwerke desselben waren meist durch Balkenlagen gesondert, die inneren Raumvertheilungen aber häufig durch Bleichwände gebildet. In späteren Zeiten wurden die Erdgeschosse noch öfter mit Gewölben bedeckt. Im Falle diese Wohngebäude einen Theil der Umfassungen bildeten, und mit als Schutzwehren nach Außen zu dienten, wurden sie an ihren Ecken zuweilen noch mit halbrunden vorspringenden Vertheidigungsthürmen versehen, auch in den Untertheilen der Außenmauern weniger Fenster als Schießscharten angebracht.

Unter dem Palas befand sich eine ziemliche Anzahl von Kellerräumen, welche meist mit sogenannten Tonnengewölben, seltener mit Kreuzgewölben bedeckt waren.

Hinsichtlich der Einrichtung des Oberbaues dieser Ritterwohnhäuser ist zu bemerken, daß dieselben in der Regel aus zwei massiven Geschossen bestanden, denen bei beschränkter Räumlichkeit und größerem Bedürfniß noch ein drittes Stockwerk beigefügt wurde (denen dann ein hohes Dachwerk als Bedeckung diente). Das Untergeschoß wurde durch eine große Hausflur, Wohnungen für die unmittelbare Dienerschaft, das Schnitzhaus und Vorrathsräume eingenommen, die sämmtlich nur eine spärliche Erleuchtung durch kleine Fenster genossen.

In den Obergeschossen dieser Bauten befanden sich die eigentlichen Wohnungsräume des Burgbesitzers und seiner Familie, mit denen weiter das große Gastzimmer, der sog. Rittersaal, die Rüstkammer, verschiedene für das Hauswesen unentbehrlicher Lokale, und bei größeren Burgen die Schloßkapelle in Verbindung standen. Bei kleineren Hausständen waren die Räume für das weibliche Dienstpersonal ebenfalls mit in dem Hauptbau, doch wurden dieselben zuweilen auch in besonderen Frauenhäusern, den sog. Kemnaten, angebracht, die dann ihre Stelle in der Nähe der Hauptbauten erhielten.

Der Zugang nach den Obergeschossen des Palas erfolgte in frühesten Zeiten meist auf einer außerhalb des Gebäudes befindlichen Freitreppe, späterhin jedoch mittelst einer inneren massiven oder hölzernen Wendeltreppe, welche schließlich durch einen besonderen Wendeltreppenanbau von runder oder polygoner Grundform mit oberer Thurmspitze ersetzt wurde.

Die in diesen Ritterwohnungen angebrachten Thüren waren im Allgemeinen von geringer Größe und in der romanischen Bauperiode mit halbzirkelförmigen Bogen bedeckt, in der späteren, gothischen Bauzeit aber theils mit Spitzbogen, theils mit wagerechten Stürzen, die entweder mit gewöhnlichen inneren Abschrägungen, meist aber mit zierlichen architektonischen Gliederungen umfaßt waren.

Von gleich mäßigen Dimensionen waren auch die Fenster in den oberen Geschossen. Sie wurden meist nicht einzeln, sondern zwei und mehrere neben einander gestellt, letztere in romanischer Bauzeit durch freistehende Säulchen,

in späterer Zeit aber durch isolirte Fensterschafte gesondert, und über diese Zusammenstellung nebst innerer Mauernische ward ein Bogen gespannt. Auf beiden Seiten solcher breiten Mauernischen brachte man gewöhnlich gemauerte Sitzplätze an, die den Gästen als Ehrenplätze zugewiesen wurden. Im Allgemeinen gab man den Fenstern eine meist nur dem innern Bedürfniß entsprechende, daher häufig unsymetrische Stellung, wobei in der romanischen Bauzeit die Fenster mit halbzirkelförmigen Bogen bedeckt und die darüber befindlichen Bogenschilder mit kleinen Fensteröffnungen in geometrischen Paßformen versehen waren, wogegen die späteren gothischen Fenster theils mit Spitzbogen, theils aber auch mit wagerechten Stürzen nebst oberen Kreuzstäben geschlossen wurden. Im 15. Jahrhundert kamen dann die mit mehreren flach-convexen Bogen geschlossenen Fenster in Aufnahme. — An den größeren Wohnzimmern dieser Bauten waren öfter auf mächtigen Tragsteinen ruhende, offene Söller oder geschlossene Erker angebracht. An den Ecken dieser Gebäude befinden sich zuweilen halbrunde Ausbauten mit thurmartiger Bedeckung.

Zur Erwärmung der größeren Wohnzimmer dienten in früherer mittelalterlicher Zeit offene Kamine von bedeutendem Umfange, welche, wie wir noch auf der Wartburg sehen, in das Zimmer vortraten und oben mit Rauchfängen bedeckt waren, worauf im 15. Jahrhundert diese Kamine durch große Oefen von verzierten, glasirten Kacheln ersetzt wurden.

Die Innenwände der Zimmar waren in früheren Zeiten meist mit Kalkputz bekleidet, die Wände der Wohnzimmer dagegen häufig mit zierlichen Holztäfelungen versehen, mit welchen dann feststehende Sitzbänke, Wandschränke und sog. Kantrücken in unmittelbarer Verbindung standen.

An den Decken der Zimmer lagen in früheren Zeiten die Deckbalken meist frei und waren oben mit Bohlen und Estrich- oder Kalksteinbelag bedeckt.

Die Dächer dieser Ritterhäuser endlich waren hoch und steil und theils abgewalmt, theils an den schmäleren Seiten mit bis über die Dachfläche hinausreichenden Giebelmauern versehen.

Zu den wesentlichen Bauwerken des Innengehöftes gehörte ferner der, namentlich bei älteren Burgbauten selten fehlende, hohe Vertheidigungsthurm, der sog. Bergfried, welcher theils zur Vertheidigung des Thoreingangs und Umschau in die Umgegend diente, theils aber auch zur letzten Zuflucht nach Einnahme selbst des Innenschlosses, sowie zur Anlage sicherer Gefängnisse bestimmt war. Demgemäß erhielt derselbe seine Stelle zunächst des Eingangs in das Innengehöfte und wurde meist in sehr bedeutender Höhe und Stärke aufgeführt, wobei dessen unterer Raum als Gefängniß, der obere Gelaß aber zur Aufstellung der Vertheidigungsmannschaft benutzt wurde. Meist besaßen diese Thürme eine zirkelrunde, zuweilen, namentlich in späterer Zeit, auch eine quadratische Grundform. In letzterem Falle erhielten sie keine isolirte Stellung, wie dies bei runden Thürmen jederzeit geschah, sondern lagen mit in den Umfassungen, und zwar in den Ecken des Burggehöftes.

Die stets nur mäßig großen Eingänge in diese Thürme befanden sich nicht in ihren Untertheilen, sondern waren immer in einer Höhe von 20—30 Fuß über dem äußeren Fußboden angebracht, zu denen man entweder mittelst einer Fallbrücke von dem nahestehenden Wohngebäude oder auch nur auf einer Leiter gelangen konnte. Beim Eintritt in solche Thürme zeigt sich nach unten ein auf einer Kuppelwölbung ruhender Fußboden, in dessen Mitte eine viereckige Oeffnung von geringer Größe den Zugang in das darunter befindliche Gefängniß, das sog. Burgverließ, bildet, das nicht durch eine Treppe, sondern nur mittelst einer Leiter zugänglich war, und nur durch wenige kleine Fenster Erleuchtung erhielt. — Der oberste Theil des Thurmes, der sich gleichfalls nur auf Leitern erreichen ließ, war durch Balkenlagen oder Gewölbe abgetheilt und ebenfalls mit einem unterwölbten Fußboden und bedecktem Ausgange versehen, auf dem dann die zur Vertheidigung bestimmte Mannschaft ihre Aufstellung fand. Um aber diesem Platze eine größere Räumlichkeit und Sicherheit zu verschaffen, erhielt der oberste Thurmtheil entweder durch eine Gesimsaustragung oder durch eine vorspringende Consolenanlage eine gehörige Verbreiterung und wurde außerhalb mit einer Brustwehr und Ziegelmauer umgeben. In Mitte dieser oberen Plattform erhob sich die nur mäßig große, massive Thurmspitze in konischer oder polygoner Form, welche auf der starken Unterwölbung ruhte und mit einem bedeckten Ausgange versehen war. Sowohl diese lastende Thurmspitze, als auch der Druck der oberen Unterwölbung bedingten eine bedeutende Stärke der oberen und unteren Thurmmauern, weshalb denn oft die Weite des unteren Raumes nur die Größe der Mauerstärke besaß. Zu Ableitung der auf die Thurmspitze und nebenliegende Plattform auffallenden Gewässer dienten weitvorspringende Steinausgüsse.

In der späteren Zeit des Mittelalters wurden solche obere auf Gewölben ruhende Wehrstätten mit oberen massiven Thurmspitzen seltener angewendet, und treten an deren Stelle meist hohe, in einer kurzen First auslaufende, Bedachungen von Holzwerk mit Ziegelbedachung, wo dann die Vertheidigungsmannschaft auf einem oberen hölzernen Fußboden aufgestellt wurde und durch mehrere größere Fensteröffnungen Wirksamkeit zu äußern vermochte. Die in dem darunter liegenden Thurmtheile befindlichen Fensteröffnungen waren dagegen sehr klein und nur in geringer Anzahl vorhanden.

An den viereckigen, mit hölzernen Bedachungen versehenen Bergfrieden bemerkt man zuweilen auch kleine, am Obertheile derselben angebrachte massive Ausbauten, welche auf künstlich gearbeiteten Austragungen ruhten und zur Umsicht und Vertheidigung dienten.

Wo der benöthigte Küchenraum und die Pferdestallung sich nicht mit in dem eigentlichen Hauptbau befanden, erhielten diese Räume in besonderen, kleineren Bauten des Innengehöftes ihre Stelle.

Der für die Burgwirthschaften unentbehrliche Wasserbedarf wurde durch tiefe, häufig bis zur Sohle des Burgbergs herabgehende Ziehbrunnen, die meist in Felsen eingehauen waren und nur in ihren Obertheilen eine Ummauerung besaßen, beschafft. Wo sich jedoch, wie z. B. auf der Wartburg,

ein gehöriger Wasserstand solcher Brunnen nicht erwarten ließ, mußte man sich mit mit großen Wasserreservoirs, sog. Cysternen, begnügen, denen dann das in dem Burggehöfte sich ansammelnde Wasser zugeführt wurde.

Der Beschreibung der Burgen mit zwei gesonderten Gehöften wollen wir zum Schluß noch einige Bemerkungen über diejenigen Rittersitze anreihen, welche nur ein Gehöfte besaßen, oder drei einzelne Hofräume in sich faßten. Die erstgedachten sog. Burgställe bestanden dann entweder nur aus einem ansehnlichen Hauptbau mit einigen Thurmerhöhungen, welcher von einem durch Mauern, Zwinger und Wallgraben begrenzten Hofraume umschlossen wurde, wobei jedoch besonderer Bergfried nicht angebracht war, oder es umschlossen ansehnliche Gebäude den Hofraum entweder ganz oder nur zum Theil, denen dann ein äußerer Wallgraben oder ein wenig zugängliches Terrain den nöthigen Schutz gegen äußere Angriffe gewährte.

Waren die Burgen mit drei Gehöften versehen, was jedoch nur selten vorkam, so erhielten der zweite und dritte Hofraum besondere Befestigungen, der äußere größere Hofraum aber, der meist als Gartenland, Kampfplatz und Wohnstätten für Dienstmannen diente, war nur durch eine hohe Mauer mit Thoreingang umschlossen und besaß keinen Wallgraben.

Correspondenzen.

Berlin 17. Januar. Halb Kind, halb Greis; das ist der Charakter unserer Hauptstadt und das wird er bleiben: auf der einen Seite rothbäckig und drall und auch ein wenig flegelhaft, wie ein frischgewaschener Sextaner, auf der anderen Seite sich mühselig durch den Koth schleppend. Das Neue wird alt, noch ehe es eine Jugend durchgemacht, das Neuerbaute fällt zusammen, noch ehe es eine Familie beherbergt hat. In einer solchen Stadt kann man schwindeln, man kann sich amüsiren, denn das Amüsement ist ephemer wie jenes Haus in der Wasserthorstraße. Aber man kann eine solche Stadt nicht lieben. Man kann mit ihr und in ihr renommiren, aber man vermag kein Vaterstadt-Gefühl für sie zu hegen. Frivole Gleichgültigkeit ist der Bodensatz der Erregtheiten, die Berlin, sei es auf dem politischen Felde, sei es im gesellschaftlichen Scheinleben, bietet. Berlin wird grauhärig geworden sein, noch ehe es Zeit gewann sich zu sammeln, sich eine stetige Gesinnung, ein Urtheil, eine Richtschnur anzuschaffen. Die Hauptstadt überspringt das Schwabenalter, aus einer Miss in her teens setzt sie sogleich zu einer Sechzigerin hinüber. Darum das unfruchtbar schwankende ihrer magistratualichen und stadtverordentlichen Verwaltung, weche stets prahlt, daß sie die Gelegenheit bei der Stirnlocke zu ergreifen wisse, und welche gleichwohl jeglichen Tropfens administrativen Oeles entbehrt. Daher auch

die böse Erscheinung, daß die Verkommenheit des Pöbels sich breit machen darf, weil demselben kein derbes Philisterthum das Gleichgewicht hält.

Das Philisterium ist das Rückgrat einer Stadt. Berlin aber hat keine Epoche erlebt, wo ein guter Philisterstand sich consolidiren durfte. Statt Mark und Knochen zu erhalten, hat sich das Berliner Philisterium durch die Plötzlichkeit der Sprünge, in denen Berlin excellirt, zerreiben lassen. Die schwankenden Reste des früheren Philisterums, nervlos, haltlos, können dem faustballenden Pöbel nicht widerstehen, weil ihre eigene Gesinnung proletarisch ist. Wie wäre sonst der Haussturm in der Adalbertsstraße, wo der Pöbel sich zu förmlichen Belagerungstrupps organisirte, möglich gewesen!

Und doch kann aus Berlin nicht eher etwas Rechtes werden, als bis der Philister zum Bewußtsein seiner stadterhaltenden, ordnungschützenden Würde durchdringt. Wir sprechen uns gegen jeden Appell an die Polizei aus, blos deshalb, weil solche Excesse wie der oben erwähnte und die ihm gleichen Prügeleien und Neujahrs-Nacht-Todtschlägereien geschehen seien. — Wir freuen uns über die Ruhe, welche die Polizei beobachtet, obwohl ihr tausend Anlässe, einen extraordinären disciplinarischen Feldzug zu unternehmen, geboten zu sein scheinen. Denn in der Abwesenheit polizeilicher Vorbeugungsmaßregeln erblicken wir eine erziehende Kraft für den Bürger, der nunmehr lernen möge, sich selber zu schützen. Es ist uns nicht unbekannt, daß in der letzten Zeit vielfach gegen die Polizei geschrien worden ist, weil sie nicht ausreiche, den pöbelhaften Gewaltthätigkeiten zu wehren. Doch stimmen wir den Klagen und Organisationsvorschlägen, die an sie geknüpft wurden, nicht bei. Nach unserer Ansicht läge das beste Remedium darin, wenn eine Art Bürger-Polizei-Wehr gebildet würde. Mag der Philister, statt hinter der Weißen zu sitzen oder Allotrien zu treiben, sich daran gewöhnen, Abends die Straßen seines Reviers abzupatrouilliren, möge man kleine bürgerliche Wehrgenossenschaften bilden, die einander in diesem Dienste ablösen, und man wird den Pöbel besiegen, weil man ihm Respect einflößen wird. —

Halb Kind, halb Greis! Auch die legislativen Gäste, welche im Beginn der Woche sich in der Hauptstadt meldeten, machen jenen Eindruck. Sie haben sich überlebt, ohne einer Periode der Production genossen zu haben. Sie möchten Stürme erregen und es bleibt doch immer nur bei dem Sturm im Glase Wasser, dem die Gleichgiltigkeit vorangeht und dem die Abgespanntheit der Langeweile auf dem Fuße folgt.

Einen solchen Sturm, wie ihn die liberalen Helden hervorzubringen pflegen, hatten in den letzten Tagen die Anhänger des Statistikers Engel zusammengeblasen. Dieser Vorgang war bezeichnend für die Haltung der oppositionellen Presse, und er ließ einen Blick thun in die Manöver, durch welche die Liberalen die öffentliche Meinung irre zu führen suchen. Wie es scheint, war die Kreuzzeitung das erste Blatt gewesen, welches die Notiz von der in der Redaction der statistischen Zeitschrift eingetretenen Krisis gebracht hatte. Gleich wurde erklärt, die Angabe der Kreuzzeitung beruhe auf einer reactionären Intrigue. Und doch erfahren wir, daß dem Berichterstatter

der Neuen Preußischen Zeitung die Notiz aus dem Munde von Mitgliedern einer statistischen Gesellschaft, in deren Kreise Herr Engel schon mehrere Tage vorher seinen Rücktritt von der Redaction der statistischen Zeitschrift und das Eingehen der letzteren verkündigt hatte, zugegangen war. Gleich nachher bemächtigten sich die liberalen Blätter dieser Angelegenheit. Die Börsenzeitung, die Volkszeitung, die auswärtigen preußenfeindlichen Organe, wie die Deutsche Reichszeitung, die Kieler Zeitung, das Frankfurter Journal, dieser ganze Chor klagte über Bedrückung der Wissenschaft, über den Verlust, den Preußen durch den Rücktritt des „eminentesten Statistikers unserer Tage" erleide. Indem jene regierungsfeindlichen Blätter somit für den Versuch, die Wissenschaft zur Deckung für liberalisirende Ausfälle zu benutzen, Partei ergriffen, sollte gleichwohl in ihrem Auftreten nichts Parteiisches liegen, sie wollten vielmehr durch die reine Theilnahme für das Wahre erfüllt sein.

Und doch waren sie es, welche den Sachverhalt vollkommen entstellten. Während Herr Engel in einer Anwandlung von Gereiztheit über eine Ermahnung, deren Motivirtheit ihm als Staatsbeamten sofort hätte klar sein müssen, aus freien Stücken seinen Rücktritt von der Redaction der statistischen Zeitschrift verkündigt hatte, wollten die oppositionellen Blätter das Publikum glauben machen, daß er wider seinen Willen entlassen worden sei; und während die Behörde nie daran gedacht hatte, jene Zeitschrift bei Gelegenheit des etwaigen Redactionswechsels eingehen zu lassen, kündigten die liberalen Blätter — damit die Unentbehrlichkeit des Herrn Engel desto fühlbarer werde — den Untergang der Zeitschrift an.

Den Gipfel erreichten die Entstellungen der Blätter, als es sich darum handelte, es zu erklären, warum Herr Engel endlich doch in der Redaction blieb. Herrn Engel war durch ein Schreiben des Ministeriums des Innern die Erwartung ausgesprochen worden, daß er sich in's Künftige jeder Benutzung der dem Staatsanzeiger beigelegten statistischen Zeitschrift zu Artikeln, die der Wissenschaft der Statistik fern liegen, enthalten werde. Die liberalen Blätter aber streuten die Lüge in die Welt, der Minister habe Herrn Engel genugthuende Erklärungen gegeben.

Wir wollen nicht die Vermuthung aussprechen, daß Herr Engel bei Inscenesetzung dieses Sturmes im Glase Wasser, der, wie es scheint, als ein Vorspiel für die parlamentarischen Stürme behandelt ward, betheiligt gewesen sei. Aber er hätte vielleicht Schritte thun können, um es zu verhindern, daß ihn die Presse, aus reiner Freude am oppositionellen Klatsche, in ein schiefes und ungünstiges Licht stellte. Dies wäre für ihn um so rathsamer gewesen, als ihm daran liegen muß, das Vertrauen seiner vorgesetzten Behörde zurückzugewinnen.

Die Besprechung des Lövinson'schen Processes behalten wir uns vor. Heute nur so viel, daß auch in ihm die gewissensängstliche Renommage eine große Rolle zu spielen scheint.

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstraße 21.

Die Eröffnung des allgemeinen Landtages der Monarchie

hat am 15. dieses Monats stattgefunden. Es fällt uns schwer, uns hierbei etwas Besonderes zu denken, noch schwerer, etwas darüber zu schreiben. Die ganze Sache vollzieht sich, weil in der Verfassungsurkunde der alljährliche Zusammentritt des allgemeinen Landtages ausdrücklich vorgeschrieben ist; Erfolge werden jedenfalls auf keiner Seite erwartet. Es mahnt uns zunächst daran, daß alle solche ein für alle Mal erlassene Gesetze, insofern sie nicht im Geiste und dem frischen Leben des Volkes ihre Wurzeln treiben, hinter starre Formen sich zu flüchten genöthigt sind, unter denen sie ihr kümmerliches Dasein fristen. — Wir glauben, daß dem constitutionellen Leben nicht leicht ein größeres testimonium paupertatis hat ausgestellt werden können, als in dem gesetzlichen Zwange des alljährlichen Zusammentrittes in bestimmt abgegrenztem Zeitraume.

Jedenfalls ist der Landtag jetzt da und hat unter seltener Resignation der Staatsregierung sogar Materialien erhalten, um sich nicht allein zu beschäftigen, sondern auch in nützlicher und heilsamer Weise zu beschäftigen. Die äußere Form, in welcher die Eröffnung statt fand billigen wir, die von dem Präsidenten des Staatsministeriums hierbei gehaltene Rede hätten wir kürzer und noch entschiedener gewünscht. Wenn z. B. bezüglich der Armeereorganisation gesagt wird, daß das Ministerium fortfahren werde, die hierzu nöthigen Mittel zu fordern, so fehlt für uns der Nachsatz, der etwa dahin lauten sollte „und aus den bereitesten Staatsmitteln zu verwenden."

Kürzer würde die Eröffnungsrede von selbst geworden sein, wenn die Staatsregierung darauf verzichtet hätte, dem Landtage eine ganze Reihe von Gesetzvorlagen in Aussicht zu stellen, deren Verwerfung im Abgeordnetenhause so gewiß sein möchte, als daß zwei mal zwei vier ist. Wir können keinen andern Zweck dieses Verfahrens uns denken als den, daß die Staatsregierung zu Nutz und Frommen aller etwaigen Schreier für die jetzige Verfassung den Beweis liefern will, daß diese bei der Existenz eines Abgeordnetenhauses, wie das jetzige, die Entwickelung des staatlichen Lebens ganz entschieden hemme. Diese Erkenntniß dürfte indessen nicht neu sein und jedenfalls nicht drastisch genug wirken, um hiermit die der Staatsregierung obliegende Pflicht, in den jetzigen Wirrnissen activ vorzugehen, erfüllt zu sehen. —

Wir erinnern an den jüngst an anderer Stelle durch den Abgeordneten Wagener gehaltenen Vortrag, in welchem schlagend dargethan ward, daß es

nicht genügt, die Heilung unserer öffentlichen Schäden in passiver Ruhe abzuwarten, daß vielmehr ein actives Vorgehen dringend geboten sei.

Die jetzt in Aussicht gestellten Vorlagen haben überdem fast alle einen finanziellen Charakter, öffnen also von selbst das streitige Gebiet dem Abgeordnetenhause und bedingen den unleidlichen Zustand, das Herrenhaus in der ersten Zeit fast ganz unbeschäftigt zu lassen, dasselbe aber schließlich recht ostensibel in die zweite Linie zu drängen, welche unsere Verfassung leider dieser Corporation in Finanzfragen zuweist.

Unseres Erachtens müßte das Streben der Staatsregierung gerade dahin gehen, dem Herrenhause die Möglichkeit zu gewähren, staatsmännische Auffassungen und preußische Gefühle dem Phrasenreichthum des Abgeordnetenhauses entgegenzustellen.

Mit Befriedigung haben wir dagegen zu notiren, daß in beiden Häusern des allgemeinen Landtages von dem Erlasse einer Adresse Umgang genommen worden ist. Die Motive mögen freilich sehr verschieden gewesen sein. In dem Abgeordnetenhause ist jedenfalls das Bewußtsein entscheidend gewesen, daß eine zu erlassende Adresse auch in diesem Jahre von einem Erfolge kaum begleitet worden wäre. Wir theilen diese Ansicht, möchten aber hieran die Mahnung richten, wie das entschiedene Auftreten der Staatsregierung hier sofort seines Erfolges sicher gewesen ist. Wenn nur öfter und auch bei andern Gelegenheiten dem jetzigen Abgeordnetenhause der Beweis geliefert wird, daß alle überströmenden und übergreifenden Reden und Erklärungen irgend einen Einfluß nicht üben, so werden dieselben von selbst wegfallen.

Wir hoffen, daß sich nun die Usance immer mehr feststellen wird, von Adressen überhaupt abzustehen. Wir halten dieselben, beiläufig bemerkt, nur dann für gerechtfertigt, wenn irgend ein Ereigniß innerhalb des königlichen Hauses Veranlassung bietet, die Theilnahme der Landesvertretung zum Ausdruck zu bringen; daß aber in diesen Adressen bisher eine Critik der öffentlichen Verwaltung geübt ward, ist gänzlich entbehrlich und nichts als eine Nachahmung der früheren französischen Kammern, welche, sobald sie die Adresse und die geheimen Fonds votirt hatten, eigentlich ihre Aufgabe für erfüllt hielten.

Wir gehen noch weiter; selbst die ausführlichen Thronreden würden wir gern entbehren, sowohl die zur Eröffnung als zum Schlusse des Landtages.

Eine völlige Umkehr in dem Punkte der Adresse hat indessen innerhalb des Abgeordnetenhauses noch nicht stattgefunden. Der neue oder der alte Präsident hat an Stelle derselben sich zu einer Eröffnungsrede gemüßigt gesehen, die nach den Versicherungen der Parteigenossen dem Mangel abhelfen sollte. —

Ein eigenthümlicheres Auskunftsmittel ist wohl noch in keiner derartigen Kammer gewählt worden. Der Präsident spricht nicht etwa nach eigenem Ermessen, sondern, so wird wenigstens allgemein erzählt und geglaubt, nach Verständigung mit seinen Parteigenossen, er tadelt rechts und links und erreicht den höchsten Grad von Naivetät, als er auf einen Protest der Con-

servativen, versichert, auch diesen aus dem Herzen gesprochen zu haben. — Wir sind an manche weitgehende Auffassungen gewöhnt, aber diesem Ausspruche zu begegnen, dies erwarteten wir nicht bei Worten die aus dem Munde des eben erst gewählten Präsidenten flossen, dessen Aufgabe es sein sollte, allen Parteien im Abgeordnetenhause die Freiheit der Meinung und Aeußerung zu sichern. Sollte indessen ein solcher einseitiger Standpunkt eingenommen werden, so hätte wohl Herr Claaßen-Kappelmann auf einige anerkennende Worte rechnen dürfen. Der würdige Präsident scheint über seine Gegner die eigenen Freunde ganz vergessen zu haben.

Ein besseres Gedächtniß haben einige seiner Freunde bewahrt. Es ist wahrhaft unglaublich, welche Eile von einzelnen Abgeordneten an den Tag gelegt worden ist, um in den Gang der Rechtspflege für diesen und jenen Parteigenossen durch die Privilegien des hohen Hauses dilatorisch einzugreifen.

Nicht einmal die Constituirung ward abgewartet, sondern die Souveränität des Hauses geltend gemacht, noch ehe die Staatsregierung überhaupt wußte, wer im Namen desselben mit ihr zu verhandeln berechtigt sei. Wir stehen hier vor einem für uns noch ungelösten Räthsel, glauben aber kaum, daß wir einen tieferen Sinn suchen sollen. Anerkennen müssen wir, daß übrigens trotz aller Rührigkeit unserer Staatsanwaltschaften, doch immer noch ein jeder angeschuldigte Abgeordnete einen Freund im Hause gefunden hat, der zu seinem Besten die Sistirung des gerichtlichen Verfahrens beantragt. Auffallend bei diesem ganzen Verfahren bleibt uns allein, daß die Angeschuldigten selbst niemals in Frage kommen; ob sie ihrerseits eine Sistirung wünschen, ob nicht, ist ganz gleichgiltig. Die jetzige Eile, jedem Abgeordneten der Opposition die Folgen von den Schultern zu nehmen, welche ein Gerichtshof aus dessen Aeußerungen und Handlungen ziehen könnte, paßt ebenso wenig zu dem Mannsmuthe dieser Herren, als zu den so häufig gepriesenen Grundsätzen des Rechtsstaates, am wenigsten aber zu der Gleichheit vor dem Gesetze. Rücksichtsvoller sind die Parteigenossen mit dem Hrn. Jacoby aus Königsberg umgegangen: dieser wünscht einem einzelnen Rechtsspruche innerhalb der Captur Folge zu geben, hat sich aber die Fortsetzung dieser Einsamkeit für die weiteren Conflikte, in welche er sonst noch gerathen, verbeten. Eine Consequenz dieses sonst so scharfen Denkers vermögen wir in diesem Arrangement nicht zu erkennen. Wohl aber ziehen wir hieraus die Folgerung, daß die Herren eine recht geraume Zeit zusammenzubleiben gedenken. Die Einleitungen hierzu sind auch bereits getroffen. — Einzelne Heißsporne des Fortschrittes wollten dieses Mal mit dem Budget sehr coursorisch verfahren, sind aber mit diesem Vorsatze nicht durchgedrungen. Die Mehrheit hat sich darauf gesteift, in allen Formen Rechtens dem Staatshaushaltsetat vom Leben zum Tode zu verhelfen. Endlose, von vorn herein mit dem Stempel der Erfolglosigkeit versehene Verhandlungen innerhalb der Commission wie des Plenums stehen uns bevor und in diesem Gebahren erblicken die Herren eine Pflichterfüllung! Da dreht sich auch hier wieder das Leben und Wesen der Verfassungsurkunde um eine Form, der Geist

7*

aber, der rechte preußische Geist, für welchen die Verfassung trotz ihrer modernen Theorien, doch noch Raum und Entwickelung gewährt, bleibt den Verhandlungen fern.

Solchen Wahrnehmungen gegenüber tritt dem Ministerium die Pflicht in immer lauterer Mahnung nahe, seinerseits von diesem preußischen Geiste Zeugniß zu geben. Der Grundzug des preußischen Staates bestand von je in lebendiger Action und zwar in der vom Königthum ausgehenden Thatkraft. Mit gut gemeinten und durchdachten Vorlagen allein, welche hinterher vom Abgeordnetenhause verworfen werden, kommen wir aus der jetzigen Crisis nicht heraus, eben so wenig wie diese Crisis in dieser oder jener Lücke der Verfassung zu suchen ist.

Die Crisis beruht im preußischen Volke selbst, welches nahe daran ist, dem Indifferentismus zu verfallen.

Das jetzige Abgeordnetenhaus in seiner Negation alles Positiven gewährt hernach dem Ministerium den großen Vortheil, das Gebiet der activen Thätigkeit allein zu beherrschen. Wir rechnen darauf, daß dieser Vortheil benutzt werde, ohne daß wir hiermit gerathen haben wollen, daß dieses innerhalb des Abgeordnetenhauses selbst sich zu vollziehen habe; neben oder trotzdem finden sich auch Wege.

Julian und Celinde.

(Eine Novelle von Sigismund Wiese.)

XI.

Die Messe war gelesen, Orgel und Gesang schwiegen, die Blicke der zahlreichen Gemeinde hafteten an der Kanzel. Julian las aus dem Evangelium Johannes das Christuswort; „ich bin ein guter Hirt", und predigte so:

Das nur Bildliche dieses eigen rührenden Worts mußte der Umgebung Jesu innigst an das Herz dringen, denn der Israelit stammte aus dem Hirtengeschlecht. Hirten waren sie gewesen, jene Erzväter, deren Geschichten so Gottes voll sind, daß sie uns wie eine wunderbare Dichtung gemuthen. „Herr, sprach Abraham, ich bin Erde und Asche, ich rede mit meinem Herrn." Gott erhörte sein Wort und sprach mit ihm, nicht in einem Traum oder Gesicht, nein wahrhaftig. Erstaunen ohne Grenzen! Und dies Erstaunen ist Religion. So lesen wir: Abraham war des Herrn in einer Hingebung, in einem Zutrauen, das über uns leuchtend emporragt wie der Himmel über die Erde. „Nimm deinen Sohn Isaak, sprach der Herr, opfere mir denselben, den du

lieb hast.“ Abraham nahm sein Herzenskind, band sein Kind, der Rasende zückte das Messer. — „Abraham,“ rief Gott. — Gott ließ ihm das Kind, Gott segnete ihn und segnete in ihm alle Geschlechter der Erde, denn das Heil kam von den Juden. Doch die Geschichte dieser Hirten ist auch abgesehen von solchem tiefen Zusammenhange an und für sich in allen Zügen wundervoll. Heilig einfältige Menschen, innig, bestimmt, wahr in ihren Neigungen, heimathlich, gewiß, zufrieden in ihrer Einschränkung vernahmen den allmächtigen und heiligen Gott; Gott antwortete den ehrwürdig Unwissenden, den treuen und gottesfürchtigen Hirten. — Im Gedächtniß dieser Ahnen mußten die Abrahamiden durch die Bildlichkeit unseres Christuswortes vor uns allen herzlich bewegt werden. Dies Wort aber ist Geist und ist Leben, dies theure, große Wort geht die Geister an und Seelen, es ist an die Welt gerichtet und bezeichnet die Welt als das Eigenthum Gottes in Christus. Die sogenannt Weisen freilich, die weltlich Wissenden sterben in Bleichsucht hohler Erkenntniß an der Frage dahin: was ist Wahrheit? — Ihn, der in sein Eigenthum gekommen, den Hirten und Lebensfürsten nehmen sie nicht an, Christum suchen sie nicht, in welchem das Göttliche und Menschliche eins ist; sie wissen nur von einem Einssein in jenem äußerlichen Sinn, der die Wirklichkeit der Wahrheit ausschließt und sich zufrieden geben mag in der Anschauung des All und Einen. Aber sie finden die Ruhe nicht in diesem unpersönlichen, nicht heiligen Gott, ihr weiser Dünkel hält ihrem Menschengeschick nicht Stich, und ohne wahre Erinnerung und Hoffnung sind sie zuletzt genöthigt, sich in das Gemeine fallen zu lassen, wofern sie nicht in wahnsinniger Verblendung sich aufreiben. — Nicht anders ergeht es den handelnd thätigen Menschen, die von Christus sich abwenden. Auch sie können den Verein des Ueberirdischen und Irdischen nicht wirklich vollbringen, ihre Sühne ist ein andauerndes, leiblich geistiges Entzücken, dem die ungenügende Erscheinungswelt ohne den Fund des ewigen Gegenstandes zum Opfer fällt. Auch ihnen bleibt nur entweder das Unfaßliche und Allgemeine oder die unwahre Einschränkung. Ohne den Hirten des Lebens geht die Bestimmung des Menschen in das Nichtige aus, denn der Bund ruht in Christus, in Christus allein ward uns die Verheißung einer Welt, die ihren Zweck, ihr Ziel in sich selbst hat. Wer diesen nicht kennt, in welchem das Höchste und Herrlichste, das Letzte und Verachtetste eins geworden, wer sein Wort nicht vernommen, das Wort, gesprochen in tiefster Schmach und strahlender Erhabenheit, das bethätigte, unvergängliche Wort: „es ist vollbracht“, wer nicht den Gekreuzigten und Auferstandenen bekennt, ist des Todes Raub. Die Freiheit des Weisen und die Entzückung des Künstlers ist ohne Christus ein inhaltsloses Gut, und die gepriesenen großen Menschen sind ohne Christus Staub auf Staub. Ihnen freilich folgen die Millionen, die ihr Leben lang nach wesen- und werthlosen Gütern trachten. In dem äußerlichen Dienst und Werk für das Ganze, dessen Herz sie nicht empfinden, sucht ihre Unbefriedigung vergebens Weihe. Liebende vergöttern einander, ihr gegenseitiger Besitz entfremdet oder erniedrigt sie. Den Anbetern des Ruhms und Goldes folgen ihre Werke nicht nach. Alle, die die

Sorge um den Bedarf aufzehrt, die in dem engen Ring der Stunde und Scholle Sklaven der thierischen Natur geworden, endigen verstockt und stumpfsinnig im Nichts. Anblick des Erbarmens, der an Grauen nur durch das Gefühl des nächtig träumenden Geistes überboten wird, welcher entstellend in den Kirchen selbst geschaltet und gewaltet. Priester und Laien verdunkelten alsbald die freudige Botschaft des himmlischen Erlösungswerks. Die zur Bewunderung, Anbetung und Liebe hinreißende Erstlingsgestalt des Christenthums ward durch leere Signatur und dürres Lehrwort, durch hohlen Brauch und hohle Grübelei gleich sehr entnervt und entgeistigt. Aeußeres Gepräng oder Buchstabendienst verunstalteten die Kirche; ihre Altäre loderten in künstlerischem Blödsinn, oder erstarrten im armseligen, tödtenden Herkommen. Die vor den erstaunten Blicken aufrauschenden Blätter der Geschichte zeugen nicht, daß die Menschen in heiligem Streit und freudigem Heldenthum dem Hirten, dem großen Dulder und Ueberwinder nachfolgen; nicht ihrem Schritt erzittert die Hölle, nicht vor ihrem leuchtenden Blick springt die Pforte des Himmels auf; sie kämpfen verworren und ziellos mit einander und mit sich selbst, sie vergnügen und verzehren sich blind in Leidenschaft; ihrer Mühen Frucht ist nicht der Schwung der Gesinnung, die Begeisterung in Freiheit und Liebe, vielmehr der unendliche Verdruß, ein Leben voll Noth und Tod. Wer in dieser Welt der Angst und Sünde das Tiefste seiner Seele an das Licht gestellt sieht, wer erfüllt von den widerstreitenden Gewalten, die ohne Auferstehung einander zerstören, mit verzweifelndem Blick um sich schaut, was in einem Leben voll Kräfte ohne Kraft, voll Geister ohne Geist erretten solle, wer den Kampf versteht von Geist und Trieb, von Gesetz und Sünde und das sichere, der Gewalt von Welt und Tod unternommene, Wohlsein ersehnt, wer die Wahrheit, die das Leben ist, an sein Herz, in sein Herz ziehen möchte — dem ist Christus ein guter Hirt, der heilige Geist kehrt bei ihm ein, und nun schaut er die Welt in dem Lichte des Glaubens und der Wahrheit an, er wird den Herrn gewahr in seiner Welt. — Was ist der Eifer und Drang nach Wahrheit in Wissen und Bilden anders als die Sehnsucht getrübter, abgefallener Menschen nach dem Heilande der Welt! Die zertrümmerte, hohe Menschennatur will sich neu erbauen, und diese Suchenden, die nie finden, diese Verzweifelnden, welche immer hoffen, gehören, trotz ihrem Unverständniß wahren Heils Christo zu, weil sie das Heil auf ihren Wegen nirgend antreffen. — Was ist dies unablässige, unbefriedigte Jagen nach Liebe und Freundschaft in den jungen, hoffenden Gemüthern, wenn nicht im Innersten nur das Verlangen nach der Gemeinschaft mit Christus! Denn kein irdischer Bund erschöpft ihr Sehnen. Auch die Entbehrung derer, die den Ruhm erjagten und Gewinn erwarben, zeugt von Geist. Dem Blödsinn selber wägt der Christ die augenblickliche Erregung zu einer himmlischen Erleuchtung und dem leeren Brauch rechnet er den vorüberfliegenden Geist zu einer heiligenden Bedeutung. Im Grunde sehnt die zerfallene, nichtige Welt nur nach Einheit und Wesen, Christus weidet sie, ob er auch von ihr in seiner Herrlichkeit bis jetzt wenig erkannt sei. Das Menschengeschlecht ist sein, er ließ

das Leben für Alle, er ist für Alle auferstanden. Er, der Menschensohn, der Sohn des Wohlgefallens, der ewige Mensch ist der Mittler und Vereiniger; gegenüber der Gewalt und Herrschaft, die die Völker der Welt anbeten, von allen verlassen, einzig dastehend in seiner Kraft und Gottheit hat er als den Erlöser sich bezeugt. O, so zerreiße der schwere Schleier, der in tausend Falten hereinhängt in den Geist dieser Welt, dem Lichte und der rechten Freiheit zurückgegeben strebe der durch Christus in seinen Trieben verherrlichte Mensch dem Vater zu, daß das kindlich große Geheimniß mehr und mehr offenbar werde und der Friede seine Gestalt und Welt gewinne! Dann sollen die eingrenzenden Mahnungen der engenden Sorge und des zehrenden Unfriedens in sich zergehen, und die Chöre der Engel und Seligen werden den wiederkehrenden dunkeln, wilden Sohn der Erde mit heiliger Inbrunst umfassen, der Mensch ist würdig geworden und gut, Seelen durchstrahlen Seelen, der neue, dauernde Tag erscheint, ein lebendig rauschendes Meer himmlischen Genügens, schmerzlosen Genusses erfüllt all das All, der Geist der verjüngten, kindlichen Welt ergießt sich lobrufend durch die heimathlichen Sphären, Christus hat sich uns ganz, auf ewig dahingegeben und mit ihm in Gott zurückgekehrt haben wir das ewige Leben wiedergewonnen. Allein der sündige Mensch vermag die Höhen des Himmels nicht zu erfliegen; es ist sein Geschick, fortschreitend durch tausendfache Stufen der Vermittlung vollendet zu werden. Christus selbst, der die Forderungen von Vernunft und Phantasie und Herz durch seine Erscheinung überflügelnd erfüllt, ging den Leidensweg, war Mensch durchaus. Der alle Menschen, ja die Welt mit heiliger Liebe umfaßte, war ein Hebräer, war der Freund seines Freundes, der versorgende, treue Sohn seiner Mutter. — Geistige Ströme des Lebens und Trostes wallen von seinen Lippen und er weint um Lazarus. Die Kräfte und Elemente der Natur dienen ihm und er ermüdet auf der Reise, er bittet, gieb mir zu trinken. Ueber die Legionen himmlischer Heerschaaren gebietet er, und er spricht zagend zu dem Verirrten, was du thust, das thue bald. Vor seinem himmlischen Vater will er es, daß die, die ihm Gott gegeben, bei ihm seien, und er ruft am Kreuz, mein Gott, warum hast du mich verlassen. — Die wahre Größe ist innig, und des Ueberfliegenden Werth ruht im Herzen. Nicht in Gedanken, sondern in Seelen bereitet sich Gott die Wohnstatt, und wir können den Herrn nur inne werden in der schmerzlich seligen Entfaltung unserer ganzen Eigenthümlichkeit, die Saat des Himmelreichs gedeiht nur in dem licht- und thaudurchwirkten Lande, ein menschheitlich in Leid und Freude vollebendiges Herz vernimmt das Wort recht, reich und erquicklich, anders kann es nicht Wurzel schlagen. Folgt mir in den Kreis der Familie, zu der frommen Häuslichkeit. Seht die zagend schönen, heilig Liebenden vor den Bundesaltar treten. In den gleichen Wallungen haben sie einander gefunden, ihre Herzen vereint ein Lebensgefühl; hier erscheint vor euren Augen das Abbild von Christus und der Gemeinde. Ja, groß ist das Geheimniß, denn die Liebe ist Gott! Daß die Liebenden dies Gefühl der Verherrlichung in dem harmonischen Zusammenklange der Seelen festhalten, daß der Herr, der gegenwärtige Gott

ihrem Bunde bleibe, so mögen sie durch Wort und Zeichen sich verloben. Ihr Altar ist gegründet und in der Wohnung des Friedens und der Freude beginnt das hoffnungsselige, in allen Kräften thätige, sichere Dasein. Mit stiller Innigkeit ruhig, fröhlich entfaltet sich ihr Bund zum freien Leben. — Liebe und Geist sind geschäftig, den wundervollen Verein je und je mannigfaltiger, reicher, eigenthümlicher zu erbauen, fest und fester zu schließen, denn wie er verheißen Christus ist in und mit ihnen, der wird alsdann, wenn die Marken ihrer Bestimmung erreicht sind, in der ganzen Entwickelung ihrer menschlichen Besonderheit sie einführen in das völlige Einssein, in sein Himmelreich — er war und er ist ihr guter Hirt. — Ihr mögt in solchem Bilde die Wiederkehr anschauen der heiligen, kindlichen Vorzeit, die nun aber den Geist gewonnen und den Inhalt durch die volle, freie, selbstbewußte Lebensgemeinschaft der Menschen mit Gott und Christus; darnach wird die Vollendung werden, wir werden Alle Einer sein im Geist, denn treu ist, der uns ruft, er wird es thun; wir wissen es, daß er uns siehet, leitet und liebt, unser guter Hirt.

XII.

Als Celinde den Jüngling, der ihr in einer geweihten Stunde begegnete, auf der Kanzel erscheinen sahe, erschrak sie tief. Es dauerte, bevor sie seine Worte vernahm; erst gegen den Schluß der Rede ward ihr Aufmerken frei. Nun verlor sie sich in die heiteren Höhen der Andacht, die durch ihre Liebe nicht getrübt, vielmehr mit inniger Gluth durchfacht ward. Die Klage eines übergeistigen Lebens, die Sehnsucht nach einer selbstoffenbarenden Einschränkung, und die christlichen Phantasieen von Liebe und Ehe vernahm sie in wundersamer Sympathie. — Ob Julian sie gesehen ist ungewiß; seine Rede hielt sich frei von allem Zufälligen, gemein Subjectiven, er verkündigte das Evangelium in lautrer Kraft. Celinde versank nach Beendigung der Predigt auf einen Augenblick in den Traum völliger Wonne; sie hielt jener entzückende Zustand über den Sinnen, dessen die ätherische Liebe theilhaft macht, der mit der religiösen Ekstase in eins geht. Nun schwieg die Orgel plötzlich, Celinde blickte auf. Ein schneidend, schmerzliches Gefühl ihrer wirklichen Lebenslage überfiel sie. Der kirchlich Erzogenen erschien ihre Liebe ein Frevel, und seltsam, jetzt erst ward sie ihrer Leidenschaft sich bewußt. In der Kraft und Gluth ihres mit Grunde gefährdeten Hanges gedachte sie zugleich der Werbung Alfreds und der feindlichen Absicht ihres Vaters mit dem heftigsten Widerstreben. Mit Entsetzen sahe sie sich weit, weit fortgerissen von den glücklichen, festen Ufern des gestrigen Tages. Halb unbewußt folgte sie einer angeübten Gewohnheit, das was sie für Schuld genommen der Kirche anzuvertrauen, damit sie rathe, verzeihe und den Frieden wiederschaffe. Mit Hast trat die Liebende in einen der Beichtstühle, deren mehrere an verschiedenen Orten der Kirche bereit standen, die Büßenden aufzunehmen.

Heinrich Lysius.

Ein Flensburger in Ostpreußen.

Es ist vielleicht nur denen, die sich genauer mit der Geschichte des Preußischen Schulwesens beschäftigt haben, bekannt, daß es ein Flensburger gewesen ist, welcher den ersten Grund zur Volksschule in Ostpreußen legte. Das war der Doctor und Consistorialrath Heinrich Lysius, der am 24. October 1670 in Flensburg geboren ward und am 16. October 1731 in Königsberg starb. Lysius hat eine Selbstbiographie hinterlassen, aus welcher wir hier die vornehmsten Punkte ausziehen wollen.

Sein Vater war Probst und Consistorialrath in Flensburg. Er genoß von seinen gottseligen Eltern eine so christliche Erziehung, daß er frühzeitig einen großen Schatz von Aussprüchen des göttlichen Worts faßte, Fluchen und Schwören nie gehört hatte und sich nach seiner eigenen Erzählung, da er in die lateinische Schule kam, sehr entsetzte, als er dergleichen vernahm. Zum Beweise, wie stark die Erziehung auf die Menschen wirke, pflegte er zu sagen, daß ihn dieser Abscheu gegen den Mißbrauch des göttlichen Namens niemals in seinem Leben verlassen und er von dieser Sünde nicht einmal angefochten worden.

Um Ostern 1687 bezog er die Akademie zu Jena. Er trieb hier nach der ihm gegebenen Vorschrift blos Philosophie, Mathematik, Physik und andere Vorbereitungswissenschaften. Ostern 1688 mußte er nach dem Rath seines Vaters nach Leipzig gehen, wo ihm bald sehr nachdrücklich zugeredet wurde, Magister zu werden, aber er hatte eine große Abneigung gegen das akademische Leben und diesen Titel. Eine heftige Krankheit, von welcher er sich nicht erholen konnte, bewog ihn im folgenden Jahre, sich nach Hause zu begeben. Nachdem er sich hier etwas im Predigen geübt hatte, ging er 1690 nach Königsberg. Man redete dort damals viel von dem Beweise der Wahrheit aus dem Zeugniß der Kirchenväter. Er machte sich mit diesen auf der Königl. Bibliothek bekannt, erschrak aber über die Unmöglichkeit, sie alle durchzulesen, ohne welche er doch keine Festigkeit des Glaubens hoffen konnte.

Im Sommer 1691 rief ihn sein Vater zurück, ihm bei abnehmenden Kräften in seinem Predigtamte behülflich zu sein. Dies geschah, und das mit so vielem Fleiß von ihm betrachtete und mit Ernst gepredigte Wort Gottes zeigte an ihm zuerst seine Kraft, ihn zu einem thätigen Christenthum zu erwecken. Vielleicht machte seine lebhafte und rührende Gabe zu predigen hier den Neid gegen ihn rege; allein dieser ruhete so lange, als sein Vater lebte. Er suchte sich in der Theologie immer mehr zu begründen, studirte fleißig die Beweise der Wahrheit unserer Religion, wozu er des Grotius Buch über diese Sache sorgfältig las und dabei unablässig um die eigene Gewißheit des Herzens durch Erfahrung der heiligenden und tröstenden

Wirkungen des göttlichen Wortes flehete. Um einen Bruder nach Halle zu begleiten, reiste er im Jahre 1694 über Berlin dahin, wo er den Doctor Spener kennen lernte, und sich durch einige Unterredungen desselben Achtung und Liebe erwarb. Hier suchte er die Bekanntschaft des Professor Franke und Doctor Breithaupt, vornehmlich in der Absicht, sich zu überzeugen, ob diese unter dem Namen der Pietisten verrufenen Männer so schädliche Irrthümer hegten, als man sie beschuldigte. Er fand hiervon nichts, bemerkte bei ihnen einen starken Eifer für die reine Lehre und Bekenntnißbücher unserer Kirche und eine brennende Begierde, die wahre thätige Frömmigkeit zu befördern. Er durchreiste hierauf Niedersachsen und hielt sich einige Wochen bei dem bekannten Chiliasten Doctor Petersen auf, bei dem er mit ähnlichen Schwärmern aus Halberstadt Umgang pflog. Er bemerkte eine ganz besondere Sache bei diesen vorgegebenen Begeisterten, und ein gewisser Freund, der mit ihm reiste und durch Lysius manchmal von einem allzu schnellen Beifall gegen die gewissermaßen bezaubernde Erscheinung zurückgehalten ward, bestätigte eben diese Erfahrung, daß nämlich der Athem dieser Leute etwas Ansteckendes habe, und wenn man von denselben nach ihren Entzückungen etwa geküßt worden, ganz wunderbare Bewegungen im Körper verursache. Er nahm sich daher in Acht, wenn er solchen Leuten sehr nahe kam, niemals den Athem an sich zu ziehen, sondern ihn so stark, als es der Anstand erlaubte, von sich zu blasen. Diesen Rath gab er auch nachmals einem guten Freunde in Holland, der ihm klagte, daß er aus Neugier einmal in eine Versammlung der Inspirirten gegangen, und wiewohl er niemals eine Neigung zu dieser Schwärmerei gehabt, bald selbst in eine Entzückung gerathen, worin er viele ihm vormals unbekannte Dinge geredet hätte.

Zu Helmstädt erhielt er die Nachricht aus Flensburg, daß sein Vater den 1. Juli gestorben sei, und Aufforderung, nach Hause zu kommen. So sehr ihn ein großer Theil der Stadt zum Prediger begehrte, so hatte doch der Neid einen neuen Vorwand, er sei nach Halle als einer pietistischen Akademie gereist. Daher fand er die durch den Tod seines Vaters erledigte Stelle schon besetzt und zu seinem Erstaunen den neuen Consistorialrath so gegen sich aufgebracht, daß er auch nicht ein Zeugniß seiner Tüchtigkeit zum Predigtamt von ihm erhalten konnte. Seine mit vielen unversorgten Kindern hinterlassene Mutter bediente sich der im Schleswigschen den Predigerwittwen vergönnten Freiheit, zu ihrem Unterhalt bürgerliche Nahrung zu treiben, ohne bürgerliche Lasten zu tragen; er aber ging nach Kopenhagen, sowohl anderer Geschäfte halber, als auch sich beim dortigen Consistorium, wo er angeschwärzt zu sein glaubte, zu rechtfertigen. Er erhielt auch bald Nachricht von dem, was der Superintendent gegen ihn eingegeben hatte, stattete aber einen Gegenbericht ab und die theologische Fakultät sollte ihn darüber verhören. Dies wurde so lange verschoben, daß ihm unterdessen in ein vornehmes Haus als Hofmeister zu ziehen angetragen wurde. Er übernahm die Stelle und blieb ein halbes Jahr zur Zufriedenheit der vornehmen Eltern in dieser Lage. Da er hierauf wieder allein wohnte, widerfuhr ihm etwas, welches wir, ohne unser Urtheil einzumengen, auf Treue und Glauben aus

seinen eigenen Papieren erzählen. Er lag im Herbst des Jahres 1695 in seiner Stube in einem innern Pavillon im Bette mit dem Gesicht nach der Wand gekehrt, als es unvermuthet ganz helle ward und dicht neben ihm an der Wand eines Menschen Schatten vorbei rauschte, wobei er sogleich auf das lebhafteste empfand: dies ist deiner Mutter Schatten. Er hatte unlängst Nachricht, daß seine Mutter und Geschwister vollkommen gesund wären, stand daher auf und untersuchte, woher dergleichen Licht und Schatten vielleicht gekommen wäre, konnte aber nichts entdecken. Des andern Morgens sprach er seiner Mutter Bruder, der zu Kopenhagen wohnte, welcher schon Briefe von ihrer Krankheit hatte, und in wenig Tagen erhielt er die Nachricht, daß sie in derselben Stunde gestorben sei.

Lysius mußte auf diese Nachricht nach Hause eilen. Durch die ihm gemachten vielfältigen Schwierigkeiten und Verketzerungen war ihm die Lust zum Predigtamt ziemlich vergangen, und er gab daher der Bitte seiner Schwestern, bei ihnen zu bleiben, damit sie von dem ungetheilten kleinen Kapital zusammen leben und die abwesenden Brüder unterstützen könnten, Gehör. Sie setzten die von der Mutter angefangene Handlung, und er sein fleißiges Studiren in der heiligen Schrift und den Werken der Theologen unserer Kirche fort. Fand er hier und da Zweifel und Bedenken, so hatte er die Gabe, dieselben für sich zu behalten: indem man durch deren Eröffnung oft vielen Schaden anrichtet, aber mit der Zeit durch Nachsinnen das Schwerste sich selbst auflöst.

Nachdem er ein Jahr so zugebracht hatte, veränderten sich auf einmal auf eine merkwürdige Weise seine Umstände. Ich erzähle hier wieder schlechtweg, was ich in seinem eigenhändigen Aufsatz finde.

Ihm wurde von seiner dritten Schwester gesagt, eine alte im Hause bekannte Frau, die oft Ahnungen von zukünftigen Dingen habe, hätte ein Gesicht gesehen, daß sieben Leichen aus ihrem Hause getragen würden, und eine Braut an deren Stelle hinein käme. Er verwies seiner Schwester, daß sie dem Weibe Gehör gegeben, da dies höchst unwahrscheinlich sei und nebst so vielen jungen Leuten nur zwei alte, nämlich die Großmutter und Mutterschwester im Hause wohnten, dahingegen leicht von drei erwachsenen Schwestern, unter welchen eine schon an einen Kaufmann versprochen war, eine Braut herausgehen könne, und zeigte darauf dem Weibe an, daß, wofern sie ihre Plaudereien nicht einstellen würde, sie das Haus gänzlich meiden müsse. Sie versprach zu schweigen, aber wollte den Ausgang abwarten. Er erhielt durch seinen Ernst, daß man von der Sache schwieg. Nach etlichen Wochen aber ward seine Großmutter krank, und wiewohl die Krankheit nicht viel zu bedeuten schien, so starb sie doch in wenig Tagen. Als sie beerdigt ward, konnte schon seine älteste Schwester Krankheits halber nicht mit zu Grabe gehen und da er aus der Leichenpredigt nach Hause kam, klagte auch schon die zweite und dritte Schwester. Es zeigte sich, daß diese Krankheit ein Fleckfieber sei, woran die dritte Schwester zuerst starb, wiewohl im Uebrigen Niemand in der Stadt von dieser Krankheit befallen ward. Ihr folgte ein Bruder von siebenzehn Jahren, bald die zweite und in einigen Tagen die

älteste Schwester. So waren auf einmal vier Leichen im Hause, welche aus Mangel an anständigen Trägern zwei Tage nach einander zwei und zwei begraben wurden. In diesen Umständen, da offenbar eine ansteckende Seuche im Hause war, ließ er mit Hülfe seiner Vaterschwester ein Inventarium machen und alles versiegeln, bis auf so viel Leinenzeug, als in bevorstehender Krankheit nöthig sein möchte, und erwartete das fernere Verhängniß Gottes. Indessen ward auch die Magd im Hause krank und starb. Bald darauf klagte die Vaterschwester und starb in wenigen Tagen. Es schien aber noch nicht hierbei zu bleiben. Die jüngste Schwester und der jüngste Bruder legten sich auch, und unser Lysius nebst der Magd seiner Vaterschwester waren allein im Hause gesund und mußten die Kranken pflegen. Dies geschah unter beständiger Furcht, daß diese den Vorigen und er nebst der Magd ihnen folgen würden. Zuletzt wurde diese auch krank und er hatte keinen gesunden Menschen im Hause, konnte auch durch viel gebotenes Geld Niemand zur Pflege der Kranken bewegen, weil Keiner im Hause gesund geblieben, und alle, die krank geworden, auch gestorben waren. Er flehete in dieser Verlegenheit zu Gott, der ihm jetzt die Pflicht, die Kranken zu warten, auflegte, und da es dem Anstand zuwider schien, die Magd zu heben und ihr das Bett zurecht zu legen, entweder Jemand zu erwecken, der solchen Liebesdienst für Bezahlung auf sich nähme, oder ihn durch gleiche Krankheit von seiner Pflicht und Verantwortung zu befreien und ihnen bald ein sanftes und seliges Ende zu bescheeren, und ging mit Sorgen zu Bett. Zwischen diesen Sterbefällen waren aber zwei Brüder seiner Mutter, die von dem Tode der Großmutter gehört hatten, nach Flensburg gekommen und machten ihm den Vorschlag, da er schwerlich im Dänischen nach seinem Gefallen würde versorgt werden, in dem Hause zu bleiben, die angefangene Handlung fortzusetzen, die jüngste Schwester bei sich zu behalten, den jüngsten Bruder zu einem Kaufmann in die Lehre zu geben, und da er die Art der Wirthschaft nicht verstünde, eine Jungfer zu heirathen, die dem Hauswesen vorstehen, während er in seinem Studiren fortfahren könnte. Andere Verwandten redeten ihm auch hierin zu. Die Wahl fiel auf die älteste Tochter Herrn Magnus Hessens zu Flensburg, von welcher er das Jawort an dem Abend erhielt, als sich die Magd legte.

Indessen ward er auch krank, und da er des folgenden Tags nicht aus dem Bette kommen konnte und Thüren und Fenster verschlossen blieben, so glaubte die Stadt, nun wären alle gestorben. Allein in diesem traurigen Zustande nahm sich seine Schwiegermutter seiner an und durch Gottes Gnade wurden alle, außer den sieben Personen, die zuerst hinter einander gestorben waren, wieder gesund. Nach einem halben Jahre vollzog er seine Heirath. Seine Frau nahm die Haushaltung sorgfältig wahr, er aber lag dem Studiren sorgsam ob. Bei seinen fortgesetzten Untersuchungen fand er besonders, daß in den Schriften der Theologen viele Beweise gebraucht worden, die, wenn der Satz gleich sonst erweislich ist, das gar nicht beweisen, was sie beweisen sollen, und ward sehr aufmerksam auf den Vorzug der innern Verehrung Gottes mit Nachdenken und Aufrichtigkeit des Herzens vor allem

blos äußern Gottesdienst, der dazu nur eine Handleitung und nach dem Befehl Christi eingerichtet sein müsse. Er lernte immer mehr, die sehr verschiedene Wichtigkeit der Lehrsätze unserer Kirche einsehen und daraus schließen, daß man den Widerspruch in dem, was nicht zum Wese des Glaubens und der Gottseligkeit gehöre, mäßigen müsse. Auf zwei Reisen nach Schweden und Norwegen, die er unternehmen mußte, und wobei er dort den Zustand der lutherischen Kirche beobachtete, bemerkte er ein paar Umstände, die ihm merkwürdig schienen. In Schweden fand er keine Privatbeichte, woraus er den Schluß machte, daß die ersten Lehrer unserer Kirche solche nicht für nothwendig, sondern nur für ein nützliches Stück der Kirchenzucht gehalten haben müßten. In Norwegen sah er den Scrupel gelöst, als ob die Oblaten, die wir im Abendmahl gebrauchen, nicht wahres Brod wären, da in diesem ganzen Königreich bei Bürgern und Bauern ein unsern Oblaten gleiches Brod zur ordentlichen Mahlzeit gebraucht wurde.

Bei seiner Rückkehr nach Flensburg erwählte man ihn zum Kirchenvorsteher, welches Amt er ohne Nachtheil seines guten Namens nicht ausschlagen konnte und nothwendig ein Jahr verwalten mußte. Indem er aber die Kirchengebäude in guten Stand setzen und das Schadhafte ausbessern lassen mußte, seufzte er viel über die innern Mängel und Gebrechen der Kirche. Eines Tages erinnerte ihn sein Beichtvater sehr ernstlich und mit vielen Thränen, ob er sich nicht versündige, daß er, da ihm Gott Gaben und Kräfte zu seinem Dienst gegeben, sich dem Predigtamt entzöge. Er aber gab zur Antwort, er entziehe sich demselben nicht weiter, als daß er keinen Ruf suche, und versprach mit Mund und Hand, einen solchen Ruf, woran er nichts auszusetzen finde, anzunehmen. Kaum war er aus der Kirche in sein Haus getreten, so übergab man ihm einen Brief aus Berlin von seinem Bruder, durch welchen Dr. Spener ihn befragen ließ, ob er glaubte, daß er mit gutem Gewissen sich dem Dienst der Kirche entziehen könne? oder ob er nur in der Stille einen Beruf erwarten wolle? Hierauf solle er nun mit ehester Post zu antworten nicht versäumen. Nach vieler Ueberlegung und Gebet antwortete er den dritten Tag, daß er zwar einem wirklich göttlichen Ruf folgen würde, dergleichen aber nicht mehr erwarte, da Niemand in seinem Vaterlande mehr daran denke, ihn zum Prediger zu berufen, er sich auch nicht melden würde.

Indessen mußte unserm Lysius und seiner Frau der Streit, der im Jahre 1699 zwischen dem König von Dänemark und dem Herzog von Holstein ausbrach, die zukünftige Trennung von ihrem Vaterlande und ihrer Familie erleichtern. Er entschloß sich, zu Lübeck, um den Kriegsunruhen zu entgehen, sich niederzulassen und ging im Frühling 1700 mit seinen besten Sachen dahin ab. Mit dem günstigsten Winde fuhr er aus dem Hafen; doch kaum war er zwei Meilen davon entfernt, als ihn ein heftiger Sturm zurücktrieb. Er ging an's Land und hier fand er sogleich einen Brief aus Berlin, worin man ihm die tödtliche Krankheit seines Bruders und dessen sehnliche Begierde, ihn zu sprechen, meldete. Nach einigen Stunden ward er wieder auf's Schiff gerufen, indem der Wind wieder günstig geworden,

mit dem er auch in der allerkürzesten Zeit in den Hafen von Lübeck einlief. In Lübeck hörte er von Friedensunterhandlungen, die schon wirklich gepflogen wurden, beschloß also in der Eile von da nach Berlin zu reisen, wo man ihn unmöglich schon vermuthete, und ließ indessen seine Sachen auf dem Schiff. Er fand seinen Bruder in angefangener Besserung, predigte in Berlin, und reiste über Halle, Magdeburg und Hamburg nach Flensburg zurück, wohin seine Freunde schon das Schiff mit seiner Familie und Sachen hatten zurückkehren lassen. Hier erhielt er vielfältige Aufforderungen, nach Berlin zu kommen und sich eine Zeitlang daselbst aufzuhalten, weil man ihm die erste bequeme Stelle zugedacht hätte. Er überlegte dies mit seiner Frau und Schwiegereltern, und fand sie zu seiner Verwunderung gar nicht abgeneigt von solchen Vorschlägen, die doch auf eine immerwährende Trennung von Flensburg zielten, indem sie es für unverantwortlich erklärten, wenn er sich dem geistlichen Stande ganz entzöge. Er reiste also im April 1701 nach Berlin, wo man ihm sogleich ein königliches Rescript einhändigte, daß er zu Eichstedt in der Altmark eine Probepredigt halten sollte: allein die Patrone konnten in vielen Monaten sich nicht über die Vocation vereinigen, und endlich ward auf eine unerhörte Weise ohne Befehl ein Anderer eingeführt. Im December wurde er von dem Bürgermeister und Rath zu Wusterhausen zu einer Gastpredigt eingeladen und hielt sie auch wirklich. Es ward aber auch aus dieser Sache, wie aus mehreren Vorschlägen, denen er sich nicht widersetzte, nichts. Man lernte indessen unsern Lysius in Berlin als einen zu wichtigen Dingen brauchbaren gelehrten Mann kennen und beschloß, ihn bei der zu Königsberg entstandenen Königlichen Schule zum Inspector und zugleich zum außerordentlichen Professor der Theologie daselbst zu berufen.

(Schluß folgt.)

Aphorismen über Bücher, Buchmacherei und Buchhandel.

Im Jahre 1547 erschien das erste mit metallenen Lettern gedruckte Buch — Die Psalmen Davids —; ein großer Triumph deutschen Erfindungsgeistes und deutscher Beharrlichkeit. Indeß die neue Buchvervielfältigungsart kam anfänglich nur Wenigen zu gut. Der große Haufe verachtete das Lesen als „pfäffische Kunst."

Hauptursache der im Mittelalter seltenen Kenntniß des Lesens war die Rarheit und Kostbarkeit der Bücher. Man kaufte dieselben nicht, sondern lieh solche gegen Unterpfand, oder benutzte die in Bibliotheken angekettet auf-

bewahrten Exemplare. Erhielt ein Kloster ein Buch geschenkt, so wurde es am Altar feierlich übergeben.

Hätte man gleichzeitig mit der neuen Erfindung, welche den geschriebenen Gedanken durch Lettern rasch zu einem Gemeingut Vieler machte — d. i. gleichzeitig mit den Schriftsetzern — auch Schriftsteller gehabt, d. h. solche Leute, die neue Schriften herstellen, um die Neugierde, die Phantasie, und Wißbegierde zu befriedigen oder anzuregen, so wäre der Aufschwung zu höherer geistiger Bildung ein fabelhaft rascher gewesen. Jedoch, es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Deutschland besaß zwar auch damals tiefe Denker — sie haben uns Deutschen ja nie gefehlt —; aber sie verzehrten sich zumeist in dem Studium der Alten. Was diese Männer der Wissenschaft zunftmäßig lateinisch publicirten, blieb die Domaine gelehrter Käuze. Hierdurch verspätete sich in deutschen Landen die Entwickelung einer allgemeinen verständlichen Schriftsprache. Letztere begann bekanntlich erst mit Luthers Bibelübersetzung sich Bahn zu brechen. Jahrhunderte mußten vergehen — man bedurfte erst eines Gottsched, Gellert und Klopstock — bis die deutsche Sprache diejenige Reinheit und Schönheit erlangte, welche wir in den Dichtungen Schillers und Göthes bewundern, deren unwiderstehlicher Reiz Tausende und aber Tausende anzieht. *)

Anders wie in Deutschland stand es in Italien mit der Sprache der Dichter und Schriftsteller zur Zeit der Erfindung der Buchdruckerkunst. Hier hatten die Fürsten des Geistes — Dante, Petrarca, Boccacio — dem heimathlichen Idiom bereits den Adelsbrief ertheilt. Der „deutsche Michel" aber bedurfte lange Zeit, bis seinerseits ein Lebenszeichen kündete, daß „jenseit der Berge auch Leute wohnen", d. i. Menschen genug, für die es sich lohnt zu reden nicht nur von den exacten Wissenschaften, sondern auch von anderen Dingen auf und über der Erde.

Man machte den Anfang mit Reisebeschreibungen; die Tuchersche nach dem gelobten Lande, erlebte innerhalb 6 Jahren (1482—1488) vier Auflagen. Ferner gab man Geschichtsbüchlein heraus, Kräuterbücher, Kalender mit Gesundheitsregeln nebst Nachrichten von Sonnen- und Mondfinsternissen und anderen Himmelserscheinungen. Dies waren die ersten Büchergattungen, welche fürs Volk gedruckt wurden.

Leider erniedrigte sich die Buchdruckerkunst zur dienenden Magd des astrologischen, physikalischen und andern Humbug, um eine auf Abwege gerathene Wißbegierde zu befriedigen.

„Die Welt will betrogen sein." Und so geschah es, daß das liebe deutsche Publicum sich verdummte, statt sich aufzuklären. Spielt in unsern Tagen die leidige Geldmacherei vieler Buchhändler und Dintenkleckser nicht der Sucht nach pikanter Lectüre (Geistesnahrung wäre ein falscher Ausdruck) einen ähnlichen Spuk? —

Schriftsteller von Metier waren ehedem etwas Unbekanntes. Entweder gab man von Amtswegen Ausarbeitungen in Druck, oder man trieb

*) Ein Münchener Metzgermeister pflegte kürzlich noch seinem Töchterlein zuzurufen: „Lüas a Schilling" (lies den Schiller), „krüagst a Pildung" (Du kriegst dann Bildung.)

die Schriftstellerei als Nebenerwerb, wohl auch als noble Passion. Nachdem einige wenige Romanverfertiger und Schauspielfabricanten, deren Elaborate das Glück hatten großen Beifall zu finden, durch ihre Schriftstellerei so viel erworben hatten, daß sie davon leben konnten, verblendeten diese Zufallsfügungen Viele, desgleichen zu versuchen, also „zu machen, was gemacht werden kann."

Vom Bücherschreiben allein vermochte man nicht zu existiren; es entstanden somit allerhand Zeitschriften und Zeitungen. Unseren leselustigen (neugierigen) Tagen nun war es vorbehalten, die befiederte Fraction der Menschheit zu multipliciren, d. i. diejenigen Leute, welche ausschließlich der Schriftstellerei sich widmen. Aehnlich wie jüngst die Photographen, schossen die Federleute wie Pilze aus dem Boden, Berufene und Unberufene, Männlein und Fräulein wählten die neue freie Kunst zum Erwerbszweig.

Mit der Menge der Schriftsteller hat sich die Zahl der ausgezeichneten literarischen Productionen herabgemindert. Dies kömmt vornämlich daher, daß in unserer Luxusepoche der Muth des Entbehrens und die Tugend der Bescheidenheit selten geworden sind. Der Trost, welchen Schiller dem Dichter gab, der sich darüber beklagte, daß es ihm nicht vergönnt sei zu participiren an den materiellen Freuden und Ergötzlichkeiten der sublunaren Welt, dieser Trost „zieht nicht" (es sei uns dieser vulgäre Ausdruck erlaubt). Das Leben ist schön, aber — theuer; ergo muß hurtig verdient, hastig gearbeitet werden. Der heutigen literarischen Raschmacherei ist es ein Kleines, vierbändige Romane aus dem Aermel zu schütteln, ähnlich wie der Prästigiator die Blumensträußchen.

Montesquieu sammelte während 25 Jahren Materialien zu seinem „Esprit des Lois." Arthur Schopenhauer arbeitete an seinem zweibändigen „Parerga" sechs Jahre. Wer möchte in unserer schnell- und wohllebigen Zeit es ihnen nachthun?

Eine Naturgeschichte des Schriftstellerthums würde ein sehr interessantes Stück Geschichte der Menschheit sein. Welch verschiedene Species ließen sich da vorführen. Difficile est satiram non scribere. Welch sonderbare Klymax. Auf unterster Stufe: der Gelegenheitsdichter, der als solcher sich anpreist in einem Tagesblatt, dessen Spalten das Refugium stellenloser Köchinnen, Ammen, Hausknechte und Kellner sind, oder der die Aufmerksamkeit der Passanten auf ein Kind seiner Muse lenkt, das er in Glas und Rahmen adjustirt (ähnlich wie die Kunststücke der Calligraphielehrer) in der Straße zur Schau gestellt hat, oder der auch wohl Personen, welche kürzlich einen Orden erhielten ꝛc. ꝛc., unaufgefordert poetisch beglückwünscht.

Auf der höchsten Staffel dagegen steht: ein Großmogul des Dintenfasses, ein von den Launen des Schicksals Begünstigter, dem wie Mydas Alles unter den Händen zu Gold wird; beispielsweise ein Alexandre Dumas, welcher von den Verlegern der Pariser Zeitung „la Presse" für den Roman „Paris und die Provinzialbewohner" pro Buchstaben eine Centime Honorar erhielt.

Ein Literat soll sein ein in literis Bewanderter, ein Gelehrter also.

Von ihm unterscheidet sich der Scribent (und sein Diminutiv: Scribler); das Wort stammt ab von dem Amt des scriba, resp. Hofsecretair. Die Bezeichnung Journalist scheint ebenfalls der Amtsschreibstube entlehnt. Der Titel Autor dürfte füglich als Hochpotenz der Schriftstellerei gelten.

Von wesentlichem Einfluß auf den Entwickelungsgang des Schriftstellerthums war und ist die Beschaffenheit des Bibliothekwesens und des Büchermarkts.

Die Pariser Bibliothek zählte bei ihrer Gründung nur 20 Bände. Die Wittenberger Universitätsbibliothek hatte anfänglich nur einen Jahresetat von 100 Gulden. Die gesammte Büchersammlung welche ein in der Pfalz begüterter Herr v. Schomberg im sechszehnten Jahrhundert seinem Sohn hinterließ, bestand in einer deutschen Bibel, Luthers und Melanchtons Postillen, einem verdeutschten Livius, einigen Chroniken und einem Turnirbuch, circa 19 Bände. Die kurfürstlich brandenburgische Kirchenvisitations-Verordnung de Anno 1588 bestimmte, die Bibliothek eines Predigers solle wenigstens enthalten: eine deutsche oder lateinische Bibel, Dr. Luthers Hauspostille und Katechismus, nebst der großen und kleinen brandenburgischen Kirchenordnung.*)

Ob in der Jetztzeit die großen ärarischen Bibliotheken Deutschlands angemessen dotirt sind will ich unerörtert lassen. Mit den Privatbibliotheken verhält es sich höchst mittelalterlich. Man kauft grundsätzlich gar keine, event. nur sehr wenige Bücher, sondern man liest sie kostenlos in (oder aus) den Staats-Büchersammlungen, leiht sie gegen Unterpfand wie einen Domino oder einen Sonntagsklepper für einige Abende oder Stunden, oder bittet gar den Autor, er möge sein opus an seine Freunde verschenken oder verborgen. Der Hauptsache nach steht es folgendermaßen mit der Anschaffung solider Bücher: Wer Solche kaufen möchte, hat nicht Geld genug dazu; und wem die Geldmittel disponibel, der findet kein Vergnügen an der soi-disant „langweiligen" Bücherweisheit. Die Moden erfährt man aus dem Journalcirkel; Novellen, Witze, Schand- und Schaudergeschichten liest man aus periodischen Schriften und Blättern; mit Tagesneuigkeiten und politischen Berichten versieht die Zeitungsfrau oder der Postbote. Wozu also Bücher kaufen? — Ich kenne einen Crösus, der sich durch mancherlei Sonderbarkeiten auszeichnet; zu diesen gehört auch, daß er principiell kein Buch kauft, „weil das Bücherlesen die Originalität verdirbt."

Die zunehmende Menge der Leihbibliotheken spricht für die zunehmende Abgeneigtheit der Leserwelt, selbst Literarische Schätze zu sammeln. In Breslau gab es im Jahre 1863 dreizehn Leihbibliotheken.

Wenn ich an Deutschlands Büchermarkt denke bei der Nacht, da bin ich um den Schlaf gebracht. 1400 Sortimentsbuchhändler existiren in Deutschland; 800 davon sind ersten Ranges! 22,000 Bücher erscheinen für sie; 10,000 davon gehen durch die Hände der oberen 800. Für wie viel Tausend Thaler muß ein deutscher Buchhändler jährlich Waare umsetzen, um

*) In Berlin wurde unter Kurfürst Joachim II., von Wittenberg aus, die erste Druckerei eingerichtet.

dabei bestehen zu können? — In manchen Buchläden verkauft man außer Büchern auch Photographien, das Stück 1½ Sgr., Neujahrswünsche, Briefmarkensammlungen, Gypsfiguren, Bilderbogen; in den Buchläden kleiner Städte sogar: Violinsaiten, Dintefässer, Schieferstifte, Schreibhefte, Lineale, Lampen, Kinderspielzeug und am Ende gar auch — überflochtene Branntweinflaschen, was ich in Oberschlesien mit eigenen Augen gesehen.

Die Kislakmäßige Promulgirung buchhändlerischer Novas setzt die deutschen Geistesproducte in bedauerlicher Weise herab. In englischen und französischen Tagesblättern finden wir nie Bücherannocen; in den deutschen dagegen theilen sie den Inseratenraum mit frischen Austern, Strachino-Käse, Emser Pastillen, Daubitz-Liqueur, Hopfs Malzextract, Brönners Fleckenwasser u. dgl. Zur Vervollständigung dieser Bücherankündigungen gehören ebenso wie zu den Empfehlungen der Heiltränke oder Spielhöllen, allerhand Lobeserhebungen und Reclamen. Auch verschmäht man wohl nicht, als extraordinaires Zugpflaster, eine verschmitzte Gedächtnißrede zu appliciren, die da sagen soll (Seitens des gewinnlustigen Buchplantagenbesitzers) „Vergeßt mir den N. N. nur nicht — meinen theuren Clienten —; er ist ein allgemein beliebter humoristischer Schriftsteller, ein Talent ersten Ranges und dgl. mehr." — O Du Deutschland!

Die Seltenheit gediegener literarischer Leistungen hat schließlich ihren Causalnexus in den erbärmlichen Honoraren, welche der deutsche Buchhändler dafür zahlt, in Anbetracht des massenhaften Angebots von plattirter Waare und des verhältnißmäßig geringen Absatzes solider Arbeiten. Mittelmäßige und schlechte Schriftstücke sollten füglich gar nicht zum Druck gelangen, die guten aber von den Verlegern besser bezahlt werden. Wenn hierdurch die deutschen Buchhändler sich zu einigen vermöchten, so würde sich auch der schlechte Geschmack des Publikums sowie die Qualität der schriftstellerischen Leistungen bessern. Falls mehrere wissenschaftlich durchgebildete größere Verleger die Initiative ergriffen, des Beistandes wissenschaftlicher Vereine, tüchtiger Autoren und unparteiischer Kritiker könnten sie gewiß sein.

Wir wünschen dem Schriftstellerstand, seiner ernsten schönen und erhabenen Aufgaben halber, eine durchaus andere Position dem deutschen Büchermarkt gegenüber, damit Deutschland, das Land der Erfindung der Buchdruckerkunst, das Land der Denker, Dichter und Sänger, an der Spitze der Civilisation stehe. Andernfalls kömmt der Tag — und vielleicht ist er nicht fern — wo eine internationale Schriftsprache (wie ehedem das Latein) die deutsche Buchmacherei zu den unmöglichen Dingen thut, (Scurrilität d'un peuple sauvage).

O du deutsche Heimath, o du Wiege der Geistesriesen. Sei munter! Sei stark, sei groß, prächtig und herrlich wie deine Eichen.

Diplomatische Revue.

Wochenschau.

Es ist kühn, mit einer Umschau zu kommen in dieser Woche, die mit einer kaiserlichen Jahresrückschau begann. Und wenn man nun gar etwas zu mäkeln hätte, so würde man alsbald durch den zufriedenen Ton, der in der Thronrede Napoleons vorwaltet, beschämt werden. Es sieht ja Alles vergnüglich aus, die Sonne leuchtet hell herab und bescheinet Errungenschaften, die man gern hinnehmen darf, wenn nur das Gemüth nicht von unmöglichen Idealen besessen ist.

Himmelsbläue, Tagesheiterkeit! Zwar ist es kein Frühlingstag, den das Kaiserthum uns bescheert, kein Maientag, der uns mit Hoffnungen erfüllt auf die Blüthen, welche sich entknospen werden. Nein, die Blüthen sind gefallen, es ist ein ziemlich kühler Herbsttag, an welchem man die Erndte überrechnet. Was nicht reif geworden, dem ist nicht zu helfen, und was vom Wurm angenagt ist, muß auch mit in den Kauf genommen werden. Die Zeit des Wachsthums schwand dahin; bei dem Maaße, das erreicht ward, bleibt es, und wenn der unvermeidliche Winter kommt, dann schrumpfen wir gar noch ein wenig ein.

Dann ziehen wir uns in unsere Hütte zurück; falls wir klug sind, tragen wir bei Zeiten die Reisigbündel einer entsagenden Moral zusammen, um uns mit ihnen eine warme Stube zu machen.

Dies ist die Stimmung, welche die Thronrede Napoleons dictirte. Hat der kluge Mann auch diesmal, wie immer, die Lage Europas getroffen? Ist wirklich überall auf dem Continent die Höhe der zukunftsichern Action überschritten? Liegt der Wendepunkt unserer Pläne hinter uns, und bleibt uns heute nur noch die Pflicht übrig, mit dem uns zu begnügen, was etwa während der Gluth der Ereignisse für uns abgefallen?

So lange Cäsar im Steigen begriffen war, erhob er den Anspruch, den übrigen Mächten seinen Willen aufzuerlegen. Da mußte es allerdings einen Allgemeinwillen in Europa geben, da mußte an eine gouvernementale Gesammttheorie geglaubt werden, und dieser Wille, diese Theorie sollten nicht anders sein als imperialistisch. Aus dem Born der napoleonischen Gedanken sollte unser Welttheil schöpfen: unselig Der, welcher sich von dieser Gnadenquelle abwandte.

In der That war die Mehrzahl der continentalen Regierungen während eines Jahrzehntes geneigt, sich der praktischen und theoretischen Weisheit des Kaiserthums zu beugen. Die Kriege Napoleons III. wurden als Erlösungs-

werke angestaunt, seine geheimsten Ideen suchte man als eine Wiege der Offenbarung zu erspüren, und selbst in den Grenzumsturzplänen, in den Kartenrevisionsentwürfen, die ihm beigemessen wurden, entdeckte man den herrschenden Geist der Zukunft.

Nun ist das Kaiserthum ermattet. Seine doctrinären Octroyirungen haben eben so wenig vorgehalten, wie seine militairischen und diplomatischen Schöpfungsversuche. Das Resultat der imperialistischen Activität ist Halbheit und Zweifel. Der letzte Spruch des Salomo im Kaisermantel lautet: „es ist Alles eitel." Doch hat er noch so viel imperatorischen Trotz, zu verlangen, daß die Regierungen Europa's auch diese Phase der skeptischen Genügsamkeit mit ihm durchmachen. Einen gemeinsamen positiven Willen kann er nicht mehr auferlegen, denn hierzu fehlt ihm der Inhalt, aber er kann noch fordern und er fordert wirklich, daß die übrigen Staaten gleich ihm von jetzt an Nichts wollen sollen. Wer fürderhin selbständige Pläne, Aufgaben, Doctrinen hat, der muß als Störenfried gelten.

Das Kaiserthum ist bei dem Punkte angelangt, wo es seine alten Thaten verherrlicht und jede neue Conbination scheut. Wer hinter dieser Haltung Napoleons tiefere Projecte vermuthet, wer den Mythus des Kaiserthums so weit treibt, um nun erst recht zu prophezeien, daß der Kaiser, die Ruhe heuchelnd, im günstigen Moment hervorbrechen und die Welt überraschen werde, der täuscht sich. Das Kaiserthum ist fertig; es gehört überhaupt zum Charakter des Imperialismus, daß er, nachdem er eine Periode durchgemacht, worin er Alles wollte, in eine Phase eintritt, wo er es für Thorheit erklärt, irgend Etwas zu wollen außer sich zu conserviren. Diese schließliche Resignation ist die natürliche Ergänzung der anfänglichen Ueberschwänglichkeit. Alexander, der sich in Wein ersäuft, Tiberius, der sich in Capräa vereinsamt, Carl der fünfte, der im Kloster des heiligen Justus noch vor seinem Tode sich begräbt, Napoleon I., der auf St. Helena das Epos seines Lebens declamirt, Napoleon III., der da betheuert, es werde in der Welt Alles gut gehen, wenn die Leute nur ehrsam sein und an eine Fürsehung glauben wollten — hier haben wir das Schicksal des Imperialismus. Eine parlamentarische Aristokratie, eine Republik, ein Königlicher Absolutismus können hoffnungsfrisch bleiben, denn sie wollen nicht die politische Arbeit in die Epoche einer einzigen Generation zusammendrängen; sie dürfen es wagen, ihren Erben ungelöste Fragen zu überlassen, wie sie selber dergleichen Erbschaft erhalten hatten. Der Imperialismus aber muß den Wunsch hegen, seinem Erben reinen Tisch zu hinterlassen, er muß danach trachten, alle Fragen zu lösen, die er aufgeworfen, und er wird stets an der Unmöglichkeit dieses Vorsatzes erlahmen.

An diese Charakteristik des Napoleonenthums knüpfen wir die Bemerkung, daß es sich für Preußen darum handelt, ob es die Resignation Cäsars nachahmen oder ob es eine Zukunftsmacht bleiben solle.

Die Entscheidung hängt von der Beantwortung der folgenden drei Fragen ab. Führten wir bei unserer früheren Action etwa nur ein Stück Imperialismus auf? Hielten wir uns zu der Ursprungskraft des Erfolges —

zu dem Rechte? Und haben wir geistige Freiheit genug, um das Recht dort zu finden und dort zu üben, wo seine Stätte ist?

Correspondenzen.

Berlin, den 24. Januar. Das Füllhorn Königlicher Gnadenbeweise hat sich, gelegentlich des am 21. im Königlichen Schlosse gefeierten Ordensfestes wiederum reichlich ergossen. Wir freuen uns des immer noch vorhandenen Contingents an verdienstlichen Personen und der zu ihrer Anerkennung zahlreich gestifteten Ordens- und Ehrenzeichen. Wenn trotzdem manche Erwartung nicht mag erfüllt worden sein, so thut dies diesem, dem Preußischen Hofe unseres Wissens eigenen Feste, doch keinen Abbruch. Die Theilnehmer gehen über die Zahl Tausend hinaus, gehören allen Ständen und allen Berufsklassen an und erfreuen sich gleichmäßiger gastlicher Aufnahme und gleicher huldvoller Begrüßung, in so vielen einzelnen Abstufungen sich auch die Decorationen bemerklich machten. In diesem Jahre wurden auch einzelne der neu ernannten Louisendamen unter der Gesellschaft bemerkt, und fanden besondere Huldigungen und Anerkennungen. Möchte diese Decoration auf die engsten Kreise beschränkt bleiben, um auch hierdurch den Werth der Auszeichnung zu steigern.

Die Vertreter einer früheren Aera sind dieses Mal nur in kleiner Zahl bemerkt worden. Eine der hervortretendsten Persönlichkeiten unter diesen Genossen ist in der letzten Zeit dem Schauplatze irdischer Thätigkeit entrückt worden. Ein bemerkenswerthes Gerücht war in der Stadt in weiten Kreisen verbreitet und in vielen geglaubt, dahingehend, daß der Sterbende noch Confessionen über politische Irrthümer aus eigenem freien Antriebe abgelegt habe. Wir sind fern davon über einen Todten zu Gericht sitzen zu wollen, beschränken uns daher auf die Bemerkung, daß liberale Staatsmänner von je in Preußen nicht zu den Seltenheiten gehört haben und daß auch jetzt kaum an solchen Mangel sein dürfte. Wir wünschen also diesen eine zeitige Umkehr, vor allen Dingen aber, daß sie den Kampf stets mit Waffen führen, welche den Sarg, auch des unterlegenen Gegners, zu zieren, wohl geeignet sind.

Eine nicht blos für unsere Stadt, sondern auch unter allgemeinen Gesichtspunkten höchst interessante gerichtliche Verhandlung schwebte in diesen Tagen vor einer Deputation des hiesigen Criminalgerichts. Wir meinen das Verfahren bezüglich des Stadtverordneten Lövinson und dessen bei einem Häuserkaufe entwickelten Thätigkeit. Schon früher haben wir einmal in

diesen Blättern bemerkt, daß der einzelne Fall für uns eigentlich von besonderem Interesse nicht ist, daß wir denselben nach keiner Seite hin gerade hoch anschlagen, weder zur Glorificirung noch zur Verdächtigung; solche Dinge können täglich vorkommen. Von Interesse dagegen ist der Blick, welchen wir in bestimmte Kreise zu werfen, Gelegenheit erhalten. Die Art der Verhandlungen innerhalb der Stadtverordneten Versammlung, die beliebige Gemeinsamkeit derer, welche sich der Abstimmung enthalten und derer, welche die Frage verneinen, die Urtheile über Charakterzüge einzelner Mitglieder: Alles dies gewährt uns ein Bild, welches von dem verschieden ist, welches wir uns von einer Versammlung zu machen haben, die bis vor Kurzem zu Gericht saß, über den Entwickelungsgang, welchen die höchsten Spitzen der Staatsgewalt unserem Vaterlande zu geben, sich verpflichtet hielten. Der Nimbus, welcher bisher die Berliner Stadtverordnetenversammlung umgab, ist jedenfalls gewaltig geschwunden und es wird noch großer Anstrengungen des Herrn Virchow bedürfen, bevor die verloren gegangene Position wieder gewonnen ist. Einstweilen wird hiernach auf dem höchst unpolitischem Gebiete des Schlächterhandwerks gestrebt. Nachdem ein Versuch, die practische Nutzanwendung wissenschaftlicher Forschungen in einer freien Versammlung einiger Gelehrten und vieler Fleischermeister nutzbar zu machen, gründlich gescheitert war, ist es jetzt die Stadtverordneten-Versammlung, welche die neuesten Entdeckungen ihres gelehrten Mitgliedes über Trichinen regelmäßig entgegenzunehmen hat. Wir, die wir dem Mosaischen Gesetze nicht folgen, sind unserem geehrten Mitbürger für alle diese Mittheilungen zu aufrichtigem Danke verpflichtet und möchten nur anheimgeben, ob dieselben nicht auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden sollten, wozu dem Herrn Professor, welcher nicht blos Stadtverordneter sondern auch Volksvertreter ist, die Gelegenheit nicht fehlt.

Im Allgemeinen ist in dem äußeren Leben Berlins die Anwesenheit der Herren Abgeordneten nicht besonders zu bemerken. Dieselben scheinen sich vorzugsweise den Freuden hinzugeben, die sich innerhalb der Fractionsversammlungen ihnen erschließen, dagegen sich der Berührung mit dem großen Publikum innerhalb öffentlicher Locale zu entziehen. Die Inhaber der letzteren klagen überhaupt über schwachen Besuch. Noch will der Winter sich nicht einstellen und so bleiben die Räume leer, innerhalb welcher sonst die Ungunst des Wetters vergessen ward. Für unsere Armen ist der bisherige Verlauf der Wintermonate überaus günstig gewesen und so registriren wir gern, daß wir eine entschiedene Abnahme der öffentlich zur Schau gestellten Noth bemerken.

Eben so lassen die Freuden des Carnevals in diesem Jahre auf sich warten, werden auch allem Anscheine nach sich überhaupt nur vereinzelt entwickeln.

Die Feste, welche am Königlichen Hoflager alljährlich während der Carnevalszeit begangen werden, scheinen sich auch, so viel bisher verlautet, beschränken zu sollen, wenn auch nicht in der Zahl der geladenen Gäste, doch in ihrem Turnus. Der General-Intendant der Königlichen Schauspiele hat

in diesen Tagen die Listen zu einem am 9. Februar im Königlichen Opernhause abzuhaltenden Balle versendet; da sich dieser als „der erste Subscriptionsball" bezeichnet, scheint jedenfalls ein zweiter folgen zu sollen.

Eine große Rührigkeit zeigt sich auch in diesem Jahre in der Veranstaltung wissenschaftlicher Vorlesungen zu wohlthätigen resp. gemeinnützigen Zwecken. Hieran schließen sich die zahlreichen Concerte, für welche unsere heimischen Künstler sich verbinden, ohne erst die Ankunft eines auswärtigen Virtuosen abzuwarten, welchem in früheren Jahren nicht blos der erste Anstoß, sondern auch der hauptsächlichste Antheil der Einnahme überlassen ward. Die jetzt eingeführte Mode gewährt den entschiedenen Vortheil, daß die heimischen Künstler mehr zur Geltung gelangen, daß diesen vorzugsweise der wohlverdiente Lohn ihrer Bemühungen zufällt und, was wir am höchsten anschlagen, daß in den Concerten den Zuhörern nicht blos einzelne Bravourstücke vorgeführt werden, sondern daß ein Programm aufgestellt werden kann, welches auch der historischen Entwickelung und den verschiedensten Componisten im Laufe des Cyclus der Concerte gerecht werden kann. Diesen wissenschaftlichen und künstlerischen Versammlungen schließen sich die zahlreichen geselligen Vereine an, welche sich nicht blos nach den einzelnen städtischen Bezirken, sondern auch nach der Parteistellung der Mitglieder zusammenfinden, so daß in der That kaum noch Raum vorhanden ist für die Privatgesellschaften, welche doch das eigentliche Fundament der Winterunterhaltung bilden. Diese dürften daher in diesem Jahre kaum sehr zahlreich sich geltend machen. Wir hören höchstens von einzelnen Diners, für welche jetzt die Sitte immer mehr um sich greift, den Beginn auf eine ziemlich späte Stunde festzusetzen. Die Einladungen lauten jetzt fast sämmtlich auf 5 Uhr Nachmittags; wir können hierin eine Verbesserung nicht erblicken. Die Eröffnung der Theater erfolgt noch immer um halb 7 Uhr und collidirt daher mit jener späten Eßstunde. Es scheint, als befänden wir uns auch hier in einer Krisis, deren Lösung leider dahinführen wird, die Nacht je mehr und mehr zum Tage zu machen.

Ein sehr beliebtes Wintervergnügen läßt in diesem Jahre sehr lange auf sich warten. So wenig eine Schlitten- als eine Eisbahn will sich bilden. Für Schlittenpartien war unsere Erwartung durch die Anordnung der Polizeibehörde zur Verbesserung der öffentlichen Droschkenschlitten auf's angenehmste angeregt und was die Eisbahnen betrifft, so gewährten uns die hohen Pachten im voraus die Garantie aufmerksamer Herstellung und Bedienung. Auf beide Vergnügungen scheinen wir verzichten zu sollen.

Trotz alledem können wir uns zu dem bisherigen Verlaufe des Winters nur Glück wünschen. Auch die Getreidepreise bleiben niedrig. Wie die jüngste so auffällige Speculation in den Roggenpreisen ausgefallen ist, vermögen wir nicht zu berichten; nur notiren wir, daß die Transportwagen, welche sich Colonnenweise, mit Getreidesäcken beladen, durch die Straßen bewegten, nicht mehr bemerkt werden. Dagegen haben sich die ersten Notabilitäten unter den Landwirthen in diesen Tagen als Mitglieder des Landes-Oeconomie-Collegiums in unseren Mauern versammelt und sich auch mit Ge-

genständen beschäftigt, welche selbst das Interesse des Städters lebhaft anregen müssen.

Aenderungen in der Erhebung der Schlachtsteuer, ob nach Köpfen, ob nach dem Gewichte des Hornviehes, die Ausbreitung der Rinderpest, die Erhebung der Branntweinsteuer: alles dies sind Fragen, welche auch auf städtisches Gewerbe und Leben, ganz besonders in Berlin einwirken. Es wird für die hiesige Einwohnerschaft von wesentlichem Nutzen sein, wenn sie überhaupt ein wenig mehr Notiz von dem nehmen will, was außerhalb der noch immer stehenden Stadtmauer vor sich geht. Freilich hat der Magistrat erst jüngst dem Finanzminister berichtet, daß die Stadt an der Ausführung der Grundsteuer gar kein Interesse gehabt habe, eine derartige einseitige Auffassung wird indessen je mehr und mehr aufgegeben werden, je entschiedener die Landwirthe selbst die Beziehungen ihres Berufs in Zusammenhang und zur Geltung gegenüber der Totalität des gesammten öffentlichen Lebens, zu bringen wissen.

Militärische Revue.

Der letzte amerikanische Krieg.

Dritte Serie.

I. Auf der Rhede von Norfolk.

Auf den confederirten Werften von Norfolk hatte mittlerweile ein reges Leben geherrscht. Mr. Mallory, der „Florida Alligator," den wir als Marineminister in den brillant ungenügenden Befestigungen von Donelson und Henry am Cumberland und Tenessee River kennen gelernt, hatte hier, wo ihm der General Wool mit einer starken federirten Besatzung in Fort Monroe auf der Nase saß, eine größere Thätigkeit entwickelt.

Während der Norden nach Anleitung des Schweden Ericson die Panzerbatterie Monitor schuf, war es ein öffentliches Geheimniß, daß auf der Werft von Norfolk ein Gegner des Monitor erwuchs, nach einem neuen, bisher noch nicht erprobten Systeme.

Es war die Panzer-Corvette Virginia, die später den epochemachenden Namen „Merrimac" erhielt.

Bei dem von uns früher geschilderten Brande der Werfte von Norfolk war die Dampffregatte „Merrimac" ein hölzernes Schiff, brennend gesunken; da ihre Maschinen nebst vielen anderen wichtigen und kostbaren Theilen aber noch wohl erhalten waren, so wurde dieselbe gehoben, und die brauchbaren

Theile zum Bau des neuen Panzerschiffes benutzt, das damit auch den Namen seines verunglückten Vorgängers erbte. Die „Merrimac" erhielt 10 schwere Geschütze; außer ihr waren im Hafenbassin von Norfolk noch folgende confederirte Schiffe stationirt:

Der Dampfer	Patric Henry	12	Geschütze
" "	Jamestown	2	"
Dampfkanonenboote	Teazer	2	"
"	Beaufort	2	"
"	Raleigh	2	"
	Summa:	30	Geschütze,

unter dem Commando des Flaggencapitain Franklin Buchanan. Am Morgen des 8. März verließ dieser mit der Merrimac, Teazer und Beaufort, den Hafen, um die bei New-Port liegenden federirten Fregatten Cumberland und Congreß anzugreifen. Bei Sewells-Point vorüberdampfend richtete Buchanan an seine Mannschaften folgende lakonische Rede: „Meine Jungen, Ihr seid jetzt im Angesicht des Feindes. Ihr werdet Euch nicht darüber beklagen können, daß ich ihn nicht an Euch heranführe. Seht Ihr dort jene Schiffe? wir werden sie in den Grund bohren, ich frage Euch nicht ob Ihr es wollt. Erinnert Euch: Ihr fechtet für die Heimath und die Freiheit!"

Die „Congreß" lag unter den Kanonen der Strandbatterien von News point, die „Cumberland" lag ihnen gegenüber, die „Merrimac" lief direct die „Cumberland" an, der „Congreß" nur eine Breitseite zusendend. Von allen Seiten hagelten schwere Geschosse auf den „Merrimac", sie brauste direct auf die „Cumberland" welche der Capitain Buchanan der Vernichtung geweiht hatte.

An Bord der Yankee-Fregatte war man mehr neugierig als besorgt bei dem seltsamen Anblick des schwimmenden Sarges, der nur wenige Zoll über den Wasserspiegel ragend, mit rapider Schnelligkeit daher kam. Schon war die Merrimac so nahe, daß man die Bemerkungen hörte, welche die Bemannung der „Cumberland" sich zuriefen: „Well, jetzt kommt sie." „Was Teufel, ist das für'n Ding!" „Seht, das Secessionisten Ungethüm" so klang es von Bord des dem Untergang geweihten Unionsschiffes, als die beiden 68pfdgen Vordergeschütze der „Merrimac" krachten und das Deck der „Cumberland" von vorn bis zum Steuer fegten. Wenige Secunden darauf erzitterte sie vom Kiel bis zum Topp unter der Wucht eines gewaltigen Stoßes. Die „Merrimac" hatte ihren 8' langen Stahlsporen, den sie vorn führte, der „Cumberland" mit unwiderstehlicher Gewalt in den Steuerbord-Bug gerannt. Die „Cumberland" schwankte wie ein Trunkener, dann, sich schwer auf die getroffene Seite legend, begann sie schnell und schneller sich im Kreise zu drehen — nach funfzehn Minuten ungefähr schoß sie mit wehender Flagge in die Tiefe! —

Nachdem die „Cumberland" so Angesichts der entsetzten Unionisten gesunken, wendete die „Merrimac" auf die, jenseits hart unter ihren Strandbatterien liegende Fregatte „Congreß". Da die „Merrimac" aber hierzu

sich stromaufwärts drehen mußte, so war sie genöthigt zum zweiten Male vor den federirten Kanonen Spießruthen zu laufen. Doch trafen nur wenige Kugeln ihren 4zölligen Eisenpanzer, die aber wie Schrotkörner machtlos abprallten. Sie ging bis auf 80' an die „Congreß" heran, und sandte ihm Schuß auf Schuß ihre schweren Geschosse in den Rumpf und auf das Deck, die eine solche verheerende Wirkung hatten, daß nach 22 Minuten das Sternenbanner sank und die weiße Flagge vom Halbmast wehte.

Sofort stellte die „Merrimac" ihr Feuer ein, und das Kanonenboot „Beaufort" legte sich Seite an Seite an die „Congreß"; nahm deren Officiere kriegsgefangen, ließ die Mannschaft mit ihren Booten nach dem nahen Strande rudern, um dadurch die federirten Strandbatterien zum Einstellen ihres Feuers zu zwingen.

Die Officiere der „Congreß," Commandeur William Smith und Lieutenant zur See, Pendergraft, übergaben ihre Degen dem Commandeur des „Beaufort," dem Lieutenant Parker, und baten dann um Erlaubniß noch einmal auf die „Congreß" zu gehen um das Ueberladen der Verwundeten auf die „Beaufort" zu überwachen. Sie kehrten nicht zurück, sondern entflohen, obwohl sie ihre Ehre verpfändeten, und zum Zeugniß dessen ihre Degen mit dem Lieutenant Alexander an Bord der Beaufort gelassen! —

Die „Beaufort" wurde, obwohl mit Verwundeten der „Congreß" überfüllt, von einem so mörderischen Feuer aus den nahen Strandbatterien überschüttet, daß sie die „Congreß" verlassen mußte, ohne sie in Brand stecken zu können, obwohl auf dieser durch die eigene Bemannung aufgehißt, nun 2 weiße Flaggen wehten. Da unter keiner Bedingung diese Verrätherei die „Congreß" retten sollte, so meldete sich der Lieutenant Minor von der „Merrimac" mit 8 tapfern Männern, um das Wagniß zu vollführen. Kaum aber näherte er sich der „Congreß" als ein Kugelregen ihn und vier seiner Leute schwer verwundete. Ueber dies verrätherische Benehmen der Strandbatterien erbittert, schoß die „Merrimac" nicht nur die „Congreß" vermittelst Hohlgeschossen in Brand, sondern richtete auch in den Strandbatterien selbst große Verheerung an. Gegen Mitternacht ergriff das Feuer die Pulverkammer und die Fregatte „Congreß" flog in die Luft!

Als sich Capitain Buchanan während des Vorgehens des Lieutenant Minor mehrfach auf dem Deck der „Merrimac" exponirt hatte, traf ihn ein Minie-Geschoß in den Oberschenkel, so daß er den Oberbefehl an den ältesten Lieutenant Mr. Catesby Jones abgeben mußte. Gerade in diesem Augenblick kamen drei neue Feinde in Sicht: die federirten Dampffregatten „Minnesota" und „Roancke" nebst der Segelfregatte „St. Lawrence," mit denen ein Kugelkampf durch die „Merrimac" allein geführt wurde, dem die einbrechende Nacht erst ein Ende machte. —

Die „Merrimac" ankerte bei News point.

Während des Gefechtes am 8. war telegraphisch die federirte Panzerbatterie „Monitor" herbeordert worden, die im gestrigen Gefecht arg zerschossenen „Roancke" und „St. Lawrence" waren nach Old point zurück-

gegangen, in „das Krankenzimmer" wie die Südlinger spottweise diesen Nothhafen des federirten Blocadegeschwaders getauft hatten.

Als der Sonntagmorgen des 9. März herandämmerte, sah man neben der „Minnesota" dem einzigen noch übrigen Schiff des Blocadegeschwaders die sonderbare Gestalt des „Monitor" zum ersten Male. Nicht mit Unrecht wurde sie mit einer auf einer Planke befestigten runden Käseform verglichen. Nur daß es eine Form von riesiger Größe und plutonischer Schwärze war.

Gegen 8 Uhr Morgens, so wie es hell geworden, rückte die „Merrimac" dem „Monitor" entgegen. Auf 1000 Schritt begannen beide seltsame Kämpfer das Feuer, bald aber lagen sie sich dicht gegenüber und man hörte mit dumpfem Prasseln die schweren Geschosse auf den eisernen Panzern aufschlagen. Die schnellen Bewegungen des „Monitor" erhöhten das Unheimiche seiner Erscheinung. „Wie ein fechtendes Gespenst" — sagt ein Augenzeuge, brauste er heran, seinen Drehthurm unter Dampf und Blitz umwälzend, jetzt floh er zurück nach Old point um in Ruhe zu laden, dann beschrieb er einen rapiden Bogen nach News point zu, um einem Stoß der „Merrimac" zu entgehen.

Die Länge und Schwere derselben bei der großen Kraft ihrer Maschine machte sie schwierig im Steuern. Einmal im Laufe des Gefechts lief die „Merrimac" auf den schlammigen Grund auf, es war ein kritischer Moment. Die „Minnesota" brauste zur Unterstützung des „Monitor" heran. Die Geschosse beider Schiffe schlugen wie riesige Hagelkörner auf den Panzer des conföderirten Schiffes. Hier, dort, überall war „die schwarze Käseform", der Monitor, durch seine schnellen Bewegungen sich den Kanonen der „Merrimac" entziehend. Doch deren brave Bemannung ließ sich nicht stören, während die Maschinisten arbeiteten, sandten die Kanoniere ruhig und langsam ihre eisernen Boten, und die „Minnesota" erhielt fünf schwere Wunden, dicht über der Wasserlinie. Plötzlich hebt sich von dem Deck der Letztern eine weiße Dampfsäule, höher und höher steigend schwebt sie um das Schiff wie eine Wolke: ein Geschoß der „Merrimac" traf eine der beiden Druckstangen der „Minnesota" und ihr Dampf entflieht dem Kessel. Jetzt nach 15 bangen Minuten war die „Merrimac" wieder flott, aber ihr goßer Tiefgang gestattete nicht, näher an die ganz hülflose „Minnesota" heranzugehen.

Zweimal schon war der „Monitor" zum Schweigen gebracht worden, er wendet sich wieder dem „Krankenzimmer" zu, da saust die „Merrimac", grade wie er in der Drehung ist, auf ihn zu und rennt ihm ihren furchtbaren Sporn in die Seite — aber zu spät, er war schon in der Drehung herum und knirschend gleitet der Stahlsporn an seiner eisernen Flanke hin! Es ward ihm aber zu warm und er dampfte ab, der „Merrimac" das Feld überlassend.

Diese dampfte nach Norfolk zurück unter dem donnernden Jubelruf der Bewohner.

In der Richtung auf Newport news sah man die Mastspitzen der „Kumberland" aus den Fluthen des Flusses ragen, den sie so lange blokirt hatte, von der „Congreß" war auch nicht ein Stück Holz mehr da, um ihr Geschick

zu verkünden. Und dies war nicht Alles, was die „Merrimac" gethan: die „Minnesota" war leck, wehrlos und von Schüssen durchlöchert, binnen 48 Stunden hatte die „Merrimac" der ganzen vor Norfolk vereinigten Seemacht die Stirn geboten, und mit welchem Erfolge! Von 2890 Mann und 230 Geschützen war die „Kumberland" in den Grund gebohrt mit 360 Mann Besatzung, die enorm stark armirte „Congreß" war in die Luft gesprengt mit einem Verluste von Seiten der „Merrimac", der kaum nennenswerth erscheint.

Zwei Mann todt und neunzehn Verwundete waren der ganze Verlust an Mannschaften. Das Schiff selbst verlor seinen Bugspriet, der beim letzten Stoß auf den „Moniter" zerbrach, seinen Steuerbord-Anker, seine sämmtlichen Boote und außerdem wurden zwei seiner gezogenen Kanonen an der Mündung beschädigt. Aber kein ernsthafter Schaden fand sich sonst am ganzen Schiffskörper, obwohl die „Merrimac" das schwerste Feuer ausgehalten, das je auf ein Schiff concentrirt war.

Das immense Aufsehen und die Revolution im Seewesen, welche von diesem Tage an datiren, ist bekannt und gehört nicht hierher. Den Conföderirten aber hätte sollen diese Erfahrung zu einer bessern Beherzigung dienen. Statt eines solchen Schiffes mußten dreißig an den Küsten der confederirten Staaten erscheinen, hätte Mr. Mallory, der Marineminister, die nöthige Energie und Sachkenntniß besessen. Das wäre der richtige Weg gewesen, auf dem der Süden den reichen Schatz an tüchtigen Seeoffizieren, den er besaß, hätte verwerthen und die Ueberlegenheit, welche der Norden an Schiffen besaß, hätte paralysiren mögen.

Eine halbe Million Dollars ist ein billiger Preis für ein Schiff, das bei seinem ersten Debut feindliches Material im dreifachen Werthe dieser Summe zerstörte. Zwanzig Millionen hätten 35—40 Merrimacs in's Leben gerufen, die Küsten der conföderirten Staaten frei erhalten und in kurzer Zeit ihnen die freiwillige oder unfreiwillige Anerkennung Seitens der europäischen Großmächte erworben, da ohne die Blokirung der Küsten eine Unterwerfung des Südens ein Unding gewesen wäre.

Berlin, 18. Januar. Herr Harkort behauptete vor einigen Tagen in der „Hagener Zeitung",

daß Westphalen und die Rheinlande im Verhältniß zur Bevölkerung die größte Militairlast trügen;

daß der industrielle Westen eine kräftigere Bevölkerung als der Osten des preußischen Staates habe;

daß Westphalen von 1000 Wehrpflichten fast das doppelte Contingent wie Pommern stelle;

daß der Westen bei der Militairreorganisation demnächst am meisten interessirt sei.

Wir werden im Folgenden nachweisen, daß diese Behauptungen vollständig falsch sind und daß Herr Harkort eine große Unkenntniß derselben Quelle bewiesen hat, aus welcher die angeblichen Beweise für seine Behauptungen von ihm hergenommen sind.

Er beruft sich ganz allgemein auf „statistische Tabellen für 1864". Damit ist schon Seitens der Zeitungen, welche seine Behauptungen abdrucken, die Controle erschwert, denn statistische Tabellen zählen nach Tausenden. Aus diesen Tabellen macht Herr Harkort folgenden Auszug:

Im Staate fallen auf 1000 Seelen (statistische Tabellen 1864):

Provinz:	Wehrfähige:	Ausgehobene:
Westphalen . . .	238	152
Rheinland	178	118
Sachsen	160	100
Posen	153	90
Schlesien	143	90
Brandenburg . . .	208	87
Preußen	164	75
Pommern	160	86

Diese vorstehenden Angaben sind aus der statistischen „Zeitschrift" für 1864, welche vom Hrn. Geh. O.-R.-Rath Dr. Engel redigirt und dem „Preußischen Staats-Anzeiger" beigelegt wird, Seite 79 entnommen, aber ohne Beachtung der Berichtigungen, welche Hr. G.-R. Engel Seite 173 bis 181 der Zeitschrift gegeben hat, abgedruckt.

Wer als Volksvertreter öffentlich die Frage der Militair-Organisation bespricht, hat vornehmlich die ernste Pflicht, sich gewissenhaft über die thatsächlichen Verhältnisse in der Sache zu belehren, um nicht Behauptungen zu verbreiten, welche geeignet sind, in der Bevölkerung Mißstimmung zu erregen.

Muß ein Bewohner Westphalens nicht denken, daß seine Provinz überbürdet ist, wenn er hört, daß in derselben von 1000 Wehrpflichtigen 152 Personen zum Militairdienste herangezogen sind, während in Pommern nur 86 Individuen von 1000 Waffenfähigen ausgehoben wurden.

Wie steht es aber mit dem Werthe jener aus der genannten Zeitschrift entnommenen Zahlen?

Sie sind einer Untersuchung der Resultate des Ersatz-Aushebungsgeschäftes in Preußen entnommen, die sich an eine ähnliche Arbeit anschließt, welche die „Mittheilungen des statistischen Bureaus" im Jahre 1855 über denselben Gegenstand für die Zeit von 1831 bis 1854 enthielten.

Genauere Prüfungen, besonders die Vergleichung der Ergebnisse der

Volkszählung mit den Aufstellungen der Ersatzübersichten haben indessen ergeben, daß die letztern, welche hauptsächlich nur die Controlle der Wehrpflichtigen bezwecken, in Bezug auf die Beurtheilung der Wehrkraft der Nation selbst nicht ohne sorgsame Kritik benutzt werden können. Hr. Harkort mag sich Seite 178 der angegebenen Zeitschrift darüber belehren. Er wird erfahren, daß die bisherige statistische Ausnutzung der alphabetischen Listen, wie sie aus dem Ersatzgeschäfte hervorgehen, theilweise geradezu unbrauchbare Resultate geliefert hat, daß z. B. in der Bevölkerungs-Statistik von Wappaeus mit ganz unkritisch ermittelten Prozentzahlen arger Mißbrauch getrieben wird, — daß in Folge der falschen Zahlenangaben das Urtheil über die Wehrkraft des preußischen Volkes irre geleitet ist.

Alle diese Warnungen, welche wir hier angedeutet, in der „Zeitschrift" S. 178 f. aber ausführlich motivirt sind, hat der Abgeordnete Harkort nicht gesehen!

Mit welcher Entschuldigung will derselbe sein Verfahren rechtfertigen? Lag etwa derselbe Grund vor welcher ihn bestimmte, bei Anführung des Art. 99 der Verfassung in der Ansprache an die Wähler den zweiten Theil desselben „der Staatshaushalts-Etat wird jährlich durch ein Gesetz festgestellt" zu ignoriren?

Wir können hier auf das Listenwesen des Militair-Ersatz-Geschäfts nicht näher eingehen, sondern heben nur hervor, daß die Landräthe in ihren Listen die Zahl sämmtlicher Individuen aus der Altersklasse der 20jährigen angeben. „Dadurch werden sehr viele Militairpflichtige doppelt und dreifach gezählt. Wer z. B., bemerkt die „Zeitschrift" S. 174, in Königsberg geboren ist, in Berlin in Arbeit steht und in Breslau als am etwaigen Wohnorte seiner Eltern sein Domizil hat, der steht in drei alphabetischen Listen. Aus denselben Gründen sind nun aber auch die Zahlen der über 20jährigen Altersklassen in den Ersatzübersichten zu hoch angegeben." Je mehr in einer Provinz die männliche Bevölkerung in Bewegung ist, desto größer muß die Differenz zwischen den Resultaten der Volkszählung und den Angaben der Ersatzübersichten sein.

Die Zahl der 20jährigen jungen Männer wird in den „Uebersichten" für 1855, 1858 und 1861 in runder Summe angegeben auf 175,000, 182,000 und 217,000 Köpfe. Sie betrug aber nur 147,000, 155,000 und 165,000 Köpfe nach der auf Grund der Bevölkerungstabellen vorgenommenen Correktur. Für 1861 also einen Minderbestand von 52,276 männlichen 20jährigen. Besonders sei hervorgehoben, daß nach den „Uebersichten" pro 1861 die vorhandenen 20jährigen für Westphalen 18,000, für die Rheinprovinz 35,000 betragen, während sie auf 13,000 und resp. 32,000 nach der angegebenen Correktur sinken.

Um die Hinweisung des Abgeordneten Harkort auf eine Mehrbelastung der Rheinprovinz und Westphalens vor den östlichen Provinzen als eine irrthümliche nachzuweisen, haben wir das Verhältniß der Ausgehobenen zur Gesammtzahl der Bewohner jeder Provinz für das Jahr 1862 berechnet.

Provinzen.	Bevölkerung.	Ausgehobene Mannschaften.	Auf 1000 Seelen kommen an Ausgehobenen
	1862.		
1. Preußen	2,831,348	9,768	3,440947
2. Posen	1,455,963	5,496	3,774829
3. Brandenburg	2,410,894	8,290	3,438558
4. Pommern	1,368,969	4,631	3,382838
5. Schlesien	3,335,946	10,748	3,221874
6. Sachsen	1,945,768	6,793	3,491166
7. Westphalen	1,602,967	5,503	3,43300
8. Rheinland	3,248,855	11,288	3,474454

Zur bequemeren Uebersicht bemerken wir hiernach, daß also im Jahre 1862 unter 100,000 Seelen zum Militairdienst ausgehoben wurden

in der Provinz	Preußen	344
„ „ „	Posen	377
„ „ „	Brandenburg	343
„ „ „	Pommern	338
„ „ „	Schlesien	322
„ „ „	Sachsen	349
„ „ „	Westphalen	343
in der	Rheinprovinz	347

militairpflichtige Personen.

Nun, Herr Harkort, wo ist hier die Belastung des „Westens" zu entdecken? Andere Beweise gegen Ihre Behauptung mögen Sie aus der Zeitschrift selbst entnehmen.

Nach derselben S. 175 rangiren die Provinzen im Durchschnitt der 3 Jahre 1855, 1858 und 1861, wenn die Summe der Ausgehobenen und der disponibel gebliebenen als entscheidender Maßstab für die Tüchtigkeit angesehen werden sollte, in folgender Weise, beurtheilt nach der Zahl von je 100 Gestellungspflichtigen:

Pommern	64,34
Sachsen	62,11
Westphalen	57,39
Brandenburg	54,21
Rheinland	50,71
Preußen	48,88
Schlesien	48,57
Posen	46,56

In dem Jahre 1861 (Zeitschrift S. 178) traten aus einem Jahrgange der faktisch nach den Zählungen ermittelten Civilbevölkerung von **1000** Gestellten unter die Fahnen

in	der	Provinz	Preußen	499
„	„	„	Posen	483
„	„	„	Brandenburg	436
„	„	„	Pommern	487
„	„	„	Schlesien	534
„	„	„	Sachsen	597
„	„	„	Westphalen	446
„	„	„	Rheinland	452

Unsere Leser werden sich von der Ungründlichkeit der Behauptungen des Hrn. Abgeordneten Harkort überzeugt haben. (N. A. Z.)

Druck von A. Baur & Co. in Berlin, Kronenstraße 21.

Die frühere Erste Kammer.

Ein Todesfall, welchen die Kreuzzeitung in den letzten Tagen berichtete, der Heimgang des Grafen Schweinitz, berührte den Schreiber dieser Zeilen besonders nahe, rief aber zugleich die Erinnerung an Zeiten wach, die doch noch gar nicht so fern liegen und gleichwohl heute fast vergessen sind.

Wir finden hierin die Veranlassung, den Blick auf den Beginn des Jahres 1849 zurückzulenken; manche Beziehungen zur Gegenwart werden sich dann von selbst ergeben.

Des hochseligen Königs Majestät hatte im November 1848 das Ministerium Brandenburg berufen, dieses Anfang December eine Verfassung auf breitester Grundlage erlassen und die Wahlen zu den beiden, in derselben vorgesehenen Kammern im Laufe des Februar 1849 angeordnet.

Aus diesen ging eine zweite Kammer hervor, welche im Beginne dem Ministerium in der Regel eine Majorität von grade Einer Stimme zu gewähren pflegte, gleichzeitig aber eine erste Kammer, in welcher von einer eigentlichen ministeriellen Partei nicht die Rede sein konnte, denn die erste Kammer zerfiel in eine äußerste Rechte, in ein rechtes, in ein linkes Centrum und in eine äußerste Linke und als Ausdruck der in der ersten Kammer herrschenden Majorität ward Herr v. Auerswald zum ersten Präsidenten derselben erwählt.

Gleichwohl lag sehr bald der Schwerpunkt für die fernere Entwickelung unseres Vaterlandes in dieser Ersten Kammer und das Ministerium fand in der dortigen conservativen Opposition seine beste Stütze, ohne daß diese innerhalb des Hauses der Majorität, wenigstens in der ersten Zeit, sicher gewesen wäre.

Der Grund des ganz entschiedenen Uebergewichtes, welches die Erste Kammer über die Zweite erlangte, lag darin, daß die größeren staatsmännischen Capacitäten unzweifelhaft in der Ersten Kammer sich vereinigt fanden. Gleichwohl waren beide aus Wahlen hervorgegangen und es lohnt sich daher der Mühe, den hauptsächlichsten Unterschied in den Grundlagen beider Häuser zu bezeichnen.

Zunächst war durch einen erheblich hohen Census die Betheiligung an den Wahlen zur Ersten Kammer auf eine viel geringere Zahl von Personen beschränkt, der Urwähler waren weniger und noch geringer war die Zahl der Wahlmänner. Die Wahlbezirke waren hiernach geographisch ausgedehnter und die Wahlorte entfernter. In diesen versammelten sich Wahl-

männer, welche von vorn herein Einsicht in die öffentlichen Verhältnisse mitbrachten und die in ihrer Totalität eine Versammlung repräsentirten, in welcher nicht die Masse herrschte, sondern eine vernünftige und patriotische Besprechung möglich war.

Sodann war von vorn herein ausgesprochen, daß die Mitglieder der Ersten Kammer Diäten nicht erhalten würden, also der Kreis der Candidaten hierdurch ein beschränkter.

Seit das Herrenhaus an die Stelle der Ersten Kammer getreten ist, werden sich die im Jahre 1849 gesammelten Erfahrungen recht füglich zu Nutz und Frommen für das Abgeordnetenhaus verwenden lassen.

Es ist viel über etwaige Aenderungen des Wahlgesetzes für das Abgeordnetenhaus geschrieben, gesprochen und gedacht worden.

Wir halten, wie die Verhältnisse jetzt liegen, eine Veränderung in der Basis für nicht ausführbar; Wahlen nach den Berufsklassen z. B. können auf dem Papier projectirt, in der Wirklichkeit kaum ausgeführt werden. Wir wollen auch einem erhöhten Census das Wort nicht reden; wir empfehlen aber den Zustand, welchen einsichtige Wahlen für die damalige Erste Kammer schufen, jetzt für das Abgeordnetenhaus herbeizuführen und zwar dahin, daß den Wahlmännern die Abgabe ihrer Stimme aus eigener freier Entschließung gesichert werde. Wir verlangen also Untersagung der tumultuarischen Versammlungen der Urwähler und Wahlmänner, in welchen jetzt über die zu wählenden Abgeordneten entschieden wird. Ist es nicht thunlich, die Zahl dieser Wahlmänner zu beschränken, so verhindere man wenigstens den Mißbrauch massenhafter Versammlungen. Wer jetzt die beste Lunge hat, wer, um uns glimpflich auszudrücken, die erhitzteste Phantasie in Verheißungen für die Zukunft und in Verdächtigungen des Bestehenden besitzt, der wird seiner Wahl so ziemlich sicher sein.

Die bestehende Vorschrift, daß in den Wahlterminen selbst nicht debattirt werden darf, schadet mehr als sie nützt; sie verweist die Agitation in völlig zwanglose Versammlungen, in welchen der Kern der Partei von vorn herein für den Sieg gesorgt hat, sie verhindert, daß der moralische Zwang amtlich constatirt werde.

Vor allen Dingen werde also für die wahre Freiheit der Wahlen gesorgt und dann füge man womöglich die Bestimmung hinzu, daß keine Diäten an die Abgeordneten gezahlt werden. Wir haben lange über die Zweckmäßigkeit dieses Vorschlages geschwankt, seit wir aber die Erfahrung gemacht haben, daß eine große Zahl demokratischer Abgeordneten nicht allein die Diäten einsteckt, sondern auch noch die Kosten ihrer Stellvertretung einklagt, sind wir gründlich curirt.

Kehren wir zu der Erinnerung an die Erste Kammer des Jahres 1849 zurück, so haben wir als einen besondern fernern Vorzug ihrer gesetzlichen Grundlage hervorzuheben, daß dieselbe nur aus 180 Mitgliedern bestand.

Unser jetziges Abgeordnetenhaus ist viel zu zahlreich, um es der Leitung eines Staatsmannes zugänglich zu machen, auch, was wir besonders betonen, viel zu zahlreich, um die einzelnen Mitglieder das Gewicht derjenigen Ver-

antwortlichkeit fühlen zu lassen, welche sie als Abgeordnete unzweifelhaft zu tragen haben.

Das vielfach von conservativer Seite laut gewordene Begehren, daß jeder Kreis einen Abgeordneten stellen solle, würde nur dann berechtigt sein, wenn dieser Abgeordnete dem Kreise angehören müßte.

Bei der jetzigen Anzahl von 352 Mitgliedern verschwindet der Einzelne, so oft und so bald er Lust hierzu hat, jeder Controlle und der Kenntniß der heimischen Wahlmänner und er ruft sich diesen erst dann wieder ins Gedächtniß, wenn er bei den nächsten Wahlen von seinen Heldenthaten fabelt, sei es, daß diese in Schweigen, sei es, daß sie in hinreißenden mit Bravos unterbrochenen Reden bestanden haben.

Wir glauben also, daß unser Vaterland an Stelle des jetzigen Abgeordnetenhauses sehr wohl eine Kammer gebrauchen könnte, ähnlich der Ersten Kammer des Jahres 1849.

Verfolgen wir nun weiter, wie diese damals zur Geltung gelangte, so haben wir zunächst das hohe Verdienst der sämmtlichen damaligen Mitglieder hervorzuheben, daß diese von ihrer Pflicht durchdrungen waren, auf dem Platze zu sein und Zeugniß von ihren Rechten und Pflichten abzulegen. Die eingehendsten Berathungen fanden in den Fractionen statt, die sorgsamsten Berichte gingen aus den einzelnen Commissionen hervor und die Plenarsitzungen waren nicht die Ausnahme, sondern die Regel, die Beschlußfähigkeit des Hauses stand niemals in Zweifel. Die Mitglieder der Ersten Kammer wußten endlich die Corporation, der sie angehörten, auch in socialer Beziehung zur Geltung zu bringen. Auf dieses Beispiel möchten wir ganz besonders das jetzige Herrenhaus hinweisen. Wir verkennen dessen hohe Verdienste um Thron und Vaterland in keiner Weise, wir würdigen den Unterschied in der Zusammensetzung von damals und jetzt, aber ein entschiedeneres Hervortreten der Corporation als solcher, das Ablegen eines Zeugnisses für die eigene Recht- und Machtstellung, das wünschen wir in höherer und kenntlicherer Weise dem Lande vorgeführt. Die damalige Erste Kammer wußte sich so sehr von ihrer Stellung und von ihrem Recht auf Anerkennung der erworbenen Verdienste durchdrungen, daß sie sogar in ihren besten Mitgliedern der im conservativen Sinne eingeleiteten Umgestaltung entgegentrat. Auch das Herrenhaus hat sich nach dieser Richtung hin bereits bewährt, wir wünschen aber, daß in dem errungenen Siege auch je mehr und mehr die Pflicht erkannt werde, daß die Rechte der einzelnen Verbände und Personen erst ihre Geltung in derjenigen Stellung finden, welche das Herrenhaus ununterbrochen einzunehmen und zu bethätigen so berechtigt als verpflichtet ist.

Die Mitglieder der damaligen Ersten Kammer standen in dem Kampfe um die öffentlichen Zustände unseres Vaterlandes mitten darin und warteten nicht erst telegraphische Nachrichten ab, um sich an demselben zu betheiligen.

Anerkennen müssen wir, daß der damaligen Ersten Kammer diese Pflichterfüllung durch die öffentliche Verwaltung wesentlich erleichtert ward.

Wir wüßten uns nicht aus jener Zeit zu erinnern, daß es der Ersten

Kammer jemals an Berathungsgegenständen der wichtigsten Art gefehlt hätte, während jetzt dem Herrenhause dieselben in erster Linie nur ausnahmsweise zugehen.

Ein weiterer wesentlicher Unterschied zwischen jetzt und damals besteht darin, daß das Ministerium die Erste Kammer zu benutzen verstand, auf dieselbe gern hörte, ja bis zu einem gewissen Punkte sich gewissermaßen von ihr leiten ließ, ohne doch von derselben abhängig zu werden. Es ward von dem damaligen Ministerium nicht sowohl auf die Mehrheitsbeschlüsse der Ersten Kammer als auf die staatsmännischen Stimmen innerhalb derselben gehört.

Und hiermit kommen wir auf einen der interessantesten Rückblicke.

Das Ministerium des Grafen Brandenburg war nur mit großer Mühe und Noth gebildet worden, im Anfange nur aus 4 Personen. Die Schwierigkeit bestand darin, sich nicht über ein politisches Programm zu vereinigen, sondern eine Anzahl von Männern zu finden, die bereit waren, mit ihrem Leben für das Preußische Königthum einzutreten. Wer die spätere politische Entwickelung der einzelnen damaligen Minister verfolgt, wird sich unschwer überzeugen, daß ihre Ansichten schon im November 1848 ziemlich weit auseinander gegangen sein dürften. Das gemeinsame Band war aber damals des Königs Befehl und die Gefahr des Vaterlandes. Einzelne Versuche lehrten überdem, daß diese Gesichtspunkte nicht an allen den Stellen die entscheidenden waren, wo angefragt ward; mancher noch jetzt recht angesehene Staatsmann verweigerte den Eintritt. So kam es denn, daß, nachdem die ersten Stürme überstanden waren, die staatsmännischen Auffassungen der einzelnen Mitglieder ziemlich auseinander gingen. Die conservative Partei innerhalb des Ministeriums wußte an der Hand und mit der Hülfe der conservativen Partei der Ersten Kammer der öffentlichen Verwaltung denjenigen Charakter zu geben, dessen Programm einfach in dem Bruche mit der Revolution lag, ohne daß das Ministerium von der Ersten Kammer oder umgekehrt diese von jenem abhängig geworden wäre. Das Ministerium setzte unter Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit die Umgestaltung unserer Rechtspflege, sowie die Ablösungsgesetze des Jahres 1850 durch, die Erste Kammer verwarf das Ministerverantwortlichkeitsgesetz, sowie die Gemeinde-, Kreis- und Provinzialordnungen.

Wenn anderweit behauptet worden ist, jedes Ministerium bedürfe innerhalb der Landesvertretung einer Opposition, so restringiren wir den Satz dahin, daß hierunter eine conservative Opposition zu verstehen sei. Preußen hat schon öfter liberale Staatsmänner an der Spitze seiner Verwaltung gesehen, diese haben sich aber nur dann gehalten, wenn sie die conservativen Grundlagen, auf denen Preußen aufgebaut und groß geworden ist, anzuerkennen und zu würdigen verstanden, wie dies namentlich von den so gepriesenen Ministern Stein und Hardenberg und noch viel mehr von unserm großen Könige Friedrich II. gilt. Hätte die neue Aera, welche sich einem Abgeordnetenhause gegenüber befand, so willig und hingebend, daß die Parole entstand „nur nicht drängeln", es begriffen, daß sie sich an die conser-

vative Partei im Lande und an die wenigen Vertreter derselben im Abgeordnetenhause anzulehnen hatte, anstatt sich in die Arme der Democratie zu werfen, wir würden kaum das Ende jenes Ministeriums erlebt haben, unter welchem sich recht bewährte Arbeitskräfte befanden.

Preußen kann eine Verwaltung ohne Schonung seiner conservativen Interessen nicht vertragen und wenn die desfallsigen Elemente einem Ministerium fehlen sollten, so sind diese durch die Landesvertretung zu ergänzen.

Daß das Ministerium Brandenburg und die damalige erste Kammer in dieser Auffassung sich begegneten, ist ein Verdienst, welches beiden Theilen gleichmäßig zufällt. Es erklärt sich hieraus der große Erfolg, dessen die conservative Partei der ersten Kammer im Laufe der Zeit sich erfreuen durfte.

Die damalige Fraction Stahl zählte bei ihrer ersten Begründung im Jahre 1849 nur 13 Mitglieder und trotz manchen Verlustes, der schon in der ersten Zeit dieses kleine Häuflein heimsuchte, hatte sich, als das Herrenhaus die erste Kammer ablöste, die Fraction bis zu 24 Mitgliedern gehoben.

Um deshalb möge die Gegenwart jenen Männern ein dankbares Andenken bewahren, sie möge aber auch ihrem Beispiele folgen.

Die kleine Schaar der Conservativen im Abgeordnetenhause halte muthig aus; das Herrenhaus fühle die Pflicht, der ersten Kammer mindestens nicht nachzustehen, das Ministerium aber gebe dem Herrenhaus erhöhte Anregung und wolle in Erwägung ziehen, daß vor allen Dingen dem Lande die Freiheit bei den Wahlen der Abgeordneten Noth thut. — Konnte im Jahre 1849 aus Wahlen eine Corporation hervorgehen, welche so Tüchtiges leistete, als die erste Kammer, so wird derselbe Vorgang sich wiederholen, wenn dieselben Prämissen gesichert sind.

Julian und Celinde.

(Eine Novelle von Sigismund Wiese.)

XIII.

Celinde war niedergekniet und beichtete dem hinter dem Gitter befindlichen Priester. Ohne aufzublicken sprach sie glühend, ja stürmisch diese Worte: ich bin des Ungehorsams und Widerspruchs schuldig. Mein Vater bestimmte mir einen Gatten, dessen Hand anzunehmen ich weigern muß, denn ich kann einer allmächtigen Neigung in mir nicht gebieten, der Liebe zu einem Geweihten der Kirche. — Nun sahe sie auf; ein Laut freudigen Schrecks entfloh aus ihrer erathmenden Brust. Sie war sichtlich Willens aufzustehen und sich zu entfernen, allein sie vermocht' es nicht über sich.

Julian sagte und Thränen stürzten aus seinen Augen: das wird der Gnaden-Gott nicht wollen, daß ein blöder, unheiliger Wahn trennend zwischen uns trete. Celinde, über uns ruht Gottes Auge. Es ist nicht alles gut, was göttlich verehrt wird. Diese Stätte wird durch die Aussprache unseres Bundes nicht entweiht. Kannst du für diesen Augenblick zu meinen Höhen dich nicht erheben, so vertraue jetzt nur mir, mir. Bald sehe ich dich wieder.

Keines Wortes mächtig, ihn immer anblickend, faltete sie die Hände. Er fuhr fort: dir muß es sein wie mir, es muß; unsere Liebe ist kein Frevel, sie ist eine Liebe des Altars, und er ist uns ein guter Hirt.

Jesus, schluchzte sie auf. Weit weg floh der trübe Wahn, ich fühle nichts Sündiges. Leite du mich an, o du bist fromm und gut.

Was beten heißt, Dankesgluth, empfind' ich jetzt erst ganz, sagte der Jüngling. Eine lichte, schöne Zukunft erwartet uns.

Jetzt nahm er wahr, daß die Kirche leer werde und daß ergrimmte Mönche ihn beobachteten. Schnell sagte er: die Sonne neigt, Abends im Garten ohnfern der Brücke begegne ich dir.

Zustimmend stand Celinde auf; sie sprach mit einem Lächeln: Wie ist mir so leicht und gut geworden! Es ist, weil du so ruhig bist und so bestimmt.

Mit einem Zuruf eilte sie fort; er kniete hin und versank in Gebet.

Durch wenige, tiefe Eindrücke war Celinde aus einem jungfräulichen Kinde zum glühend liebenden Weibe geworden. Der kühle, klare Vorfrühling ihres Lebens war zaubergleich zum quillend schönen Sommer umgewandelt. Vordem in ihrer ideal kindlichen Physiognomie kaum eigen aufzufassen, gar nicht zu behalten, erschien sie jetzt beseelt und sprechend, eigenthümlich und bedeutend. — Die kräftige Mystik Julian's ertrug nicht lange die nur schwärmende, auflösende Seligkeit der Liebe. Er war sich wohl bewußt, daß eine dringende, unbefriedigte Sehnsucht ihn auf's höchste gespannt, ja überspannt: in solcher Seelenlage mußte die Erscheinung Celindens, die wie aus seiner eigenen Brust hervorgegangen, ihn so mächtig ergreifen. Er bewunderte Celinde. Daß sie dann seinem freilich seltsamen Wesen und Bezeigen so hingegeben frei und rein begegnete, beschwingte nur seine Liebe. Würdige Mädchen leben ja immer unter dem Einflusse von Umständen, äußerer und innerer, wie sie insbesondere den jungen Mönch beherrschten. Die gegenseitige Begegnung der Liebenden war nur naturvoll. Julian wußte vollkommen sicher und fest, wie er die äußern Verhältnisse zu behandeln habe; eine sittlich schöne Zukunft lag vor ihm. Er war aus dem Jünglinge zum Manne geworden.

XIV.

Der Abt Marcell wurde gleich nach der Predigt, der er nicht ohne Besorgnisse gefolgt war, in das Kloster abgerufen. Hier warteten seiner der Fürst und der Graf, die in der Absicht gekommen, den Julian zu sehen. Marcell führte die Gäste in das Refectorium, indessen Julian zögerte zu

kommen, obschon der Gottesdienst gänzlich beendigt war. Marcell wurde unruhig, ängstlich. Man beschloß, den Freund in der Kirche selbst aufzusuchen.

Der Fürst schritt bei dem Eintritt in das Heiligthum auf den Altar zu, kniete nieder und verrichtete ein Gebet. Er war ein guter, eifriger Katholik, und feierte zumeist in dem Sinne eines verdienstlichen Werks seine Andacht. Indem sprach Alfred zu Marcell: Herr Abt, auch ich danke Gott, hier wieder freier aufzuathmen, Ihr Kloster ist eine Katakombe, verglichen diesem schönen, mächtigen Tempel, Ihr Kloster ist ein Grab, verglichen dem wahren Tempel, den Erd' und Himmel bilden. Bei Gott, erst auf dem Gange hierher, in dem Wiederhall eurer dämmernden Kreuzgewölbe, von unheimlich nachschleichenden Schatten gefolgt, begriff ich, daß von solchen Stätten aus die verrückten Frevel mannigfalt, der brillante Aberwitz und die profunde Grübelei ihren Ursprung nehmen mußte. Fragen wie diese: ist die Hostie gnadespendend, wenn eine Maus davon gefressen, oder, wie viele Engel können auf einer Nadelspitze tanzen, Vorstellungen eines Fegefeuers, einer Hölle, Lehren von des Papstes und des Priesters Gottheit, Bluttheologie, Flagellationen, absurde Philosopheme, finstre, widernatürliche Thaten — alles dieß konnte nur aus dergleichen Todtenhallen hervorgehen.

Fürst Liewen war wieder zu ihnen getreten, er sprach zu Marcell: heiliger Vater, ist jener betende Klosterbruder etwa Julian?

Er ist es, sagte Marcell. Ich will ihn aufmerksam machen. — Er trat zu Julian und berührte dessen Haupt. Julian stand auf und bot ihm völlig gefaßt die Hand dar.

Mein Freund, sagte Marcell weich, der Fürst Liewen und dein Bruder sind hier, dich zu besuchen. — Diese!? sagte Julian stutzend. — Mit Nachdruck sagte Marcell: empfange sie besonnen. — Zweifle nicht, sprach Julian sich zusammennehmend, und sie traten zu den Fremden.

Alfred hatte inzwischen seine Rede wider die Mönche fortgesetzt; er sahe Julian nicht sogleich, der mit dem Fürsten sich begrüßte. Den Anachoreten zugewandt sprach er: euer einsames, weltloses Wesen und Handthiren ist in mancher Rücksicht lobenswerth, denn fern vom Ziel ist gut für den Schuß. Ihr wollt nicht aus dem Schooß der Mutter heraus, ihr haltet's mit der Einheitsmacht. Himmelweiche Dotter scheuet ihr die Verkalkung; noch mangelt das Arcanum, die Rinde, die das Leben an dem Herzen absetzt, zu zersprengen. Dieß Bild, fühl' ich, ist so glücklich nicht wie sein Gedanke. Ich lob' euch, daß ihr wahrhaftig noch in der Mutter liegt und mit dem Nabel saugt, draußen geht's bös zu, die Welt ist schlimm und nicht zu versöhnen. — Bei einer Wendung sahe er seinen Bruder, lebenvoll begrüßte er ihn. — Himmel, sprach er, Julian, du siehst prächtig und schön! Einer Ceder Libanons, einer jungen Eiche Basans, einem Hirsch des Gebirgs vergleich' ich dich. Wie mocht' es geschehen, daß solch ein Gewächs in dem stehenden Sumpf und giftigen Nebel heurigen Ortes gedeihe, grüne und blühe!

Sei gegrüßt, sagte lächelnd Julian; zwar herzlich, doch zurückhaltend fuhr er fort: du bist willkommen. Was bringst du mir?

Vorerst mich, entgegnete Alfred mit Wärme; alsdann einen Gruß von unsrer kleinen, nachgeborenen Engelsschwester Emma.

Julian preßte die Hand des Bruders und sprach: wie ergeht es dem ernsten, lieblichen, höchstgeliebten Kinde?

Sie wohnt mit mir, sagte Alfred, sie erwächst zum Wundern hold. Mir und meinem Hause ist sie ein Segen, dir fragt sie immer nach. — Sonderbar erweicht sprang er ab: himmelschreiende Ungerechtigkeit, daß du Mönch werden mußtest! Wärst du nicht tonsurirt, ich theilte heut die Güter mit dir. Documente, Verlassenschaft, Papiere unseres guten Vaters wird mein Secretair aushändigen. Indessen seh' ich erstaunt und nicht ohne Neid, daß du im Umgange mit deinem wehmuthsvollen, heilig träumenden Herrn und Meister dich sehr wohl befindest, von deinem Antlitz strahlt Friede, Freiheit, Lieb' und Geist. Mich, ich bekenn' es, läßt der lebensfrische Gott dieser Welt, Zeus Olympios, nicht selten im Stich. Mir genügt sie oft nicht, diese griechische Poesie, die immerhin doch mehr äußere Harmonie, die leider auf der Darangabe der sehr berechtigten Tiefe der Subjectivität beruht. Kurz, Natur und Kunst halten mich auf die Dauer nicht, ich verlange nach einer andern Welt wie ihr. Lehre mich dein Geheimniß, mein Freund, du findest in mir einen hinlänglich geweckten Schüler.

Du weißt ja selbst, sagte Julian, das lehrt sich so nicht; doch die Antwort des Apostels auf eine ähnliche Frage kennst du wohl.

Der Glaube freilich, rief Alfred aus, dieser Glaube, der einer einstigen, gänzlichen Befriedigung gewiß ist, die Liebe, die ihr mit Grunde als das Band der Vollkommenheit rühmt, diese Charismen entbehren in einer Welt voll Streit, Trug und Tod die rechte Stätte. Die immerdar abstracte Freiheit will uns nicht zum Segen ausschlagen, und doch hindert sie, daß wir glaubten. Im Grunde sind wir Menschen arge Schelme, die den Heiligen zwar im Munde, sich selber aber im Herzen führen. Woher bei solchem Geschick den Glauben nehmen und — die Liebe; nur das Erbarmen oder die Dummheit kann lieben. Mein guter Julian, gieb mir das Gemüth eines Gottes oder den Blödsinn des Thiers, wenn anders, dann verlange nicht so Herbes von mir.

Julian erwiderte ernst: der Glaube ist nicht Jedermanns Ding, sprach eben der Apostel; die Himmelsgabe wird nur dem sich Entäußernden, dem kindlich Betenden.

Dem Betenden, betonte Alfred groß sich umschauend; zu beten hält allerdings schwer, es ist wohl gar unmöglich in diesen hergebrachten Formen der Andacht. Sieh diese Säulen an, die Bildnisse, Meßgewänder, Oblata, Fumationen, Kniebeugungen, Sänge und Geräthe — willst du in solcher uns allen innerst wildfremden Manier, die einer kindischen oder hirntollen Zeit angehörte, den Besitzstand des Wesens behaupten? Seid doch wach, Menschen, ich bitt' euch.

Sie sind Protestant, sagte Fürst Liewen erschreckt. — Bei Leibe nicht, fuhr Alfred in seiner Weise fort. Nein, Durchlaucht, gut katholisch, erzkatholisch bin ich. Die sogenannt lichtvolle Secte, der theologische Prote-

stantismus ist eben recht geeignet, in seiner übersinnlichen, rationalen Nüchternheit dem Rest von bestimmtem, höherem Lebensgefühl den Gnadenstoß zu geben. Die Protestanten haben die Kirche zum Tempel der Vernunft hinausgeworfen und consequent fortprotestirend müssen sie den Herrn dieser Kirche auch beseitigen. Ihre Behausung wird durch den eisgrauen Verstand zum Eispalast, ihnen bleibt nur die Moral, nicht jene heilige Moral, die wundervolle Tochter an der Hand der süßen Mutter Religion, sondern die frech selbstständige, philosophische Moral, das verschrumpfte, alte, gesetzkundige Weib, das von den Kanzeln und Cathedern schilt und keift Worte, Worte, Worte. Beim Himmel, ich finde in beiden Kirchen meine Stelle kaum, ich bin zum Einsiedler geworden, Julian, wann war ein Anachoret des innigen Gebetes fähig?! So muß unser einem zuletzt das specifische Christenthum zur Mythe werden; das oberflächliche aber, das die Millionen bekennen, verdient diesen Namen gar nicht.

Julian, dem diese Weise, auf welche der verzweifelnde Alfred sich zu äußern gefiel, fern stand und mißliebig war, antwortete nicht mehr. Der Graf fuhr ungehindert, bequem fort: Ihr habt eine Andacht gehalten, du hast gepredigt — gesetzt, ihr stürmtet in den platten Gemüthern einige Religion auf, was ist die nächste Folge davon gewesen? Diese Gemüther besannen sich flugs eines Schlechtern, schaut nur zu, sie sind bereits in die gewohnte Niedrigkeit zurückgesunken. Ist das nicht schändlich? Doch was kümmert's euch, daß der Gott umsonst unter euren Händen geblutet; ihr dient nach wie vor der einmal hergekommenen, unfruchtbaren Idee, ihr celebrirt eure Messe und habt mit der Carricatur des Heiligen ein gutes Werk gethan. Hei, Gedankenlosigkeit! Aber die Welt geht im Cirkel und über ihre Erbärmlichkeit nicht hinaus. Was ist und kommen wird, war schon da gewesen. Immer das alte Lied. Staub auf Staub und Staub zu Staube, das ist der Mensch. Es ist zum Verzweifeln. — Durchlaucht, wollen wir zur Tafel? Wenigstens dieser Hunger und was dem anartet wird gestillt. Natur ist eine liebreiche Mutter und theilt gern aus; wäre nur das, was sie hat und giebt, der Qualität nach nicht so nichtig. Der Himmel, der besitzende, ist ein strenger Vater, der seine freilich wohl sehr entarteten Kinder zur Strafe schmachten und darben läßt unerhört. O gehen wir doch.

Fürst Liewen lud auch Julian zu Tisch, aber Julian nahm einen Vorwand und schlug die Einladung aus. Die Brüder schieden nicht unfreundlich. Die Gäste entfernten sich. Der Abt und die Mönche blieben höchst unwillig zurück; Marcell tadelte laut und bitter die ausgelassenen Reden Alfreds.

Es war viel Wahres in seinen Worten, sprach Julian bestimmt und nicht ohne Bewegung.

Die Mönche traten mit der Geberde des Schrecks und Abscheus zurück.

Julian fuhr fort: Wer in der Religion ein ursprüngliches, freies und ungeschichtliches Herz sich bewahrt hat, muß schmerzlich einsehen, daß der

Mangel an positiv religiösem Stoff in der Jetztzeit hauptsächlich der unzulänglichen Gestalt unserer Kirchen zuzuschreiben ist.

Die Mönche zürnten auf, Marcell entfernte dieselben. Er kehrte schnell von der Pforte zurück und ergriff Julians Hand. Unseliger, rief er, in welche Unbesonnenheit reißt dich diese Leidenschaft dahin! Du warst im Begriff, vor den Priestern wider das Priesterthum der Gottheit zu eifern — in diesem Falle konntest du der härtesten Kirchenstrafe nicht entgehen. Was thust du?!

Mein verehrter Freund, sprach Julian gelassen, nicht um einer Leidenschaft willen, vielmehr aus Wahrheitsgefühl habe ich meiner Unzufriedenheit mit dem Stande unserer Dinge nicht hehl. Ich erinnere mich genau unseres gestrigen Gesprächs und auch du erinnere dich desselben. Ich hasse das Mönchsthum, weil es der Natur zuwiderläuft; ich finde keine Befriedigung in den Kirchen, weil ihre Culte, wie ich aus Erfahrung weiß, zu gesetzlich sind, zu wenig frei und religiös. Ein vom Christenthum wahr und tief durchdrungenes Gemüth kann heute nur in der geglaubten, unsichtbaren Gemeinschaft gottinniger, dem Heiland hingegebener Seelen seine Kirche finden. In dieser ecclesia pressa mag solch ein priesterlicher Mensch durch die Macht des Beispiels wirken und werben für die Wahrheit, die das Leben ist. Ich bin nicht mehr Mönch, auch nicht Katholik in deinem Sinn; wir müssen in dieser Beziehung ganz verschiedene Wege gehen. Andere Verhältnisse werden mich aufnehmen, aber Marcell, behalte du mir dein Herz, ich habe dich immer sehr geliebt.

Auf das schmerzlichste betroffen sahe ihn Marcell weh, doch scharf prüfend an und murmelte fragend: So bestimmt? So entschieden? Und — das klingt wie ein Abschied beinah?!

Nimm es dafür, sagte Julian mit Seele und Geist. Jetzt fühl' ich es erst, was ich dir alles schuldig geworden bin. Du hast dich immer meiner angenommen, sei's in der freien Welt des Gedankens oder in den hohen Stimmungen der Poesie und Religion. Wir wollten und durften alles nur in dem Lichte Christi schauen, dessen Geist uns auch ein Geist zum Leben geworden. Marcell — ein unaussprechliches Geheimniß dieser unser Verein in Christus. — Gedenk' ich ferner, wie du gegen die beschränkten, engherzig neidischen Mönche mich beschützt, wie du mit der Geduld und Liebe einer zärtlichen Mutter mich in meinem ungestümen Drange beschwichtigt oder gehütet, jederzeit nachsichtsvoll, treu und milde — o ich sollte immer sagen, habe Dank, habe Dank, aber ich danke dir mit meiner Liebe.

Recht, recht, unterbrach ihn Marcell nachdenklich, ohne Bitterkeit, sehr natürlich war der Verlauf dieser Apostasie. Du verlangtest nach Frauenliebe und dein Glaube verließ den Himmel; du sahest die Lust deiner Augen und das Irdische überwog; du wirst dies Weib berühren, dich mit ihr verbinden und die Welt hat obgesiegt. Was beklage ich den Verlust dieses Menschen, den ich nur in der Einbildung besessen! Du willst ein Sklav des Ohngefährs sein, sei es denn.

Wir verstehen uns nicht mehr, sagte Julian fremd abgewandt.

Marcell ergriff seine beiden Hände. Der Schmerz, daß er den Jüngling verliere, an den er sein ganzes Herz gehängt, die Angst, daß seinen Liebling die Unbesonnenheit in den Abgrund des Verderbens reiße, die Gewißheit, daß nur Heil sei auf dem Wege, den er ging, die Ueberzeugung, daß Julians Beginnen verbrecherisch sei — so vielfach auf's äußerste bewegt rief Marcell aus: Du ahnest nicht, in welcher Gefahr du schwebst. Wie böse Geister umlauern dich die mißtrauischen Mönche. Sie trachten, den Kirchenbann auf des Freisinnigen, Hochgestellten Haupt herabzuziehen, ja sie bewaffnen sich wider dich mit Gift und Dolch, wo du dich wirklich abtrünnig erfinden ließest. Fürst Liewen, bornirt katholisch, im hohen Grade ehrgeizig und habsüchtig, hat sein Kind an deinen Bruder verlobt. Du bist ein Priester und arm, du hast von ihm nichts zu hoffen, gesetzt auch, daß dir vom Papst Absolution würde. Auch wird dein stolzer Bruder vor deiner Werbung um ein so schönes Weib nicht zurücktreten. Nur eins dieser Hindernisse ist hinreichend, deine Freiheit, ja dein Leben zu gefährden. Keins deiner Begehren kann erfüllt werden. Aber das Gewissen sollst du bedenken, Julian, das Gewissen, deinen Eid. Gott faßte deine Hand an, als du den Coelibat beschwurst, Gott läßt seiner nicht spotten. Wenn du entsagtest und deinem Eide treu bliebst, siehe, nach kurzem Schmerze um den Verlust irdischen Glücks würdest du alsdann dich in ungestörtem, völligem Bunde mit deinem Herrn eines reinen, liebethätigen Daseins erfreuen, eines Daseins von geläuterter, höherer Seligkeit als du es zuvor gekannt. Beharrtest du jedoch bei deinem Eigensinn, und, lass' mich das Unwahrscheinlichste annehmen, erreichtest du den Besitz jenes Weibes, wie leicht könntest du der ungeheuren Gewalt des Kleinen und Gemeinen erliegen, wie leicht den Geist voll Ruhm und Erquickung, den Geist des Friedens und der Freiheit einbüßen. Bedenk' es! Ach und auch meiner sei eingedenk. Gieb nicht leichtsinnig einen treuen Menschen auf, du weißt nicht, wen du dafür eintauschest. Ueberschaue alles, erwäge, daß du durch einen kräftigen Entschluß diese dich jetzt verspinnenden Fäden zerreißen kannst, die ohne deinen Widerstand alsbald durch Leidenschaft und Umstände zu unzerstörbaren Seilen geworden dich und das Mädchen in ihre Knoten verschlingen und würgen können. Ich beschwöre Dich, folge mir, überlasse dich meiner Leitung. Es ist alles vorbereitet; du kannst schon morgen deinem verführerischen, schmerz- und angstvollen Geschick entrinnen. In dem nahen Franciscanerkloster ist dir eine Stelle bereitet. Dort magst du unter dem Schutze himmlischen Erbarmens der verbrecherischen Leidenschaft Herr werden, dann aber zurückkehren zu deinem Freunde, der dich so innig liebt. Folge mir, Julian, bleibe rein, bleibe mein.

Julian antwortete erschütternd ernst: wenn du die Macht und Tiefe der Liebe kenntest, du schaudertest vor deinem Beginnen, mich mit mir so tödtlich entzweien zu wollen. Allein es ist alles vorbedacht; alle deine Einwürfe habe ich in mir schon beantwortet und sie widerlegt. Was ist zu sagen? Mein Wesen und Leben ist vor dir aufgedeckt. Wenn du nicht mit menschlich reinem, umfassend klaren Blick mich fassest und würdigst, so helfen Worte nichts. Auf diese Verbindung zieht mein innerstes Herz hin. Wird

durch die blinde Verkettung von Umständen mir dieser Wunsch versagt, dann wird es besser sein, zu erliegen, als nur überschwenglich gesühnt in einem halben, rein geistigen, hohlen Dasein die Tage zu verderben, die uns zum ewigen Leben gerechnet sind.

Marcell hatte die Hände des Freundes los gegeben, jetzt kehrte er sich von ihm ab.

Ich verstehe dich, sagte Julian ruhig, aber mit aufzitternder Lippe, du giebst mich hin.

Marcell schwieg mit einer abwehrenden Bewegung. Julian rief bewegt aus: Sei Gott mit dir, mein Liebster, vielleicht erkennst du mich dereinst. — Er verließ die Kirche.

Abtrünniger, sagte der Abt bitter vor sich hin. Doch Keiner erhält sich auf den Höhen des Lebens. Sei das die letzte Täuschung. Gott allein ist treu.

Er ging vertieft ohne die bestimmte Absicht auf das Empor der Kirche. Vor der Orgel blieb er stehen und sahe sie mit aufleuchtender Freude an.

Auch du bleibst mir, sagte er. Ich bin nicht verlassen und allein.

Musik und Andacht verklärten sein Leid.

Heinrich Lysius.

Ein Flensburger in Ostpreußen.

(Schluß.)

Unser Lysius reiste also im November 1702 von Berlin nach Königsberg ab, wo er den 25. November ankam. Daselbst hatte ein redlicher und gewissenhafter Oberaufseher des königlichen Holzmarktes den sehr ansehnlichen Ueberschuß des Holzes dem Könige nach seiner Wichtigkeit angezeigt, und sich unter gehöriger Verbesserung seines Gehaltes einen Theil des Ueberschusses zur Anlegung gewisser Schulen ausgebeten. Er hatte nämlich zuerst für seine Kinder einen Kandidaten von Halle kommen lassen, und da dessen Unterricht so beliebt ward, verschrieb er noch einen und den andern, bis es mit der deutschen oder Armenschule fünf bis sechs Klassen wurden. Diese Anstalt ward von den Stadtschulen sehr angefeindet und allerhand Irrthümer, besonders des übel verstandenen Pietismus beschuldigt. Es wurden daher durch hohe Kommissarien weitläufige Untersuchungen angestellt, welche aber keine Irrthümer, sondern den glücklichsten Fortgang der Jugend in Sprachen und Wissenschaften bemerkten, worauf beschlossen ward, diese Schule unter dem Namen einer königlich privilegirten Schule beizubehalten, und einen Gottesgelehrten zu deren Aufseher zu verordnen. Man suchte

hierzu jemand außerhalb, aber es weigerte sich ein jeder nach Königsberg, wegen der seit der Reformation dort herrschenden Streitigkeiten, zu ziehen. Endlich nahm es unser Lysius auf viele von ihm bemerkte Spuren der göttlichen Vorsehung und Winke, dahin zu gehen, an. Er fand aber zu seiner großen Bestürzung die sogenannte königliche Schule in allerlei elenden Winkeln der Vorstadt zerstreut und jedermann gegen dieselbe und ihren Stifter aufs heftigste erbittert. Man sah ihn mit scheelen Augen an, erschwerte ihm, aller königlichen Bestallungen und hoher Vorschreiben ohnerachtet jeden Schritt, und suchte ihn besonders des Pietismus als einer Ketzerei verdächtig zu machen. Was für Sticheleien, Verhöhnungen, hämische Angriffe er hierüber gleich Anfangs bei seinen ersten Disputationen und Zusammenkünften mit den Professoren und Häuptern der Regierung ertragen müssen, wäre zu weitläufig zu erzählen. Er aber erklärte bei Gelegenheit herzhaft, er achte den ganzen Lärm vom Pietismus für ein Gespenst, das im Gehirn unruhiger Leute entsprungen sei, wodurch sie andere unsträfliche Leute verhaßt machen wollten.

Der Stifter der königlichen Schule bemerkte bald das Mißvergnügen unseres Lysius, besonders über die Gestalt der Schule, zu deren Direktor er ernannt worden, und die man nirgends sehen und finden konnte. Er redete deshalb sogleich von einem Hause, welches zur königl. Schule sollte erbaut werden, und von den Anstalten, die er schon dazu gemacht, indem er einiges Bauholz dazu erkauft habe, und eine königliche Ziegelscheune der Ziegel wegen zum Bau niedergerissen werden sollte. Zu seinem Glück hatte Lysius durch Verwaltung des Kirchenvorsteheramtes zu Flensburg Kenntniß vom Bauwesen und den dazu erforderlichen Kosten erlangt, daß er dieses mißrieth, weil man aus Mangel an Geld mit dem Gebäude wenig über die Erde würde gekommen sein. Nach vielen Vorschlägen, ein Haus zur Schule zu kaufen, ward, ohne daß er es inwendig besehen hatte, ein altes, weitläufiges, baufälliges Haus durch den Holzkämmerer für 18,000 preuß. Gulden gekauft, auf welchem der größte Theil des Kaufpreises stehen blieb. Diese Umstände bekümmerten ihn aber so sehr, daß er gern in sein Vaterland zurückgekehrt wäre. Er ließ nur das allernöthigste in dem Hause und in seiner eigenen Wohnung ausbessern. Bald ward er von verschiedenen Seiten aufgefordert, für die Kinder aus der königl. Schule, welche des Sonntags umherliefen, einen Gottesdienst, Predigt oder Katechisation im Hause zu halten. Er übernahm selbst freiwillig diese Arbeit, suchte hierzu gehörige Erlaubniß in Berlin und erhielt sie alsbald. Man fand aber dazu keinen andern Platz, als einen ehemaligen Holzstall, wohin man des Sonntags die Bänke aus der Schule trug und wo man nicht recht trocken sitzen konnte. So viel Unruhe es nun dem Doktor Lysius machte, daß er sich für die Bezahlung des Hauses, in welchem noch außerdem sechs tausend preuß. Gulden verbauet worden, verbürgt hatte, so wurden nun auch durch die Einrichtung einer Kirche und Gottesdienstes in der Schule Viele, die bisher noch derselben geneigt oder gleichgültig dagegen gewesen, besonders die obersten Vorsteher aller geistlichen Sachen, aufgebracht. Seine betrübten Um-

stände wurden unter der Hand auch seiner Frau nach Flensburg geschrieben, und da er verlangte, daß sie im Frühjahr mit erstem offenen Wasser zu ihm kommen sollte, kam sie nicht und schickte ihm von dem verlangten Hausrath nur das allerschlechteste, dessen er sich bei seinen Bekannten fast schämen mußte. Allein im Sommer empfand sie ein Verlangen, zu ihm zu reisen und langte im Juni mit zwei Töchtern und einem Sohne aus Flensburg an, wo sie denn über die Lage ihres Mannes erstaunte.

Er fing wider alles Vermuthen den 19. Juni 1703 in dem zur Kirche nothdürftig eingerichteten Saal den Gottesdienst an, ermahnte seine Zuhörer, die mit ihren Kindern aus Neugierde erschienen waren, nicht auf das Aeußere des schlechten Gebäudes zu sehen, rief ihnen zu: „Gewiß ist der Herr an diesem Ort, hier ist nichts anderes, denn Gottes Haus!" (Gen. 28, 16. 17.) und weihete also diese Kirche feierlich ein. Hierdurch kam die ganze Stadt in Bewegung, allein seine Feinde und Lästerer erweckten ihm nur mehrere Zuhörer. Man hörte hier nun öffentlich die reine evangelische Lehre predigen, was alle diejenigen widerlegte, welche vorgaben, daß in der Schule irrige Lehren vorgetragen würden. Dies gab zu dem Vorgeben Gelegenheit, welches man nicht nur von einfältigen, sondern selbst von gelehrten Leuten hörte, Lysius bezaubere die Menschen, und wenn er nur dazu kommen könne, Jemand die Hand zu geben, könne derselbe nicht von ihm ablassen, weshalb denn Viele, wenn sie ihn besuchten, sich sorgfältig hüteten, ihm die Hand zu reichen oder wenigstens den Handschuh abzuziehen.

Je mehr Lysius in seinen Predigten und Katechisationen Beifall fand, desto mehr suchte man den Gottesdienst in der königl. Schule zu zerstören, wenigstens ihm alle möglichen Hindernisse in den Weg zu legen. Die unschuldigsten Worte wurden ihm gemißdeutet, was er nur gesagt haben sollte und nicht gesagt hatte, ihm als eine große Ketzerei aufgebürdet. Selbst von denen, gegen welche er Vertrauen bezeugte, wurde dies gemißbraucht, bald auf die allerfeindseligste Weise gegen ihn gehandelt und mehrmals wurde er vor die Regierung gefordert. Man bemühte sich sogar, die Landstände dahin zu bringen, daß sie bei dem Landtage die Duldung einer so ketzerischen Schule und Kirche als eine Beschwerde vorbringen möchten, was aber kein Gehör fand.

Bei allen diesen Lästerungen, Verfolgungen und drückenden Leiden hatte er damals keinen Menschen in der ganzen Stadt, gegen den er sein Herz ausschütten und mit ihm etwas berathschlagen konnte. Vor seiner eigenen Frau suchte er seine Umstände zu verbergen. Der Stifter der Schule war äußerst niedergeschlagen, weil er nicht wußte, woher er Geld zur Erhaltung derselben nehmen sollte. Man wollte durch auswärtige Sammlungen von Liebesbeisteuern der Anstalt helfen, aber sie brachten nicht mehr ein, als die Reise des Einsammlers kostete. Oft sah sich Lysius genöthigt, dasjenige, was ihm von wohlthätigen Leuten, die seinen Zustand kannten, zugeschickt wurde, der Schule zu widmen. Bei dem ihn oft drückenden Mangel richteten ihn aber einige merkwürdige Spuren der Versehung auf, da ihm grade dasjenige, was in seiner Haushaltung mangelte, eben an demselben Tage, als er anfing Noth zu leiden, in's Haus gebracht ward.

Im April des Jahres 1705 starb der Stifter des Collegium Friedericianum, und nun stürmten auf ihn recht viele Unfälle auf einmal los. Seine Gönner in Berlin, welche die Oberaufsicht über alle geistlichen Sachen hatten, waren kürzlich gestorben. Niemand fürchtete in Preußen sich mehr, ihn zu verfolgen. In der Kasse der Schule war kaum so viel Bestand, die zuerst vorfallenden Ausgaben zu bestreiten und manche künftige Einnahme war schon vorweggenommen. Er sorgte zuerst für die Wittwe und Kinder des würdigen Stifters der Schule, verschaffte ihnen Versorgung und Gnadengehalt. Darauf meldete er dem durch die Regierung sich eindrängenden neuen Director der Schule, daß zehn tausend preuß. Gulden, die auf dem Hause ständen, aufgekündigt wären und er Rath schaffen möchte, solche zu zahlen. Allein dieser stand alsbald zurück und Dr. Lysius wußte durch seine Klugheit Mittel zu finden, zuerst die Zinsen ordentlich und auch nach und nach das Kapital abzutragen: wiewohl aus Feindseligkeit der Oberaufseher des Holzmarktes das aus demselben kommende Geld immer mehr verringerte und keine Klage darüber gehört ward.

Da er die Kirche etwas erweitern und mit einem Chor versehen wollte, und alles dazu mangelte, ward er auf eine bewundernswürdige Weise dazu durch die Vorsorge Gottes in den Stand gesetzt, so daß er den Anbau der Kirche mit der Erbauung des zweiten Tempels zu Jerusalem verglich, indem er mit der einen Hand den Bau regieren, mit der andern die Waffen zur Vertheidigung führen mußte. Da er einmal des Sonnabends Abends die Arbeiter auszahlen sollte und gar kein Geld dazu hatte, wendete er sich in seinem Cabinet zum Gebet und rief Gott an, daß er ihm dieses Geld verschaffen möchte. Und als er heraus kam, fand er Jemand, der auf ihn wartete, um ihm gerade so viel Geld, als er den Arbeitern geben sollte, auszuzahlen, wiewohl ihm dieses Geld nicht eigentlich geschenkt ward, sondern von Rechts wegen gebührte.

Er beschloß, bei so vielen Widersprüchen, Feindseligkeiten, Anklagen, Verfolgungen, Hintertreibung seiner besten Absichten, eine Reise nach Berlin zu machen und sich daselbst eine Commission auszubitten. Dort aber fand er durch Briefe selbst das Oberhaupt aller geistlichen Sachen so gegen sich ingenommen, daß er kaum Gehör erhielt. Aber bald darauf sah man seine Unschuld ein und schickte ihm alle auch noch von einzelnen Personen und ganzen Collegien einkommenden Klagen und Denunciationen Posttagsweise zu, über deren Menge und Bitterkeit der erleuchtete Minister scherzte und mit Dr. Lysius Mitleiden bezeugte.

Die Umstände des Collegium Friedericianum besserten sich, aus der Commission ward nichts, weil seine Widersacher es verbaten, und gestanden, daß sie ihre Anklagen nicht beweisen könnten und dazu verleitet wären.

Im Jahre 1709 brach die Pest in Preußen aus und im August selbst in Königsberg. Dies konnte zu einem Vorwand gebraucht werden, dem Doktor Lysius zu befehlen, im Collegium Friedericianum Schulunterricht und Predigten aufzuheben, wiewohl hier nicht mehr als in andern Schulen und Kirchen zu befürchten war. Er unterwarf sich aber diesem Befehl. Indem

die vornehmsten Personen sich aus Königsberg wegbegaben und noch fürchterlichere Anstalten als die Pest selbst zu deren Hemmung gemacht wurden, schickte er die meisten Schullehrer zu seinen Freunden auf's Land, die sie eine Zeitlang zu erhalten sich erboten hatten. Im Uebrigen nahm er Abrede, wie man sich untereinander bis auf den Letzten nicht verlassen wollte, ließ so viel Särge machen, als Leute im Hause waren, weil dieses, nebst andern fürchterlichen Nachrichten von andern Orten, die Leute auf's Aeußerste ängstigte, daß so viele Menschen ohne Särge und ordentliche Beerdigung geblieben. Da er aber nicht im Stande war, einen Vorrath von Lebensmitteln anzuschaffen, sorgte Gott so reichlich für ihn und die ganze Anstalt, daß sie diese Zeit über nicht blos wie andere selbst Begüterte sich mit den schlechtesten Lebensmitteln ernähren konnten, sondern einen reichen Ueberfluß an den besten Speisen und Wein hatten, von welchem sie noch lange nach der Pest zehren konnten. Er erkundigte sich bei einem gelehrten Arzt nach der Natur der Pestkrankheit, und da derselbe ganz richtig urtheilte, sie sei der höchste Grad eines bösartigen Faulfiebers, machte er mit dem unter den Halleschen Arzneien befindlichen Elyxir Polychrest verschiedene Versuche, welche so glücklich ausfielen, daß in einem Dorfe zweiundfünfzig Personen und selbst der Gutsherr mit seiner Familie dadurch von dieser schrecklichen Krankheit hergestellt wurden; ja er versichert, daß kein Einziger gestorben, der diese Arznei ordentlich gebraucht habe. Zur nöthigen Vorsorge ließ er Jedermann im Collegium alle Morgen eine mäßige Dosis von diesem Elixir einnehmen. Hierbei mußte durch göttliche Fügung ihm dies zu Hülfe kommen, daß er eben für einige Hundert Thaler von der Halleschen Medicin im Hause hatte, welche das Waisenhaus zwei nach Rußland bestimmten Candidaten, die sich aber wegen der Pest in Königsberg lange aufhalten mußten, mitgegeben hatte. Er schrieb sogleich nach Halle und erhielt die Einwilligung, diese Arzneien in Königsberg zu verbrauchen. Ein Student, der zu dem Tischler nach den übrigen Särgen zu fragen geschickt war, fand daselbst drei Leichen und den Tischler nur noch wankend auf den Füßen stehen; dieser ward einige Tage nachher heftig krank, aber doch durch dies Elixir und etwas Bozoarpulver hergestellt. Ein andermal fuhr Lysius mit seiner Familie zur nöthigen Bewegung durch einige breite Straßen der Stadt spazieren. Vor einem gewissen Hause schlug einer Tochter ein sehr häßlicher Gestank entgegen, sie erbrach sich nachher sehr heftig und mit dem übelsten Geruch, aber durch den Gebrauch des Elixirs ward sie bald hergestellt.

Mit dem Jahre 1710 nahm die Pest in der Stadt mehr und mehr ab. Er ward hierauf, wiewohl nicht ohne großen Widerspruch, ordentlicher Professor der Theologie mit Gehalt, und er hatte nun vor äußern Verfolgungen Friede. Allein so lange gehäufter Verdruß und unzählige Unannehmlichkeiten, welche ihm seine Untergebenen und Viele, die Frömmigkeit vorgaben, aber unbehutsam und anstößig lebten, erregten, zogen ihm im Jahre 1712 eine heftige Krankheit zu, in welcher durch einen Schlagfluß seine linke Seite gelähmt ward. Indessen erholte er sich doch langsam wieder, wiewohl er niemals seine vorige Munterkeit ganz wieder erhielt. Im Jahre 1715 wurde

er auf Empfehlung hoher Gönner von Berlin aus zum Hofprediger bestellt. Im Jahre 1717 rückte er in den akademischen Senat und ward Consistorialrath.

Da der König von Preußen um diese Zeit nach Königsberg kam und den Dr. Lysius mit seiner gewöhnlichen, doch bedachtsamen Freimüthigkeit predigen hörte, faßte er das Zutrauen zu ihm, ihm den Auftrag zu geben, in dem durch die Pest verheerten und in Kirchen- und Schulsachen sehr wüst aussehenden Litthauen in jeglichem Dorf eine Schule anzulegen, wozu in jedem Dorfe eine freie wüste Hufe bewilligt werden sollte. Man kann sich den Zustand der Unwissenheit und des verfallenen Christenthums hier nicht traurig genug vorstellen. Er fand betagte Prediger, die nie eine Bibel gehabt, kaum eine gesehen hatten. Er fand den gröbsten Aberglauben und heidnische Greuel von Wahrsagereien und Hexereien. Er machte nach diesem Auftrage einen Entwurf zu dem Commissoriale, worin er, um dem Neide vorzubeugen, denjenigen, welche mehr Recht zu diesem Geschäfte zu haben glaubten, zeigte, wie wenig er ihre Rechte und Ehre zu schmälern suche. Seine erste Sorge ging dahin, den Katechismus nebst den Sonntagsevangelien und Episteln in die litthauische Sprache übersetzen zu lassen; denn obwohl verschiedene Uebersetzungen vorhanden waren, so stimmten sie doch gar nicht mit einander überein, und selbst über die Grundsätze dieser Sprache waren diejenigen, die sie kannten, nicht einig. Er theilte den Katechismus in 26 Theile, welche in den 26 Winterwochen den Kindern fertig beigebracht werden, in den 26 Sommerwochen aber von den Predigern vor der Predigt auf katechetische Art erklärt werden sollten. Diese Ordnung sollte in allen Kirchen einerlei sein. Ein Jahr sollte über die Evangelien, das andere über den Katechismus gepredigt werden. Auch für die Schulhalter setzte er Fragen auf, die ihnen den Unterricht der Jugend erleichterten.

Seinen Entwurf wegen des Schul- und Kirchenunterrichts der Jugend schickte er den Inspectoren der Kirchen zu, um mit ihren Predigern davon zu sprechen, ob sie etwas daran zu verbessern wüßten. Man mußte aber alles billigen. Zur Erleichterung des Unterrichts dachte er darauf, durch Hülfe der litthauischen Kammer es dahin zu bringen, daß alle jungen Leute daselbst deutsch verstehen und reden lernen sollten.

Nach einiger Zeit gerieth er in Streitigkeiten über vorgegebene Teufelsbesessungen, da eines Theils ein Domherr aus Frauenburg, welcher zu Königsberg predigte, sich der Gabe, Besessene zu heilen, rühmte und dies als ein Kennzeichen der wahren Kirche angab; andern Theils sich auch eine angeblich Besessene, die zu unserer Kirche gehörte, in Königsberg einfand, welcher er mit so viel Verstand, Ueberlegung und zuletzt nöthigem Ernst begegnete, daß sie sich zum Zeichen des gespielten Betruges heimlich aus dem Staube machte. Endlich rückte er in die Stelle des ersten Professors der Theologie, und wiewohl es ihn schmerzte, daß in die bisher damit verbundene erste Hofpredigerstelle, in welche er ebenfalls hinaufzurücken hoffte, ein anderer eingeschoben ward, so ließ er sich doch auch die dadurch erhaltene Ruhe gefallen, da er bisher für seinen kranken Collegen unentgeltlich alle

Arbeiten übernommen hatte, und wendete sie zu fleißigerem Lesen und Studiren an. Er erhielt bald darauf einen Ruf an die Löbenicht'sche Pfarrkirche, wiewohl ihn auch daselbst der Neid auf das heftigste verfolgte. Er ertrug ihn aber mit christlicher Geduld und Sanftmuth, und sah oft mit anbetender Bewunderung der Wege Gottes, wie wunderbar seinen Feinden, für welche er unaufhörlich betete und ihnen alles Gute wünschte, durch Andere vergolten wurde, wodurch sie ihn gekränkt hatten. Er erlebte die glückliche Versorgung seiner mehrsten Kinder und besonders die Bestellung eines würdigen Sohnes zum Professor der Theologie zu Königsberg.

Was seinen Charakter betraf, so war er von Natur eifrig und setzte daher bei den größten Schwierigkeiten angefangene nützliche Sachen durch. In den meisten Fällen gebrauchte Lysius neben seiner Hitze viele feine Klugheit, welche seinen scharfen durchdringenden Geist anzeigte. Er wußte mit den Vornehmsten wie mit den Geringen nach ihrem Stande umzugehen, die schlauesten oft in ihrer List zu fangen, seinen Widersachern ihre Schwächen aufzudecken, die Gelegenheiten sorgfältig wahrzunehmen, die Schwachen zu tragen. Ihm waren die von vielen für etwas neues in unsern Tagen ausgegebenen Kunstgriffe bei der Erziehung und dem Unterricht der Jugend nicht unbekannt. Er gebrauchte sie selbst, und wußte sie auch in seinen Schulanstalten einzuführen. Eine ungeheuchelte Frömmigkeit, und ein festes Vertrauen auf Gott belebten ihn, und betete er in den bedrängtesten Umständen zu Gott, so zweifelte er auch nicht mehr an dem glücklichen Ausgang. Er erfuhr dabei oft sehr merkwürdige Erhörungen seines Gebets. Er war, so lange es seine Kräfte zuließen, unermüdet im Arbeiten, da er neben seinen akademischen Vorlesungen oft den ganzen Sonntag im Collegium Fridericianum mit Katechisiren und Predigen zubrachte, daß er auch gestehet, am Abend oft so ermüdet gewesen zu sein, daß er es nicht beschreiben könne. Es ist kein Zweifel, daß er nicht nur durch Bildung guter Christen, sondern auch rechtschaffener Lehrer die wahre Erkenntniß und Gottseligkeit ausgebreitet, der Kirche Christi nützlich gewesen.

Warschau's Sonne im Untergange.

(Aus den Papieren eines Reisenden, am Schluß des achtzehnten Jahrhunderts).

(Fortsetzung.) Warschau 1794.

Das Schauspiel füllt bei der großen Welt wöchentlich einige Stunden aus. Ich sage: wöchentlich, weil es, wegen des Gedränges anderer Vergnügungen, nicht täglich von ihr besucht werden kann. Als Sammelplatz der

Societät wird es benutzt, wie anderwärts: zum Sehen, zum Gesehenwerden und zu Bestellungen von der jungen und mitteljährigen Welt, zum wirklichen Zeitvertreib und Genuß, und nebenher zum Beobachten und Beurtheilen, von der alten. Jene sieht es fast nur als die Gelegenheit an, ihre und ihrer Modenhändlerinnen Kunst in Erhöhung und Verbesserung der Natur, zu zeigen, und als einen Standpunkt, der durch Nähe oder Entfernung, durch Höhe oder Tiefe, durch Licht oder Dunkel, sehr geschickt wird, zu blenden oder zu rühren, Sehnsucht oder Neugier zu erwecken, und dem Auge zu versprechen, oder wirklich zu gewähren.

In der That man konnte, wenn im Winter 1792 bei feierlichen Gelegenheiten, politisch bedeutende Schauspiele gegeben wurden, nichts reizvolleres sehen, als die erste und zweite Reihe der Logen im Theater. Es geschah dem Könige und seinen Freunden zu gefallen, wenn man recht zahlreich erschien; dem Tage zu gefallen, wenn man recht prächtig, und seinen Reizen und seinen Liebhabern zu gefallen, wenn man recht geschmackvoll und verführerisch erschien. Ich spreche, wie man sieht, von den Weibern; von Weibern, die an sich zu den schönsten, üppigsten und geschmackvollsten in der Welt gehören, und die, an solchen Abenden, von tausend Wachskerzen angeflammt, dreifach blendeten und bezauberten. Die Geschäftigkeit der Männer, die in ihrem glänzendsten Anzuge, in silberstarrenden Kurtken, oder mit goldschweren Päffen, oder mit brillantenen Degengefäßen und Schnallen, mehr wie betäubt und trunken, als frei und heiter, von Loge zu Loge trippelten und sich tiefer bückten und noch lauter und wortreicher waren, als sonst: diese Erscheinung zeigte, daß die Feen in den Logen mit ihrem Einfluß auf das Parterre zufrieden sein konnten und daß ihr Zweck erreicht war, wenn sie sich, und nicht das Schauspiel und die Schauspieler, zur Hauptsache in dem von Menschen starrenden Hause machen wollten. Kam dann eine politisch-anwendbare Stelle im Stücke vor, und eine dieser Zauberinnen streckte ein paar runde Hände über den Rand der Loge heraus und schlug sie sanftpatschend zusammen: so war die patriotische Trunkenheit, die durch jene — Stelle erweckt wurde, vollends allgemein und stürmend, und tausend Hände fuhren wild und hohl zusammen, während eben so viele Stimmen „bravo“ und „fora“ mehr brüllten, als riefen. Es gab ein Geräusch, das sich nur derjenige denken kann, der die ältern Franzosen eine schmeichelhafte Stelle für ihren König, und die neuern die erste republikanische Tirade hat berasen hören.

Die vornehmen Polen und Polinnen haben selbst eine treffliche Anlage zur Schauspielkunst, die sie von jeher auf gesellschaftlichen Bühnen mit Glück zeigten und ausbildeten. Doch waren letztere ehedem mehr Mode, als jetzt, und man fand in vielen Palästen in Warschau kleine, gut eingerichtete Theater, auf welchen theils freundschaftliche Cirkel, theils Familien unter einander Schauspiele und Operetten, meist französische, gaben. Während meines ersten Aufenthalts in Warschau, sah ich nur eine Vorstellung dieser Art bei dem Grafen Thomatis. Die Schauspieler und Schauspielerinnen waren in Allen Stücken schon der Neid und das Muster der feinen Welt,

und wurden es auch in diesem. — Was man an Leichtigkeit, Anstand und Feinheit in der Darstellung, an Geschmack in der Kleidung, und an Reinheit und Richtigkeit in der Aussprache nur fordern kann, leistete diese elegante kleine Gesellschaft. Es war eines von den niedlichen Stücken des Favart, das man gab, dessen Titel mir aber entfallen ist. Die Bühne selbst war sehr geschmackvoll verziert und vortrefflich bedient, und des Grafen werth, der mehrere Jahre hindurch Unternehmer des hiesigen Schauspiels war, eh' er zu seiner gegenwärtigen Lage, die er großentheils der Gutmüthigkeit des Königs zu danken hat, hinauf stieg.

Das Spiel ist der hiesigen feinen Welt so sehr Bedürfniß, als irgend einer andern, und vielleicht hängt man nirgendwo demselben mit so viel Begierde, Leichtsinn und Verschwendung nach; und es ist eine Ursach mehr von den zerrütteten Vermögensumständen vieler großen Häuser. Außer den überall gewöhnlichen Gesellschaftsspielen, sind alle nur bekannten Zufallsspiele hier gäng' und gebe. Jene werden mit ungewöhnlichen Einsätzen getrieben und diese, besonders wenn der Wein dazu kömmt, mit wahrer Wildheit. — In gemischten Gesellschaften bilden sich oft kleinere Cirkel von Frauenzimmern und Kindern, die ein Pharao zur Seele ihrer Unterhaltung machen; und es nichts ungewöhnliches, daß selbst unter diesen Dutzende von Dukaten verloren werden. Oft macht die Frau vom Hause Bank für ihre Gesellschaft, oft einer von den Gästen, oft mehrere, und das fällt hier nicht als unanständig auf. Daß solche Bänke ganz eigentlich dazu bestimmt wären, die Gäste, und besonders die Unerfahrenen oder Fremden unter ihnen zu plündern, was ehedem oft in manchem stattlichen Hause zu Paris geschah, dies habe ich nie bemerkt, auch nie etwas davon gehört; daß aber, wenn auch alles richtig zugeht, Alt und Jung sich dadurch zu Grunde richten kann, versteht sich von selbst.

Zu Anfang des Jahres 1792 erschien ein junger Edelmann, von einem stillen und bescheidenen Wesen, in Warschau. Er kam täglich in den weißen Adler zu Tische und fiel mir dort wegen eben dieses, einem jungen Polen ungewöhnlichen, sanften Wesens auf. — In den ersten Tagen trug er sich polnisch; die Farbe seines Kleides war unscheinbar; sein Paß nicht prächtig; sein Säbel nach älterer Sitte, klein und schwarz. Er mischte sich wenig in die Unterhaltung und forderte was er brauchte, von den Kredenzern (so nennt man hier die Kellner) ohne Geräusch und erwartete es ohne Ungeduld. Auch kaum er jedesmal zu Fuße. Ich erfuhr, sein Vater, der sehr reich sein sollte, habe ihn nach Warschau geschickt, daß er mit der Welt bekannt werden möchte. Gewöhnlich hatte er einen andern jungen Mann, einen Offizier von der Artillerie, der jedoch einige Jahre älter war, bei sich. Ich fand beide häufig im Reichstagssaale, wo sie sehr aufmerksam waren und in einigen öffentlichen Gesellschaften wieder, wo sie wenig Bekanntschaft zu haben schienen und sich immer in einiger Entfernung hielten.

An derselben Wirthstafel aßen drei andere junge Polen, welche die Munterkeit und der Muthwille selbst waren, viel Bekanntschaft unter den jüngeren Reichsboten hatten, und in den Gesellschaften mit der vertrautesten

Miene bei den Weibern herumschwärmten. Diese näherten sich allmählig dem jungen Mann, und er selbst schloß sich mit jedem Tage mehr an sie; aber sein Begleiter blieb seinem vorigen Benehmen gegen sie treu, behandelte sie zurückhaltend und kalt, und nahm selten an ihren Gesprächen Theil.

Auf einmal erschien, an einem Sonntage, der junge Mann, vom Kopfe bis zu den Füßen neu gekleidet, zwar noch in der Nationaltracht, aber nach dem neuesten Schnitte und von der neuesten Farbe. Ein kostbarer Paß um den Leib, ein schöner Säbel mit brillantirtem, stählernem Heft an der Seite, und ein paar rothe Stiefeln vom feinsten Saffian machten den Anzug vollständig. Seine drei neuen Freunde hatten ihn seit einigen Tagen über sein altpolnisches Wesen, wie sie es nannten, geneckt; heute, wo er ohne Zweifel auf ihre Winke hin sehr neumodisch erschien, fragten sie ihn, wie er es denn so geschickt gemacht habe, seine neuen Stiefeln von rothem Saffian und sein neues Kleid nicht zu beflecken, da er doch zu Fuße gekommen sei? Wo Telemach seinen Mentor gelassen habe? Wie sich seine Lehrmeister befänden? Ob er auch seine Ausgaben hübsch eingeschrieben habe? Anstatt zu lachen, schämte er sich und ward böse. Einer seiner neuen Freunde bot ihm für seine Rückkehr nach Hause seinen Wagen an, und er fügte sich diesem Anerbieten mit Freuden. Gegen Abend traf ich ihn bei der Schwester des Königs. Sein sonstiger Begleiter war nicht bei ihm, aber wohl zwei seiner neuen Freunde, die ihn ihren Bekannten, jungen Reichsboten und Offizieren von der Nationalkavallerie und einigen berüchtigten, schon etwas veralteten, Koketten fleißig vorstellten.

Einige Tage hindurch kam er nicht zu Tische und zwei seiner neuen Freunde auch nicht. Von dem dritten vernahmen wir beiläufig, daß er bei Dangel einen schönen Wagen, und von einem Starosten ein paar köstliche Pferde gekauft habe. Den andern Tag war ich noch auf meinem Zimmer, als ein neuer Wagen, die Pferde im stärksten Sprunge, über den Hof her stürmten. Ein stattlicher Kutscher in neuer Livree auf dem Bocke, ein eben so stattlicher Bedienter hinter dem Wagen, drei junge Leute darin. Unser „nouvellement debarqué“, abermals in einem neuen Anzuge, und zwei seiner neuen Freunde, sprangen heraus.

Der junge Mann war nicht mehr derselbe. Er hatte ein hochfahrendes, stürmisches Wesen angenommen, mißhandelte die Kredenzer, trank Burgunder aus einem Bierglase, sprach von großen Bekanntschaften, und als man ihm die Gesellschaft bei dem Marschall Mniczech vorschlug, um einen Theil des Abends dort hinzubringen, war seine erste Frage: Ya-t-il de jolies femmes? — Nach Tische setzte er sich ziemlich betrunken, mit seinen Freunden zum L'hombre. Dieselbe Nacht traf ich ihn auf der Redoute im Radziwil'schen Palast, wo er ein paar bekannten Mädchen die Kour machte. Nach Mitternacht stand er bei der Pharaobank und setzte muthig, ohne das Spiel zu verstehen.

Den Morgen des folgenden Tages rollte er in einem neuen Whisky, in der Mitte der beiden erwähnten Mädchen, über den Hof von Tlomazk,

und einer seiner neuen Freunde folgte ihn in einem andern, der auf gleiche Weise besetzt war. Der zweite und dritte sprengten zu Pferde hinterdrein.

Sein voriger Begleiter, der Artillerieoffizier, aß den Mittag an unserm Tische und von ihm erfuhren wir, daß sein Freund in Wola zu essen gebe, und daß er seinen neuen Wagen sammt den jungen Pferden gegen einen alten Whisky, sammt abgejagten Pferden, mit Nachschuß einer beträchtlichen Anzahl von Dukaten, vertauscht habe. Einem unserer Tischgenossen, einem verständigen Edelmann, sagte er mit allen Bewegungen des Unwillens, noch etwas ins Ohr.

Nach etlichen Tagen erschien der junge Mann abermals in einem neuen Wagen, mit andern Pferden und er erzählte selbst mit großem Wohlgefallen, daß er seinen Wisky an einem andern Wagen, der ihm im Sprunge begegnet, zusammen gefahren habe. Diesen Tag hatte er auch seine polnische Kleidung abgelegt und trug sich französisch. Er war dadurch in die Klasse der ganz neuen Polen getreten, hatte aber sein sonst nicht unvortheilhaftes Aeußere in eine unleidlich steife, gespannte Puppengestalt verwandelt. Kein einziges Kleidungsstück saß, wie es hätte sitzen sollen, vom Schuh bis zum Haarbeutel. Dieser hatte, seines kurzen Haares wegen, das er vorher als Pole gestutzt trug, dicht an den Kopf mehr geklebt, als gebunden werden müssen. Es versteht sich, daß man ihn auch mit Ringen, Tabacksdosen, Spitzen und mit einem brillantirten Stutzerdegen versorgt hatte, um die Karrikatur vollständig zu machen. Seine Rede war Spiel und Weiber. — Mit seinem ersten Freunde schien er gänzlich entzweit, und man sah sie nicht beisammen.

Einige Tage darauf bemerkte ich ihn auf der Krokauer Vorstadt im zweiten Stock eines Hauses, das ganz zum Vermiethen bestimmt war. Zwei seiner neuen Begleiter standen um ihn. Er selbst zeigte sich in einem Anzuge und Benehmen, daß man wohl sehen konnte, er sei da zu Hause. Es fand sich auf Erkundigung auch so. Er hatte sich für neunzig Dukaten monatlich dort eingemiethtet.

Ich sah in ungefähr vierzehn Tagen nicht wieder, denn er kam nicht mehr in den Adler zu Tische, auch in keine große anständige Gesellschaft mehr. Es hieß er habe einen Koch angenommen und esse zu Hause. Seine Freunde und auch seine bezeichneten Freundinnen äßen fast täglich bei ihm.

Endlich sah ich ihn eines Morgens wieder. Die Fenster seiner Wohnung waren durch Jalousien dicht versperrt, bis auf eines. An diesem stand er im Schlafrocke, den Hals dick umwunden, todtenblaß. Ein bekannter geschickter französischer Wundarzt stand bei ihm.

Ein paar Tage nachher ging ich abermals vor der Wohnung des jungen Mannes vorbei. Ich konnte mich nicht mehr erwehren, einen Blick auf seine Fenster zu werfen. Sie waren abermals versperrt bis auf eins. An diesem lag er, den Kopf auf beide Hände gestemmt und starr vor sich hinsehend. Sein älterer Freund der Artillerieoffizier, lehnte dicht neben ihm und hatte theilnehmend seinen Arm um ihn geschlungen.

Denselben Mittag, als die Tischgesellschaft schon versammelt war, fuhr

ein Fiaker vor und der Artillerieoffizier sprang eilig heraus. So wie er hereintrat, ging er auf die drei erwähnten Gesellschafter seines Freundes zu, und zog sie schnell bei Seite. Nach einigen Worten, die er ihnen ins Ohr sagte, griffen sie sichtbar verlegen nach ihren Mützen und Säbeln und gingen ohne sich zu empfehlen, singend und pfeifend und mit einer gezwungenen Langsamkeit zur Thür hinaus.

Sie waren kaum weg, so fuhr eine bescheidene Remise vor und ein bejahrter Pole, ein schöner Mann, mit einem sehr sprechenden Gesichte, stieg heraus. Er hatte seine Mütze in der Hand, und trocknete sich Stirn und Vorkopf mit einem Schnupftuche. Der Artillerieoffizier lief ihm entgegen und führte ihn herein.

Wir setzten uns zu Tische und kaum saßen wir, so wußten wir auch schon, wer der fremde Tischgenoß war. — Er erklärte sich in französischer Sprache sehr nachdrücklich über die Lebensart in Warschau, über Leichtsinn und Verführung und gleich darauf kam die Geschichte seines Sohnes. In der That, er war der Vater unseres jungen Mannes. Dieser hatte seit den sechs Wochen seines hiesigen Aufenthalts, tausend Dukaten, die er ihm baar mitgegeben, dreitausend Dukaten in einem Kreditbrief auf Kabrit, wovon noch tausend für ihn und die beiden andern tausend zur Zahlung an einen Geschäftsfreund bestimmt gewesen waren, ausgegeben, war noch überdies funfzehnhundert auf Ehrenwort schuldig geblieben und hatte dabei weder die Miethe, noch den Schneider, noch den Kaufmann bezahlt. Am höchsten stieg der Unwillen des Mannes, wenn er auf den Gedanken zurück kam, daß der Sohn fast diese ganze Summe verspielt habe ohne spielen zu können; und sein Auge funkelte und sein Gesicht röthete sich, als er endlich auf die neuen Freunde seines Sohnes kam. Der Artillerieoffizier sah uns dabei an und wir erriethen nun, warum er jene junge Leute weggeschafft habe.

Es ging übrigens ohne heftige Auftritte ab. Der Vater nahm nach einigen Tagen seinen Sohn nach Podlachien. Vorher hatte er noch einen geschickten Wundarzt für dreihundert Dukaten auf drei Monat angenommen, der mit auf seine Güter reiste.

(Fortsetzung folgt).

Diplomatische Revue.

Wochenschau.

Die Aufmerksamkeit concentrirt sich auf das Verhältniß zwischen Frankreich und den Vereinigten Staaten. In diplomatischen Kreisen, welche noch

vor Kurzem an eine friedliche Lösung glaubten, nimmt man jetzt an, daß es sich hier um kein bloßes ungefährliches Intermezzo, sondern um eine Verwickelung handele, deren Verlauf über die Existenz des Kaiserthums nicht blos in Mexico, sondern in Frankreich selber entscheiden werde. Man hält einen Zusammenstoß für wahrscheinlich, der eine Reihenfolge von Katastrophen nach sich ziehen und das künstliche System der internationalen Zustände Europas erschüttern werde. Wie wird Napoleon sich in dem Conflikte mit der Kühnheit der Nordamerikanischen Republik halten? Die diplomatischen Mittel, die sonst wohl in Europa von Wirkung waren, schlagen dem Cabinet von Washington gegenüber nicht an. Die Thronrede Napoleons, die noch immer interpretirt wird, bietet den Politikern keine rechte Handhabe, um über die Entschlüsse Napoleons eine Combination zu machen.

Die Thronrede ist tief gleich allen stillen Wassern, sagen die Einen; sie ist ein kühler Trunk, der es in sich hat, fügen die Anderen hinzu. Je ruhiger sie aussieht, desto mehr muß man vor der Bewegung, die unter der Oberfläche brodelt, auf der Hut sein, warnen die Dritten. Kurz, Napoleon hat seinen Ruf bewahrt, daß er eine räthselhafte Figur sei, und daß Allem, was er thut oder sagt, geheimnißvolle Absichten zu Grunde liegen. Wir glauben fast, daß, wenn Napoleon sein eigenes Werk einrisse, wenn er vom Throne stiege, wenn er die Republik proclamirte, Europa auch hinter dieser That der Verzweiflung die wunderbarsten Pläne entdecken würde. Ehrlich gesagt, erblicken wir in der Thronrede bereits eine Art von Abdankung, die nur durch die Maskirkunst, in welcher Napoleon die höchste Meisterschaft besitzt, verhüllt wird. Führen wir all die schönen Lehren, welche Napoleon verkündigt, auf den einfachsten Satz zurück, so lautet er dahin, es sei am besten, Nichts zu thun und den lieben Gott sorgen zu lassen. Eine angenehme und liebliche Doctrin, nur kommt es Einem sonderlich vor, daß der Mann, der bisher in der rührigsten Klugheit die Quelle des Erfolges erblickte, jetzt den Beruf eines Regenten darein setzt, die Dinge gehen zu lassen wie sie gehen und nur dafür zu sorgen, daß nirgends die Ehre und die Würde verpfändet werden. Dies heißt die Zwecklosigkeit predigen.

Im Beginn der Aera des Kaiserreiches, als Europa sich soeben von den Erschütterungen der Revolution erholte und als die meisten Staatsmänner des Continents dem Grundsatze huldigten, daß es die Aufgabe der Regierungen sei, die gelockerte öffentliche Ordnung zu befestigen, schmeichelte zwar Napoleon durch die Repressiv-Maßregeln, die er im Innern Frankreichs ergriff, der letzteren Auffassung, aber er warf doch zugleich einen Feuerbrand über den Welttheil, indem er das Recht der Nationalitäten zum Stichworte erhob. Mit der Ordnungsphrase im Munde, arbeitete er an der Veränderung bestehender Grenzen, an dem Umsturz alter Legitimitäten, während die europäischen Mächte sich nach nichts ernstlicher sehnten, als nach der Consolidirung. Die Napoleonische Doctrin von dem Rechte der Nationalitäten und von der Nothwendigkeit, die Unterdrücker zu demüthigen, siegte. Es kam der Krieg gegen Rußland, der Revolutionskampf in Italien, das Programm des „Frei bis zur Adria“. Daneben suchte der Kaiser auf

den Zauber seines Namens die Herrlichkeit einer Weltmacht zu gründen; deshalb seine Züge nach China, nach Hinterindien, nach Mexico. Aber er hatte wenig Zeit, wie ja überhaupt die Imperatoren, welche eine Weltgeschichte in ein Menschenalter drängen möchten, nie Zeit haben. Der Idee sollte immer gleich die ausgewachsene Schöpfung auf dem Fuße folgen, und so konnten denn nur Halbheiten entstehen — Staatenbildungen, welche dazu verdammt waren, stets mit der Eierschale auf dem Rücken herumzulaufen. Napoleon müßte nicht so viel Sagazität besitzen, wie er besitzt, wenn er nicht die Unfertigkeit und Unvollkommenheit seiner bisherigen Leistungen erkennen sollte. Zugleich aber weiß er, daß er nicht fähig ist, das halbgestaltete zu einem Ganzen zu machen. Er behauptet daher lieber, daß das Unfertige vollkommen sei und daß überhaupt die Zeit des Schaffens vorüber wäre. Und auf diese Weise gelangt er zu einer Verkündigung der Ruhe und Zufriedenheit, die heute eben so wenig der wahren Lage der Dinge entspricht, wie die Proclamirung der Unruhe und Unzufriedenheit, die er noch im Jahre 1863 betrieb, als er auf Grund der Baufälligkeit der Verträge einen allgemeinen Congreß vorschlug.

Ob heute viele Fürsten und Völker zu finden sein werden, welche geneigt sind, sich auf das von Napoleon dargebotene Ruhekissen zu strecken, mag dahingestellt bleiben. Keinenfalls wird Amerika ruhen. Die Stimmung der Nationen in Europa ist ebenfalls aufgeregt, da sie von Fragen, deren Beantwortung über ihre geschichtliche Bedeutung entscheiden wird, in Anspruch genommen sind. Was Preußen betrifft, so hat es eine große Aufgabe vor sich, die es ihm nicht vergönnt, der Behaglichkeit zu fröhnen.

Unsere inneren Zustände werden für den Augenblick durch die Haltung des Ministeriums der Kammer gegenüber bedingt. Das Schwert schwebt über dem Haupte der Kammer, das den schwachen Lebensfaden derselben durchschneiden kann. Trotzdem darf man zweifeln, ob es so rasch, wie man hofft oder befürchtet, herabfallen wird. Inmitten aller Auflösungsgerüchte und Auflösungsabsichten bleibt die Möglichkeit bestehen, daß die Session sich hinschleppt.

Für diese Möglichkeit sprechen zwei Gründe, einer, der in der Natur des Abgeordnetenhauses liegt; und ein anderer, der aus den Berechnungen des Ministeriums entspringt. Was zunächst das Abgeordnetenhaus betrifft, so ist dasselbe eigentlich ein zu bedeutungsloser Gegner, als daß die Regierung ihre Kraft, ihre Autorität, ihre Hilfsmittel ausschließlich dem Verhältniß zu der oppositionellen Majorität widmen sollte. Unbefangen betrachtet, kommt ja doch nicht viel darauf an, ob die bekannten, ausgenutzten, ermatteten Phrasen ein paar Wochen länger erschallen oder nicht. Wir halten es nicht für unwahrscheinlich, daß die Mitglieder des Ministeriums sich noch öfter mit der Erörterung der Frage beschäftigen werden, ob nicht endlich der Zeitpunkt eingetreten sei, wo den Anmaßungen der Parteien ein Ende zu machen wäre. — Die Wahrscheinlichkeit liegt aber auch nahe, daß das Ministerium in jedem einzelnen Falle zu dem Ergebniß gelangen wird, das Arge sei doch noch nicht arg genug, und den unschädlichen Expectorationen könne immer noch eine kleine Frist eingeräumt werden.

Ueberdies ist zu bedenken, daß die sich in Redensarten erschöpfende Kammer zu den normalen verfassungsmäßigen Phänomenen gehört, die sich im Verlaufe unseres sogenannten constitutionellen Conflictes herausgebildet haben. In Wahrheit hat sich unser Verfassungsleben bereits abgeklärt, das Product der Gährung ist bereits ans Licht gekommen. Es sind aus dem Conflicte zwei Gestalten hervorgegangen, nämlich die Kammer, welche redet, klagt, tobt — und die Regierung, welche handelt. Die Redekammer bildet, so zu sagen, den beinahe unerläßlichen Hintergrund zu der activen Regierung, und das Thun der Letzteren zeichnet sich um so glänzender ab, je düsterer die Phrasen sind, mit denen die Majorität den parlamentarischen Himmel umdunkelt. Wozu soll man daher vorschneller Weise dem Abgeordnetenhause, welches in unsere Zustände gehört und welches als Relief angenehme Dienste leistet, übereilig das Lebenslicht ausblasen?

Diese Bemerkungen leiten uns den zu Angaben der Regierung. Die Regierung scheint ihre Pflichten nicht so enge aufzufassen, daß ihre geistige Geltung lediglich von ihren Beziehungen zum Abgeordnetenhause abhängen sollte. Sie fühlt eigentlich keine Spannung wider das Abgeordnetenhaus, und sie darf das nicht, weil sie außer den Verhandlungen mit der Kammer noch Vieles und Wichtiges für das Heil das Landes zu verrichten hat. — Hierzu kommt, daß die Regierung jeden Coup vermeiden muß, welcher darnach aussähe, als läge es ihr nun ob, den parlamentarischen Knoten gewaltsam zu durchhauen und die Gesetze zu octroyiren, nach welchen fortan das öffentliche Leben Preußens einzurichten wäre. — Beurtheilen wir die Sachlage richtig, so lehnt die Regierung jeden Gedanken an eine Handlung, die einem Staatsstreiche ähnlich sein würde, ab. — Dies ist der Grund, warum wir der Meinung sind, daß die Auflösung nicht so rasch eintreten wird, wie man im Publikum vorauszusetzen scheint.

Correspondenzen.

Berlin, 31. Januar. Der Stadtverordnete Dr. Lövinson ist in der bekannten gegen ihn anhängig gemachten gerichtlichen Untersuchung frei gesprochen worden. — Der Gang der Verhandlungen erregte mit Recht ein großes Interesse; wer demselben mit juristischem Auge folgte, konnte über diesen Ausgang kaum zweifelhaft sein und so haben wir denn auch von unsern rechtskundigen Mitbürgern dieses Ende nicht bemängeln hören. Dagegen sieht man in weiteren Kreisen der Lösung der Frage mit Spannung entgegen, ob diese Angelegenheit nunmehr auch für die Stadtverordneten-

Versammlung selbst ihr Ende erreicht habe. Dr. Lövinson mag in derselben wieder seinen Platz einnehmen oder nicht (uns scheint dies eine Nebenfrage) jedenfalls wird die bisherige Art der Berathung und Beschlußfaßung innerhalb der Deputationen, wie des plenums von einzelnen Mängeln kaum freizusprechen sein, jedenfalls wird die Mahnung sich aufdrängen müssen, daß Irrthümer über Personen und Sachen auch von dieser Versammlung nicht fern geblieben sind. Die meisten Mitglieder der zeitigen Stadtverordneten-Versammlung gehören einer politischen Partei an, die eine obrigkeitliche Disciplin nicht wollen, vielmehr eine solche lediglich dem Volke selbst, d. h. den Wählern beimessen. Es wäre jetzt an der Zeit, Zeugniß von diesem Grundsatze abzulegen; es könnten beispielsweise alle die Stadtverordneten ihr Mandat niederlegen, welche einst für den bekannten Bericht an den Ober-Präsidenten der Provinz gestimmt haben, in welchen Dr. Lövinson zu den besten der Stadt gerechnet würde. Wir an unserem Theile zweifeln nicht einmal an einer Wiederwahl der Mehrzahl, nicht weil wir annehmen möchten, daß unsere Mitbürger jenes Urtheil auch jetzt noch mit unterzeichnen, sondern weil eine gänzliche Gleichgültigkeit gegen alle und jede Wählerei zu den hervorstehendsten Zeichen der jetzigen Zeit gehört.

Berlin, sonst in demokratischem Schwindel allen andern Städten voran, hat in den letzten Wochen wiederum einzelne Wahlen zum Ersatze ausgeschiedener Stadtverordneten sich vollziehen sehen, bei welchen von den berechtigten Wählern eine so geringe Zahl erschienen war, daß das dem Wahlacte zu Grunde liegende Prinzip jedenfalls zur Carrikatur geworden ist. Mit rührender Resignation ermahnen die täglich erscheinenden Zeitungen, conservative wie liberale, am Tage vorher, daß sich endlich einmal die Berechtigten zahlreich an der Wahlurne einfinden möchten, um eben so gewiß am folgenden Tage zu melden, daß dies Wort wiederum nutzlos verhallt sei. Freilich kann ein Zwang nicht geübt werden, man soll uns aber doch nach solchen Erfahrungen mit allen den schönen Redensarten fern bleiben, welche freie Selbstbestimmung, breiteste Grundlage und Aehnliches als das Ziel bezeichnen, welches die Sehnsucht des Volkes herbei wünsche. Unter den mehr oder weniger demokratischen Blättern war es kürzlich die Vossische Zeitung, welche mit Recht, die jüngst in geringster Zahl hier versammelten Vertreter des Nationalvereins, als längst überständig gewordene Elemente charakterisirte, während doch in demselben Blatte behauptet ward, daß alle schwebenden Fragen der äußeren selbst der europäischen Politik sofort zu Gunsten Preußens gelöst werden würden, daß Holstein alsobald nicht blos von den Augustenburgern, sondern auch von den Oestreichern werde geräumt werden, sobald nur in Preußen die verfassungsmäßigen Zustände hergestellt seien, d. h. das Ministerium dem Abgeordnetenhause nachgebe. Und doch gehört Herr Grabow ganz genau in dieselbe Categorie, welcher Herr Metz von der Vossischen Zeitung zugetheilt wird. Worte und immer dieselben Worte, thun es eben nicht mehr.

Vorläufig sind unsere Abgeordneten noch in einiger Verlegenheit, wo sie ihre Worte anbringen sollen. Die Vorlagen der Staatsregierung lassen

noch auf sich warten und so ist es allein Lauenburg und ein Werk des Herrn von Rönne, welches zu Erörterungen Veranlassung giebt. Die Widersprüche in dem letzteren sind aufgedeckt worden, auffallender Weise beschäftigen sich die Herren der Opposition aber durchaus nicht mit dem Widerspruche Lauenburgs. Daß dieses durchaus keine Neigung hat, an den preußischen Urwahlen sich zu betheiligen, wird gänzlich ignorirt.

Wir vermögen in allen diesen Vorgängen ein Prinzip nicht zu erkennen und trösten uns damit, daß die Welt auch sonst noch aus allen Fugen zu gehen scheint. Bei dem höchsten Barometerstande, dessen wir uns seit lange erinnern, bleibt der Wind Südwest und das Thermometer mehrere Grade über dem Gefrierpunkte. Gedachten wir in unserem letzten Berichte der Noth der Pächter der Eisbahnen, so müssen wir heute auf die desperate Lage aller derer hinweisen, welche zu ihrem Gewerbe gefüllte Eiskeller für den Sommer nicht entbehren können. Für Berlin kann diesem Mangel noch durch die Heranschaffung nordischer Eisblöcke mittelst Schiffsgelegenheit über Stettin abgeholfen werden, aber auf dem Lande können, besonders in größeren Wirthschaften wahre Verlegenheiten entstehen. Einstweilen drängt die Berliner Bevölkerung bei dem überaus milden Wetter zahlreich vor die Thore und wo die bestehenden nicht ausreichen, werden neue eröffnet.

Es ist ein echt Berliner Zug, daß das Publikum Polizei-Vorschriften gar zu gern umgeht, zumal wenn deren Nothwendigkeit nicht sofort in die Augen springt und daß die betreffenden Contraventionen mit einem gewissen Humor begangen werden. So entsteht trotz aller Verbote eine Lücke nach der andern in der Stadtmauer, fast immer gegenüber einer der neuen bereits vorhandenen Straßen und dem polizeiwidrigen Loche wird dann noch eine passende Inschrift gegeben. Wir lasen jüngst über einer solchen Oeffnung die Inschrift „Dessauer Thor“ und weiterhin begegneten wir vis-à-vis der gleichnamigen Straße einem Möckern Thore. Vorläufig wird das Eine wie das Andere dieser Thore von einer Quadriga noch nicht geschmückt. Beide scheinen vielmehr nach ihren Dimensionen hauptsächlich für die Passage der lieben Schuljugend vorzugsweise hergestellt zu sein. Am andern Ende der Möckern Straße, die beiläufig bemerkt bis vor kurzem den Namen der Militärstraße führte, konnte der wißbegierige Berliner Wanderer das Wunder erblicken, wie die Welt mit Brettern vernagelt sei. Wenn es wahr ist, daß der kühne Schöpfer dieses Gedankens gleichzeitig einer unserer Stadtverordneten ist, so hat derselbe jedenfalls größere Proben der Energie als eines gemeinnützigen Strebens an den Tag gelegt.

Trotz aller dieser Hindernisse gelangten wir jüngst doch noch glücklich bis in den Thiergarten und begegneten dort mit wahrer Freude und preußischem Stolze einer Cavalcade, als deren Mittelpunkt der älteste jetzt sieben Jahre zählende Sohn der Kronprinzen königliche Hoheit, sich darstellte und keck frisch und heiter trabte der einstige Erbe des preußischen Thrones zwischen seinen Begleitern, von denen die militärischen Embleme des Einen uns die tröstliche Gewißheit gaben, daß im preußischen Königshause militärische Eigenschaften und Tugenden die Grundlage der Erziehung bilden. Große

Theilnahme wandte sich in den letzten Tagen auch dem jüngeren prinzlichen Bruder zu, dessen schwere Erkrankung sich Gott sei Dank zum bessern gewandt hat. Nach anderer Richtung hin mahnt uns der Gang innerhalb des Thiergartens an irdische Vergänglichkeit. Der Schöpfer aller dieser Anlagen, der General-Direktor Lenné ist jüngst in Potsdam verschieden. Die allgemeinste Theilnahme hat sich bei seinem Begräbniß kund gegeben; möge die dankbare Erinnerung unter allen denen fortleben, die sich der Schöpfungen des Meisters freuen, möge aber auch nicht vergessen werden, daß dieser Meister ausführte, was königlicher Kunstsinn ihm vorschrieb und ermöglichte. Wenn wir im Thiergarten bei dem Denkmale Friedrich Wilhelms III. vorübergehen, so ziehen wir in Ehrfurcht den Hut, Scham aber macht uns erröthen, wenn die Frage an uns herantritt, wo und wie hat das gesegnete Berlin die Wohlthaten des königlichen Sohnes gelohnt und gefeiert, nachdem auch dieser eingegangen ist in das Himmelreich der ewigen Liebe?! — Wie lange noch wird Berlin die Antwort schuldig bleiben!

Militärische Revue.

Der letzte amerikanische Krieg.

II. Die Schlacht von Elk Horn.

Indeß die „Merrimac" diese Lorbeeren auf der Rhede von Hampton roads pflückte, hatte „im fernen Westen" an der Nordwestecke des Staates Arkansas ein Kampf begonnen, der an Erbitterung und Zähigkeit alle bisher in diesem Kriege geschlagenen Schlachten überbieten sollte.

Vielleicht erinnert sich der gütige Leser, daß wir General Price in Missouri im Jahre 1861 in einer Stellung bei Springfield verließen, und ihn dann im Frühjahr 62 zur Armee Beauregards bei Corinth stoßen sahen. Sehen wir jetzt, wie es ihm in der zwischen diesen Daten liegenden Zeit ergangen. Seit dem Beginn des Januar 1862 erfuhr der zu Springfield stehende Price, daß der Feind bei Rolla und Lebanon starke Kräfte concentrire. Da dies in keiner anderen Absicht geschehen konnte, als ihn anzugreifen, Price aber allein sich nicht im Stande sah, einen Widerstand zu leisten, wie die Wichtigkeit seiner Position — des strategischen linken Flügels der ganzen ungeheuren Vertheidigungsfront der Confederirten — erheischte, so suchte er die in Arkansas stehenden Truppencorps zu seiner Hülfe heranzuziehen. Seine Position hielt er bis zum letzten Augenblick inne. Am 12. Februar wurden seine Vorposten mit starker Ueberlegenheiten angegriffen, er wich langsam unter heftigen Arrieregarde-Gefechten nach Süden zurück.

Er erreichte Cassville ohne nennenswerthen Verlust, durch seinen langsamen Rückzug aber war es der feindlichen Cavallerie möglich geworden in seinen Rücken zu kommen, und diese fiel ihn hier mit der größten Heftigkeit an. Vier Tage vergingen unter fortwährenden, sehr hitzigen Gefechten, während deren Price immer langsam südwärts wich, und endlich mit zum Tode erschöpften Mannschaften und Pferden, aber ungebeugten Muthes, an den Cross Hollows, den nach Arkansos führenden Grenzpässen anlangte, ohne daß es den Federirten gelungen eine seiner Abtheilungen abzuschneiden, was nicht grade für ihre zahlreiche Cavallerie spricht. —

Der General Price fand hier seinen alten Verbündeten und Waffenbruder aus der Sommercampagne, Mc. Culloch, der sich mit ihm verband. Beide bezogen eine feste Stellung in den hart an der Gränze sich erhebenden Boston-Bergen.

Hier stieß Van Dorn, der Obercommandirende der Transmississippi-Armee zu ihm, derselbe war im Osten des Staates in Pocahontas als ihn die Kunde von Price's nothgedrungenem Rückzuge erreichte, eine Nachricht, die ihn quer durch den ganzen Staat hier in die Boston-Berge getrieben hatte.

Im Hauptquartier herrschte ein auf gegenseitige Achtung und gleichen Patriotismus gegründetes Einverständniß, wie es ebenso selten als segensreich unter einer Verbindung mehrerer gleichstehender Generale ist. Die Hauptquartiere der östlichen Armeen so wohl im Süden wie im Norden *) geben hiervon die traurigsten Belege!

Zuverlässige Nachrichten über die federirte Missouri-Armee besagten, daß dieselbe in der ungefähren Stärke von 20—25000 Mann am Sugar-Bach, in einer Entfernung von 11 Meilen unter dem General Curtis stände, der den General Sigel mit 7000 Mann deutscher Truppen als Avantgarde nach Bentonville vorgeschoben habe. Die Federirten erwarteten dort noch mehr Verstärkungen.

Unter diesen Verhältnissen hielt Van Dorn im Einverständniß mit General Price es für das Gerathenste, den Feind womöglich zu schlagen, ehe derselbe die erwarteten Verstärkungen an sich gezogen habe, und durch das Vorrücken die Terrainstrecken, welche Price bei seinem Rückzuge hatte verlieren müssen, wieder einzubringen.

Der General Albert Pike, der die Indianer Colonne kommandirte, erhielt Befehl, zu ihm zu stoßen, und am 4. März setzten sich die vereinigten Colonnen Price, Mc. Culloch und Pike in der Gesammtstärke von 16000 Mann, in Bewegung über Fayetteville in Arkansos auf Bentonville, um zunächst Sigel dort zu überfallen, was aber mißlang. Allerdings wurde er von der überlegenen Macht der Conföderirten delogirt, und bis $1\frac{1}{2}$ Meilen vor den Jugar Creek zurückgetrieben.

Dies fand am 6. März Abends statt.

Am 7. März ging Van Dorn zum Angriff auf die Stellung der Federirten über. Gegen 11 Uhr war das Gefecht allgemein. Da die Stellung

*) In der neuen und alten Welt.

des federirten General Curtis in der Front durch den steilen und tiefen Wasserlauf des Jugarbach gedeckt war, so überschritt ihn Van Dorn mit seinen Truppen schon am 6. März, weit unterhalb der feindlichen Stellung.

Der Jugar Bach ist ein Zufluß des Neosho, der, wie dieser, von Norden dem Arkansas zuströmt, nachdem er vorher von Ost nach West strömend, sich mit einer scharfen Wendung südwärts dreht.

Der Angriff Van Dorns geschah so von Südwest her auf den feindlichen rechten Flügel, der vollkommen umfaßt wurde. Nur Mc. Cullochs Reiterei attaquirte den linken feindlichen Flügel. Gegen 2 Uhr Nachmittag sendete Van Dorn den Befehl an Mc. Culloch, den Feind festzuhalten, indessen Price und die Indianer den rechten Flügel der Federirten auf ihre Mitte zudrängen sollten. Bevor aber der Befehl ihn erreichte, war Mc. Culloch gefallen, und wenige Minuten nach ihm der nächstälteste Officier, General Mc. Intosh, der Befehlshaber der confederirten Kavallerie. Obwohl die ihrer beiden beliebtesten Führer beraubten Truppen in momentaner Verwirrung die Wucht ihrer Attaquen minderten, so drang dennoch Price mit seinen Missouri-Männern unaufhaltsam vorwärts und warf die Federirten aus ihrer Stellung, die sie aber nur nach heftigem Widerstande aufgaben. Bei beginnender Dunkelheit kamen die vordringenden Südlinger zu dem Lagerplatz der Federirten und machten hier namentlich an Mundvorrath eine reiche Beute, über welche die ausgehungerten Missourier fast die Verfolgung vergaßen.

Die confederirte Armee schlief die Nacht unterm Gewehr ca. eine Viertel-Meile jenseits des Schlachtfeldes, die feindlichen Vorposten nur einige hundert Schritte vor ihrer Front.

Das Hauptquartier des Siegers Van Dorn war in einem, zum „Elk Horn" benannten Wirthshause, wovon das Schlachtfeld seinen Namen erhielt.

Mit dem dämmernden Morgen erneute sich am 8. die Schlacht, es handelte sich darum, den General Curtis aus seiner festen Stellung zu delogiren, die er nach seinem gestrigen Rückzuge eingenommen.

Gegen ½9 Uhr morgens aber hatte die confederirte Artillerie ihre Munition fast erschöpft, und die Federirten zeigten keine Neigung sich aus ihrer günstigen Stellung weder vor- noch rückwärts zu rühren.

Van Dorn befahl daher den Rückzug. Zuerst kamen die Trophäen des gestrigen Tages, 7 Geschütze und 200 Gefangene. Dann zog sich das erste Treffen durch das in einer Aufnahmestellung befindliche zweite hindurch; da die Federirten keine Anstalt zur Verfolgung trafen, so konnte dann das zweite Treffen und die Reserve abrücken, indem mit ihnen die Ambulancen und die Blessirten folgten.

In diesem Augenblick versuchte der Feind einen Offensivstoß mit 4 Regimentern Infanterie und 4 Geschützen; die Indianerdivision aber ripostirte so energisch, daß sie den Federirten alle 4 Geschütze und 100 Gefangene abnahm.

Um 6 Uhr Nachmittag lagerte die Armee Van Dorns ¾ Meilen rück-

wärts in vollkommener Ordnung, ohne von Feinde beunruhigt zu werden, der vielmehr in seine alte Stellung bei Lebanon in Missouri — es giebt auch eins in Arkansas — zurückwich.

Van Dorn giebt seinen Verlust — wohl nicht ganz richtig — auf 600 Mann an, der federirte General vermied in seinem Rapport eine bestimmte Zahlenangabe, sondern nennt ihn nur als schweren Verlust!

Drei Tage lang hatten scharfe Gefechte stattgefunden, doch nicht ohne ein so blutiger Opfer werthes Resultat. Denn der Erfolg bestand in einem Zeitgewinn von einigen Monaten für die Conföderirten, welche vergingen, bis der feindliche General Curtis seines Commandos enthoben, und sein Nachfolger, der in jüngster Zeit oft genannte General Schofield so weit verstärkt war, um wieder die Offensive ergreifen zu können.

Die Tapferkeit der confederirten Truppen war unbestreitbar und um so anerkennenswerther, wenn man weiß, daß über die Hälfte nur mit ungenügenden Schußwaffen: Jagdflinten, Rundkugelbüchsen 2c. bewaffnet war.

Die Indianer-Regimenter waren erst den letzten Tag zum Eingreifen ins Gefecht, wie oben erwähnt gekommen, und obwohl sie sich dort brav benahmen, so machte das krachende Geschützfeuer doch einen entschieden beengenden Eindruck auf die rothen Söhne der Prairie.

So unerschrocken und gewandt sie sich bei Beginn der Action zeigten, so waren sie doch nur schwer vorwärts zu bringen, als das Geschützfeuer begann. Diese auf Rädern daherrollenden Ungethüme, welche ganze Gruppen starker Bäume und Reihen von Männern vernichteten, das Heulen und Pfeifen der schweren Geschosse, die schrecklichen Wirkungen der krepirenden Hohlgeschosse — alles das wirkte so auf die naiven Indianer, daß sie im ersten Moment ihr ganzer angeborner Stoicismus verließ, und man schon fürchtete, sie würden ein vielleicht unglückbringendes Beispiel geben.

Dennoch wurden sie durch einige anspornende Worte ihres Führers wieder ermuthigt und wie wir gesehen, traten sie auf dem Rückzuggefecht am 8. mit einer für ungewöhnte Truppen ganz netten Probe auf.

Druck von A. Paul & Co. in Berlin. Kronenstraße 21.

Die Redefreiheit der Landtags-Mitglieder.

Ein Beschluß des Ober-Tribunals über die Tragweite des ersten Satzes des Artikels 84, erregt innerhalb und außerhalb des Abgeordnetenhauses ein Aufsehen, ja eine Aufregung, die über die eigentliche Sachlage weit hinausgehen.

Um so mehr hat die Presse die Pflicht, die fragliche Angelegenheit mit aller Ruhe zu besprechen.

Indem wir dies thun, haben wir vorauszuschicken, daß wir diese Zeilen niederschrieben, bevor die im Abgeordnetenhause angekündigte Schlußberathung über den dort gestellten Antrag stattgefunden hat. Wir sehen uns um so weniger veranlaßt, das desfallsige Ergebniß abzuwarten, als die ganze Haltung der Mehrheit des Abgeordnetenhauses und die vorläufigen Plänkeleien in der Sitzung vom 3. Februar uns keinen Zweifel darüber lassen, daß die bevorstehenden Verhandlungen die Agitation nicht mindern, sondern lediglich steigern werden.

Wenden wir uns dem Hergange selbst zu, so haben wir daran zu erinnern, daß während der vorjährigen Session des Abgeordnetenhauses dort in öffentlicher Sitzung Aeußerungen fielen, ohne von dem Präsidenten gerügt zu werden, die an anderer Stelle ausgesprochen, unzweifelhaft der Cognition des Strafrichters unterbreitet worden wären.

Das Ministerium beschränkte sich darauf, die Aufmerksamkeit des Präsidenten auf diese Aeußerungen hinzulenken, seinerseits deren Begründung in Abrede zu stellen und für sich selbst in einzelnen Mitgliedern Sühne zu fordern, die indessen nicht immer gewährt ward.

Als die Redefreiheit sich so weit verstieg, auch die Rechtssprüche einzelner Gerichtshöfe als tendenziöse darzustellen, glaubte das Herrenhaus, als Mitbesitzer der Rechte der Landesvertretung, der Sache nicht mehr ruhig zusehen zu dürfen, verlangte vielmehr von der Staatsregierung zum Schutze der Redefreiheit die geeigneten Maßnahmen, die richtig darin erkannt wurden, einem Mißbrauche der Redefreiheit Einhalt zu gebieten.

Im Laufe der desfallsigen Debatte fand die Ansicht Ausdruck und durch die Mehrheit Anerkennung, daß es besonderer legislativer Maßnahmen nicht bedürfe, vielmehr das bestehende Recht unerschrocken angewandt, schon Abhülfe gewähre.

Von dem Ministerium ward damals erklärt, daß diese Anschauung wohl in Frage werde gezogen werden; indessen, daß ein Versuch, jenem Beschlusse gemäß, gemacht werden solle, da es allerdings in der Auffassung über die

Gemeinschädlichkeit derartiger Ausschreitungen mit dem Herrenhause einverstanden sei.

In Ausführung jenes vollständig legal gefaßten Beschlusses des Herrenhauses hat also die Staatsregierung den allein ihr offenen Weg betreten, d. h. eine gerichtliche Entscheidung über das öffentliche Recht herbeigeführt.

Die Aussprüche des ersten und zweiten Richters wiesen die Zulässigkeit einer gerichtlichen Verfolgung zurück, während schließlich der oberste Gerichtshof diese Frage bejahte.

Es liegt sonach auf der Hand, daß dem Ministerium selbst keine weitere Thätigkeit zufällt, als einem Beschlusse des Herrenhauses nachgekommen zu sein und zwar in vollem Umfange, bis zu dem durch unsere Gerichtsorganisation gesetzlich offenstehenden Mittel.

Das Ministerium würde offenbar in seiner Pflichterfüllung auf halbem Wege stehen geblieben sein, wenn es sich bei dem Ausspruche des ersten oder zweiten Richters beruhigt hätte.

Der Ausspruch des Ober-Tribunals selbst ist ohne alle und jede Einwirkung des Ministeriums erfolgt.

Dieses hat also nichts gethan, als einem Beschlusse des Herrenhauses dahin Folge zu geben, daß über die Tragweite einer Bestimmung der Verfassungsurkunde eine endgültige richterliche Entscheidung herbeigeführt worden ist.

Ob diese Entscheidung dem Ministerium, ob sie der Mehrheit des Abgeordnetenhauses zusagt, darauf kommt es gar nicht an.

Für beide Theile war also die einzige Aufgabe, den Ausspruch des obersten Gerichtshofes schweigend hinzunehmen.

Statt dessen erhebt sich in dem Abgeordnetenhause selbst ein Wirbelwind der Leidenschaften, welcher jede ruhige Ueberlegung wegzufegen droht.

Die Einen wollen sich an den Justizminister halten, während doch unschwer einzusehen ist, daß diesem nichts übrig bleibt, als die Achseln zu zucken und den Titel VI. der Verfassungsurkunde, welcher von der richterlichen Gewalt handelt, vorzulesen. Die Andern wollen durch einen Mehrheitsbeschluß des Abgeordnetenhauses sich über das Tribunal stellen, dessen Ausspruch cassiren und hiermit sich ein Recht beilegen, welches selbst dem Souverän des preußischen Staates versagt ist.

Wir an unserm Theile würden einen solchen Beschluß mit Befriedigung begrüßen, weil er doch endlich einmal eine gründliche Antwort auf die Frage ertheilen würde: quo tendimus?

Ein sonstiger Erfolg wird einem solchem Beschlusse nicht beizumessen sein, dagegen wird sich an denselben muthmaßlich das fernere Gebahren der recht zahlreichen Heißsporen innerhalb der Democratie anschließen, nunmehr die in Aussicht gestellte Verurtheilung zu provociren.

Auf eine solche Wendung sind wir gefaßt und in dieser erblicken wir den Schlüssel zu der jetzigen Agitation.

Es handelt sich um die im Laufe dieses Jahres bevorstehenden Neuwahlen.

In diese soll eingetreten werden mit dem Feldgeschrei, daß die freie

Meinungsäußerung unterdrückt sei, daß es gelte durch die Wahlen zu beweisen, ob Männer, die den Muth sich beimessen, Alles auszusprechen, in den Landtag gehören und wo auch dieses schließlich noch nicht ausreicht, so hat bereits die Erfahrung gelehrt, daß eine mehrmonatliche Captur eine durchschlagende Empfehlung zum Abgeordneten sei.

Was jetzt geschieht wird die Pflichttreue der richterlichen Behörden und am wenigsten des Ober-Tribunals in keiner Weise erschüttern; es gilt aber in die Wahlversammlungen des laufenden Jahres eine Verwirrung der großen Menge einzuführen, da diese nur zu gern geneigt ist, für vermeintliche Märtyrer Partei zu nehmen.

Noch ein anderes Motiv ist unschwer zu erkennen; es gilt jede unabhängige Auctorität zu brechen, die sich neben dem Abgeordnetenhause geltend macht.

Es ist ein sehr bemerkenswerther Umstand, daß die Ausschreitungen, welche zunächst zu dem Antrage des Herrenhauses führten, sich gerade gegen richterliche Entscheidungen richteten, ja, daß der eben verwarnte richterliche Beamte keine Bedenken trug, das Wort zu führen gegen die Entscheidung der Gerichtshöfe und daß von diesem Ausgangspunkte aus die jetzige Agitation wieder bei der Verwerfung eines richterlichen Ausspruches angelangt ist; wird dieser Kreislauf ins Auge gefaßt, so muß der ruhige Beobachter zu der Annahme kommen, daß es eben galt und gilt, auch die Auctorität des Rechtsspruches dem Mehrheitsbeschlusse des Abgeordnetenhauses unterzuordnen.

Wenn wir sonach die jetzige Agitation und die noch ferner zu erwartende Aufregung in ihren Folgen in keiner Weise unterschätzen, so drängt sich die Frage auf, ob dem vom Herrenhause gerügten Mißbrauche der Redefreiheit, nicht in anderer Weise entgegengetreten werden konnte.

Wir glauben dies allerdings bejahen zu müssen. Es könnte die Ernennung des Präsidiums des Abgeordnetenhauses nicht der Mehrheit überlassen, sondern der Staatsregierung vorbehalten, es könnte die Geschäftsordnung unter Concurrenz des Ministeriums umgearbeitet, es könnte die Öffentlichkeit der Verhandlungen beschränkt werden, ja es wäre endlich denkbar, daß die Debatten mit Revolvern in der Hand geführt würden; alle diese Mittel der Abhülfe involviren aber eine Aenderung der Verfassung und welch' ein Geschrei sich erhebt, sobald an der Heilighaltung ihrer Artikel nur gezweifelt wird, ist bekannt genug.

Der jetzt betretene Ausweg hat also jedenfalls den Vortheil, daß kein Artikel jener Urkunde geändert worden ist, vielmehr nur ein einzelner eine Deutung gefunden hat, welche allerdings eine unbequeme, aber keine unberechtigte ist. —

Hiernach möchte die große jetzt von Tag zu Tag noch steigende Aufregung über jenen Beschluß des Ober-Tribunals lediglich für ein Parteimanöver zu erachten sein, und verliert jede Anschauung, die sich als ein solches characterisirt, schon um deswillen ihren Werth, so ist für den vorliegenden Fall das Motiv ein sehr beklagenswerthes.

Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß es zunächst gilt, den Beschluß des Ober-Tribunals für die nächste Wahlen auszubeuten, es tritt aber das fernere Bewußtsein hinzu, daß die democratische Partei sich in ihrem Einflusse bedroht sieht.

Nicht staatsmännische Auffassung, nicht die Tiefe der Anschauungen ist es, was den Reden der democratischen Partei in der Menge Eingang verschafft, sondern der Hohn, welcher über Alles das ergossen wird, welches an Auctorität erinnert. Sobald die Redner gezwungen werden könnten, in den Formen nicht auszuschreiten, ist das Interesse für ihre Lehren verschwunden, und weil sie dieses wissen, kämpfen sie jetzt für die Maßlosigkeit und zwar consequent genug, werden sie in diesem Kampfe selbst maßlos.

Hierdurch wird es auch erklärlich, daß sie der eigenen Grundsätze bei dem eigenem Interesse nicht mehr gedenken.

Früher galt es, sich zu dem Satze zu bekennen, daß der Freiheit eine Gasse zu eröffnen sei; richte dieselbe in ihrem rapiden Laufe Verwüstungen an, so möge sie die Folge tragen und büßen. Nur keine Repressiv-Maßregeln, kein vorbeugendes Polizeithum! Mit diesem Rufe ward die Preßfreiheit verlangt. Ein gleiches Verfahren wird der Redefreiheit auch jetzt noch, gerade durch den Beschluß des Ober-Tribunals, gesichert und doch erregt dieses den Zorn der Freiheitshelden.

Wir können also die jetzige Agitation in keiner Weise für eine berechtigte halten; eine andere Frage ist es freilich, ob wir den Weg, der jetzt eingeschlagen worden ist, für einen vom staatsmännischen Standpunkte aus gerechtfertigten halten.

Diese Frage müssen wir allerdings verneinen.

Wir hegen nicht die entferntesten Sympathieen für alle die Abgeordneten, welche den Beschluß des Obertribunals zu fürchten haben, wir hätten aber gewünscht, es wäre der Stoff für eine Aufregung nicht gewährt worden, welche vielen Staub noch in die Höhe wirbeln und leider die Augen des Volkes trüben und blenden wird.

Am allerschlimmsten wäre es aber bei der jetzigen Sachlage, wenn es bei dem Beschlusse des Ober-Tribunals bewenden, wenn die practische Nutzanwendung nicht folgen sollte.

Nur keine Schwäche, am wenigsten in einer Auctoritätsfrage gegenüber unberechtigten Souveränitäts-Gelüsten.

Julian und Celinde.

(Eine Novelle von Sigismund Wiese.)

XV.

Die duftende, klingende Frühlingsnacht schimmerte in Pracht. — Das Firmament, erfüllt von blitzenden Sphären, erhellt von dem lieblichsten, träumendsten Stern, ein so in sich geschlossenes Werk untrüglicher Ordnung, erglänzte in überschwenglicher Kraft. Die Erde in ihren brausenden Wäldern und eilenden Wassern, in der unsäglichen Mannigfaltigkeit suchend beglückter Geschöpfe, tönend von dem Klang der Nachtigallen in silbern thauigen Büschen, glühte voll Wohllust. Aber Licht und Klang, Thau und Duft, durch welche die Wundernacht in den einigenden Geist erlöst, schien nur ein geistigender vermittelndes Wesen zu weissagen, den schönen, sinnreichen Menschen, die Krone der Natur, das vollendetste Geschöpf.

Celinde kam einen Birkengang daher mit eilend schüchternem Gang. — Sie glich Hebe'n. Das faltenreiche, weißseidene Gewand schloß ein blauer Gürtel. Der schön geformte Fuß, ihr leicht beschwingter Schritt verrieth eine feine, reizende Gestalt. Anmuthig berührten ihre wogenden, blonden Locken die leichterröthenden, glänzenden Schultern. Das Antlitz leuchtete in Zärte und Huld. Ihr ganzes Wesen athmete tiefer, ein Innigkeit und Süße war über sie ausgegossen, daß die Natur selbst diesem so durchaus beseelten, reizenden Wesen zu huldigen schien. Zweige und Blätter mochten sehnend sich ihr neigen, und wie sie wandelte, erklang ihr der Sang der Nachtigallen, tönten ihr die Wasser liebend und verlangend, daß das schöne Mädchen die blühenden Glieder ihren wollüstigen Küssen überlasse, der Wald sang ihr Lob und die Sterne über ihrem Haupte wurden zum Demantkranz.

Sie verweilte ohnfern der Brücke. In dem zarten, himmlischen Selbstgefühl der Liebe schaute sie bang nach dem zaudernden Freunde. Jetzt erklang die Orgel wieder. Das Heiligende, Große ihrer Stimmung fand auch in diesen Tönen Ausdruck und Sprache, sie fühlte die Würde und Ewigkeit ihrer Liebe. Sie schalt ihre Ungeduld, ja ihr Zagen und Widerstreben, dennoch rief sie schmerzlich: er kommt nicht, o, warum kommt er nicht! — Nun sahe sie aus der Ferne Jemand hereilen, sie erkannte das griechisch schöne Antlitz Julian's, sie mochte ihm entgegenfliegen und doch beharrte sie eingeschmiegt.

Das Wiedersehen Liebender, die frei von dem Erstaunen des ersten Eindrucks einander noch nicht berührt, schließt den Himmel ein. — Es ist nichts Herrlicheres auf Erden als die erste, jungfräuliche Umarmung. — Julian war schüchtern genaht. Nun ruhte sein geistvoller Blick auf ihr. Wohl-

gefallen, Freude, Liebe und Rührung sprachen aus seinem edlen Angesicht. Ihre Augen gingen nieder, eine schmerzliche Erwartung und Ueberfüllung hob ihre Brust. Er nannte mit unbeschreiblichem Ausdruck ihren Namen. Sie blickte auf, ein süßer, heiliger Ernst wohnte in ihren Blicken und doch zuckte ein wehes Lächeln um ihre Lippen: ob er sie angefaßt, ob sie ihm an das Herz geflogen, sie bebten eins an des andern Brust. Sie erhob sich, und wie als zage sie, ob auch der selige Traum wirklich sei, berührte sie seine Stirn, seine Wangen und sahe so freudenreich und schön, daß er nichts sagen konnte als Celinde. Wieder nahm er ihre Hände, sie freuten sich wie Kinder an ihrem gegenseitigen Anschauen, und aufs Neue vereinte sie der bräutliche Kuß. In Flammen und Thränen waren zwei Wesen selig in Liebe, verherrlicht durch die Liebe und ihr Gebet war Liebe. Er sprach zuerst wundernd und fragend: ich halte dich, ich trinke den Athem meiner herrlichen Geliebten, ich bin so froh, so frei — o, vor dieser Wirklichkeit tritt die Phantasie blaß zurück.

Sie berührte sein Haupt, ihr fein und weich gerundeter Arm ruhte an seiner Wange; zärtlich, entzückt, strahlend glimmte ihr Blick in den seinen.

Er sagte wieder: Jetzt verstehe ich erst den Blick des Menschen, seinen lieblichen Mund und die heilige Gestalt. Stolz und Scheu ist in Vertrauen und Liebe erlöst. Holdseliger Wahnsinn, wundervolle Hingebung. Meine Geliebte, ich glaube an die Ewigkeit des Moments!

Ich liebe dich auch, sprach sie zückend und ihr Haupt sank an seine Schulter. Vor seinen schwimmenden Blicken zitterte die Nacht. Innig, dringend, taumelnd preßte er sie an die aufathmend-heiße Brust. Ein leises Beben ging durch ihre himmlischen Glieder, sanft und unaufhaltsam quoll ihm ihr Leben entgegen. Sie erhob sich; eine hohe Anmuth webte in ihren Zügen, ganz aufgerichtet stand sie vor ihm, die süßeste Besinnung war in ihren Augen. Sie sagte unwillkürlich, doch absichtlich gefaßt: Alles ist gelöst und gut; ich habe nichts Anderes auf der Welt als dich, Julian. — Thränen sprangen ihr in die Augen, doch mit verdunkelten Blicken sahe sie ihn immer an und sprach mit fester Stimme fort: führe du mich zu einem vollkommenen Leben! — Sie lag an seinem Herzen.

Du mich! sagte er mit zitterndem Tone, Beide, Beide!

Sie erschluchzte an ihm und sie konnten vor Bewegung lange nicht sprechen. Julian fand und erhob sich zuerst. Nun nahm er die Hand seiner Geliebten und sprach um sich schauend fest: Besonnenheit und Entschluß!

Er führte sie einer entfernt liegenden Grotte zu, in welcher, wie er meinte, sie von Spähern sicher waren. Hier sprach er: wir müssen fliehen, Celinde.

Mein einziger Gedanke ist Flucht, entgegnete sie schnell. — Er fuhr fort: Dein Wort bezeugt es, daß dein Vater dich kaum liebt, alle Liebe ist gegenseitig; Alfred ist in seiner ironischen Zerrüttung der Liebe nicht fähig. Du verlässest hier Niemand; ich aber — du hörst die Töne Marcells voll Klage und Erhebung, ich lasse einen Freund zurück. Allein du wirst mir anstatt des Freundes und der Geschwister, statt der Eltern und Angehörigen

sein. — In ihrem freudigen Anschauen schlang er den Arm um den glänzenden, feingewölbten Nacken; er küßte sie und fuhr mit einer Wendung scherzend fort: du sollst auch eine rechte Hausfrau werden. Wir Flüchtlinge werden arm sein; für Nahrung und Kleid ist zwar keine Noth, ich habe Sprachen und Wissenschaft; doch das Fürstenkind soll hübsch bürgerlich wirthschaften und wird mein Fürstenkind das auch verstehen?

Sie blieb weich, ernst und entgegnete seelenvoll, mit inniger Kraft: Ich will ja die Gefährtin deines Lebens sein in Glück und Leid, in Freuden und Sorgen, in Mühen und Muße, in Erwerb und Genuß; denke nicht ängstlich an das Kleine und Aeußere, dies giebt und versteht sich von selbst.

Liebe Celinde, versetzt' er bewegt, giebt es ein Aeußeres oder Inneres, ist etwas groß oder klein für den innig wahren Geist? In frommer Häuslichkeit ist alles gleich heilig und geweiht. Ich habe so lang, so lange im dem grauenvoll nur Ueberirdischen leben müssen — das nennen die Menschen groß. Es ist nicht so. Nur in der Innigkeit wohnt die wahre Größe. — Die Ehe, die Familie in allen ihren Bezügen stellt wirklich wahr, unmittelbarst menschlich und ganz erfreulich die Sühne dar. Welch' eine paradiesische Zukunft, welch' eine Huld des Augenblicks. — O, mein himmlischer Vater!

Es giebt Momente, in denen die Vorhänge des Lebens aufrauschen, das Jetzt mit dem Vormals und Hernach sich vereint und die Seele in den Geist des Ewigen hineinreißt. Der ganze Schmerz seiner Vergangenheit, der Himmel der Gegenwart, die lichte Zukunft waren in einem Augenblick über Julian gekommen; er erhob sein Haupt als müsse er weinend danken, beten, aber überwältigt vom Gefühl fand er keine Worte. Er fiel in die Knie und bedeckte mit beiden Händen sein Angesicht.

Celinde staunte über die plötzliche, ungeheure, religiöse Erschütterung des Jünglings. So blickte sie eine Zeit auf ihn nieder; er blieb immer so. Nun überdrangen sie Schauer auf Schauer; in der Tiefe des Mitgefühls sank auch sie neben ihm in die Knie. — Ein Gefühl, ein Sinn waren ihre geflügelten Seelen vor Gott.

Jetzt zerschnitt eine gellende Dissonanz die vollbrausenden Töne der Orgel und alles war still. Julian schrak auf, er besann sich schnell und zog Celinde zu sich empor. — Etwas Unerhörtes muß dem Marcell begegnet sein, sprach er besorgt; anders hätte der Abt sein Spiel in dieser Art nicht unterbrochen. Ich fürchte, daß wir auch hier nicht mehr sicher sind: Celinde, wir müssen uns trennen.

Ja, ja, sagte sie, erschreckt durch sein gespanntes Bezeigen.

Flucht, heute, zur Stunde, ist unmöglich, fuhr er fort. Wahrscheinlich hat man mir nachgestellt, mich im Weiten an deiner Seite wahrgenommen und bei dem Abt auf meine Verfolgung gedrungen. Damit ich den Verdacht niederschlage und wir für die Flucht Raum gewinnen, muß ich nothwendig zur Hora ins Kloster zurück. Morgen, Celinde, mit dem Frühroth erwarte ich dich an der Schloßpforte, die nach Osten führt.

Mit dem Frühroth, wiederholte sie, an der Pforte nach Osten — ich werde bereit sein.

Wir fliehen in die Ebene, sprach er fort; in dem nächsten Dorfe wohnt ein mir ergebener Mann, er ist von meiner Ankunft unterrichtet. Dort wechseln wir die Kleider. In bäuerlicher Tracht flüchten wir in das nah angrenzende protestantische Land. Dann gilt es, die Umstände zu benutzen, alle Vorberechnung wäre müßig; aber mir wohnen mächtige Freunde dort und Verwandte, und wie ich mit Grund vermuthe, darf ich alsdann selbst auf die Parteinahme und den Schutz Alfreds rechnen.

Mit dem Ausruf: Celinde! umschlang er die Zitternde und sog den Himmel von ihren schüchternen, zehrenden Lippen. Sie entwand sich ihm sanft; ihre geistig schöne Hand berührte seine Locken, flehend hingegeben sahe sie ihn an, dann unterbrach sie sich, sich aufrüttelnd und mit dem Wort: „morgen, morgen“, eilte sie, das Schloß zu erreichen. Auf dem Gipfel des Berges verweilte Celinde einen Moment, zurückgewendet. Die Sterne umblühten ihr Haupt, Wald und Wasser wuschen ihren Fuß, sie leuchtete vor seinen Augen wie ein Engel — mit unaussprechlicher Sehnsucht sahe er sie verschwinden.

Er fand sich zurück und sagte sehr bestimmt vor sich hin: Besonnen jetzt, unser Geschick wird zu überwinden sein.

Er ging entschiedenen Schrittes dem Kloster zu.

XVI.

So lange Marcell hoffen durfte, daß Julians Wort und Bezeigen auf einer Sinnesänderung beruhte, die nur aus Liebesbethörung hervorgegangen, war er fest entschlossen, diese Epoche seines Lebens gefahrlos an ihm vorüberzuleiten; als er aber wahrnahm, daß der jetzige Seelenzustand des Jünglings nur die Entwickelung seiner oft angedeuteten, einmal ausgesprochenen Gesinnung sei, entschied er sich sogleich, ihn sich selbst zu überlassen, ja ihn erforderlichen Falls, so weit sein Kirchenamt das erlaubte, bei der Befreiung aus dem unwahren Klosterleben zu unterstützen. Wo Marcell einen innigen, bestimmten Willen erkannte, ehrte er die Majestät der Freiheit. Doch erschrak er auf das Schmerzlichste bei dem Gedanken, wie fremd und fern ihm Julian geworden.

Sein Argwohn, daß die Mönche den Jüngling lauernd umschlichen in der Hoffnung, ihn straffällig zu finden, war sehr begründet. Julian hatte seine freiere, ja überkirchliche, christliche Weltansicht nie verhehlt; zu jugendlich tadelte er laut, ja er verspottete den eingeschränkten Geist der Klosterbrüder. Ueberdas stand ihm der Umgang mit den rohen Gesellen nicht an. Er konnte in seiner feinen Bildung, in seinem vornehmen Stande sich nicht verleugnen. Durch eine stolze Zurückhaltung verletzte er seine Lebensgenossen. Auch war ihnen das ausschließende Vertrauen des Abts zu Julian ein Dorn im Auge. So vielfach gereizt entbrannten die Anachoreten in Neid und Haß gegen den hochstrebenden Jüngling. Seine heutige Predigt bestärkte sie in dem längst gehegten Verdacht, daß er des Mönchslebens satt, damit umgehe, dasselbe von sich zu werfen, entweder durch Uebertretung der Klo-

stervorschrift oder durch Flucht. Die arglose Aeußerung Julian's über die katholische Symbolik wurde von denen, die sie vernommen, den Uebrigen sogleich in gehässiger Uebertreibung als eine unerlaubte Licenz mitgetheilt. Wenn sie Marcells Vorliebe für den jungen Mönch nicht gefürchtet hätten, sie wären sofort auf seine Bestrafung gedrungen. Doch wurden sie eins, den Jüngling von nun an schärfer zu bewachen und keinen seiner Schritte aus den Augen zu verlieren. Eben berietheu sie über die schicklichste Art der Nachstellung, als sie gewahr wurden, daß Julian aus der Kirche lebhaft das Gebirg' hinauf und der Schloßbrücke zueile. Sein Gang war nicht schweifend, suchend, sondern fest auf dies Ziel gerichtet. Schein genug für die mißtrauischen Fanatiker. Einige unter ihnen folgten ihm sogleich, behutsam und von fern. Sie sahen die Begegnung der Liebenden, die dann ihrem Blick verschwanden. Im Triumph kehrten die Späher zurück, das ganze Kloster gerieth in schadenfrohen Aufruhr, man berichtete das Ereigniß an Marcell. — Der erschrockene Abt war genöthigt, dem Rufe der Ankläger zu folgen. Sie führten ihn den Weg zur Brücke; alsbald sahe er die liebliche Gestalt Celindens. Sie winkte von dem Gipfel grüßend, und Julian erwiederte den Gruß. Im Anblick dieser Beiden erschüttert, entschloß sich Marcell, eine Flucht seines Freundes zu begünstigen. — Der junge Mönch ging nur wenige Schritte nach dem Kloster zu, seine Verfolger traten mit unverhehlter Schadenfreude ihm entgegen.

XVII.

Julian las in den wilden, finster drohenden Mienen der Mönche ihren Verrath. Sie wollten ihn umringen. Er stutzte und wich zurück; mit einem Hohngelächter erwiderten sie sein Bezeigen; er verweilte, sie schwiegen.

Was wollt Ihr, rief er aus, redet! Ihr habt etwas wider mich.

Sie beharrten im Schweigen und sahen auf Marcell, der über einen Plan zu brüten schien. Julian wollte weiter; sie vertraten ihm den Weg.

Zurück, sprach er entschieden; wo Ihr mir nichts zu eröffnen habt, laßt mich meine Straße gehen. In Freiheit und Muße verstehen wir einander nicht zum Besten. — Er wollte durch sie hinschreiten, aber die Entschlossensten waren im Begriff, ihn anzufassen. Er schleuderte ihre Arme weg, trat aber wieder zurück.

Redet, rief er entflammt; diese Scene fällt mir unerträglich. Wißt ihr etwas, so bringt es vor; wenn nicht, so bahn ich mir mit Gewalt den Weg, denn meine Ungeduld ist groß.

In diesem entscheidenden Moment schien Marcell einen Entschluß gefaßt zu haben. Er trat hervor, nahm die Hand Julians und führte ihn zur Seite. — Ihr, sprach er zu den erstaunten Mönchen zurückgewandt, mögt mich und ihn bewachen. Ich habe dem Verirrten einen besonderen Aufschluß. — Marcell geleitete wohlüberlegt Julian bis zu dem Eingang eines dunklen, sich weithin erstreckenden Seitenwegs, der in das Freie ausging und so von Laub überschattet war, daß kein Strahl des Mondes hindurchdringen konnte. Hier verweilte er und sprach streng ernst: Du bist verrathen. Noch einmal sei das Wort versucht, inständigst sei gewarnt.

Wenn Du mit erneutem Gelöbniß der Obedienz in das Kloster zurückkehrst, so verspreche ich Dir an Eidesstatt, daß die ganze Buße Deines Vergehens eine geringe Kirchenstrafe sein wird. Höre den Rath der Vernunft und des Gewissens; wähle, antworte: willst Du unter solchen Bedingungen wieder Einer der Unseren sein?

Nimmermehr! rief der Jüngling, noch glühend von dem Wein der Liebe, noch empört von der Begegnung derer, die Marcell die Seinen genannt; milde setzt' er hinzu: Eher sterben — Du weißt es, Marcell.

Wohlan, sprach der Abt, ich darf das Opfer bringen; dann aber hoffe nicht mehr auf mich; Du wirst in mir den Gegner finden. — Er beugte sich an Julians Ohr, und indem er auf den bezeichneten dunklen Gang wies, sprach er leis' eindringlich: flieh! — Julian wollte ihn umarmen, indem sahe er die Mönche nahen; er riß den Freund an die Brust. Marcell war besonnen genug, der Umarmung den Schein des Ringens zu geben. Julian verschwand in der Allee. Der Abt nachblickend harrte, bis er Julians weißes Gewand nicht mehr schimmern sahe. Nun eilte er an den einige Schritte gegenüber liegenden dunklen Gang, der die entgegengesetzte Richtung verfolgte und rief nach Hülfe. Die Mönche eilten herbei. Marcell erschien von dem Ringen mit dem Entflohenen erschöpft, aber er war es von der schmerzlichen Trennung. — Dort, dort, rief er, und wies in der Absicht, Julians Feinde irre zu leiten, nach der nicht betretenen Allee; er floh dort hinaus, ihm nach, schafft ihn zurück. Die Meisten eilten mit wildem Ausruf nach der angegebenen Richtung; Einige blieben zurück. — Was säumt Ihr, sprach Marcell; folgt denen, die eifriger sind und lobenswerth handeln.

Die Mönche erwiderten, daß es ihnen scheine, hier sei mehr zu bedenken, als die Verfolgung Julians nach dieser einen Richtung. Der Flüchtling sei behende, jung, gewandt, die schwerfüßigen Brüder würden ihn schwerlich erreichen. Es müsse einer von ihnen in das benachbarte Dorf gesendet werden, die Gemeinde aufzufordern, den eidbrüchigen Mönch zu fangen und der Gerechtigkeit zu überliefern. Mit Nachdruck behaupteten sie, daß es Marcells Pflicht sei, sich sofort auf das Schloß zu begeben und den Fürsten von dem Geschehenen zu unterrichten, damit er seine Tochter vor Julian, vor ihr selber behüte, denn es sei wahrscheinlich, daß die Liebenden einen Plan zu ihrer Flucht verabredet hätten, daß sie diesen Plan rasch, vielleicht noch in dieser Nacht auszuführen gedächten. Die Widerwärtigen setzten hinzu, daß sie wohl fühlten, wie schmerzlich des Abtes Freundschaft für den Unwürdigen mit seiner Pflicht collidire, aber er möge die große Verantwortlichkeit bedenken, die Strenge Rom's und sein Gewissen. Er müsse die befleckte Kirche in ihrer Reinigkeit wiederherstellen, andernfalls werde ein Verdacht auf ihm haften, daß er, der einzige Freund des Entflohenen, um seine Flucht gewußt, sie wohl gar befördert.

Das könnte mir gleichgültig sein, meinte der Abt mit apathischem Schmerz; doch im Uebrigen habt Ihr Recht. Es geschehe, was nun geschehen muß. Geh'n Einige von Euch ja nach Eurem Vorsatz in die Gemeinde; ich will indeß den Fürsten unterrichten.

So sprechend ging er dem Kloster zu, um alsdann sich auf das Schloß zu begeben; er duldete gelassen, daß ihn die Mönche beobachtend geleiteten, denn er hatte ihren Argwohn verschuldet.

Inzwischen war es schwül und todtenstill geworden, kein Blättchen rührte sich. Schwarze Wolken krochen am Himmel herauf, der Mond schlich schwer durch die Nebel und blickte matt auf die düstere Scene: eine wilde Nacht drohte der scheuen, fürchtenden Welt.

IXX.

Ob es doch wahr ist, daß der geheimnißreiche Bund Liebender, die durch Raum und Zeit getrennt sind, unter gewissen Umständen gegenseitige Einwirkungen erfahre? — Als Celinde um die Stunde der Begegnung Julians mit den Mönchen in die Vorhalle des Schlosses trat, überfiel sie ein Zittern und Zagen, davon sie nie eine Vorstellung gehabt. Schauer rieselten durch ihre Glieder; es war, als gefriere ihr das Herz, ihr unschuldiger Busen wallte.

That ich Böses, sagte sie unwillkührlich laut und stand geheftet, bin ich in eine Todtenhalle getreten? So war ich nie.

Je höher vor Kurzem, in himmlischer Unklugheit alles Irdische überfluthend, ihr Inneres aufgeschwungen, desto tiefer sollte eine unerklärte Angst sie nun herabziehen.

Wie eng ist mir, sagte sie gequält, ich möchte mir die Bänder lösen. Was wird unser Schicksal sein?

Indem eilte eine ihrer Dienerinnen mit dem Rufe herein: Fräulein, sind Sie gekommen? Schon seit einer Stunde erwartet Sie der Fürst!

Geh', sage, daß ich kommen werde, bald! sagte abweisend mit unnatürlicher Fassung Celinde. Das Mädchen, über ihr Aussehen schmerzlich verwundert, ging ungern.

Mein Vater! rief Celinde aus. Ich bin ungehorsam, hinterlistig wider ihn — das quält mich wohl!

Sie berührte abwehrend ihre Stirn und sprach: Kindisch! das kann es nicht sein, mein Pfad ist richtig, ja selig. — Mit verändertem Ton, ein Selbstvertrauen der Verzweiflung, rief sie: Ist mir zu Muth! Gräßlich! — Nun hörte sie eine Thür schlagen, Alfreds Gelächter schallte herüber. — Böses that ich nicht, Böses thu' ich nicht, rief sie entschieden. Aber mit ausbrechendem Schmerz preßte sie ihre Hände, im Saale umhergetrieben bei den Worten: Droht ihm Gefahr? Ist er nicht mehr frei? Was soll ich glauben, denken, da ich es nicht zu nennen, zu fassen weiß, was mich ängstiget.

Der Wald wurde unruhig; ein gewaltiger Sturm erhob sich; der Mond verbarg sein Licht. Schmerzlichst ihrer Lage nachsinnend, fuhr sie fort: Haben Jene uns gesehen, die ergrimmten Mönche? Werden sie heraufkommen und uns verrathen? Weiß mein Vater oder der Graf schon jetzt um den Verein? Wollen sie mich von hier bringen? Soll ich ihn nicht wiedersehen? — Sie war an das Fenster gekommen; lauernd schrecklich erschien ihr das Dunkel; ihr däuchte, eine schwarze Hand fasse nach ihr. —

Celinde! rief sie sich an und wendete den Blick scheu weg von der Nacht. Sie ging wieder unruhig umher; plötzlich mit ausbrechenden Thränen stand sie still. — Ach, sagte sie, es ist nichts. Die Trennung von ihm raubt mir Muth und Verstand. Er wird ja kommen mit dem Morgenroth; er sagte, mit dem Morgenroth! — Sie ward unterbrochen. Alfred nahte sich, laut redend: Ein Unwetter ist im Anzuge, wie seit Menschengedenken nicht. Es wird schlimm. Dohlen schreien, Uhus krächzen, Kauz und Häher wimmern, der Himmel exponirt mit dem Schleudern von Schlossen und kalten einzelnen Tropfen. Gut, daß die Prinzessin zurückgekehrt ist; aber wo ist sie.

Er trat mit dem Mädchen in die Vorhalle und nun sahe er Celinde, die sich zusammenfaßte. — Wie, rief er verwundert. Sie verweilen hier, allein, in dieser öden Halle? Der Fürst erwartet den holden Flüchtling in Sorgen und Bangen, kommen Sie. — Er bot der Schweigenden den Arm, den sie ohne ein bestimmtes Gefühl annahm; indeß er sie zu ihrem Vater führte, fuhr er fort: Gefahr, Fräulein, verbindet die Menschen zumeist besser, als die Liebe. Sie zittern? Ueber das zarte, liebenswürdige Geschlecht! Frauen, Frauen! ohne Euch wäre das Leben ein baares Nichts, wiewohl es mit Euch auch nicht viel mehr ist, als ein quälendes Etwas. Nur keine Furcht. Himmel und Erde drohen wohl zuweilen den Einsturz, aber es bleibt leider bei der Drohung. Wenn man sich die Zeit nimmt, es abzuwarten, so beginnt immer auf's Neue wieder das alte, liebe Einerlei und Ennui.

Sie traten in die Zimmer des Fürsten ein, der jedoch Celinde in ihrem Gemach aufsuchte. Das begleitende Mädchen eilte, ihn von der Anwesenheit ihrer Herrin zu unterrichten; Celinde blieb mit Alfred allein. Sie trat an das Fenster und blickte zagend hinaus; Alfred folgte ihr.

Sie sind sehr bewegt, holdes Fräulein, sagte er mit Härte. Die Nacht wird fürchterlich; ich dächte, wir träten zurück.

Celinde verneinte schweigend. Eben riß der erste Blitz durch die Nacht, und als hätten Sturm und Donner, eingehüllt in eigene Schrecken, nur geharrt, daß ihre Wege erleuchtet würden, stürzten sie hervor und tobten schlagend und schallend durch die Wüste der Luft.

Das ist nun Eure harmlose, schöne Natur, Ihr Friedfertigen, sagte Alfred. Hier reißt sie einmal ihre himmlische Maske recht ehrlich glattweg und zeigt sich in ihrer eigenen, furchtbaren Gestalt.

Der Herr donnert, sagte Celinde blaß und hüllte sich in ihren Schleier. Alfred verstummte. Die Blitze wurden acuter und wiederholten sich öfter. Der Orcan fuhr über die Wälder und sie wallten vor ihm wie ein Kornfeld; es donnerte unaufhörlich. — Liewen trat herein. Der erzürnte Vater nahm den Gruß der Tochter nicht an. Während Alfred in dem Bogenfenster verweilte, sprach in seiner Art heftig der immer gutmüthige, immer unbedeutende Mann: Du hast zu Mittag und Abend Dich entschuldigen lassen, und warst keineswegs so unpaß und reisemüde, daß Du Dich hättest heimhalten müssen. Ich kann Dich nicht loben und bitte um bessres Vertrauen, oder Dein Gehorsam wird Dir eine harte Pflicht sein. Dies Zögern und

Sträuben hilft zu nichts, morgen muß mein Befehl geschehen. Denke auf mein Wohlwollen.

Celinde erwiderte nicht; sie hatte kaum sein Wort vernommen. Alfred rief von dem Fenster aus: Wenn der erbarmende Himmel nicht bald in Thränen ausbricht, so seh' ich nicht, wie dies verzweifelte Welttreiben ohne Selbstvernichtung andauern will. Mitleid, Himmel! Solch' ein Schmerzenskrampf wird nur durch Thränen gestillt, der schmetternde Witz ist und bleibt insufficient.

Celinde wollte sich entfernen; unwillkührlich blickte sie noch einmal hinaus. Wie eingewurzelt blieb sie stehen. Zugleich rief Alfred: Was ist das? Was geht dort vor? Der Fürst eilte an das Fenster. Alfred fuhr fort: Mehr Feuerschlangen wirf herab, Himmel! — Ha, rief er hinausweisend, dort krappelt und handthiert nicht eine geringe Zahl zweibeiniger Creaturen; sie sind wem auf der Fährte diese Menschlein, umflossen von dem Unermeßlichen; jetzt schlingt die Nacht sie wieder ein. Durchlaucht, mich dünkt, dort watschelten dickbäuchige, kahlhäuptige Mönche herum und bewaffnete Bauernbengel liefen durcheinander. Was hat die Fratzen zum Donnerwetter aufgebracht; es ist, als ob Sendlinge des Abgrunds die Burg umschwärmten. Wie es sei, in diesem Blitzen ist der erhabene Lucifer los.

Welch' eine Helle! sprach Liewen.

Hölle! parodirte Alfred immer hinausblickend. Dort rennt ja ein von Vielen verfolgter Mensch querfeldein. — Ha, flammen die Wetter wie beim jüngsten Gericht!

Der verfolgte Mensch scheint nach dem Gewand ein Priester, sagte Liewen.

Es ist ein Priester, rief Alfred; ein Troß von Burschen und heiligen Brüdern jagt ihn par force. — Nun fuhr Alfred sonderbar wildbewegt mit den Worten zurück: beim Teufel, mir däucht, nach der Gestalt und dem Kleide — der ist mein Bruder!

Celinde, die inmitten des Zimmers wie im Wahnsinn beide Arme ausgestreckt und besinnungslos hinausgestarrt, stieß jetzt einen so durchdringenden Schrei aus, daß Liewen und Alfred vor Entsetzen stumm mechanisch sich zu ihr wendeten und das ringende, betäubte Mädchen anstarrten.

Hülfe, Hülfe, rief tonlos, von Qualen fast erwürgt, Celinde — es ist Julian! — Mit eins von einem Besinnen durchzuckt raffte sie sich zusammen und mit dem Todesruf: hinweg! stürzte sie aus dem Zimmer.

Der Fürst, im Begriff ihr zu folgen, ward in seinem Gange von dem Abt Marcell und den Mönchen aufgehalten.

Warschau's Sonne im Untergange.

(Aus den Papieren eines Reisenden, am Schluß des achtzehnten Jahrhunderts).

(Fortsetzung.) Warschau 1794.

Die Spielsucht ist in Warschau unter allen Ständen unglaublich tief eingerissen. Man sieht die Thürsteher unter den Thoren der Paläste, die wartenden Kutscher auf ihren Böcken, die Bedienten in den Vorzimmern spielen, ja, ich habe drei Bettler auf den Stufen der Kreuzkirche sitzen und spielen und zwischenher die Kirchengänger anbetteln sehen.

Ein anderes winterliches Vergnügen ist die Redoute. Sie fängt hier zu Anfange des Dezembers an, dauert bis Fastnacht, macht sodann die Fasten hindurch Stillstand, wird nach Ostern fortgesetzt, und währt bis Pfingsten. Sie wird an zwei Orten wöchentlich gegeben. Das eine Lokal begreift die Säle hinter dem Schauspielhause, deren zwei große und zwei kleinere sind; das andere ist der Palast Radziwil auf der Krakauer Vorstadt und namentlich dessen erster Stock, der einen sehr großen Saal, drei kleinere und einige Zimmer enthält. Dies letztere Lokal ist bei weitem nicht so neu, so gut verziert und so anständig, als das erstere; aber es wird mehr besucht weil der Eintritt um einen oder zwei Gulden wohlfeiler und die Maskenfreiheit ausgedehnter ist.

Man kömmt in die Radziwil'sche Redoute wie man geht und steht, in Stiefeln und Sporen, in Rock und Jacke, mit oder ohne Larve. Die einzige Spur von Redoutenpolizei ist, daß man den Säbel abgeben muß, wenn man eintritt. Hunde gehen unangetastet mit ihren Herren herein.

Einen Domino oder Tabaro sieht man hier äußerst selten und nur immer bei Fremden, die noch keine polnische Redoute besucht haben, mithin sich so einrichten, wie es an andern Orten erforderlich ist. Jeder kömmt, wenn nicht etwa Bestellungen, oder eifersüchtige Beschleichungen das Gegentheil erfordern, in seinen gewöhnlichen Kleidern mit offenem Gesicht. Nur Weiber aus der großen Welt, wenn sie allein, oder wenn ihrer nur zwei oder drei beisammen sind, vermummen sich vom Kopfe bis zu den Füßen, weil sich doch der Wohlstand mit dem Gegentheile nicht vertragen würde, da eine große Menge liederlicher Mädchen hier gleichen Weg gehen. Diese Bedenklichkeit hört aber auf, wenn sich ganze Gesellschaften zusammenthun und in den Sälen herumziehen, oder sich auf den Kanapeen und Stühlen lagern; nach dem Grundsatze, daß eine große und feine Gesellschaft überall ihre Würde mitbringt und sich dieselbe unter den zweideutigsten erhält. — Diese Gattung tanzt auch nicht auf den Redouten, so wenig als ähnliche in Berlin und Wien. — Ueberhaupt tanzen in Warschau nur die vorletzten Klassen und unter diesen die Handwerksbursche die zu den feineren gehören,

mit ihren Meisterstöchtern oder mit Mädchen, deren Bekanntschaft rasch gemacht ist.

Was in sogenannten Charaktermasken erscheint, ist gewöhnlich auch nicht von feiner Abkunft, den Fall ausgenommen, daß man sich darein steckte, um einen gesellschaftlichen Scherz auszuführen, oder um für irgend eine verliebte Absicht zu kundschaften. Man nimmt die allergewöhnlichsten dazu, als Mönche, Strußen, Kutscher, Kosaken, Teufel, Juden, Fledermäuse ꝛc. Nur ein einziges Mal ist mir eine satyrische Maske vorgekommen. Es war ein ungeheuerer Stiefel mit Stulpen, sorgfältig gewichst und mit Sporn nach Verhältniß versehen. Dieser wandelte in den Sälen des Radziwil'schen Palastes umher, war aber seiner Dicke wegen oft gezwungen still zu stehen und auszuruhen. Auf der Stulpe stand ein wunderlicher Name, der den Verfertiger solcher Stiefeln bezeichnete. Kurz vorher waren nämlich die steifen Stiefeln mehr als vorher Mode geworden und eine Menge Leute, die nicht gerade Bereiter oder Stallmeister waren, fingen an sie zu tragen. — Darauf bezog sich dieser Scherz, dessen Ausführung dem Erfinder sehr schwer werden mußte, weil sich der Stiefel nach einer Weile in eine Ecke stellte und seine Seele, die von Schweiß triefte, heraus ließ.

Wenn sich die Weiber maskiren, so sieht man am häufigsten Jüdinnen, Russinnen, Türkinnen, Bäuerinnen ꝛc., die bald mit mehr, bald mit weniger Geschmack und Reichthum angezogen sind. — Das Heer der leichtsinnigen Mädchen, das besonders auf der Radziwil'schen Redoute zahlreich ist, kleidet sich nach eigener Phantasie, oft sehr gut, oft höchst geschmacklos und man kann darnach die Klassen bestimmen, in welche sie einzeln gehören. Uebrigens steigt die Zahl der Menschen die anwesend sind, gewöhnlich auf zwei und drei tausend. Man kann alle mögliche Lebensmittel zum Essen, zum Trinken und zum Naschen haben. Eine Pharaobank darf nicht fehlen.

Die Redoute in den Sälen des Schauspielhauses ist anständiger, aber weniger besucht.

So groß die Reihe von Vergnügungen ist, die ich bisher aufgezählt habe, so genügt sie den Genußjägern in Warschau doch nicht: die ordentlichen werden noch mit außerordentlichen vermehrt. — Hierher rechne ich die Pickenicke, die außerhalb Berlin wohl nirgend so häufig sind, und von so mancherlei Ständen unternommen werden, als in Warschau, nur, wie es sich von selbst versteht, mit ungleich mehr Aufwand und Kosten.

Die Pickenicke für die große Welt richtet irgend ein Großer ein, der das Ganze übernimmt. Er bestimmt den Preis zu zehn, acht, sechs und vier Dukaten auf die Person und macht dem gemäß seine Anstalten. Er besorgt dafür die Säle, die Musik, die Tafel, den Wein und andere Getränke. Im Frühling und Herbst giebt man diese Pickenicke gern außerhalb der Stadt, in Mariemont, Villanow, Wola und sonstwo; im Winter in den Sälen hinter dem Schauspielhause, im Radziwil'schen Palast und anderwärts. Jeder, der ein Billet bezahlen kann, nimmt Theil daran, von welcher Abkunft, von welchem Stande er auch sei. Niemand bekümmert sich um solche Dinge, die man hier bei Vergnügungen für Nebensachen hält. Dies ist ein

Grund mit, warum diese Gesellschaften, wie alle übrigen in Warschau, beständig sehr zahlreich und heiter und zugleich überaus glänzend sind. Der Tanz ist dabei die Hauptsache für die junge und schöne Welt, die Karte für die ältere und häßliche. Letztere bleibt hier um so gewisser unaufgefordert, da die Mitglieder der Gesellschaft einander selten so genau kennen, daß sie aus Höflichkeit oder Politik etwas für einander thun sollten. Bloß Reiz und Geschicklichkeit im Tanze werden hervorgezogen und man ist versucht, die Warschauer schöne Welt für die schönste zu halten, wenn man auf diesen Pickenicken keine andere als reizende, trefflich gebildete und gewachsene Personen erblickt. Man gehe indessen nur in die Nebenzimmer, so wird man die Schlacken von diesem Silber finden.

Warschau hat mit Wien eine Anstalt gemein, die auch hier, wie in Wien, von den höheren Klassen besucht wird — ich meine die Hetze*). Man giebt sie hier ebenfalls an Sonn- und Feiertagen, wo dasjenige Publikum, auf die sie berechnet ist, die meiste Zeit und das meiste Geld zu verlieren hat.

Das Hetzamphitheater hat weder den Umfang noch die Höhe des wienerischen, ist aber in derselben Form gebaut. Es hat eine Galerie weniger und ist nicht so gut unterhalten als jenes. Die Anzahl der wilden Thiere ist weder so stark, noch sind ihrer so viele Arten vorhanden. Der Hetzmeister und die Hetzknechte haben weder so viel Heldenmuth, noch so viel Geschicklichkeit ihr Publikum zu belustigen als die Wiener, die übrigens ihre Muster sind. Das Erhabene, das in ihrer Kunst und Bestimmung liegt, wissen sie nicht gehörig geltend zu machen. Einem wilden Stier entgegen zu gehen, ihn bei den Hörnern zu fassen, mit ihm zu ringen und ihn endlich zu ermüden; einen bissigen Wolf aus den Zähnen der Hunde loszumachen und ihn, an die Brust gedrückt, nach seiner Falle zu tragen; mit dem Raubbären solch eine zärtliche Verbindung zu unterhalten, daß er Nase und Hände leckt, die er so eben gut wegreißen könnte: diese und ähnliche Heldenthaten, die dem Wiener Hetzmeister zum Kinderspiel geworden sind, bleiben für den Warschauer noch unerreichbar und man sieht daraus, daß er sich nicht einbilden darf, die Liebhaber zu befriedigen. Das größte Kunst- und Wagestück, welches ich in Gesellschaft einiger Bekannten von ihm gesehen habe, war, daß er, auf einem ziemlich matten Stiere reitend, in das Amphitheater sprengte und den Stier und sich zugleich von sechs oder acht Hunden fangen ließ. Der Pöbel beklatschte dies freilich, aber bei uns feineren Kennern konnte er es nicht höher als zu einem mitleidigen Achselzucken bringen. — Seine Wolfs- und Bärenhetzen raubten uns vollends alle Geduld; und ein junger Offizier aus Wien konnte seinen edlen Unwillen so wenig bergen, daß er ihn förmlich auspfiff und auspochte. Es war gerade am Namenstage des Königs und am Jahrestage der neuen Konstitution den 3. Mai 1792, an welchem man diese, für beide sehr beleidigende, gemeine Hetze gab, auf welcher nicht einmal ein elender dürrer Wolf zerrissen wurde. In Wien

*) Vergl. Berl. Monatsschrift, Juni 1792.

feiert man solche Tage ganz anders', erzählte uns der junge Mann mit Feuer: dort hatte er an einem Annentage gesehen, daß zehn Hunde einen elften zerrissen; daß die Löwin einen, rund herum mit Katzen behängten Esel auf einen Schlag mit der Tatze das Kreuz zerbrochen, so daß Hinter- und Vordertheil nur noch mittelst der Haut zusammenhangend, einander entgegen gefallen wären; daß der Raubbär ein Böckchen aus heiler Haut, trotz Schwärmern und Granaten, weggegessen; und daß wenigstens ein paar Dutzend Stier- und Bären-Ohren im Amphitheater wie gesäet herum gelegen hätten. Wir hörten seiner Erzählung mit möglichster Theilnehmung zu und unsere Bewunderung der Wiener Hetze fiel als tiefe Verachtung auf die Warschauer zurück. Von Rechts Wegen.

Uebrigens hat der König in diesem Hetzamphitheater eine Loge, wie in der Wiener der Kaiser auch. Er besucht es aber selten oder nie. Auf beiden Seiten, neben der seinigen, sind andere Logen, die zuweilen aus den höheren Ständen besetzt werden. Diese kommen in die Hetze, wie sie überall hinkommen, um ein paar Stunden zu tödten, nicht, weil sie Geschmack daran fänden.

Am Eingange der großen Allee, die nach Ujasdow führt, wohnt eine wunderliche Art von Speisewirth der viel Zuspruch hat. Es ist ein Krebsmäster. Er hat in mehreren Behältern seine Thiere in der Mast, verbirgt aber die Mastungsart selbst als ein Geheimniß, vermuthlich aus dem doppeltem Grunde, daß er Nebenbuhler vermeiden, und daß er seinen Gästen mit dem Anblicke der Aezung die Eßlust nicht verderben will.

Es ist wahr, er bringt die Krebse zu einer ungewöhnlichen Größe und Fülle. Die berühmten Oderkrebse kommen ihnen in beiden nicht gleich, noch weniger im Geschmacke. Die Art sie zuzubereiten, hat auch etwas besonderes und ist mithin auch ein Geheimniß. Man würde vielleicht nicht glauben, daß man bei diesem Mann Dukaten verzehren könne, wenn man nicht schon durch mehrere Winke benachrichtigt worden wäre, daß in Warschau alles vornehm und theuer ist. Zudem sind Burgunder, Champagner und alter Unger die einzigen Weine, die man mit Anstand dazu trinken kann, da das Gericht Krebse selbst nur drei oder vier polnische Gulden kostet! Man geht einzeln oder in kleinen feinen Gesellschaften hierher; und schon der Preis zeigt, was für Klassen besonders einzusprechen pflegen.

Gewisse Mitglieder der bessern Stände haben endlich noch einige öffentliche Häuser, wo sie sich besonders des Abends zum Schmausen und Zechen zusammen finden. Es sind meist alte Völler oder junge Wüstlinge vom Adel, auch Kaufleute, Beamte, Offiziere und dergleichen. Getrunken wird hier besonders nach altpolnischer Sitte und gespielt nicht minder ernsthaft. Wenn diese Gesellschaften bis nach Mitternacht geschwärmt haben, so machen sie gewöhnlich noch eine Rundreise. Wo sie hinkommen scheinen böse Geister losgelassen zu sein. Auf den Redouten gehen sie in Rotten umher und treiben Muthwillen, fangen noch einmal an zu trinken, jagen die Mädchen zusammen und wählen unter ihnen.

Ein Zug des Muthwillens rottete sich im Frühling 1792. Eine kleine Gesellschaft von jungen Edelleuten unter denen man zwei Stanislausritter

gesehen hatte, waren nach Mogatow, dem Lustsitze der Kronmarschallin Lubomirska, gekommen. Die Besitzerin hat Gefallen an schönem Federvieh und man unterhielt hier auch, während ihrer Abwesenheit, eine ausgesuchte Sammlung davon. Den jungen Leuten dünkte es ein großer Scherz, wenn sie diese Thiere sämmtlich köpften. Sie zogen auch sogleich ihre Säbel und vollstreckten ihren Einfall. Pfauen, Hühnern, Enten, Gänsen, von den kostbarsten Arten, schlugen sie die Köpfe herunter. Den Aufseher des Schlößchens, der dazu kam und sich ihnen widersetzte, mißhandelten sie gröblich. Sodann suchten sie die Störche, Kraniche und Schwäne, die in dem Garten zerstreut waren auf und behandelten sie wie das übrige Geflügel.

(Fortsetzung folgt).

Wochenschau.

Noch immer bleibt die Situation von der Wendung abhängig, welche der Conflict zwischen Frankreich und den Vereinigten Staaten nehmen wird. Selbst für den Fall, daß der Präsident Johnson einem Compromiß geneigt sein sollte, bleibt die Möglichkeit vorhanden, daß die Entwickelung der Thatsachen, unabhängig von dem Willen und der Weisheit der Menschen, auf eine Catastrophe hindrängt. Schon hat sich in der mexikanischen Grenzstadt Bagdad ein Faktum gestaltet, über welches die besten Absichten keine Gewalt mehr haben.

Die Politik des Kaiserthums bestand von jeher darin, daß sie Thatsachen schuf, um hinterher zu beobachten, wie sich die Menschen dazu stellen würden. Der Kaiser selber pflegte in eine Verwickelung hineinzutreten, — nur damit er als eine agirende Kraft erscheine, und wenn somit eine Complication ins Leben getreten war, so mußte seine Gewandtheit gleich wie die Verlegenheit der Andern weiter helfen. Seht zu, wie ihr euch mit dem, was ich in Gang setze, abfindet: das war des gallischen Cäsars Wahlspruch, der allerdings zugleich eine Appellation an das Glück in sich schloß.

Solch eine Thatsache ist die Kriegsaffaire in Italien gewesen. Cäsar brachte einen Stein ins Rollen, aber er konnte nicht die göttliche Gewalt besitzen, demselben eine perpetuelle Bewegung mitzutheilen. Der Stein hat aufgehört zu rollen, er steckt fest, nachdem er Grenzen verschoben, Throne umgestürzt und eine ziemlich wüste Ebene geschaffen hat, über welcher die Einheitskrone schwebt. Die Krone Victor Emanuels sucht nun vergebens nach den Höhen, auf die sie sich zu stützen vermöchte. Auch war der Stein nicht im Stande, alle Gestaltungen, gegen die er gekehrt war, zu zerschmettern. Es blieb der päpstliche Stuhl, und die österreichische Herrschaft in Venetien, — zwei alte Thatsachen, welche zunächst ängstlich, und der Thätigkeit entbehrend, neben den neuen Thatsachen liegen. Gegen diese Antithese ist Cäsar selber hülflos. Er kann nur dazu mahnen, daß man sich möglichst bequem zwischen dem Alten, das nicht untergehen will, und dem

Neuen, welches der historischen Triebkraft ermangelt, betten möge. Eine treffliche Ermahnung die jedoch nur so lange wirksam ist, bis die alten Thatsachen sich ermannen, oder bis den neuen Thatsachen durch eine bis jetzt noch unbekannte Macht ein frisches Leben mitgetheilt wird. Wir sagen, durch eine unbekannte Macht, denn der Cäsarismus enthält diese Kraft der Neubelebung nicht.

Aehnlich in Mexico. Auch hier wurde ein Abenteuer unternommen, mit dem Vorbehalt, zu sehen, was daraus werden würde. Der Gang der Dinge in den Vereinigten Staaten raubte dem Unternehmen die Chancen. Auch hier sitzt der geschleuderte Stein fest, ohne daß er für die Krone Maximilian's eine Grundlage schaffen konnte. Wäre das Kaiserthum souverän genug, um sich von den Thatsachen, denen es ein Werde zurief, abwenden zu können, sobald sie zu verdorren anfangen, so würde die Sache nicht böse stehen für Cäsar. Aber so sehr dieser betheuern mag, daß es nicht gerathen sei, Ehre und Würde zu verpfänden, so hängt trotzdem die Existenz seines Thrones von der Dauer des mexicanischen Kaiserthums ab. Hier tritt die Tragik ein, die der Schwärmer die Gerechtigkeit der Geschichte zu nennen pflegt.

Thatsachen, über die Cäsar nicht gebietet, erheben sich gegen seine Thatsachen — und das Ende? Wir glauben nicht an eine glückliche Lösung der Verwickelung mit den Vereinigten Staaten.

Der Conflikt in Amerika wird auf die Allianzen in Europa entscheidend einwirken. —

Unsere parlamentarische Woche zeichnet sich durch die Debatte über den Beschluß des Obertribunals aus.

Die Unverletzlichkeit ist das Attribut der richterlichen Gewalt. Nur derjenige ist unverletzlich, der mit der Heiligkeit der richterlichen Function bekleidet ist, und nur soweit ist er unverletzlich, als er ein Richter ist. Die Unverletzlichkeit des Monarchen hat von daher ihre Quelle, weil der König ursprünglich der oberste Richter war und weil das Regieren sich im Rechtsprechen zusammenfaßte. Sobald man diese Sätze im Auge behält, wird man den Beschluß des Obertribunals, durch welchen allerdings die Unverletzlichkeit der Abgeordneten aufgehoben worden ist, würdigen können.

Mit den Augen des Naturburschen betrachtet, begeht der Richter täglich Beleidigungen und Eingriffe in die Freiheit und das Eigenthum seines Nächsten. Zu dem Einen sagt er, Du bist ein Dieb. Zu dem Anderen sagt er, Du hast Betrug begangen. Zu dem Dritten sagt er, Du bist ein Ehebrecher. Den Einen schickt er auf Monate oder Jahre in's Gefängniß, dem Anderen nimmt er die Frau, ab und zu spricht er sogar einem Nebenmenschen das Leben ab. Warum ist es keine Injurie, wenn der Richter Jemanden einen Dieb nennt? Warum ist es keine Freiheitsberaubung, wenn er ihn einschließen läßt? Warum ist es kein Todtschlag, wenn er ihn auf das Schaffot schickt? Nur deshalb, weil er ein Richter ist.

Wir gehen noch einen Schritt weiter. Der Richter unterliegt wegen seines Ausspruches keiner Verantwortlichkeit, nicht etwa darum, weil dieser Ausspruch das Vorurtheil der Wahrheit für sich hat, sondern einfach des-

halb, weil es ein richterlicher Ausspruch ist. Der Richter kann sich irren, und er irrt sich oft; er kann Jemanden zu einem Dieb, Betrüger, Mörder erklären, der kein Dieb, kein Betrüger, kein Mörder war, er kann durch eine höhere Gerichtsinstanz überführt werden, daß seinem Ausspruche die erforderlichen Voraussetzungen mangelten, und doch bleibt er dem Arme des strafenden Gesetzes unnahbar. Einen Richter wegen Injurien zu belangen, steht keinem Inculpaten frei, etwa um deswegen, weil er, in der zweiten Instanz freigesprochen, von der ersten Instanz zum Betrüger gemacht und ins Gefängniß geworfen war.

Die Mitglieder des Abgeordnetenhauses haben ihre Unverletzlichkeit verloren, weil sie ihre richterliche Weihe verscherzt haben.

Wir lassen zunächst den parlamentarischen Naturburschen sprechen, wie er sich in der Nationalzeitung und dergleichen Blättern in herzbrechenden Declamationen laut werden läßt. Nach seiner Ansicht ist der Abgeordnete unverletzlich, weil er Abgeordneter ist und weil ein gewisser Verfassungsparagraph ihn deckt. Allerdings, als der Paragraph der Verfassung festsetzte, daß ein Mitglied der Kammer auf Grund seiner Abstimmung niemals, auf Grund der von ihm ausgesprochenenen Meinung nur nach Maßgabe der Geschäftsordnung zur Rechenschaft gezogen werden könne, da hatte diese Bestimmung den Sinn, daß der Abgeordnete überhaupt nur in zwiefacher Weise thätig sei, nämlich in der Function des Beschlußfassers und in der Function des Meiners, und daß Alles, was er in der Kammer thue, entweder Beschluß oder Meinungsäußerung sei. Die Bestimmung hatte ferner den Sinn, daß die Meinungsäußerung des Abgeordneten, sie möge noch so schroff, hart, verletzend sein, nicht unter den Begriff der Injurie falle, weil sie eben aus dem Munde eines Abgeordeten komme. Dies dürfen wir gern zugeben, aber zum Lohn hierfür möge man uns auch in dem Satze beistimmen, daß dem Volksvertreter nur deshalb die Unverantwortlichkeit gewährt wurde, weil er an der Heiligkeit des Richterthums Theil hatte. Was der Richter als Richter sagt, ist keine Injurie — also, was der Abgeordnete als Abgeordneter sagt, ist keine Beleidigung —: das war die staatsrechtliche Combination, aus welcher der Verfassungsparagraph entsprang.

Es ist falsch, von einer Scheidung der richterlichen und der gesetzgebenden Gewalt zu sprechen. Der ächte, der urächte Richter ist zugleich Gesetzgeber, seine Entscheidungen sind Gesetz; und der rechte Gesetzgeber ist zugleich Richter, seine Beschlüsse sind Urtheil. Das Abgeordnetenhaus, als Gesetzgeber, war also mit richterlicher Gewalt bekleidet.

Der Boden, in welchem die richterliche Gewalt wurzelt, ist das Gebiet der Thatsachen. Der Richter, der sich aus dem Bereich der Thatsachen entfernt, entwurzelt sich selber. Das Haus der Abgeordneten hat sich mit einer merkwürdigen Consequenz von den Thatsachen abgewendet, es ignorirte die factischen Grundlagen, auf denen der Bestand und die Größe Preußens ruht, es ignorirte den Willen des Königs, welcher die oberste Gewalt im Staate ist, es ignorirte die Armee, es ignorirte den thatsächlichen Gang der auswärtigen Politik. So mußte es seine gesetzgebende Fähigkeit einbüßen, mit dem legislatorischen verschwand auch der richterliche Charakter, mit dem

richterlichen Charakter ging die Unverletzlichkeit zu Grunde. Aus Gesetzgebern wurden Agitatoren und Declamatoren. Das war ein Entwickelungsgang, an dessen Schluß unter allen Umständen das Gesetz und die gesetzliche Verantwortlichkeit stehen mußte. Sobald der gesetzgebende Charakter verdunstete, wurden in der That die „Meinungen" zu Beleidigungen, die Urtheile zu insurrectionellen, verbrecherischen Rufen. Der Arm des Gesetzes war unvermeidlich, mochte er nun durch einen Beschluß des Obertribunals oder auf eine eindringlichere Weise in Thätigkeit gesetzt werden. Es geht einmal in der Geschichte nicht anders, die Geschichte begnügt sich nicht damit, daß eine Degenerirung hervortritt, sie fügt auch immer der Entartung die Strafe hinzu. An Werkzeugen der Strafe fehlt es ihr nimmermehr, und die mildeste Methode, das Facit zu ziehen, ist noch immer diejenige, bei welcher ein oberstes Gericht mitwirkt.

Landtägliches.

Bei den Erörterungen, welche über den Antrag des Abgeordneten **Becker** wegen des zwischen der Regierung und der Direction der Köln-Mindener Eisenbahn-Gesellschaft am 10. August 1865 abgeschlossenen Vertrages in der Budget-Commission des Abgeordnetenhauses stattfanden, hat der Referent, Dr. Lasker, etwas weit in die Geschichte des Preußischen Staates zurückgegriffen, um den Nachweis zu führen, daß unsre Regenten das Staats-Eigenthum als unveräußerlich betrachtet haben.

Inwiefern die Aeußerungen des Referenten mit der vorliegenden Frage und dem Becker'schen Antrage zusammenfallen, ist nicht recht faßlich, — eher wäre die Bemerkung am Platze gewesen, daß die Concessions-Urkunde der Köln-Mindner-Eisenbahn-Gesellschaft, welche vom 18. Dezember 1843, also mit der Zeit des absoluten Regiments datirt, einen klaren Beweis dafür giebt, wie gut die Preußischen Regenten es verstehen, das Staats-Eigenthum zu mehren.

Durch die §§. 9., 16 und 21 des Statuts der Köln-Mindner-Eisenbahn-Gesellschaft ist der Staat ihr bevorrechtetes Mitglied geworden; — durch eine Zinsgarantie von $3\frac{1}{2}$ % des Anlage-Capitals, für die er niemals, außer Anno 1848, in Anspruch genommen worden ist, hat er auf Grund des am 10. August 1865 abgeschlossenen Vertrages neuerlich 13 Millionen Thaler erworben.

Dieser Vertrag wird durch den Antrag des Abgeordneten **Becker**, sowie in der Budget-Commission durch den Referenten Lasker angefochten. Der von dem Letzteren vorgeschlagene Antrag lautet:

Das Haus der Abgeordneten wolle beschließen zu erklären:

1) Die Regierung ist nicht befugt, ohne Zustimmung der Landes-Ver-

tretung solches Staats-Eigenthum, welches als Einnahmequelle dient, zu veräußern, zu belasten, oder sonst einer contractlichen Veränderung zu unterwerfen;

2) Verträge und Rechts-Verhältnisse, welche auf Grund eines besonderen Gesetzes zu Stande gekommen, oder wirksam gemacht worden sind, können nur unter Mitwirkung aller Gesetzgebungs-Factoren abgeändert werden;

3) der zwischen der Königl. Staats-Regierung und der Köln-Mindener-Eisenbahn-Gesellschaft unter dem 10. August 1865 abgeschlossene Vertrag (Gesetz-Samml. 1865, S. 957 ff.) bedarf der Zustimmung des Landtags, und ist nicht eher als rechtswirksam zu erachten, bis diese Zustimmung erfolgt ist.

Dieser Antrag enthält in seinen beiden ersten Abschnitten parlamentarische Doctrinen, die nur bei Uebereinstimmung der drei gesetzgebenden Factoren in die Verfassung hineincorrigirt werden können. Zur Zeit sind es noch Lehrbegriffe des Antragstellers und in keinem Zusammenhange mit Art. 48 und 99 der Verfassung, wie derselbe in der Budgetsitzung behauptete, und damit fällt die rechtliche Begründung des dritten Abschnittes seines Antrages.

Nichtsdestoweniger scheint es wünschenswerth, den Antrag näher zu erörtern, um die erregten Besorgnisse interessirter Personen zu zerstreuen. Zur Beleuchtung des ersten Abschnittes diene Folgendes:

Durch §. 21 des Statut der Cöln-Mindener Eisenbahn-Gesellschaft ist die Amortisation der Actien al pari mittelst Verloosung bedingt. Die Amortisation wurde bis zum Jahre 1854 vollzogen und sind dadurch 669,000 Rthlr. Actien außer Cours gesetzt.

Am 22. Juni 1854 hat zwischen dem Königl. Eisenbahn-Commissariat und der Köln-Mindener Eisenbahn-Gesellschaft eine Vereinbarung stattgefunden, der zufolge die Pari-Ausloosungen der Köln-Mindener Eisenbahn-Actien nicht vor dem Jahre 1870 wieder beginnen sollten. Dieser Vertrag veränderte das Statut der qu. Gesellschaft; — daß er auch irgend ein — mit oder ohne Zustimmung der Kammern — erlassenes Gesetz verändert oder aufhebt, ist wohl kaum zu beweisen; er wurde als ein Akt der Verwaltung den Kammern nur notificirt und dem mit ihrer Zustimmung sub 18. April 1855 erlassenen Gesetz beigedruckt.

An diesen Praecedenzfall reiht sich, gleichfalls eine Verwaltungs-Maßregel, die im Vertrage vom 10. August 1865 ausbedungene gänzliche Aufgabe des Rechtes, die Action al pari zu amortisiren, gegen sofortige volle Entschädigung für das Object, welches durch die Amortisation künftig erworben werden sollte. Auch hierdurch ist kein bestehendes Gesetz, sondern nur der von einer Verwaltungsbehörde mit der qu. Gesellschaft geschlossene Vertrag vom 22. Juni 1854 geändert worden. Vermöge der Abfindungsquote, welche die Köln-Mindener Eisenbahn-Gesellschaft auf Grund des Vertrages vom 10. August 1865 in Baar und in Köln-Mindener-Eisenbahn-Actien dem Staate erlegte, haben sich seine Einnahmen nicht vermindert, sondern vermehrt, und er ist nun im Stande, durch Ankauf der Actien die qu. Bahn viel früher in seine Hand zu bringen, als er auf dem Wege der

Verloosung von Actien und ihrer Amortisation al pari hätte bewirkt werden können, — denn auf Grund des Statuts und §. 11 des Vertrages vom 22. Juni 1854 ging die Köln-Mindner Eisenbahn, wenn die Köln-Gießener Eisenbahn, wie bisher, auch fernerhin die Zinsgarantie in Anspruch nahm, erst nach einer langen Reihe von Jahren in den Besitz des Staates über; bis zur Amortisation der letzten Actie blieb aber der Staat nur Gesellschafter.

Der Referent hat demnach die Sachlage irrthümlich aufgefaßt, wenn er den ersten Abschnitt seines Antrages auf Grund der Ansicht formulirte, daß die Staats-Regierung durch den Vertrag vom 10. August 1865 sich eines dem Staate gehörenden Eigenthums entäußert habe. Der qu. Vertrag legt dem Staate keine neuen Verpflichtungen auf, beraubt ihn keiner Rechte und entbehrt aller Momente, welche für seine Genehmigung eine Mitwirkung des Abgeordnetenhauses erheischen könnte.

Der zweite Theil des Lasker'schen Antrages bezieht sich unmittelbar nur auf seine vorangegangenen Ausführungen über die Auflösung des Garantiefonds, die er, als einseitig von der Regierung vorgenommen, nicht für rechtsverbindlich zu halten scheint.

Was die Köln-Mindener Eisenbahn selbst betrifft, so hat der Referent übersehen, daß die Zins-Garantie ihrer Actien zwar durch §. 17. des Statuts bedingt, daß aber in demselben kein Paragraph vorhanden ist, welcher die Bildung eines Garantiefonds verlangt, sein Antrag trifft also hierbei nicht zu.

In Betreff der Köln-Gießen-Siegener Bahn anerkennt der Referent, daß das alte Rechtsverhältniß noch fortdauert. — Es bleibt demnach nur die Oberhausen-Arnheimer Bahn, und bezüglich dieser ist seinem Antrage entgegen zu halten, daß, nachdem jene Bahnlinie während fünf auf einander folgende Jahre den Garantiefond nicht in Anspruch genommen hat, dessen partielle Auflösung durch die §§. 9 und 10 des am 30. December 1852 zwischen dem Königl. Eisenbahn-Commissariat und der Direction der Köln-Mindener Eisenbahn-Gesellschaft geschlossenen, dem Gesetz vom 24. Mai 1853 annectirten Vertrages, begründet ist.

Nach den vorangegangenen Erläuterungen dürfte der dritte Theil des Lasker'schen Antrages nicht mehr in Erwägung zu ziehen sein, weil die Abmachung zwischen der Staats-Regierung und der Direction der Köln-Mindener Eisenbahn-Gesellschaft als eine Verwaltungs-Maßregel zu betrachten und durch sie kein mit Zustimmung der Kammern erlassenes Gesetz verändert ist.

Dies die rechtliche Seite der Frage.

Aber auch aus Gründen der Nützlichkeit kann der Vertrag vom 10. August 1865 Seitens der Kammern nicht angefochten werden.

Als Grundlage der Auseinandersetzung zwischen der Regierung und der Köln-Mindener Eisenbahn-Gesellschaft ist die Ziffer zu bezeichnen, welche der Complex der Köln-Mindener Eisenbahn nach dessen vollständiger Erwerbung durch Verloosung der Köln-Mindener Eisenbahn-Actien für den Staat abgeworfen haben wird.

Zur Ermittelung dieser Ziffer giebt die von der Köln-Mindener Eisen-

bahn-Gesellschaft erzielte Dividende und ihr Geschäfts-Bericht pro 1864 den nächsten Anhaltspunkt.

Die Dividende betrug zwar $15\frac{5}{6}$ %, indeß kann nicht wohl angenommen werden, daß sie sich nach Eröffnung mehrerer concurrirender Bahnstrecken auf dieser Höhe erhalten kann.

Es würde zu weit führen, hier eine Wahrscheinlichkeits-Berechnung aufzustellen über die Einbuße, welche die Köln-Mindener Eisenbahn-Gesellschaft nach Eröffnung der concurrirenden Linien an ihren Einnahmen erleiden kann. Die Tabellen des Transit-Verkehrs, im Geschäftsbericht der Köln-Mindener-Eisenbahn-Gesellschaft pro 1864 geben darüber genügenden Aufschluß, und man kann danach mit einiger Apodicität behaupten, daß die Actien im Jahre 1870 wohl schwerlich eine höhere Dividende als 13 % abwerfen werden.

Der Staat hatte in Erfüllung des gedachten Vertrages als Amortisationsfonds die 13% Dividende von seinem Antheil bei dem Unternehmen

im Betrage von	1,860,000 Thlr.
und ferner von den durch ihn bis zum Jahre 1864 amortisirten	669,000 Thlr.
im Ganzen von	2,529,000 Thlr.

Aktien zur Verfügung; hierzu treten vom Jahre 1870 an die Dividenden der amortisirten Aktien. Das im Wege der Verloosung zu amortisirende Aktien-Kapital betrug 10,471,000 Thlr. und mußte in dieser Weise vermöge des Amortisationsfonds bis zum Jahre 1883 getilgt werden.

Vorausgesetzt, daß die Dividende im Laufe der Zeit keine weitere Einbuße erlitten hätte, wäre demnach der Staat durch successive Aufwendung von 10,471,000 Thlr. mit dem Jahre 1883 zum Genuß einer Rente von 1,361,230 Thlr. gelangt. Diese Rente war durch die Gesellschaft abzulösen; durch Zahlung eines Kapitals, das mit Zinseszins à 5% bis zum Jahre 1883 in so weit anwächst, um diese Rente zu gewähren. Unter Abzug der 10,471,000 Thlr., welche der Staat zur Tilgung des Kapitals al pari aufgewendet haben würde, ergiebt sich die Summe von 6,630,000 Thlr. als Entschädigungsquote.

Würde sich die Gesellschaft durch Zahlung dieses Betrages vermöge der Ausgabe von 5% Prioritätsaktien belastet haben, so wäre der Staat als ein mit 2,529,000 Thlr. betheiligter Aktionair nach dem Verhältniß von $\frac{2529}{13,000}$ bei der Verzinsung mit 64,490 Thlr. in Mitleidenschaft gezogen worden; der Staat hätte ferner durch diese Mehrbelastung an seinem Präzipuum und der Eisenbahnsteuer 184,800 Thlr. p. a. eingebüßt. Für beide Summen mußte er durch ein entsprechendes Kapital entschädigt werden, das sich durch $64,490 + 184,800 \times 20 = 4,985,800$ Thlr. beziffert. Der Gesammtanspruch, welchen der Staat behufs voller Entschädigung machen konnte, belief sich daher auf:

a) 6,630,000 Thlr. Kapital für Abfindung der Rente;
b) 4,985,800 Thlr. Entschädigung für Einbuße an Zinsen, Präzipuum und Steuer.

Summa 11,615,800 Thlr.

Durch den Vertrag ist diese Abfindungs-Summe auf 13 Millionen Thaler festgestellt, und wird man daher nicht sagen können, daß die Staats-Regierung bei dem Vertrage den Kürzeren gezogen hat.

Correspondenzen.

Berlin, den 8. Februar. Wenn wir in unserem letzten Berliner Berichte noch eine gewisse Stille innerhalb des großen Sitzungssaales des Abgeordnetenhauses registriren mußten, so haben die letzten acht Tage auch dort für reichliche Aufregung gesorgt.

Wir sind also auch mit dieser üblichen Zerstreuung des Berliner Carnevals gehörig versehen; die Billets zu den Tribünen finden zwar nicht ein so dringendes Begehren, als die zur Afrikanerin, aber sie haben doch wenigstens einen Cours. Nach dieser Erfahrung geben wir die Hoffnung nicht auf, auch noch einen Winter zu bekommen; ein bekannter und bewährter Gelehrter soll wenigstens die Möglichkeit für die zweite Hälfte des Februar statuirt haben; bis dahin würden aber noch die Ausgleichungen südlicher Luftströmung sich geltend machen. Die sonst sprüchwörtlich gewordene Schnelligkeit der Stürme hat in der jetzigen Zeit keine Geltung mehr. Der Telegraph meldet sofort dieses und jenes Naturereigniß und erst Wochen nachher kommt Wind und Sturm und bringt die Nutzanwendung resp. Bestätigung.

Während so die Wissenschaft in die Zukunft der Naturereignisse eindringt, bleibt menschliche Leidenschaft unberechenbar. Das Gebahren der Abgeordneten soll keiner andern Controlle unterworfen werden, als der Entscheidung unserer unabhängigen Gerichtshöfe; wir hätten geglaubt, daß ein solcher Grundsatz mit Freuden werde begrüßt werden, und dieser Voraussetzung gerade entgegen verwirft die Kammer der Kreisrichter die Macht eben dieser Kreisrichter. Auch von dem Baue des neuen Parlamentsgebäudes wird es wieder stiller, ja fast will es uns scheinen, als trete im Abgeordneten-Hause dem Plane eine Abneigung entgegen. Sollte es bei dem jetzigen Unterkommen verbleiben, sowohl für die Porzellanfabrik als für das Abgeordnetenhaus, wir wären hiermit einverstanden. Jedenfalls wollen wir die Frage anregen, ob es nicht indicirt sei, in Nachahmung Englischer Zustände, für besondere Räume zur Captur aller der Redner zu sorgen, welche die Privilegien des hohen Hauses brechen. Von dem einzigen, jetzt vorhandenen Strafmittel des Herrn Präsidenten, wird man kaum behaupten können, daß Schillers Wunsch „Friede sei ihr erst Geläute“ an ihm in Erfüllung gehe. Was dagegen die Berliner Porzellanfabrik betrifft, so gehört dieselbe bisher zu den Merkwürdigkeiten der Stadt, die wir nicht gern geschmälert sehen würden, wenn schon die Pferdeeisenbahn die Entfernung nach der neuen Baustätte abkürzt. Diese will übrigens eine neue Linie ausnützen, worüber ein heftiger Streit in einzelnen Versammlungen entbrannt ist, der in richtiger Erkenntniß

zuletzt zu dem durchgreifendsten Mittel der Eintracht geführt hat; die Gegner wurden einfach an die Luft gesetzt. Wir können uns mit diesem energischen Schritte parlamentarischer Reife nur einverstanden erklären. Welchen glücklichen Zuständen würden wir entgegengehen, wenn diesem Beispiele überall nachgestrebt würde.

In unsere Stadtverordneten-Versammlung ist nun endlich die Bombe einer städtischen Angelegenheit geworfen worden; der Magistrat hat den Antrag auf Contrahirung einer städtischen Anleihe von $5\frac{1}{2}$ Millionen Thaler gestellt. Wir sind begierig auf die beabsichtigte Verwendung dieser Summe; in den desfallsigen Vorschlägen liegt für uns die Beantwortung der Frage, ob Zustimmung ob Ablehnung räthlich sei. Mit Befriedigung glauben wir aus der Höhe dieser Summe schließen zu dürfen, daß die Anlegung großer unterirdischer Canäle, die den Unrath Berlins hinter Spandau entleeren ollen, nicht beabsichtigt sei. Die desfallsigen Kosten würden einen höhern Betrag erfordern, so ansehnlich auch die jetzige Summe schon bemessen ist. Auch die Landwirthschaft hat sich bereits gegen ein solches Project erklärt und die Verwendung des Berliner Abhubs für sich verlangt. Ueberhaupt scheint es, als rüste sich die Landwirthschaft auch ihrerseits innerhalb der Mauern Berlins sich eine Stätte zu begründen. In den Sitzungen des jüngst versammelten Landes-Oeconomie-Collegiums ist auch die Errichtung eines landwirthschaftlichen Museums in Berlin in nähere Erwägung gezogen worden. Daß jetzt bereits in der Behrenstraße unter den bescheidensten Verhältnissen eine solche Ausstellung besteht, wird wenig bekannt sein. Dem jetzigen Plane wird mit besonderem Vertrauen entgegengesehen, da sich derselbe des Beifalls und Schutzes Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen erfreuen soll, welcher zur Genugthuung aller Derer, die in der Entwickelung und Förderung der Landwirthschaft die Grundlage für das Gedeihen unseres Vaterlandes erkennen, mit dem lebhaftesten Interesse sich an den letzten Sitzungen des Landes-Oeconomie-Collegiums zu betheiligen geruht hat. Manches tüchtige Wort, manche bewährte Ansicht ist dort ausgesprochen worden und wenn dies ganz besonders von praktischen Landwirthen geschah, so hegen wir die Zuversicht, daß der Theorie eben auch die Praxis folgen möge. Unser Kronprinz selbst hat in England erfahren, welche Anregung der Landwirthschaft gewährt wird, wenn erlauchte Fürsten sich derselben thätig zuwenden. Auch der städtische Grundbesitz der kronprinzlichen Haus- und Hofhaltung soll, wie wir hören, vergrößert werden. Es handelt sich, sind wir recht berichtet, um eine Ausdehnung des Palais in der Wallstraße.

Wir müssen anerkennen, daß im Verhältniß zu der immer größeren Ausdehnung, welche die Wohnungen unserer reichen Privaten innerhalb der zahlreichen Neubauten erfahren, die gewissermaßen offiziellen Palais kaum noch räumlich genügen. Auch von den Dienstgebäuden unserer Minister gilt dies; namentlich das auswärtige Ministerium sieht noch immer dem längst projectirten Umbaue entgegen. Ueberhaupt ist ein Stillstand in den Berliner Bauunternehmungen bemerkbar. Die Erfahrungen der letzten Zeit haben denn doch abschreckend gewirkt. Weniger vermochten wir diesen Einfluß innerhalb einer Versammlung volkswirthschaftlicher Fortschrittsmänner zu erkennen, die

sich in jüngster Zeit dahin ausgesprochen hat, daß in der Beseitigung aller und jeder Controlle, in der vollständig freigegebenen Concurrenz, das sicherste Schutzmittel gegen unsolide Bauten zu finden sei. An der Spitze dieser Versammlung und dieser Theorie stand wie gewöhnlich unser Mitbürger, der unvermeidliche Herr Lette. Auch bei anderen Vereinen, die jetzt wie die Pilze aus der Erde wachsen, ist dieser Herr stets vorne weg, als Leiter wie als Redner. Als solchen fanden wir ihn denn auch bei einem Vereine, der sich jetzt hier gebildet hat, unter der Bezeichnung „zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts." In dem erlassenen Aufrufe wird es hauptsächlich auf diejenigen Personen weiblichen Geschlechtes abgesehen, welchen bei dem heutigen Gesellschaftszustande der Beruf der Hausfrau, Gattin und Mutter versagt sei. Von einer Reform dieses Gesellschaftszustandes selbst ist nicht die Rede, wohl aber von der Zahlung eines jährlichen Beitrages von mindestens einem Thaler, zu welchem sich zu verpflichten dem Männlein wie Fräulein gestattet ist, und zwar auf so lange bis die Frauen auf dem Wege der Selbsthülfe die Concurrenz des Vereins entbehren können. Wir müssen offen gestehen, daß wir die ganze Sache nicht recht begreifen und nur die stille Hoffnung hegen, daß es nicht etwa die Absicht ist, ein Corps weiblicher Rehberger zu organisiren.

Als einen eigenthümlichen Zufall müssen wir es bezeichnen, daß wir in einer Zeitung unmittelbar hinter jenem Letteschen Aufrufe eine zweite öffentliche Aufforderung fanden, welche auf die gesegnete Thätigkeit des Diaconissenhauses zu Kaiserswerth hinweist und eine immer größere Ausdehnung der von dort ausgehenden christlichen Liebesthätigkeit fördern will.

Sollte jenem Letteschen Vereine hiermit nicht eine recht deutliche und verständliche Antwort gegeben sein, wohin derartige Bestrebungen zu richten sind?

Freilich hegen wir nicht die Hoffnung, daß dieser Hinweis werde verstanden werden.

Militärische Revue.

Der letzte amerikanische Krieg.

(Fortsetzung).

Vielleicht interessirt es hier unsere Leser etwas Genaueres über die Verhältnisse der Indianer-Gebiete zu vernehmen:

Das Indianer Gebiet wird ungefähr bezeichnet sein, wenn man sagt es ist das Strom-Gebiet des Arkansasstromes und seiner Nebenflüsse, von der Quelle bis zu ihrem Eintritt in den Staat Arkansas gerechnet. Im Süden wird dies Gebiet durch den Red River begrenzt.

Das Land ist eines der schönsten auf der ganzen unendlichen Westhälfte Nordamerikas, von Bergzügen durchschnitten, welche nicht nur edle

Metalle, sondern die für ein Volk weit wichtigern Reichthümer des Eisens und der Kohle enthalten, werden seine Ebnen von wasserreichen Strömen bewässert, welche namentlich den südlichen Theil des Landes zu einem reichen machen.

Das Indianer-Gebiet hat bei einer Größe von 82,073 englischen Quadratmeilen = 52,528,000 Morgen Land nur eine Bevölkerung von 71,520 Seelen die sich in folgender Weise vertheilen.

Cherokees	23,000	Seelen
Osages	7,500	„
Quapaws	320	„
Creeks	13,500	„
Seminoles	4,500	„
Choctaws	17,500	„
Chickasaws	4,700	„
Summa:	71,520	Seelen.

Dies ergiebt ca: 12000 Mann streitbarer Männer, von denen aber ein großer Theil nicht ins Feld rücken konnte, so daß nur ca. 8000 Mann in 2 Colonnen à 4000 auftreten, die eine unter dem General Albert Pike wurde, wie wir gesehen, verwendet. Die andere fand eine zweckmäßigere Verwendung, denn sie wurde in kleine Streifcorps aufgelöst, zur Bekämpfung der Marodeur- und Diebsbanden, die sich im nördlichen Missouri unter dem Namen der Jayhawker plündernd umhertrieben, und mit Erfolg, benutzt. —

General Van Dorn erwähnt in seinem Rapport der Indianer-Regimenter weiter nicht, was im Interesse der Gerechtigkeit wohl zu wünschen wäre.

Der Ruhm der drei Gefechtstage blieb den Missouritruppen des General Price, über welche Van Dorn nach Richmond berichtete:

„Während des ganzen Kampfes hielt ich mich in der Nähe der Missouritruppen auf, und ich habe nie bessere Führer als General Price und seine Officiere, folglich auch nie bessere Soldaten als die Missourier gesehen. Sie hielten aus vom ersten bis zum letzten Schuß, wichen von dem einmal eroberten Terrain auch nicht einen Zoll zurück und als sie endlich auf Befehl den Rückzug antreten mußten, thaten sie es widerwillig, jeden Halt mit donnernden Cheers (Jubelrufen) begrüßend. General Price empfing auf dem Schlachtfelde eine schwere Wunde, verließ es aber trotz dieser und seiner 60 Jahre nicht!"

Ebenso ehrenvoll, wie diese rücksichtslose Entschlossenheit ist die väterliche Fürsorge des General Price für seine Soldaten.

Ein in seinem Stabe dienender Officier erzählt folgende Einzelheiten: „Während des Rückzuges fanden wir alle funfzig Schritte mehr oder weniger verwundete Soldaten von Price Corps. So wie diese Verwundeten ihren alten General erblickten riefen sie: „General, ich bin verwundet!" und augenblicklich hielt der selbst verwundete General an und sorgte dafür daß die Blessirten auf irgend eine Weise auf den nächsten Fahrzeugen untergebracht wurden. Diese aber waren bald so überfüllt, daß kein Platz mehr für die noch daliegenden blieb, wieder tönte von bleichen Lippen der klagende Ruf: „General ich bin verwundet."

„Traurig senkte der alte Price sein weißes Haupt und eine Thräne blitzte in seinem Auge, als er rundum auf den Feldschmieden, Protzen und Munitionswagen keinen leeren Platz mehr bemerkte. Da sah er weit vorn, nach dem Feinde zu, noch einen leeren Wagen, und sofort ließ er Halt machen, indem er ausrief: „Und wenn ich hier die ganze Arrieregarde opfern soll, meine Verwundeten will ich retten!“ diese Züge erklären aber auch die Liebe, mit der unsere braven Jungen an ihrem alten General hängen.“

Der Plan des General Curtis und seiner Regierung sich des Fort Smith, am Arkansasfluß, zu bemächtigen und somit das ganze westliche Arkansas zu unterwerfen, war durch die Schlacht von Elk Horn vereitelt, und Van Dorn konnte sich rühmen, seine Heimath hiervor bewahrt zu haben.

Die Freude des Sieges aber wurde gedämpft durch den Tod der beiden Generale Mc. Culloch und Mc. Intosh, über die wir einige Notizen folgen lassen, da sie unsern Lesern einen Einblick gestatten aus welchem Holz die „elenden, schuftigen Rebellen“ ihre Führer schnitten.

General Mc. Culloch focht mit 26 Jahren auf dem Schlachtfeld von San Jacinto im ersten mexikanischen Kriege, lebte dann eine Reihe von Jahren in den Reihen der kühnen und abenteuerlichen Gesellschaft der Texas-Grenzer, focht mit seinen Kameraden dann im zweiten Kriege in der Schlacht von Buena Vista mit, wo er wegen seines ausgezeichneten Benehmens durch den Armeebefehl des General Taylor lobend erwähnt wurde.

Mit einem außerordentlichen Talent für den Parteigängerkrieg begabt, begründete er mit Walker, Hays und Chevallie den gefürchteten Namen der „Texas-Rangers *),“ deren kühne und kluge Streifereien den jungen Staat gegen seine beiden mächtigen Feinde, die tückischen Mexikaner und die wilden Comanches-Indianer gleich kräftig sicherten. Sie bildeten ein Corps leichter Cavallerie, das unserem seligen Ziethen gewiß oft Freude im Himmel bereitet hat, wenn er ihm zusah.

Sobald als die Wahl Abraham Lincolns bekannt wurde, erklärte sich Mc. Culloch für die Secession, und organisirte sofort trotz der Anwesenheit von 3000 Mann regulairer Unionstruppen den Aufstand. Einstimmig von der Bevölkerung zum Anführer gewählt, wurde ihm von dem schnell gebildeten Sicherheitsausschuß der Auftrag: San Antonio mit seinen 4 detachirten Forts und seinem Arsenale zu nehmen. Im Nu hattte er 800 Texas-Rangers um sich versammelt, durcheilte mit ihnen in drei und einem halben Tage 40 Meilen, und stand vor San Antonio, bereit es zu erstürmen. Der Befehlshaber übergab es ihm, und setzte ihn dadurch in den Stand, eine kleine Armee zu bilden, als deren Commandeur mit dem Range eines Brigade-Generals ihn Jefferson Davis ernannte.

Er fiel im heftigsten Feuergefecht, während er mit seinen Leuten abgesessen durch ein Gehölz drang. Er war nicht in Uniform aber sein Anzug erregte die Aufmerksamkeit des Feindes: er trug hohe Stiefeln von glänzendem Leder und ein buntfarbiges Grenzerhemd. Der Freiwillige eines

*) Ranger heißt Scharfschütze und auch — Wilddieb!

Illinoisregiments, der ihn erschoß, war ihm so nahe, daß er nach dem Schuß zuspringen und ihn seiner goldenen Uhr nebst Kette berauben konnte.

Mc. Intosh, den die tödtliche Kugel fast zur selben Minute traf, war von Mc. Culloch zum Commandeur der Cavallerie und seit dem Abmarsch aus den Boston Bergen speciell zum Vorposten-Commandeur ernannt. Er erfüllte seine Pflicht mit Hingebung und Kühnheit. Im Begriff an der Tete seines eigenen Regiments eine feindliche Batterie zu chargiren traf ihn eine Büchsenkugel mitten ins Herz.

Während in Richmond noch angstvoll berathen wurde wie man mit diesen fernen Regionen in strategischem Verbande bleiben sollte; kam aus noch entlegener Gegend, aus dem Territorium Neu Mexico die Nachricht von einer gelungenen Waffenthat der Confederirten an, welche Wochen gebraucht hatte, den weiten Weg zurückzulegen.

III. Die Schlacht von Valverde.

Um zu begreifen, weshalb die Confederirten ihr schon so großes Kriegstheater noch um einige hundert Meilen weiter nach Westen ausdehnten, muß man sich erinnern, daß nach dem stillen Ocean und den dort befindlichen Staaten und Gebieten zwei Landwege führen: ein nördlicher und ein südlicher. Der südliche, obwohl dicht nördlich der confederirten Staaten führend, war durch die Besatzungen der Forts Cray und Union, die wie zwei Brückenköpfe den Theil der Straße schließen, welchen der Rio Grande fast senkrecht durchschneidet, in der Hand der Federirten. Diesen Weg für die Südstaaten frei zu machen war der Zweck der nachfolgend geschilderten Operation:

Die Confederirten marschirten von Mesilla, in Arizona, auf Fort Craig, ungefähr 45 Meilen entfernt, unter dem General Sibley, der eine kleine Truppe kommandirte, die Alles in Allem, 2300 Mann zählte. Sie begannen ihren Marsch am 12. Februar und hatten vor sich eine breite öde Graswüste, deren Gras zu dieser Zeit aber auch nicht genießbar für die Pferde war. Man muß selbst diesen grünen Ocean, öder und schreckensvoller, wie das Meer, kennen gelernt haben, um die ergreifenden Worte jener amerikanischen Dichterin zu begreifen, in denen sie die Steppe schildert:

Sie liegt vor Gott in ihrer Leere,
Wie eine welke Bettlerfaust,
Sie dehnt sich aus von Meer zu Meere,
Wer sie durchritten hat, dem graust!

In der Nähe des Fort Craig angekommen, erfuhr der General Sibley durch einige der Staatenpost entnommene Gefangene, daß der federirte General Camby die federirten Truppen, 1200 Mann, durch Freiwillige auf 1500 Mann gebracht und außerdem noch 5000 Mexikaner um sich versammelt hatte, da er außerdem noch über eine ebenso starke Artillerie als die Confederirten, 8 Geschütze, zu gebieten hatte, so war es allerdings ein kühnes Unternehmen, einen Feind von solcher Stärke in seinen Schanzen anzugreifen.

Demungeachtet avancirte Sibley entschlossen, überschritt den Rio Grande unterhalb Fort Craig, marschirte in einem großen Bogen um dasselbe herum,

und erreichte am 21. das Städtchen Valverde auf dem Ost-Ufer der Rio Grande gelegen, dreiviertel Meilen oberhalb des Fort, wo eine starke Abtheilung der federirten Streitkräfte in einer sehr günstigen Terrainstellung ihnen entgegentrat. Eine merkwürdige Ordre de bataille hat übrigens der federirte General Canby gehabt, wenn nicht aus der Entfernung unverständliche Verhältnisse ihn rechtfertigten, denn er hatte seine Artillerie und Reserve getrennt von dem Gros der Armee jenseit des Rio Grande placirt.

Die Avantgarde der Confederirten, eine Abtheilung vom Regiment des Oberst Baylor, unter Befehl des Major Pyon, stieß zuerst auf den Feind. Obwohl ganz allein griff sie den Feind entschlossen an und beschäftigte ihn eine Stunde lang so energisch, daß derselbe, obwohl er eine ganze Batterie Feldgeschütze ins Gefecht brachte, nicht zum Angriff überzugehen sich getraute.

Als das Gros der Südlinger herankam, wurde das Gefecht allgemein und blieb längere Zeit ohne Resultat.

Dann versuchte der federirte General den rechten Flügel der Conferirten vom Flusse abzudrängen, wurde aber durch eine entschlossene Offensiv-Bewegung zurückgewiesen.

Wie gewöhnlich ließen sich die Südlinger durch diesen partiellen Vortheil zu einem gewagten Vorgehen hinreißen, der Gegner benutzte dies, und durch ein allgemeines Avanciren seiner Linie warf er den linken Flügel der Confederirten zurück, so daß es einen Moment für diese gefährlich schien, da hinter ihrem rechten Flügel, zum Theil hinter ihrem Rücken, der Fluß strömte.

Es war ungefähr 2 Uhr Nachmittags.

Der linke Flügel der Sündlinger wich zurück, und General Canby, glaubend, daß sie den Rückzug antreten wollten, zog seine auf dem jenseitigen Flußufer stehende Batterie aus der Reserve vor, um sie zu beschießen.

Da ordnete der confederirte General ein allgemeines Vorgehen an, und gab speciell dem rechten Flügelregiment den Befehl: die jenseits des Rio Grande stehende Artillerie zu attaquiren!

Der Befehl wurde ausgeführt, wie es nur Texaner konnten. Eine Strecke von 800 Schritt mußten sie auf einer ebenen Fläche ohne jede Deckung zurücklegen. Es geschah, ohne einen Schuß mit dem gellenden Kriegsruf der Comanches-Indianer, 60 Schritt vor den Mündungen der Geschütze, deren Kartätschen die Ebene peitschten, strömte der Fluß, ohne einen Moment des Zauderns stürzte alles pêle-mêle in die Fluthen. Watend, schwimmend, kletternd durchschritt das Regiment denselben, auf dem jenseitigen Ufer angekommen, feuerten die Texaner ihre doppelläufigen Jagdflinten, Revolver und Pistolen auf die Bemannung ab, und stürzten dann, die Schußwaffen fortwerfend, mit dem Bowie-Messer in der Hand, auf die Geschütze. Ein kurzer Kampf *) — bis zum Messer! — und die Geschütze waren genommen! — Dies unerwartete Denouement erschütterte die Front

*) Das Stichwort der Journale des Nordens.

der Federirten so, daß sie dem nun erfolgenden schnellen Avanciren der Conföderirten nicht Stand hielten, sondern langsam zurückwichen.

Da erschien im Galopp die südliche Artillerie und schmetterte ihre vollen Lagen in die Reihen der Weichenden.

Schneller und schneller wurde ihr Tempo, und ehe der conföderirte General Sibley Zeit hatte, seine Kavallerie vorzuziehen, war der Feind schon aus deren Bereich. Da das auf dem jenseitigen Ufer befindliche texanische Regiment, das die Batterie gewonnen, zu geschwächt war um vordringen zu können, so konnte der Feind sich auch in Ruhe vereinigen, und die schützenden Wälle des Fort Craig aufsuchen.

Der Verlust der Conföderirten bestand in 148 Todten und 224 Verwundeten, der der Federirten nach deren eigener Angabe 300 Todte 480 Verwundete und 2000, sage zweitausend Vermißte — Mexikaner — deren Tapferkeit sprichwörtlich ist!

Der stärkere Verlust der Federirten erklärt sich aus dem Rückzuge, der bekanntlich immer die meisten Opfer fordert. Wer den Rücken kehrt — wird eben wehrlos und ungerächt — aber gerecht — erschossen! —

Da die kleine Macht des General Sibley nicht in der Lage war das Fort Craig zu belagern, so wandte sich dieselbe nach der 16 Meilen entfernten zweiten Stadt des Districtes, Albuquerque, die mit 7—8000 Einwohnern, von ihnen in Kontribution gesetzt wurde, um das von anstrengenden Märschen in jeder Beziehung mitgenommenen Korps zu restauriren.

Von hier aus wurde der Marsch nach Santa Fe de Bogota, der Hauptstadt des großen Plateau von Nordmexiko, dem Sammelplatz aller auf dem Süd-Landwege Verkehrenden dirigirt.

Diese Stadt war ebenfalls unbesetzt und hatte sich die durch die Schlacht von Valverde eingeschüchterte Garnison nach Fort Union, dem stärksten Fort des ganzen Westens zurückgezogen.

So hatte denn die kleine Armee nicht nur ihren Zweck erreicht, die Kaliforniastraße frei zu machen, da bald darauf die Besatzung beider Forts, auf die Aufforderung der Civilregierung die Waffen streckte — sondern auch in einem bewundernswerthen Marsche von fast 90 Meilen den Schrecken der conföderirten Waffen von einem Ende des Landes zum andern getragen, und kam durch die Elemente zweier volkreichen Städte verstärkt, fast in doppelter Stärke und in besserer Verfassung wieder als sie ausgerückt war.

Doch es ist Zeit uns wieder dem östlichen Kriegstheater zuzuwenden.

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstraße 21.

Die gegenwärtige preußische Justizorganisation.

Mit großem Mißbehagen haben wir der Debatte innerhalb des Abgeordnetenhauses über den bekannten Beschluß des Obertribunals entgegengesehen und doch sind wir mit dem lebhaftesten Interesse einem Vortrage gefolgt, welchen der Abgeordnete Gneist gehalten hat. Dieser hat sich nicht blos dem fraglichen Beschlusse zugewandt, sondern auch eine allgemeine Kritik über die jetzige Justizorganisation gefällt und über diese in sehr entschiedener Weise den Stab gebrochen. Wir müssen diesen Ansichten des Redners in vielen Punkten beitreten und wollen uns bemühen, diese theils zu ergänzen, theils auf ihre Entstehung zurückzuführen. Die Mittel der Abhülfe werden sich dann von selbst ergeben, wenn schon wir zu unserer großen Beruhigung einer Zustimmung des Professors Gneist bezüglich dieser Mittel in keiner Weise uns werden zu erfreuen haben.

Unsere Justizorganisation erfährt den hauptsächlichsten Tadel des Herrn Gneist insofern, als von ihm der collegialischen Behandlung der Vorzug gegeben, dagegen die Bildung besonderer Commissionen und Deputationen die zuletzt aus einem Einzelrichter bestehen, entschieden getadelt wird.

Wir sind mit dem Redner hierin einverstanden, haben ihn aber daran zu erinnern, daß der jetzige Zustand lediglich eine Folge der Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit ist.

Will der Herr Professor seinen Lehrstuhl verlassen und in das wirkliche Leben unseres Volkes herabsteigen, so wird er unschwer die Entdeckung machen, daß diese Commissionen, Deputationen und Einzelrichter aufs Dringendste von den Gerichtsinsassen begehrt worden sind, nachdem die Patrimonialgerichtsbarkeit einmal aufgehoben war.

Haushoch dürften innerhalb des Justizministeriums die Acten sich angehäuft haben, in welchen jedes Städtchen, jeder Flecken die Bestallung einer Gerichtscommission fordert. — Herr Gneist sucht die Abhülfe gegen die hieraus entstehenden Uebelstände in collegialischer Behandlung der Justizsachen. Hierin dürfte er jedoch ganz außerhalb des wirklichen Bedürfnisses, ja des Möglichen sich bewegen.

Es heißt unsere ländliche Bevölkerung geradezu in den Zustand des Nomadenlebens versetzen, wenn sie in jeder richterlichen Angelegenheit meilenweit zum collegialisch gebildeten Gerichtshofe laufen sollte, dagegen wird man allerdings das Vertrauen zur Rechtspflege wesentlich erhöhen, wenn man sich entschließen könnte, wieder zur Patrimonialgerichtsbarkeit zurückzukehren. Diese führt zwar auch zum Einzelrichter, aber zu einem solchen,

der mit den Verhältnissen der Gerichtsinsassen genau bekannt ist, mit diesen alt wird, der seinen Lebensberuf in dem übernommenen Amte abgeschlossen hat, der nicht zu den ephemeren Erscheinungen gerechnet wird, die kein anderes Ziel kennen, als fort und weiter zu kommen. Die Patrimonialrichter waren daher dem Einflusse der höheren Instanz, worauf wir den höchsten Werth legen, unzugänglich. Daß bei den Entscheidungen der Patrimonialrichter Rechtsirrthümer untergelaufen sind, glauben wir gern, aber man erkundige sich bei den aufsichtsführenden Instanzen ob der jugendliche Einzelrichter von denselben frei bleibt.

Die von dem Herrn Professor Gneist gewünschte collegialische Rechtsfindung ergiebt sich dann von selbst in der höheren Instanz und sie wird dort um so mehr ermöglicht, als die Erfahrung gelehrt hat, daß früher der Rechtsspruch des Patrimonialrichters viel seltener der Appellation unterworfen worden ist, als jetzt das Erkenntniß des Einzelrichters. Wir wollen dies nicht auf die größere Hinfälligkeit der Entscheidungen der Jetztzeit, sondern darauf zurückzuführen, daß der Patrimonialrichter einer viel größeren Auctorität sich erfreute, als dies jetzt bei dem momentan berufenen Einzelrichter erwartet werden kann.

Würde in dieser Weise das Anrufen der zweiten Instanz nicht zur Regel, sondern zur Ausnahme, so könnte in derselben die collegialische Behandlung vollständig durchgeführt werden.

Es kommt also wesentlich auf eine Minderung der Geschäfte der Gerichte an.

Auf eine solche kann und muß indessen auch noch in anderer Weise hingewirkt werden.

Dieselbe politische Partei, welche Herrn Gneist ihre Bravos zugerufen hat, als er gegen die jetzige Gerichtsorganisation zu Felde zog, ist es, welche es als einen ihrer höchsten Grundsätze hinstellt, daß über jedes Ding Jedermann berechtigt sein müsse, eine richterliche Entscheidung herbeizuführen.

Hierdurch entsteht die Ueberhäufung der Gerichtsbehörden mit Geschäften, und um diesem Andrage einigermaßen gerecht zu werden, die Nothwendigkeit, einzelne Commissionen des Collegiums zu bilden. Dieser auch für uns keinesweges erwünschte Zustand gipfelt zuletzt in dem höchsten Gerichtshofe. Weil fast für allen und jeden Act der öffentlichen Verwaltung auf richterliche Entscheidung nach der modernen Theorie und Gesetzgebung bezüglich des Rechtsstaates, offen gehalten wird, und weil dieser Rechtsweg den Parteien ohne Unterschied des Gegenstandes, bis zur äußersten und höchsten Instanz offen gehalten wird, sieht sich das Obertribunal so gut wie die unteren Gerichtshöfe von Geschäften erdrückt. Das Obertribunal besteht jetzt aus einem ersten Präsidenten, aus 5 Vice-Präsidenten und 49, schreibe neun und vierzig Mitgliedern, und alle diese Herren, 55 an der Zahl, klagen über fast unerschwingliche Arbeitslast. Solchem Zustande gegenüber wundert sich Professor Gneist, daß Commissionen, Deputationen und Senate gebildet werden, um nur einigermaßen current zu bleiben!

Das erste Begehren, was Herr Gneist zur Reform des Gerichtswesens

hätte stellen sollen, wäre dahin zu richten gewesen, der unbeschränkten Competenz der Gerichtshöfe Grenzen zu ziehen.

Noch nach einer anderen Richtung hin wirkt die Partei des Herrn Gneist eben so eifrig für eine Ueberbürdung der Gerichtshöfe, indem sie Gesetzen und Staatseinrichtungen das Wort redet, welche die, welche sie ausnutzen, recht eigentlich von vornherein der gerichtlichen Klage entgegenführen. Man erkundige sich, in welcher Weise sich zunächst die Wechselklagen, sodann aber auch die Banquerotte gehäuft haben, nachdem die Wechselfähigkeit erweitert worden ist und man denke an die Legion von gerichtlichen Klagen, welche in Aussicht steht, sobald der Wucher nicht mehr im Trüben zu fischen braucht.

Der ganze Zug des Socialismus und Communismus, welcher jetzt die Köpfe verdreht, wird zu massenhaften Concursen und zu endlosen gerichtlichen Processen führen.

Andererseits ist es eben diese politische Partei, welche jeden Einfluß der Auctorität, die außerhalb einer richterlichen Entscheidung wurzelt, bisher untergraben hat; allerdings schlägt sie den eigenen, Jahre lang docirten Theorien selbst ins Gesicht, nachdem ein Rechtsspruch ergangen ist, welcher sich gegen diese Partei richtet.

Leider fürchten wir, daß der jetzt erhobene Lärm zu nichts weiter führen wird, als das Abgeordnetenhaus in Zukunft mit noch vageren und unbegründeteren Petitionen zu überfluthen, als dies jetzt schon geschieht.

Wenn Herr Gneist indessen mit allen diesen Vorschlägen nicht einverstanden sein sollte, die wir bisher zur Abhülfe der von ihm gerügten Mängel gemacht haben, so wird er doch, so hoffen wir, bei seinem redlichen Eifer für unsere Rechtspflege, in dem Heilmittel uns zustimmen, welches wir für das Durchgreifendste erachten.

Es ist die höchste Zeit, das die richterlichen Beamten von jeder politischen Thätigkeit zurückzutreten genöthigt werden.

Herr Gneist und seine Freunde spielen ziemlich deutlich darauf an, daß die Senate des Obertribunals für den vorliegenden Fall durch Eintritt von Hülfsrichtern tendenziös gebildet worden sein; diese Hülfsrichter wären unseres Wissens nicht nöthig geworden, wenn einzelne Mitglieder des Obertribunals ihre dortigen Amtsgeschäfte höher gehalten hätten, als ihre Sitze im Abgeordnetenhause. Abgesehen von diesem vorübergehenden Zustande wird aber verständlich genug auf die regelmäßige Zusammensetzung dieses und jenes Senats hingezielt. Ob diese Voraussetzungen richtig sind, wissen wir nicht, das aber auszusprechen tragen wir kein Bedenken, daß wir zu der Ehrenhaftigkeit des Herrn Waldeck das feste Vertrauen hegen, er würde bei seinen politischen Anschauungen und ganz besonders bei seiner übernommenen Stellung als offener Führer der demorcatischen Partei, selbst auf's Entschiedenste gegen jede Mitgliedschaft im Criminalsenate protestiren und sollten wir uns hierin irren, wir würden den Justizminister für geistesschwach halten, der ihm eine solche Enthaltsamkeit nicht erleichtern sollte.

Wenn der Professor Gneist den 60,000 jungen Juristen die er bereits

ausgebildet hat, diese Auffassung der richterlichen Würde gelehrt haben sollte, wenn seine Schüler von ihm die Pflicht gelernt haben möchten, daß die, welche Recht zu sprechen berufen sind, nicht ihren Beruf in das vorübergehende Parteitreiben aufgeregter Leidenschaften hinabziehen dürfen, alsdann hat sich der Herr Professor wahrhaft verdient gemacht. Leider dürfen wir aber seine Schüler unter der Mehrzahl der im Abgeordnetenhause versammelten Kreisrichter noch nicht suchen.

Endlich, und dies betrachten wir noch als eine Hauptsache, erhöhe man die Stellung und die Rechte des Justizministers selbst. Diesem ist jetzt fast jede Möglichkeit genommen, der Justizverwaltung gegenüber eine Auctorität zu sein und nicht ihn sondern die gesammte Organisation trifft die Schuld, wenn Gerichtshöfe auch in politischen Fragen sogenannte Directionsbeschlüsse zu fassen haben. Der Justizminister ertheilt Weisungen an die Staatsanwaltschaften, und diese müssen denselben durch 3 Instanzen hindurch Nachdruck geben, bevor sie für die Gerichte Werth haben. Welche ganz unnöthige Last wird hierdurch den Gerichten auferlegt, welche über Dinge Erkenntnisse machen müssen, die lediglich Gegenstände der gerichtlichen Verwaltung betreffen.

Wir leugnen nicht, daß auch wir gewünscht hätten, es sei möglich gewesen, dem Obertribunale es zu ersparen, in das wüste Treiben politischer Parteien herabzusteigen.

Hätte das Abgeordnetenhaus gelegentlich des in Rede stehenden Beschlusses sich mit dieser Frage beschäftigt, hätte es nach den Gründen gesucht, die die Bildung besonderer Deputationen und Commissionen bei dem höchsten Gerichtshofe, so wie bei den unteren richterlichen Instanzen nothwendig machen, hätte es in Erwägung genommen, ob es nicht richtiger sei, dem Justizminister das Recht der Weisungen zurückzugeben, anstatt dieses sententionando üben zu lassen, hätte endlich eine ruhige Selbstprüfung nach den Gründen geforscht, weshalb vorausgesetzt gesetzt wird, daß dieses oder jenes Mitglied von diesem oder jenem Senate fern gehalten werde, hätte man in dieser oder ähnlicher Weise die jetzige Justizorganisation erörtert, alsdann würden wir es dem Abgeordnetenhause Dank gewußt haben, sich mit dem Gegenstande befaßt zu haben.

An Stelle einer solchen Behandlung ist aber ein wüstes Hin- und Herreden getreten, welches auf uns den Eindruck gemacht hat, daß es sich lediglich um die Deckung des eigenen Rückens handelte, woher es denn auch gekommen ist, daß diejenigen Abgeordneten am lautesten waren, welche die practische Geltendmachung jenes Beschlusses am meisten zu gewärtigen haben.

Julian und Celinde.

(Eine Novelle von Sigismund Wiese.)

XIX.

Julian war glücklich dem Buchengange entschlüpft und sahe sich im Freien. Nun blieb er einen Augenblick unschlüssig, was zu thun sei. In Erwägung seiner Lage, die er durch Unbesonnenheit verschuldet, rief er aus: Wer ist zugleich berauscht und nüchtern, begeistert und wägend, entzückt und beobachtend, taubeneinfältig und schlangenklug! Die Liebe hatte uns um den Verstand gebracht. Unter so feindlichen Umständen die Begegnung! Von Aufpassern umstellt diesen Gruß! Ein Gott verwirrt den, den er dem Untergange weiht, ich fürchte, die trunkene Unschuld unserer Herzen zerriß unsern Plan, unser Leben. — Er dachte wohl daran, im nahen Dorfe bei dem befreundeten Manne bis zum Frühroth eine Zuflucht zu suchen, doch ihn überfiel die schreckliche Vorstellung, daß die Mönche Marcell zwingen würden, noch heute dem Fürsten Alles zu enthüllen. — Dann wäre unsere immerdauernde Trennung gewiß, sprach er voll Furcht; nimmermehr! Freiheit, Herz, Leben, Seligkeit — Alles steht auf dem Spiel. Es muß gehandelt werden, gleich. Blödsinn! Heran mit Deinen gräßlichen Gesellen Haß und Bosheit; noch sind diese Kräfte mein, mein der bestimmte Wille, ein heiliges Ziel! Geh' es, wie es kann, ich muß mich den Widersachern entgegenwerfen.

Das hereinbrechende Gewitter deutete er seinem Vorhaben günstig. — Die Schloßbewohner, durch das grause Unwetter gespannt und beschäftigt, würden auf ihre nächste Umgebung nicht eben merken; ungefährlicher könne er es wagen, sich in die Burg, wie vor dem Wetter flüchtend, einzustehlen. Sein Mönchsgewand müsse ihn verhüllend maskiren. Unter solchen Umständen werde es gelingen, Celinde zu sprechen; zu entführen, bevor seine Gegner angeberisch erschienen. Die Flucht selbst sei durch dieselben Verhältnisse begünstigt, die ihm den Eintritt in die Burg und die Annäherung an Celinde zu erleichtern geeignet schienen. Er sprach: Unser Loos falle wie es will, ich bin auf diesen Schritt hingedrängt, nur gewaltsam kann ich sie erobern, und — frisch gewagt, ist halb gewonnen.

So berathen und entschlossen verfolgte er eilend die ihm wohlbekannten Waldpfade zum Schloß. Bald jedoch überfiel ihn jene undurchdringlich finstre Nacht, die Celinden's Träume bis zum Gräßlichen steigerte. Er sahe nichts mehr; nur tastend erhielt er sich in dem Wege. Sein mühsamer, sich nur fortschiebender Gang widersprach auf das Schmerzlichste seiner Ungeduld.

O, rief der Jüngling, wären Flügel mein! beseelte mein Geist diese Nacht! Tag wär' um mich und ein Sturm risse den Wanderer seiner Lieben zu.

Dort redet wer! sprach eine tiefe Stimme ohnfern von ihm; vernahmst auch Du den Ton?

Freilich, sagte ein anderer, und setzte mit einem Ausruf hinzu, siehe, es blitzt, siehe, da ist etwas Weißes, das geht!

Gefunden! schrie der Erste, es ist der tollgewordene Mönch! Zugleich schallte eine gellende Pfeife; von allen Seiten hörte Julian Leute nahen. Er verlor die Fassung nicht.

Die Rachedurstigen, die Elenden, sagt' er vor sich hin; sie haben den Pöbel fanatisch aufgeregt und hetzen mich wie ein Wild. Himmel, sende deinen Blitz in diese Nacht, wohin wend' ich mich?

Der Sturm, Anfangs in den Wipfeln und Kronen sausend, ging tiefer; den Schlägen des Donners antwortete der knarrende, splitternde Wald, der Schooß der Erde schien zu zittern. Nun durchglänzte den Wald ein Feuerschein. Julian nahm seinen Vortheil wahr und eilte mit der Schnelligkeit eines Hirsches in das Freie. Er sahe die Ostpforte des Schlosses vor sich; aber das Geschrei seiner Verfolger schlug durch das brausende Wetter selbst an sein Ohr — wie sollte er unbemerkt in das Schloß entkommen!

Wie, fragte er graß, darf von Dummheit und Wahnwitz ein Bund zerstört werden, der mit himmlischen Seilen an den lichten Grund der Ewigkeit geknüpft ist? — Thor, Du fragst; das Handeln ist bei Dir. Jetzt List, Muth und Schnelle.

Er flohe von der Pforte weg, gerad' an seinen Feinden dahin, und — wie er vermuthet — der ganze Haufe folgte ihm waldeinwärts. Plötzlich wandte er sich, durchbrach im Fluge die Reihen der Mönche und Bauern, so erreicht' er den Schatten des Gemäuers, bevor jene sich besonnen hatten. Ungesehen entkam er athemlos in die kleine Schloßpforte, verriegelte dieselbe sorgfältig und befand sich in einem dämmernden Gange. Matt erleuchtete im Weiten eine Leuchte die gewölbte Halle.

Wohin nun? rief er schmerzlich aus. Celinde, daß dieser Ruf Dir an die Seele dränge und Dich herzöge! — doch damit wird nichts geschafft. Ich will vermummt zu den Leuten und die Gelegenheit ersehen. Noch ist die Hauptforte frei, Flucht ist möglich. Vorsichtig.

Er hüllte sich ein und eilte den Gang hinauf. Celinde, mit bloßer Schulter, aufgelöstem Haar flog ihm entgegen, ein Bild des Wahnsinns. Sie lag an seinem Herzen.

Celinde, sagt' er emporweinend, meine gute, meine treue Celinde.

Durch und durch erzitternd sprach sie: Ich sahe Dich verfolgt; es trieb mich her, ich weiß nicht, was ich gewollt; ich wollte hinaus, zu Dir. O, wie konnten sie das meinem schönen, herrlichen Julian thun — es zerreißt meine Brust —

Ihr Herz machte sich in einem Strom von Thränen unter tausend Liebkosungen Luft und sie sprach immerfort: So war es, das hatte mich aus den Sinnen geängstigt — ich darf nie mehr von Dir, Julian.

Nein, sagt' er fest und preßte sie an sich. Muß es sein, so mögen sie

unsere Leiber zerstören — uns trennt man nicht mehr. — Nie mehr, sagte sie sanft und äußerst bestimmt.

XX.

Nun beriethen die Liebenden, die ein innerer Trieb so wundervoll wiedervereint, ihre Flucht. Die Thür, welche vor ihnen lag, durften sie nicht benutzen; wahrscheinlich schweiften die Verfolger noch vor derselben herum, den Flüchtling aufzufinden. Das Hauptthor des Schlosses war unbewacht und die Gegend nach dieser Seite frei. Hier konnten sie, begünstigt von Wetter und Nacht, einen glücklichen Ausgang gewinnen. Kein Mittel sollte unversucht bleiben — Celinde führte ihren Freund durch mannigfache Gänge der gewünschten Pforte zu.

Inzwischen hatte Marcell sammt seinen Begleitern dem Fürsten und Grafen den Bund der Liebenden entdeckt. Der plötzliche Aufbruch seines Kindes ließ den bestürzten Vater die Flucht Celindens fürchten; er befahl, das Thor zu schließen, während er selbst ging, sie in ihren Gemächern aufzusuchen.

Auf Alfred hatte der ausführliche Bericht Marcells einen sonderbaren und tiefen Eindruck gemacht. Seltsam auflachend rief er aus: der fromme und hochstrebende Bruder ein Eidbrüchiger und Verliebter, die Seherin Celinde ein zärtliches, listiges Mädchen? Hei, der Lauf der Welt, was strebt, das fällt. Aber sie sind liebenswerth, die Liebenden. Nun erst sympathisir' ich mit ihnen, und das behagt mir. Indeß — zum Wetter, die Braut hat nur Einer, denk' ich. Wunderlich, wunderlich. Herr Abt, ich habe diesen Bruder immer sehr geliebt, und nicht anders beschäftigte und verflocht mich die schöne und fromme Celinde; doch Seel' und Sinn der Beiden ging mir zu sehr in die Ferne hinaus, oder, was im Grunde dasselbe sagt, hielt sich zu unentwickelt in dem Schwerpunkt des Lebens; ich betrachte diese geliebten specifisch christlichen Menschen für Schwärmer — das sind sie nicht, wie sich zeigt. Sie bethätigen, zwar etwas weltunbesonnen und weltungeschickt, doch in Handlungen voll Energie und Todesmuth ihren Bund; ihr Dichten und Trachten bezeugt es, daß sie thatkräftig beseelt sind von dem hohen Geist, den sie den heiligen nennen. Die practische Möglichkeit dieses Geistes, die ich angezweifelt, ist offenbar; er waltet in einem mächtigen Beispiel vor unseren Augen und verheißt bei solchem Ernst seiner Bekenner eine wirklich wahre Zukunft. Machte jener mystische Glaube so lebensfähig? Diese Liebenden fanden in ihm den Himmel auf Erden. Wäre hier einmal Halt zu machen, ob die umhergeworfene Seele einen festen Grund gewänne, der in die Gottheit und heilige Kraft hineinragte? Freilich ist diese Lebenswelt ganz Traum, ganz Geheimniß, ganz Wunder, allein ist die Wahrheit, die das Leben ist, nicht eben das Wunder — ich gestehe, mich erschüttert's!

Groß fragend sahe er den Freund Julian's an, dann sprach er, sich in sich zurückziehend, ernst: Es ist genug!

Marcell hörte Jemand auf dem Gange vorüberfliehen; er riß die Thüre auf. Erschreckt sahen Alfred und Marcell wie Julian, der das Mädchen

auf dem Arme über sich geworfen, verfolgt von Priestern, Bauern und Bedienten, durch die Halle auf den freien Platz flüchtete, welcher unmittelbar vor dem Schlosse über den Abgrund ragte.

Der Wahnsinnige, schrie Marcell, er wird doch nicht — Ohne den entsetzlichen Gedanken auszusprechen, eilte er ihm nach, Alfred folgte.

Die Liebenden hatten unbemerkt das Thor erreicht, welches ihnen Freiheit verhieß; sie fanden es verschlossen. Julian faßte die schaudernde Celinde in den Arm und eilte mit ihr der eben verlassenen Pforte zu, in der Hoffnung, durch diese Thür, wenn auch verfolgt, in den Wald zu entkommen; allein in dem genannten Gange strömte ihm der feindliche Haufen entgegen, welchem die Diener des Fürsten auf die Versicherung, daß Julian in das Schloß geflohen sein müsse, das verriegelte Thor geöffnet hatten. Bei dem Anblick der Liebenden erhob die Menge ein Geschrei; Julian wich bestürzt zurück; die Schaar folgte ihm, so ward er mit Celinden auf den gefährlichen Altan getrieben, unter welchem das Gebirge schroff in die Schlucht abstürzte.

Liewen eilte zugleich mit Alfred und Marcell herbei; auf dem Platz angekommen, verweilten sie bestürzt. Ihnen gegenüber hart an dem Abgrund standen Julian und Celinde mit fliegenden Locken, flatternden Gewänden. Auch die Menge, von der plötzlichen Scene überrascht, weilte und schwieg stutzend. Julian allein blieb besonnen. Halb gegen Celinde gewandt, sprach er herb: Vor uns die wild zerrüttete Menge, ein gleichgültiger, sein Kind verhandelnder Vater, ein sich selbst verwüstender, feindseliger Bruder, ein befangener, unfreier Freund, über uns ein grollender Himmel, in unserm Rücken den Abgrund — wem begegnete Welt und Natur feindseliger, als uns!

Mit einer Wendung fuhr er fort: Nein, hinweg mit dem Groll! Der elend Verzweifelnde mag erbittert trotzen; dies fürchterliche Geschick dient uns nur zum rechten Innewerden der Unlöslichkeit und Verklärung unseres Bundes. Celinde, bist Du gefaßt und vorbereitet wie ich?

Zweifle nicht, sagte das Mädchen fest, ich fürchte nichts, seit Du wieder mit mir bist.

Jetzt fuhr Alfred wunderlich ergriffen auf und sprach in seiner Weise: Durchlaucht, das Gewitter fällt in die Berge ab, die Ruhe kehrt zurück, wäre das vorbedeutend? Ich für mich selbst möchte den Frieden mir ein Zeichen sein lassen nach solchen und anderen Kämpfen. Unsere moralische Welt ahme der physischen nach, das geistige Leben beruhige sich wie das natürliche. Mit einem Wort: es ist Besinnens Zeit; ich gebe Ihre Handlungen frei.

Liewen hörte diese Worte mit dem größten Erstaunen, aber er wandte sich von ihm ab zu Julian und sprach: Junger Mann, Ihr Wort klingt begeistert und vernünftig, allein Ihr Thun ist toll. Kehren Sie in das Kloster zurück; ich selbst will mich für die Linderung der gerechten Kirchenstrafe, die Sie erwartet, verwenden; mir überlassen Sie mein armes, be-

thörtes Kind. So löse sich die Verwirrung dieser furchtbaren Nacht, und die Zeit wird Alles in das Gleiche bringen.

Die Trösterin Zeit! erwiderte Julian scharf. Wer flüchtet in die Arme dieser Helferin? Sie ist die entsetzliche Ausflucht, der armselige Nothbehelf Derer, die sich selbst aufgeben. Die Zeit hat nichts in's Gleiche zu bringen im Gebiet der Freiheit. Die Schätze dieses Reichs liegen in anderen, von der Zeit unerreichlichen Sphären; der hohen Freiheit fühlen wir uns geweiht. Mir raubte ein veraltetes Recht meine Güter, theilte sie meinem Bruder zu, und verdrängte mich aus meiner bürgerlichen Stellung; dieselbe vernunftlose Gewalt zwang mir ein Gelübde auf, das vor dem Auge des Geistes und der Wahrheit keine Geltung hat. So mußte den willkürlichen Satzungen gegenüber unser Herzensbund, den wir in unserm Urrechte als Menschen und Christen geschlossen, diese gewaltsame, sonderbare Gestalt annehmen. Aber wir sind entschlossen, zu beharren, die Gottheit ist mit uns, ja, daß ich's sage — rief er mit zitternder Lippe — der Herr Christus ist mit uns.

Diese Verhandlung führt weit, sprach Liewen düster. Noch einmal, geben Sie Celinde zurück, und ich verspreche Ihnen, daß die ganze Geschichte in Nacht begraben werden soll.

Soll sie das? sagte Julian, nach dem Abgrunde zurückstarrend.

Auf den Wink des Fürsten nahten ihm einige Leute; Julian fuhr schrecklich auf. — Zurück! rief er, ich beschwöre Euch bei allen Heiligen, bleibt fern! So wahr Gott gnädig ist, ich stürze mich mit ihr in den Abgrund, macht Ihr nur Miene, uns zu trennen.

Geberde, Ton, Bezeigen des Jünglings machte jeden Zweifel an sein Wort so ganz unmöglich, daß die Leute bestürzt zurücktraten. Liewen rief erschrocken, heftig wider Alfred und Marcell: Dieser Mensch spricht groß und bricht Eide, wie dürre Zweige.

Eide, die ein Wahn gelallt, vernimmt Gott nicht, entgegnete Julian fest. — Auf dies Wort wurden die Mönche und Bauern, die vor dem Fürsten zurückgetreten waren, unruhig. Liewen wies auf die Menge und sprach wider Julian: die Meinung Aller verurtheilt Sie.

Gewiß nicht, wenn Rom absolvirt, sagte Julian mit ironischem Anflug.

Wehe meinem verirrten Kinde, fuhr Liewen fort. Wie darfst Du Unglückliche einem Manne anhängen, der mit mörderischen Gedanken umgeht, dessen Liebe ein Incest ist.

Ich gehe nicht mit mörderischen Gedanken um, sagte Julian ruhig; treibt Ihr mich nicht dazu? Und meine Liebe, unsere Liebe, Celinde! O Gott, der reinste Herzenstrieb, der heiligste Einverstand — nichts hiervon, nichts an diesem Ort. Der Mond möchte erröthen, wenn so verblendeten, entarteten oder rohen Gemüthern das Wunder der Liebe enthüllt wird. — Ein Incest, der abscheuwertheste ist der Cölibat, über ihn der Fluch aller wahren, rein und ursprünglich fühlenden Menschen.

Er lästert die Kirche, riefen die Mönche; duldet nicht, daß seine verdammte Zunge noch ein Wort stammle!

Die empörte Mange wollte auf ihn einstürmen; der Fürst hinderte es. Die Anachoreten murrten, traten zusammen und schienen über einen Anschlag zu sinnen. Alfred beobachtete sie scharf, verhielt sich aber, von dem Moment betäubt, noch unthätig. Außer sich rief indeß Liewen wider den unangreiflichen Julian: Unsinniger, Ihr Thun ist das eines Rasenden; Sie können meine Tochter nicht zur Frau haben, was soll werden?

Nach einer Stille sprach Julian gehalten: Durchlauchtigster Herr, wenn Sie Ihr Kind und Ihren Schutz mir geloben, darf ich auf das Bestimmteste Indulgenz und Dispensation von Rom erwarten.

Vater, Vater! sagte Celinde.

Wir beschwören sie Beide, fuhr Julian flehend fort, geben Sie der Milde Raum. Ich kann Ihnen zwar von dem Innersten nichts sagen — weh' uns Allen, daß wir uns nicht verstehen; doch bedenken Sie das Nächste in die Augen Fallende. Was ist es nur, welch' eine wunderbare heilige Gewalt, die uns bei gesunden Sinnen so rasen macht, daß wir alle natürliche Schrecken wider die Unverletzlichkeit unseres Bundes nichts achten? Wenn uns nicht ein Gefühl verbände, das Mensch und Leben weit, weit weit überfliegt, wenn wir nicht in Gott Eins wären: wie könnten wir mit dieser Fassung Ihnen und jener fanatischen Schaar gegenüberstehen, ja, und ich wage dies Wort: wir schauen todtbereit mit lichtem Muth in diesen entsetzlichen Abgrund um unsrer Würde und Freiheit willen, um unsrer Treue willen. — Celinde, sie können uns nicht trennen; es ist nicht möglich, Celinde —

Sein Blick begegnete dem ihren. Zückend rief er aus: O, welch' eine Klarheit umfließt Dich, so hast Du nie geliebt!

Es fiel ein Schuß, auf Julian gerichtet, durch Alfred abgewehrt. Alfred stürzte im Nu den mörderischen Mönch zu Boden, entriß ein Pistol seiner Faust und schleuderte dasselbe in die Schlucht.

Schurken! rief er, Mörder! Es ist genug der Nachsicht! Fort in Eure Zellen und Hütten! Wer hat die Hunde berufen, sich in meine Angelegenheiten zu mischen?! Der junge Mönch ist mein Bruder, seine Sache ist die meine; ich stehe für ihn ein! Der Abt mag hier bleiben, hinweg Ihr Uebrigen!

Die verwirrten und bestürzten Mönche wollten ihm Trotz bieten; er wurde ganz außer sich; er riß sein Schwert heraus.

Im Namen des Fürsten, rief er — den zerschmettere ich, der sich meinen Befehlen widersetzt! Hinaus mit Euch Heimtückischen, mit Euch versteckten Finsterlingen! — Ihr Bauern und Burschen, fort an Euren Heerd. Dies ist eine Familiensache, er ist mein Bruder, seine Sache ist mein; mit Rom und mit dem Fürsten schlicht' ich diese Angelegenheit.

Marcell, der nachdenklich geschienen, ging nach dieser Erklärung des Grafen ohne einen Blick auf Julian still weg, die zähen Mönche mußten ihm folgen. Der Haufe Landvolks hatte sich schon zurückgezogen, die Diener zerstreute ein Wink Alfreds; er blieb mit dem Fürsten und den Liebenden allein zurück. Jetzt warf er das Schwert weg, eilte zu Julian, umschloß und küßte ihn

und weinte und stotterte: Du treues, frommes, lebenvolles Herz — da sei Gott für, daß Du in den Abgrund Dich bettetest, Dir ist eine bessere Stätte zubereitet. Julian ließ das wundernd geschehen; er war seiner nicht Herr.

Ich bitt' Euch hoch und höchst, fuhr Alfred zu dem Paar fort, geht hinein und erwartet uns daselbst. Beim Himmel, in allem Drang des Augenblicks, bestürmt von den widersprechendsten Gefühlen, sah ich's doch jammernd, daß dies zarte, schöne Weib, schwach verhüllt gegen Regen und Wind, dieser zornigen Nacht ausgesetzt sei. Geht hinein, Ihr Treuen und Trefflichen. Des Fürsten Gespräch mit mir taugt nicht für Euer Ohr. Geht hinein mir zu Lieb' und erwartet alles Gute und Beste.

Die Liebenden, aus ihrem Erstaunen über die plötzliche Wendung der Dinge noch nicht zu sich selbst gekommen, ließen von ihrem Hort wie Kinder mit sich schalten. Sie gingen in das Schloß mit einem Blick voll Lieb' und Dank auf Liewen, der schweigend Alfred gewähren ließ.

Durchlaucht, sagte Alfred nun, Celinde und ich, wir würden uns nie verbinden und ohne Weit'res fiele der verabredete Plan in die Brüche. Jedoch, daß die Verwirklichung dieses Plans wegen der vielhundertjährigen Verbindung unserer Familien und um des Gütercomplexus willen Ihr höchster Wunsch ist, weiß ich, und dieser Ihr so gearteter Wunsch kann erfüllt werden ohne mich und doch durch mich. Julian tritt für meine Person ein, ich theile meine Güter mit meinem Bruder und das soll noch heute geschehen — dort die thauige Morgenröthe flammt den Wald an, der junge Tag beginnt. — Meine Verbindung in Rom steigt hinauf bis zur dreifachen Krone, der Dispens des heiligen Vaters unterliegt keinem Zweifel. Der ganze böse Handel ist zum Guten umgewandt, wofern Sie ihm dit Bestätigung nicht versagen. Durchlaucht, sollen Julian und Celinde sich haben?

Fürst Liewen lächelte finster; Alfred fuhr sogleich fort: Zürnen Sie mir nicht, Sie kennen meine Decenz; anmaßend erschien ich nur heute. Der Himmel weiß es, wie ich zu dieser Handlungsweise kam; eigentlich aus Noth, Noth kennt kein Gebot. Bewunderung und Liebe für diese holden, schönen, ja erhabenen Menschen; Unwille, Ungestüm über die rohe und scheußliche Art, wie ihnen Welt und Leben mitgespielt; endlich tiefe, eigene, durch Sympathie geweckte Sachlage, deren tiefster Grund mich nach sich zieht und mir vielleicht jenes sichere Wohlsein erbietet, dem ich vergebens auf anderen Wegen nachgejagt — alles dies machte mich so toll in meinem Hervortreten und Auftreten. Ich weiß es nicht anders, ein Gott riß mich dahin; die heilig Verbundenen mußte ich aus augenscheinlicher Gefahr erretten, und ihren Verein auch für die Zukunft sicher stellen. Durchlaucht, Vergebung, mir und den Liebenden, Einwilligung zu ihrem Bunde; denn was Gott zusammengefügt, das soll der Mensch nicht trennen.

Der gutmüthige und in seinem Hauptinteresse nicht gekränkte Fürst verzieh und willigte ein. Die Beiden brachten sofort dem treuen Paar die selige Botschaft. Julian und Celinde sollten vereint nach ihrem Herzen leben in jenem Geist der Sühne, welcher Wahrheit und Leben ist. „Die

Ehe", hatte Julian zu seiner Celinde gesagt, „ist unmittelbarst und eigenst die Stätte des innigen, göttlichen Geistes, alles daselbst ist gleich heilig und geweiht" — nun wurde den frommen Liebenden die Erfüllung dieser Worte.

Warschau's Sonne im Untergange.

(Aus den Papieren eines Reisenden, am Schluß des achtzehnten Jahrhunderts).

(Fortsetzung.) Warschau, Januar 1794.

Nach vielen einzelnen Zügen, die den bisher aufgeellten Bemerkungen eingestreuet sind, wird sich der Leser von dem Luxus und Aufwande der polnischen großen Welt einen ziemlich deutlichen Begriff haben machen können.

Die orientalische Uebertreibung und Abenteuerlichkeit, welche die polnischen Großen in Handlungen der Gastfreiheit und der Geselligkeit legen, erstrecken sich auch auf alle übrige, nur erdenkliche, ökonomische, politische, sinnliche und geistige Bedürfnisse. Schon dieser große Maßstab, der ihnen, hauptsächlich durch ihren hohen Standpunkt im Staate, durch Reichthum und die daraus folgende Auszeichnung im bürgerlichen und gesellschaftlichen Leben, mithin durch Hochmuth, Eitelkeit und eingeführte Sitte, eigen geworden ist, macht ihnen, mehr als andern Ihresgleichen in dem übrigen Europa, ihre Existenz theuer; aber noch kostbarer wird sie durch den Umstand, daß die Polen, außer den allernöthigsten und einfachsten Erfordernissen des Lebens, Alles, vom Kleide an bis zur Stecknadel, aus fremden Ländern, theils, aus Liebhaberei, Vorurtheil und Mode, freiwillig zu ziehen pflegen.

Wenn, zum Beispiel, der englische Große Aufwand in Pferden, in Mobilien, in Kleidung macht, so kommen ihm diese Gegenstände bei weitem nicht so hoch zu stehen, als dem polnischen Großen, der englische Pferde, Mobilien, Tücher und Zeuge aller Art, aus England her, durch den dritten und vierten Kaufmann, mit dem dritten und vierten Zoll, mit der dritten und vierten Fracht belastet, empfängt und verbraucht. Eben der Fall ist es mit denjenigen natürlichen und künstlichen Erzeugnissen, die er aus Frankreich, aus Spanien, aus Italien ꝛc. in eben der Menge und reichlicher braucht, als der Franzose, Spanier und Italiener in denselben Ländern, wo sie gezogen und verfertigt werden. Selbst solche Dinge, die diese Nationen, wie er, aus fremden Ländern ziehen, kommen ihm ungleich höher zu stehen, als jenen, theils, weil er entfernter wohnt, theils, weil ihm die bequemere und wohlfeilere Verbindung mit dem Meere fehlt, auch die Provinzen seines Landes selbst, weder Straßen noch Kanäle haben; und theils, weil seine Kaufleute, wegen Theurung der Lebensmittel und Handarbeit, wegen des ein-

geführten Luxus, wegen der Gefahren einer weiten, zusammengesetzten, vielfach bezollten Anfuhr und wegen häufigen Borgens und später, unsicherer Zahlung, höhere Preise machen müssen, als es in wohlgeordneten Ländern der Fall ist und sein darf.

Ein Pallast in Warschau, von bloßen Backsteinen, kostet mehr, als in Genua ein ähnlicher von behauener Pietra di Lavagna, als in Rom ein ähnlicher von Travertin. Die Ziegel- und Kalkbrennereien um Warschau können, bei mäßigen Bauten, nicht Materialien genug liefern; die zum Auf- und Ausbau nöthigen Handwerker haben nicht Gesellen genug, und die erforderlichen Tagelöhner sind nicht aufzubringen, in einem Lande, wo der niederen, zahlreichern Volksklasse verwehrt ist, zu Handthierungen und Handwerken überzutreten. Dashalb sind hier frühe und große Vorbereitungen nöthig, wenn man einen beträchtlichen Bau unternehmen will. Steine, Kalk und Holz müssen, lange vorher, aus der Nähe und Ferne zusammen gefahren, die Baumeister oft aus der Fremde verschrieben, und die Handwerker durch Verträge und Vorschüsse in den Stand gesetzt werden, sich mit Gesellen zu versehen. Was man an Werkstücken zu Treppen, zu Fenster-Verzierungen, zu Gesimsen ꝛc. braucht, muß man auswärts bestellen, und, bearbeitet oder roh, weit her anfahren lassen; und zu Handlangern muß man zum Theil Weiber und Kinder annehmen, um nur Aerme zu haben, die zur Aufführung der nackten Mauern mitwirken helfen. Stehen diese endlich, so erfordert der innere Bau und Aufputz eine neue kostbare Zurüstung, deren tausendfache Bestandtheile fast sämmtlich, oft mit den Händen zugleich, die sie einrichten und anordnen, aus der Fremde gezogen werden müssen. Unter diesen Umständen ist es vielleicht ein größeres Wunder, daß Warschau fünfundneunzig Kirchen, Kapellen und Palläste einschließt, als daß Rom dreihundertundfünfundvierzig Kirchen und Kapellen und hundertsechsundvierzig Palläste zählt.

Wenn in Italien und Deutschland nichts wohlfeiler ist, als Erziehung und Aufsicht über die Kinder, so ist in Polen nichts theurer. Dort wimmelt es in allen Straßen von Abbaten und Candidaten, die für einen Spottpreis das mühsamste aller Geschäfte übernehmen, und Geschicklichkeit und Kenntnisse aller Art, oft in einem ausgezeichneten Grade dazu besitzen; hier sind dergleichen Subjekte, selbst von der gemeinen Art, selten, und man ist auf die Welt- und Ordensgeistlichen eingeschränkt, die sich mit Unterricht abgeben. Fordert man Sitten, sogenannte galante Kenntnisse und Sprachen, so leisten sie keine Genüge; man ist gezwungen, Hofmeister aus Deutschland, Frankreich und Italien, mit großen Kosten, kommen zu lassen, und sie so zu besolden, wie es die Seltenheit ihrer Talente in Polen, die Aufopferung ihres väterlichen Bodens, und die Trennung von ihrer Familie und ihren Freunden, erfordern. So ist es mit denjenigen Lehrern, die zur Bildung der Sitten und des Verstandes vornehmer Kinder gehalten werden; so ist es mit denen, die ihnen in der Reit-, Fecht-, Tanz-, Zeichen- und Tonkunst Unterricht geben. Fast alle sind Ausländer; sie müssen für ihre Auswanderung Ersatz haben, sie wollen ein Vermögen erwerben, mit dem sie einmal ihr Vaterland wieder aufsuchen können, sie lassen sich mithin theuer bezahlen.

Derselbe Fall ist es mit den Aerzten, Wundärzten, Künstlern, Köchen, Kammerdienern ꝛc., die sämmtlich ihre Dienste höher anschlagen, als anderwärts, wo sie mit einer Menge von eben so geschickten Nebenbuhlern einerlei Laufbahn zu machen haben.

Die Werke der Wissenschaften und schönen Künste sind hier ebenfalls schwerer zu erhalten, mithin theurer als sonst überall. Der Preis der Bücher steht wenigstens um die Hälfte höher, als in Frankreich, Italien und Deutschland; Zeichnungen, Gemälde, Bildhauerarbeiten, sind noch einmal so theuer, als dort. Die Liebhaberei an Bibliotheken, an Kunstsammlungen ist demnach äußerst kostbar, also auch die Bildung des Geistes und Geschmacks.

Aber neben den Ausgaben, welche die polnische große Welt mit der in andern Ländern gemein hat, erweckt die Landesverfassung ihr noch andre, von denen jene entweder gar nichts, oder doch weniger empfindet. Sie braucht nach eingeführter Sitte, politischen Einfluß, und diesen kann sie nur durch Staats- und Ehrenstellen, durch Landämter, durch Anhänger, durch Orden und andere in die Augen fallende Dinge, erhalten. Diese sind äußerst kostbar, und werden es dadurch um so mehr, da sie nicht durch die Erkaufung eines Einzigen, sondern Vieler zu erlangen sind; da Verdienste hier nichts entscheiden, und da man überall Nebenbuhler vor sich findet, die ebenfalls kein anderes Mittel, um ihren Zweck zu erreichen, in Händen haben, als das Meiste zu bieten. Sonach kostet einem Polen das allmälige Aufsteigen von den untern Würden zu den oberen, eine außerordentliche Summe, und selbst dann, wenn er die höchste Stufe erreicht hat, sind seine hieher gehörigen Ausgaben noch nicht zu Ende, falls er sich auch des Einflusses versichern will, zu welchem ihn diese Stufe berechtiget. Er muß sich auf jedem neuen Landtage in den Woiwodschaften, über die er gesetzt ist, oder die er bewohnt, Anhänger erkaufen; er muß unter den Reichsboten, an jedem neuen Reichstage, durch Geschenke, Schmäuse und Versprechungen, neue Freunde suchen; er muß ein Heer von ärmern Edelleuten unterhalten, damit er, durch ein zahlreiches Gefolge, theils die Augen des großen Haufens blenden, theils seine Nebenbuhler überglänzen, theils in Furcht erhalten könne; und er muß zu allem diesem endlich noch die Minister derjenigen Mächte, die auf die Geschäfte in Polen Einfluß haben, auf gleichem Wege, immer mit vollen Händen, für seine Entwürfe zu gewinnen suchen.

Nicht minder kostspielig werden den polnischen Großen ihre Rechtshändel. Der hochmüthige, habsüchtige und egoistische Zug in ihrem Charakter, verwickelt sie leicht in Streitigkeiten mit ihren Nachbarn und Nebenbuhlern; Beeinträchtigung des Eigenthums, die der Mächtigere sich oft gegen den Schwächern zu Schulden kommen läßt; persönliche Mißhandlungen gegen Geringere, die hier noch so häufig sind; und der zweideutige, schwankende, verdrehbare Sinn der Gesetze selbst — das alles veranlaßt eine ungewöhnliche Menge von Rechtshändeln. Da überdies in Polen derjenige, der blos Recht hat und nichts weiter, gewöhnlich Unrecht behält, so ist es unumgänglich nöthig, daß man es durch Geschenke an die Anwalte, Berichtsteller und Richter, befestige. Dasselbe thut aber auch der Gegner, der sein Unrecht

gern in Recht verwandeln möchte. So entsteht ein doppelter Rechtskampf: einer mit Urkunden und Gesetzen, ein anderer mit Dosen, Ringen und Dukaten. Im letztern die Oberhand haben, heißt im erstern gewinnen; stehen auf beiden Seiten die genannten Kräfte im Gleichgewicht, so schlagen Anwalt und Richter, die sodann keinem wehe thun wollen, den Lieblingsweg der polnischen Gerechtigkeit, den medium terminum ein, und beide Theile behalten Recht. Dadurch gewinnen jene nicht nur die Sporteln des gegenwärtigen Rechtshandels, sondern auch des künftigen, den ihr auf Schrauben gestellter Spruch, mit der Zeit, wenn sich die Parten erholt haben, nothwendig wieder erneuern muß. Dieser Gang der Rechtshändel ist so bekannt und durch lange Gewohnheit so alltäglich geworden, daß es nicht einmal nöthig ist, bei dem Ankaufe der Advokaten, Referenten und Richter mit einer gewissen Heimlichkeit und Schonung zu Werke zu gehen. Dieser Ankauf erhöhet den Aufwand der polnischen Großen, die zuweilen auf einmal vor zehn bis zwölf Gerichtshöfen in Warschau und in den Provinzen Rechtshändel schweben haben.

Die Folgen des Aufwandes zeigen sich vielleicht nirgends fürchterlicher, als in Polen. Es sind wenig große Häuser, deren ökonomische Umstände nicht darunter litten; es sind wenig einzelne Personen, deren politischer und moralischer Charakter nicht dadurch, zum Theil oder ganz, verdorben würde. Der ewige Ausfall zwischen Vermögen und Aufwand; die Nothwendigkeit, diesen Ausfall zu decken, wenn man auf dem vorigen Fuße fortglänzen will; die Menge von Leuten, die in diesem Punkt in einer gleichen Lage sind, die also gleiche Mittel ergreifen müssen, um sich zu erhalten — erregen einen Wetteifer, eine Reibung, eine Gewinnsucht, mithin einen Egoismus, der sich vielleicht nirgends so deutlich, so offen ausdrückt, als in Polen. Keiner hilft dem andern, wenn er nicht dabei zu gewinnen weiß, sei es an Einfluß oder an Gelde; gewinnt er aber, so hilft er, wäre es auch bei den ungerechtesten Dingen. Jeder macht seine Würde, seinen Einfluß, und seine Stelle zu Gelde, weil ihr Erwerb ihm Geld gekostet hat, das er wieder herausmarkten muß; keiner erfüllt die Pflichten derselben umsonst, weil kein anderer ihm noch die Pflichten der seinigen umsonst geleistet hat. Vermöge dieses verderblichen Grundsatzes, der sich in Polen so häufig mit Ehrsucht, Rache, Geiz und Neid verbindet, schont man selbst seines Vaterlandes und seiner eigenen Familie nicht, wenn man gewisse Absichten erreichen will. Er ist es besonders, durch den die benachbarten Mächte sich von jeher so viele und mächtige Anhänger in Polen verschafften. Diejenige unter ihnen, die den einzelnen Großen die stärksten Jahrgelder gab, oder ihnen durch ihren Einfluß die höchsten Stellen, die besten Starosteyen verschaffte, war immer die stärkste in Polen, besonders wenn sie zur rechten Zeit auch durch Schrecken zu wirken wußte. Solche Jahrgelder, oder andre Wohlthaten, pflanzten sich von einem Haupte der Familie auf das andere fort, und daher hatte man ganze Verwandtschaften, die seit einer Reihe von Jahren Russisch, Preußisch, Kaiserlich, und ehedem Französisch, Sächsisch und Schwedisch waren, dieß öffentlich sagten, und durch ihre Grundsätze und Handlungen zeigten. Manche

nahmen sogar von allen, die ihnen geben wollten, und blieben bloß deßhalb unparteiisch, oder auf dem Mittelwege, so lange wenigstens, als ihre Politik nicht bekannt und übel empfunden wurde; manche empfahlen ihre Söhne und Verwandte, sobald sie Stellen erhielten, die ihnen Stimmen verschafften, zu solchen Jahrgeldern; mancher Sohn, manche Frau, wurde aber auch oft, durch ähnliche, von der Gegenpartei des Vaters oder des Gemahls gewonnen; und in solchen Fällen gab es in einzelnen Familien ein dreifaches Interesse und einen Haß, eine Erbitterung und Auftritte, die am Reichstage selbst nicht heftiger und unanständiger sein konnten. Während des Konstitutions-Reichstages, dessen Handlungen man häufig einem reinen Interesse für das Wohl der gesammten Nation und einer vortheilhaften Veränderung des polnischen Charakters zuschreibt, offenbarten sich alle diese Dinge dem Augenzeugen noch so deutlich, so häufig, als sonst; und ich könnte einzelne Personen und ganze Familien nennen, die diesem altpolnischen Egoismus getreu blieben und standhaft nach dessen Eingebungen handelten. Diejenigen Charaktere, die immer auf der Seite des Stärksten sind, und deren es unter dem politisch bedeutenden Theile der polnischen Nation eine ungewöhnliche Menge giebt, handeln ebenfalls sklavisch nach jenen Grundsätzen der Selbstsucht, und auch diese könnte ich namentlich bezeichnen, wie sie, an dem gedachten Reichstage, alle die Beschlüsse gegen das Interesse der Russischen Kaiserin durchtrieben, die sie an dem anderen Reichstage zu Grodno (im Jahre 1793 den 17. Juni) aufheben halfen.

Es giebt in Polen gewisse politisch-freundschaftliche Verbindungen, deren Mitglieder, vereinigt, gewisse Plane durchsetzen wollen; diese sind nur scheinbar Freunde, hassen einander oft, hintergehen und überlisten einander, stehen aber bei ihren Unternehmungen für Einen Mann, und bringen für das gemeinschaftliche Interesse, das den Vortheil jedes Einzelnen einschließt, Aufopferungen, die man sonst nur von wahrer Freundschaft und Uneigennützigkeit erwartet. Man erlaube mir ein Beispiel davon hier aufzustellen:

Während des Zwischenreichs, das der Wahl des jetzigen Königs vorherging, bildeten sich drei hervorstechende Parteien, die den Thron aus ihrer Mitte besetzen wollten. An der Spitze der Einen stand die Familie Czartoryski; die andere bildeten die Anhänger des sächsischen Hauses; die dritte leitete der Großfeldherr, Johann Branicki. Die Partei der Czartoryski, deren Haupt der Großkanzler von Lithauen war, schloß drei Candidaten ein: den Bruder des Großkanzlers, Woiwoden von Rußland, dessen Sohn, den Prinzen Adam Czartoryski, und den damaligen Stolnik (Truchseß) von Lithauen, Stanislaus Poniatowski, den Neffen des Großkanzlers. Auf ihrer Seite war Rußland, und der König von Preußen schien ihr nicht abgeneigt.

Die Häupter der Anhänger des Sächsischen Hauses waren die Woiwoden von Lublin, von Wilna, von Podlachien, von Kiow, von Rawa, von Krakau, nämlich die Fürsten Lubomirski und Radziwil, und die Grafen Godzki, Potocki, Granowski, Rzewuski u. a. Diese wünschten den damaligen Kurfürsten von Sachsen oder einen seiner Brüder auf den Thron zu erheben.

(Fortsetzung folgt).

Diplomatische Revue.

Wochenschau.

Immer deutlicher wird es, mit welch' neuer Kraft die Amerikanische Welt in die Europäische Politik eingetreten. Spanien zehrt sich an Chili auf, das Napoleonische Kaiserthum an Mexico. Die Angabe, daß die Vermittelung Rußlands in dem Streite zwischen Frankreich und den Vereinigten Staaten zum Gegenstande der Erörterung gemacht worden sei, konnte nicht verfehlen, die Rolle in's Gedächtniß zu rufen, welche das Petersburger Cabinet während des amerikanischen Bürgerkrieges gespielt hat. Die Sagacität der russischen Politik hat in dieser Sache ihre Ueberlegenheit über die westmächtlichen Berechnungen bewiesen. Während Frankreich und England sich dem Wahne hingaben, daß es den Südstaaten gelingen würde, ihre Selbstständigkeit zu behaupten, während die Westmächte wenigstens der Meinung waren, daß der Bürgerkrieg sich lange hinschleppen würde, während sie somit eine kühle und verletzende Haltung gegen die Regierung von Washington beobachteten, manifestirte Rußland von Anfang an das unbedingteste Vertrauen in den Sieg der Föderirten, sprach es seine Wünsche für die baldige Beendigung des Bürgerkrieges aus, und lieferte es wiederholte Beweise der Freundschaft, welche es für die Vereinigten Staaten hege. Unter solchen Umständen bildete sich eine moralische Allianz zwischen der Republik und dem russischen Kaiser, so daß Rußland diejenige Macht war, auf deren Stimme das Cabinet von Washington ausschließlich hörte. Auch beschränkt sich diese Allianz nicht auf ein bloßes Einverständniß der Cabinette. Die Völker beider Reiche fangen an, einen gewissen Verschwisterungszug zu fühlen, und die Zeitungen von New-York bieten den Zeitungen von Moskau ein williges Echo, wenn die letzteren betheuern, daß die beiden „einzig jungen, einzig wachsenden Mächte" dazu bestimmt seien, die Zukunft zu beherrschen.

Jene Idee der Vermittelung durch Rußland ist also keine unpraktische. Es fragt sich nur, ob Rußland auf den Plan eingehen werde, und ob es ein Interesse habe, dazu beizutragen, daß der fränkische Cäsar aus seinen Verlegenheiten gerissen, daß dem habsburgisch-mexicanischen Kaiser noch eine Weile der Besitz des Thrones gefristet werde. Nicht Frankreich, nicht Habsburg können im Grunde eine solche Gefälligkeit von Seiten Rußlands in Anspruch nehmen. Vielleicht wäre sogar die Aufgabe, zwischen der Schöpfung Napoleons in Mexico und dem lebensfrischen Drange des Yankeethums einen Compromiß zu schließen, so verzweifelt, daß Rußland lieber seine Hände davon fern hielte. Vielleicht ist es für Rußland das Rathsamste, den ruhigen Beobachter bei einem Drama zu spielen, dessen letzte Scene die Demü

thigung Cäsars sehen wird. Auch schaut man vergebens nach einem Aequivalent um, welches der Kaiser der Franzosen dem Czaaren für die vermittelnden Bemühungen des letzteren zu bieten vermöchte. Würde denn etwa das dankbare Frankreich im Stande sein, sich auf den Standpunkt Rußlands in der schleswig holsteinischen Frage zu stellen? Wir glauben kaum, daß der Imperialismus, welcher von Tag zu Tage mehr altert, einer solchen Wendung fähig wäre.

Es ist daher alle Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß in die Verwickelung Frankreichs mit den vereinigten Staaten kein Dritter eingreifen wird. Bei einer Einmischung, und wäre sie noch so freundschaftlich, würde Viel zu verscherzen und wenig zu gewinnen sein. Nicht umsonst hat der Kaiser Napoleon in seiner jüngsten Thronrede das hohe Gut der Neutralität hervorgehoben. Andere Mächte dürften diese Lehre beherzigt und ihrerseits beschlossen haben, bei einem etwaigen Kampfe, den der Kaiser heraufbeschwöre, neutral zu bleiben. Falls die mexicanische Sache einen ernsten Conflict erzeugt, würde ein Rückschlag auf den Lauf der Politik in Europa nicht ausbleiben. Dann würde sogar das Bild der preußisch-italienischen Allianz, welches zu Zeiten von den Journalisten auf das Papier der Zeitungen gemalt wird, zu einer Wahrheit werden. Victor Emanuel ist bis jetzt nur deshalb in seinen Bewegungen nicht frei, weil der Kaiser Napoleon auf ihn drückt und im Interesse Frankreichs ein weiteres Wachsthum der italienischen Monarchie verhindert. Sobald aber die Aufmerksamkeit des Kaisers durch die Complication mit den vereinigten Staaten in Anspruch genommen würde, erhielte Victor Emanuel seine Freiheit wieder. Nimmt man nun ferner an, daß Oesterreich in Folge der Schwierigkeiten der schleswig-holsteinischen Frage in Deutschland engagirt wird, so würde der Schritt bis zu einem positiven Einverständniß zwischen Preußen und Italien nur noch ein sehr kleiner sein. In wie hohem Grade gegenwärtig die Beziehungen Preußens zu dem Wiener Cabinet gespannt seien, ist selbst dem blödesten Auge klar. Ebenso deutlich leuchtet der Mangel an diplomatischen Hilfsmitteln ein, durch welche diese Spannung zu lösen wäre.

Die Preußische Monarchie wächst, weil sie ein „Reich" wird. Nicht ohne characteristische Bedeutung ist es, daß die Fortschrittspartei bei den Debatten über Lauenburg an dem Begriffe des „Reiches" scheiterte. Existirt überhaupt für den deutschen Fortschrittsmann noch der Begriff des Reiches? Kann ein Liberaler und Nationaler die Bedeutung dieses Wortes fassen? Ein Reich ist seinem ursprünglichen Sinne nach eine Verbindung verschiedener staatlicher Gemeinwesen, eine Verknüpfung mehrerer Nationalitäten. Der Nationalstaat ist daher das Gegentheil eines Reiches; und insoweit der Zug der heutigen Zeit auf die Errichtung strengnationaler Gemeinwesen ausgehen soll, handelt es sich mehr um die Zertrümmerung der Reiche, als um die Erschaffung von solchen. Wäre es erlaubt, bei den liberalen Wortführern, die in Wahrheit keinen Gedanken haben, nach einem Grundgedanken zu suchen, der sie bei ihrer Opposition gegen den Erwerb Lauenburgs durch die preußische Krone leitet, so könnte man sagen, daß sie den preußischen Staat verhindern wollen,

ein preußisches Reich zu werden. Ihrer eigentlichen Tendenz gemäß müßte der Artikel 55 der Verfassung dahin gedeutet werden: „Ohne Einwilligung der Kammern kann der König von Preußen nicht Herrscher eines Reiches sein." Ein Reich sein heißt wachsen, ein Reich sein heißt den natürlichen Trieb der Ausdehnung haben. Ein Reich sein heißt reich sein, und der Reichthum erhält sich nur dadurch daß er zunimmt. Der Beherrscher des guten alten deutschen Reiches — des einzigen historischen Reiches — war zugleich Mehrer des Reiches; denn in dem Beherrschen des Reiches lag das Mehren. Er hörte auf, ächter Kaiser zu sein, als er das Reich nicht mehrte, und das Reich ging zu Grunde, sobald es nicht mehr wuchs. Die Krone Preußen also wird eine Reichskrone durch Mehrung, sie ist da keine eingeschnürte Verfassungskrone, sie ist kein constitutionelles Fabrikat, an welches der Zollstock der Paragraphen gelegt und welches alljährlich von den liberalen Leichenbeschauern probirt wird, ob es auch nicht einen sträflichen Hang nach Expansion zeige; sie ist eine Krone, welche das Gängelband der hemmenden Doctrin gesprengt hat und welche sich wieder bewußt wird, daß sie ein Haupt schmücke, welches einen Willen hat. Freilich, diese lebendige Krone, welche erwirbt, weil sie erwerben muß, sie steht im Kampfe mit dem todten Paragraphen. Aber wer kann da helfen? Sicherlich nicht die Fortschrittsredner, welche darauf ausgehen, Preußen in der Form eines Particularstaates zurückzuhalten. Nach der Ansicht dieser Herren soll das Königthum der Specialbesitz eines constitutionellen Musterstaates bleiben, und wehe ihm, wenn es die unnatürlichen Schranken der Verfassungssätze überspringt; wehe dem Staate, wenn er sich zum Reiche erweitert.

Für den Nationalliberalen ist jedes Reich ein „fremdes;" er verstehet dasselbe nicht, weil er das Lebendige nicht kennt. Noch einmal: ein Reich sein, heißt wachsen. „Reich" ist ein uraltes Germanenwort, es ist verwandt mit Regnum, aber nur der Federfuchser kann das deutsche Stammwort von dem lateinischen Zweigwort ableiten. Den Stamm haben wir in dem nordischen Wort „Rige", in dem deutschen regen. Was sich regt, das lebt, das steigt empor, das hat Geist und Trieb in sich. Was regt, was einem Anderen Regung und Bewegung mittheilt, das besitzt göttliche, herrschende Kraft. Das Reich ist beherrschendes Regen, befruchtender Regen, offenbarendes Sich-Regen. Das Reich ist der „Ruach Elohim" der Genesis, der Ruach, der über den Wassern schwebt und der das Werde ertönen läßt, damit die Elemente sich scheiden, um zusammenarbeiten zu können, — damit die Erde sich bevölkere, — damit das Pflanzenreich und das Thierreich emportauche aus dem Chaos, — damit der menschliche Wille einem jeden seinen Namen gebe. Das Reich ist das weithin Reichende, und die Könige, die eines Reiches Krone tragen, sollen die Kräfte umfassen, um sie fruchtbar zu machen. Quis nescit longas regibus esse manus?

Das Reich ist das Reine, weil es aus den Völkern die Schlacken der Gesetzlosigkeit ausmerzt, es ist das Rechte, weil es die Schwankenden aufrichtet, die Bösen richtet und das Recht verhindert, zum Parteischema und zur Phrase auszuarten. Und wenn wir das Alles überlegen, so fragen wir

uns schließlich, wie die Liberalen etwas Vernünftiges zu Tage fördern können, wenn sie vom Reiche sprechen. Sie reden da wie der Geblendete von der Farbe. Sie sind geblendet, weil ihr einziges Bestreben dahin gerichtet ist, das Reich in Rauch aufgehen zu lassen. Der Rauch ist die Carricatur des Geistes. Auch er hat die Sucht nach Ausdehnung, auch er will zum Himmel empor, auch er möchte Gestalten annehmen und bilden, auch er möchte überall hin reichen, und gar zu oft gelingt es ihm, dort einzubringen, wo reine gesunde Luft sein sollte. Auch er lagert sich über die Lande. Aber es ist kein Werdewort in ihm, er beizt die Augen, daß sie das Rechte nicht sehen; es steht schlimm mit dem Volke, in dessen Hütten sich dieser blaue Dunst einnistet. Dann kann das Volk nur durch ein tüchtiges Wehen, durch Sturm und Wirbel erlöst werden, um die Pfade wieder zu erblicken, auf denen es zum Ruhme schreiten mag. Hoffentlich dauert das Reich der nebelhaften Phrase in Preußen nicht mehr lange.

Correspondenzen.

Berlin, den 14. Februar. Wir schreiben diese Zeilen am Ascher-Mittwoch zu einer Stunde, wo mancher unserer Leser noch von den Freuden des eben erst geschlossenen Festes träumen wird. Der Carneval war in diesem Jahre so kurz, daß es kein Wunder nehmen wird, daß sich in seiner letzten Nacht die Schlußfestlichkeiten wahrhaft häuften. Fast jedes öffentliche Local hatte einen Maskenball veranstaltet, der Hof die Elite der Gesellschaft im Königlichen Schlosse versammelt und doch blieben noch Theilnehmer genug für die zahlreichen Privat-Zirkel. Mit wahrer Satisfaction notiren wir diese allseitige Regsamkeit in den Tanzsälen; die von unserer Democratie einst decretirte Trauer um die Lage des Landes hat nicht lange vorgehalten.

Jetzt ertönt eine andere Parole aus den Reihen dieser Herren; unser armes Preußen soll ganz und gar zusammenbrechen und zwar zusammenbrechen, weil einsichtsvolle und wohlthätige Genien diesem und jenem Papageno ein Schloß bringen. Die Träger dieser Ansicht leiden wenigstens nicht an einem Mangel von Selbstgefühl, während wir harmlosen Zuschauer uns damit trösten, daß der große Meister Mozart auch die brummenden Töne des vorlauten Vogelhändlers in die Melodie seiner anmuthigen Musik zu verflechten verstand. Bis zur vollständigen Nachahmung des Cölnischen Faschings haben wir es übrigens noch nicht gebracht; der Versuch auch hier ein Fest à la Claassen-Kappelmann zu arrangiren, ist gescheitert, woran wissen wir eigentlich nicht. Es fehlt doch auch in Berlin weder an Strumpfwaarenfabriken noch an einem zoologischen Garten. Wir vermuthen, daß die Abneigung bei den zu Feiernden selbst zu suchen ist, welchen dieses Fest, seiner zu großen Nähe wegen, kaum gestattet hätte sich nur telegraphisch zu bethei-

ligen. Wir haben kaum zu hoffen, daß während der Fastenzeit dieser Plan nochmals aufgenommen werden sollte, da die eben erst gefaßte Idee schon von anderen demonstrativen Unternehmungen absorbirt wird. Es gilt jetzt der Bildung eines Jacobifonds durch Sammlungen näher zu treten; eigentlich existirt eine solche Stiftung bereits als Nationalfond, Berlin ahmt aber gern nach; wie die Schillerstiftung auch ihren Hauptsitz und doch noch nebenbeigehende Vereine hat, so auch zerfallen jene Unterstützungen für politische Märtyrer in einzelne Zweige. Wir werden uns übrigens darauf gefaßt machen müssen, in der nächsten Zeit noch anderen ähnlichen Demonstrationen innerhalb der Ringmauer Berlins zu begegnen. Unsere Bevölkerung ist nun einmal eine sehr demonstrationslustige, die es sich nicht leicht nehmen läßt, an Sachen in hervortretender Weise sich zu betheiligen, welche die Stadt als solche eigentlich gar nichts angehen. Diese Neigung führt zu den zahllesesten Vereinen, über deren Verhandlungen dann auch die Zeitungen, welche vorzugsweise auf Berliner Leser rechnen, pflichtmäßigen Bericht erstatten. Wendet man solchen Referaten auch nur einige Tage hindurch Aufmerksamkeit zu, so wird man erstaunen fast überall derselben leitenden und redenden Personen zu begegnen, und zwar in einem sehr beschränkten Kreise. Gleichwohl ist die Betheiligung keine geringe, weil jeder echte Berliner sich für einen großen Mann hält, sobald er nur an einem oppositionellen Vereine Theil genommen hat, wo möglich zwar in demonstrativer Weise, doch ohne große Mühe und Gefahr. Die Leiter solcher Versammlungen wissen es dann auch so einzurichten, daß bei irgend einer Veranlassung die Aufforderung ergeht, sich zum Zeichen des Einverständnisses von den Plätzen zu erheben. Dies geschieht dann Mann für Mann, ein Jeder bildet sich ein an der Opposition unverzagt Theil genommen und tröstet sich, eine persönliche Verantwortlichkeit doch nicht auf sich geladen zu haben.

Die Langeweile, welche hiernach das Gros des Auditoriums schwer drücken würde, wird zwischen Bierkrügen und Cigarrendampf vertrieben und am andern Tag liest der Wahlmann oder Urwähler wohlgefällig in der Tante Voß, an welchen energischen Beschlüssen er sich betheiligt hat. Für das Berliner Vereinswesen wäre eine Bestimmung sehr räthlich, durch welche in diesen Versammlungen der Consum von Spirituosen und Tabakblättern untersagt würde. Die Besucher würden ausbleiben und überdem die Wirthe ihre Locale nicht mehr hergeben. Nur ausnahmsweise geschieht es, daß die Redner sich einmal über die Stimmung ihrer Zuhörer täuschen. Einen solchen Mißgriff hat jüngst einmal Herr von Kirchmann auf sich geladen, welcher sich nicht gescheut hat, zur Abstellung socialer Mißstände Vorschläge öffentlich auszusprechen, welche das Familienleben der ärmeren Bevölkerung auf eine Berechnung der Sinnenlust herabdrückten. Dieses Mal ist das obligate Erheben von den Plätzen dem Redner versagt worden, mit einiger Beschämung müssen wir aber registriren, daß dieser nicht etwa nur Mitglied der Fortschrittspartei im Abgeordnetenhause sondern zugleich auch Vicepräsident eines Appellationsgerichts ist, eine Stelle zu welcher ihn, irren wir nicht, die neue Aera zu berufen sich beeilt hatte.

Die Mißbilligung dieses Vortrages ist übrigens eine allgemeine und Herr von Kirchmann wird wohl für einige Zeit für derartige öffentliche Vorträge bei Seite geschoben werden.

Früher galt der Satz, daß mit der Steigerung der Arbeitskräfte sich auch der Nationalreichthum vermehre; Herr v. Kirchmann in seiner von uns nur angedeuteten Lehre geht von andern Grundsätzen aus. Früher galt auch die Zeit für Geld; je aufregender die Debatten im Abgeordnetenhause sind, um so dichter sind die Tribünen mit Zuhörern besetzt, von denen die Mehrzahl viel besser thäte, den Berufsgeschäften nachzugehen. Anders steht es in dieser Beziehung im praktischen England. Die Berichterstatter der Zeitungen klagen bei uns noch immer über die im Abgeordnetenhause ihnen zugewiesenen Plätze und zwar mit Recht; fast jeder der bisherigen Präsidenten hat sich den Kopf zerbrochen, wie dem Uebelstande abzuhelfen sei und doch liegt die Abhülfe so nahe. Man beschränke je mehr und mehr die für das Publikum bestimmten Plätze; hierdurch würde auch gleichzeitig das Englische Verhältniß uns näher gerückt werden, nach welchem die öffentlichen Blätter die verantwortlichen Verbreiter der Kammerreden sind. Auch in dem neuen Parlamentsgebäude wird für das ganze preußische Volk doch nicht genügender Zuhörerraum zu schaffen sein, weshalb also für einzelne Begünstigte die Möglichkeit gewähren, ihre Zeit auf den Gallerien des Abgeordnetenhauses zu verbringen. Uebrigens scheint es sich zu bestätigen, daß der Bau des neuen Parlamentsgebäudes unter den Abgeordneten selbst Widersacher findet. Einen Einwand, welchen die Zeitungen jüngst berichteten, haben wir ganz und gar nicht begriffen; es wird getadelt, daß dem neuen Gebäude eine große Straßenfront fehle. Gerade hierin würden wir einen Vortheil erblicken; die Berathungszimmer und ganz besonders der große Sitzungssaal für das Plenum können doch unmöglich nach der Straße hin angelegt werden. Das Geräusch des öffentlichen Verkehrs würde jede mündliche Verhandlung übertönen, und die Leipziger Straße für die Dauer der Sitzungen abzusperren, wäre doch nicht durchführbar. Ueberhaupt können wir nicht dringend genug rathen, ehe mit großen Kosten Neues geschaffen wird, das bereits Verhandene nicht blos in seinen Mängeln, sondern auch nach seinen Vorzügen zu prüfen.

Jedes Ding hat seine Licht- und seine Schattenseiten; selbst bei dem so viel gescholtenen Beschluß des Obertribunals sollten dessen Gegner nicht übersehen, daß der durch ihn erschlossene Weg, wie die Dinge jetzt stehen, wohl das einzige Mittel ist, uns vor mittelalterlichen Zuständen des Faustrechts zu bewahren. Ein geregeltes modernes Duell convenirt nicht Jedermann und so gingen wir geraden Weges in die Möglichkeit hinein, daß die Revanche einseitig genommen worden wäre. Solche Erwägungen waren es wohl, welche in dem einst unter seiner Constitution so glücklichen Frankreich, es dahin gebracht hatten, daß den Abgeordneten besondere äußere Erkennungszeichen beigelegt wurden. Immerhin würde es einen eigenen Reiz gewähren, die democratischen Volksvertreter mit schwarz-weißen Bändern geziert zu sehen. Sollte dies bei uns beliebt werden, so rechnen wir auf echte dauerhafte Farben, damit nicht Verwechselungen mit schwarz-gelb vorkommen können.

Auch für die Hofseite wäre in dieser Weise ein Costume hergestellt, welches zur Zeit noch immer für diesen oder jenen Herrn ein so starkes Kopfzerbrechen verursacht, daß er lieber ganz wegbleibt.

Auf unseren Theatern werden in der jetzigen Zeit die mannigfachsten Novitäten vorgeführt; besonders die Königliche Theater-Intendanz entwickelt in dieser Hinsicht das löblichste Streben ohne gerade in ihrer Wahl glücklicher zu sein, als die meisten Privatbühnen. Wir glauben, daß es jetzt fast keinen dramatischen Schriftsteller giebt, der nicht für seine Schöpfung in Berlin eine Stätte finden sollte, und wenn trotzdem der Erfolg in der Regel die mäßigsten Erwartungen nicht erreicht, so wird nun wohl der Zweifel gelöst sein, ob es unserer Zeit an dramatischen Schriftstellern oder diesen an Aufmunterung fehlt.

Selbst die in liberalster Weise ausgesetzten Preise des Staats haben den gewünschten Erfolg nicht gehabt; hierin liegt wenigstens für die Schriftsteller die Mahnung gegen die Leiter der öffentlichen Bühnen billig zu sein, und nicht diesen zur Last zu legen, was lediglich eine Folge eigener Schwäche ist, eine Mahnung, die wir auch nach anderen Seiten hin, hiermit ertheilt haben wollen.

Berlin, 13. Februar. Die Badische Landeszeitung enthält folgenden Artikel: „Es giebt kein undankbareres Geschäft in der Welt, als Leuten, die nun einmal aus einem ganzen Dutzend Gründen sich durch keine Gründe belehren zu lassen entschlossen sind, eine ganz alltägliche Wahrheit aus den allereinfachsten Grundsätzen und Begriffen beweisen zu sollen. In politischen Dingen vollends, wo Leidenschaften und Voreingenommenheiten sich am breitesten machen, ist jenes undankbare Geschäft ein ganz widerwärtiges, und nirgends widerwärtiger, als in Deutschland, wo, gestehen wir es nur ganz offen, die Masse des Volkes außerhalb unserer Großstaaten noch am wenigsten jenen glücklichen Instinkt der practischen Politik besitzt, dem Italien z. B. gegenwärtig seine staatliche Wiedergeburt offenbar ganz vorzugsweise zu verdanken hat.

„Wir wollen, auf die Gefahr hin, damit in ein ganzes Wespennest verletzter Gemüther zu stechen, heute einmal den Lesern der Bad. Ldsztg. ein paar solcher alltäglicher Wahrheiten vorlegen; ob wir sie noch mit weiteren Beweisen werden zu belegen haben, soll von der Empörung abhängen, die wir in Folge unserer nichtswürdigen Ansichten Land auf und Land ab über uns werden zu buchen haben.

„Erster Satz: Das preußische Abgeordnetenhaus handelt gegenwärtig politisch unklug und gegen die Grundlagen des preußischen Staates; es wird diesen Fehler noch schwer zu büßen haben. Der preußische Staat ist gegründet auf die Tüchtigkeit der Hohenzollern, eine redliche Staatsverwaltung, geordnete Finanzen, ein allseitig schlagfertiges Heer. Das preußische Abgeordnetenhaus konnte zu diesen alten, unverwüstlichen Grundlagen den Ausbau innerer bürgerlicher Freiheit hinzuerobern, wenn es in der Frage der Heeresreorganisation dem Könige freundlich entgegenkam, 40 neue Regimenter

als Kaufpreis anbot für ein halb Dutzend grundlegender Gesetze freier Staatsentwickelung. Nun der Karren verfahren ist, will das Abgeordnetenhaus aus Groll auch Preußens auswärtige Politik matt legen. Das ist grundverkehrt. Die auswärtige Politik wird das Abgeordnetenhaus matt legen, und Preußens innere freiheitlichen Aufgaben werden erst wieder ihr Gewicht beweisen, wenn die schwebenden äußern Fragen gelöst sind.

„Zweiter Satz: Wenn die deutschen Minister wohl berathen sind, so beten sie täglich hinter ihrem Vater Unser: „Und erhalte das preußische Königshaus auf den alten Wegen der Legitimität und verhilf ihm in irgend einer Richtung der Windrose zu auswärtigen Eroberungen!" Preußen ist nachgerade zu mächtig, und das Räderwerk des Bundes zu ohnmächtig geworden. Schafft der preußischen Kraftentwickelung einen Abfluß nach außen in der großen europäischen Politik, und die deutschen Fürstenthrone sind besser garantirt, als wenn ihr den Metternich noch sammt seinem Gentz aus dem Grabe galvanisiren könntet.

„Dritter Satz: Die neueste habsburgische Politik kennzeichnet sich durch eine Zerfahrenheit und Unsicherheit, wie sie schweren Schicksalsschlägen vorherzugehen pflegt. Das Gewitter von Solferino war zu ihnen nur ein harmloses Vorspiel. Wenn die Habsburger die Hohenzollern nicht brauchen, dann mußte Graf Rechberg entweder mit den Großmächten des Londoner Protokolls für Dänemark, oder mit dem deutschen Bund, nach der Niederwerfung Dänemarks, gegen Preußen gehen. Oesterreich half das Londoner Protokoll zerreißen, ließ den Bund aus Holstein hinauswerfen und todtmatt legen. Wer A sagt, muß auch B. sagen. Wie es Lauenburg an Preußen verkauft, muß es heute lieber als morgen Schleswig-Holstein den Hohenzollern überlassen. Dadurch werden diese gegen Rußland und Frankreich, für Oesterreich in der großen Politik verpflichtet, auf den Bahnen des Gottesgnadenthums und des habsburgischen Bündnisses erhalten. — Versäumt heut Oesterreich, sich so vorzubereiten auf den Sturm, dessen Sausen ihm bereits in die Ohren dröhnt, dann ist es aus mit einer hohenzollern'schen Waffenbrüderschaft. — Wenn Frankreich zum Krieg gegen die Vereinigten Staaten kommt, oder wenn die ungarische Frage sich vorerst unlösbar zeigt, dann ist es zu spät, Schleswig-Holstein zu einem annehmbaren Preis an Preußen abzutreten. Man zahlt keinen Groschen für Das, was man umsonst haben kann. Wenn dann Preußen Venedig den Italienern, Galizien den Russen, Ungarn einem Napoleoniden anbietet, ist alle Welt zufrieden, und Preußen braucht keinen Schuhbreit deutscher Erde zu annexiren: das deutsche Kaiserreich mit der preußischen Spitze ist fertig, selbst wenn die Herren in der Eschenheimer Gasse fortfahren dürfen, zu Ehren deutscher Nation ihr politisches Schläfchen fortzusetzen.

„Halt ein, Verräther, mit deinen verruchten Lehren! donnert uns ein Fortschrittsklub von der einen, eine Volkspartei von der andern Seite in die Ohren. „Wir haben in unseren Statuten das deutsche Parlament und das Selbstbestimmungsrecht der Schleswig-Holsteiner gewahrt!" ruft entrüstet der Fortschrittsmann; „wir haben die Volkssouveränität proklamirt und die

deutsche Eidgenossenschaft der Zukunft wird das servil-liberale Gothaerthum brandmarken!“ läßt sich der Republikaner der Volkspartei gegen uns vernehmen.

„Darauf schließen wir weder de-, noch wehmüthig für heute mit unserem „Vierten Satz: Weder die Habsburger, noch die Souveränetät und das Selbstbestimmungsrecht der deutschen Nation haben uns die Schmach des Verlustes der Schweiz, des Elsasses, Lothringens und der Niederlande erspart. Seit es ein deutsches Volk giebt, kennen wir keine lebensfähigere und dauerhaftere staatliche Schöpfung der Deutschen, als die des preußischen Staates. Und wenn ihr im Jahre des Heils 1866 mit republikanischen oder konstitutionellen Theorieen über die Ansprüche des preußischen Staates glaubt einfach zur Tagesordnung übergehen zu müssen, so wird eines schönen Morgens der preußische Staat über euch Alle zur Tagesordnung übergegangen sein. Ihr seid ja fernsichtige Leute: ihr könnt den deutschen Fürsten vom Zeller See aus zeigen, wie der Großherzog von Toskana bei Lindau Gondel fährt und Fische fängt! Wir sehen noch ein Stückchen weiter und erblicken zu Florenz im Palazza Vecchio eine republikanische und ultrademokratische Linke, die das italienische Heer auch nicht um ein halbes Regiment zu verringern sich herbeilassen will, trotz des Deficits. Freilich, diese Republikaner und Demokraten haben mit dem piemontesischen Heer sich ein großes Vaterland erobert: ihr haßt die Preußen, ihr haßt die Habsburger, ihr ruinirt durch politische Phantasterei die deutschen Fürstenhäuser, und euer künftiges Parlament und Vaterland ist ein Zukunftsbrei, den euch der Napoleon kochen wird.“

— Der gestrige Ministerrath beschäftigte sich u. a. mit der Stellung der Regierung zum Landtage. Es wäre unrichtig, den Konflict als einen Kampf zwischen dem Ministerium und der Kammer aufzufassen. Das Ministerium hegt keine persönlichen Interessen und kennt nur seine Pflicht, die es dem Lande gegenüber zu erfüllen hat. Sollte die königliche Staatsregierung zu der Einsicht gelangen, daß die Ruhe und das Wohl der Monarchie durch die Fortdauer des parlamentarischen Schauspiels Schaden erleide, so würde die Schließung der Session sofort eintreten. Das hauptsächliche Hilfsmittel, durch welches die Gefahr der inneren Agitation vermindert wird, besteht in der erfolgreichen auswärtigen Politik. Selbst liberale Blätter, wie die badische Landeszeitung erklären, daß der Charakter der auswärtigen Politik dem preußischen Volksgeiste wohlthue und den letzteren von den Bestrebungen der Parteien ablenke.

Militärische Revue.

Der letzte amerikanische Krieg.

(Fortsetzung).

Die Halbinsel-Campagne.

Dort in Virginien finden wir den Stand der Dinge sehr verändert, General Joseph E. Johnston, welcher dort die confederirten Streitkräfte commandirte, hatte genaue Nachricht, daß das Washingtoner Cabinet von der Unmöglichkeit des Vordringens von Norden her überzeugt, eine Offensive von Osten her, in Verbindung mit seiner Marine beabsichtige.

Dieser mußte Fort Monroe, das im Besitz der Federirten, zu einem verschanzten Lager größerer Dimensionen angewachsen war, zu ihren Ausgang nehmen.

Fort Monroe liegt auf der südöstlichsten Spitze einer Landzunge, welche im Norden durch den York-, im Süden durch den Jamesfluß gebildet, und im Laufe des Krieges vorzugsweise mit Namen „die Halbinsel" benannt wird. Die Mündungen beider ebengenannter Flüsse tragen den Meerbusen ähnlichen Character, den man mit „liman" im anglo-amerikanischen Dialect bezeichnet.

Oberhalb der Stadt Yorktown mündet von Norden her in den Jamesfluß der Chickahominy, an dem Williamsburg liegt.

Die Breite der Halbinsel wechselt zwischen 2—5 Meilen und ist der Boden fast durchweg sumpfig, an vielen Stellen mit sehr dichtem Wald bestanden.

Die mit hundert und aber hundert kleinen Buchten, tiefen Einschnitten und Hinterwassern versehenen Küste gestattet flachen Kriegsfahrzeugen ein kräftiges Eingreifen in die Operationen der Landarmee.

Die confederirte Regierung in Richmond überließ es dem General Johnston vollkommen, den Zeitpunkt seines Rückzuges zu bestimmen, eine Freiheit, welche den übrigen Führern der confederirten Armee nicht immer blieb. Drei Wochen, ehe die confederirte Armee die Stellung vor Manassas aufgab wurden Vorbereitungen getroffen, indem die Depots und Magazine nach dem Rappahannock südlich geschafft wurden. Dies geschah mit einer solchen Umsicht und Disciplin, daß die confederirte Armee selbst keine Ahnung davon hatte, ehe nicht der Abmarsch nach Süden befohlen wurde.

Die Federirten selbst erfuhren die Räumung der Stellung erst durch den Rauch der brennenden Baracken, welche die confederirte Arriergarde in Brand steckten.

Während der Potomac als Vertheidigungslinie aber aufgegeben wurde, war es keineswegs beabsichtigt das Thal von Virginien ganz vertheidigungslos zu lassen. Der General Jackson wurde mit 6000 Mann Infanterie, einer Batterie und der freiwilligen Reiterbrigade unter dem brillanten Parteigänger Ashby, zur Beobachtung des Feindes bestimmt.

Der rastlose und energische Jackson konnte diese „Beobachtung" nicht anders als ein fortwährendes Attakiren auffassen.

Als er die Nachricht erhielt, Winchester sei von einer schwachen Abtheilung Federirter besetzt, da Banks mit seiner bisher dort gestandenen Brigade den Potomac abwärts marschirt sei, erbat und erhielt er vom General Johnston die Erlaubniß einen Verstoß auf Winchester zu versuchen, und trat am 22. März den Vormarsch dahin an, die Cavallerie unter Ashby in der Avantgarde. Indessen aber war Banks nur mit einem Theil seines Corps abmarschirt, und hatte den General Shield mit zehntausend Mann und zwei Batterien in einer ausgezeichneten Stellung hinter Winchester stehen lassen.

Jackson Stonewalls Corps bestand fast nur aus Virginiern, ausgenommen einige Maryland-Compagnien.

Oberst Ashby drang mit seinen Reitern am 23. März, Sonntag, Mittags durch Winchester vor, ohne vom Feinde etwas zu sehen. Erst gegen vier Uhr Nachmittags stieß man auf den Feind, der den Fehler beging, sofort so bedeutende Massen zu entwickeln, daß seine Ueberlegenheit an Zahl dem Blick eines so bedeutenden Generals, wie Jackson sogleich klar wurde, und dieser nur daran dachte das Gefecht mit Ehren abzubrechen, während er sonst, seinem Naturell gemäß, wahrscheinlich wie immer durch energische Offensive zu wirken versucht hätte. So aber wurden nur zwei Infanterie-Regimenter und die Artillerie hinter einer großen Steinmauer, die zur Umgrenzung von Ackerstücken diente, postirt, um der weichenden Cavallerie zur Stütze zu dienen. Diese Truppen standen auch fest, und an diesen paar wackern Burschen prallten nicht nur alle Offensivstöße der Federirten ab, sondern diesen verging auch alle Lust zu einer Verfolgung, als Jackson bei einbrechender Dunkelheit das Gefecht abbrach, das nur zwei Stunden angedauert hatte.

Ein Theil der federirten Cavallerie war detachirt worden, um den Confederirten den Rückzug abzuschneiden, aber vor der ersten brillanten Charge des Oberst Ashby und seinen wilden Virginia-Reitern, die schon seit Bullrun den Namen Virginia Devils*) bekommen hatten, zerstiebte die federirte Cavallerie wie Spreu vor dem Winde, und Jackson setzte seinen Rückzug unbehindert bis Straßburg fort, das er mit einem Verlust von 100 Mann todt, 200 Mann Verwundeten und 2 Geschützen, erreichte.

Daß dies Gefecht von Kernstown, wie es die Confederirten nach dem Dorfe auf dem Schlachtfelde nennen, oder von Winchester, wie es in den federirten Annalen heißt — von der Unions-Presse wie gewöhnlich als ein entscheidender Sieg ausposaunt, mit den tollsten und unverständigsten Ausschmückungen versehen wurde, bedarf wohl kaum einer Erwähnung. Da wir von einem Augenzeugen mitgetheilt einige Details geben können, so fügen wir sie hier an, da solche kleine Züge einen guten Maßstab zu Beurtheilung sonst unbekannter Verhältnisse geben.

Die Confederirten hatten ihre Todten auf dem Schlachtfelde zurückgelassen, da sie der Sympathie der Stadt Winchester sicher waren. In der

*) Virginia-Teufel.

That wurde auch das Begräbniß durch den Mayor der Stadt geleitet und durch einige funfzig Mann ein großes Grab für die Gefallenen in der Erde, für deren Unabhängigkeit sie starben, gegraben.

Trauernd umstanden die Frauen der Stadt und Umgegend die Männer bei ihrem düstern Werk, und leises Schluchzen ertönte hin und wieder, wenn in den oft entstellten Zügen ein Verwandter oder Freund erkannt wurde, denn, wie erwähnt, bestand Jacksons Corps fast ganz aus Virginiern.

Aber keine laute Klage erklang von den bleichen Lippen der stolzen Virginierinnen. Die Gegenwart ihrer verhaßten Gegner, einiger Yankeeoffiziere stählte ihren Muth. Sorgsam die Kleider zusammenlegend, um nicht im Vorbeigehen die von ihnen so verachteten Uniformen zu streifen, wandten sie ihnen fortwährend den Rücken. Als einer der Yankees einer Dame, die mit starrem Blick über die Leiche eines von Ashbys' Reitern gebeugt stand, mit banalen Trostworten incommodiren wollte, sah die Trauernde ihn mit einem Blick der kältesten Verachtung an, und schnitt ihm die Rede mit den Worten ab: „Der hier liegt, ist der älteste meiner drei Brüder, die unter Ashby's Reitern dienen; wie ich aus ihrem eigenen Munde hörte sind gestern vierzehn Eurer Kameraden von der Hand meiner Brüder gefallen; ich traure nur darum, daß mein Bruder hier, nicht eine Hekatombe seiner Feinde geopfert, ehe er fiel. Ehe Ihr nicht den letzten Weißen in Virginien ermordet, ist das Land nicht Euer!" schloß sie mit lauter Stimme, ein donnerndes Cheer aus den Lippen der Todtengräber gab ihren Worten den Schluß.

Oberst Ashby commandirte die Arrieregarde bei dem Rückzuge, und als sie bei dem Durchreiten der Straßen von Winchester die erste Vedette der federirten Reiter trafen, die, wie erwähnt, einen Umgehungsversuch gemacht, schoß Ashby den einen der feindlichen Reiter vom Pferde, und, sein Pferd herumwerfend, riß er den zweiten aus dem Sattel, ihn, im wahren Sinne des Wortes: beim Kragen nehmend, schleifte er ihn zu seinen Leuten zurück, die jauchzend über solch ächtes Reiterstück ihm den Gefangenen abnahmen. Daß ein Mann, der in dieser Weise auftrat in seiner Heimathsgegend (Ashby ist aus der Grafschaft gebürtig) den größten Enthusiasmus erregte ist natürlich.

Ashby's Erscheinung ist die eines eleganten kleinen Cavaliers, dem Niemand seine enorme physische Kraft ansieht. Wohl aber liegt der Ausdruck der Kühnheit und Intelligenz in den scharfen Zügen und den blitzenden schwarzen Augen.

Ein ächter Reiteroffizier verschmäht er alle strategischen und tactischen Details, blindlings seinem General, dem tiefgebildeten Jackson vertrauend, pflegte er halb scherzend, halb spöttisch dessen längere Auseinandersetzungen abzulehnen, mit den Worten: „Das ist mir zu hoch, General, laßt mir sagen, wenn es Zeit ist, dann will ich schon mit meinen Jungen anreiten." In Wirklichkeit aber wußte er sehr wohl selbstständig zu handeln, dann sich im Sattel erhebend, den Säbel schwingend, tönte seine helle Stimme: „Folgt mir, Jungen!" und die „Jungen" ließen ihn nie allein reiten!

Die nördlichen Corps folgten weder Johnston über Manasses, noch Jackson über Winchester, im Gegentheil, Letztere gingen sogar zurück und

blokirten die Straße zwischen Straßburg und Winchester. Es war demungeachtet dem General Johnston vollkommen bekannt, daß die Lager der Federirten am Potamac sich täglich verminderten, und Mc. Clellan mit seinem Corps total vom Potomac verschwunden sei.

Zu gleicher Zeit betonten die nördlichen Journale mit mehr als gewöhnlicher Insolenz, daß in nächster Zeit ihre Generale in Richmond einziehen würden; erwägt man dazu die täglich wachsenden Flottensendungen, die in Hamptonroads eintrafen, und die langen Zeltreihen die Newport News sich entfalteten, Erscheinungen, welche die Confederirten aus ihren formidablen Schanzen vor Yorktown am Jamesriver täglich beobachteten, so war der Schluß aus alledem leicht zu ziehen: Diesmal gilts den Yankees Ernst „on to Richmond.“*)

General Magruder, der einst bei Great Bethel, tragikomischen Andenkens**) die Federirten laufen lehrte, und der General R. E. Lee, wohl der größte Herführer seit dem todten Riesen von Corsica, kommandirten die vor Richmond liegenden Truppen, die sich — auf 7500, sage siebentausendfünfhundert Mann in diesem Moment beliefen!

Denn noch war das Gros der Confederirten auf dem Marsche an den Ufern des Rappahannock und Rapidan unter Johnston. Dem gegenüber stand Mc. Clellan mit 85,000 Mann, die zu dieser Zeit, am 31. März unter seinem Commando versammelt waren.

Die Confederirten unter Magruder standen an der schmalsten Stelle der Halbinsel zwischen dem Mulberry Eiland und dem Cap Gloucester. Es wurde Kriegsrath gehalten ob man versuchen solle mit 7000 gegen 80,000 also 1 gegen 10 zu kämpfen, oder rückwärts nach den Schanzen von Yorktown zu gehen. Alles stimmte für den Rückzug, mit Ausnahme eines Offiziers, der behauptete der letzte Mann müsse fallen, ehe man freiwillig den Feind näher an die Hauptstadt ließe. „Bei Gott, so soll es sein!“ rief da General Magruder, von diesem schönen Enthusiasmus hingerissen. Und was man auch vom militärischen Gesichtspunkte gegen die Zweckmäßigkeit dieser Maßregel einwenden könnte — Hut ab vor den Söhnen der alten Cavaliere Karls des Ersten! — Die kleine Schaar wurde geschickt auf der fast eine Meile langen Front vertheilt, ein Regiment wurde hier, eins dort postirt, an den Stellen, welche dem Feinde Einsicht gestatteten, an andern Orten wurden lange Linien formirt, die eine dichte Postenkette bildeten, wie sie nur ein starkes Gros vorschicken könnte. Wäre dem Feinde Magruders List bekannt geworden, das kleine Corps war verloren, so aber war Mc. Clellan noch mit seinen Vorkehrungen zu Fort Monroe oder Newport-News beschäftigt, und der Vorpostendienst der Federirten war stets miserabel, wenn sie nicht deutsche Regimenter in der Avantgarde hatten, und so blieb dem confederirten Corps die Ausführung seines heldenmüthigen Entschlusses erspart, da Johnston, wie wir weiter unten sehen werden, zu rechter Zeit ankommt.

Wir müssen jetzt, um die Erscheinungen der Halbinsel-Kämpfe verstehen

*) Es ist übrigens ein merkwürdiger Hohn des Zufalls, daß, so lange die nördlichen Armeen diesen Schlachtruf gebrauchten, sie stets — Schläge bekamen! —

*) Cf. Berl. Revue Band 38.

zu können, erst erfahren, wie es an der strategischen rechten Flanke von Richmond, an der Küste von Nord- und Süd-Carolina, aussieht, ehe wir uns dem Riesenkampf — der siebentägigen Schlacht vor Richmond — nähern. — — Die oben von uns beschriebene Expedition des General Burnside, welche durch die Insel Roancke sich wegen in den Rücken des confederirten Kriegshafen Norfolk gebahnt, war südwärts gegangen, nachdem sie die confederirte Flotte vernichtet. Bedeutend verstärkt, erschien sie in der Stärke von 23 Dampfkanonenbooten, 15,000 Mann Landungstruppen vor New-Bern in Nord-Carolina, an der Mündung des Neuse-Flusses, am 3. März 1862.

Ungefähr drei Meilen unterhalb New-Bern landeten sie an der Küste des tief einschneidenden Liman 10,000 Mann, die sich sofort in Marsch auf die Verschanzungen setzten. Gleichzeitig fuhren 14 Kanonenboote den Fluß aufwärts, rechts und links die Ufer beschießend, auf denen sich zahlreiche Tiralleurs zeigten. Während der einbrechenden Nacht hörte der Kampf auf, begann aber sofort bei Tagesanbruch mit erneuter Heftigkeit. Die Tiralleurs der Confederirten waren verschwunden, und die zugleich zu Wasser und zu Lande angegriffenen Forts mußten nach einem kurzen Widerstande um 10 Uhr Morgens den Kampf aufgeben, und zogen die weiße Flagge auf. Ihre Besatzung hielt sich für verloren, weil sie von allen Seiten vom Feinde umgeben gewesen sei!

Fort Thompson, eine Meile von New-Bern war mit 14 Geschützen, darunter zwei gezogene 32pfünder, armirt, dieselben fielen dem Feinde intact in die Hände.

Fort Ellis, dreiviertel Meilen von New-Bern, hielt sich am besten, erst als seine Geschütze demontirt waren, stürzte die Besatzung dieselben in die Fluthen und ergab sich.

Fort Lane, eine halbe Meile von New-Bern, mit 8 Geschützen montirt, wurde von der fliehenden Besatzung in die Luft gesprengt.

Die Forts unterstützten sich, wie man aus den genannten Entfernungen ersieht, in der Art und Weise, daß in den Intervallen größere Truppenkörper nicht unbeschossen passiren konnten.

Den ersten Anprall der federirten Colonnen hielten die Vertheidigungstruppen, Milizregimenter von Nord-Carolina, gut aus; dreimal gingen die federirten Colonnen vor, und dreimal mußten sie, in das Feuer des Fort Thompson gekommen, Kehrt machen. Es ist zu bedauern, daß keiner dieser Momente von den Vertheidigern zu einem energischen Offensivstoße benutzt worden ist.

Dies wurde versäumt, und man gab sowohl dem Gros der Kanonenboote Zeit, den linken Flügel der Confederirten zu flankiren, als den Landtruppen Burnside's Gelegenheit, den confederirten rechten Flügel zu umgehen.

Dieser, aus undisciplinirten Milizen bestehend, hielt sich für verloren und floh in wildem Schrecken. Damit war der Tag entschieden.

Leider wurde auch von den Flüchtigen die Eisenbahnbrücke über den Neusefluß zu früh angesteckt, so daß ein Theil der Vertheidigungstruppen von den Verfolgern gefangen wurde.

Die Federirten erhielten nur einen sehr niedrigen Preis: fünfhundert

Gefangene, fünfzig Kanonen und bedeutende Munitionsvorräthe, welche man versäumte zu vernichten.

Dieses gänzliche Fiasco der confederirten Kräfte zu Neu-Bern, die Uebergabe von Befestigungen, an die Hunderttausende von Dollars erst kürzlich gewendet waren, der Verlust nicht nur der Festungs-, sondern auch der Feldgeschütze, erregte im Süden eine tiefe Bestürzung.

Es war bekannt, daß die Vertheidigung nicht sowohl an Zahl, es waren 5000 Mann, als an Qualität — es waren Milizen — ungenügend gewesen war, trotzdem die Befehlshaber zu rechter Zeit mit der Bitte um Verstärkung sich an die Regierung zu Washingt ongewendet hatten. Der momentane commandirende confederirte Offizier, General Branch, ein tapferer und entschlossener Soldat, kämpfte eben um deßwillen, weil er wußte, daß die Masse der südlichen Bevölkerung, mit den Details unbekannt, einen Widerstand erwartete, und ein Rückzug ohne Kampf ihm Ehre und Reputation gekostet hätte.

Es ist hier die Regierung zu Richmond aber nicht von dem Vorwurfe frei zu sprechen, ebenso wie bei Roancke Eiland, zu dictatorisch ihren Willen aufrecht erhalten zu haben. Bei den ausgezeichneten Communicationswegen, den zahlreichen Eisenbahnen, mußte es möglich sein, eine überlegene Anzahl geübter Truppen den 15,000 Mann federirter Landungstruppen entgegen zu stellen. So aber hatte der Feind eine wichtige Position gewonnen, welche ihm gestattete, durch einen Marsch von wenig Meilen, die Wilmington-Weldon Bahn zu erreichen, und diese Lebenslinie der Küstenvertheidigung von Nord-Karolina zu durchschneiden.

New-Bern selbst, eine kleine Hafenstadt, zeigt die ganze kühne und stolze Energie einer Bevölkerung des „Palmettostaates", die lieber Haus und Hof in Brand steckt, ehe sie es dem Feinde überläßt.

In einem Vormittag donnerten sieben Bahnzüge hintereinander aus der Stadt, um deren Bevölkerung und ihre werthvollste Habe in Sicherheit zu bringen. Als die Federirten sich der Stadt näherten, trieben schwere, erstickende Rauchwolken ihnen entgegen. Die Bewohner hatten zum großen Theile ihre Behausungen in Brand gesteckt!

Weiber und Kinder wurden an verschiedenen Stellen der Bahn von den Wagenzügen aufgenommen; sie flüchteten in den mannigfaltigsten Fahrzeugen, viele zu Fuße.

Alles floh trotz der „katzenfreundlichen" Versicherungen der Bundes-Generale lieber zu den Alligators in die Sümpfe, ehe man sich der Berührung mit einem „Yankee" aussetzte. Als die Bundestruppen „Neu-Bern" erreichten, fanden sie dort circa 104 Menschen, die schwer Erkrankten, vor.

Leider wurden sogar Einige von diesen gemißhandelt! — —

Am 12. April 1862 war es ein Jahr, daß die südlichen Geschütze vor dem Fort Sunter die Bundesflagge zum Sinken brachten. Gerade an diesem Tage fiel Fort Pulaski, das Schild der prächtigen Handelsstadt Savannah, in die Hände der Federirten.

Nach einem kurzen Bombardement, in dem nur 4 Mann getödtet, 9 Mann verwundet wurden, ergab sich die 300 Mann starke Besatzung an den General Burnside, ferner:

Am 25. April fiel nach einem kaum 12stündigen Bombardement Fort Macon, das den Hafen von Beaufort schützte und als eine Befestigung von außerordentlicher Stärke galt, in nördliche Gewalt.

Die öffentliche Meinung, wie überall, eine öffentliche Dirne, beeilte sich auch hier, die Vertheidiger aller dieser Werke mit Schimpf und Schmutz zu bewerfen, Sie waren ja die Unterliegenden, also mußten sie auch die Schuldigen sein. In Wirklichkeit trat aber die Zusammenwirkung ganz eigenthümlicher Verhältnisse ein, und diese war es vor Allem, welche den Fall der bis dahin als außerordentlich fest betrachteten Werke herbeiführte.

Grade zur Zeit, von der wir sprechen, brach sich in allen artilleristischen Kreisen der alten und neuen Welt die Ueberzeugung Bahn, daß man dem bei Schiffen und Schanzen auftretenden System der Eisenpanzerung mit Erfolg nur durch Geschütze von außerordentlich starkem Kaliber entgegen treten könne. Demgemäß finden wir namentlich die Marine-Artillerie beider Staaten mit den größten Kalibern gezogner Geschütze, die bis jetzt aufgetreten sind.

100pfündige gezogene Parrot-Geschütze, und 21zöllige Riesenbomben (von 276 Pfd. Gewicht) wurden zu gleicher Zeit angewendet, um die Wälle der confederirten Forts niederzuschmettern. Diese aber waren fast alle zu einer Zeit gebaut, wo man gezogene Geschütze noch gar nicht kannte, und zeigten ihre Mauern und Wallkörper daher nur Profile, wie man sie sonst für genügend stark erklärte.

Daß aber eine 15füßige Brustwehr gegen gezogene 100 Pfd. nur einen kurzen Widerstand leisten kann, da dessen Geschosse 8′ in festgestampften Boden eindringen, und dann beim Crepiren wie eine Mine wirken — wird jeder Laie einsehen.

Zu beklagen ist allerdings, daß die Regierung nirgends Versuche machte, die schwach profilirten Forts durch Kasematten und Panzerung mit den fast überall zur Hand liegenden Eisenbahnschienen zu verstärken, da Zeit und Mittel dazu vorhanden waren. Doch trifft dieser Vorwurf die Regierungen allein, nicht die Besatzungen.

So ist es auch entschieden zu verwerfen, zur Fluß- und Küstenvertheidigung Milizen zu beordern, da diese Fechtarten durchaus von einer offenen Feldschlacht abweichende Formen darbieten, die selbst disciplinirten Truppen Schwierigkeiten bereiten.

Nimmt man eine Karte zur Hand, so sieht man deutlich die Bestrebungen der federirten Armee, die bei Richmond stehende südlingische Hauptarmee von drei Seiten anzugreifen, aus den eben geschilderten Operationen hervorgehen.

Der damalige Oberbefehlshaber der Federirten, Mc. Clellan, hatte diesen, von seinen Gegnern „Anaconda oder Boa-Constrictor-Plan“ benannten Feldzugs-Plan entworfen! — —

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstraße 21.

Das Votum vom 10. Februar und die darin liegende Mahnung.

Das Abgeordnetenhaus hat am 10. Februar nach zweitägigen stürmischen Debatten, beschlossen, daß ein vom höchsten Gerichtshof gefällter Rechtsausspruch null und nichtig sei.

Wir haben in einem früheren Aufsatze auf den historischen Hergang und darauf hingewiesen, daß das Ministerium die erste Idee, welche bis zu jenem Rechtsausspruch geführt hat, nicht gefaßt habe, sondern lediglich einem Beschlusse des Herrenhauses nachgekommen sei. Wir haben dies hervorgehoben, nicht um das Ministerium zu exculpiren, sondern lediglich um der Wahrheit die Ehre zu geben. Heute knüpfen wir an diese Thatsache ernste Mahnungen.

Wir sind damit vollständig einverstanden, daß die sittliche Würde der öffentlichen, ganz besonders der Justiz-Verwaltung, es dringend erfordert, ohne Rücksicht auf Personen und Verhältnisse dem Strafrechte ungehinderten Eingang zu sichern, so weit dies nach den Gesetzen nicht blos zulässig, sondern vorgeschrieben ist. Jener Beschluß des Herrenhauses kann daher viel eher als ein excitirendes, ja als ein tadelndes Votum betrachtet werden, als daß darin eine Unterstützung des Ministeriums zu suchen wäre; eine Entschuldigung dürfte höchstens aus dem Umstande herzuleiten sein, daß die Rechtsfindung bis zu dem jetzigen Ausspruche des Obertribunals controvers war.

Jedenfalls ist aber das Herrenhaus von dem Gegenstande, welchen es zu seiner Berathung gezogen hatte, abgeirrt und hat das Ministerium auf diesen Irrweg mit herüber gezogen, indem die Debatte in dem Beschlusse den Strafrichter gegen die Ausschreitungen einzelner Abgeordneten anzurufen, ihre Erledigung gefunden hat.

Schon im vorigen Jahre, als das Herrenhaus sich gedrungen sah, Notiz von Vorgängen innerhalb des Abgeordnetenhauses zu nehmen, hatten diese zu einer Ausartung sich gesteigert, welche in einem geordneten Staatswesen an jeder Stelle unstatthaft sind. Schon damals hatten einzelne Abgeordnete unter dem rauschenden Beifalle der Mehrheit sich nicht entblödet, die preußische Rechtspflege für corrumpirt zu erklären. Die Frage war daher die nächste und hauptsächlichste, nicht wie diese Ausschreitungen zu strafen, sondern wie sie zu verhüten seien, und wenn das letztere für unerreichbar nach dem gegenwärtigen Stande der Gesetzgebung erachtet würde, welche Maßregeln zu ergreifen waren, um die Zersetzung der Grundlagen der preußischen Monarchie abzuwehren.

Statt dessen hat sich das Ministerium begnügt, den vom Herrenhause vorgeschlagenen Versuch, der strafrechtlichen Verfolgung zu machen und ist auf diesem Wege dahingelangt, daß in diesem Jahre nicht blos Aeußerungen gefallen sind, sondern auch Beschlüsse gefaßt worden sind, welche über die Leistungen des vorigen Jahres noch hinausgehen.

Daß ein weiterer Erfolg nicht werde erreicht werden, war unschwer vorherzusagen, auch aus den bisherigen Erfahrungen zu entnehmen.

Da ist der Abgeordnete Jacobi; ein strafendes Urtheil nach dem andern ergeht gegen ihn, und er kehrt immer wieder zurück in den Schooß der Volksvertreter, mit derselben Verneinung aller staatlichen Ordnung, aller preußischen Gefühle und doch begrüßt als Held und Märtyrer. Da ist der Abgeordnete Twesten, welcher von Hause aus sich ungefähr auf dem Standpunkt des alten Grabow befand und jetzt den verbitterten Waldeck längst überflügelt hat. Da ist die große Mehrheit der Abgeordneten, welche sich darum reißen, jeden Zweifel öffentlich zu beseitigen, daß sie an dem Beschlusse des 10. Februar etwa nicht Theil genommen hätten.

Und dieser Beschluß vernichtet nicht blos den Glauben, sondern auch das Recht und die Macht der preußischen Justizpflege.

Als die Nationalversammlung sich zu dem Beschlusse der Steuerverweigerung hinreißen ließ, stellte sie unseres Erachtens die Fortexistenz des preußischen Staates nicht mehr in Frage, als dies durch den jetzigen Beschluß geschehen ist; es waltet der einzige Unterschied vor, daß für den schlichten Menschenverstand die Ungeheuerlichkeit der Steuerverweigerung leichter zu begreifen ist, als die der jetzt beschlossenen Rechtsvernichtung.

Auf jenen Beschluß folgte das Ende der Nationalversammlung, während wir noch immer darauf warten, von dem Abgeordnetenhause erlöst zu werden.

In dem Publikum wird behauptet, daß dieser und jener Gegenstand dem Abgeordnetenhause noch unterbreitet werden solle, daß dieser und jener Beschluß noch von ihm erwartet werde, wir wissen nicht, ob dies begründet, wir können aber kaum daran zweifeln, weil wir uns kein anderes Motiv denken können.

Ist diese Voraussetzung richtig, so müssen wir dagegen erinnern, daß jedes fernere Anhören des Abgeordnetenhauses trotz und nach dem Beschlusse vom 10. Februar immer noch eine Berechtigung desselben involvirt, innerhalb der Verfassungsurkunde sich geltend zu machen, während dem Ministerium darüber kein Zweifel beiwohnen sollte, daß es mit diesem Abgeordnetenhause überhaupt nicht mehr verkehren kann und darf. Wir haben z. B. mehrfach behaupten hören, daß selbst eine Verwerfung der Flottenvorlage die Absichten des Ministeriums fördern würde, wir verlangen aber, daß selbst auf einen Vortheil, der sich in der Ablehnung finden möchte, verzichtet werde, so lange diese Negation vom Abgeordnetenhause erwartet wird. Es handelt sich gar nicht mehr um einzelne Beschlüsse, sondern um die gänzliche, öffentliche und erkennbare Aufhebung jeder Gemeinschaft des Ministeriums mit diesem Abgeordnetenhause.

Wir schreiben diese Zeilen 8 Tage nach jenem Beschluß; haben wir so

lange auf eine That des Ministeriums gewartet, so richten wir mit um so größerer Bangigkeit unsern Blick in die Zukunft.

In der bisherigen Weise ist es nicht möglich, daß der preußische Staat fortgeführt werde. Selbst wenn noch in den nächsten Tagen oder Wochen ein Schluß des Abgeordnetenhauses und hierbei eine energische Rede des Minister-Präsidenten sollte zu erwarten sein, das Ministerium wird sich doch der Frage nicht verschließen können, ob es genüge, das Abgeordnetenhaus zu entlassen, einige Mitglieder desselben dem Strafrichter zu überweisen und dann nach Jahresfrist in dieselbe Situation wieder einzutreten. — Diese Frage mußte sich das Ministerium schon im vorigen Jahre vorlegen, anstatt bei der Ausführung des Beschlusses des Herrenhauses stehen zu bleiben und diese Frage drängt sich nach den diesjährigen Erfahrungen mit verdoppelter Stärke in den Vordergrund. Mit rühmlichster Hingebung ist das Ministerium auch in diesem Jahre wieder in den parlamentarischen Kampf getreten, haben aber trotzdem die souveränen Beschlüsse des Abgeordnetenhauses nicht verhindert werden können, so handelt es sich nicht mehr um Gründe, nicht mehr um die in der Verfassungsurkunde vorgesehenen öffentlichen Verhandlungen, es handelt sich vielmehr um die Machtfrage, und auch um diese streitet nicht mehr das Ministerium mit dem Abgeordnetenhause, sondern das preußische Vaterland mit der Democratie innerhalb und außerhalb der Landesvetretung.

Die Form, welche benutzt worden ist, um eine dem preußischen Staate nöthige Grundlage zu vernichten, hat sich selbst zerstört; es bedarf nur der practischen Nutzanwendung; Hunderte von Consequenzen ergeben sich aus dem Beschlusse vom 10. Februar; es darf nur muthig zugegriffen werden. Kraft und Macht des öffentlichen Regiments ist das einzige Mittel, um aus dem jetzigen heillosen Zustande herauszukommen.

In einer Beziehung ist der gedachte Beschluß des Abgeordnetenhauses indessen ein heilsamer gewesen, indem durch ihn gleichzeitig alle die Fictionen wieder einmal gründlich widerlegt worden sind, mit welchen das System der modernen Constitution zu Ehren des Thrones sich zu brüsten pflegt.

Wir wollen davon absehen, daß diese Partei dieses Mal durch wenige Mitglieder im Abgeordnetenhause vertreten worden ist, und daß diese nicht die Kraft besessen haben, sich der democratischen Strömung zu entziehen. Der poetische Herr Simson mahnt uns an den Göthe'schen Fischerknaben „halb zog es ihn, halb sank er hin und ward nicht mehr gesehn". Mit seinem Collegen Wachler kann er jetzt den Democraten zurufen: ich bin fortan ganz der Ihrige.

Mit diesen und ähnlichen Persönlichkeiten haben wir es hier nicht zu thun, wohl aber mit der Thatsache, daß wieder einer von den constitutionellen Fundamentalsätzen sich als hinfällig bewiesen hat. Die Redensart des Grafen Schwerin so oft es sich um die Ministerverantwortlichkeit handelt, daß es darauf ankomme, die Krone zu decken, hat längst jeden Cours verloren. Jetzt ist eine andere Fiction geopfert worden. Als es sich um die Feststellung der Verfassungsurkunde handelte, da ward in dem Titel „von

der richterlichen Gewalt" der Satz an die Spitze gestellt, daß dieselbe im Namen des Königs geübt werde. Die Justizorganisation ward darauf durchgeführt und in dieser bestimmt, daß die Rechtssprüche der Gerichtsbehörden im Nameu des Königs gefällt werden. Der Justizminister ließ sogar Formulare lithographiren, schrieb den Gerichtshöfen deren Benutzung vor, und seit 15 Jahren sind Hunderttausende von Erkenntnissen ergangen, alle ausgefertigt unter der feierlichen Ueberschrift „im Namen des Königs". Damals hegten einzelne Conservative das Bedenken, ob es wohl angemessen, ob es schicklich sei, die unzähligen Rechtssprüche, die der Appellation und Revision überdem unterworfen seien, stets unter Hervorhebung des Königs zu fällen. Es ward aber erwidert, daß dies sich empfehle, ja nothwendig sei, um die Unantastbarkeit der richterlichen Ueberzeugung gleich von vorne herein erkenntlich zu machen. Und siehe da nach 15 Jahren dieser Praxis ergeht ein Ausspruch eines Gerichtshofes und zwar des ersten und höchsten, von welchem Art. 92 der Verfassung sagt: „es soll in Preußen nur ein oberster Gerichtshof bestehen" und dieser Ausspruch leitet sich auch ein mit der stolzen Ueberschrift „im Namen des Königs": da erinnert sich das Haus der Abgeordneten des früheren Ausspruches eines seiner Mitglieder, daß diese Firma hinfällig sei und dieser im Namen des Königs ergangene Ausspruch wird für null und nichtig erklärt, und nicht etwa zu Ehren und zum Besten eines Dritten, nein, im eigenen Interesse! Preußen kann in die Annalen seiner Rechtspflege in Zukunft einen Rechtsspruch eintragen, der dahin lautet: im Namen der Abgeordneten! Die Abgeordneten sind straffrei; im Gegensatze zu den Wahlmännern und Urwählern, die für ihre Worte verantwortlich sind.

Somit tragen wir zu den übrigen constitutionellen Leichen auch diese constitutionelle Mißgeburt zu Grabe. Der Todesfall war lange vorherzusehen, afficirt uns daher nicht zu sehr.

An dem stillen Grabe aber möge das Bewußtsein erwachen und erstarken, daß ein gutes Recht sich selbst zu schützen hat und diesen Schutz nicht unterlassen darf, wenn andere berechtigte Existenzen durch dieses Recht bedingt sind.

Alfred.

I.

Es war ein schöner Vorfrühlingstag. Güldene Nebelschleier durchwebten die Atmosphäre, und in vielen, farbenwechselnden Sternen blitzte und funkelte die neubegrünte, thauige Erde. — Ein schön erbautes Schloß, das jüngst erst vollendet von dem selbstthätig künstlerischen Sinne seines Erbauers und Besitzers, des Grafen Alfred, erfreuliche Kunde gab, erhob

sich in dem Glanzmeere der Luft. Des Schlosses Vorhof, zierlich gegittert, war von colossalen, ordnungslos dastehenden Eichen geschmückt; Stamm und Runenschrift dieser Bäume erzählten geheimnißvoll von den Zeiten, die an ihnen hingegangen. — Graf Alfred, jetzt zum Manne gereift, trat aus der symbolisch gezierten, ehernen Thür des einsamen Gebäudes, und schritt mit leichtem Gange, der ihm so wohlanstand, durch die Eichenhalle dem Gitter zu. Hier lehnte er nachdenkend und schaute auf die in weite Perspective sich hinziehende Landstraße hinaus; er schien Jemand zu erwarten. Sein Antlitz, so edel geformt, blaß, in jedem Zuge geschichtlich, seine Gestalt und Bewegung, entschieden und bedeutend, die Sammlung und Ruhe in seinem Benehmen zeugten von einem Innern, das sich nach schweren Kämpfen in Freiheit wiedergefunden. Seine Nähe zwang zum Selbstbesinnen, mahnte an die Kräfte einer andern Welt. Die Strenge einer solchen Erscheinung ward durch einen Ausdruck von Liebe gemildert, die aus den geistvollen Augen hervorleuchtete und die vormals trotzende Geberde durch eine liebliche Wehmuth erweichte. Der Künstler wäre in seinem Anschauen um das Bild eines Johannes nicht in Verlegenheit gewesen.

Alfred erwartete die Ankunft seiner Schwester, der Gräfin Emma. Bis zu ihrer Confirmation — Emma war ja nach der Confession ihrer Mutter Protestantin — lebte sie in dem Hause und unter dem Schutze ihres ältesten Bruders. Dann aber mußte sie gemäß einer testamentlichen Verfügung der früh heimgegangenen Gräfin Mutter an eine verwandte, protestantische Familie in der Residenz überlassen werden. Hier empfing Emma die Einsegnung, durch diese Familie wurde sie in die große Gesellschaft eingeführt. Nun durfte die junge Gräfin nach gegenseitiger Einstimmung der Geschwister wieder mit ihrem Bruder wohnen. — Die Zeit ihrer Abwesenheit hatte Alfred zum Neubau des burgähnlichen Stammschlosses ihrer Ahnen benutzt. Er wollte durch das Werk seines Studiums und Geschmacks die tiefgeliebte Schwester angenehm befremden. So erwartete er sie jetzt.

Nach der Vermählung Celindens mit Julian, welcher von den Gütern Alfreds, die an die fürstlich Liewenschen Besitzungen grenzten, Besitz genommen, hatte der Graf auf dies sein entfernt liegendes Stammschloß sich zurückgezogen. Nach dem Umschwung seines Innern hatte er hier nur im Umgange mit seiner Schwester einsam gelebt; das Kind wuchs unter seinen Augen zur Jungfrau heran und ward seine Seelenfreundin. Bei ihr fand Alfred jene schmerzlich lang entbehrte Ansprache, ein fast unmittelbares, freies Glück des Einverstandes; die Geschwister verband das gegenseitige Gefühl innerster Zusammengehörigkeit. Obgleich beide in der Lebensstufe und geistigen Entwickelung, in ihrem Selbstbewußtsein und natürlichen Gesichtskreis so verschieden waren, sie fanden einander in dem Ueberschwenglichen, Weltüberfliegenden ihrer Geister und in den hochsinnigen Leidenschaften ihrer scheu stolzen Charaktere. Das Universum, dem sie mit Entzücken dahingegeben waren, gewann ihnen immer wieder die erschöpfende, dauernd schöne Gestalt, das Christusreich war ihre Stätte, in der unvergänglichen Eigenthümlichkeit,

in der Lebensgemeinschaft mit Christus verstanden sie sich ganz; sie beschlossen, mit einander ihre Zeit zu leben und sich nie wieder zu trennen.

Erwartend, hoffnungsreich, in die Betrachtung des Gegenstandes seiner Rührung versenkt, empfand Alfred das geistige Vergnügen der hohen und freien Liebe; er erfuhr es, daß Liebe nur das Leben beseele, daß ohne sie Larve sei und Schatten die geistige und natürliche Welt. — Nun fixirte sich sein Blick; ein reicher Postzug flog die chaussirte Straße daher, er erkannte an der Kutsche und Livree, daß seine Schwester komme. Hastig eröffnete er die Gitterpforte, im Begriff der Ankommenden entgegen zu eilen; in einem Besinnen blieb er lächelnd stehen, und erwartete nun die Schwester in der Eichenhalle. Der Wagen hielt. — Auch Emma war bei dem Wiedersehen ihres Bruders wundersam bewegt. In lichter Himmelsfreude blickte sie in seine feuchten Augen, hing ernst und leidenschaftlich einen Moment an seiner Brust, erhob sich, und ohne ein Wort weideten sich die Geschwister an dem gegenseitigen Anschauen.

Nun bist du da, sagte Alfred dann in kämpfendem Tone, ganz Verwunderung und Freude. Nun bleibst du bei mir; wir trennen uns nicht mehr.

Gewiß nicht, sagte Emma mit einer Stimme voll Rührung und Wohllaut. — Die Geschwister waren zurückgetreten. Sie wandelten jetzt einige Momente unter den Bäumen, indeß Alfred sehr bewegt sagte: Verlassen hast du den Kreis lieber Verwandten, erlesener Freunde, du gabst die Säle der Kunst und Geselligkeit dahin, auch ließest du die heiligen Orte zurück, wo eigen und innig die evangelische Wahrheit mit großem Geist verkündigt wird; zu mir bist du zurückgekehrt, in diese selbsterwählte Einsamkeit, die nichts gewährt von dem Glanz und mannigfachen Reichthum der geistigen Gemeinschaft, in welcher du bisher gelebt.

Emma erwiderte wie abwehrend mit gesteigerter Rührung: Heim zu sein, ist ein einziges Glück, hier bin ich heim.

Was ich nur bin und habe, erbiet' ich dir, sprach er zusichernd, ganz ergriffen; hier sollst du Liebe finden und Freiheit, Freiheit und Liebe. — Siehe, was mich vereinsamte das ahnst du wohl. Wie die Menschen sind und leben, ihr Unbewußtsein, ihr illusorisches Gefühl eines Besitzes in dem Vergänglichen, ihr eng begrenzter, nicht zu sprengender Horizont, ja die Erhebung selbst dieser Ephemeren, ihr Leben und Weben in Kunst und Wissenschaft, die allüberall zuletzt in ein gestaltlos Unermeßliches ausgehen — alles das engte und ängstigte mich, und nur ironisch, in Witz und Spott ertrug ich das oberflächliche oder kernlose Treiben dieser Leute. Alsdann der Wahrheit inne geworden, vergebens hoffend, in dieser Welt des Trugs eine Gemeinschaft zu finden, erwählt' ich die Einsamkeit, die du nun theilen wirst. Dank, Dank deiner Liebe — Gott sei Dank, der dich mir geschenkt.

Seine Blicke hingen einen Moment an dem sonnigen Himmel, Emma sah nur ihn. Die Hoheit seines Bewußtseins und Wesens, seine große Liebe gaben ihr ein so freies und schönes Glücksgefühl, daß sie so hätte immer stehen und schauen mögen. — Er sah nieder und nahm lächelnd ihre Hand. Sie schlug die Augen zur Erde und wendete sich dem Schlosse zu. Nach

wenigen Schritten aufblickend, verweilte sie höchst freudig überrascht. Voll Verwunderung, selbstvergessen betrachtete sie den vortrefflichen Bau.

II.

Alfred harrte neben seiner Schwester still erwartend, was sie sagen werde. Sie sprach auch alsbald voller Freuden: Schön, schön — alles schön; ein ruhiger, leichter und kühner Bau. Wie zuversichtfordernd, wie sicher gegründet! In klaren, bestimmten, verständigen Umrissen strebt das Prachtwerk empor, kräftig und kühn beschließt es seinen Wuchs. O hier ist mehr zu schauen und zu bemerken als ich Worte habe. Allein der erste Eindruck ist entscheidend und ich weiß es, daß dies Werk mir neu und anziehend bleiben wird.

Alfred, sichtlich erfreut durch ihr lobend begeistertes Wort, war doch voll Ungeduld, der sinnvollen Schwester, für die er eigentlich gebaut, das Innere seiner Schöpfung zu zeigen. Sie verstand ihn sogleich ohne dies merken zu lassen; mit einer ihm lieben Neugier trieb sie zum Weitergehen und trat ihm zuvor in das geräumige, schön gewölbte Thor des interessanten Gebäudes. — Bald verweilte die lieblich ernste Gräfin auf's Neue. Ihr sanftes, lebenvolles Auge ermaß die Schönheit des Orts, den sie betreten. Eine Capelle hatte sie aufgenommen, deren Altar Correggio's Nacht schmückte, der einzige Schmuck des hellen, hochgewölbten, in Form einer Rotunde aufstrebenden Baues. Emma's frommer Sinn, der auch bei geringeren Zeichen des Ewigen gleich in der lichten Region webte, ward durch diesen Anblick hocherregt; sie schaute mit himmlischem Vergnügen, ein süßer Ernst verklärte ihr Angesicht. Alfred konnte mit Wahrheit sagen: Uns wird dieser Andachtsort eine Stätte herzinniger Weihe sein; hier vorzüglich werden wir ernsten Menschen uns dem Heilig-Einen geben, wohl wissend, daß die Herrlichkeit der Welt, wenn sie nicht von ihm den Ursprung zieht, Staub, Rauch und Asche ist.

Ja, ja, sagte Emma groß und süß bewegt.

Sie gingen aus der Capelle in den Ahnensaal. Mit leisem Weh und stolzer Freude durchwandelten sie den weiten Raum, den die Pietät mit den Bildern ihrer Todten geschmückt; auch ihr Leben ging in dem Kreise dieser würdigen, staubverfallenen Menschen; vor dem Bilde ihrer Eltern verweilten sie inniger bewegt.

Alfred sprach nach einer Stille weich, indeß seine Blicke auf dem einzigen Wesen hefteten, das ihn verstand und liebte: Ich wollte fragen, ist der Tod so schrecklich — in demselben Augenblicke fühlte ich das Wunderentsetzen des Todes. Schein und Trug hält uns, umfängt uns gänzlich. Was ist dies Leben, wenn nicht Entbehrung — und dennoch sträubt sich das Geschöpf wider seinen Hintritt. Weil uns der Glaube nicht weltüberwindend geworden, leben wir trotz des hohen Sühnetraums in Wahrheit unter dem Fluche des Gesetzes.

Emma wendete gewaltsam das Auge von den geheiligten Bildern weg

und sprach leise: Gott wird es alles hinausführen; die Todten sind ihm unvergessen, unsere Todten.

Sie wollte mehr sagen, aber sie vermocht' es nicht vor Rührung, Bescheidenheit und Demuth. Die Geschwister traten in die Bildergallerie. — Außer einigen Originalbildern von Werth enthielt die Sammlung Copien nach den Italienern, vorzüglich nach Raphael. Der Saal war hell wie der Tag; seine Lichter fielen so günstig, daß die Bilder ihren ganzen, plastischen Gehalt herausgaben. „Christi Verklärung auf dem Thabor" lebte vor den Augen der Betrachtenden. Alfred hatte eingehend Artistisches zu sagen, Emma hing unmittelbar an der Schönheit des Bildes. Zuletzt überragte bei Beiden das religiöse Gefühl die künstlerische Betrachtung und so fanden sie einander wieder. — Sie verließen die hier endende Façade des Schlosses im Begriff, sich nach der gegenüber liegenden zu begeben. Emma bat, es jetzt bewenden zu lassen, weil gut und viel sehen unmöglich sei. Eigentlich aber bangte sie nach einem persönlicheren Verkehr mit ihrem Bruder, während Alfred meinte: geistig innigern Umgang habe die hohe Liebe nicht als die gegenseitige, eigenthümliche Aussprache und Ansprache in Wissenschaft, Kunst und Religion.

III.

Emma hatte sich zurückgezogen, das Reisegewand abgelegt; sie erschien nun zu Tische in schwarzen Sammet gekleidet. Der schwere, dunkle Stoff erhob die Zärte und das Leuchtende der ohnehin klaren Gestalt; sie sahe äußerst hold, in Blüthe und Kraft feenhaft leicht.

Wie sie ihres Bruders Wohlgefallen empfand, schimmerten ihre blauen Augen in Liebe und Freude. Die Geschwister ließen sich zu Tische nieder. Emma, die für Alfred auf eine allseitig auch menschlich erfreuende Zukunft dachte, hatte das Gespräch bald auf schlicht Individuelles, Nahes und Nächstes gelenkt. Nun wollte sie, daß er ihr von seinen Freunden erzähle.

Was ist zu sagen, sprach er in fremdem Tone und sein Gesicht verdunkelte sich. Romantik des Gefühls, Streben nach Wissen und Werth, ja ironische Verzweiflung warb mir viele Genossen und Freunde; doch alle ermatteten im Geiste, fielen von der Freiheit ab und wurden Sklaven ihres Geschicks. Ich sahe sie bald der Gemeinheit, oder dürrer Abstraction, oder künstlerischer Allheit zum Raube werden. Einer genialen Natur, die nur im Wirklichwahren, in ewiger Persönlichkeit Befriedigung finden mag, bin ich nicht begegnet. Sie jagen alle nach Glück; aber ist das ein geistwürdiges Wohlsein, den Leidenschaften zu schmeicheln, selbstische Triebe und Wünsche zu nähren, nichts wahrhaft zu sein und alles an sich zu reißen! Freilich berufen sie sich auf ihren geistigen und sittlichen Werth — die Thoren und trägen Seelen; keuchen sie nicht unter der Last der Gesetze, ist ihnen das Nothwendige nicht ein bitteres Joch? Mir schaudert's, gedenk' ich, in welchen Weisen die Menschen leben!

Wie doch, entgegnete Emma rasch, ist Schatz und Herz Aller nur auf Erden, täuschen sich Alle mit selbsterworbener Würdigkeit, ist Dankbarkeit

und Liebe ausgestorben und die christliche Lebenswelt Sage und Mährchen? Julian und Celinde gehören uns doch zu.

Ja sie, entgegnete Alfred, ihrer gedenk auch ich; doch auf andern meinen Wegen sind mir eigen christliche Menschen nicht begegnet. Den Meisten ist die legale Gerechtigkeit, das äußerliche Thun nach Vorschrift der Gesetze, die widerwillige Unterwerfung und Pflichtübung, kurz die Moral das höchste. Sie geben vor, frei zu sein, und wissen es nicht, daß sie nur handlangernde Diener des Ortes sind, der sie gebar. Für das Gute innerst nicht entschieden, sind sie entweder die Beute oder Gesetzlichkeit oder sie verfallen in Abgötterei, die sie mit ihresgleichen und mit sich selbst treiben. Die Neigung zum Gebet und das ist der Kernpunkt, um welchen die Freiheit kreist, kann nur durch das Wunder der Palingenesie gewirkt werden, frei ist der Mensch nur in Gott. Nichts minder irrt ihre Intelligenz, die falsch begeistert, die Sühne der Zerreißung zu vollbringen vorgiebt. Aus dem Allgemeinen und Fassungslosen construiren sie ihr logisches Wissen und künstlerisches Thun, das die Rasenden für das Leben selbst halten, und so zerrinnen sie wie ihr Wissen und Thun in das Allgemeine und Fassungslose. Auch der große Haufen, der in dem Kerker des Bedarfs schmachtet und in der Plackerei des Tages ein elendes Staubleben fristet, bekennt nur diesen Gott der Natur. Der Geist des Christenthums ist persönlich ewiger Natur, und das Leben in ihm, die Gesinnung, ist Geist. Außer ihm giebt es nur Hemmung, Aengstigung oder die Sühne der Illusion. So leben die Menschen im Sinne des Wortes heillos, ich fand mich in ihnen nicht wieder, und nach vielen schweren Täuschungen erwählt' ich die Einsamkeit.

Emma erwiderte schüchtern: Doch die Kirche bietet eine Gemeinschaft an, deren nun einmal die religiösen Menschen am wenigsten entbehren können.

Ja, sagte Alfred, die Kirche in ihrer strahlenden Herrlichkeit, noch ist sie unsichtbar, sie wird erscheinen, und alsdann werden wir ein voll Genügen haben; allein die Kirche, wie sie bisher erschienen ist, dient dem Gesetze, wie der Staat. Wer hier einer seelenvollen Freiheit zu begegnen denkt, ist betrogen. Diese seelenvolle Freiheit ist freilich nirgend wirklich, als in dem Gottessohn, doch läßt er uns an ihr Theil haben, weil wir glauben. Wir Gläubigen leben bis jetzt in unsichtbarem Bunde mit ihm in seiner Kirche, die einst eine Welt sein wird.

Vor dem durchdringenden Ernst, mit welchem Alfred diese Worte sagte, schwieg Emma. Er fuhr nach einer Stille fort: Du meinst wohl, daß ich durch ein zu nahes Andringen an die Gottheit die Lebensfähigkeit verlöre? Nein, nein, die Liebe lehrt zu leben, doch unsere Liebe soll nicht die der Welt sein, und — sie ist es nicht. Die wahre Liebe ist frei, so liebte Christus. Es ist ja nicht weiter erfunden worden unter dieser Sonne, auch ordnet es sich nicht ein in menschliche Weise und Denkart, daß ein Mensch das Menschengeschlecht liebe! Wer diese Christusliebe nicht erfaßt und hält, dem wäre besser nicht geboren zu sein. Ich liebe die Menschen, obwohl ich sie kenne; Du darfst um meine Zukunft ohne Sorge sein.

Der Schwester drangen Thränen in die Augen, daß ihr einst so stolzer und ungestümer Freund nun solche Worte wahrer Freiheit und Liebe hatte. Sie mußte einen Moment wegseh'n von dem ruhig heitern, schmerzlich stillen Antlitz, darin vordem die Geister vergeblich ringenden, niederwerfenden Muthes geblitzt. Durch den christlichen Geist war Alfred aus einem trotzenden Sclaven wider sein Geschick ein freier Mensch geworden. — Emma sammelte sich und nahm ihre Rede mit festem Tone wieder auf. Sie fragte ihn, ob er die Bewohner der Umgegend kennen gelernt.

Flüchtig, antwortete er; keine der nachbarlichen Familien erschien mir bedeutend. Jedoch Du fragst?

Wie nun, fuhr Emma lächelnd fort, wenn Du sie nur flüchtig gesehen, vielleicht daß Du diesen oder den übersehen, der uns gleichgesinnt ist?

Sollte wohl, fragt' er zerstreut und nachdenklich; dann sprach er scherzend. Emma will mich mit der Welt wieder verwickeln.

Lüdest Du etwa, fuhr sie ohne Antwort fort, diese Menschen zum Feste der Einweihung Deines schönen Bauwerks?

Weil Du es wünschest, sogleich, entgegnet' er und sah' ihr mit Liebe fragend in die guten, treuen Augen.

Geselligkeit macht gut und fröhlich, beharrte sie ausweichend.

Daß ihr Frauen doch so gerne werbt und verbindet, fragt er auf's Neue. Sie antwortete nicht. Er sprach fort: Nun denn, Du wirst voll Wunders sein über diese Gesellschaft. Aber — Emma will es, Emma habe die neue Erfahrung.

Er ging, die Einladung in's Werk zu setzen.

IV.

Aus früheren, bösen Erfahrungen seines eigenen Herzens und seiner Verbindung mit der Welt hatte sich in Alfred eine nicht gänzlich zu überwindende Bitterkeit wider das Leben festgesetzt, die in unbewachten Augenblicken sich zum Zorn und Haß steigerte. Mit dieser Gemüthsstellung war eine zu ausschließende Hinneigung nach dem Freien und Heiligen verbunden. Jedoch wer diese Welt abweist, hat mit der andern keine wahre Gemeinschaft, aus der Abstraction entspringt kein Leben, das Christenthum hat die Natur zur Voraussetzung, mit dem Irdischen büßte der Mensch auch das Himmlische ein. Dies Aeußerste fürchtete die Schwester für Alfred. Wenn er auch durch seine Liebe zu ihr dem unseligen Schicksal derer fern war, die von den Gefühlen des lebendigen Herzens nicht bewegt, in geistiger Erhabenheit das Wesen der christlichen Freiheit nicht zu ergreifen im Stande sind, so konnte doch die Einförmigkeit solches abgeschlossenen Lebens den ungeduldigen Freund auch über diesen sehr geistigen Geschwisterbund hinausjagen. Die holde Gräfin war, ohne eigen zu reflectiren, nach einem kindlichen Tacte gemeint, die unnatürlich schroffe Höhe, auf welche Alfred sich über das Leben hinausgestellt, sanft und ungezwungen mit dem wirklichen, schönen Dasein zu verbinden, damit ihr Geliebter inniger der Gegenwart und Natur wiedergewonnen werde. Mit solchem Vornehmen lieb beschäftigt, ging sie jetzt nach-

sinnend in dem Saale auf und ab. Selbstlose Größe war der ausgezeichnendste Charakterzug des seelenvollen Wesens; wenig oder nicht um ihr persönliches Wohl und Wehe bekümmert, dachte sie fast allein auf das Glück Anderer. Ihre Liebe war von einer Unabhängigkeit, Weite und Höhe, wie sie nur bei den erlesensten und heiligsten Menschen gefunden wird. — Plötzlich wie durch einen Zauberschlag sprangen alle Thüren der Façade auf und ihr eröffnete sich eine Reihe geschmückter, hellerleuchteter Zimmer. Sie sah mit freudestrahlenden Augen vor sich aus. Alfred stand neben ihr.

Hier wirst Du wohnen, sagt' er, Siehe nun selbst, ob ich mich bei dieser Einrichtung und Anordnung auf den Sinn und Geschmack des Frauenzimmers verstanden; ich verhehle Dir nicht, daß mich die Wahl des Rechten Anstrengung gekostet.

Wie anders, sagte Emma hold lachend, das Kleine und Mannigfache übersieht gar leicht solch' ein Mensch, der immer nach dem Fernen trachtet. So kommt's wohl, daß er es nicht zu schätzen, nicht zu genießen weiß, dies eingeschränkte, süße Leben; ja zuletzt mag es geschehen, daß der Titane, von allen Seiten durch das Irdische hart bedrängt und herbe belastet, die ganze Welt zerschmeißen möchte, die aus lauter dieser Kleinigkeiten zusammengefügt ist.

Alfred lächelte und drohte, sie lehnte dankend an ihm. In die Zimmerreihe hineinschauend, sagte sie: wie schön, wie schön!

Nun ging sie, die Herrlichkeiten näher zu sehen; er folgte ihr. Stolz, edel, einfach und prächtig war Bau und Decoration der Gemächer. Die Gruppirung, das Farbenclavier, das nach Alfreds Ansicht am eigensten dem Sinne der feinwählenden Schwester entsprechen mußte, bemerkte sie auch vor den andern zu seinem innigen Ergötzen. Jedoch mit allem war sie einverstanden und von der ganzen Einrichtung angeregt und befriedigt. In begegnender Auffassung und harmonischer Anschauung verlebten die Geschwister einige schöne, schnelle Stunden. Als sie das letzte Zimmer dieser Reihe, Emma's Schlafgemach, erreichten, war es nah' an Mitternacht. — Mit einer plötzlichen, leichten Wendung ihr Zwiegespräch endend sagte Alfred scherzend: Meinst du, ich erriethe dich nicht? Siehe wie eigennützig du bist. Mir gönntest du um der menschlichen Schwachheit willen eine derbe und greifliche Einschränkung, indessen du wie bisher ungebunden in dem freien, großen Leben fortwandeltest!

Emma legte die Hand auf seine Schulter, ein inniges „Ja" schwebte von ihren lächelnden Lippen. Er sahe ihr unverwandt in die guten Augen, dann rief er bewegt aus: Mir däucht, ich durchschaue dein Innerstes, so licht wie es ist. Wohl mag auch dich des Lebens Schuld und Unglück nächtigen, aber deine Zuversicht ist wundervoll, dein Frieden stät und unverbrüchlich. Für mich hoffe diese, deine Ruhe nicht, mir ist kein Verhältniß genugsam, in Ungeduld muß ich weiter; denn, theures Kind, bevor erschienen ist was wir sein werden, gewinn' ich keine Stätte, kein Bleiben. Hab' gute, gute Nacht.

Emma ließ ihm sich tief ergriffen an das Herz fallen, sie umschloß ihn

mit beiden Armen; er löste sich sanft, hauchte einen Kuß auf ihre Stirn und verließ still das Gemach.

Ein kleiner Beitrag zur Illustration des Augustenburgischen Staats- und Erbrechts.

In seinem Werke „Staats- und Erbrecht der Herzogthümer Schleswig und Holstein" und in anderen Schriften behauptete der Geheime Regierungsrath Herr A. v. Warnstedt bekanntlich, die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst seien — ebenso wie Holstein — altväterliche Stammlehen des Hauses Holstein, Oldenburgischen Stammes, gewesen. Diese Behauptung ist ein sehr wesentliches Glied in der Kette der Argumentationen, auf welche die Theorie des Augustenburgischen Erbrechts sich stützt. „Die Gottorfer Linie „cedirte den großfürstlichen Antheil Holsteins an die (ältere) Königliche Linie; „jene bekam als Aequivalent dafür die Grafschaften Oldenburg und Delmen„horst. Diese sind altväterliche Stammlehen des Holstein-Oldenburgischen „Hauses. Nach dem Aussterben des Mannesstammes der Königlichen Linie „ist daher die nächstälteste Linie — die Augustenburgische — zur Erbfolge in „die Grafschaften berufen. Beim Eintritt des Erbfalles, am 15. November „1863, waren die Grafschaften aber in Folge eines Tauschvertrages längst „in den Besitz einer andern — jüngeren Linie übergegangen. Um diese nun „nicht in dem langjährigen Besitze zu stören, hält die Augustenburgische Linie „(und zwar in Folge des vermeintlichen Primogeniturstatutes das älteste Mit„glied und in Folge ferner bekannter Vorgänge dessen ältester Sohn) sich an „das Aequivalent, gegen welches die Grafschaften eingetauscht sind — den „großfürstlichen Antheil von Holstein und nimmt diesen in Anspruch." — So die Argumentation, welche einen ganz logischen Anstrich hat und bei der nur die Bescheidenheit der prätendirenden Linie und ihrer Rechtsconsulenten Bewunderung erregt. Bei näherer Ermittelung könnte es sich ja sehr wohl ergeben, daß das eingetauschte Object — die Herzogthümer Oldenburg und Delmenhorst — viel mehr werth wäre als das vertauschte — der großfürstliche Antheil von Holstein. Die Vorfahren des jetzigen Prätendenten sind bei den des Austausches wegen geführten Verhandlungen nicht hinzugezogen, haben daher auch ihre Einwilligung nicht gegeben — was könnte sie nöthigen, den Tausch jetzt unbedingt anzuerkennen? Ja! warum nehmen die Augustenburger nicht beide Tauschobjecte in Anspruch? Sie sind ja beide altväterliche Stammlehen und nach Aussterben der ältesten Linie kommt die nächste daran. — Aber altväterliche Stammlehen müssen es sein, sonst ist eine Lücke vorhanden in der Reihe der Schlußfolgerungen und eine solche, durch die alle

übrigen Argumente in ein völliges Nichts versinken. Denn der großfürstliche Antheil von Holstein ist durchaus nicht zu entbehren, schon wegen des bekannten „up ewig ungedeelt". Derselbe ist nun aber einmal bis zum Jahre 1773 im unbestrittenen Besitz der Gottorfer Linie gewesen. Es müssen daher doch wohl trotz der behaupteten gemeinrechtlichen Lehnsuccession in Beziehung auf diesen Antheil Dinge vorgegangen sein, die sich nicht füglich anfechten lassen. Der Antheil ist aber nur an den König von Dänemark und dessen Bruder und deren männliche Descendenden abgetreten. Dritte, deren in dem Vertrage, durch welchen dieses geschehen ist, gar nicht gedacht ist, können unmöglich Rechte aus demselben herleiten. Ist die Linie, zu deren Gunsten die Abtretung erfolgt ist, ausgestorben, und ist von dem letzten oder einem früheren Mitgliede derselben nicht mittlerweile anderweitig in rechtsverbindlicher Weise über den ihr abgetretenen Antheil verfügt, so ist es nicht denkbar, daß ein Anderer rechtliche Ansprüche an den erledigten Antheil erheben könnte, als der übrigens erbberechtigte Nachkomme Desjenigen, welcher zur Zeit der Abtretung sich im rechtlichen Besitze des Antheiles befand, oder Derjenige, dem dieser seine eintretenden Falles wieder auflebenden Rechte übertragen hat. Daß weder von Königlicher noch von Gottorper Seite das Augustenburger Haus zum Rechtsnachfolger designirt ist, das ist außer allem Zweifel. Für dieses bleibt daher, um Ansprüche auf den großfürstlichen Antheil von Holstein zu begründen, durchaus nichts Anderes übrig, als die Behauptung aufzustellen: „Oldenburg und Delmenhorst gehören uns nach „Aussterben des Mannsstammes der Königlichen Linie, weil sie nach gemeinem Lehnrechte von Alters her vererben und wir die nächstälteste Linie bilden. „Wir begnügen uns aber mit dem Aequivalent, gegen welches sie ausgetauscht „sind, und nehmen deshalb den großfürstlichen Antheil von Holstein in Anspruch." Die altväterliche Lehnsqualität der Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst muß also bewiesen werden, dann ist Alles in Ordnung, und Nichts wird dem Herrn von Warnstedt leichter, als dieses. Die von ihm hierfür angeführten Gründe sind aber von Dr. Pernice in seinen „Kritischen Erörterungen" siegreich widerlegt.*) Nur eins der Argumente soll hier erwähnt werden; es charakterisirt hinlänglich das von dem Herrn v. Warnstedt beobachtete Verfahren. Er beruft sich auf eine Urkunde des Grafen Nicolaus von Delmenhorst, Erzbischof von Bremen, aus dem Jahre 1436, in welcher derselbe die Lehnsqualität der Grafschaften anerkannt haben soll, und zwar mit den Worten: Quod comitatus sive dominium de Delmenhorst vel de Oldenburg — tanquam pheodum nobilibus comitibus et dominis de Delmenhorst aut de Oldenburg, quod idem esset — concessum fuisset, (Warnst. St.- u. Erbrecht pag. 151). Pernice (pag. 12) fügt aber die diesen Worten unmittelbar vorgehenden von Warnstedt weggelassenen Worte der bei Lünig R. O. abgedruckten Urkunde hinzu. Sie lauten folgendermaßen: Quod ipse (der Erzbischof von Bremen) nunquam

*) Kritische Erörterungen zur Schleswig-Holsteinischen Successionsfrage, mit besonderer Rücksicht auf die Schriften des Herrn v. Warnstedt. Von Dr. Herbert Pernice. Cassel 1865.

vidisset, vel audivisset vel etiam scivisset, aut hodie sciret, quod etc. — Die Urkunde sagt also gerade das Gegentheil von dem, was Herr von Warnstedt sie sagen läßt. Hat er sie für seine Behauptung — daß Oldenburg und Delmenhorst altväterliche Lehen gewesen seien — als Beweismittel benutzt, so wird er jetzt nicht umhin können, sie als Zeugniß für das Gegentheil dieser Behauptung gelten zu lassen.

Es ist zu verwundern, daß es einem Gelehrten, wie dem Herrn von Warnstedt, der mit dem Quellenstudium so vertraut ist, hat begegnen können, eine nicht unwichtige Urkunde nur halb und so zu lesen, daß ihm die in derselben enthaltene Negation des Satzes, welchen er ihr entnommen, entgangen ist. Kaum anders läßt sich solcher Irrthum erklären, als durch die überall hervortretende Tendenz, die in Betracht kommenden Urkunden ganz unbekümmert um ihren wirklichen Inhalt und wahren Zusammenhang zu einem bestimmten Zweck zu benutzen. Fast jede Seite der kritischen Erörterungen des Dr. Pernice enthält Belege für solches Verfahren seines Gegners. Die den Lehnbrief von 1531 betreffenden von Pernice gelieferten Aufschlüsse gewähren in dieser Beziehung großes Interesse.

Warnstedt bemerkt, Christian I. habe, als er 1448 König von Dänemark und 1460 Herzog von Schleswig und Graf von Holstein geworden, sich und seinen Erben seine Erbrechte an die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst für den Fall vorbehalten, daß sein Bruder Gerhard ohne männliche Descendenz versterben sollte. Oldenburg und Delmenhorst seien im Besitze seiner Brüder und deren männlicher Descendenz geblieben. Diese hätten eine Zeit lang versäumt, das Lehn gebührlich von Kaiser und Reich zu muthen. Im Jahre 1531 hätten sie aber das Lehn bei Kaiser Carl V. zur Anzeige gebracht und zwar als ein verschwiegenes Lehn, worauf dieser dem Grafen Anton von Oldenburg die Grafschaften in der Eigenschaft eines alten Lehns übertragen habe. — Verhielte sich die Sache so, wie Herr von Warnstedt sie auffaßt, so würden also die Lehn-Erbrechte der Descendenz Christian I. durch den Kaiserlichen Act von 1531 anerkannt sein.

Der wahre Zusammenhang ist aber dieser: (Pernice pag. 18) Die drei älteren Söhne des Grafen Johann XIV. († 1526) hatten im Jahre 1529 die Regierung der Grafschaft Oldenburg an ihren jüngsten Bruder, den Grafen Anton übertragen. Die beiden älteren Brüder verbündeten sich aber bald darauf behufs Aufhebung dieser Vereinbarung und gaben hierdurch dem besitzenden Bruder Veranlassung, Schutz beim Kaiser zu suchen. Er that dies, indem er durch seinen Bruder Christoph den Kaiser bitten ließ, ihm die Grafschaft Oldenburg, sowie auch die damals im Münsterschen Besitze befindliche Grafschaft Delmenhorst so zu verleihen, daß fortan er und seine männliche Leibes-Erben und nach deren Abgang seine Brüder und ihre Erben bei jedem vorkommenden Falle die Lehne muthen sollten; und der Kaiser gewährte die Bitte beantragter Maßen. Zwar war die Bitte hypothetisch so gestellt, die Lehen möchten so ertheilt werden, als wenn sie als verschwiegene Lehen heimgefallen wären. Ein wirkliches Zugeständniß, daß sie verschwiegen seien, der jetzige Besitzer also des Lehnspardons bedürfe, ist hierin aber um so

weniger zu finden, als derselbe Graf Anton später dem Kaiser gegenüber die bestimmte Erklärung abgeben ließ, daß die Grafschaften „bei unsern Lebzeiten und von uns allererst von Kaiser Carl V. zu Lehen empfangen worden, und zuvor niemals". Es wäre ja auch geradezu undenkbar, daß wenn früher kaiserliche Lehnbriefe über die Grafschaften ertheilt worden wären, keiner von diesen in den Kaiserlichen oder Oldenburgischen Archiven sich hätte auffinden lassen. Dagegen erklärt sich der fictive Lehnspardon bei Aufnahme der Brüder in denselben sehr wohl aus der Absicht, diese wegen ihrer durch die vorhergehende Transaction gefährdeten Erbgerechtsame zu beruhigen und dem Kaiser und Reichshofrath die Handhabe zu geben, unbedenklich in Sachen der Regierungsübertragung von den Brüdern an den Grafen Anton Competenz zu behaupten. — Unter allen Umständen können Dritte, auf welche der Lehnbrief sich nicht bezieht, keine Rechte aus demselben herleiten. Es sind in demselben aber nur die Descendenten Johann XIV., Graf Anton und seine Brüder und deren Descendenten genannt. Zu diesen aber gehören die Nachkommen Christian III. und Johann der Jüngere bekanntlich nicht. War ein Lehnspardon wirklich erforderlich, wie es von Warnstedt behauptet, von Pernice mit Recht bestritten wird, so waren sämmtliche holsteinische Agnaten desselben bedürftig. Denn Kaiser Carl V. sagt selbst, daß nach Angabe der Grafen die Lehen „weder von Uns noch Unsern nächsten Vorfahren römischen Kaisern oder Königen nicht empfangen seien." Graf Dietrich der Glückselige († 1444) und seine Söhne hätten also schon muthen müssen. Der Pardon, wenn er überhaupt als solcher zu verstehen wäre, ist aber ein Lehnbrief von 1531 und dem Grafen Anton und seinen Brüdern ertheilt.

In dieser Weise werden von dem Herrn von Warnstedt alle Urkunden für seinen Zweck nutzbar gemacht. Für den Fall des Aussterbens im Lehnsbesitze befindlicher Familien ertheilte Exspectanzen, werden im directesten Widerspruche zu den unzweideutigen Worten der Dispositionen, für Simultan-Belehnungen erklärt. Mit einer bestimmten Linie des Oldenburgischen Hauses, der regierenden Ploener Linie, abgeschlossene Verträge werden so interpretirt, als wenn ganz unbetheiligte längst abgefundene Agnaten sie mitabgeschlossen hätten, mithin Rechte aus ihnen herleiten könnten. — Die beiden, im Vorstehenden näher angeführten Beispiele dürften genügen, um zu erweisen, daß das Warnstedt'sche Verfahren wohl dazu geeignet ist, die Rechtsbegriffe zu verwirren, wahrlich aber nicht, um der Wahrheit das ihr gebührende Recht zu verschaffen.

Die angeführten Beispiele werden genügen, um die Beweiskraft der Augustenburgischen Rechtsschriften in das richtige Licht zu stellen. Das „sonnenklare" Recht des Erbprinzen Friedrich erscheint hiernach allerdings etwas mehr als zweifelhaft, und man möchte wohl die Frage aufwerfen, wie man das Verfahren eines Advokaten bezeichnen würde, der in einem privaten Rechtsstreite die Beweis-Documente so zu verstümmeln unternähme, daß sie das directe Gegentheil ihres Sinnes zu enthalten scheinen. Was sagen dazu die deutschen Juristen-Facultäten, welche so leicht fertig waren, mit ihrer lobenden Censur über die Augustenburgischen Schriftstellereien? Am

wunderbarsten aber bleibt es, daß noch jetzt Staatsmänner im Ernst das „sonnenklare Erbrecht“ des Augustenburgers zur Grundlage ihrer Politik machen. (Deutsche Nordsee-Zeitung.)

Warschau's Sonne im Untergange.

(Aus den Papieren eines Reisenden, am Schluß des achtzehnten Jahrhunderts).

(Fortsetzung.) Warschau, Januar 1794.

Das Haupt der Partei Branicki's, war der Großfeldherr selbst und mehrere ihm ergebene Edelleute. Er, ein Schwestermann von Stanislaus Poniatowski, wünschte König zu werden, und rechnete auf die Unterstützung der Pforte.

Die Partei der Czartoryski war unter jenen dreien die stärkste, und sie ward es durch den Beistand Rußlands, durch die Klugheit und Entschlossenheit ihrer Hauptpersonen, durch ihren ausgebreiteten Einfluß und durch die persönlichen Vorzüge der drei Kandidaten, vorzüglich Poniatowski's, der durch Geist, Kenntnisse und Beredsamkeit schon damals sich sehr auszeichnete. Dazu kam, daß diese Partei unzertrennbar zusammen hielt, daß Ein Mitglied wie das Ganze und das Ganze wie Ein Mitglied handelte, daß der Reichthum und der Einfluß des Einzelnen und Aller auf Einen Zweck hinwirkten, kurz, daß Eintracht und Einheit in ihren Entwürfen waren, und die nöthigen Maßregeln nach einem festen Plane verabredet und angewandt wurden. Merkwürdig, aber ihrem Grunde nach nicht genug aufgeklärt, däucht mir diese Eintracht und es lassen sich einige Fragen darüber aufwerfen. War es dem Großkanzler gleich, welcher von den drei Kandidaten König würde, sein Bruder, oder Prinz Adam Czartoryski, oder Graf Stanislaus Poniatowski? Wollte er nur seinen und seiner Familie politischen Einfluß unter der neuen Regierung beibehalten und vermehren und glaubte er, diesen Zweck zu erreichen, welcher von diesen dreien auch König würde? Oder wollte er lieber seinen Bruder oder dessen Sohn dazu machen? Wußte Stanislaus dies, oder wußte er es nicht? Und war er Willens, seinem Onkel, dem Woiwoden von Rußland, oder dessen Sohn Adam diesen Dienst zu leisten und dafür bloß mit einem höheren Standpunkt im Staat und einem mehr umfassenden Einfluß vorlieb zu nehmen? — Oder hintergingen hierin einander der Großkanzler und sein Neffe Stanislaus? Spiegelte jener diesem nur vor, er wolle ihn zum König machen, um seinen Einfluß, seine Freunde und die Achtung, worin er bei der Kaiserin Katharina und dem Könige von Preußen stand, bis zu dem entscheidenden Augenblicke der Wahl

zu gewinnen? Oder spiegelte dieser jenem vor, daß er seinen Plan nicht durchsehe und wollte er nur dessen Einfluß nutzen, bis der Moment der Wahl entschiede? Oder endlich, waren alle dahin überein gekommen, daß man für die drei Kandidaten gleichmäßig arbeiten wolle, damit die Nation, wenn sie auch gegen den einen oder den andern minder günstig gesinnt wäre, doch Einen davon wählen und solchergestalt den Plan der Familie ausführen müßte? — Ich gestehe, daß ich zwar auf alle diese Fragen kein bedingtes Ja oder Nein sagen kann, daß sie aber zusammen genommen, gewiß den Gang und die Beschaffenheit der Entwürfe und Verhältnisse dieser Partei einschließen. Uebrigens traue ich dem Großkanzler Czartoryski selbst Kälte genug zu, sich nicht für einen der drei Kandidaten etwa aus herzlichem Hange mehr verwandt zu haben, als für den andern und Klugheit und Einfluß genug, beide Neffen und seinen Bruder so weit zu bringen, daß sie es sich gleich sein ließen, wer von ihnen dreien König würde, wenn nur ihre Familie und sie selbst unmittelbar und persönlich an Glanz und Einfluß im Staate gewönnen.

Die andere Partei, die Sächsische, bestand aus den mächtigsten und reichsten Staatsbeamten, aus andern wichtigen Magnaten, auch Bischöfen, und aus vielen Mitgliedern des Ritterstandes, die, theils aus Eifersucht auf die Czatoryski, theils in der Erinnerung der für sie fruchtbar gewesenen Zeiten der Könige aus dem sächsischen Hause, für die Prinzen des letztern sich gestimmt fanden. Aber ihr guter Wille ward durch die tapferen russischen Truppen gelähmt, die sich in der Gegend von Warschau zu Gunsten der Czartoryski zusammen gezogen hatten. Ueberdies war das sächsische Haus zu sparsam und befestigte seine Anhänger nicht genug durch klingenden Dank in ihrer Freundschaft, gab also auch wenig Hoffnung, das je zu ersetzen, was sie, wenn die russische Partei völlig obsiegte, durch den Verlust ihrer Stellen oder durch Exekutionen auf ihre Güter verlegt, hätten einbüßen können.

Die dritte Partei war die schwächste. Der Großfeldherr selbst war ein stolzer, ungestümer Mann, dem es durchaus an der Klugheit und Geschmeidigkeit fehlte, die von dem Haupt einer Partei, besonders in Polen, wo man mit Leuten zu thun hat, die sich bei solchen Gelegenheiten alle für gleich und gleich und für Gönner und Beförderer halten, als die ersten Bedingnisse gefordert werden. Er hatte allerdings auch einige Anhänger unter dem Adel verließ sich aber besonders auf seinen großen Einfluß bei der Armee und auf den Beistand des türkischen Hofes.

Unter diesen Umständen versammelte sich der Konvokations-Reichstag den 7. Mai 1764 und sogleich ließ der Großfeldherr durch seinen Liebling, den General Makronowski, der Reichsbote war, alles für nichtig erklären, was auf demselben verhandelt werden würde, wenn man nicht vorher die Beschwerden beilegte, die in einem Manifeste, das ungefähr dreißig Senatoren und Reichsboten unterschrieben hatten, aufgestellt waren. Dieser Einspruch blieb aber ohne Wirkung. Die Partei der Czartoryski drang unter dem

Schutze der Russen in der Ferne und ihrer Haustruppen in der Nähe durch, und der Prinz Adam Czartoryski ward zum Reichstags-Marschall erwählt.

Jetzt sahen die Anhänger Branicki's und Sachsens das mächtige Uebergewicht, das sich die Czartoryski an dem Konvokationsreichstage zu verschaffen gewußt hatten, und sie konnten nicht mehr zweifeln, daß sie sich dasselbe auch für den folgenden Wahlreichstag zu erhalten wissen würden. Sogleich vereinigten beide Parteien ihr Interesse, welches nun war, den Czartoryski's entgegenzuarbeiten und den ihnen günstigen Reichstag zu zerreißen; und dies war um so leichter, da der Großfeldherr sich immer gestellt hatte, als ob er dem Hause Sachsen nicht abgeneigt wäre. Die Hauptpersonen verließen also den Tag darauf Warschau und legten ein Manifest gegen den Reichstag ein. Es waren Branicki, Rzewuski, Potocki, Radziwil, Poninski und andere der Mächtigsten und Reichsten im Staate. Die folgenden Tage zogen ihnen viele, eben so bedeutende Große, z. B. der Bischof von Krakau, Soltyk, der Woiwode von Volhinien, Ossolinski, der Krongroßschatzmeister, Wessel, u. a. nach und zwanzig Reichsboten schlugen sich noch zu ihrer Partei. — Der Großfeldherr bezog ein Lager bei Koscenicz mit seinen und seiner Anhänger Haustruppen, zu welchen noch einige Regimenter von der Armee stießen.

Unterdessen entsetzte der Konvokations-Reichstag, der sich für den echten Stellvertreter der Nation erklärte, den Kron-Großmarschall Bielinski seiner Würde, weil er, indem er den Reichstag für zerrissen erklärte, seine Wache zur Besetzung des Versammlungssaales verweigert hatte; ebenso verlor ein paar Tage nachher der Großfeldherr selbst seine Würde, auf die vierfache Anklage, daß er die Unterhaltung und Zucht der Armee vernachläßigt, die Gränzen nicht gedeckt, Truppen bei Graudenz zusammen gezogen, um seine Privatrache zu befriedigen, und daß er die Republik verlassen habe zu einer Zeit, wo sie sich hätte einmüthig einen König wählen können, ohne auswärtige Mächte dabei um Beistand zu bitten. Zugleich wurde der Woiwode von Rußland, Fürst Czartoryski, Vater des Prinzen Adam, zum Regimentar der Armee erwählt und er leistete der Republik den Eid der Treue. Mehrere Große gingen jetzt zur siegenden Partei zurück und verließen die schwächere. Das Lager der letztern wurde von den Russen eingeschlossen; was noch von Anhängern zu ihr hätte stoßen wollen, konnte nicht durchdringen; im Lager selbst fehlte es an Zelten, an Lebensmitteln, an Munition und Geld; die Hauptpersonen wurden schon in den ersten Tagen uneins, denn der Großfeldherr behauptete seinen Stolz, der Bischof von Krakau wollte, daß alles nach seinem Willen gehen sollte, Rzewuski war zu bedenklich und Radziwil beharrte auf seinem Kopfe, nahm keine Vorstellungen an und entfernte sich endlich ganz aus dem Lager. Eben so bald nachher der Woiwode von Kiow, Potocki, der Bischof von Krakau, der Großküchenmeister Poninski, und viele andere der bedeutendsten Anhänger seiner Partei. Sein ganzer Plan scheiterte, und er war nicht im Stande, etwas Bedeutendes zu unternehmen. Als nachher der Wahlreichstag berufen ward, erhielt Stanislaus Poniatowski, der jetzige König, die meisten Stimmen; und die Familie Czartoryski

hatte ihre Entwürfe, bis auf den letzten Augenblick eng verbunden, glücklich durchgesetzt.

Stanislaus war nicht sobald König, so ward die innere Eifersucht und das Mißvergnügen unter den Hauptpersonen seiner Partei, die gewiß nicht erst am Tage seiner Wahl entstanden, lauter. Er wurde von der Herrschsucht des Großkanzlers bedrängt, von dessen Stolze gedrückt, von dessen Kälte und Eigensinn in seinen etwas lebhaften Unternehmungen behindert. — Sein Onkel, der Woiwode von Rußland, und sein Sohn, Fürst Adam, ließen ihn ihren Groll ohne Zwang merken und benahmen sich entweder übermüthig oder mürrisch; genug, man war recht ernstlich mißvergnügt mit ihm; aber dennoch (und bloß dieses Umstandes wegen habe ich diese Thatsachen*) erzählt) hielten sie, ihres gemeinschaftlichen Interesses wegen, noch eine Weile so fest zusammen, als vorher, und blieben, bei politischen Entwürfen, so einträchtig, so standhaft einander ergeben, daß sie, bis zu dem Zeitpunkte, wo äußere dazwischen tretende Umstände ihre Partei zerrissen, den polnischen Staat ausschließend beherrschten.

Hier ist ein kurzer Abriß von dem Gange der Staats- und Justiz-Geschäfte in Polen an seinem rechten Orte.

In Staatsgeschäften, in Angelegenheiten der ganzen Nation, läßt man nichts auf den allgemeinen Willen derselben, den sie ihren Stellvertretern am Reichstage, den Bedürfnissen des Ganzen entsprechend, übertragen haben könnte, unbedingt ankommen. Da man an seinem eigenen Egoismus, den Egoismus aller übrigen erkennt, so weiß man schon, daß jeder einzelne Reichsbote nur diejenigen Punkte seiner Vorschrift durchzusetzen sucht, die sich mit seinem persönlichen Vortheil am besten vereinigen lassen; und daß eben so jede Provinz nur das ihren Reichsboten aufzutragen pflegt, was ihr, sei es auch mit Nachtheil für alle übrige, den meisten Vortheil bringt. Hierin liegt die natürliche Veranlassung zu Parteien.

Solche Parteien bilden theils diejenigen Provinzen, deren Forderungen und Vorschriften einander gleich sind, theils diejenigen, die sich in den meisten derselben nähern, theils Privatpersonen, die Privatentwürfe durchsetzen wollen, welche dem Vortheil, oder den Rechten, oder dem System einiger Provinzen oder anderer Privatpersonen zuwider laufen; und theils solche, die irgend einem auswärtigen Hofe bei gewissen, das Ganze beschädigenden, Planen beförderlich sein wollen.

Die Arbeiten derjenigen Partei also, die etwas durchsetzen will, wobei sie die Zustimmung der ganzen Nation, oder auch nur ihrer Mehrheit, nicht hoffen kann, geben schon vor der Berufung der Landtage an. — Man schickt nämlich in diejenigen Bezirke, von denen man weiß, daß sie eben den vorhabenden Planen am meisten zuwider sind, Kundschafter ab, um die öffentliche Meinung dort theils zu bilden, theils zu leiten, um diejenigen unter

*) Man vergleiche sie mit der Correspondance sur les affaires politiques de Pologne, in Büschings Magazin, Th. 13, S. 5 ff., die ich überhaupt dem Leser, der sich über den politischen Character der Polen noch näher unterrichten will, zu einem aufmerksamen Nachlesen empfehle.

dem Adel der Provinz auszulesen, deren Grundsätze jenen Absichten entsprechen, oder ihnen am wenigsten zuwider sind; um diese Grundsätze vollends zu berichtigen, d. i. zum Vortheil der Partei zu modeln; um durch Unterhandlungen, Versprechungen, Geschenke und andere angenehme oder nützliche Dinge die Bedeutendsten dieses Adels geradezu für die gegebene Partei zu erkaufen; um endlich diese letzteren mit auf die Wahl zu bringen und ihnen die Mehrheit der Stimmen zu künftigen Reichsboten wirklich zu verschaffen.

(Fortsetzung folgt).

Diplomatische Revue.

Wochenschau.

Schaam und Demüthigung sind die Frucht, welche, wie John Bright sagt, das englische Parlament am Schlusse der Glückseligkeiten eines jahrelangen Friedens einerntet. Schaam und Demüthigung ergreift die Gesetzgeber, die so lange mit rüstigem Stolze gearbeitet und am Ende nichts weiter vermögen, als daß sie dem Irischen Volke den Schutz der gesetzlichen Freiheit nehmen.

Während die Staaten des Continents in Verfassungsqualen lagen, war der Engländer gewohnt, seine Heimath als die Insel der Gesetzesseligen zu preisen. Hier waltete die mit der Ungebundenheit gepaarte Ordnung, hier konnte in dem Volke, das stets der gesetzlichen Abhilfe durch sein Parlament, seine Richter, seine Königin sicher war, nie der Gedanke an eine Insurrection auftauchen, hier herrschte der Fortschritt auf legaler Bahn.

Nun zeigt es sich, daß auch das Reich der parlamentarischen Heiligen unversöhnliche Feinde in seinem Innern birgt, deren Haß nur dann gesühnt sein will, wenn die bisherige Form des königlichen Baues umgestürzt worden. Die Gefahr liegt nicht blos in Irland, sondern sie ist über das ganze vereinigte Königreich verbreitet. Der Herd des Mißvergnügens mag in Dublin sein, aber der Zündstoff ist in London, in Manchester, in Glasgow höher aufgehäuft als etwa in Tipperary oder Kilkenny, da das Gros der industriellen Armee der englischen und schottischen Städte aus eingewanderten Irländern besteht.

Lancashire wimmelt von Irländern, die ihre republikanische Organisation besitzen; der gemeine Mann in London ist Irischer Herkunft; der Fabrik-

arbeiter in dem sächsischen Theile von Schottland ist von der grünen Insel herüber geworben worden.

Kann Jemand dafür bürgen, daß nicht diese Race, deren celtisches Blut noch eben so kocht wie vor tausend Jahren, plötzlich die Hände gegen das gesellschaftliche Gerüst erhebt, das sie drückt und ihre Kräfte ausnutzt?

Hierbei erwäge man noch folgende Umstände:

Die Mehrzahl der Constabler in der Metropole sind Irländer, wackere, energische Leute, aber nur bis zu dem Augenblick zuverlässig, wo der furor celticus sie ansteckt.

Das britische Heer ist aus geworbenen Mannschaften zusammengesetzt, die, da der angelsächsische Landarbeiter den Geschmack an der Muskete verloren hat, meistentheils das irische Element repräsentiren.

Indem wir einen Schritt weiter gehen, fügen wir noch hinzu, daß auch die literarische Armee, welche den respectablen John Bull mit seiner täglichen Geistesstärkung versieht, sowohl unter ihren Führern und Genies wie unter ihren Söldnern eine außerordentliche Zahl von Irländern besitzt. Wenn wir nicht irren, ist Delany, der Chefredacteur der Times, ein Sprößling von Cork. Die meisten Redacteure der großen Blätter Londons sind entweder aus dem gaelischen Schottland oder aus Irland gebürtig. Sie schwingen eine feine Feder, und sind eben so fähig einen glänzenden Witz zu machen als eine spitzfindige Deduction dem gemüthlichen pater familias aufzutrumpfen. In einem innigen Zusammenhange mit den Gesetzen der herrschenden Kaste stehen sie nicht. Sie sind Proletarier, welche das Gemüth der oberen Zehntausend zunächst aushöhlen, um es sodann mit Skepticismus, Geisteshochmuth und mit dem Vertrauen auf eine Sophisterei, die bei dem ersten ernstlichen Anprall zusammenbrechen muß, zu erfüllen.

Darf man sich also wundern, daß die dominirenden Klassen die Niederlage ihrer Kunst, die Fremdheit und Ohnmacht ihrer Intelligenz, die Ahnung einer Katastrophe in dem Bekenntnisse der Schaam und Demüthigung formuliren?

Nicht einmal das Bright'sche Auskunftsmittel einer Wahlreform wird heute noch anschlagen. Unsere Auffassung geht dahin, daß auch die Wahlreformfrage die Maske für einen Racenkampf ist. Der irische Arbeiter in den englischen Fabrikstädten ist von dem Wahlrecht ausgeschlossen. Indem er aber nach diesem Privilegium greift, hat er nicht die Absicht, an der Begründung gesetzlicher Zustände theilzunehmen, sondern mit Hülfe seines Wahlrechts die Bevorrechteten abzuschütteln. Als Gegengewicht gegen den städtischen Fabrik-Arbeiter müßte man den angelsächsischen Landarbeiter in den Agricultur-Grafschaften zur Wahl heranziehen. Dieses Remedium würde jedoch nichts nutzen, wenn nicht den Ackerbaudistricten eine größere Anzahl von Vertretern zugewiesen würde. Nun geht der Reformzug in entgegengesetzter Richtung. Man verlangt, daß den großen Städten eine ihrer überwiegenden Bevölkerung entsprechende Mehrzahl von Abgeordneten zugelegt werde. Mit anderen Worten, man tendirt unbewußt zu einer Verschärfung des Racenkonfliktes.

Also bleibt die Wahlreform, da sie nicht der thatsächliche Sinn der im Volke gährenden Bewegung ist, eine bloße Redensart. Das Ministerium tastet an der Reform herum, ohne daß es je im Stande sein wird, sie zur Wahrheit zu machen. Das Cabinet Russell ist nur tolerirt. Es geht in eine Falle, sobald es eine legislatorische Maßregel vorzuschlagen sucht; es setzt sich der Eventualität des Sturzes aus, nicht weil die Opposition der Tories aus braven, tapferen, weisen Leuten zusammengesetzt, sondern weil die Verlegenheit allgemein ist.

Uebrigens fassen wir die Lage Englands nicht durch und durch tragisch auf. Großbritannien war schon oft in einer Krisis wie die heutige, und es hat sie immer überstanden. Fern ist es von uns, den downfall of Great Britain an die Wand zu malen. Gewöhnlich ward England durch den Hinzutritt einer auswärtigen Krisis der inneren Noth entrissen.

Wenn zum Beispiel die Grundlage, auf welcher das französische Kaiserthum ruhet, zu zittern anfinge, so würden die jetzt rathlosen Interessen der britischen Societät in der wachsenden Gefahr jene Stärkung, jene Einigung, jene Zusammenraffung finden, deren sie jetzt entbehren. Vor 1789 war England in einer parlamentarischen Erschöpfung, da es keinen Majoritätsminister mehr erzeugen zu können schien. An der französischen Revolution erholte es sich und zeitigte die Gewalt des William Pitt. Vor 1830 steckte England in einer parlamentarischen Sackgasse; an der Julirevolution besann es sich und inaugurirte eine liberal-constitutionelle Aera, deren Gipfelfrucht Sir Robert Peel und die Freihandelsgesetzgebung war. Vor 1848 hatte die Chartistenbewegung die Anhänglichkeit der Massen für das Gesetz untergraben; im Gegensatz zur Februarrevolution fand England ein neues Fundament und einen neuen Heros, den Lord Palmerston. Im Jahre 1866 — doch halt, da kommen wir beinahe ins Prophezeihen.

Ist denn nicht Napoleon das Urbild der Sicherheit? Baut er denn nicht an der Pyramide, die auf der breiten Grundlage des allgemeinen Stimmrechtes emporstrebt nach den Wolken, in denen schon so lange die Krone der Freiheit ruhelos und mythenhaft schwebt, sehnsüchtig herabrufend: Wer holt mich, wer erlöst mich, wer errichtet die Spitze, auf der ich endlich zur Ruhe gelangen könne?

Mittlerweile entwickelt sich mitten auf der Baustätte, wo die Pyramide stehen soll und wo bisher nur die mit künstlichen Redeblumen geschmückten Pavillons der körperlich-unkörperlichen Legislatur sich erheben — dort, sagen wir, wo der Flugsand des allgemeinen Stimmrechtes jeder Gestaltung zu trotzen scheint, entwickelt sich die Idylle senatorischer Adoration und imperialistischer Rührung. Man fürchtet fast, daß das Stück zu schön sei, um Dauer zu besitzen.

In der That, das arcadische Spiel ist zu schön; und der Verdacht hat seine Berechtigung, daß hinter den Blumen ein Verhängniß lauere. Spielt Frankreich nur eine Rolle? Erinnert man sich, daß die Franzosen nicht mit Schäferspielen zufrieden sind? Rechnet man auch dort schon auf einen Blitz, der aus heiterem Himmel herabfahren solle?

Und wo soll der Blitz einschlagen? Ist er bestimmt die Pesther Scenen zu erleuchten, die Illumination zu jener Reihenfolge von Bällen, unterthänigsten Anreden, Losreißungsadressen, Krönungspräparationen, Ministeranfängen, Einheits- und Dualismusträumen zu liefern, die selbst den kaiserlichen Willen verwirret, so daß er nicht weiß, ob Nachgeben oder Widerstehen das Bessere sei? Es darf nicht heißen, Franz Joseph gebe im Drange äußerer Verlegenheiten nach, und doch reicht sein Entschluß nicht hin, um aus freien Stücken ein Opfer zu bringen. Ohne einen scharfen Blitz bleibt sein Wille dunkel, doch läßt auch das Wetterleuchten nur eine um so tiefere Dunkelheit zurück.

In Preußen hat man die Pläne des Kaisers der Franzosen und die Verlegenheiten des Kaisers von Oesterreich zum Gegenstande von Erörterungen gemacht, denn jene beiden Momente müssen in den Calcül gezogen werden, wenn die Politik Preußens festgestellt werden soll. Nicht als ob Preußen seinen Entschluß von einer Meinungsäußerung Frankreichs abhängen ließe. Nicht als ob es sich zu bescheiden gesonnen sei, falls man die Aussichten des Kaisers Franz Joseph, mit seinen Ungarn zu einem Verständniß zu gelangen, als günstig erkennen sollte. Aber eben so wenig kann Preußen warten, bis die Dinge in Oesterreich sich geklärt haben und bis die heute noch unfindbaren Thatsachen, auf welche Oesterreich zu rechnen scheint, herangereift sind. Preußen macht in seinem Innern einen Entwickelungsproceß durch, mit dessen Hülfe es die störenden, übelwollenden, zänkischen Elemente discipliniren wird. Je entscheidender diese Entwickelung ist, desto energischer ist gleichzeitig Preußens Auftreten nach Außen.

Correspondenzen.

Berlin, den 21. Febr. Wir haben in unserem letzten Berichte bereits vorhergesagt, daß in unserer guten Haupt- und Residenzstadt die Versammlungen sich häufen würden, um mit dem Abgeordnetenhause über das Obertribunal zu Gericht zu sitzen. Widerlich ist hierbei das Streben, die Frage von der Sache ab, auch auf die betheiligten Personen zu lenken. Haben wir den desfallsigen Beschluß eines Vereines richtig verstanden, so sollen dessen Sitzungen stets damit eröffnet werden, daß die Präsidenten und Mitglieder des höchsten Gerichtshofes namentlich verlesen werden. Humoristischer sind die Glorificationen, die bestimmten Personen zugewendet werden; die beiden Tageshelden sind im äußersten Osten und äußersten Westen unseres Vaterlandes zu suchen; in der Provinz Preußen ist es der Dr. Jacobi, in der

Rheinprovinz der Appellationsgerichts-Rath v. Ammon. Der letztere hat in seiner Jugend in rühmlicher Weise die Feldzüge von 1813 bis 15 mitgeschlagen und liebt es sonst, an diese zu erinnern. Dieses Mal ist dieses Factum erst in einer von hier aus ergangenen Adresse aufgefrischt worden, während Hr. v. Ammon selbst bei den Reminiscenzen aus den Jahren 1848 und 1849 stehen geblieben ist. Daß ihm hierbei einige Details entgangen zu sein scheinen, möchte wohl zu entschuldigen sein; sollte sich der ehrwürdige Greis zu einem Nachtrage zu seiner ersten Erklärung bestimmen lassen, so möchten wir anheim geben, daß der Herr Appellationsgerichts-Rath sich nicht allein darüber äußere, wie er zu dem Beschlusse des Obertribunals stehe, sondern auch darüber, was er von der Null- und Nichtigkeits-Erklärung halte, welche das Abgeordnetenhaus jenem Rechtsspruche gegenüber beschlossen hat. Wir hoffen, daß eine der Berliner Versammlungen ihre Neugierde bis zu einer desfallsigen Anfrage steigere. Unsere executive Polizei sieht in dieser Weise ihre Thätigkeit vielfach durch die Ueberwachung der einzelnen Vereine beansprucht, ohne nach anderen Richtungen hin zu erlahmen. Große und grobe Verbrechen haben seit längerer Zeit die Berliner Einwohner nicht erschreckt; strenge Polizei und milder Winter halfen sich gegenseitig. Der ersteren möchten wir wünschen, nicht zu einer gewissermaßen stoßweisen Action genöthigt zu werden. Wir lesen jetzt noch zu häufig von förmlichen Razzias, die gegen diese oder jene Verbrecher-Classe ausgeführt worden sind. Uns ist diejenige Polizei die liebste, die am wenigsten bemerkt wird und doch das meiste leistet. Daß solche außergewöhnliche Recherchen nicht entbehrt werden können, geben wir gern zu, wir möchten aber die Nachricht, daß dieselben und mit welchem Erfolge sie stattgehabt haben, nicht gern am nächsten Morgen in allen Zeitungen lesen. Von einer andern Uniformirung der Berliner Schutzmannschaft ist jetzt wieder Alles still.

Eine von dem Polizeipräsidium vorgeschriebene Neuerung in der Beweglichkeit des öffentlichen Fuhrwesens macht viel von sich reden. Es wird verlangt, daß auch die leeren Droschken im Trabe den vorgeschriebenen Halteplätzen zueilen sollen. Das von Droschkenbesitzern selbst, im Interesse ihres Materials, welches schneller abgenutzt werden würde, hiergegen erhobene Bedenken halten wir für gar nicht stichhaltig; es handelt sich allein um das Bedürfniß des Publikums und diesem wird allerdings dadurch ein wesentlicher Vorschub geleistet, daß die Halteplätze vermehrt werden und gleichwohl in der Regel besetzt sind. Dagegen verliert das Publikum die Annehmlichkeit, bezüglich der ambulanten Droschken unterscheiden zu können, ob sie besetzt sind oder nicht. Die Möglichkeit, die leere Droschke aus der Wohnung heraus anrufen zu können, fällt weg und eben so ist es eine wahre Qual, bei schlechtem Wetter und in der Finsterniß von dem Trottoir aus auf den Fahrdamm sich zu stürzen, um zu sehen, ob diese und jene vorbeipassirende Droschke leer sei oder nicht, hierbei aber sich mindestens zehn abschlägliche Bescheide zu holen. Soll also nach der einen Seite hin dem Bedürfnisse des Publikums Rechnung getragen werden, so sollten die gleichzeitig entstehenden Mißstände vermieden werden. Es kann unmöglich schwer

sein, irgend ein äußeres Merkmal den Droschken vorzuschreiben, wodurch die besetzten von den leeren, ganz besonders auch in den Abendstunden, unterschieden werden können. Vorläufig möchten übrigens die Contraventionen noch Legion sein, denen die bedächtig dahin schleichenden Droschken verfallen.

Unsere Stadtverordneten haben jüngst die Wahl des Kämmerers vollzogen. Trotz der vorher beschlossenen Vorbehalte und der zur Sicherung einer freien Wahl gestellten Bedingungen war mit Gewißheit vorherzusehen, daß der bisherige Kämmerer wieder werde gewählt werden. Dies ist denn auch geschehen; der Mann gilt in seinem Fache für tüchtig und hat nur das Unglück gehabt, in das politische Treiben des Abgeordnetenhauses hineinzugerathen. Bei dieser Gelegenheit möchten wir darauf aufmerksam machen, daß die städtischen Verwaltungen vieler Städte ihren Beamten bei deren Wahl die Bedingung stellen, politische Mandate nur mit Genehmigung der städtischen Vertretung anzunehmen. Wollte der Staat seinen Beamten gegenüber dasselbe Verfahren beobachten, die Minister würden gesteinigt werden, wenigstens symbolisch innerhalb des Abgeordnetenhauses. Bei den Städten findet man dieses aber ganz in der Ordnung. Gar nicht in der Ordnung finden wir es aber, daß von diesem Vorbehalte, fortschrittlichen städtischen Beamten gegenüber, unseres Wissens, noch niemals Gebrauch gemacht worden ist. Wir geben der Erwägung anheim, ob das den Königlichen Behörden zustehende Aufsichtsrecht hier nicht in Anwendung zu bringen wäre. Es ist immerhin ein eigenthümliches Verhältniß: auf einen Sitz im Herrenhause verzichtet die Haupt- und Residenzstadt Berlin, dem städtischen Kämmerer aber wird die ausdrücklich vorbehaltene Genehmigung ertheilt, die Pommerschen Kreise Randow und Greifenhagen innerhalb der Reihen der Opposition im Abgeordnetenhause zu vertreten! Und wo bleibt das städtische Budget, oder doch dessen rechtzeitige Vorlage? Wo bleiben die Special-Etats, welche einst von der Staatsregierung so dringend gefordert wurden? Wo das Gutachten über die Mahl- und Schlachtsteuer, wo endlich die Reform des städtischen Steuersystems?

Difficile est satyram non scribere.

Militärische Revue.

Der letzte amerikanische Krieg.

(Fortsetzung).

Der Fall von New-Orleans.

Im Beginn des Jahres 1862 war noch eine Expedition, die folgenreichste von allen, gegen die confederirten Küsten entsendet, sie bestand aus

einem Truppenkommando von 10,000 Mann, unter dem nachmaligen „Pascha von New-Orleans", dem total unfähigen Butler, einem ehemaligen Advokaten; ferner einer Flottille im ganzen 46 Segeln, mit 21 Riesenmörserschiffen und 286 Geschützen auf 6 Dampfkorvetten und 16 Kanonenbooten.*) Die Flottille stand unter dem Kommando des Kommodore Farragut, eines Tenessee Renegaten, d. h. eines für die Union kämpfenden Tenesseeers.

Diese Streitmacht erschien im Beginne des April 1862 vor der Missisippi-Mündung, ohne eine wirkliche Besorgniß bei den Bewohnern von New-Orleans zu erregen.

Waren doch die beiden Forts Philipp und Jackson, welche die Flußmündung schützen sollten, aufs beste armirt und besetzt. Hatte man nicht außer diesen noch zahlreiche Uferbatterien, und lagerte nicht im Hafen eine Flottille von 12 Kanonenbooten, einer Panzerbatterie, der berühmten „Manassas", und einem Panzerschiffe? Befand sich nicht in der Stadt selbst unter General Lovell eine tüchtige Streitmacht?

Die Richmonder Regierung selbst leugnete vollkommen die Möglichkeit einer Einnahme von New-Orleans ein, da es nach ihrer Ansicht dem Angreifer schon unmöglich sein würde, mit den tiefgehenden Kriegsschiffen die seichte Flußbarre zu überschreiten, und er selbst dann die 1½ Meilen unterhalb New-Orleans liegenden Forts Philipp und Jackson nicht lebendig würde passiren können!

Der General Duncan, den man allgemein für den besten confederirten Artilleristen hielt, kommandirte die beiden Forts, deren in tüchtigen Kasematten befindliche Armirung wirklich ausgezeichnet zu nennen war.

Am 23. April, nach einem zehntägigen scharfen Bombardement des Feindes, konnte General Duncan noch die beruhigendsten Depeschen telegraphiren: Gegen 2500 vierzehnzöllige Bomben, von denen Tausende ihr Ziel erreicht, waren gegen beide Forts geschleudert worden. Trotzdem hatten sich die Kasematten außerordentlich bewährt, und das ganze Resultat des enormen feindlichen Feuers belief sich auf drei demontirte Geschütze, fünf Todte und zehn Verwundete der Garnisonen.

Die Bevölkerung von New-Orleans war vom beruhigendsten Vertrauen erfüllt, und mit der größten Seelenruhe wurde in der Stadt Handel und Handel betrieben, ungestört von dem nun schon längst gewohnten dumpfen Donner der feindlichen Geschütze.

Am 24. April Morgens 3½ Uhr näherte sich wie alltäglich die feindliche Flotte den Forts und den sie secundirenden Booten und eröffnete das Feuer, das von den Confederirten lebhaft beantwortet wurde. Bald wuchs dasselbe zu einer Stärke an, die es während der ganzen verflossenen Zeit noch nicht erreicht hatte. Von beiden Seiten waren alle disponiblen Kräfte zum Kampfe geführt. Trotz des furchtbarsten Feuers avancirte die federirte Flotte stetig gegen den hier — zwischen den Forts — eine Meile in der

*) cf. Sanders, der amerikanische Bürgerkrieg. Frankfurt a. M. 1863. S. 67 ff.

Stunde fließenden Strom, der eine Breite von 1500 Schritt und etwas darüber hat.

Sowie man die Absicht der Federirten in den Forts und auf der confederirten Flotte erkannte, wurde die Wuth des Kampfes auf das Höchste gesteigert, und derselbe wurde ein Vernichtungskampf im wahren Sinne des Wortes.

Brander auf Brander trieb jetzt den Strom herab, auf jedes vordringende federirte Schiff. Mit dem heldenmüthigsten Sinne fielen die schwachen hölzernen Kanonenboote der Confederirten ihre fast doppelt so großen Gegner an, und ließen nicht locker, ehe nicht in ihre zerschossenen Flanken gurgelnd das Wasser strömte, und sie mit wehender Fl.gge die letzte Kugel dem Feinde zusendend, in die Tiefe sanken.

Die ganze confederirte Flotte wurde hier vernichtet, da kein Schiff derselben den angebotnen Pardon annahm.

Tod und Feuer speiend, setzten die federirten Schiffe ihren Weg stromaufwärts fort, ihre Flanken durch nasse Heuballen, die Maschinentheile durch Festons von Ankerketten gesichert.

Trotzdem würden sie schwerlich durchgekommen sein, hätten die Uferbatterien sie gehörig mit glühenden Kugeln bearbeitet, wozu dieselben Gelegenheit und Zeit hatten.

So wurde der kühne Versuch des Kommodore Farragut vom Glück gekrönt, wobei noch mehrere Zufälle günstig mitwirkten. So wurde die, eine halbe Meile oberhalb der Forts angebrachte, Flußsperre durch einen heftigen Sturm am 1. April zerstört, und noch nicht wieder ausgebessert. Dieselbe ist keinesweges durch die federirten Kanonenboote gesprengt, wie jene sich später mit ächter Yankee-Verlogenheit rühmten.

Es bestand die Flußsperre in eilf Schonern, an den seichten Stellen versenkt und durch eine Reihe von sechs der schwersten Ankerketten verbunden. Es ist zu beklagen, daß man das in so großer Menge dort lagernde Floß- und Treibholz nicht mehr zur Flußvertheidigung benutzt hat.

Ferner scheint in der Nacht vom 23—24. April der Spiegel des Flusses nicht wie sonst beleuchtet worden zu sein, was sonst durch Leuchtfeuer im größten Maßstabe geschah, und auch von dem Kommandanten von New-Orleans dem General Lovell täglich besonders befohlen wurde. Endlich aber unterließ die Signalwache bei Annäherung der ersten federirten Schiffe die Alarmraketen steigen zu lassen, weil das erste derselben zufällig oder absichtlich Signale gab, welche denen der confederirten Flotte täuschend ähnlich waren. In Folge dessen gelangten die vordersten feindlichen Schiffe unbeschossen bei den beiden Forts vorbei.

Der Kampf, wie erwähnt, war schrecklich. Die eiserne Batterie „Manassas" der Konfederirten wurde nicht durch das feindliche Feuer beschädigt, der Kommandeur derselben ließ sie stranden und versenkte sie dann.

Das eiserne Panzerschiff, die „Louisiana", war noch nicht vollkommen in Ordnung, nur drei seiner 18 Geschütze konnten zur Anwendung kommen, da die „Louisiana" nicht wenden konnte.

Die Breitseiten des Unionsschiffes „Pensacola", auf 15 Schritt Entfernung gegen sie abgeschossen, vermochten nicht eine einzige ihrer Fugen zu lösen, oder eine ihrer Platten zu durchbohren. Als Alles verloren war, steckte ihr Kommandeur Mc Intosh sie in Brand, und entfloh mit der Besatzung.

Die Forts hatten gelitten, aber mehr an Mauerwerk als an Mannschaft, deren sie nur 52 Todte und Verwundete verloren. Am 28. erst ergaben sich ihre tapferen Vertheidiger, und dann erst konnte General Butler es wagen, mit der Ausschiffungs-Escadron nach New-Orleans hinauf zu fahren.

General Lovell traf gerade zur Zeit ein, um den verzweifelten Kampf der conföderirten Kanonenboote gegen ihren überlegne Feinde zu sehen.

Ein federirtes Kriegsschiff die „Iroon" machte Jagd auf die „Dublone", die Yacht General Lovell's, und kam ihr näher und näher, als Kapt. Kennon, der das confederirte Kanonenboot „Moore" führte, seinem General zu Hülfe kam, und drei Mal hintereinander die doppelt so starke federirte Korvette „Iroon" anlief, die sich aber durch diesen kleinen Gegner nicht abhalten ließ, sondern von Neuem des Generals Yacht verfolgte; da kam das confederirte Panzerkanonenboot „Quitman" von der andern Seite, und feuerte der Iroon ihre beiden gezogenen 32Pfünder à hout portant in die Wasserlinie, so daß die federirte Dampfkorvette fast unmittelbar darauf sank.

So entkam der General Lovell nur mit genauer Noth der Gefangenschaft. Kapitain Kennon führte seinen „Moore" mitten unter federirte Schiffe, hin und her schießend vermittelst seiner brillanten Dampfmaschine, und einen seiner großen Gegner nach dem andern angreifend, bis sein letztes Geschoß verfeuert war, dann trieb er sein Schiff an's Ufer und zündete es an.

Auf diese Weise wurden die Forts forcirt, das confederirte Geschwader vernichtet und New-Orleans den Händen seiner Feinde wehrlos preisgegeben.

Um 2 Uhr Nachmittag erreichte General Lovell die Stadt, und konnte hier dem ihn mit Fragen bestürmenden Mayor und den Spitzen der Behörden nur die traurige Gewißheit mittheilen, daß Alles verloren und die Stadt selbst unhaltbar sei.

Dies, sowie namentlich sein schneller Rückzug aus der Stadt, wurde später dem Herrn Lovell zum großen Vorwurf gemacht, aber mit Unrecht, denn erstens hätte sein längeres Verweilen die Stadt nutzlos einem Bombardement ausgesetzt, und außerdem wurde er von der Bürgerschaft aufs Heftigste bestürmt, die Truppen aus der Stadt zu ziehen, da diese eben die Gefahr befürchtete. So verließ der confederirte General denn New-Orleans und bezog 15 Meilen oberhalb an der Jackson- — New-Orleans-Bahn — ein Lager, das er früher schon vorbereitet, jetzt stark befestigte. Eine Aufforderung des federirten Commodore Farragut, sich mit den Truppen zu ergeben, wies General Lovell zurück und bedeutete im Gegentheil dem Par-

lamentair, dem Commodore Farragut die Antwort zu überbringen, daß er jeden Versuch, weiter stromaufwärts zu dringen, zurückweisen werde.

Am 26. April erhielt Lovell in seinem Lager die Nachricht, daß New-Orleans fest entschlossen sei, das Bombardement einer Unterwerfung vorzuziehen. Sofort kam Lovell nach der Stadt zurück und stellte es dem Belieben der Bürgerschaft anheim, ob er mit seinen Truppen in die Stadt zurückkehren solle oder nicht. — Da damals noch die Forts Philipp und Jackson den General Butler in Schach hielten, war dies möglich.*)

Der Stadtrath in der Plenarsitzung war jedoch dagegen und entschied sich nochmals für Unterwerfung.

Es war dies unter den obwaltenden Verhältnissen um so weniger zu tadeln, als es keineswegs eine starke Armee war, welche General Lovell unter seinem Commando hatte.

Sie war es gewesen, aber seit dem 1. März schon hatte Lovell fortwährend Verstärkungen zu der Armee Beauregard's nach Corinth senden müssen. Dieselben betrugen im Ganzen 10 Regimenter Infanterie, 11 Compagnien Kavallerie und 6 Feldbatterien. Der Tagesrapport vom 24. April zeigt eine Effectivstärke von nur 2800 Mann.

Dies kleine Häuflein und folgende noch intacte Befestigungen sollten New-Orleans gegen einen siegreich vordringenden Feind sichern: Die Chalmette-Forts, eins mit 5, das andere mit 9 gezogenen 32-Pfündern armirt, beide noch intact. Ferner die durch die Kämpfe der vorhergehenden Tage ramponirten Forts Philipp und Jackson, beide aber noch einer langen Vertheidigung fähig.

So schwach aber diese Mittel waren, so ist doch kein Zweifel, daß damit ein energischer Wiederstand möglich gewesen, der den Federirten weit mehr Blut gekostet haben würde, als die glückliche Forcirung der unteren Passage, wenn nicht nachfolgender Grund dagewesen wäre, welcher jede Vertheidigung der Stadt illusorisch machte:

Eine einzige der federirten Korvetten, bei Kenners Plantage stationirt, konnte jede Verbindung der Stadt mit dem Innern des Staates unmöglich machen und erstere aushungern.

Um dies zu verstehen, diene Folgendes: die erwähnte Plantage liegt 2 Meilen stromaufwärts New-Orleans an einer Stelle des Mississippi, wo dessen Ufersümpfe schmaler wie gewöhnlich, gestattet haben, den Eisenbahndamm, dicht am Flusse entlang zu führen, dieser, die einzige Landverbindung, kann daher hier sehr gut unter Feuer gehalten werden.

Hätte Commodore Farragut diesen Punkt gekannt und durch eine Corvette beobachten lassen, so wäre es dem General Lovell unmöglich gewesen, die reichen Schätze an Material und Geld zu flüchten, welche auf diese Weise dem Süden erhalten blieben.

Am Morgen des 25. kamen die federirten Schiffe in Sicht der Chalmette Forts, welche ein kurzes aber wirkungsloses Feuer auf die unter voller

*) Wie oben erwähnt, ergaben sich die Forts erst am 28. April.

Dampfkraft Herankommenden eröffneten. Die Tete führte der Heartford, ihm folgten Brooklyn, Richmond, Pensacola und sechs Kanonenboote.

Sie stellten sich in einem weiten Halbkreise vor der Stadt auf, eine Linie von ½ Meile Ausdehnung bildend.

In der Stadt herrschte eine furchtbare Aufregung. Die confederirten Truppen waren in vollem Räumen der Arsenale begriffen. Die leitenden Offiziere jagten durch die Straßen, auf denselben drängten sich mit den flüchtenden Einwohnern die unheimlichen Gestalten, welche dämonenartig aus dem Schlamme des Verbrechens hervortauchen, sowie außerordentliche Verhältnisse eine große Stadt erschüttern. Beladen mit Gegenständen aller Art, die sie in der Verwirrung straflos geraubt, flüchteten diese Schakals der Menschheit ihren Höhlen zu.

Der Patriotismus der Bewohner der südlichen Metropole aber setzte die federirte Flotte hier plötzlich einer ernsteren Gefahr aus, als sie bisher bestanden: plötzlich trieben hunderttausende von brennenden Kottonballen den Strom herab und die Mannschaften der bedrohten Kriegsschiffe hatten alle Mühe, sich hier nach halb errungenem Siege vor dem Feuertode zu retten.

Rechtzeitiger angewandt hätte dies Mittel was hier die absichtslose Verzweiflung erfand, Großes wirken können, so wurde dem Feinde wenigstens ein Gewinn von ein und einer halben Million Dollars entrissen, im Moment als er die Hand danach ausstreckte. — Das Vermögen des Staates Louisiana, im Betrage von sechszehn Millionen Dollars, wurde ebenfalls durch die Fürsorge des General Lovell gerettet.

Dagegen wurden funfzehn mit Baumwolle beladene Schiffe, acht große Flußdampfer, mehrere fertige Kanonenboote, die wundervolle Panzerbatterie Mississippi, nebst den übrigen ebenfalls noch nicht vollendeten Kanonenbooten, sowie die sämmtlichen Marineetablissements den Flammen übergeben.

Am 26. wurde durch ein Commando von Bord der Korvette „Pensacola"die Bundesflagge in New-Orleans aufgehißt und zwar auf der Münze in der Esplanade-Straße, die aber nach wenigen Stunden, da sie dummer Weise ohne Bewachung gelassen war, durch einen Haufen Unbesonnener herabgeholt und durch die Straßen geschleift wurde.

Es macht beinahe den Eindruck, als sei dies durch die unbewachte Flagge vom Kommodore Farragut provocirt worden, denn es diente ihm zum Vorwande, die wehrlose Stadt einer Behandlung zu unterwerfen, die sie auf den Gentleman Butler passend vorbereiten konnte.

Er verlangte bei Androhung eines Bombardements, daß die Stadt New-Orleans die Flagge ihres Staates Louisiana, die noch auf dem Regierungsgebäude wehte, herabreißen und dafür die feindliche Flagge aufhissen sollte.

Der Mayor der Stadt, Mr. Monroe, der sich überhaupt als ein energischer und furchtloser Mann bewies, antwortete in würdiger Weise: Nie würde die Stadt ihre eigene Flagge besudeln und die des Feindes aufhissen, wolle der federirte Offizier seinen Muth einer unbewaffneten Bevölkerung gegenüber beweisen, so könne er ihn nicht hindern.

Immer noch hoffte man in New-Orleans auf eine Wendung der Dinge,

denn die beiden Forts an der Mündung hielten noch immer Butlers Landungstruppen zurück und die federirte Flotte konnte wohl die Stadt einäschern, aber nicht nehmen.

Diese Hoffnung vereitelte die Uebergabe der Forts. Fort Jackson am Wenigsten beschädigt, mußte übergeben werden, da sich 300 Mann der Besatzung gegen den braven General Duncan empörten, dieser drohte zuerst den Meuterern seine eigenen Geschütze auf sie arbeiten zu lassen. Seine wenigen Getreuen aber fanden die Mehrzahl vernagelt! — Da mußte der alte Soldat mit blutendem Herzen, das Fort dem Feinde ausliefern. Als er dem Volk von New-Orleans dies mittheilte, schluchzte der harte Soldat wie ein Kind.

So gerieth New-Orleans in die Hände der Yankee. Und es waren zunächst recht schmutzige Hände! die des Advocaten Butler. Von den Männern des Südens überall geschlagen und vor ihnen weichend, stürzte er sich hier mit Heldenmuth auf die Frauen! die von ihm angetretene Verwaltung entsprach vollkommen den schmutzigen, persönlichen Antecedenzien dieses Mannes.

Er besaß ganz die sprüchwörtlich gemeinen Eigenschaften eines Yankee schlechtester Sorte, aus Massachusets, dieser Urquelle des verstockten, heuchlerischen, habgierigen feigen Yankeethums.

Er trieb das wenig ehrenwerthe Gewerbe eines Winkelconsulenten, der sich nach der in den Vereinigten Staaten geduldeten Unsitte, Advocat nennen durfte; als ein Mitglied der früheren alt-democratischen Partei, hatte er die überschwänglichste Verehrung für den Süden stets zur Schau getragen, diese Verehrung aber fand ihr Ende, als eines Tages ein Abgeordneter des Staates Nord-Karolina dem tapfern Butler Ohrfeigen anbot, die der spätere General — schüchtern mit vor Angst bleicher Miene ablehnte*). — Dieser Mann war es, welcher seinen Soldaten anbefahl — jede Dame in New-Orleans, welche die confederirten Farben trug, als eine — Prostituirte zu behandeln. Das Irrenhaus von New-Orleans beweist noch heute, daß es Soldaten gab, dieses Führers würdig! **)

Wenn irgend Etwas im Stande war, die Erbitterung und zähe Energie der Kämpfer des Südens zu steigern, so war es dieser so ritterliche als ruhmwürdige Krieg, welchen General Butler, der furchtsame Ausreißer von Great Bethel, gegen die wehrlosen Frauen, vor deren Männern er so eben geflohen, in New-Orleans führte. Die dankbare Bevölkerung erinnert noch heute sich seiner unter dem Namen: „der Pascha von New-Orleans!"

Die vorstehende Schilderung vom Fall von New-Orleans bedarf keines Commentars. Selten wohl gab es ein unerquickliches Bild, in dem Zufälligkeiten, Unvorhergesehenes, Verrätherei, Wankelmuth, und jener esprit de l'escalier, dem auf der Treppe das Schlagwort einfällt, das er im Salon versäumt, — Alles das, einzeln unbedeutend, zusammen den Verlust einer

---

*) cf. the first year of the war, by Pollard. pag. 320. New-York. Ch. B. Richardson 1863.

**) cf. der Pascha von New-Orleans von E. Lionne. Berlin. Schlesier. 1864.

Stadt nach sich zieht, die mit ihren 170,000 Einwohnern, ihrer wichtigen strategischen Lage zugleich der erste Exporthafen der Welt ist.

Der Verlust von New-Orleans war eine tödtliche Wunde für den Süden. Er vernichtete die Confederation in Louisiana, trennte Texas und Arkansas vom großen Körper des südlichen Staatenbundes, verringerte die Hilfsmittel der Confederation durch die Beschlagnahme der Reichthümer Louisianas und gab schließlich dem Feinde die Mississippi-Mündung. Ehe wir uns nun zu dem Halbinselkampfe zurückwenden, wollen wir die Stärke der beiden Partheien nach einer genauen Quelle*) hier angeben.

Federirte:

Mc. Clellan . .	80,000	Mann
Mc. Dowell . .	40,000	=
Banks	20,000	=
Fremont . . .	25,000	=
Blenker	10,000	=
Besatzung v. Washington . . .	10,000	=
Fort Monroe . .	10,000	=
Burnside . . .	15,000	=
Sherman . . .	10,000	=
Butler	10,000	=
Transmississippi u. Westen überhaupt	160,000	=
	390,000	Mann

Confederirte:

General Lee . .	90,000	Mann
= Jackson .	45,000	=
Küsten	40,000	=
Transmississippi und Westen .	115,000	=
	290,000	Mann

Rechnet man nun die von uns schon mehrfach hervorgehobenen nachtheiligen Verhältnisse hinzu, welche den Süden von Anfang an in die numerische Minorität drängten und von Tage zu Tage dies Mißverhältniß der Kräfte immer mehr entwickelten, so wird man es erklärlich finden, daß während der letzten Schlachten bei Richmond und Petersburg im Jahre 1864: Achtmalhundertfunfzigtausend Nördlinger gegen 135,000 Confederirte nach sechstägigem Kampfe siegten, wodurch allerdings der ausposaunte Kriegsruhm des Nordens etwas microscopische Dimensionen annimmt.

**) cf. Der amerikanische Bürgerkrieg pag. 85. Frankfurt a. M. v. Sauder. Bei Küchler 1864.

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstraße 21.

Der Schluß des allgemeinen Landtages.

Am 23. Februar erhielten wir in den Frühstunden gleichzeitig das letzte Heft der Revue und die Morgenblätter der Berliner Tageszeitungen. Aus den letzteren entnahmen wir zu unserer großen Befriedigung, daß der Mahnruf, welchen die Revue brachte, in den nächsten Stunden sich im weißen Saale des königlichen Schlosses vollziehen sollte. Und dies ist denn auch geschehen; das Ministerium hat es für unzuträglich gehalten mit dem jetzigen Abgeordnetenhause in Gemeinschaft zu bleiben. Der Landtag ist geschlossen, und in scharfer bündiger Weise sind dem Abgeordnetenhause die Gründe für diese Maßregel vorgehalten worden.

Wir werden uns mit der Zukunft, mit den Erwartungen und Bedürfnissen, denen das Ministerium innerhalb eines fast vollen Jahres nachzukommen haben wird, noch öfter zu beschäftigen haben, für heute wollen wir die Situation klar legen, in welcher zur Zeit sich das öffentliche Leben unseres Vaterlandes befindet. Wir werden dies am besten erreichen, wenn wir eine Parallele ziehen, zwischen einer gleich verfahrenen Lage, aus welcher das Königthum Preußen schon einmal gerettet hat, und zwischen der Gegenwart.

In den heutigen Tagen drängt sich die Erinnerung an den Eintritt des Ministeriums Brandenburg und an dessen Erlebnisse während der ersten Monate seiner Amtirung von selbst auf.

Wie im Jahre 1848 so sind es heute die sogenannten Altliberalen, die eben so gut als die modernen Constitutionellen der Neuzeit bezeichnet werden können, welche durch ihre Verwaltung es so weit gebracht haben, daß die Democratie innerhalb des Abgeordnetenhauses zur Herrschaft gelangt ist. — Es gilt daher auch heute wie damals, nicht etwa diese Altliberalen zu brechen (dieselben kämpfen überhaupt niemals), sondern sie mit allen ihren Ansichten und etwaigen Rathschlägen gänzlich bei Seite zu schieben. Wir tadeln es, daß dies im Jahre 1848 nicht entschiedener geschehen ist. In die Form, welche das Ministerium Brandenburg für die Zukunft unserem öffentlichen Staatsleben gab, sind viel zu viele Reminiscenzen aus den früheren Schwerin'schen, Hansemann'schen und Auerswald'schen Ministerien mit hinübergenommen worden. Dies möge der Gegenwart eine Warnung sein.

Die Krisis trat im Jahre 1848 ein wie jetzt, nachdem die Landesvertretung Beschlüsse gefaßt hatte, welche die Grundlage jedes geordneten Staatsorganismus vernichteten. Das Ministerium Brandenburg hatte den Beschluß der Steuerverweigerung zu bekämpfen, das gegenwärtige die Vernich-

tung selbstständiger Rechtspflege. Wir suchen den Schwerpunkt der gegenwärtigen Lage nicht im entferntesten in dem bekannten Beschlusse des Obertribunals, die Aufgabe des Ministeriums nicht in der juristischen Rechtfertigung dieses Beschlusses, sondern ausschließlich in dem Versuche des Abgeordnetenhauses, durch Mehrheitsbeschluß die geordnete Rechtspflege in ihrer Consequenz und Ausführung zu vernichten. Hierauf hat unseres Erachtens das Ministerium dem Volke gegenüber den Accent zu legen. Die Wenigsten schwärmen für die Pflicht der Steuerzahlung und doch begriff damals das Volk, daß dieser Pflicht sich Niemand entziehen dürfe. Auch die Rechtssprüche dürfen nicht erwarten, daß sie nach allen Seiten hin stets Befriedigung erwecken werden, aber das Volk wird und muß einsehen, daß der Staat in sich zerfällt, wenn Majoritäten des einen oder andern Hauses der Landesvertretung das Recht beanspruchen, in den Gang der Rechtspflege einzugreifen. Es handelt sich also jetzt wie damals nicht darum, für diese oder jene politische Anschauung oder Partei einzutreten, sondern lediglich darum, eine der unentbehrlichen Grundlagen eines jeden Staatslebens zu sichern und zu erhalten.

Im Jahre 1848 war der Sitz der destructiven Partei Berlin, wie es diese Stadt noch heute ist. — Damals hatte sich dieselbe zur Emeute auf offener Straße hinreißen lassen, heute verbirgt sie sich in geschlossenen Vereinen hinter Schloß und Riegel. Die Mittel die damals angewendet wurden, waren von selbst indicirt; berechtigte Gewalt gegen Tumult. Die heutigen Medicamente müssen Andere sein. So viel steht aber auch jetzt fest, daß der Sitz der Krankheit wiederum Berlin ist. Hiermit ist die Stelle bezeichnet, von welcher die Heilung ausgehen muß. Ob die Kur sofort, ob erst später zu geeignetem Zeitpunkte zu beginnen sei, ist eine Frage der Zweckmäßigkeit. Wir glauben aber nicht zu irren, wenn wir behaupten, daß es in Preußen nicht eher besser werden wird, bis die Centralisation der Democratie in Berlin gebrochen ist.

Betrachten wir den formellen Gang der letzten Regierungsmaßregeln näher, so finden wir auch hier mancherlei Aehnlichkeiten.

Das Ministerium Brandenburg sah sich genöthigt, die von ihm beschlossenen Maßregeln bis zum letzten Momente geheim zu halten; daß dies nicht aus persönlicher Furcht geschah, haben die Mitglieder später sattsam bewiesen. Der entscheidende Grund war damals wie jetzt, die begründete Voraussetzung, daß sonst die Landesvertretung mit ihren Rechten noch in den letzten Augenblicken der Existenz Mißbrauch treiben könne. Die Frage drängt sich daher auf, ob Institutionen für unser Vaterland als berechtigte betrachtet werden können, denen gegenüber der staatlichen Auctorität keine andere Macht übrig bleibt, als die der Ueberraschung. Das Ministerium Brandenburg hat diese Frage nicht erwogen, oder doch nicht beantwortet. — Das jetzige Ministerium wird um so mehr die Pflicht haben, vor dieser Frage nicht zurückzuschrecken, als jetzt die Erfahrung gelehrt hat, die Hoffnung sei eine eitle, eine voreilige gewesen, daß die Verirrungen des Jahres 1848 sich nicht mehr wiederholen könnten.

Auch der Präsident des Hauses hat nicht vermieden, wie Herr v. Unruh im Jahre 1848, den Versuch zu machen, den Ansprüchen der Staats-Regierung ein Schnippchen zu schlagen. Herr von Unruh trat damals in Erörterungen mit den Führern der Compagnien, welche den Sitzungssaal besetzt hielt; die Verhandlungen wurden durch das Schlüsselloch geführt. — Dieses Mal war es ein geheimer Rath aus dem Ministerium des Innern, welchem die Pflicht zufiel in den verschwiegenen Räumen der bisherigen Präsidialwohnung der Erkenntniß Eingang zu schaffen, daß das königliche Wort noch Kraft genug habe, den Schluß einer Körperschaft zu verfügen, die ihren Anfang nur eben diesem Rufe zu danken hat. Auch jetzt wie damals zeigte es sich, daß ein fester Wille und eine aus diesen hervorgehende Action der Staatsregierung jedes Mal den Sieg davon trägt über Prätensionen einzelner Individuen, die noch bis vor kurzem behaupteten, daß das ganze Volk hinter ihnen stehe.

Im Jahre 1848 galt es zu verhüten, daß die legal beendigte Thätigkeit der Landesvertretung sich nicht noch nachträglich geltend mache. Auch bei dem jetzigen Vorgange soll die Ansicht vorgelegen haben, noch Berichte und Drucksachen ins Volk zu schleudern, die für das Abgeordnetenhaus allein bestimmt waren, außerhalb der Mauern desselben aber gar keine Berechtigung haben. Die Folgerung liegt nahe, daß die Thätigkeit der Kammer nicht in geschäftlicher Erledigung ihrer Aufgaben, sondern in einseitiger Agitation gesucht worden sei.

Lassen sich sonach mannigfache Parallelen zwischen den Zuständen ziehen, in welchen sich unser Vaterland befand, als das Ministerium Brandenburg in die Geschäfte trat und zwischen der Lage, welche das Ministerium Bismarck jetzt zu bewältigen hat, so wollen wir in Kürze noch auf die nächsten Handlungen jenes Ministeriums verweisen, welche der Auflösung der Nationalversammlung folgten. Es ward eine Verfassung octroyirt, die alsdann eintretende zweite Kammer ward im Frühjahr 1849, nachdem sie der Führung Waldecks anheimgefallen war, aufgelöst, die in der Verfassung für den erneuerten Zusammentritt vorgeschriebene Zeit ward nicht eingehalten, ein Wahlgesetz für das Abgeordnetenhaus octroyirt, und die Revision der Verfassungsurkunde vorbereitet. Wir wollen nicht behaupten, daß das Ergebniß der letzteren durchgreifende Erfolge mit sich geführt hätte, wie denn überhaupt der Gang, den die innere Gesetzgebung einschlug, mit Recht mannigfachem Tadel unterworfen bleibt, und doch verwaltete das Ministerium neun Jahre lang mit glücklichem Erfolge und würde muthmaßlich noch heute an der Spitze der Geschäfte stehn, wenn nicht die Doctrinaire der constitutionellen Partei noch einmal zu einem Versuche sich bereit erklärt hätten, der abermals zu nichts führte, als dem früheren Beweise der Unfähigkeit, einen neuen hinzuzufügen. Das conservative Ministerium leitete also trotz mannigfacher Fehlgriffe mit glücklichstem Erfolge die Geschäfte nicht überall gestützt auf besonders glänzend hervortretende Eigenschaften, sondern getragen durch die Erinnerung, daß Männer der entschlossenen That zu den hervorragendsten Mitgliedern gehörten. In dieser nur skizzenhaften Erinnerung liegt auch für

das jetzige Ministerium das Programm, welches zum Siege führen wird. — Möge die Zukunft die von uns heute gezogene Parallele zwischen dem November 1848 und dem Februar 1866 fortsetzen. Nach Thaten des Ministeriums dürstet das königtreue Volk. Eine Verwaltung ohne eigene Action wird die Parteien niemals beherrschen.

Alfred.

V.

Alfred hätte auf den Wunsch Emma's die ganze Umgegend geladen. So eben war die große Gesellschaft im Aufbruch. Rufend, fragend, eilend zerstreuten sich die Gäste; vom Vorhofe herauf hörte man Peitschen knallen, Pferde brausen, Equipagen rollen; in Zeit einer Viertelstunde war der Lärm zerstoben. Schloß und Park lagen wieder in erquicklicher Einsamkeit und einladender Ruhe.

Auf Gipfeln und Höhen brannten die Opferflammen der sich neigenden Sonne. Die Geschwister traten aus dem Seitenflügel des Schlosses; sie gingen schweigend einen machtvollen Buchengang hinauf, der Sonne entgegen. Wie der Graf mehr und mehr seiner lieblichen Gefährtin und des Lichtfestes um sich herum inne ward, wandelte sich sein Unbehagen in Theilnahme, Lebensfreude und Heiterkeit. Emma, undeutlich allgemein angeregt, theilte nach kurzem Gespräch seine Stimmung.

Du hast's gewollt, sagte er, nun sahest du selbst, wie diese Menschen sind und leben. Solche Societät erinnert mich an das Bild eines satyrischen Malers, der mit kaustischem Reiz ein wunderliches Gastmahl dargestellt. Um eine glänzend servirte Tafel sitzen Herren und Damen in köstlichen Gewändern und auserlesenem Schmuck — alles Aeußere ist mit schalkhaft ernstem Fleiß auf das genaueste ausgeführt; — die Köpfe jedoch, die aus diesen Spitzen, Kragen, Leibröcken und Uniformen herausgucken, gleichen eben so vielen stumpfen Thierphysiognomien, gemalt mit antheillosem Spott und ironischem Grimm.

Häßlicher Gedanke, sagte Emma. — Er sprach fort: erinnere dich jener beiden sogenannt frommen Familien, die in Stumpfsinn oder Heuchelei den Gott vom Himmel immer und überall im Munde führen: die gänsehaften Fräulein, die schaafseligen Jünglinge, die götzendienerischen Alten — was für dumme und schaale Idolatristen!

Du bist arg, sagte Emma mit seufzendem Lächeln.

Alsdann diese Allerweltsmenschen, fuhr er fort, diese auf allen Stationen an das Unbestimmte verlorenen Geister. Sie wissen alles, kennen alles, sie

reden klüglich und betrachten das Ding von allen Seiten, aber das Ding selbst ergreifen sie nie. Von diesen Aesthetikern und Philosophen, ich sah' es wohl, gab auch dir einer zu schaffen, was sprach er und was wollt' er eigentlich?

Wer das ergründete! sagte sie hold auflachend. — Heiter fuhr er fort: der Moralisten nicht zu gedenken, deren Begeisterung die Vortrefflichkeit der Menschennatur ist und die Unsterblichkeit der Seele und Gott — lauter Namen, geschichts- und begriffslose Vorstellungen, ideale Illusionen. Wenn diese Tugendschwärmer, die Hochgestimmten, leer Erhabenen nur einmal das „erkenne dich selbst" des delphischen Gottes innerst vernähmen, mit ihren Theoremen würde ihnen angst und bange. Doch sie sind gerade die Unverbesserlichen! — Aus der ganzen Gesellschaft hat nur ein Mann mich interessirt; rathest du, wer?

Der Herr Freiherr von Lindau! betonte sie. Welch ein Selbstgefühl und welch ein Pathos, wie würdevoll streng, wie edel abweisend, rund und fertig mit sich ist dieser stattliche, corpulente Freiherr! Wer den Ansehnlichen in seiner großen Einfachheit und noch größeren Bestimmtheit mit etwas Neuem kreuzte, wehe dem Verwegenen! Hier ist Rath und Verstand, Weisheit und Gottesfurcht.

Du schilderst ihn, sprach Alfred; so eingeschränkt er ist, er begreift doch in sittlicher Klarheit sich selbst und die Welt. Er weiß was er will. Handle recht und scheue Niemand — oder — was du nicht willst, das dir die Leute thun, das thue ihnen auch nicht — dergleichen Stirnsätze leiten ihn richtig. Auf Charakter und Leidenschaft, Geist, Ironie und Speculation läßt sich dieser nicht ein, er ein Mann von altem Schrot und Korn, legal und hülfreich, ein Mann —

Halt ein in deinem Eifer, unterbrach ihn Emma in fröhlichem Muth, oder ich werde zur Verehrerin eines Mannes — dieses Mannes — der, wie sehr du ihn lobst, dennoch seine eigenen Kinder herzlich schlecht versteht. Man erzählte mir, daß er streng nach dem Buchstaben seinen Sohn für den Staat, seine Tochter für die Häuslichkeit erzogen. Bei dieser Berufsbildung, die allerdings Poesie und Mystik, Natur und Geist entweder ganz bei Seite ließ oder nur in den Dienst nahm für den nützlichen Beruf, übersah der edle Freiherr Sinn und Gemüthsart seiner Kinder. Unglücklicher Weise sollen diese Kinder Menschen von sehr bedeutenden Anlagen sein. Unser dunkler Ehrenmann, der Mann von Pflicht und Gewissen, dem freilich das Weltall sammt seiner Pracht an Geistes- und Gedankenfülle verschlossen ist, engte die reichen, eigenthümlichen Naturen in die ausschließende Sphäre seines nüchtern verständigen Calculs. Unter dem eisernen Scepter einiger Maximen seufzen oder erstarren diese jungen, poetischen Wesen. Den Sohn sandte er auf Reisen, die Tochter ist daheim. Man spricht seltsam und auffallend über diese Tochter, sahest du sie?

Wen, die Tochter des Barons, fragte Alfred zerstreut, andershin fortgezogen; ich erinnere mich nicht.

Auf meine Frage nach ihr, fuhr Emma mit diesem Interesse beschäftigt

fort, erwiederte der Freiherr nicht ohne Unwillen, sein Kind sei besorglich schüchtern, und er vernähme sich je länger je weniger mit ihr. Dies Urtheil bezeugt die Wahrheit dessen, was ich gehört und möchte in unserm Sinne für das Mädchen sein. Alfred, wir sollten die interessante Familie aufsuchen.

Gut, gut, sagte Alfred abbrechend. Sieh hin, sieh hin, sieh dort!

Ein Meer von Licht überströmte die Geschwister, die Sonne ging wundervoll nieder. In heiliger Aufregung lehnte vertrauend und still Emma an ihrem Freund, der mit der Geliebten seine Seele groß sein ließ in dieser allerfreuenden Gegenwart des Lichts, in dem Gefühl der Herrlichkeit, die um ihn verbreitet war. Nach einem langen Schweigen sprach er in ernster, großer Bewegung: das sanfte Schwingen der Luft und diese Feuerflammen macht Er zu seinen Boten; wir vernehmen ihre Kunde, wir Staub auf Staub, doch Geist vom Geiste. O Welt voll Angst, in die das Geheimniß zückend schaut herein! — Erhalte uns frei im Lichte deiner Liebe, du der Gnaden Gott.

Bruder, mein Bruder, sagte Emma mit staunenden Augen, wie wunderbar ist es, zu leben, o — ich habe keine Worte.

VI.

Alfred war an eine rastlose Thätigkeit gewöhnt. Nach seiner Rückkehr übernahm er mit den Stammgütern auch deren Verwaltung. Die Oeconomie in Land- und Forstwirthschaft stand unmittelbar unter seiner Aufsicht; alle Anordnungen gingen von ihm aus. Beide Geschwister machten diese Angelegenheit häufig zum Gegenstande ihrer Gespräche und Berathungen, aus denen dann die Ausführung entsprang der in übereinstimmender Ansicht gewonnenen Plane. Insbesondere stand Haus und Hauswesen unter der Leitung der Gräfin. Einige Vormittagsstunden wurden für diese Geschäfte bestimmt, die andere Tageszeit war der Kunst geweiht und der Literatur.

In dem Gefühl gegenseitiger Unentbehrlichkeit gingen die Geschwister nach einem so wohl vollbrachten Tage heiter und leicht in den vielfach verschlungenen, wildschönen Baumgängen des Parks. Der tönende, knospende, leuchtende Frühling erschloß sie für das Verständniß der geheimnißvollen, reizenden Seele der Natur. Sie überließen sich schweigend den magischen Eindrücken, die das Menschenherz befähigen, des innersten Heiligthums lebensvoll inne zu werden. Glück und Hoffnung dehnten ihren Busen, und sie wußten es, wo die Erfüllung zu finden sei, die Beseligung und der Frieden. So von Gruppe zu Gruppe hold umherirrend, schweiften ihre Augen in das offene Land.

Zwei Reiter eilten die Straße daher; der eine derselben erschien dem Grafen bekannt. Weil Jene dem Schlosse sich näherten, begab sich Alfred in den Vorhof. Indem schwang vor dem Gitter der ältere der Ankömmlinge sich eiligst vom Pferde, überließ dasselbe dem herbeieilenden Diener, und mit dem Ausruf von Alfreds Namen flog er auf den Erstaunten zu. Sein Gefährte, ein reisegebräunter, blühend schöner Jüngling, hielt außerhalb ohne abzusteigen. Er begrüßte die junge Gräfin, die nun auch herbei-

gekommen war, mit einiger Verwirrung, faßte sich indeß und betrachtete das neu erbaute Schloß mit ruhigem Wohlgefallen. Nicht ohne Neugier sah Emma die Begegnung Alfreds und dieses gewählt und reich gekleideten Fremden. Auch sie meinte denselben schon gesehen zu haben, doch erinnerte sie sich dessen nicht deutlich.

Mit einer klangreichen, höchst ausgebildeten Stimme sprach der Fremde sogleich: Lieber, welch ein erfreuliches Wiedersehen! Was Alles klingt und zaubert mir mit deiner Begegnung herein! Wie sonderbar und lieb bewegt mich dein Anblick! Du, mit dem ich so Vieles geschaut, erlebt, empfunden — o sei gegrüßt, mein lieber Alfred.

Du bist willkommen, Felix, sprach Alfred zwar liebreich, doch ernst.

Felix aber, durch diesen Gruß in seiner Bewegung nicht gestört, fuhr fort: So ist der Mensch! Die Begebenheiten rollen, Neues und Neues ergreift und fesselt uns, wir gedenken des Vergangenen kaum; nun aber erblicken wir den Freund früherer Stunden und die ganze Fülle der Erinnerungen überdringt uns.

Wer ist dein Gefährte, fragte Alfred ausweichend; lasse mich auch ihn willkommen heißen.

Der Baron überhörte das, denn er sah die Gräfin, einen Moment tief betroffen, doch er sammelte sich sogleich und rief aus: Auch Sie, holde Gräfin? In Wahrheit, die Götter kommen nicht allein — Cynthia an der Seite Apoll's!

Emma erwiderte freundlich stumm seinen Gruß. Leicht und ungezwungen fuhr Felix fort: Ja, suche du nach dem herzerfreuenden Ereigniß, du wirst gewiß zum Thoren — der Zufall bringt das Glück dir zu! Mein Weg ging auf die Güter des Freiherrn Lindau, aus vieler Ursache hofft' ich dort einige poetische Tage, die ich indeß hier in einer Minute weit, weit übertroffen fühle.

Du gönnst demnach vorerst uns Deine Gegenwart, fragte Alfred.

Für heute bleib' ich und gedenke hier zu nächtigen, sprach Felix; doch zweifle ich, daß der junge Baron Lindau — er wies auf seinen Reisegefährten — der seit Jahr und Tag die Seinigen nicht gesehen, den verzögernden Aufenthalt theilen mag.

Fürwahr, sagte Carl, ich wäre in meiner Ungeduld ein zerstreuender Gast. Ich bitte für meinen schleunigen Aufbruch um Entschuldigung. — Morgen, Felix, erwart' ich Dich im väterlichen Hause.

Carl neigte gegen die Gräfin schüchtern, begrüßte die Männer offen, und entfernte sich mit geflügelter Eile.

VII.

Emma hatte sich zurückgezogen; Alfred und Felix blieben bis zum Abendtische allein. Die Art ihres Verhältnisses schien kein intimes, persönliches Gespräch zuzulassen; aber auch aus dem Austausch ihrer Ansichten ergab sich, daß sie seit ihrer Trennung einander fern getreten. Felix war einer von den Freunden, deren Alfred gegen die Schwester gedachte.

Dem neuen Bauwerk und der innern Einrichtung desselben schenkte der Gast nur einen kargen Beifall. Er tadelte, daß es nicht historisch einer

Schule sich anreihe, daß es einen eigenen Styl behaupte; es sei zu subjectiv und eigenthümlich, nicht abgeschlossen genug, ja zu unruhig. Alfred nahm das Thema allgemein; er behauptete, daß die moderne Kunst überhaupt im Grunde nur aus der Subjectivität schöpfe, denn in der Personification der Idee schaue sie die Wahrheit an, deren vollendete Gestalt eine zukünftige sei. Die antike Welt habe sich an die Idee hingegeben, ihre Kunst könne um deshalb nur typisch, ideal, objectiv und kühl sein; daher sei vorzugsweise die Plastik ihre Sphäre. Der christlichen Welt habe die Idee sich hingegeben, ihre Kunst sei um deshalb individuell, real, subjectiv und lebenswarm, daher die Musik die ihr eigenste Form. Werke der christlichen Kunst hätten ihr Leben wie den Maaßstab ihrer Beurtheilung nur in der Eigenthümlichkeit des schaffenden Künstlers. — Felix entgegnete, daß alsdann der Willkür Thor und Thür geöffnet sei und das Kunstgesetz mißlich erscheine. — Gewiß nicht, sagte Alfred, nicht von der gemeinen, sondern von der christlich verklärten Individualität des Künstlers sei die Rede, und deren Wesen wäre ja eben die persönlich wordene Objectivität, das verherrlichte Gesetz. Die Wahrheit wie die Schönheit sei im prägnanten Sinne Person, die christliche Kunst schaffe persönlich. — Dann müßte sie, sagte Felix, in ihren vollendetsten Werken zugleich die Religion und Philosophie einschließen. — Ein Kunstwerk, entgegnete Alfred, das nicht religiös anregt und philosophisch beschäftigt, hat nichts gemein mit der himmlischen Wahrheit.

Sie traten jetzt in den Speisesaal ein, woselbst die junge Gräfin sie empfing. Felix beharrte, indem sie sich zu Tische setzten, bei dem begonnenen Gespräch und fragte ironisch nach der Form eines solchen A und O umfassenden Kunstwerks.

Keine Vollendung hinieden, sprach Alfred; dies Kunstwerk ist eben die neue Welt selbst, die Welt einiger Individuen. Wenn Anschauen und Erkennen, Vorstellung und Sein eins geworden, wird die Kunst gelebt werden, das heißt, wir werden in Selbstoffenbarung auf unmittelbare Weise der Kunst inne sein — — Jedoch, unterbrach er sich, warum ein Gespräch verfolgen, das uns doch nicht zum wesentlichen Verständniß führen kann. Mir ist das persönliche Principium alles, du jedoch, obwohl Romantiker, beharrst bei dem Gemeingefühl der Sühne; trotz der innern Nöthigung machst du nicht die letzte Consequenz; wir werden nicht eins — genug diesen Andeutungen.

Es sei, sagte Felix. - Ein Stillschweigen entstand; Alfred nahm das Wort wieder auf. Es war mir interessant zu sehen, daß meine Schwester dir heute nicht zum ersten Male begegnete. Wo sahet ihr euch und wann? Dies wüßt ich gern.

Emma blieb still, aber das kluge, schalkhaft kindliche Auge des Felix, sein scharf markirtes, verschlagenes Antlitz gerieth bei dieser Frage in Aufruhr. Doch nahm er sogleich das Wort und mit Mortimers „erlaubt, daß ich von mir beginne," fing er seine Geschichte an. Wohl wußt' er, daß ihm die mannigfaltigsten, geistigen Kräfte freiwillig zuströmten und zu Gebote standen, daß er sie nur gleichsam anzustoßen brauchte, um ein wunderliches,

bethörendes Spiel phantastischer Worte hören zu lassen, die immer an das Bedeutende streiften, immer etwas Anregendes brachten. Getrosten Muthes erzählte er von seinen nun schon Jahre dauernden Reisen, aus seiner Menschen- und Lebenskunde, von Kunsterfahrungen und Naturanschauungen, von seiner geheimnißreichen und fröhlichen Wissenschaft, und alles klang so fremd und verfänglich, so erfahren und nahe, daß die einfachen, großdenkenden Geschwister einander ergötzt anschauten, nicht wohl absehend, wo hinaus das solle und wie es mit der Frage Alfreds im Zusammenhange sei. Die Suada eines dichterischen Geistes, der sich in seiner bildsamen Kraft, aus dem Grunde einer stimmungsdunklen Union des Unendlichen und Endlichen gewähren läßt, übte hier seine ganze Macht. Plötzlich war der Zaubrer in der Hauptstadt, aus welcher die Gräfin so eben zurückgekehrt. Nach einigen politischen und moralischen Nebenbemerkungen voll Salz und Scharfsinn befand er sich in den Festsalons des Gesandten einer großen Macht. Das Oertliche ward geschildert, der Gastgeber nebst Familie porträtirt, die Gesellschaft, der Flor der Frauen und Mädchen characterisirt, das Salontreiben veranschaulicht; die Rede floß wie Milch und Honig von seinen Lippen, so fuhr er fort. Die Societät schien auf ein Ereigniß äußerst gespannt, die Alten lächelten vivide, die Jüngeren blickten feurig, die Mütter sahen sauersüß und die Fräulein glichen so vielen Rehen, die neugierig durch Laub und Zweige lauschen. Nichts ist süßer als etwas unbestimmt Angenehmes zu erwarten. Ich fragte nicht und half nur tüchtig erwarten. Nun ward ein freudiges Erstaunen kund, man unterdrückte kaum jenen berühmten Vocal der Bewunderung. Und siehe, ein Wesen war eingetreten, lieblich strahlend wie der Morgenstern, hold wie Poesie, es war die Schwester meines Freundes, und — ich durfte Ihnen nahen, holde Gräfin. Was ich gesprochen, werd' ich nicht ersinnen; Worte, die dem begeisterten Moment entsprungen, findet die Phantasie nicht wieder; aber dies weiß ich, ich wurde mit Freundlichkeit vernommen, und beim Aufbruche der Gesellschaft sollt' ich Sie an den Wagen geleiten. Das Einsteigen entblößte den Arm einer Hebe — Ha welch ein Dämon spielte mit mir die blinde Kuh! — ich — ich biß in diesen zierlichen, rosigen Arm — — Gräfin, Verzeihung! Ich durfte Ihnen nicht wieder nahen, ich Sündiger, Reuiger bin bis hier nicht gehört worden — jetzt bitt' ich um Ablaß, ich war nicht bei mir, ich war im Sinne des Worts verrückt, das Schöne hatte mich toll gemacht — Verzeihung!

Die engelgleiche Gräfin erwiderte sehr ruhig: ich habe kein Gedächtniß der Geschichte.

Ob dichterische Thorheit jemals eine gerechte Schuld gefühlt? sprach Alfred lächelnd.

Durch diese Worte sahen sich der Baron einmal für immer aus dem innigeren Lebenskreise der Geschwister verbannt. Unangenehm, leidend afficirt gab ihm vorzüglich seine beleidigte Eitelkeit zu schaffen. Emma, die in naiver Größe ihn weit übersah, und den wunderlichen, doch immer sehr geistvollen Gast nicht voll Unmuth entlassen mochte, lenkte wohlwollend das Gespräch auf seine jetzige Wanderung.

Ich vermuthe, sprach sie, daß diese Reise Sie sehr interessirt. Auch uns erscheint die Familie des Freiherrn anziehend. Ich hörte von der Baroneß wie von einem lieblichen Räthsel der Natur reden. Nehmen Sie sich in Acht; das Fräulein dürfte dem besonnensten Ernst gefährlich werden, vielmehr der allbeweglichen, allergriffenen Poesie.

Felix, der sich ganz wiedergefunden, rief in scherzendem Pathos aus: Frauen, Frauen, die ihr nichts begreift und alles wißt, denen alles ein Geheimniß ist und nichts verhüllt, ihr süßen Priesterinnen kennt ohne zu sehen unser Herz, ihr versteht unsere Wege von fern. Allerdings ist Luise von Lindau die Ursache meiner Reise. Was mir ihr Bruder über sie mitgetheilt und was ich von ihm erfragt, war über Ausdruck wunderlich und wundersam. Ich glaube nach allem, daß nie jemals eine Jungfrau gelebt, die so wenig verspricht und so viel ist. Hüllen locken, ich bin ganz Freude und Erwartung.

Alfred fragte mit Theilnahme dem schönen Jüngling nach, welcher den Baron begleitete. Felix sprach: die Eigenthümlichkeit Carls von Lindau erklärt mir einigermaßen das Wesen der reizenden Unbekannten.

Deine Freundschaft mit dem jungen Mann, sagte Alfred mit Accent, scheint demnach nicht so jung wie dein jüngster Bund?

Noch so alt, ergänzte Felix virtuos harmlos, wie meine erste Liebe. Wir fanden einander auf charakteristische Art und trennten uns seitdem nicht wieder.

Auf welche Art, fragte Alfred.

Ich fürchte zwar, sprach der Baron nach einem Besinnen, daß ich mich durch die Geschichte unserer Begegnung wider den Göttersohn allzusehr in Nachtheil setze, doch es sei. In Paris begegneten wir einander. Carl, ich und eine junge Dame waren die Passagiere, welche der Zufall in eine Reisechaise zusammenführte. Es ergab sich, daß wir die gemeinschaftliche Absicht hatten, das südliche Frankreich zu besuchen. Siehe, nun erkannt' ich erst in der brillanten Dame jene reiche, geniale Britin, deren Soiréen, die Phantasie und Beredtsamkeit aller Männer von Kopf, auch mich oft angezogen und beschäftigt. Aspasia reiste insgeheim, sie wollte nicht erkannt sein. Der stolze Jüngling, der in aller Schöne und stoischen Ruhe ihr gegenüber saß, nahm ganz ihr Aufmerken in Anspruch. Mich reizte das, ich eifersüchtelte aus Langerweile, ich neckte, quälte, grollte und trieb meine Leidenschaftlichkeit bis zur Unart. Diese Situation benutzte die empfindsame Schöne zu dem Zweck, die Theilnahme des jungen Cato zu gewinnen. Sie gab die Beleidigte und Verfolgte. Unser Reisegefährte animirte sich, Mitleid und Abscheu kämpften in seiner edeln Brust, ein Blick achilleischen Zorns setzte mich in Kenntniß. Ich lächle, mein Lächeln beleidigt ihn, eben hält der Wagen; er verlangt ein Rendezvous, ich muß folgen. Zornglühend fordert er Rechenschaft, mein Gleichmuth verhindert Böses. Wir verständigen uns, nehmen eine andere Gelegenheit, die Schöne wird ihren Abenteuern überlassen, wir reisen gemeinschaftlich weiter. Sonderbare Bekanntschaft! Dieser Jüngling, trefflich begabt, fähig, im Besitz der heiligsten Güter der Menschheit geistvoll

zu schwelgen, war Idiot. Durch eine Erziehung, die sein freies Leben im Keime niedergehalten und nichts dafür einzusetzen gewußt als die moralische und bürgerliche Dressur, durch die ihm eingeprägte Maxime, das Gesetz zu ehren und zu fürchten und sich der Staatsgesellschaft nützlich zu machen, erschien der junge Mann als eine höchst vollkommene Pflichtenmaschine, zur Gottheit fehlte ihr nur eins, Seele. Tugend und Berufsehre, dem dürren Boden abstracter Grundsätze entsprossen, zum Flor von Immortellen groß gezogen, waren sein Gewinn; Universum, Liebe, Geist, die Blüthen seines zarten, heroischen, ja tiefsinnigen Gemüths schienen erdrückt. Trotz seiner hochherzigen, geistvollen Anlagen bezeigte er sich steif und nüchtern, kaum daß ihn die Liebe der Pietät so weit beseelte, daß er doch ein Herz im Busen schlagen fühlte. Mir ist's ordentlich graulich, dem Ausbunde des Philisterthums, seinem Erzieher und Vater zu begegnen, diese Größe macht mich erbeben; konnte das am grünen Holze werden, was erst muß am dürren geworden sein?

Du übertreibst interessant, sagte Alfred.

Buchstäblich wahr, versicherte Felix. Doch ich ließ den speculativ organisirten Kopf Theil haben an meiner Denkerfahrung; siehe, selbstthätig begriff er den lange gefühlten, ungeheuern Zwiespalt und Schmerz von Geist und Welt; er suchte mit mir nach einer Versöhnung und Wahrheit; nach einer Geistesheimath trachteten wir in dieser Fremde. Er vernahm die Offenbarungen, deren mich die Natur würdigt, er vernahm die Gewaltige, die geheimnißvoll laut in Klang und Duft, in Licht und Thau, in der überschwenglichen Mannigfaltigkeit plastischen Lebens das Ineinssein von Verlangen und Besitz, von Schein und Sein bezeugt; er theilte mit mir das Verständniß des Naturlebens, die unaussprechliche Wallung, das Entzücken, das uns der Gottheit nah und näher bringt; er hatte den Ursprung seines Daseins wiedergefunden, seine Bildung, sein Streben gewannen Kraft und Leben. Und nun ich das Mysterium der Kunst, die menschwordene Natur, die beseligend einschränkt und befreiend fesselt, ihm erschloß, und sein junges Herz in dem Genuß der Kunstwerke selbst sich berauschte und alle heiligsten Ahnungen und Begierden in dem befriedigenden, erfüllenden Sturm des Schönen ihn durchwitterten, so war er sich und seinem Gott wiedergeschenkt. Frei und lebensvoll kehrt dieser Jüngling heim, der ein Sklav sinnraubender, herzloser Erziehung gegangen war.

Arglos sprach die Gräfin: Louise auch seufzt unter diesem Joch und Sie eilen, das schöne Kind zu befreien?

Seltsam betroffen versetzte Felix äußerlich zusammengenommen: was an mir ist, soll redlich geschehen.

Emma stutzte in seinem Anblick; sie durchschaute im Moment den Unlautern. Nach einem innern Tacte war ihr klar, daß er nur sein Phantasieergötzen, eine Liebesgeschichte suche. Sie fühlte, daß dieser Poet des Ernstes der Liebe und Freundschaft unfähig sei. So sprach sie: Es hat nicht Gefahr, wie ich vermuthen wollen, daß die beabsichtigte Befreiung der Comteß den Dichter, der nur das Vergnügen sucht, die Freiheit koste.

Mit einem eisigen Lächeln hob sie die Tafel auf. Felix fand sich nach diesem Schlage nicht sogleich wieder. Emma hatte den Saal verlassen. Alfred und Felix blieben allein.

Es ist eine Größe des Charakters in deiner Schwester, sprach Felix, die mir nur schwer zum Verständniß werden will. Sie hat eine poetische Wissenschaft von Herz und Geist, von Mensch und Leben und scheint doch selbst ganz unverflochten von Leidenschaft und Welt, ganz rein und erhaben. Ein sehr würdiges und kindliches Wesen in der Gestalt einer Eos.

Alfred ließ das gesagt sein ohne zu antworten, auch sprang Felix zuerst wieder ab; ein männliches Stillschweigen ertrug er schwer. Er bemerkte, daß die Familie Lindau aus einer Zeit herüberzuragen scheine, in welcher die sogenannte Aufklärung durch einseitiges Verstandesleben dermaßen vorgeherrscht, daß man allen religiösen, sittlichen, künstlerischen Stoff in das Nichtige geklärt und nichts übrig behalten als Grundsätze; unter solchen Umständen hätte natürlich das Leben verdorren müssen. Aber jener Standpunkt sei durch Geist, Poesie und Humanität überwunden, demgemäß habe sich auch das Familienleben freier gestaltet. — Alfred erwiderte hierauf: er halte dafür, daß auch die unbestimmte, vieldeutige, im höchsten Sinne geistlose Weltansicht und Lebensform des Pantheisten schon antiquirt sei, daß die neue Zeit dies gemeine Genügen nicht mehr kennen zu wollen scheine, daß ihr Trost und ihr Friede aus der christlichen Freiheit entsprieße. — Felix bestritt das. Auch die Männer schieden freundlich, aber kalt von einander.

Der neue Atta Troll.

Als vor einiger Zeit der politische Schriftsteller und Dichter Moeller starb, erzählten die Zeitungen, er habe unter dem Titel „Der neue Atta Troll" ein heroisches Epos hinterlassen, welches nicht in den Buchhandel gekommen sei.

Wir sind im Besitze eines Exemplars dieses Werkchens und wollen dem Leser einen Auszug aus demselben mittheilen.

Atta Troll ist der Repräsentant der Revolution, die im Jahre 1848 auftrat und im Jahre 1849 zu Grabe getragen wurde. Der Dichter singt:

„War es nicht in Acht und vierzig,
oder war's in Neun und vierzig? —
Ja es war in Neun und vierzig,
daß der brave Atta starb.

Starb an allzu vielem Tanzen,
Reden, Singen, Kammersitzen,

und von seinen angestammten
Fürsten ward zu Grab' bestattet.

Als unschädliches Cadaver
in der dunkeln Alpenhöhle
war er von den Herrn gelassen,
die für Geld ihn tanzen ließen.

Während so mit Marterqualen
seine Seele ward gepeinigt,
war sein Körper nur versunken
in den tiefen Bärenschlaf.

Dann und wann man hört ihn niesen,
husten, brummen; jedes Frühjahr
zuckt's in seinen Gliedern; oft er
kratzt sich, als ob stäch' ein Floh.

Und sogleich zieht's wie ein Zittern
durch das große Vaterland.
Sowie er im Schlaf sich wendet
überall es zuckt und juckt:

Wenn er brummt, dann brummen alle
seine Vettern und Cousinen;
jedes Krachen seines Leibes
hat ein Echo überall.

Baden hüpft, in Frankfurt spukt es, —
Coburg, Nassau, Reuß-Greiz räuspern,
Hessen regt sich, Bayern, Sachsen-
Meining — Deining — Seiningen.

Lichtenstein schickt seine Heere,
Auf steh'n Waldeck, Lippe-Detmold,
Sonderhaus und Rudolstadt, — im
Bückeburg'schen rührt sich's auch."

Doch an der Eider erwacht er vollends und dort trägt er ein augustenburg'sches Gewand, dort treibt er die Künste, die ihm der „Herr von Primckenau" gelehrt hat.

„Bist Du's wirklich, alter Junge!
Fandest keine Ruhe drunten,
wo man tanzt in ew'gen Flammen
unter ew'gen Bärenhäutern?

Mußtest wieder hier die Schnauze
zeigen? Seh'n ob gut polit'sches
Bock-bier wird gebraut, ob ein
Neuer Bierwirth ward geboren?

Heil und Gruß dem Neuerstand'nen!
Bist wie immer, biedrer Troll,
Frisch und fröhlich, meerumschlungen
Tugend- und gesinnungsvoll!

Seh't, da ist er! Unser zott'ger
Brummbär schreitet majestätisch
stolz einher, und wie? er ist mit
Blumen feierlich geschmückt.

Fahnen weh'n, Posaun' und Trommel
hört man; hoch jauchzt ein ergebnes
Vierzig-Millionen-köpfiges
Volk, als er den Tanz beginnt:

Ja, er tanzt noch, doch nicht länger
die altmodische Gavotte;
Nicht dieselben Purzelbäume
Schlägt er wie in acht und vierzig.

— — — — — — —
— — — — er tanzt nach
einer Flöte, welche ihm
Herr von Primckenau gekauft hat.

Und er reicht den Teller wieder:
„Gebet Geld, o ihr Germanen —
nicht für mich, nein, bitte, bitte —
für die kleine Herzogskrone.“ —

Um die Gelder zu verwalten
und das Tanzen auszubilden,
wurden überall gestiftet
sogenannte Troll-Vereine.“

Der Dichter führt nun den Leser nach der Weltstadt Gotha. Dort läßt er den „König von Ostphalen“ eine Rede halten, worin der letztere betheuert, daß er die Politik des Franzosenkaisers penetrirt habe.

„Ihm und mir gehört Europa,
ihm der West und mir die Mitte:
und die russ'sche Bestie werfen
wir zu Asien heraus.

Wenn ich in den Tuilerien
spielte, sang's mir stets im Herzen:
Gotha, du mein hochgeliebtes
Gotha, du mußt größer sein, —

Glänzen wie ein Stern des Lichtes
unter andern Erdenreichen! —

Aufwärts, immer höher, winkt und
ruft mein sterngekränzter Genius:
Präsident sei, oder Kaiser
in dem Weltstaat Pangermanien!

Als der Fürst spät und nicht ohne
Mühe eingeschlafen war,
folgten ihm in's Land der Träume
seine Pläne inhaltsschwer.

Als glanzvolle Gaukelbilder
schwebten Kronen um sein Lager,
und im Schlaf er spricht noch: „Theures
Gotha, du wirst größer sein!"

Doch aus diesen heitern Bildern
eine finstere Gestalt sich
drängt hervor, blaß und bedrohend,
in Gespenster-Lein gehüllt.

„Macbeth! ambitiöser Macbeth!
Schau mich an, ich bin dein Banquo.
Traue nicht der Hexen Rede,
bleibe Herzog und Pianist!"

„„Wer da?"" stöhnt entsetzt der Träumer.
„Schau mich an! Du kennst mich wohl,
bin dein einst so ganz intimer
Secretair — Karl Bollmanns Geist!

Weil du Geld mir schuldest, werd' ich
oft dich so im Traume necken,
deinen besten Spaß vereiteln, — — —
dein Geheimniß kenn ich ja."

Kaum der nächste Morgen graut,
als des edlen Träumers süßer,
höchst-herzoglich-musikalischer
Schlaf ist wieder unterbrochen.

Volksbewegung — Freudenklänge,
Geigen und Trompeten schallen;
mit dem Liedertäfler-Chor
neckend ringt ein Flöten-Triller.

Ahnungsvoll der Herzog klingelt:
„Sagt, Vasallen, was giebt's Neues? —
Ist die deutsche Einheit ohne
mich in Frankfurt proclamirt?

Bringt man auf dem Sammetkissen
mir schon Barbarossas Krone?
Schnell mein schwarz-roth-goldnes Festkleid,
daß ich mich anständig zeige!

Hat vielleicht in den Archiven
Francke oder Sammer einen
neuen Rechtsgrund ausgefunden,
daß mein Volk so herzlich jubelt?"

„„Ja, o Herr, ein großes Wunder
wirst Du seh'n — noch nicht das Höchste,
doch ein Retter, eine deutsche
Jeanne d'Arc ist uns beschoren.

Atta Troll, der wack're Tanzbär,
den wir glaubten mausetod,
Atta Troll ist auferstanden,
Atta Troll ist wieder da!

Deshalb jauchzt Dein Volk so innig
und frohlockt — und jene Musik,
die Dich so entzückt, o Herr,
ist die Primkenau'sche Flöte.""

Nun wird der wundersame Fremdling mit festlichem Geleite nach dem Schlosse gebracht, wo Atta dem Fürsten einen „niedlichen kleinen Herzog" zeigt, den er aus Dolzig geholt habe. Und der Fürst nimmt den Kleinen auf den Schooß.

Küßt' ihn, gab ihm Zuckerbrod und
reiches Spielzeug, spielt' ihm seine
schönsten Arien aus der unglück-
lichen Santa Chiara vor;

Gab ihm einen neu vergoldeten
Thron mit Schleswig-Holsteins Wappen;

Setzt' auf das geweihte Haupt
eine goldpapierne Krone,
schreibt ihm für Posaun' und Trommel
einen nationalen Marsch;

Und beruft aus fernen Ländern,
Weimar, Schwarzburg und Amerika,
ihm von Turnern und Freischälern
eine mächtige Armee.

Zunächst freilich wird der kleine Herzog nur in der Kunst, Proclamationen zu schreiben, unterrichtet. Sein Lehrmeister spricht zu ihm:

„Nun so setz' Dich hin, und zeige
Du die Feder führen kannst,
schreibe, was ich Dir dictire,
an das treue Holstenvolk:

„Unterm Dänenjoch geknechtet,
biedres Volk, die angeborne
Treue Du bewahrtest deinem
angestammten Fürstenhause.

„Jetzt schlägt die Befreiungsstunde,
Deine Leiden sind zu Ende;
eine heil'ge Pflicht erfüllend
greif ich der Regierung Zügel.

„Denn durch Primogenitur
sowie durch Gesammtverlehnung,
bin ich legitimer Herrscher
in den schönen Eiderlanden."

Als nach Holstein diese Botschaft
abgeschickt, sogleich an alle
fünf und dreißig Bundesstaaten,
An die Atta-Troll-Vereine,

An Europas Cabinette,
An die Schweiz, (wo gleich das Echo
Aller Berge hoch auflachte,) —
wurde officiell gemeldet:

Daß nach seines lieben Vetters
Tod, (Gott hab' ihn selig!) Holsteins
rechter Erbe die Regierung
seiner Lande trete an.

Gleich treffen die Huldigungen aus Bürgerclubs, Professorencliquen und Kammerfractionen ein.

Aus Paris nur fehlt die Huldigung;
bald an seinen Freund Napoleon
Schreibt er — (immer nach Dictat):
„Sire, Gott hat uns berufen!

„Wie einst Du, so durch den Willen
meiner schwer gedrückten Völker
Hab' ich unbemerkt soeben
meiner Väter Thron bestiegen.

„Wüßtest Du wie Ungeheures,
Schreckliches sie leiden müssen,

hörtest Du den Schmerzensschrei,
o gewiß Du schicktest Hülfe!

„Ganz Kleindeutschland ist in Aufruhr,
tobt und schäumt vulkanenähnlich;
Alles sie von mir erwarten,
Alle warten sie auf mich.

„Du der hochgepreiste Schutzherr
aller Nationalitäten,
wirst auch nicht abandonniren
die von Kiel und Itzehoe . . . .

„Wie uns ähnlich sind wir beide!
Traf uns ja ein gleiches Schicksal;
— haben wir gelitten beide,
und für gleiches Recht gestritten!“

„Deine hohe Anerkennung
meiner heiligen, zweifellosen
Rechte ist mir unbezahlbar —
Sire, wie kann ich Dir's lohnen?

„Hör', es fällt mir etwas ein!
hab' ich erst den Thron — trotz meiner
göttlich legitimen Abkunft,
werd' ich — Dir nur zum Gefallen —

„Eine kleine allgemeine
Stimmrechtübung veranstalten.
Vetter Coburg wird es leiten,
hat das Ding genau studirt. —

Schließlich, Namens meines Hauses
Schutz und Trutzbund Dir versprechend,
bleib ich, Sire und Collega,
Dein ergebener Diener
Dolzig.“

Unser Held hat die Ehre, einer Antwort gewürdigt zu werden. Er läßt für den kaiserlichen Brief ein diamantenbesetztes Kästlein machen, das er unter sein Schlafkissen legt. Nun wird er von den Seinen zur That aufgerufen. Eine Deputation meldet sich bei ihm, die ihm die „Krone seiner Väter“ bringt. Es entwickelt sich folgendes Gespräch zwischen ihm und dem Führer der Deputation:

„Und wer bist Du edler Bote?“
frug mit Würde Ernst, — „„O Durchlaucht,
bin ein schon berühmter Handlungs-
Reisender aus Itzehoe!““ —

— „Gleich an meine Brust! Ich bin ja
selber auch ein Reisender!“

Sein Protector giebt dem Prinzen, welcher der Huldigung des Volkes nachgab und zu seinen Unterthanen reisen will, gewaltige Kräfte mit auf den Weg:

„Francke als Finanzinspector,
Sammer für das In- und Ausland,
als Ambassadeur für Gotha
den famosen Tempeltey.“

Zuvor hat der hoffnungsvolle Reisende eine Unterredung mit seinem Papa. Er frägt ihn:

„Wenn man wünscht, daß die Verfassung
ich beschwöre?“ ... — „„Schwöre immer,
wird sie später reformirt,
schwörst Du einen anderen Eid.““ —

Doch Papa, wenn Jemand fragte
nach den Geldern — die — — Du weißt ja,
diese dänischen Millionen?“
— „„Ei was Junge, bist Du kindisch!

Wisse denn, daß Gelder geben
nimmer Gentlemen zurück;
ganz besonders nicht ein Herrscher,
dem das Volk sich giebt umsonst!““ ——

Aber Atta, wo ist Atta? —
Ei, da kommt ja galoppirend
er von seiner großen Runde
durch die Bundeswelt zurück!

Warum schwitzt er so und stöhnt er?
Warum schlottern ihm die Beine?
Warum wie ein morsches Haus
Stürzt er auf den Boden nieder?

Ach die reichen Spenden sind's ja,
Die aus allen deutschen Gauen
für das große Werk er durch sein
reizendes Talent gesammelt.

Preußen zwar, die junge Knauserin
geizte scheußlich, — weit splendider
Sachsen gab zwei hundert Thaler,
Oest'reich hundert neunzig Gulden;

Bayern gab zweihundert Gulden,
Baden hundert; Lippe, Waldeck

gaben je bis vierzig Kreuzer,
Nassau noch bedeutend mehr. — —

Alles schweres Gold in Barren,
drum ist Troll so todesmüde;
und doch ruft man ihn schon wieder —
„armes Thier! hast keine Ruh!"

Auf Atta Trolls Rücken setzt sich der Dolziger, gekleidet in die Farben des Regenbogens:

Denn der prächtige Sammet-Mantel —
scheint von hinten schwarz-roth-golden,
rechts schwarz-weiß, und links stark röthlich,
aber vorne roth-weiß-blau.

Eine Warnung wird ihm schließlich in's Ohr geraunt: „In Kiel sind Thronen häufig einem Umschlag ausgesetzt."

Warschau's Sonne im Untergange.

(Aus den Papieren eines Reisenden, am Schluß des achtzehnten Jahrhunderts).

(Fortsetzung.) Warschau, Januar 1794.

Unter diesen Vorbereitungen erwartet man die Berufung zu den Landtagen. Diejenigen Gegenstände nämlich, die auf dem Reichstage verhandelt werden sollen, werden, im Auszuge, in die verschiedenen Woiwodschaften und Bezirke, im Namen des Königs, abgeschickt; zugleich werden die Landtage (poln. Seymiki) angesagt, die jedesmal sechs Wochen vor einem ordentlichen und drei Wochen vor einem außerordentlichen Reichstage gehalten werden müssen. Auf diesen Landtagen versammeln sich die Edelleute der Woiwodschaften und Bezirke, und die in denselben wohnenden Senatoren. Zuerst wird, durch die Mehrheit der Stimmen, ein Landbotenmarschall erwählt, der dem Landtage vorsitzt, über die Förmlichkeiten wacht, die Stimmen sammelt, die Uneinigen zu vereinigen und Ruhe und Ordnung zu erhalten sucht. Ist dieser erwählt, so tritt ein Abgeordneter des Königs auf, legt die Gegenstände, über die das Land berathschlagen soll, dar, und entfernt sich sodann. Die Verhandlungen des Landtages nehmen ihren Anfang und die Punkte, worüber man einig geworden ist, werden verzeichnet und machen einen Theil der Vorschriften für die an den Reichstag zu sendenden Boten aus. Neben den Gegenständen, welche die königlichen Ausschreiben enthalten, werden noch viele andere, allgemeine und besondere verhandelt und den Volk-

machten der Boten hinzugefügt, um sie am Reichstage zu betreiben. Sodann werden die künftigen Reichsboten aus den versammelten Edelleuten, durch Mehrheit der Stimmen, erwählt. Hier bemerke ich, daß, da die einzelnen Mitglieder des Landtages, durch ihren Einspruch, wie am Reichstage selbst, die ganze Versammlung zerreißen und nichtig machen können, viele Landtage gar nicht zu Stande kommen, mithin aus der Provinz, wo dies geschicht, gar keine Boten am Reichstage erscheinen, bei demselben auch nicht zugelassen werden würden. Ein gesetzliches Mittel dagegen hat der König in Händen, der sogleich einen neuen Landtag ausschreiben kann; ungesetzlich ist dies, daß die Partei, welche die stärkste ist, Gewalt zeigt und durch Furcht die Widersprecher im Zaume hält. Uebrigens thut es den Geschäften des Reichstages selbst keinen Eintrag, wenn auch die Boten einiger Woiwodschaften oder Bezirke ausbleiben. Die Gegenwärtigen verfügen für die Abwesenden und diesen bleibt es unbenommen, den Beschlüssen des Reichstages auf den Relations-Landtagen, die nach demselben gehalten werden, beizutreten. Gewiß ist indessen, daß, wenn der größeste Theil der Boten am Reichstage fehlte, dieser, wo nicht ganz vergeblich, doch wenigstens nicht im Stande wäre, Dinge von allgemeiner Wichtigkeit zu beschließen, die sodann bis zu einem neuen, an welchem mehr Boten erscheinen, ausgesetzt werden müßten.

Da auf diesen Landtagen mehr als eine Partei ihre Pläne hat und durchzutreiben sucht, so ist die Vertreterschaft der Nation, schon in dem ersten Augenblick ihrer Bildung zerstückelt und sie bleibt es gewöhnlich bis zum letzten ihrer Wirksamkeit. Ehedem gingen die Landtage selten ohne gewaltthätige, auch wohl blutige Auftritte ab. An mehr als einem wurden Edelleute zu Schanden gehauen, oder mit Schlägen gemißhandelt, oder durch Uebermacht aus demselben verstoßen; an mehr als einem hielten zwei Parteien einander das Gleichgewicht, wählten beide ihre eigenen Boten, und jede erklärte die ihrigen für die rechtmäßig gewählten, bis etwa eine stärkere Hand für noch andere entschied. Das Geräusch, die Erbitterung und thätliche Heftigkeit, die solche Spaltungen verursachten, waren um so stürmischer, da die Theilnehmer gewöhnlich noch durch starke Getränke außer sich gesetzt waren, die bei den übrigen Mitteln, welche man zur Ausführung gewisser Pläne anwandte, unnachläßlich in Fülle zur Hand sein mußten. So schäumte denn die Vaterlandsliebe in großen Deckelgläsern, wie sie in Dukaten glänzte und wie sie in dem Blute eines Mitbürgers an einem Säbel herabfloß. — Polen von Gefühl erinnern sich selbst mit Schmerz solcher Auftritte, die bis in die neuesten Zeiten herauf dauerten, und nur erst bei der Berufung des Revolutions-Reichstages, bei dessen Verlängerung und Verdoppelung im Dezember 1790 und bei der Bestätigung der Konstitution im Februar 1792, nicht mehr vorfielen. Ein patriotischer Pole versicherte mir bei der letztern Gelegenheit, daß nur zwei Landtage sich noch betrunken und sich Heftigkeiten überlassen hätten. Diese nicht ganz ernsthaft klingende Aeußerung zeugte allerdings von einer Eintracht, die den Muth der Mehrheit, die damals am Reichstage herrschte, stärken mußte. Indessen ist es auch gewiß, daß sie von Warschau aus in alle die Bezirke, die sie nicht ganz für sicher hielt,

Abgeordnete gesandt hatte, die ihr ergeben waren, und die den Edelleuten, die sich auf den Landtagen versammelt hatten, das Glas vorhielten, durch welches sie ihre Unternehmungen ansehen mußten, wenn sie dieselben einmüthig billigen sollten.

Die Boten nun, die auf den Landtagen erwählt werden, bilden, mit den Senatoren, den Ministern und dem Könige, den Reichstag (polnisch Seym) und finden sich zu der Zeit und an dem Orte ein, die in den königlichen Ausschreiben zu Haltung desselben angesetzt sind.

Die Reichstage*) sind entweder ordentliche oder außerordentliche und diese Eintheilung besteht seit dem Jahre 1573, wo es Gesetz wurde, daß alle zwei Jahre ein Reichstag gehalten werden, daß es aber auch dem Könige erlaubt sein sollte, binnen kürzerer Zeit, einen solchen zu berufen, wenn dringende Umstände es nöthig machten. Jene ersteren sollten ordentliche, diese letztere außerordentliche genannt werden. Der Tag, an welchem die ordentlichen ihren Anfang nehmen sollten, wurde im Jahre 1717 auf den nächsten Montag nach Michael festgesetzt. Wenn ein Reichstag, durch irgend einen Zufall, in dem Jahre, in welches er fällt, nicht zu Stande kommt, so müssen noch zwei Jahre vorübergehen, ehe er wieder ausgeschrieben werden kann.

Die Orte, wo sich der Reichstag versammlt, sind abwechselnd Warschau und Grodno, und zwar so, daß zwei hinter einander in jener und der dritte in dieser Stadt gehalten werden. Unter der Regierung des jetzigen Königs hat man sich an diese Verordnung nicht streng gebunden, und die Reichstage waren, bis drei oder vier, in Warschau, doch dem hierher gehörigen Rechte der Stadt Grodno unbeschadet.

Außer den Schreiben, durch welche die Stände berufen werden, schickt der König noch andere, die man Deliberatorien nennt, und welche die Gegenstände enthalten, über die am Reichstage berathschlagt werden soll, drei Monate vor Anfang desselben, an die einzelnen Senatoren, damit sie darüber denken und vorbereitet erscheinen können.

Sobald ehedem die Senatoren und Reichsboten in der Stadt ankamen, wo der Reichstag sein sollte, wurden ihnen von den Hofmarschällen Wohnungen angewiesen; da aber diese bei dem Luxus der neueren Zeiten und bei der Gewohnheit vieler Reichsboten, ihre Gemahlinnen mitzubringen, eben so wenig hinlänglich waren, als das Kostgeld, (poln. Strawne) das jede Provinz den ihrigen zu bewilligen gewohnt war: so gab man diese unbedeutende Schadloshaltung ganz auf und die Reichsboten miethen sich jetzt eigene Wohnungen und leben darin die ganze Zeit des Reichstages auf ihre Unkosten.

Zur Polizei des Reichstages gehört, daß die Gesetze Strafen gegen diejenigen bestimmt haben, die auf demselben den Säbel ziehen, jemand verwunden, jemand tödten, und daß die Landboten und ihre Dienerschaft unter der Gerichtsbarkeit der Marschälle und des Reichstages stehen. Zu den

---

*) Vergl. Lengnich Jus publ. pol. Tom II. pag. 341 sq.

Vorrechten der Senatoren und Reichsboten gehört dies, daß der Gang der Rechtshändel, in denen sie verwickelt sind, sei es vor welchem Gerichtshof es wolle, vom Anfange der Landtage an, während der ganzen Dauer des Reichstages, bis vierzehn Tage nach den Berichts-Landtagen, die auf ihn folgen, gehemmt ist, und daß alle während dieser Zeit gegen sie gethane Rechtssprüche nichtig sind.

(Fortsetzung folgt).

Diplomatische Revue.

Wochenschau.

Die Ereignisse in den Donaufürstenthümern haben mächtig auf die Situation eingewirkt. Um es mit einem populären Ausdruck zu bezeichnen, sind die Cabinete durch die moldau-walachische Krisis belehrt worden, daß die Zeit vorüber sei, wo eine jede Macht ihrer eigenen Nase nachgehen durfte. Das selbstständige Verfolgen eines besonderen Zieles charakterisirte während der letzten achtzehn Monate die Politik der Mächte. Es gab keine zwei Cabinete, die im Stande gewesen wären, sich mit einander über irgend eine Frage zu vereinbaren. Ein Jedes stellte sein particulares Programm auf und verkündete der Welt, daß es von demselben nicht abgehen werde. Da nun aber einmal im Leben der Staaten das Zusammenwirken der Entschlüsse, das Combiniren der Interessen oberstes Gesetz ist, da die Isolirung in der Politik stets Unfruchtbarkeit nach sich zieht, so brachte die hier geschilderte Situation wohl eine Menge von Gerüchten, eine Menge von Prophezeihungen, nicht aber einen entscheidenden Ausschlag hervor.

Die Höhe der Staatskunst ist es, fremde Kräfte für die Erreichung des eigenen Zweckes in Bewegung zu setzen.

Es ist groß, erhaben, heldenmüthig, die eigenen Hülfsmittel an die Durchführung des Willens zu setzen; aber es ist das schönste Denkmal menschlicher Weisheit, fremde Leidenschaften, fremde Wünsche, fremde Anstrengungen vor den eigenen Wagen zu spannen. Man kann ja nicht zugleich Kutscher und Pferd sein; nach einer solchen Rolle tendirt ein Staat, der sich auf sich beschränkt und in der Betonung seiner ausschließlichen Gewalt die Quelle der Machtentfaltung finden will.

Daß Preußen ein tüchtiges Maaß jener Weisheit besitze, das konnten wir aus der Manier ersehen, in welcher kurz vor dem Dänischen Kriege und

während desselben und bei dem Friedensschlusse die Berechnungen Oesterreichs verwerthet wurden.

Nun aber fing Oesterreich an, sich auf einen Partikularstandpunkt zu versteifen. Sein ganzes Sehnen concentrirte sich zuletzt dahin, daß Preußen gegenüber für den kaiserlichen Adler an der Eider ein Nest bereitet bleibe. Dieses Sehnen wurde mit allerhand gemüthvollen Redensarten ausgeschmückt, wie uns denn dergleichen Phrasen noch in dem jüngsten Erlaß des Herrn von Gablenz entgegentreten, wo der Statthalter sagt, daß die Vertrauensbeweise, die er in Holstein erhalten, zu den schönsten Erinnerungen seines Lebens gehören würden.

Als ob es zu den Aufgaben der Weltgeschichte gehörte, daß Herr von Gablenz in späteren Jahren das augustenburgische Photographieen-Album, welches er aus Holstein davon tragen wird, mit Rührung betrachte!

Die Hartnäckigkeit, mit welcher sich Oesterreich einen Katechismus von Particularzwecken zurecht machte, drohte den Fluß der Ereignisse in Stockung zu bringen. — Es mußte ein Ereigniß dazwischen kommen, durch welches Oesterreich an seine wahren Interessen erinnert ward.

Dieses Ereigniß ist die Revolution in den Donaufürstenthümern. Hier hat Oesterreich zu bethätigen, ob seine Diplomatie noch frisch genug sei, um sich innerhalb einer neuen Verwickelung mit Erfolg zu bewegen. Rußland hat die Entscheidung an der untern Donau in Händen. Die westmächtlichen Illusionen, die sich an den Krimkrieg geknüpft hatten, sind verflogen: Rußland ist im Innern reformirt, es hat den Bauernstand befreit, es hat die Revolution zertreten; es hat seine Eroberungen in Centralasien weithin ausgedehnt und somit das osmanische Reich umgangen, welches jetzt mehr als je der Vormundschaft des Czaren überantwortet ist.

Der Uebergang der russischen Armee über den Pruth wird die Thatsache, daß Rußland die Folgen des Krimkrieges zu seinem Vortheile ausgebeutet hat, ins Licht setzen. Diesmal wird der Einmarsch in die Donaufürstenthümer kein verhängnißvoller sein wie im Jahre 1853, vielmehr wird er uns belehren, daß der Rückschlag gegen den Krimkrieg sich vollende.

Hier also ist eine Entwickelung im Gange, welche an die Mächte die Frage stellen wird, wie weit sie selber actionsfähig seien. Die Antwort wird nicht zu Gunsten des französischen Kaiserthums oder der englischen Aristokratie lauten. Frankreich ist im Netze der imperialistischen Unternehmungen, welche nirgends ein endgiltiges Resultat erzeugten, gefangen; der britischen Aristokratie enthüllen sich die Folgen des Glückseligkeitssystems, welchem sie sich hingegeben. Eine Aristokratie kann nur dann ihre Herrschaft behaupten, wenn sie auswärtige Politik treibt: für sie noch mehr als für einen Despotismus ist die auswärtige Politik das tägliche Brod.

Vergebens, daß sie dem Volke die Nichteinmischung predigt, daß sie ihm sagt: es sei so reich, so behäbig, so glücklich und möge sich daher nicht um fremde Völker kümmern. Kein Volk fühlt sich glücklich, wenn es nicht groß und ruhmvoll ist. Die britische Aristokratie mag nunmehr in der inneren Bewegung, die das Vereinigte Königreich durchzuckt, die Frucht der Neutra-

litäts-Versäuerung erblicken, zu welcher sie das Volk verurtheilte; sie ist selber versäuert und wird sich nicht zu einer kräftigen auswärtigen Politik aufschwingen.

Es ist demnach zu erwägen, welche Position Oesterreich und Preußen zu Rußland nehmen werde.

Der österreichischen Monarchie mag es nahe genug gehen, wenn sie ihre östliche Flanke von russischen Armeen eingeengt sieht. Gleichwohl bleibt ihr nichts anderes übrig, als daß sie sich mit Rußland verständige. Heute ist keine Verführung mehr vorhanden, mit dem Westen zu gehen. Der Verlust der Lombardei war der Lohn dafür, daß Oesterreich in den Jahren 1853 bis 1856 dem Humanitätsfeldzuge des Westens Vorschub leistete. Man dürfte in Wien den Fehler erkannt haben, und die Gelegenheit begrüßen, um ihn gut zu machen.

Falls aber Oesterreich durch die Vorgänge an seiner Ostgrenze zu einer solchen Umkehr und Selbstbesinnung gezwungen wird, so darf Preußen sich das Verdienst zurechnen, eine Combination vorbereitet zu haben, welche entscheidend auf die Geschicke Europas einwirken wird. Die Londener Conferenz des Jahres 1864 hat bewiesen, wie wenig bei sich bekämpfenden Theorien und bei unversöhnlichen Interessen auf eine Einigung sämmtlicher Mächte zu hoffen ist. Wohl aber darf man erwarten, daß, wenn Rußland, Preußen und Oesterreich, die sämmtlich bei den schwebenden Fragen so eng betheiligt sind, sich zusammenthun, die Schwankungen und Unfertigkeiten, an denen Europa leidet, einer dauernden Lösung den Platz räumen werden.

Correspondenzen.

Berlin, den 28. Februar. Der allgemeine Landtag ist geschlossen, das Ereigniß an Berlin ohne irgend besondere Theilnahme vorbeigegangen. Selbst der desfallsige feierliche Act im Königl. Schlosse hatte nur wenige Zuschauer vor demselben versammelt und diese bestanden vorzugsweise aus sogenannten Bummlern, die sich eben so gut und so gern zusammengefunden haben würden, wenn ein Droschkengaul hingefallen oder sonst ein Straßenereigniß eingetreten wäre. Der souveräne Pöbel beschränkte sich denn auch auf Demonstrationen gegen einen einzelnen Abgeordneten, in welchem die Freiheit der parlamentarischen Rede gemißbilligt wurde. Dagegen wird für das freie Wort um so mehr in Versammlungen agitirt, denen die Firma der Wahlmänner umgehängt wird. Daß diese mit dem Schlusse des Landtages jede Bedeutung verloren haben, kümmert die Arrangeurs hierbei nicht; es

gilt schon jetzt das Streben wachzurufen, daß dieselben Personen, welche bei den letzten Wahlen die democratischen Abgeordneten entsandten, auch für die nächsten wieder dieses Recht üben sollen. Derjenige, welcher noch jetzt als Wahlmann an solchen Versammlungen sich betheiligt, wird schon hierdurch darauf hingewiesen, dieses Officium sich auch für die nächsten Wahlen zu sichern. Eigentlich begreifen wir nicht recht, wie die polizeiliche Erlaubniß noch jetzt für die Versammlungen ertheilt werden kann, die sich als eine Zusammenkunft der Wahlmänner characterisiren; derartige Subjecte giebt es jetzt gar nicht mehr, und wesenlose Vereine scheinen uns ein Unding. Wirklich betrübte Gesichter über das plötzliche Ende des Landtages machen nur die Vermiether möblirter Wohnungen; selbst die meisten Abgeordneten werden froh sein, so wohlfeilen Kaufes nach Hause entlassen zu sein.

In den letzten Tagen sind mannigfache Feste gefeiert worden, die regelmäßig in jedem Jahre wiederkehren; wir heben besonders das Stiftungsfest des polytechnischen Vereins hervor, welches die größte Zahl der Theilnehmer in dem Kroll'schen Locale zu vereinigen pflegt. Sonst feierte die liberale Opposition des Abgeordneten-Hauses in jedem Jahre regelmäßig die Erinnerung an unsern großen König Friedrich, seit einigen Jahren ist jedoch hiervon Abstand genommen worden. Wir haben diese Enthaltsamkeit als das einzige Zeichen richtiger Selbsterkenntniß zu registriren.

Die öffentlichen Vorlesungen halb wissenschaftlichen halb novellistischen Charakters häufen sich; wir haben für dieselben niemals besonders geschwärmt, vermöchten auch nicht zu behaupten, daß besondere Erfolge denselben zuzuschreiben wären. Der Saal der Singacademie ist für diese Vorträge bestimmt, während dieser Raum, dem eigentlichen Zwecke musikalischer Aufführungen, mit besserm Erfolge, in der Regel geöffnet bleibt. Berlin wimmelt förmlich von einheimischen und fremden Virtuosen.

In der Königlichen Oper war uns kürzlich wieder einmal eine Vorstellung in Aussicht gestellt, in welcher die Italienische Arie mit dem Deutschen Chor abwechseln sollte. Eine solche Aufführung eines dramatischen Kunstwerkes müssen wir entschieden mißbilligen. Es heißt doch jede Illusion der Handlung stören, wenn eine derartige Sprachverwirrung uns das Sujet deutlich machen soll. Wir halten die Abhülfe für leicht erreichbar. Will die Prima-Donna ganz entschieden sich der deutschen Sprache nicht bedienen, und der Eigensinn dieser Damen ist schwer zu brechen, so sollte die Intendanz dafür Sorge tragen, daß der Chor befähigt ist, auch Italienische Worte zu singen. Wir halten diese Aufgabe für sehr leicht zu lösen; irren wir nicht, war früher in Dresden bei der italienischen Oper ein besonderer Chor für dieselbe nicht vorhanden. Sollte aber nun einmal die Sängerin nur Italienisch, der Chor nur Deutsch singen können oder wollen, so möchten wir rathen, von einer dramatischen Vorstellung ganz Abstand zu nehmen. Wir würden es alsdann vorziehen, die auswärtige Künstlerin lediglich als Concertsängerin zu bewundern. Die Intendanz der Königlichen Bühne strebt so sehr danach, die Kunst in würdiger Weise zu üben, daß wir wohl hoffen dürfen, die von uns angeregte Frage dort in Erwägung gezogen zu sehen.

Unter unserem einheimischen Sängerpersonal herrscht Krankheit und wir haben es als einen eigenthümlichen aber höchst beklagenswerthen Umstand zu verzeichnen, daß je mehr Sänger oder Sängerin leistet, um so leichter deren Körperconstitution den Affectionen dieser und jener Kränklichkeit ausgesetzt zu sein scheint.

Es gehört dieses Ungemach, welches die Betroffenen gewiß am meisten selbst beklagen zu den Räthseln, für welche Lösung und Heilmittel bisher noch vergebens gesucht werden.

Berlin, 28. Februar. Die in dem Staats-Anzeiger enthaltenen Artikel über die anderweitige Regulirung der Grundsteuer sind jetzt in einer besonderen Ausgabe erschienen. Dieselbe gewährt eine übersichtliche Darstellung des Verfahrens, der Hauptergebnisse so wie der Gestaltung der Besteuerungsverhältnisse und des Betrages der Veranlagungskosten. Da diese Darstellung aus authentischen Quellen herrührt, so wird dieselbe für alle diejenigen, welche sich auf jenem Gebiete orientiren wollen, eine erwünschte Publikation bilden.

Bekanntlich hat der Herr Minister des Innern im Anfang vorigen Jahres angeordnet, daß die Amtsblätter Artikel über provinzielle Zustände bringen sollen. In Folge dessen liegt nunmehr in den Amtsblättern ein sehr reicher Stoff zur Kenntniß der verschiedenen Provinzen vor. — Der Staats-Anzeiger hat diese Publikationen bisher ganz oder im Auszuge abgedruckt und sich somit zum Mittelpunkte für diese provinziellen Arbeiten gemacht. Um die Bekanntschaft mit diesen Leistungen zu erleichtern, hat die Redaction des Staats-Anzeigers es angemessen gefunden, eine Uebersicht über sämmtliche provinzielle Artikel der Amtsblätter zu verfertigen, wozu die Bezirks-Regierungen das Material bereitwillig und zuvorkommend geliefert haben. Die Artikel selbst sind im Bureau des Staats-Anzeigers aufbewahrt worden, um sie diejenigen, die für diesen Literaturzweig sich interessiren, mittheilen zu können.

Aus Süddeutschland, 27. Februar. Bei den gegenwärtigen, im Betreff der schleswig-holsteinischen Frage entstandenen Wirren in Deutschland möchte ich mir erlauben, Sie auf einen, meines Erachtens nicht unwichtigen Umstand aufmerksam zu machen. Das ist die verständige und preußenfreundliche Haltung der katholischen Presse. Von dem Augenblick an, wo Preußens und Oesterreichs verbündete Heere zur Befreiung der Elbherzogthümer auszogen, waren die in München erscheinenden „Historisch-polischen Blätter" die wärmsten Vertheidiger der preußischen Forderungen. Wenn ich mich nicht irre, brachte sogar Ihre Kreuzzeitung an der Spitze des Blattes lange Auszüge aus jener Monatsschrift. Im Kaiserstaat dagegen ist es die in der Hauptstadt erscheinende „Wiener Kirchenzeitung", Eigenthum des Dr. phil. et theol. Sebastian Brunner, Praelatus

Protonotarius Apostolicus et Solio Pontificio Assistens etc. — Dieses Organ des katholischen Klerus in Oesterreich, welches in Ihrem protestantischen Norden weniger bekannt sein dürfte, hatte ganz im Gegensatz zur bitteren Gehässigkeit der übrigen süddeutschen Journalistik seit Jahren schon im wohlwollendsten Sinne die Politik Ihres Herrn Ministerpräsidenten sowohl nach Außen wie nach Innen gewürdigt. In der ersten Nummer bringt nun dasselbe einen Artikel unter der Ueberschrift „Oesterreichs katholische Mission", von dem Sie mir folgenden kleinen, aber immerhin charakteristischen Auszug wohl gestatten mögen. „. . . . Wäre der **Rechts**-Punkt für irgend einen der Prätendenten so ganz klar und einfach, so wäre der Austrag nicht schwer, und keine andere Rücksicht dürfte dann mehr obwalten. Bei den schwankenden Rechtsansprüchen dürfte aber der leise Wunsch doch auch eine kleine Berücksichtigung verdienen, daß die deutsche Kleinstaaterei nicht **noch** durch einen Duodezstaat vermehrt werden möge. Eine Schwierigkeit bleibt dann in jedem Falle übrig, die nämlich, wie Oesterreich zu entschädigen wäre, denn ganz leer kann und darf es doch nicht ausgehen. Eine Territorial-Entschädigung, welche die österreichischen Grenzen arrondirte, ist nicht zu entdecken, und eine Sehnsucht irgend eines Theiles der deutschen Bevölkerung, österreichisch zu werden, war, wie bis jetzt die Dinge gestanden sind, bei unseren Finanzzuständen, bei unseren ehemaligen, zurückgebliebenen, überall längst aufgegebenen volkswirthschaftlichem Systeme, bei unserem schleppenden Gerichtsverfahren, und bei unserer über Gebühr verrufenen Bureaukratie nicht zu erwarten. Nur in einem Punkte ist die Sympathie für Oesterreich unzerstörbar und dieser feste Punkt liegt auf dem konfessionellen Gebiete. Die schutz- und rechtlosen Katholiken im deutschen Südwesten blicken noch immer auf den katholischen Großstaat, wie auf ihren Hort. Die ehemalig vorderösterreichischen Länder haben den Verlust ihres alten Herrscherhauses nicht verschmerzt und ihre Aufnahme in den badischen Kleinstaat hat ihn nicht vergessen gemacht. Wer kennt nicht die unaufhörlichen Zerwürfnisse des katholischen badischen Bevölkerungsantheils mit der Regierung! Möge Preußens König seinem durchlauchtigsten Schwiegersohne die hohenzollern'schen protestantischen Lande und Letzterer dafür Breisgau an Oesterreich abtreten: Der badische Staat hätte an Macht und Homogenität nichts verloren, die kraft- und wehrlose südwestliche Spitze Deutschlands hätte unter österreichischem Regimente dem deutschen Land mehr Sicherheit und Schutz gegen den Grenznachbaren, Frankreich, zu bieten, als das Großherzogthum Baden, diese unglückliche Schöpfung des Wiener Congresses jemals wird leisten können. Bei dem ruhigen aber entschiedenen Fortschreiten der jetzigen österreichischen Regierung auf jedem Felde der inneren Entwickelung dürfte das bisherige Schreckbild der österreichischen Administration die religiösen Sympathieen nicht beeinträchtigen. Leider hat man bisher den Hebel der katholischen Glaubensgemeinschaft nicht gehörig beachtet und dessen Kraft nicht gekannt oder nicht zu schätzen gewußt."

Bei der Klugheit und dem Einflusse, welcher trotz aller Aufklärerei doch

einmal den katholischen Priestern nicht abzusprechen ist, wird diese, namentlich in der jetzigen Spannung eingenommene, anerkennende Stellung von Ihnen in Preußen keineswegs übersehen werden können.

Militärische Revue.

Der letzte amerikanische Krieg.

(Fortsetzung).

Der Halbinsel-Feldzug in seiner Entwickelung.

Nachdem alle vorbereitenden Schläge, welche Mc. Clellan zum Gelingen seines „Anaconda Projecte8" für nöthig gehalten, glücklich geführt waren, rüstete sich die Haupt- oder Ober-Anaconda unter seinem Commando, mit ihren blitzenden Ringen den südlichen Löwen zu ersticken — sollte sich dies Mal aber noch etwas den großen Mund verbrennen! d. h. die Anaconda!

Nachdem durch Magruders klugen Rückzug die Verzögerung der Angriffe Mc. Clellans glücklich erreicht war, hatte die confederirte Regierung Alles darangesetzt, sich in Virginien zu verstärken, um dem dort heranziehenden Ungewitter entgegenzutreten.

General Johnston führte das Commando über die dort versammelten Streitkräfte der Confederirten, deren Stellung eine der stärksten war, welche ganz Virginien darbietet.

Eine kleine Terrainbeschreibung wird den Leser darüber aufklären. — Richmond liegt dort an dem breiten und schiffbaren James-Fluß, wo derselbe, seinen west-östlichen Lauf scharf gegen Süden ändernd, auf eine Strecke von ca. 4-6 Meilen einen Bogen bildet, der nach Südwesten rechtwinkelig geöffnet ist.

Stromabwärts auf ca. 3 Meilen sichert das auf steilem Berge liegende Fort Darling. Fast parallel mit dem Bogen des James fließt der Chikahominy, von breiten Sümpfen fast auf seinem ganzen Laufe begleitet. — Ihn durchschneidet die genau west-östlich, nicht nördlich, führende York-River Bahn. Außer dieser münden in Richmond noch 4 Bahnen, und in dem 3 Meilen entfernten Petersburg noch drei Andere.

Außerdem sind beide Städte untereinander, und Petersburg mit dem James-River durch zwei besondere Bahnen verbunden.

Rechnet man hierzu das oben geschilderte Terrain der eigentlichen Halbinsel, so wird man ungefähr die Schwierigkeiten eines Angriffes auf das von 90,000 entschlossenen Vertheidigern geschützte Richmond ermessen können.

Diese 90,000 aber waren damals, d. h. im April noch keineswegs

beisammen, zum Theil steckten sie noch in den verschiedenen Küstenstaaten, in denen Schlag auf Schlag die Forts und Häfen verloren gingen, ohne daß sie durch die nöthigen starken Garnisonen geschützt wurden, fast nirgends finden wir eine entschlossene Schanzenvertheidigung. Fast 600 schwere Geschütze und die Häfen wurden bis zum Mai den Conföderirten entrissen.

So war denn Mc. Clellan, dem ungestümen Drängen der Presse und des „Volks" im Norden, folgend, über See nach Fort Monroe gesegelt und von dort mit ca. 80,000 Mann die Halbinsel stromaufwärts marschirt. — Schon bei Yorktown stieß er auf die früher von Magruder errichteten, aber noch außerordentlich verstärkten Verschanzungen, die jetzt von 26,000 Mann und 114 Geschützen vertheidigt, eine formidable Stellung bildeten. — Mc. Clellan erkannte auch sofort die Unmöglichkeit, hier einen Angriff zu wagen. Nach einigen kurzen Versuchen, die ihm dazu dienten, die schwächste Seite der Stellung aufzufinden, bereitete er eine regelmäßige Belagerung vor und ließ sofort die flachgehenden Panzerkanonenboote, Monitor, Galena, Arrostook, Port royal und Naugatuck von Monroe heraufbeordern, um die Vorarbeiten der Belagerung zu unterstützen.

Keineswegs dieser Panzerschiffe, sondern der Einwohner von New-Orleans wegen, verließen die Conföderirten diese Stellung, da durch jenes Unglück die Armee von Corinth im Mississippithale gefesselt wurde, und nicht wie man gehofft, zur Verstärkung Richmonds verwendet werden konnte. Die Schanzen wurden also geräumt, aber ohne, daß die Belagerer die geringste Ahnung davon hatten, da Johnston eine Anzahl Kanonen, die er aus Mangel an Pferden oder Maulthieren im entscheidenden Augenblicke stehen lassen mußte, bis zum letzten Augenblick in Thätigkeit halten ließ. So dauerte es fünf Tage, ehe Mc. Clellan erfuhr, daß er gegen Wälle ohne Besatzung kämpfe.

Es muß das föderirte Hauptquartier einen reizenden Anblick geboten haben, als diese Nachricht eintraf und die Herren mit den langen Gesichtern sich verblüfft ansahen: „Wieder einmal angeführt!" Gerade wie bei Manassas und Corinth, wo auch die Conföderirten verschwanden, wie Geister, um an einer anderen Stelle höchst körperlich wieder aufzuklopfen! — „Ja es geht nichts über einen guten Sicherheitsdienst!" sagte der französische General, als er hörte, daß seinen Vedetten sämmtlich von den Beduinen die Köpfe abgeschnitten seien.

Mc. Clellan, vermuthlich einigermaßen ärgerlich, schob sofort drei Divisionen den „Fliehenden" nach, die aber schon bei Williamsburg bereit standen, und die „Verfolger" dermaßen empfingen, daß sich dieselben sofort auf einen mehr malerischen, als militärisch geordneten Rückzug begaben.

Dabei hatten die Föderirten auch eine recht passende Gelegenheit, von Neuem zu erfahren, wie richtig die Abolitionistenjournale das südliche Volk beurtheilten, wenn sie der Armee vorlogen, sie würden in den Städten des Südens wenigstens mit offenen Armeen empfangen werden: Als die Yankees in Yorktown einrückten, waren Hunde, Katzen und Nigger die einzigen Bewohner, auch hier, wie in New-Bern, war den Südländern die Gesellschaft

der Alligatoren und Sumpfschlangen wohlanständiger wie die der Yankee's erschienen. Die armen Yankees, sie werden recht verkannt, mit ihren wohlwollenden, reinen Absichten!

Williamsburg mußten die Confederirten nach dem gut geführten Gefecht am 5. Mai bald räumen, da sie vom federirten General Franklin in ihrer linken Flanke durch eine Flotille mit 14 tausend Mann Landtruppen umgangen wurden.

Dieser nämlich forcirte den Eingang in dem York-Liman durch das Panzerboot Galena, das die mit glattem Geschütze versehenen Uferbatterien zum Theil demontirte.

Den Kommandeur dieser Batterien kann man nicht von dem Vorwurfe freisprechen, zu lässig in der Beobachtung seiner Pflicht gewesen zu sein, sonst mußte er geeignete Mittel finden können, um das an und für sich schwierige Fahrwasser der Yorkriver-Mündung in der Weise mit Hindernissen versehen zu lassen, daß die Galena gezwungen war, in wirksame Schußweite der Uferbatterien zu gelangen. Dann war sie verloren. Man darf freilich nicht vergessen, daß diese Scene 1862 spielte, wo man noch die fabelhaftesten Ideen über die Undurchdringlichkeit der Panzerboote hatte. Heute weiß man, das gerade glatte Geschütze mit großem Kaliber, das Panzerschiff sicher vernichten, so wie sie es in Kernschußweite haben, da die Percussionskraft eines aus Stahl gehämmerten Rundgeschosses auf kürzere Entfernung viel bedeutender ist, als die eines gezogenen Geschosses, daß wegen der starken Reibung eine geringere Anfangsgeschwindigkeit besitzt.

So kam also Franklin mit seinen 14 tausend glücklich stromaufwärts, bis Westpoint, am Yorkriver und wollte von hier aus die Besatzung der Linien von Williamsburg in den Rücken fassen — wurde aber selbst bei der Nase gefaßt, und das gehörig.

Denn „die, ihre Befreier vom Pflanzerjoch mit offenen Armen erwartende Bevölkerung" — hatte nicht verfehlt, den Confederirten genaue Nachrichten über die Annäherung der „Befreier" zu geben, so daß diese von dem im Walde aufgestellten Confederirtencorps furchtbar zugerichtet in den Fluß geworfen wurden, wo nur die Kanonenboote sie vor dem Schicksal des General Banks bei Leesburg im vorigen Jahre bewahrten.

Als Johnston dem wackern Corps melden ließ, daß er mit dem Gros der Armee in Sicherheit sei, und die Confederirten sich zurückzogen, folgten nach 5stündiger Pause die Federirten und meldeten natürlich, ihrem ebenso wahr- als ehrenhaften Naturell gemäß, daß ihre Kanonenboote die Confederirten zum Rückzuge gezwungen hätten! In Wirklichkeit waren dieselben zum Weichen genöthigt, da General Johnston Williamsburg räumte, um näher Richmond eine Stellung zu nehmen.

Ein Versuch der Panzerkanonenboote, durch eine Fahrt den Jamesriver aufwärts, Richmond zu nehmen scheiterte in kläglicher Weise an dem Fort Darling, das von seiner Höhe aus, die Panzerboote mit bohrenden Schüssen in so energischer Weise empfing, daß dieselben in Zeit von 8 Stunden 1100 Mann verloren hatten.

Weder der im Shenandoathal mit seinen 20,000 Mann, wie in einem Sack sitzende Banks, noch der in Westvirginien von erbitterten Guerilla's mit seinen 25 tausend Mann festgehaltene Fremont waren im Stande, diese Operationen Mc. Clellans in irgend einer Weise zu unterstützen.

Doch hatte dies Mc. Clellan bestimmt bei der Anlage seiner Pläne angenommen, und so mag es gekommen sein, daß er am 31. Mai sich in einer mehr interessanten als angenehmen Position befand.

Er befand sich nämlich, Front gegen Richmond, à cheval des Chickahominy dort, wo diesen die Yorkriver Railrood schneidet, deren Strecke entlang Mc Clellan bisher marschirt war.

Der an sich tiefe Fluß ist hier nach Art unserer märkischen Flüsse von breiten Uferstreifen, aus unergründlichen Morästen bestehend, begleitet, welche ein Ueberbrücken desselben unmöglich machen, ohne vorhergehende, weitläufige Dammbauten.

Diese hatte Mc. Clellan ohne Zögern unternommen, aber noch ehe die drei von ihm begonnenen Brücken fertig waren, sendete er den linken Flügel seiner Armee auf das südliche Ufer, dieser bestand dazu noch aus den Divisionen, welche zumeist vom Fieber der Sumpflandschaft zu leiden hatten und deren Vorposten aus ganz frischen Recruten entnommen, mit einer nur dort möglichen Harmlosigkeit aufgestellt waren.

Wie von andern, so auch von diesen Verhältnissen bis ins Detail hinein unterrichtet, griff Johnston mit 11,000 Mann, das über doppelt so starke feindliche isolirte Corps an, rannte die 17,000 Mann starke Avantgarde vollkommen über den Haufen, und nachdem seine Veteranen eine in der Front liegende Schanze gestürmt, war unter den jungen, vom Strandfieber und den Strapazen demoralisirten Bundestruppen kein Haltens mehr.

In voller Flucht stürzte Alles rückwärts — zum eigenen Glücke — denn hätten die Fliehenden sich auf die rechts liegenden Brücken gestürzt, es wäre ein zweiter Bull run aus dem Chickahominy geworden.

So aber standen zunächst der Brücke die Deutschen unter Heintzelmann und neben diesen die Stock-Yankees unter Hunter; an deren tüchtigen Widerstande prallten die Confederirten kläglich zurück und verschwanden mit 19 Geschützen und dem ganzen Gepäck der geschlagenen Avantgarde. Mc. Clellan der mit 2 Divisionen den Geängsteten zu Hülfe kam, erschien zu spät auf dem Schauplatz.

Durch einen Granatsplitter wurde der Chef der confederirten Armee Johnston hier schwer verwundet, und finden wir von nun an Robert E. Lee als Höchstcommandirenden, um dessen Stirn die nächsten Zeiten den vollsten Lorbeer — mit einer Dornenkrone flechten sollten.

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstraße 21.

Noch einmal der Beschluß vom 10. Februar.

Innerhalb der democratischen Partei und der ihr dienstbaren Presse dauert die Agitation fort und fort über den Beschluß des Obertribunals bezüglich der Tragweite des Art. 84 der Verfassungsurkunde. Was wir von vornherein vorhergesagt, bewahrheitet sich; diese Agitation wird schon jetzt benutzt, um auf die nächsten Wahlen zum Abgeordnetenhause zu wirken. Es gilt, Männern das Mandat wieder zu sichern, welche die unbegrenzte Redefreiheit zur vollen Erfüllung der Pflichten eines Abgeordneten als erforderlich erklären.

Die conservative Presse wird sich hiernach der Aufgabe nicht entziehen dürfen, diesem Manöver entgegen zu treten, selbst auf die Gefahr hin, daß dieser oder jener Leser meine, die Sache sei bereits hinlänglich besprochen worden. Auch wir kommen somit heute noch einmal auf jene Angelegenheit zurück und zwar vorzugsweise aus dem Gesichtspunkte der gedachten Wahlagitation.

Die Worte über Mannesmuth, Ueberzeugungstreue und Redefreiheit klingen ganz hübsch und sie fallen um so wohlgefälliger in Preußische Ohren, als kecker Sinn und eine stets bereite und bewegliche Zunge zu den Eigenthümlichkeiten der meisten unserer Landsleute und ganz besonders der meisten Berliner gehören. Wir wollen diesem Zuge nicht entgegentreten, wir wissen, daß er der Ausläufer mancher trefflicher Eigenschaften ist, wir sind z. B. dessen eingedenk, daß die Berliner Jungens mit einem Witze auf der Zunge unter den vordersten Stürmern bei Düppel und Alsen gewesen sind. Wir wissen aber auch, oder wir hoffen doch, es sei noch so, daß die Preußische und mit ihr die Berliner Bevölkerung auch Einsicht genug besitzt, um die Bedürfnisse und Erfordernisse geordneter Zustände würdigen zu können; grade die Phantasie möchte im Preußischen Volkscharacter nicht so vorherrschend sein, um die Anforderungen der nackten Wirklichkeit zu übersehen.

An diesen practischen verständigen Sinn des Volkes ist zu appelliren, um die Situation zu verstehen und zu würdigen, in welche sich das Abgeordnetenhaus selbst versetzt hat.

Der Beschluß des Obertribunals über Art. 84 ist lediglich ein Neben-, oder will man lieber der Ausgangspunkt, die Hauptsache liegt in dem Verdicte des Abgeordnetenhauses vom 10. Februar, durch welches jener Beschluß für null und nichtig erklärt wurde.

Von dieser Auffassung aus hätte unseres Erachtens das Ministerium am

richtigsten gehandelt, wenn es von vorn herein auf das bestimmteste erklärt hätte, in eine Verhandlung nicht eintreten zu können, die auf Grund eines Commissionsberichtes geführt wurde, welcher die Annahme dieser Nullitätserklärung forderte; eine solche Verwahrung wäre vom Ministertische abzugeben und wenn dieselbe, wie wahrscheinlich, erfolglos blieb, alsdann schon von diesem Augenblicke an jeder Verkehr mit einem solchen Abgeordnetenhause abzulehnen gewesen. So sehr wir die tapfere und selbstbewußte Haltung der Staatsregierung grade während jener Verhandlungen anerkennen, so würde der von uns bezeichnete Weg doch mit Einem Male die Debatte auf denjenigen Punkt gedrängt haben, welcher die Ueberschreitung der Competenz des Abgeordnetenhauses kennzeichnete. Einwendungen der Art, daß die Motivirung des Obertribunalsbeschlusses noch gar nicht bekannt sei, statuirten gewissermaßen eine Kritik desselben, sobald jenes Material vorhanden gewesen wäre und gleichwohl blieb eine solche auch alsdann noch unstatthaft, weil ungesetzlich.

In jedem gesunden Staatsleben, wo nicht Selbsthülfe, Faustrecht, Mord und Todtschlag gestattet sind, ist die Grundbedingung der gemeinschaftlichen Existenz, der Fundamentalsatz, daß ein endgültiger Rechtsspruch mit unverletzlicher Auctorität umgeben sei, daß derselbe vom Volke eben so sehr als von der obersten Spitze anerkannt und geachtet werde, und daß demgemäß denjenigen Organen, welche für die Fortexistenz des Staates verantwortlich sind, die Pflicht obliegt, die Rechtspflege gegen jede einseitige Störung sicher zu stellen.

Nach unserer Verfassungsurkunde entscheidet das Obertribunal endgültig, jeder Beschluß desselben ist also ein unantastbarer.

Auf besondere Ab- oder Zuneigungen gegen oder für die Mitglieder des Obertribunals kommt es hierbei eben so wenig an, als überhaupt auf die Frage, ob die Einrichtung, welche das Obertribunal als die letzte Instanz hinstellt, eine gelungene sei, wir verlangen für jedes richterliche Erkenntniß, welches nach den bestehenden Gesetzen die Rechtskraft beschritten hat, dieselbe Heilighaltung. Hat ein einzeln stehender Kreisrichter seinen Rechtsspruch gethan und ist dieser in die Rechtskraft übergegangen, so ist uns derselbe grade eben so unantastbar, als irgend ein Ausspruch des Obertribunals, mag sich dieser auf den Art. 84 der Verfassungsurkunde oder auf einen Proceß in Sachen Müller gegen Schultze beziehen. Ein Versuch, die Bedeutung, den Werth eines rechtskräftigen Erkenntnisses zu annulliren, ja in das grade Gegentheil zu verwandeln, ist eine Versündigung an der zum Staatsleben verbundenen Gemeinschaft, also die einfache Revolution.

Die Debatte im Abgeordnetenhause durfte sich daher um einen error in jure gar nicht drehen; es war höchstens zuläßig, einen error in facto in so weit zu behaupten, als der Beschluß anders niedergeschrieben worden sei, als er gefaßt worden, oder daß bei Feststellung des Resultats der Abstimmung Fälschungen begangen worden seien, etwa doppelte oder unterlassene Stimmzählung der Votanten; bis zu diesen Anschuldigungen, die allerdings die Behauptung des directesten Eidesbruchs des Vorsitzenden enthalten haben

würden, hat sich indessen nicht einmal der Obertribunalsrath Waldeck verstiegen.

Die Verhandlungen, wie sie im Abgeordnetenhause stattgefunden haben, über die Rechtsfindung des Obertribunals und sogar eine schließliche Abstimmung, ob diese Rechtsfindung in jure richtig sei oder nicht, gehören zu den weitgehendsten Verirrungen, deren sich jemals eine solche Versammlung schuldig gemacht hat und sie können kaum anders erklärt werden, als daß sich die Votanten in einem fieberhaften Zustande befunden haben, wie dieser leider den morbum democraticum zu begleiten pflegt.

Gegen diese Delirien war das einzig richtige Mittel, das auch von der conservativen Fraction angewandte, der Antrag auf Uebergang zur einfachen Tagesordnung, es wäre aber bei Darreichung desselben, sowohl von Seiten der conservativen Abgeordneten als von Seiten des Ministeriums noch entschieden zu vermeiden gewesen, über die Begründung des Obertribunals-Beschlusses irgend ein Wort zu verlieren. Wenn auch die Mehrheit bei der endlichen Abstimmung sich zu der Ansicht bekannt hätte, daß die Interpretation, welche Art. 84 der Verfassungsurkunde durch das Obertribunal gefunden hat, die richtige sei, es wäre dies ein ebenso erfolgloser Hieb in die Luft gewesen, als dies jetzt der entgegengesetzte Beschluß ist.

Ueber eine rechtskräftige richterliche Entscheidung kann eine staatsrechtliche Verhandlung überhaupt nicht mehr Platz greifen; die Kritik fällt lediglich der wissenschaftlichen Forschung anheim. Herr Prof. Gneist mochte daher seine Bedenken gegen die Rechtsfindung des Obertribunals in den Vorträgen, welche er an der Universität hält, näher ausführen, in den Saal des Abgeordnetenhauses gehörten dieselben nimmermehr und so war die Idee, dem allgemeinen deutschen Juristentage die Frage vorzulegen, gar nicht so fehlgeschossen, so lange sich der Juristentag darauf beschränkte, mit Ernst an die Forschung heranzutreten und das Ergebniß in seinen Acten einfach zu verzeichnen. Aus diesen Erwägungen folgt denn auch, daß die ganze Frage jetzt überhaupt nur noch in Versammlungen debattirt werden sollte denen die wissenschaftliche Grundlage zur Kritik nicht fehlt, daß es aber eine arge Frivolität und eine verwerfliche Agitation ist, diese Debatte in Versammlungen von Handwerkern, Fabrikarbeitern oder ehrbaren Berliner Bürgern zu führen, die wohl Fragen ihres Berufes oder des socialen Lebens zu beurtheilen, nicht aber mit Verständniß die Wege juristischer Interpretation zu wandeln vermögen. Was würde man sagen, wenn sich der deutsche Juristentag mit dem Zweifel über die Zweckmäßigkeit der Handwerker-Prüfungen, mit der Freigebung oder Beschränkung der Kehrbezirke der Schornsteinfegermeister beschäftigen wollte? Beiläufig möge hierbei auf eine Lücke des Vereinsgesetzes hingewiesen werden. Wir wollen nicht das Vereinsrecht im Allgemeinen beschränkt wissen, wohl aber wünschen wir die Gegenstände der Debatte geregelt zu sehen. Ein Verein von Blinden, welcher über Farben urtheilt, ist von vorn herein ein Unding.

Wir haben endlich noch dem Einwande zu begegnen, daß das Abgeordnetenhaus eine Veranlassung gehabt habe, sich um die Rechtsfindung des

Obertribunals zu bekümmern, weil diese sich auf ein Verhältniß der Abgeordneten selbst bezogen habe. Dem Einsichtigen wird nicht entgehen, daß grade im Gegentheile hierin eine verstärkte Mahnung liegen mußte, von der Debatte fern zu bleiben.

Der Verstoß, welchen das Abgeordnetenhaus begangen hat, indem es in den geregelten Gang der Rechtspflege vernichtend einzugreifen versuchte, ist die Hauptsache, daß dies aber geschah zu eigenem Nutz und Frommen, erhöht lediglich das Piquante der Situation, kennzeichnet die Kurzsichtigkeit resp. Keckheit.

Dieselben Personen, welche über tendenzlöse Rechtsfindung klagen, bleiben des ersten Grundsatzes einer unparteiischen Rechtspflege uneingedenk, nach welchem der Richter sich der Betheiligung an einer Abstimmung zu enthalten hat, der ein persönliches Interesse an dem Ausfalle trägt.

Es ist dies indessen ein Nebenpunkt, die Hauptsache bleibt immer, daß das Abgeordnetenhaus sich für berechtigt gehalten hat, durch sein Votum den gesetzlichen Gang, den gesetzlichen Werth der Rechtspflege zu vernichten.

Hierauf ist von Seiten der öffentlichen Verwaltung, sowie der conservativen Partei die ganze Angelegenheit zurückzuführen, und die Frage für die nächsten Wahlen wird nicht die sein, ob das Volk die Redefreiheit, sondern ob es noch eine geordnete Rechtspflege wolle? Es wird sich nicht darum handeln, ob Männer wiedergewählt werden sollen, die zu jeder Schmähung bereit sind, sondern ob solche noch ferner Abgeordnete sein können und dürfen, die kein Bedenken tragen, richterliche Entscheidungen zu vernichten, ganz besonders, wenn sie nicht in ihren Kram passen? Entscheidet das Volk durch die nächste Wahl für solche Männer, so wird wenigstens so viel feststehen, daß die Bildung des Volkes nicht ausreicht, um die ersten Grundlagen jedes geordneten Staatslebens zu beurtheilen und daß dem Volke die jetzigen politischen Rechte nicht ferner anvertraut werden dürfen, weil hiermit die Existenz des Staates gefährdet sein würde. Die Consequenzen werden sich dann von selbst ergeben.

Aber schon jetzt möchten wir zum Schluß das Ministerium auf eine bereits gereifte Frucht aufmerksam machen.

Das Abgeordnetenhaus, indem es einseitig einen richterlichen Beschluß aufhob, ist aus seiner Stellung als ein Theil der Landesvertretung herausgeschritten und hat sich als Convent constituirt. Hiermit hat das Abgeordnetenhaus an seinem Theile die Verfassung nicht blos verletzt, sondern vernichtet. Die Geschichte lehrt, welche Folgerungen in andern Staaten, auch von den entschiedensten Anhängern des constitutionellen Systems, aus einer solchen Vernichtung, ausgegangen auch nur von Einem Factor, gezogen worden sind. Es hat sich nicht blos darum gehandelt, für den einzelnen Fall und Factor Sühne zu schaffen, sondern der ganze Bau ist als aufgehoben erachtet und nach Ermessen gar nicht oder in anderer Weise wieder aufgerichtet worden. Ganz besonders die Französische Geschichte giebt hierfür lehrreiche Beläge.

Es kann der Krone nicht zugemuthet werden, mit einem Factor die Ver-

fassung fortzuführen, der dieselbe vernichtet hat und diesem gegenüber sich auf die Mittel zu beschränken, welche die Verfassung vorschreibt.

Ueber Meinungsverschiedenheiten ist allerdings die Auflösung des Abgeordnetenhauses oder dessen Schluß das constitutionelle Mittel der Ausgleichung, gegen die Vernichtung der Verfassung Bestimmungen der Verfassung anzuwenden, ist eine contradictio in adjecto.

Schon jetzt hat also das Ministerium völlig freie Hand in seinen Entschließungen und es wird bei denselben lediglich von dem Wohle, dem Heile und der Macht unseres Vaterlandes auszugehen haben.

Alfred.

VIII.

Des andern Morgens brach Felix mit dem Tage nach Lindau auf. Mit dem Versprechen eines baldigen Wiederbesuchs ließ er bei seinen Wirthen sich entschuldigen. Beim Aufgange der Frühlingssonne verfolgte er säumend zu Pferde seinen Weg. Er übersann die Art und Größe des Eindrucks, den das Leben der Geschwister und sie selbst auf ihn gemacht. Ihr ernstes und doch nicht ausschließendes, ihr geistvoll freies und doch bestimmt herzliches Wesen würdigte er richtig. Er konnte sich nicht verhehlen, daß die Bekenner des heiligen Geistes ein neues, lebendiges, persönliches Lebensprincip gewännen, daß dies Lebensprincip in seiner practischen Kraft auch die Philosophie wesentlich mehr begründen und die Poesie regeneriren könne; er sah ein, daß in diesem Geiste tief menschlich, ewig sicher, wirklich wahr die Einheit allerschöpfend vollbracht sei, daß die Wissenschaft und die Kunst in ihrer bisherigen Geschiedenheit den Proceß der Union nur logisch oder nur unbestimmt vollziehe, daß aber in dem christlichen Geiste die Wahrheit Leben sei. Allein der Glaube ist nicht Jedermanns Ding; er heischt überdies, daß der Geist Gesinnung sei und Charakter; Felix war der Selbstverleugnung nicht fähig, er mochte nicht bei dem Ernste einkehren; der göttergleiche Leichtsinn des Olymps hielt ihn gefesselt; die Heiligung und Weihe, die Ekstase des Thabors muthete ihm nicht an. Wenn ihn die Erkenntniß dem specifischen Christenthum zuführte und sein dichterischer Geist dem Glauben an das Wunder nicht widerstrebte, so widersprach dem doch sein Herz und Wandel; er blieb an die reizenden Bildungen und träumenden Einheitsgenüsse verfallen, ihn beherrschte die künstlerisch verklärte Wollust. Auch jetzt schwebte er in dem Gefühl einer unbestimmten, seligen Welt, die sich ihm in der Geschichte und Natur werdend vergehend darstellte mit immerdauerndem Reiz und unversieglicher Kraft. In diesem All-Einssein, von dem Geist der Poesie

durchdrungen, wähnte sich der Poet wunderfrei, erhaben über alle diejenigen, die ein bestimmtes Lebensverhältniß bekannten, ob sich dasselbe durch das Gesetz oder durch das Evangelium begründete. Er dünkte in seinem schwebenden Pantheismus sich ein Vormund und Meister dieser Befangenen. Dem Schwärmer fehlte die durchdringende Erkenntniß, daß seine geistig träumerischen Höhen durch das Opfer des ewigen Selbst errungen werden, daß er, von schillerndem Nebel umflossen, fürwahr im Tode wandle. Seine Welterklärung entbehrte des Kerns wie sein Einzelleben. Er war nicht im Besitz der wahren Kraft, des Lebens in ihm selbst; seine golttrunk'ne Stimmung wechselte mit äußerster Blasirtheit.

Immerhin, jetzt verfolgte der gutmüthige, tiefe, irrende und seelenvolle Mensch fröhlich, aufgeschlossen seinen Weg; mit frischen, hellen Sinnen faßte er alles auf, was ihm begegnete, nichts erschien ihm unbedeutend, er sah nur Zeichen aus der Welt der Poesie und Liebe. Ein im Sande bauendes Kind stimmte ihn andächtig. Den Waarenführern schaute er fragend nach. Die Armen bedachte er reichlich. Beim Anblick wiederkehrender Störche hielt er ergriffen an. Er lehnte im Sattel herüber und hinüber, je wie er eine malerische Baumgruppe, ein hoffnungsreiches Grün, einen blauen See in den ergötzten Sinn zog. Die aufsteigende Lerche, ein einzelner, suchender, zwitschernder Vogel riefen ihm tiefbewegende Ahnungen. Der unendliche Aether, der stille Lichtquell waren ihm gefühlte Bilder des Unendlichen. Seine Gedanken verloren sich in den All-Einen. — Erst um Mittag erreichte er den Wohnsitz Lindau's.

Mitten in einem reinlichen, bevölkerten, wohlhabenden Dorfe lag das alte, in der Anlage gothisch erbaute, dann aber durch vielen, willkührlichen Anbau entstellte, freiherrliche Wohnhaus, plump und disharmonisch in seinen Verhältnissen und Maaßen, jedoch in seiner Materiatur solide und fest. Ein Blumengarten, von pfahlartigen Stacketen eingefaßt, ordentlich in Beete abgetheilt, die zum Theil Buchstaben darstellten, umgab das Gebäude; uralte Linden verschatteten dessen schmalen Eingang, zu welchem eine ziemlich weggewandelte, enge, steinerne Treppe führte, deren Empor gehörig mit Bänken versehen war. Zur Seite fehlte die Pumpe nicht, ohnfern davon erhob sich ein stattliches, einbeiniges Taubenhaus.

Auf den etwas betroffen anhaltenden Reiter sprangen vom Hofe und aus der Schloßpforte ein nicht unbeträchtliches Rudel von Jagd- und Schweißhunden, deren lautes und ungeberdiges Bezeigen nicht gestattete, daß der Baron die vertrauliche Begrüßung eines herbeigekommenen alten Dieners vernahm; er folgte indeß dem Einladenden und ein Knecht empfing das Pferd in Obhut.

Durch den engen, mit Jagdstücken überladenen Flur führte ihn der Diener eine massive, eichene Treppe hinauf. Jetzt ward ihm die gewaltige Flügelthür eines weiten, wüsten Saals eröffnet und Felix befand sich vor der speisenden Familie. Der Freiherr erhob sich mit seinen Hausgenossen, Carl aber eilte dem Felix entgegen. Indem fiel etwas. Das Fräulein hatte durch ihr hastiges, steifes Aufstehen die Serviette verschoben und den Teller

herabgezerrt. Nach einem Blick ernster Rüge ging der stattliche Freiherr, den Freund seines Sohnes mit aller Artigkeit zu begrüßen. Es war Ansehen und Würde in seiner Gestalt und seinem Bezeigen, jedoch nur die Würde eines rechtschaffenen, begüterten Landedelmannes; er trug das Gepräge seines Standes. Mit folgenden Worten begrüßte er den Baron: Ich freue mich, den Freund meines Sohnes zu empfangen. Fürwahr, es ist des höchsten Lobes werth, wenn junge Männer die Freundschaft, deren nur geistig selbstständige Menschen fähig sind, triebgewaltigeren Verbindungen vorziehen: nur wer in sich selbst etwas ist, vermag ein wahrer Freund zu sein; lieben kann jeder Pavian. Ich heiße Sie willkommen, Herr Baron.

Felix nahm den ihm schon bereiteten Platz neben Lindau. Er gedachte mit einem Stoßseufzer der Tischgespräche, die seiner harren mochten. Auch fuhr der herausredende Wirth in Verfolg der eben abgebrochenen Unterhaltung sogleich fort: Mein Sohn nimmt zu meinem Erstaunen Partei für die windigen Bewegungen der Neuzeit in Staat und Kirche. Nach meiner Ansicht, Herr Baron, entspringt alles Weh, welches jetzt krampfhaft die Nerven der Gesellschaft durchzuckt, aus hochmüthiger Unstätigkeit, aus dem Mangel an sich bescheidendem Verbleiben und Genügen, aus Irreligion und platter Genußsucht.

Carl entgegnete mit Ernst: Wenn Menschen, die in langer, ertödtender Gewöhnung unter dem Joche überkommener, unangemessener Bräuche gedankenlos dahingelebt, zur individuellen Freiheit erwachen, so müssen sie vorerst Alles in Frage stellen; sie werden wählen und sichten, die erstorbenen, herblästigen Formen abwerfen, das Gute verjüngt aufnehmen, und nicht eher ruhen, bis sie die Gestalt vollendet, die der Culturstufe ihrer Freiheit entspricht.

Declamationen! sagte Lindau; haben wir im Schlafe gelegen? Ward nicht die Religion, Philosophie und Dichtkunst gepflegt? Regierte nicht Gesetz und Gerechtigkeit, ward nicht mit williger Einsicht gehorcht? Die Administration war ehrenhaft, mild und geschickt. Gewerbe und Künste florirten. Doch Einer sei der Herrscher, sagte schon Homer, nicht gut ist die Vielherrschaft; das Geschlecht zerführe ohne die ultima ratio in alle Winde, denn der Mensch ist der Sünde Knecht.

Doch keines Menschen Knecht, warf Carl entschieden ein. Das Gesetz, die νομοι und das κοινον, ist über dem Fürsten. Jammer und Schmach, daß eine Zeit gewesen, in welcher nur der Wille dieses Einen geherrscht und alle Uebrigen zum leidenden Gehorsam verdammt gewesen. Wie mild auch die Formen waren dieser Herrschaft, sie ist des Geistes unwürdig. Preis der neuen Zeit! Der Staatsorganismus ward zu einer lebendigen Gemeinschaft, Rom spricht nicht mehr; nur der gewollte Fürst ist ein Fürst, nur das mündige Volk ein Volk.

Der zürnend staunende Blick, mit welchem der Freiherr seinen blühenden Sohn bisher unverwandt angesehen, milderte sich; er schien zu fragen, so bist du mir wiedergekehrt? Carl fühlte den Blick, getroffen wollte er seine Lieb' und Treue versichern, doch der Vater winkte, unterbrach das kurze

Gespräch, fuhr mit der Hand über die hohe, breite Stirn, als wolle er seine Bewegung abweisen und fragte den Felix etwas Gleichgültiges. — Felix hatte inzwischen das Fräulein beobachtet, innerst tief verwundert. Diese vornehme, große, wunderwürdige Gestalt, ein in allen Zügen bedeutendes Angesicht, eine Erscheinung, an Armide, an Semiramis erinnernd — und kein Zeichen gab kund, daß Wohlwollen, geistreiche Theilnahme sie beseele; steif und gezwungen, in allen Bewegungen gehemmt, verrieth sie keine Einsicht in das, was zwischen Vater und Sohn geschah. Freilich umgab nun und dann ein seltsames Lächeln ihre großgeschnittenen, reichgewimperten Augen, aber nach Beendigung des Gesprächs verlosch deren Glanz gleich wieder, und sie erschien gleichgültig und kalt, öde und blöd. Nur einmal eilten ihre Blicke wie erwartend über den Fremdling hin, jedoch ihre Lippe zückte empor und sie ließ ihn unbeachtet. Nur ein Charakterzug sprach sich in dem lilienschönen Geschöpf deutlich aus: Scheu, ob vor ihrem Vater, ob vor dem Leben, und diese Scheu im dauernden Kampfe mit hohem Stolz. — Felix, beschäftigt mit dem Eindruck dieses Bildes, erwiderte seinem Wirth, dessen derbe Kräftigkeit und eigensinnige Bestimmtheit ihn nicht angenehm berührte, zerstreut, einsylbig. In kurzem hob der Freiherr die Tafel auf. Die Baroneß verließ den Saal mit einer mechanischen Verbeugung wider die Männer. Auch Lindau ging in der Absicht, durch einen Ritt in das Feld seinen Gleichmuth wiederzugewinnen; denn des Gleichmuths — sagte er sich — würd' es bedürfen sowohl wider seinen über den bisherigen Gesichtskreis weit hinausgehenden Sohn, als auch gegen den ihm sehr verdächtigen Gast.

IX.

Die jungen Männer begaben sich in das Zimmer des Felix, das auf den hinter dem Hause gelegenen wildschönen Park die Aussicht hatte. Als Felix mit Carl sich allein sah, brach er sogleich in die Worte aus: das hatte ich mir nicht vorgestellt; deine Schwester ist entweder die seltsamste aller Lichtnaturen, die jemals diesen derben Planeten ihrer Nähe gewürdigt, oder sie ist die Einfalt selbst in der Hülle einer Göttin. Ich glaube das erste. Sonderbarer Anblick, dies Wesen in dieser Umgebung! So sehen wir inmitten eines mürrischen, herrischen Fichtenwaldes einen lieblichen, vereinzelt dastehenden, laubigen Baum; die Umgebung bedrängt ihn, sie droht ihn zu erdrücken. Wohlan, man schaffe ihm Raum, daß er in Pracht aufstrebend die lichte Krone zum Himmel werfe. Du scheinst nachdenklich, Carl; hast du dich ihr eröffnet?

Wir waren nicht viel allein, sagte Carl, ich sprach mit ihr von meiner Sinnesänderung; meine Worte schienen ihr fremd zu klingen, sie erschrak ohne einzusehen. Auf meine Frage nach ihrem Leben und Weben erwiderte sie, es sei nichts vorgefallen, eintönig liefen die Tage hin, ihr fehle nichts — alles, sie wisse es nicht; der Vater wäre unzufrieden mit ihr, weil sie in die Geselligkeit sich nicht finden könne; aber dort versetze es ihr den Athem, sie fühle sich wie gelähmt, von unsäglicher Pein erstarrt. Eine gewaltige Bewegung schien in ihr emporzukämpfen — ein Geschäft rief sie ab. Das war unsre ganze Unterredung. Mir däucht, daß der tyrannische Druck des

Hauses, die frostige Gesetzlichkeit, die diese Räume durchzieht, sie in Qual und Furcht zu veröden droht. O ich könnte in bittre Klagen mich ergießen. Ich begreife nicht, woher ich den Muth genommen, dem Vater zu widersprechen. Es thut mir in der Seele weh, daß er durch diesen Widerspruch in seiner Illusion einer geistigen Allgütigkeit gekränkt worden. Doch bin ich genöthigt zu beharren; er vernehme je mehr und mehr meine ganze Seele; die Disharmonie der Ansichten geht das Naturverhältniß nichts an. — Mit einer Wendung brach er so ab: Erzähle, Felix, wie lebtest du den gestrigen Abend mit diesen Geschwistern. Der Graf war mir eine sehr fragwürdige Erscheinung, seine Schwester erschien mir freudig, lieblich, mahnend gleich der Frühlingssonne über ihr — wie gefielst du dir mit den seltenen Menschen?

Nicht zum besten, antwortete Felix absichtlich zerstreut und antheillos, du hörtest schon von ihrer Richtung; sie sahen alle Dinge nur in dem einen und einzigen Lichte, das ist doch zum mindesten um der Gleichförmigkeit willen sehr langweilig. Der rechten, voraussetzungslos freien Aneignung von Natur und Genius entbehren diese Geschwister. Die göttliche Freiheit lebe hoch! in Kunst und Wissenschaft, in Leben nnd Geist.

Carl entgegnete bedächtlich: die Freiheit, ja — diese göttliche Freiheit, wenn sie uns nur ein wirkliches Gut wäre.

Ein wirkliches Gut, fragte Felix erstaunt.

Wir sind wohl frei, fuhr Carl fort, aber in der Einbildung, dies Wort im besten Sinne genommen. Realität hat unser sogenanntes Wohlsein gar nicht. In dem harten Conflicte des wirklichen Lebens gewinnen wir nur durch die Flucht in die vereinsamende Contemplation den Sieg. Das Nothwendige lastet in Familie, Geselligkeit, Staat und Kirche schwer auf uns. Die rechte Freiheit ist bei den Bedingungen unserer Natur nicht habhaft. Wir lieben nun einmal die Vernunft und Sittlichkeit nicht; durch Denken aber, Phantasie und Allgemeingefühl wird Welt und Tod nicht überwunden. Oder ist dies Ueberwinden unsere Aufgabe gar nicht; sollen wir in der Entzweiung gemein froh sein und behaglich; wo nicht, ist die feige Weltflucht, ein Leben in Traum und Anschauung und ein endliches Erliegen und Vergehen unser Loos?

Du grübelst, sprach Felix.

Nenn' es so, brach Carl ab; doch dies weiß ich, daß ich trotz unseres geisthohen Treibens, trotz unserer Entzückungen in Kunst und Natur, trotz der Andachtsekstasen und religiösen Enthusiasmen entbehre.

Menschenloos, glückliches Loos! warf Felix ein; keine Rose ohne Dornen, keine Liebe ohne Qual, keine Freude ohne Weh, keine Lust ohne Schmerz; kein Gut ohne Lucifer, kein Licht ohne Schatten, keine Wahrheit ohne Irrthum, kein Geist ohne Leib, keio Gesetz ohne Widersetzlichkeit, kein Universum ohne Einschränkung; kein Ideal ohne Abfall, kein Gewissen ohne Reue, kein Genie ohne Mängel; kein Thun ohne Leid — Summa, kein Geist und Gott ohne Schranke und Verkörperung. Was ist das Leben? Befriedigung und Sehnsucht in eins, und in so fern ist die Entbehrung selbst ein Gut. Ab-

solute Erfüllung wäre der Tod dieser schönen Welt — davor bewahre uns Gott in Gnaden.

Der Jüngling erwiderte: Eine elastische und vortreffliche Philosophie für denjenigen, dem diese Welt die beste und Alles ist. — Hab' gute Nacht und träume schön, du liebenswerther und geliebter Träumer.

Es war spät geworden, Carl ging. Felix, weder vielen Schlafes bedürftig, noch seiner begehrend, blieb wach bis nach Mitternacht. — Er lehnte am Fenster, in die ruhige Mondnacht hinausschauend. — Nicht die pittoreske Gegend, nicht der Park in seinen großen, durch den jetzigen Besitzer nicht gepflegten Anlagen, die in ihrer Verwilderung um so verheißender und romantischer erschienen, beschäftigten den Dichter: er war in die Anschauung von Individualitäten versenkt, am dauerndsten verweilte sein Sinn bei der jungen Baroneß. Diese sonderbare Jungfrau aus den geistigen Banden und Hüllen, die sie zu erdrücken drohten, zur Freiheit und Poesie, zum Muth und Selbstvertrauen zu erwecken, die Selbstentfrembete sich selbst wiederzuschenken, erschien ihm eine anziehende und geistvolle Aufgabe. Während er über die Mittel seines Vornehmens nachsann, ward er auf einmal ganz Auge; ein tiefes Staunen, eine herrliche Freude beseelten sein Angesicht und seine Gestalt.

Luise von Lindau war aus der Parkpforte des Schlosses in den Garten eingetreten, schön und in befremdendem Lichte wie der Mond über ihr. Das blasse, ideale, plastisch vollendete Angesicht, der herrlich gebeugte Nacken und die Lilie der kräftigen, großgerundeten Schulter schienen durch die Nacht zu leuchten. In reichen, willkürlich und nachlässig malerisch gewundenen Flechten schmückte eine Fülle glänzend schwarzen Haares ihr leichtes, schön geformtes Haupt. Ihren Wuchs umfloß ein faltenreiches, weißes Gewand, das wie sie ging eine Rundung, Feinheit und Kraft der hohen Gestalt, ein Ebenmaß der Glieder verrieth, wie antike Kunst Dianen geträumt. — Ihr Fuß und Gang weich, elastisch, leicht und eilend erinnerten an ein geflügeltes Schweben. Die Augen des großschönen Mädchens strahlten in einem schwärmerischen Genügen und um ihren Mund athmete ein verklärendes Lächeln. Sie wandelte, wie erfüllt von Glanz und Licht, ohne die Wahrnehmung von etwas Bestimmtem, durch mehrere Gänge des grünen Labyrinth's, dann blickte sie mit leichtem Wurfe des Hauptes zum Himmel auf; in einer himmlischen Freundlichkeit nickte sie dankend hinauf und verschwand in den Schatten des Gebäudes.

Felix glaubte noch nie so schön empfunden zu haben, als in dem Anschauen dieser Uranide. — Durch den Contrast wurden seine Geister auf's Aeußerste gespannt. Dasselbe Mädchen, das bis zur Dummheit betäubt und träge ihm gegenüber gesessen, siehet er hier in der Beseelung einer Olympierin; dasselbe Wesen, vorhin untheilnehmend, reizlos, ohnmächtig ist jetzt ganz Reiz und himmlisches Verlangen, ganz Muth, Sinn und Kraft. Nach einer Nacht voll Traum erwachte Felix früh; ihm war so märchenhaft zu Sinn, daß er um der Fassung und Selbstbeherrschung willen in das Freie eilte. Sein Weg führte ihn, ohne daß er es ausdrücklich gewollt, zu den

Geschwistern zurück. Weil er hier trotz seinem Mäkeln und Hofmeistern eine poetische Sympathie voraussetzen durfte, trat er, von dem Bedarf nach Mittheilung geleitet, unbedenklich in die Halle ein.

Warschau's Sonne im Untergange.

(Aus den Papieren eines Reisenden, am Schluß des achtzehnten Jahrhunderts).

(Fortsetzung.) Warschau, Januar 1794.

Ehe der Reichstag angeht, wird in der Hauptkirche zu Warschau oder zu Grodno, wenn er sich hier versammelt, eine feierliche Messe, entweder vom Primas, oder von einem der Bischöfe, oder auch von dem päpstlichen Nuntius gelesen. Der König, die Senatoren und die Reichsboten aus dem Ritterstande, sind bei derselben zugegen und nur Krankheit kann die Abwesenheit des erstern oder der letztern entschuldigen. Nach der Messe und Predigt begleiten die Stände den König, erst in seine Zimmer, sodann in die Senatorenstube, wo er eine feierliche Kour annimmt. Nach Endigung derselben verfügen sich die Reichsboten in ihre Stube und beschäftigen sich mit der Wahl eines Reichstagsmarschalls.

Dieser Marschall ist gleichsam die Seele des Reichstags und seiner Verhandlungen. Jener hat keine Thätigkeit, und diese haben keine Gültigkeit, wenn er nicht zugegen ist, oder sich protestirend den Sitzungen entzogen hat. Kann er Krankheits halber nicht zugegen sein, so verrichtet der vorderste Reichsbote der Provinz, aus welcher der Marschall ist, seine Obliegenheiten. Seine Befugnisse und Pflichten sind: daß er, als Präsident den Reichsboten die zu verhandelnden Gegenstände vorlegt; denen, die darum bitten, das Wort giebt, das heißt, ihnen die Thätigkeit des Reichsboten verleiht; die Uneinigen vereinigt; die Widersprecher durch Zureden und Gründe beruhigt; Stillschweigen gebietet, wenn Lärm und Geräusch sich erheben; zu Bescheidenheit und Schonung ermahnt, wenn sich Reichsboten zu Heftigkeiten hinreißen lassen; und diejenigen, die beleidigend geworden sind, unter seinen Marschallsstab beruft, um der Censur der gesammten Stube zu unterstehen. Er hebt die Sitzungen auf und bestimmt Tag und Stunde zu deren Fortsetzung; er führt das Wort für die Reichsboten; legt ihre Wünsche und Forderungen dar; lies't die Schlüsse, die sie in der Reichsbotenstube gefaßt und gebilligt haben, dem Könige und den Senatoren vor; und hat noch mehrere andere Verrichtungen, die sich auf den Gang der Geschäfte und auf die Förmlichkeit beziehen. Gewiß ist es, daß der glückliche Erfolg der Verhandlungen großentheils davon abhängt, daß der Reichstagsmarschall ein

unterrichteter, beredtsamer, schlauer Mann ist, der die Umstände zu nutzen und am rechten Orte nachgiebig oder standhaft zu sein versteht.

Das Gesetz schreibt vor, daß der Marschall unter den anwesenden Reichsboten, und zwar so gewählt werde, daß er abwechselnd aus Großpolen, aus Kleinpolen und Lithauen sei. Ist demnach der Marschall des gegenwärtigen Reichstages aus Großpolen, so muß für den künftigen einer aus Kleinpolen und für den auf diesen folgenden einer aus Lithauen gewählt werden. Auch darf der Marschall des ersten Reichstages nicht dieselbe Würde am zweiten wieder erhalten. Da diese Stelle mit großer Arbeit und mit mancherlei Aufopferungen verknüpft ist, so bestimmt das Gesetz den Inhabern derselben eine Schadloshaltung und Belohnung von 60,000 poln. Gulden aus dem Schatze, die aber oft erst nach Jahren gezahlt werden, oft auch gar nicht gezahlt worden sind. Zuweilen erhalten sie auch,, außer jener Summe, noch königliche Güter zur Benutzung und senatorische Würden.

Gewöhnlich nehmen bei der Wahl des Reichstags-Marschalls die Heftigkeiten zwischen den verschiedenen Parteien schon ihren Anfang. Es ist jeder derselben höchst wichtig, daß ein Bote Reichstagsmarschall werde, der auf ihrer Seite ist. Jede schlägt also ihren eigenen Kandidaten vor, jede sucht dem ihrigen die meisten Stimmen zu verschaffen. Eine dritte Partei, die es berechnen kann, daß ihre Entwürfe, wie die Stimmung der Boten jetzt ist, nicht durchgehen möchten, arbeitet dahin, daß gar kein Marschall gewählt werde, weil sodann gar kein Reichstag stattfinden kann, sie also die Hoffnung behält, auf einem künftigen ihren Zweck zu erreichen. Auch erklärt sich wohl eine auswärtige Macht gegen den Kandidaten, der wahrscheinlich die Mehrheit haben könnte; oder eine andere Macht setzt die Wahl eines andern durch, der in ihrem Interesse ist. Mit einem Worte, es verlaufen oft Tage und Wochen, ehe diese Wahl zu Stande kommt; oft geht sie gar nicht vor sich und der Reichstag trennt sich fruchtlos. Uebrigens geschieht diese Wahl unter dem Vorsitze des Marschalls vom letzten Reichstage.

Kömmt sie wirklich zu Stande, so sollten die Geschäfte, den ältern gesetzlichen Vorschriften gemäß in folgender Ordnung weiter gehen: die Streitigkeiten wegen der recht- oder unrechtmäßigen Wahl und Sendung mancher Landboten sollten untersucht und entschieden werden; die Landboten sollten dem König aufwarten; der Eid des Königs und die „pacta conventa" sollten verlesen, die Gegenstände, die der Reichstag verhandeln soll, vorgetragen, diejenigen geheimen Beschlüsse, die bei Staats- und Kriegsoperationen, von einem Ausschusse des Senats und des Ritterstandes gefaßt worden, und die zu ihrer Zeit keine Kundwerdung litten, sollten vorgelesen und bestätigt, eben so die Dekrete, die der König mit dem Senate während der Zwischenzeit von einem Reichstage zum andern gefaßt hat, bestätigt werden. Die Reichsboten sollten Antrag wegen der Besetzung der erledigten Staatswürden thun; die Senatoren ihre Meinung über die zu verhandelnden Gegenstände sagen; aus ihrer Mitte Kommissionen ernannt werden, welche theils die entworfenen Konstitutionen durchsehen, theils den Schatzmeistern und theils den Feldzeugmeistern ihre Rechnungen abnehmen sollten; die Gesandten die

an fremden Höfen gestanden, sollten über ihre Geschäfte gehört und ihnen über die Wahrhaftigkeit ihrer Berichte der Eid abgenommen; und endlich sollten noch die Bevollmächtigten oder Redner der Armee über Gegenstände, die diese betreffen, gehört werden. Nachdem dies alles in der Senatorenstube geschehen, sollten die Reichsboten sich wieder in die ihrige begeben und Konstitutionen entwerfen, die zuerst die öffentliche Sicherheit, wenn es nöthig ist, betreffen sollten; der König sollte unterdessen mit den Senatoren und denjenigen Reichsboten die sein Marschall dazu beruft, die Reichstags-Gerichte hegen; und endlich sollten die Reichsboten mit den Konstitutionen zu den Senatoren zurückkommen, fünf Tage hindurch mit ihnen berathschlagen, und den Reichstag beendigen.

Diese Ordnung schreiben die älteren Gesetze allerdings vor, aber wir wissen schon, daß sie in keinem Stücke pünktlich befolgt wurden. Der Kampf der verschiedenen Parteien warf alles durcheinander; und die Veränderungen, die in neueren Zeiten, durch den Einfluß fremder Mächte, in diesen Vorschriften gemacht worden, haben ohnehin viele derselben gänzlich aufgehoben.

So ist, vermöge der Konstitutionen von 1768 und 1775, den ordentdentlichen Reichstagen eine Dauer von 6 Wochen bestimmt worden, und der Wahl des Reichstagsmarschall drei. Zwei Tage nach derselben vereinigen sich die beiden Stuben: sodann schreitet man zur Wahl des immerwährenden Rathes; die Schatzkommissionen von Polen und Lithauen und die Beisitzer der Hof- oder Kanzleigerichte werden gewählt; drei Senatoren und sechs Landboten entwerfen die Konstitutionen. Ist dies alles geschehen, was nicht mehr als drei Wochen Zeit wegnehmen darf, so trennen sich die beiden Stuben wieder, und die Landboten begeben sich in die ihrige, um das Benehmen des immerwährenden Rathes seit dem letzten Reichstage und seine Beschlüsse und Verordnungen zu untersuchen; die Rechnungen der Schatzkommissionen durchzusehen und zu unterschreiben; sich über die Operationen und Ausgaben der Erziehungskommission zu unterrichten; über die Verträge des Königs zu berathschlagen; und endlich die Entwürfe zu Konstitutionen zu prüfen und sie anzunehmen oder zu verwerfen. Am ersten Tage in der sechsten Woche vereinigen sich beide Stuben wieder, und diejenigen Entwürfe zu Konstitutionen, welche einmüthig genehmigt worden, gehen in Gesetze über und werden von den Reichsboten unterschrieben. Sobann trennt sich nach einer feierlichen Messe, der Reichstag. Die Beschlüsse die er gefaßt hat, heißen Konstitutionen.

Während des Laufes dieser Geschäfte, bieten die unbedeutendsten Dinge zu Streitigkeiten, mithin zur Verlängerung und Verwirrung derselben Gelegenheit dar. Hat z. B. der König den Tag bestimmt, wo er die feierliche Aufwartung der Reichsboten annehmen will, so verlangt wohl einer oder mehrere, daß erst andere Dinge vorgenommen und abgethan werden sollen, und über diese Chikane verlaufen mehrere Tage; bei Vorlesung der „pacta conventa" erheben sich Streitigkeiten, dadurch veranlaßt, daß Reichsboten behaupten, der König habe sie nicht pünktlich gehalten, man müsse ihn dazu ermahnen; die Gegenstände, die zur Verhandlung dargelegt werden, erregen

Mißverständnisse und Spaltungen, welche Zerreißung des Reichstages drohen; die Wahl des immerwährenden Raths erregt heftige Auftritte, und dessen Operationen seit dem letzten Reichstage, noch heftigere; die Abfassung der Konstitutionen von Seiten der Reichsboten verzögert sich, kömmt gar nicht zu Stande, der Reichstag geht darüber zu Ende, mit einem Worte: Unordnungen, Mißbräuche, Gewaltthätigkeit, Unwissenheit und Leichtsinn spiegeln sich in jedem Schritte einer Versammlung, deren einzelne Glieder als Reichsboten, vollends ihrem Egoismus, ihrem Hochmuthe und dem Gefühle der Straflosigkeit sich überlassen dürfen. Des „liberum veto“, der Quelle höchst schädlicher Unordnungen, habe ich schon gedacht.

Die außerordentlichen Reichstage haben eben die Einrichtung und nehmen denselben Gang, wie die ordentlichen, dürfen aber, seit der Konstitution von 1768, nur vierzehn Tage dauern. — Die feierlichen Formalien werden an denselben theils zusammengezogen, theils weggelassen. Sie sind übrigens denselben Unordnungen und Mißbräuchen unterworfen, wie die ordentlichen. Eben so die Konvokations-Reichstage während eines Zwischenreichs, und die auf sie folgenden Wahlreichstage. Auf erstern nehmen die Geschäfte, in eben der Form und Art, ihren Gang, wie auf den ordentlichen; und wie und wo letztere sich versammeln und das Wahlgeschäft abthun, findet man in allen Handbüchern.

Da das „liberum veto“, verbunden mit der Verschleppung der Geschäfte über die gesetzliche Dauer des Reichstages hinaus, in dem laufenden Jahrhundert fast alle Reichstage, ordentliche wie außerordentliche, zerriß: so kam man in neueren Zeiten auf den Gedanken, von den Konföderations-Reichstagen Gebrauch zu machen, um der Nationalrepräsentation Dauer und gültige Wirksamkeit zu verschaffen. Das Wort „Konföderation“ hat in Polen die Bedeutung von Insurrektion: es ist ein Aufstand der Staatsbürger, eine Verbindung derselben, die dahin zielt, dringenden Staatsbedürfnissen abzuhelfen, welche auf dem gewöhnlichen Reichstage nicht gehoben werden konnten, entweder, weil dessen Berufung verhindert wurde, oder dessen Verhandlungen durch obige Ursachen fruchtlos blieben. Da die Beschlüsse eines Konföderations-Reichstages nicht die Einhelligkeit der Stimmen, sondern nur deren Mehrheit erfordern, so vermied man durch sie die vernichtende Kraft des „liberum veto“. Uebrigens bestehen sie aus denselben Mitgliedern und werden mit denselben Förmlichkeiten gehalten, wie die ordentlichen Reichstage, auch in neueren Zeiten, an denselben Terminen wie diese. Sie sind aber nicht von neuerem Ursprunge, sondern waren in Polen bekannt und üblich; z. B. wenn die Person des Königs und das Vaterland, durch Verschwörungen oder feindliche Ueberfälle, in Gefahr gerieth, wenn durch den Tod des Königs ein Zwischenreich entstand und wenn sich ein Wahlreichstag zur Ernennung eines neuen Königs versammelte.

Man glaube aber nicht, daß nur wahre Landes- und Staatsbedürfnisse solche Konföderationen bildeten: es waren eben so oft Privatabsichten mächtiger Familien, politische Pläne auswärtiger Mächte, Hochmuth, Eifersucht, Rachsucht und andere unpatriotische Bewegungsgründe; mit einem Wort: es

war die schlechte Staatsverfassung, die denselben zum Grunde lag. Demnach war auch der Gang der Geschäfte auf denselben ganz nach gewöhnlicher Sitte. Kabale, Bestechung, List und Uebermacht thaten alles. — Oft setzte sich der ersten Konföderation eine zweite entgegen; eine dritte erhob sich gegen die beiden ersten. Die Beschlüsse der einen veranlaßten Gegenbeschlüsse der andern, während das Land in Flammen stand und Bürgerblut auf allen Seiten floß. Man erinnere sich der Konföderationskriege neuerer Zeiten und ihrer Ursachen und verheerenden Folgen.

Der letzte Konstitutios-Reichstag war auch das Werk einer Konföderation, jedoch wurde er, anstatt des ordentlichen Reichstages, an diesem Reichstage selbst, den 17. Oktober 1788, in einen Konföderations-Reichstag verwandelt, weil die Mehrheit an demselben glaubte, daß sich keiner ihrer Entwürfe an einem Reichstage, der nach der im Jahre 1768 vorgeschriebenen Form eingerichtet sei, würde zur Ausführung bringen lassen.

(Fortsetzung folgt).

Diplomatische Revue.

Wochenschau.

Die vergangenen acht Tage waren eine Woche der Combinationen. Nachdem sich der Horizont der europäischen Politik durch die Frage der Donaufürstenthümer erweitert hat, sind auch die Andeutungen über den weiteren Verlauf der schleswig-holsteinischen Sache mannigfaltiger geworden. Das Einerlei der Declamationen, welche nur das Verhältniß zwischen Preußen und Oesterreich im Auge hatten, ist gewichen, da selbst die Beziehungen der beiden deutschen Alliirten durch den an der unteren Donau geschehenen Stoß an Vielseitigkeit der Berührungspunkte gewonnen haben.

Daß bisher das Dasein der preußisch-österreichischen Allianz so argen Schwankungen ausgesetzt war, lag einfach an dem Umstande, daß keine rechte Fülle von Resultaten sichtbar werden wollte. Allerdings war ein remarcables Ergebniß erzielt, nämlich die Losreißung der Herzogthümer von Dänemark, aber die Einigung über die Frage, was man mit den befreiten Ländern anfangen und wie man sie in die Configuration Deutschlands einrangiren solle, ließ lange auf sich warten, während doch etwas Erworbenes bekanntlich erst dann Werth erhält, wenn man weiß, was man damit anfangen solle. So entstand die Entfremdung innerhalb der Allianz. Preußen sah sich durch

Oesterreich behindert. Aber auch Oesterreich glaubte Grund zu der Beschwerde zu haben, daß ihm die Allianz nichts Rechtes einbringe. Die deutsche Allianz, sagte Oesterreich, ist gewiß eine sehr schöne Idee, sie erfüllt das große Erforderniß, daß sie mich aus der Isolirung reißt, aber es bleibt leider bei der bloßen Idee, und sobald ich aus ihr ein praktisches Ergebniß zu ziehen wünsche, dann beginnt der Zweifel. Mit einer rein theoretischen Allianz, die mir nur Opfer auferlegt, ohne meine Machtmittel zu verstärken, ist mir nicht gedient. Das waren bisher die Worte und die Gedanken Oesterreichs. Doch trotz aller Enttäuschung dürfte man in Wien wohl erwägen, daß die Allianz noch nicht ausgewachsen ist und daher bis jetzt ihre wahren Früchte nicht zeitigen konnte. Sie wächst langsam, wie alles Edle. Gar viel hängt auch davon ab, daß Oesterreich, das Feld der kleinen Eifersüchteleien verlassend, wieder einmal nach Art der alten Wiener Diplomatie die Dinge in großen Dimensionen anzuschauen lerne und daß sie nicht blos von heute bis morgen rechne.

Eine noble Politik kann immerhin das Fruchtfeld der deutschen Allianz an der untern Donau finden. Wie? Wenn die Frucht in dem großen Ergebniß läge, daß die drei östlichen Mächte sich verständigen, daß sie die große conservative Macht bilden, welche die gefährlichen Krisen unseres Welttheiles zum Abschlusse bringt?

Und wie kleinlich kommt uns gegen eine solche Perspective die Figur des Augustenburgers oder der Streit der Wiener Sophisten über den Sinn des Gasteiner Vertrages vor. Soll der Gasteiner Vertrag durch den Wiener Hof dahin ausgelegt werden, daß nunmehr das Herzogthum Holstein aus dem Bereiche aller Grundsätze des Völkerrechtes und der guten Nachbarschaft herausgehoben sei, daß es zu einer eximirten Gemeinde geworden wäre, auf welche die Forderungen und alltäglichen Bedürfnisse der sündigen Welt nicht mehr passen, dann werden auch die freundschaftlichen Mittel abgeschnitten, mit deren Hülfe man sonst wohl einen Conflict ausgleicht. Soll ferner der Gasteiner Vertrag den Sinn erhalten, daß zwischen den Herzogthümern Schleswig und Holstein gar keine Gemeinsamkeit der Interessen mehr bestehe, dann würde hierdurch ein Grundsatz geschaffen, den Preußen am wenigsten den befreiten Schleswig-Holsteinern gegenüber vertreten könnte. Nur deshalb, weil die Sympathien, durch welche beide Herzogthümer verbunden werden, unzerschneidbar sind, weil also jede Bewegung, die sich auf holsteinischem Boden entwickelt, nach Schleswig hinüberwirkt, — nur deshalb hatte Preußen seine Beschwerde wider die Augustenburgischen Wühlereien formulirt. Oesterreich darf nicht eine Haltung annehmen, als ob die Herzogthümer wider einander „fremde Reiche“ wären. Ebenso verfänglich ist es, wenn Oesterreich Miene macht, für sich selber ein dauerndes Dominium in Holstein zu begründen. Einen derartigen definitiven Zustand hatte der Gasteiner Vertrag nicht im Auge.

Die Verfassungswirren in Oesterreich müßten den Kaiser überzeugen, daß er seine Monarchie nur mit Hilfe einer weitblickenden auswärtigen Politik constituiren könne. Der Zeitpunkt naht, wo mit der Dauerhaftigkeit

der Allianzen die Probe gemacht wird; die Conferenz in Betreff der Donauländer wird der Tummelplatz von Allianzversuchen sein. Da ist es gut, im Gedächtniß zu behalten, daß die Combinationen, unter deren Herrschaft Europa zur Zeit der orientalischen Verwickelung von 1854 stand, erstorben sind. Damals konnte es für weise gelten, nach dem Westen hin zu gravitiren, damals konnte sich der französisch-englisch-türkische Allianzvertrag vom 12. März 1854 in dem preußisch-österreichischen Bündniß vom 20. April 1854 abrunden. Dergleichen Formationen, die nach dem Westen neigen, sind unmöglich, weil das westmächtliche Bündniß an seiner eigenen Sterilität vertrocknet ist, und der Schwerpunkt der Ereignisse und Entwickelungen sich wieder nach dem gewaltigen Machtgebilde des europäischen Ostens zurückgewendet hat.

Correspondenzen.

Berlin, den 7. März. Es ist eigentlich keine leichte Aufgabe, Woche für Woche Berichte aus der guten Stadt Berlin zu erstatten. Die täglich erscheinenden Blätter können sich der momentanen Ereignisse bemächtigen; wollten wir hierin ihnen nachahmen, so würden die Verzeichnisse über umgeworfene Wagen, Arm- und Beinbrüche, Messerstiche und Selbstmorde, da wir das Resultat einer ganzen Woche geben müßten, doch eine zu grauliche Lectüre für unsere Leser werden. Sollen wir dagegen uns mit hervortretenden Zügen des öffentlichen Berliner Lebens beschäftigen, wie wir dies denn in der That für unsere Aufgabe erachten, so haben wir zu beklagen, daß dies noch nicht eine solche Beweglichkeit gewonnen hat, um für jede Woche abwechselnden Stoff zu gewähren.

Dies gilt vorzugsweise für die jetzige Zeit. Der allgemeine Landtag ist geschlossen, die meisten Mitglieder sind abgereist, und von besonderen Festen zu Ehren der Opposition verlautet noch nichts Rechtes aus den Provinzen, was die Hauptstadt zur Nacheiferung anreizen könnte. Auf diesem Gebiete sind wir Berliner nämlich in der glücklichen Lage nur nachahmen zu können, was nicht etwa in größerer Gleichgiltigkeit, sondern in dem Umstande zu suchen ist, daß wir das ganze Jahr hindurch uns des Besitzes der Vertreter der Berliner Wahlbezirke erfreuen. Daß diese bei Bier und Tabak durch Erheben der Versammelten von ihren Sitzen gefeiert werden, geschieht Jahr aus Jahr ein, schon weil eine solche Ovation durchaus nicht mit Kosten verbunden ist.

Von Seiten des Gouvernements ist in den letzten Tagen bezüglich des

Abgeordnetenhauses noch eine Verfügung ergangen, von welcher wir nur zu beklagen haben, daß sie verspätet sich geltend macht. Wir meinen die Verfügung, durch welche darauf aufmerksam gemacht wird, daß die straflose Veröffentlichung der Landtagsverhandlungen sich nur auf die Vorgänge in den Plenarsitzungen beziehe. — Wir beklagen eigentlich jede Beschränkung der Preßfreiheit, schon weil sie in der Regel einen neuen Belag für den Mißbrauch liefert, der mit dieser Freiheit getrieben wird; der vorliegende Hinweis auf die bestehende Gesetzgebung ist uns aber sehr willkommen. Der bisherige Zustand verstieß nämlich ganz entschieden gegen den Grundsatz non bis in idem, wir wurden mit doppelten Ruthen gepeitscht, indem wir die fortschrittlichen Ausschreitungen zwiefach, ja oft drei- und vierfach hinnehmen mußten. Zuerst in den Berichten über die Fractionssitzungen der beiden democratischen Clubs, dann in denen über die Berathungen innerhalb der Commissionen und zuletzt noch gar im Referate über das Plenum.

Ganz besonders hätten wir das ministerielle Interdict aber um deswillen gern früher begrüßt, weil durch dasselbe der durch und durch antiparlamentarische und anticonstitutionelle Einfluß der Fractionen wesentlich gebrochen wird. Auch die Frese'sche Kammer-Correspondenz würde, wäre die ministerielle Mahnung früher ergangen, ihr Ende gefunden haben. Welches Ende der Herr Verfasser selbst einst finden wird, bleibt unentschieden; der Graf Wartensleben hat es mit Recht aufgegeben, auf dasselbe bestimmend einzuwirken.

Fehlen die aufregenden Scenen des Abgeordnetenhauses, so gilt dasselbe von den Versammlungen unserer Stadtverordneten. Fast jede Sitzung wird von dem Vorsitzenden mit der Anzeige eröffnet, daß der Magistrat besondere Commissarien für dieselbe nicht ernannt resp. entsandt habe. So viel wir wissen, stehen den städtischen Vertretungen keine Vorschriften zur Seite, durch welche die städtische Obrigkeit gezwungen werden könnte, den ihr geltenden Ausfällen ein williges Ohr zu leihen. — So verlaufen denn auch diese Sitzungen in aller Gemüthlichkeit; höchstens ertönen einige Nothschreie über die mangelhaften Zustände der äußeren Verkehrsmittel. Diejenigen unserer Mitbürger, welche sich nur bei Nacht die Köpfe einlaufen, sind noch glücklich im Verhältniß zu denen, welche mit oder ohne Gasbeleuchtung bei Tage wie bei Nacht im Moraste ihrer Straße stecken bleiben. Alles dies wird sich aber bessern, sobald nur die Reform des städtischen Steuersystems eingetreten sein wird. Wir sind nicht leichtsinnig genug, um unsere Hoffnung bis zu dem Punkte zu steigern, daß die Miethssteuer ganz abgeschafft werde, nur um eine andere Erhebung möchten wir petitioniren. Die Steuer wird jetzt, wie wir dankbar anerkennen, abgeholt, aber wir haben noch nicht den Grundsatz ermitteln können, welcher dem desfallsigen Turnus zu Grunde liegt. Ohne irgend eines Ueberfalles gewärtig zu sein, erscheint bei uns der Erheber mit dem verhängnißvollen Zettelchen. Wir wissen, daß die Miethssteuer alle sechs Wochen zu zahlen ist, wir möchten aber zunächst wissen, weshalb gerade ein solcher Abschnitt gewählt worden ist, welcher mit den sonstigen socialen Verhältnissen nicht harmonirt. Der nachsichtige wohlhabende Schneider, wenn

er nicht wie Herr Landsberger nur gegen baar liefert, pflegt seinen Mahnbrief an jedem Neujahr abzusenden, der biedere Hauswirth verlangt vierteljährliche Miethe, das sittsame Dienstmädchen monatlichen Lohn, nur der städtische Steuerheber kehrt sich an keinen der Termine, an welchem der Beamte seinen Gehalt, der Rentier seine Zinsen einzunehmen pflegt; er erscheint gütigst von 6 zu 6 Wochen. In der Natur der Sache liegt es aber, daß der arme Mann es kaum in seiner Gewalt hat, auf Tag und Stunde pünktlich wieder zu erscheinen; dies hängt von den Hindernissen ab, welche er mehr oder weniger auf seinem Rundgange zu bewältigen hat. Wir möchten daher bitten, daß auf den Steuerquittungen, ähnlich wie bei den Lotterieloosen, unten ein Vermerk aufgedruckt werde, aus welchem wir zu ersehen vermögen, an welchem Tage frühestens wir auf die Ehre und das Glück rechnen dürfen, den Erheber von Neuem willkommen zu heißen.

Diese eingehende Betrachtung über die Erhebung der Miethssteuer würde nicht zeitgemäß sein, wenn deren Aufhebung zu gewärtigen stände. Wir glauben dies aber nicht, mit oder ohne städtische Anleihe, mit oder ohne Cloakensystem. Gegen die Ausführung des letzteren, sind uns in den letzten Tagen noch recht erhebliche Bedenken entgegengetreten. Haben wir im März das Thermometer wiederholt unter Null gehabt, so können Winter kommen, die nicht so milde, wie der gegenwärtige, 15 und mehr Grad Kälte bringen. In welchen Zustand werden dann die Vorrichtungen innerhalb der Häuser, in welchen die Abzugscanäle gerathen? Und wenn wir auch annehmen, daß es hier gelingen werde, den Frost durch irgend welche Vorrichtungen abzuhalten, wie ist dieses möglich bezüglich der faulen Spree oder der noch fauleren Havel? Man denke sich den Zustand, der entstehen muß, wenn der träge Fluß, in welchen schließlich der ganze Unrath Berlins abgeführt wird, zufriert, dann im Frühjahr Thauwetter eintritt, und der Schmutz, den Berlin während mehrerer Monate abgesondert hat, die Luft verpestet! — Und dies Alles soll erreicht werden mit einem Kostenaufwande von vielen Millionen. Unseres Erachtens ist das einzig Richtige, die Rinnsteine der Straßen zu reguliren und alsdann für deren Reinlichkeit Sorge zu tragen, die Abgänge der inneren Häuslichkeit aber, durch eine geregelte Abfuhr zu beseitigen und hierdurch auch der Landwirthschaft zu erhalten.

Unsere Zeitungen brachten in den letzten Tagen die Motivirung des Beschlusses des Obertribunals über Art. 84 der Verfassungsurkunde. Wenn man denselben in seiner schlichten und doch schlagenden Ausführung durchliest begreift man kaum, wie es möglich gewesen ist, einen solchen Lärm über eine selbstverständliche Sache zu erheben. Ob wir nun in der nächsten Zeit es erleben werden, daß sich hier in Berlin einige Untersuchungen gegen frühere Abgeordnete vor unsern Augen entwickeln werden, ist heute noch nicht erkennbar.

Dagegen möchten wir unsern Lesern zum Schluß noch ein Bild des Ganges geben, welchen eine solche Untersuchung möglicher Weise nehmen kann. Es ist dies ein Beitrag zu der jetzigen Justizorganisation, welche ja auch die Revue bereits an anderer Stelle ihrer Kritik unterzogen hat. Erster

Abschnitt 1. Erkenntniß; ein Stadtgericht weist die Anklage zurück, wegen des Art. 84; 2. Erkenntniß, das Oberappellationsgericht tritt der Ansicht bei; 3. Erkenntniß, das Obertribunal stellt die richtige Interpellation des Art. 84 fest. Zweiter Abschnitt, die Untersuchung muß nun eingeleitet werden; 4. Erkenntniß, das Stadtgericht spricht frei; 5. Erkenntniß, das Appellationsgericht desgleichen; 6. Erkenntniß, das Obertribunal cassirt wegen Rechtsirrthumes. Dritter Abschnitt, die Untersuchung beginnt abermals und es erfolgt 7. Erkenntniß, welches verurtheilt!

Es kann also möglicher Weise erst das siebente richterliche Urtheil zu einer Bestrafung führen, und wenn es der Angeschuldigte einigermaßen geschickt anfängt, so kann er deren noch zweie, des Appellationsgerichts und des Obertribunals, sich verschaffen, so daß erst mit dem 9. Erkenntnisse die Verurtheilung eine endgiltige ist, und zwar in einer Sache, die von vorn herein einfach genug erscheint. Wir klagen nicht die Gerichte an; diese leiden am meisten unter solcher Arbeitslast; wie steht es aber mit der Justizorganisation und welches Heil erwächst unserem Vaterlande aus dem in dieser Weise ausgebauten Rechtsstaate?

Militärische Revue.

Ueber die besondere Militairgerichtsbarkeit in Preußen.

I. Ueber die Nothwendigkeit derselben.

Die besondere Militairgerichtsbarkeit in Preußen ist wie so viele Heereseinrichtungen ein Angriffs-Objekt für die Fortschrittspartei geworden. Man sieht in ihr besondere Vortheile für den Militair dem Bürger gegenüber, leitet daraus die vermeintliche Kluft zwischen Militair und Civil und fürchtet sogar für die öffentliche Sicherheit. Conflikte zwischen Civil- und Militair-Personen haben diese Bedenken erregt. Man verlangt seitdem die Beseitigung der Gesondertheit und will sie wenigstens nur auf rein militairische Vergehen angewendet wissen.

Ehe wir diese Angriffe zurückweisen, wollen wir zunächst untersuchen, worin die „besondere" Militairgerichtsbarkeit und warum sie besteht. — Wir Alle sind pro primo Bürger eines Staates, dessen allgemeinen Gesetzen, die auf dem Christenthum, der Humanität beruhen, Jeder unterworfen ist. Im Staate existiren aber noch Gesellschaften, Corporationen, Stände und Gemeinschaften, die neben dem allgemeinen Landesgesetz noch ihre speciellen Privilegien, Statuten oder Vorschriften haben. Jedes Mitglied einer solchen privaten oder öffentlich zu Recht bestehenden Gemeinschaft muß sich den An-

ordnungen, Anschauungen derselben fügen und danach leben; bei etwaigen Vergehen gegen diese speziellen Vorschriften gebraucht die Gesellschaft ihr Recht, d. h. sie richtet über den Schuldigen, soweit das Vergehen die Gesellschaft angeht. Hat der Betreffende auch zugleich gegen das Landesgesetz verstoßen, so tritt auch der Staat als Richter auf.

Es existiren demnach in allen Staaten Handelsgerichte, Ehrengerichte für Beamtenklassen, Innungen für Handwerker, die das Recht haben, innerhalb ihrer Competenz darauf zu halten, daß die Statuten, Vorschriften der Gemeinschaft befolgt werden. In allen dahin schlagenden Vergehen kann der Schuldige natürlich nur von Seinesgleichen beurtheilt werden; nur Geistliche können entscheiden, ob einer ihrer Collegen sich gegen die Würde, das Ansehen des geistlichen Standes vergangen. Eben so werden nur Soldaten ein Insubordinationsvergehen richtig beurtheilen können. Den Vorzug besonderer Gerichtsbarkeiten genießen demnach allerdings in beschränkter Weise fast alle Staatsbürger. Das Landesgesetz duldet neben sich noch spezielle Gesetze für Stände und Gemeinschaften. Nur die Armee hat das allgemeine Landrecht mit den Kriegsartikeln, das allgemeine Strafgesetzbuch mit dem Militair-Strafgesetzbuch vereinigt; also auch nur eine Gerichtsbarkeit, einen Modus im Verfahren für alle Vergehen.

Wenn das ein Vorzug ist, so genießen diesen Vorzug fast alle Armeen der Gegenwart, die die Nothwendigkeit derselben wahrscheinlich ebenso fühlen werden, wie wir in Preußen, wenn auch vielleicht nicht ebenso wie wir zur Hebung des Ehrgefühls im Soldaten benutzen.

Die Preußische Armee bildet einen vorzugsweise exclusiven Stand, nicht etwa, weil sie dem Bürgerstande gegenüber, sondern weil sie neben demselben — als das Volk in Waffen — so ganz verschiedene, schwierigere Pflichten auszuüben hat. Deshalb auch die Kriegsartikel, das Militair-Strafgesetzbuch, auf denen die Gerichtsbarkeit, das Verfahren beruhen. Schon die politische Stellung des Soldaten im Staate ist verschieden von der des Beamten oder Bürgers. Während alle Unterthanen dem Könige und der Verfassung zugleich Treue schwören, leistet der Soldat den Eid nur seinem Kriegsherrn, dem Könige. Er steht demnach in einem viel intimeren Verhältniß zur Person des Monarchen, so daß ein etwaiges Vergehen gegen dieses Verhältniß ungleich strenger geahndet werden muß, als wenn er sich im Civil-Verhältniß befände.

Je anständiger eine Gemeinschaft sein will oder sein soll, desto strenger wird auch bei ihr auf Zucht und Sitte gesehen werden müssen, desto strenger werden die Vorschriften lauten. Das Kriterium der sittlichen Bedeutung eines Standes liegt wohl in der Aufgabe, die ihm von der Vorsehung gestellt worden ist. Um diese Aufgabe auch wirklich erfüllen zu können, muß diese Gemeinschaft dazu besonders gekräftigt, veredelt werden. Soll eine Armee das Werkzeug für eine stolze, kühne und vaterländische Politik sein, so muß diese Armee in ihrem sittlichen Werth, in ihrem edlen Selbstgefühl gehoben werden. Der ganze Apparat der Militairgerichtsbarkeit mit seiner strengen Handhabung der Disciplin, der in der glorreichen Tradition des

vorigen Jahrhunderts seine Wurzeln, vor den Freiheitskriegen aber seine Vollendung in der ersten Reorganisation der Armee erlangt hat, ist das einzige und beste Mittel dazu. Schon der große Schwedenkönig Gustav Adolph hat bewiesen, was eine Armee, wenn sie zugleich sittlich, religiös und tapfer ist, zu leisten fähig wird. Um uns aber aus unserer eigenen Geschichte von der Nothwendigkeit der besonderen Militairgerichtsbarkeit zu überzeugen, brauchen wir nur auf ihre Entstehung zurückzugehen. Als das alte Werbesystem, unter dem die Armee mehr einem Correktionshause ähnlich sah als der Armee von heute, Fiasko machte, gelangte man zu der Ueberzeugung, daß die Armee besonders in ihrer sittlichen Bedeutung regenerirt werden müsse, um mit ihr die Freiheit erkämpfen zu können. Es galt die besten Kräfte. Es erschien das Gesetz: „daß es eine Ehre fortan sei, preußischer Soldat zu sein." Natürlich damit zusammenhängend die Abschaffung der Prügelstrafen; es wurde eine ehrende Behandlung auf's Strengste empfohlen, der Hundsfott aus den Reihen der Armee gestoßen. Die Kriegsartikel, die noch heute gelten, enthalten die zehn Gebote für den Soldaten; sie sind die Bibel auf die der Soldat schwört. Was gelobt er da aber Alles? Er verpflichtet sich neben der Treue gegen seinen Kriegsherrn, einen ordentlichen Lebenswandel zu führen, zum Gehorsam, zur Kameradschaftlichkeit gegen seine Commilitonen, zum Vertrauen gegen seine Vorgesetzten, zur Aufopferungsfähigkeit im königlichen Dienst. Und das Alles muß er noch mit einer gewissen Freudigkeit thun. Wenn er gegen diese Gebote verstößt, wird er bestraft.

Der preußische Soldat muß, wenn er den Kriegsartikeln nachleben will, nicht nur ein unbescholtener, sondern auch ein braver, anständiger Mann sein, während der Bürger das noch lange nicht zu sein braucht und doch den Landesgesetzen genügen kann. Der Begriff „unbescholten" läßt einen weiten Spielraum für ein nicht allzu zartes Gewissen offen. — Der Unterschied liegt in der Aufgabe. Während der Soldat mit Daransetzung des Lebens, oft genug seinen Widerwillen, seine Ueberzeugung bekämpfen muß, um dem Dienste des Vaterlandes zu genügen, stellt der Staat an den Bürger oder Handwerker nur die Anforderung, die Steuern pünktlich zu zahlen; seine Hauptthätigkeit überläßt er ihnen zu ihrem eigenen Vortheil.

Der Soldat steht im Dienste des Vaterlandes in erster Reihe als unbedingt verpflichtet dazu. Die höheren Anforderungen der Regierung an denselben, die sind es, welche die besondere Militairgerichtsbarkeit hervorgerufen haben, durch welche der Soldat nicht eigentlich bevorzugt, sondern veredelt werden soll, damit das Ganze — „das Volk in Waffen" auch fähig sei zur Erkämpfung des großen Ziels der preußischen Politik: „des deutschen Einheitsstaates." Der Unterschied zwischen der Civil- und Militair-Gerichtsbarkeit ruht vornehmlich in den Motiven. Während jene nur den Hauptzweck haben kann, das Eigenthum, die öffentliche Ruhe und Sicherheit eines Jeden im Staate sicher zu stellen, muß diese neben dieser Rücksicht vorzüglich auf das Ehrgefühl des Einzelnen zu wirken suchen. Jene verfolgt besonders materielle, diese moralische Ziele. In diesem nicht zu läug-

nenden Unterschied ruht die Nothwendigkeit der Gesondertheit. Aus ihr resultirt das strengere Strafverfahren gegen gemeine Vergehen, wie Diebstahl, Betrug. Der Bürger kann z. B. vom Staat nie zur Verantwortung gezogen werden, wenn er durch einen unordentlichen Lebenswandel seine Existenz untergräbt, während der Soldat dafür zur Rechenschaft gezogen wird. Wohl darum, weil er sich dadurch unfähig machen könnte, dem Vaterlande zu dienen. —

Aber auch die allezeit schlagfertige Organisation der Armee bedingt die Gesondertheit der Militairgerichtsbarkeit. Dieselbe ist ein so überaus wichtiges Organ einer jeden Armee, daß wohl kein Laie behaupten wird, sie könnte einer Armee im Kriege fehlen, ohne Schaden für dieselbe.

Eine Armee im Frieden soll aber der Armee im Kriege gleichen wie eine Photographie dem Original; d. h. es müssen wenigstens alle Bestandtheile vorhanden sein, wenn auch nur im verjüngten Maaßstabe. Müßte nun bei eintretender Mobilmachung ein so wichtiges Organ neu geschaffen werden, so würde dies in diesem Fall ganz besonders sehr schwierig, kostspielig und von großem Nachtheil für das Ganze sein, denn es würde den Beamten an der nothwendigen Vertrautheit mit dem Modus fehlen. Es ist doch nicht denkbar, daß ein ganzes Kreisgericht mobilisirt werden sollte, damit es den Bewegungen eines Corps folge, eben so wenig, wie Soldaten eines Vergehens wegen vom Kriegsschauplatz in die Heimath geschickt werden könnten, um dort gerichtet zu werden. — Die Opposition verlangt nur nicht die absolute Abschaffung der Militairgerichtsbarkeit, sondern sie will dieselbe nur auf rein militairische Vergehen angewendet wissen. Darnach würden im Frieden zwei Verfahren stattfinden müssen; zwei Gerichtsbarkeiten, die eine für rein militairische Vergehen, die andere für bürgerliche Vergehen z. B. Diebstahl, nothwendig die Folge sein. Schließlich würde noch ein besonderer hoher Gerichtshof geschaffen werden müssen, der in zweifelhaften Fällen zu entscheiden hätte, ob ein Vergehen in die Kategorie der rein militairischen oder der bürgerlichen Vergehen gehört. Friktionen über Friktionen würden die natürliche Folge davon sein. Die so nothwendige Einfachheit der Organisation müßte wesentlich durch die Theilung der Militairgerichtsbarkeit alterirt werden.

II. Ueber die Stellung der Fortschrittspartei zu der Armee.

Es ist ein merkwürdiger aber sprechender Beweis für die Kurzsichtigkeit der preußischen Fortschrittspartei, daß ihre so häufigen Angriffe auf die Organisation der Armee keineswegs gegen die Schwäche derselben, sondern stets gegen diejenigen Institutionen gerichtet sind, aus denen dieselbe ihre Kraft schöpft. Die Angriffe erbittern oder beleidigen mehr, als sie den Organismus der Armee erschütterten. Wir sind deshalb in der glücklichen Lage, abweichend von unsern Gesinnungsgenossen, weniger erbittert über die boshafte Rankune unserer Gegner zu sein, als zu lächeln über ihre vergeblichen Anstrengungen, vergeblich, weil diese Angriffe die Armee nicht nur nicht erschüttert, sondern eher gestärkt haben, was doch unmöglich das beabsichtigte Ziel einer demokratischen Oppositionspartei sein kann. So wird eine Armee

im Felde durch thörichte Angriffe des Feindes gestärkt, weil der Soldat dadurch Selbstvertrauen, Vertrauen zu seinem Feldherrn erhält, den Gegner verachten lernt, der seine Blößen gezeigt. Die Fortschrittspartei zählt unter ihren Mitgliedern die ersten Capacitäten der Wissenschaft, der Verwaltung und besteht gewiß doch mindestens aus gesinnungstüchtigen, ehrlichen Demokraten, die vor den Resultaten eines Conflikts mit der Regierung nicht zurückschrecken würden. Beschränkung und schließlich Beseitigung der monarchischen Gewalt, das muß das Resultat eines jeden Conflikts zwischen Regierung und Opposition sein, wenn letztere über die bewaffnete Macht disponiren kann, oder wenn der ersteren keine Armee zur Verfügung steht. Daß ein jeder Conflikt unter solchen Verhältnissen mit Revolution, Aufhebung der Erbrechte endigt, beweist die Geschichte. Ist die Armee der Regierung treu, wie 1848 in Preußen, so ist das Resultat einer Revolution — die Restauration nach dem Willen der Regierung.

Seit dem Mißlingen dieser Revolution hat indessen die Fortschrittspartei nicht aufgehört, ihre Angriffe gegen die Organisation der Armee zu richten; die Fortschrittsmänner haben eben „Nichts vergessen aber auch Nichts gelernt!" Sie haben sich bei der Armee verhaßt gemacht, in demselben Maaße aber dieselbe in der Treue gegen den Kriegsherrn wenn's möglich noch befestigt. Das ist so wahr, daß selbst diese Oppositionspartei gar nicht an einen bewaffneten Widerstand, die thatsächliche Revolution denken kann, trotzdem der Conflikt schon längst diejenige Schärfe erlangt hat, daß in anderen Ländern der Schlachtruf: „Zu den Barrikaden! Zu den Waffen!" ertönt wäre. Es ist nicht die moderne Humanität, sondern die gänzliche Hoffnungslosigkeit auf Erfolg, was die in der Rede so kühnen Männer an diesem letzten Schritt verhindert. — Warum — fragen wir — haben diese beredten Männer nicht ein Mal einen Vorschlag zu Gunsten der Armee eingebracht? warum ist es Ihnen nicht gelungen eine einzige wirkliche Schwäche in der Organisation bloszulegen? Versucht haben es wohl die Herren, indessen eben diese Versuche haben ihre Unfähigkeit, ihre falsche Auffassung der preußischen Armeeverhältnisse dargelegt. Als die bekannte Graudenzer Meuterei sich ereignete, wurde in fortschrittlichen Kreisen mit großem Eifer für die sogenannten unglücklichen Opfer der militairischen Tyrannei gesammelt. Wenn diese Sammlungen den Zweck hatten, dem Volke zu zeigen, ein wie warmes Herz der Fortschrittsmann für den Soldaten hat, so zeigte auch die Gehässigkeit, mit der gleichzeitig gegen die Offiziere gefolgert wurde, die wahre Absicht dieses warmen Herzens. Man wollte das Vertrauen des gemeinen Soldaten gegen seinen Offizier erschüttern; da dies nicht gelang, machte man sehr bald die mildthätige Hand zu. Die Vorschläge für die Erhöhung der Gehälter der Unteroffiziere, des Soldes der Gemeinen würden an und für sich sehr lobenswerth sein, wenn nicht der Haß gegen das Offizier-Corps diese Vorschläge diktirt hätte. Darin beruht vornehmlich die Kurzsichtigkeit der Fortschrittspartei, daß sie die Bedeutung des preußischen Offizier-Corps unterschätzt, dasselbe gehässig angreift, jede Geringfügigkeit benutzt, um ein Staatsverbrechen daraus zu fabriciren. Das preußische Offizier-Corps ist aber der

Pfeiler, an dem noch lange die Wogen der Revolution — mag sie sich im Abgeordnetenhause zeigen oder auf der Barrikade — zerschellen werden, ehe ein Atom dieses Pfeilers sich ablösen wird. In dem Offizier-Corps des preußischen Heeres ruht sowohl eine schaffende Intelligenz als auch eine zerstörende Kraft, welche stets die Bedingungen für das Gelingen von großen politischen Zwecken sind; die Aermee ist treu, weil das Offizier-Corps, der natürliche Leiter und Führer derselben, treu ist aus Ueberzeugung. So lange die Fortschrittspartei es verschmäht oder es nicht versteht sich Sympathien in demselben zu erwerben, so lange wird ihre Stellung einem verlorenen Posten gleichen; so lange wird sie auf die kläglichste Rolle beschränkt sein, in der sich jemals eine politische Partei von ihrer Größe befunden hat d. h. Nichts weiter thun zu können, als fortwährend gegen sich vollziehende Thatsachen zu protestiren, ohne die Macht zu besitzen, dieselben zu annulliren. Denn das Wort wird nur dann zur historischen That, wenn ihm, wie auf den Blitz der Donner, die verhältnißmäßige Kraftäußerung folgt. Die Gefahr des Vergessenwerdens oder der Lächerlichkeit liegt nahe. Mit mehr politischer Weitsichtigkeit, mit mehr Klugheit könnte die Partei ein Resultat erreichen, während sie jetzt nur einer größeren Partei, deren Bildung noch in der Zukunft liegt, den Weg bahnt. —

Es ist uns bei den Angriffen der Fortschrittspartei auf die Armee oft zu Muthe, als ob man der Zuschauer eines Polkwitzer Stückchens wäre, wie die ehrsamen, braven Polkwitzer Bürger im Begriff über einen hohen steilen Berg zu gehen, voll Glaubenseifer sich mühen und abarbeiten diesen Berg mit Aexten, Spaten abzutragen, statt eine bequeme Chaussee um oder über den Berg zu bauen. Die Werkzeuge werden stumpf, sie zersplittern, die Polkwitzer bersten vor Wuth, die Zuschauer fangen an zu lachen, und der Berg steht noch immer.

Der letzte amerikanische Krieg.

(Fortsetzung).

Als Mc. Clellans starke Colonnen zuerst auf der Halbinsel erschienen, blickte der ganze Süden mit Bangen auf Richmond. Wie wird sich diese große und reiche Stadt der Gefahr eines Bombardements gegenüber benehmen? Diese Frage bewegte aller Herzen. Daß der Staatencongreß und die ganze Regierung innerhalb Richmonds verweilte, erhöhte nur die Schwierigkeit, wie die Wichtigkeit jedes, in dieser Beziehung getroffenen Beschlusses.

Es sollten die kühnsten Erwartungen übertroffen werden:

„Beschlossen durch die General-Versammlung der Staats-Deputirten der Conföderation: daß die General-Versammlung hierdurch

feierlich ihr Verlangen ausspricht, daß die Stadt (Richmond) für den Fall eines Angriffes bis aufs Aeußerste vertheidigt werde, wenn eine solche Vertheidigung den Wünschen des Präsidenten der confederirten Staaten entspricht; und daß der Präsident versichert sein möge, daß, was immer für eine Zerstörung oder Beschädigung von Staatseigenthum oder Privatbesitz daraus erfolgen würde, dieselbe mit Freudigkeit ertragen werden sollte."

(Sitzung vom 14. März 1862). So lautete die Antwort des Congresses.

In der Sitzung vom 16. Mai äußerte der Gouverneur Letcher: Neulich bemerkte mir Jemand, daß es für den Präsidenten, den Mayor oder mich unerläßliche Pflicht sein müsse, die Stadt zu übergeben; dem antworte ich hier, wenn man mir die Alternative stellte, bombardirt zu werden, oder mich zu ergeben, so sage ich: „Bombardirt mich und zum Teufel mit euch!" — (Bombard and be damned!)

Mit einer solchen Stadt im Rücken konnte die confederirte Armee freudigen Muthes ihren Feind erwarten, und er kam!

Durch die schwere Verwundung, welche der confederirte General en chief Johnston in der Schlacht von Seven Pines erhalten, war das Obercommando der vor Richmond versammelten Confederations-Armee auf R. E. Lee übergegangen, der im kühnen und energischen Sinne seines Vorgängers sein ritterliches Wort zum Pfande gab, daß die Einschließung der südlichen Hauptstadt keine Belagerung werde. — Der Lauf des Chickahominy, der Richmond in einem Bogen umgiebt, deutet ziemlich genau die Stellung an, welche Mc. Clellan am Ende des Monat Juni mit der féderirten Armee einnahm. Der ganze Monat war von ihm theils zur Anlegung von Depots in seinem Rücken, theils zur Anlegung von Befestigungen in seiner Front benutzt worden.

Da trafen ihn nach einander die Nachrichten von Beauregards meisterhaftem Rückzug von Korinth, von Jacksons kühnem Vordringen im Shenandoahthal abwärts, wobei er Banks über den Potomac jagte, von Jacksons siegreichem Rückzuge, wobei er Fremont-Wallenstein bei Croß-Keyes schüttelte, von dem Zusammenraffen der dadurch zertrümmerten Potomac-Armee unter dem General Pope, der eigends dazu herbeigerufen wurde vom Washingtoner Cabinet*).

Mc. Clellan sah hierdurch nicht nur seine Hoffnung, von Banks, Mc. Dowell und Fremont seinen rechten Flügel verstärkt zu sehen, vereitelt, sondern es wurde derselbe durch den herbeilenden Jackson so bedroht, daß Mc. Clellan seine fast 5 Meilen lange Front mit einer tiefern und geschlosseneren Stellung zu vertauschen beabsichtigte. Da aber sein Heer mit dem sehr bedeutenden Train jetzt 110,000 Mann betrug, so war dies ein ziemlich gefährliches Unternehmen, einem an Zahl fast gleichen, an Kriegsgewandheit, Beweglichkeit und Terrainkenntniß entschieden überlegenen Gegner vis à vis.

Wie stets, war auch jetzt General Lee vom Vorhaben des féderirten

*) Die Details dieser spannenden und wechselvollen Episode geben wir weiter unten, um jetzt den Zusammenhang nicht zu stören. D. Verf.

Generals unterrichtet und beschloß, ihn während seiner Frontveränderung anzugreifen. Daraus entstand eine Reihe von fünf sehr bedeutenden Gefechten oder richtiger Schlachten, die in Verbindung mit den Avant- und Arrieregarden-Gefechten vor und nachher einen Verlust von 50—60,000 Mann auf beiden Seiten herbeiführten.

Um sich die Sachlage klar zu machen, denke man sich Mc. Clellan im Begriff links abzumarschiren um mit seiner Armee dann südlich des Chickahominy gegen Richmond so vorzubrechen, daß seine rechte Flanke durch diesen, seine linke durch den James-Fluß gedeckt werde.

Nachdem er Alles, was er vom Train entbehren konnte, eingeschifft, um es um die Halbinsel herum, durch die Flotte tranportiren zu lassen, beabsichtigte er zuerst, naturgemäß den äußersten rechten Flügel, bei Meadow Bridge liegend, antreten zu lassen. Wir haben oben die Schwierigkeit der Chickahominy-Uebergänge angedeutet, dieser Fluß umgiebt Richmond in einem weiten Bogen gegen Nordost in einem Abstande von 2 Meilen ca. bis er am untern Theile des Oertchen Charles-City sich mit scharfer Biegung direct gegen Süden wendet, und mit einer breiten sumpfumgebenen Mündung den James-Fluß erreicht. — Der südlich des Chickahominy stehende Theil der Armee Mc. Clellans hatte sich zu beiden Seiten der Straße Richmond-Williamsburg verschanzt, und sollte als Hauptstütze der Bewegung Mc. Clellans dienen, nördlich des Flusses dehnte sich seine Front erst gen Norden bis Meadow Bridge, wo sie sich bis Bottoms Bridge östlich wendete, um eine Defensiv-Flanke herzustellen.

Wenn man sich die Sachlage ansieht und erwägt, daß zu dieser Zeit schon Jackson in Eilmärschen auf den linken Flügel der Confederirten eilte, so muß man erkennen, daß die Lage der Letzteren günstig war.

Wir werden die verschiedenen Gefechte nach den Tagen, an denen sie vorfielen, benennen, da sie von jeder Partei anders getauft worden sind.

Donnerstag, den 26. Juni.

An diesem Tage brach der gestern in Ashland eingetroffene General Jackson mit seinen Virginia-Veteranen um drei Uhr Nachmittags auf, um sich mit dem confederirten General P. A. Hill zu einem Angriff auf den äußersten rechten Flügel der Federirten zu vereinigen. Diesen bildete die pensylvanische Division Mc. Call*), in und um Mechanicsville concentrirt.

Die beiden confederirten Generale vereinigten sich auf der Höhe von Meadow Bridge**) und griffen in der Weise an, daß Hill das Dorf selbst angriff und Jackson die Pensylvanier durch eine Umgehung in der linken Flanke faßte.

Mit 14,000 Mann führte hier Hill den Kampf mit größter Ausdauer bis zum Einbruch der Nacht, ohne daß es ihm und Jackson möglich war, die sich tapfer wehrenden Federirten zu delogiren. — Erst als Jackson bei schon beginnender Dunkelheit in ihrer rechten Flanke erschien, zogen sie sich

*) Cf. Saunders, pag. 92., dessen vorzüglich getreuen Daten wir uns bei Angaben, die federirten Armeen betreffend, zu folgen erlauben. D. Verf.

**) Bridge = Brücke, oft in Verbindung mit Ortsnamen.

flußabwärts bis an den Powhite-Swamp*) wo denn die völlig einbrechende Finsterniß dem Kampfe ein Ende machte.

Nachdem so der confederirte General en chef sich überzeugt, daß Mc. Clellan seinen Abmarsch noch nicht begonnen, warf er in der Nacht Longstreets Armeecorps durch den sumpfigen Wald an den Chickahominy, der bei Tagesgrauen auf Floßbrücken überschritten wurde.

Freitag, den 27. Juni..

Mit Tagesanbruch entbrannte der Kampf. Die Conféderirten beabsichtigten den ganzen rechten Flügel und das Centrum der Mc. Clellan'schen Armee in den Chickahominy zu jagen, da sie wußten, daß dieselben ihren Links-Abmarsch begonnen hatten. Dazu wurde folgende Disposition ausgegeben vom General Lee:

Auf dem äußersten linken Flügel blieb Stonewall Jackson, stets mit der Intention, durch eine Umgehung zu wirken.

Neben ihm A. P. Hill, im Centrum, über das verlassene Mechanicsville vorbrechend.

Den rechten Flügel bildeten die alten Longstreet'schen Brigaden unter dem General D. H. Hill, dem Bruder des Erstern.

Was südlich des Chickahominy von den Federirten stand, wurde durch den confederirten General Magruder im Schach gehalten.

Allen confederirten Corps war das ihrem Centrum liegende Oertchen Coal Harbor als Vereinigungspunkt angewiesen.

Sobald man Jacksons Kanonen von links her donnern hörte und man daraus sein Vordringen wußte, vereinigten sich bei New-Coal-Harbor, auf Gaines Mühle, die confederirten Generale, Lee, Longstreet und die beiden Hill's. —

Auf der ganzen langen Strecke nördlich des Chickahominy kämpfte man mit äußerster Erbitterung. Der confederirten Armee war durch einen Tagesbefehl die Sachlage mitgetheilt und jeder Soldat wußte, wenn es gelang, heute zu siegen, so war die Kampagne schon halb entschieden.

Von 4 Uhr an, wo Jackson ganz in der rechten Flanke der Federirten angriff, dauerte das Ringen auf der ganzen Front. Zuerst waren bei Gaines Mühle aufgeworfene Schanzen der Federirten der Brennpunkt der Schlacht. Die Entfaltung von Tapferkeit und Aufopferung ließen beiderseits die Kämpfenden den bestdisciplinirtesten Truppen ebenbürtig erscheinen.

Der confederirte General A. P. Hill machte den ersten Angriff auf die Schanzen der Gaines Mühle. Seine Truppen, meist Georgier, stürmten mit der todesverachtendsten Energie gegen die Werke an, aber, da dieselben nicht vorher genügend mit Geschützen bearbeitet waren, wurden die Angreifer durch einen Schauer von Kartätschen zurücktrieben. Dreimal wiederholten sie den Angriff, unerschüttert stürmten sie über die zuckenden Leichen ihrer Kameraden hinweg, aber vergeblich!

Von Longstreet's Division kam ihnen das Regiment Picket zu Hülfe — vergebens!

*) Swamp = Sumpf.

Endlich wurde ihnen die Division Whiting, lauter reguläre Regimenter und zwei Regimenter Texaner, zugesellt, und durch diese frischen Truppen verstärkt, nahmen die Confederirten in einem gewaltigen Anlauf die Werke und hieben in der Erbitterung nieder, was ihnen unter die Klinge kam.

Indessen aber waren die Brigaden des rechten Flügels unter dem andern General Hill mit verhältnißmäßig weniger Opfern zu einem weit wichtigern Resultate gelangt.

Sie hatten den linken Flügel der Federirten zurückgedrängt, und waren auf dem besten Wege, die einzige schmale und lange Brücke, welche beide Ufer des Chickahominy verband, zugleich mit den Fliehenden zu erreichen. — Wenn dies gelang, war Mc. Clellan verloren.

Der Kampf war, wie stets auf diesem sumpfigen, dichtbewaldeten Terrain, ein fürchterlich mörderisches Tirailleurgefecht, da die wenig ausgebildeten Mannschaften in dem coupirten Gelände sehr bald aus der Hand der höheren Führer waren.

So löste sich auch hier der Kampf in ein Duelliren einzelner Kompagnien auf, bis General Lee selbst auf dem Schauplatz erschien.

Schon vorher waren auf seinen Befehl die ältesten Regimenter als Reserve zurückgehalten worden.

Diese, 4000 Mann stark, warf er jetzt mit einem Stoß gegen die federirte Front.

Das im Feuer stehende Treffen der Confederirten, durch die Begeisterung der frischen Reserven fortgerissen, nahm die letzte Kraft zusammen und schloß sich dem Vorgehen an.

Bis dahin hatten die federirten Divisionen sich mit dem Muthe der Verzweiflung gewehrt, obwohl sie auf dieser Stelle der Schlachtlinie von Hause aus im Nachtheile sich gefühlt, da der Einzelkampf immer die starke Seite ihrer Gegner gewesen.

Das coupirte Terrain stellte Vertheidiger und Angreifer so ziemlich gleich, und zurück — das wußten die Federirten — durften sie nicht, ihre Rückzugslinie lag halb links hinter ihnen — eine schmale Brücke!

Jubelnd drängten die Südlinger in immer dichteren Schwärmen nach, schon glaubten sie den verhaßten Gegner der sichern Vernichtung verfallen — und so wäre es auch gewesen, ohne des klugen Mc. Clellans Voraussicht.

Einige tausend Schritt vor der Brücke, über welche die weichenden Kolonnen des federirten rechten Flügels zogen, schien ein Vulkan aus der Erde gestiegen zu sein, der feurige Wellen ausströmte unter einem sinnbetäubenden Krachen. Alle confederirten Berichte sprachen damals von der starken Verschanzung, welche als Brückenkopf den Federirten den sicheren Rückzug gestattet, und an der alle Stürme der Verfolger zerschellt sein.

Es war aber leider gar keine Schanze, noch weniger ein Brückenkopf vorhanden!

„Im Augenblick, als die Verwirrung in Flucht auszuarten drohte, fuhren auf seinen (Mc. Clellans) Befehl 20 Geschütze im Halbkreis vor dem Uebergangs-Punkte auf und ersetzten durch ein fortwährendes Kar-

tätschfeuer nicht blos den fehlenden Brückenkopf, sondern setzten auch dem allzu heftigen Nachdrängen des Feindes ein Ziel und zwangen ihn, den ferneren Rückzug ungestört ausführen zu lassen. — Für jedes dieser Geschütze sollen 200 Kartätschschuß bereit gehalten worden sein*)."

Daß dieses geniale Mittel Mc. Clellan hier vor dem Verderben rettete, ist außer aller Frage und wenn er in seinem Leben weiter nichts gethan, so stempelt ihn dieser eine Gedanke und seine brillante Ausführung zu einem tüchtigen General — wir sagen nicht Feldherr — und dies ist ein Zeugniß, welches ihm die erfahrenen Offiziere beider Armeen gaben, was ihm wohl mehr werth sein wird, als die lobende oder tadelnde Anmaßung von den Abolitionisten bezahlter Zeitungsschreiber.

Ob dies „bouquet de Napoleon I." ihn und die federirte Armee gerettet, wenn die Confederirten noch eine intacte Reserve regulärer Infanterie zur Hand gewesen, bezweifeln wir, da ein so energischer Feldherr, wie General Lee gewiß das letzte Regiment zum Sturm geführt hätte, um ein solches Resultat, wie hier möglich war zu erreichen. So wie die Sachen standen, erreichte die federirte Armee das südliche Ufer des Chickahominy, allerdings aber mit dem Verlust von ca. 8000 Mann und 23 Geschützen.

Sie war entschieden geschlagen. Die Nordost-Seite Richmonds war vom Feinde gesäubert, die beiden großen Eisenbahnen, die auf dieser Seite gegen den Potomac zuführten, waren im Besitz der Confederirten und in wenigen Tagen so weit hergestellt, daß sie große Truppenmassen gen Norden führen konnten. So endete der Freitag.

Daß dem General Lee die oben erwähnte Reserve fehlte, lag außer seiner Schuld, um dies zu beweisen sei es uns gestattet, das Gefechtsterrain einer detaillirten Beschreibung zu unterwerfen.

Am Donnerstag Abend begann also der Kampf bei Meadow Bridge, dieser Punkt liegt ungefähr 1½ Meilen genau nordwärts Richmond. Hier befand sich der äußerste rechte Flügel. Seine Linien dehnten sich von hier über den Chickahominy aus, den sie in der Gegend trafen, wo der Powhite-Bach in ihn mündet, eine halbe Meile oberhalb von dem Punkt, wo ihn die Yorkriver Bahn kreuzt. Von Meadow Bridge bis zu diesem Punkt, am Nordufer des Chickahominy gemessen, sind 2 Meilen.

Die verschiedenen Stellungen, welche der Feind auf dieser Stellung einnahm und am Donnerstag Abends freiwillig, im Lauf des Freitags aber gezwungen räumte, sind: Mechanicsville, eine viertel Meile nördlich des Chickahominy, der Beaver-Dam-Creek, in den Chickahominy mündend, die New-Bridge Straße, an der Coal-Harbor liegt, endlich Powhite Creek, an dem der Feind seinen letzten Halt machte.

Südlich des Yorkriver rail-road läuft die Landstraße nach Williamsburg, in welche die Nine-Mile Straße bei Seven-Pines (31. Mai) mündet, in die Williamsburgerstraße die New-Bridgestraße, welche dann in einem rechten Winkel über den Chickahominy abbiegt, den sie auf der Bolton-Brücke überschreitet.

*) Saunders, pag. 93.

So stand denn Mc. Clellan am Freitag Abend in keiner günstigen Position, in rechter Flanke und Front den überschrittenen Chickahominy, in linker Flanke und theilweise im Rücken die conföderirten Generale Magruder und Huger, jenseits des Chickahominy die siegreichen Conföderirten im Besitz von zwei Brücken um übergehen zu können!

Das einfachste schien nun, daß am nächsten Tage Jackson und die beiden Hills von rechts, Magruder und Huger von links sich auf Mc. Clellan warfen.

Dies aber geschah nicht.

Sonnabend den 28. Juni.

An diesem Tage wendeten sich die Conföderirten nach White House, wo bis dahin Mc. Clellans Hauptquartier gewesen, und die immensen Vorräthe aller Art gelagert hatten. Von dem Transport derselben durch die Flotte wußten die Conföderirten nichts und griffen die dort noch stehenden Reservetruppen Mc. Clellans heftig an, ohne sie aus den angelegten Redouten zuerst delogiren zu können, bis plötzlich der Feind abzog und ihnen die Werke überließ.

Diese erschienen als sehr solide angelegte Erdwerke, deren erste Linie in der Kehle offen war, deren zweite aber aus zwei großen, zur Geschützvertheidigung eingerichteten Redouten bestand.

In ihnen befanden sich bedeutende Vorräthe von Geschütz- und Gewehrmunition angehäuft, die Geschütze aber fehlten, und Alles deutete darauf hin, daß der Angriff der Conföderirten die Federirten gerade im Bergen des werthvollsten Gutes gestört hatte. Der federirte General hatte seinen Rückzug in die dicht hinter den Schanzen beginnenden, ausgedehnten Wälder genommen, wo ihm die Conföderirten nur langsam und vorsichtig zu folgen vermochten. Bald wirbelte mitten aus dem Walde eine dichte Rauchwolke auf und bei weiterem Vordringen fanden die Verfolger die Ursache derselben. Auf einer großen Lichtung brannte ein wahrhafter Berg von Lebensmitteln aller Art: Zucker, Kaffee, Speck, Fleisch, Mehl, Gemüse, kurz Alles, was in der Eile nicht weiter fortzuschaffen war, bildete hier einen großen Scheiterhaufen.

Rings umher lagen tausende von Equipirungsgegenständen, zu deren Vernichtung oder Fortschaffung die Zeit gefehlt hatte, und die den deutlichsten Beweis lieferten, daß die Federirten in Eile und Unordnung — keineswegs mit Absicht und nur zufällig zur selben Zeit — ihr dortiges Lager verlassen hatten. Daß an diesem Tage auf der eigentlichen Angriffs-Front die Conföderirten sich ruhig verhielten, war ein außerordentliches Glück für Mc. Clellan aber keineswegs ein Fehler des conföderirten General en chef, wie dies vielfach — selbst von verständigen Leuten — behauptet ist.

Es ist ein Mangel an Sachkenntniß, wie an Logik, der kaum einem Journalisten zuzutrauen ist, wenn man plötzlich, dem General Robert E. Lee, einem Helden, der vor und nach diesem Tage eine Feldherrngabe bewiesen, die nur von seiner Kühnheit erreicht worden ist, gerade für den

28. Juni 1862, Unentschlossenheit und Mangel an Disposition vindiciren will, gerade zur Narrheit wird dies aber, wenn es von militairisch Ungebildeten hinter dem Schreibtisch hervor ausgesprochen wird.

Wenn nicht Gründe obwalteten, die bis jetzt noch nicht in die Öffentlichkeit gedrungen, so waren schon zwei Umstände hinreichend, die verhältnißmäßige Ruhe, die am Sonnabend auf der angegriffenen Front herrschte, zu erklären.

Einmal hatten die Federirten seit dem Mittwoch den 25. Juni 12,000 Mann verloren und es ist unwahrscheinlich, daß der Verlust der angreifenden Conféderirten geringer gewesen sei, diese aber erhielten fortwährende Verstärkungen, die fast stündlich eintrafen, es lag also in ihrem Interesse Zeit zu gewinnen.

Ferner aber, und das ist wohl der Hauptgrund, ist das Gelände zwischen dem untern Chickahominy und dem Jamesflusse ein Urwald, nur von wenigen schlechten Landstraßen, außer der Eisenbahn durchschnitten. Erwägt man nun, daß die Front dieser Stellung von den Federirten mit Schanzen versehen und mit der Division besetzt waren, welche den besten Vorpostendienst leistete — den Deutschen unter Heintzelmann — so ist es klar, daß es für die Confederirten nur nach einer sorgfältigen Recognoscirung möglich war, sich in dies Dunkel zu wagen, und daß selbst nach den entschiedensten Erfolgen eine energische Verfolgung nicht möglich war, in einem Terrain, wo alle Viertelmeile ein Sumpf, ein Dickicht oder ein tiefes Hinterwasser eines der beiden Flüsse, das Manövriren größerer Infanteriemassen sehr erschwerte, den andern Waffen nur ein momentanes Wirken gestattet war. So verging denn der Sonnabend unter verschiedenen Recognoscirungen auf der Front und soweit dieselben zugänglich, den Flanken.

Druck von A. Paul & Co in Berlin, Kronenstraße 72

Das preußische Ministerium im Jahre 1866.

Das preußische Ministerium hat, Dank dem zeitigen Schlusse des allgemeinen Landtages, den Raum fast eines ganzen Jahres vor sich, bevor es nach den gegenwärtig noch gültigen Bestimmungen der Verfassungsurkunde genöthigt ist, wiederum der Landesvertretung gegenüber zu treten. — Sein oder Nichtsein hängt für das Ministerium von dem Gebrauche ab, welchen es im Jahre 1866 von seinen obrigkeitlichen Attributen zu machen verstehen wird. Wir wollen schon heute unsere desfallsigen Ansichten nicht zurückhalten.

Es wird zunächst kaum unserer Mahnung bedürfen, um die Erwägung wach zu rufen, daß für die dem Ministerium zufallende Aufgabe die Frist eines Jahres eine sehr kurze ist. Es muß also lieber schon heute als morgen frisch ans Werk gegangen werden. In früheren Zeiten pflegte dem Schlusse der Landtagssession eine Zeit der Ruhe und Erholung zu folgen, die wir den schwer geprüften Räthen der Krone gern gönnten, die wir durch die Nachholung mancher zurückgebliebenen laufenden Geschäfte sogar für berechtigt hielten. Gleichwohl wird die gegenwärtige Situation eine solche Pause nicht vertragen; es gehört jetzt nicht blos ein fester Sinn und ein klarer Kopf, es gehört auch eine eiserne Ausdauer dazu, um den Platz des Ministers auszufüllen. Vor jedem weiteren Schritte erachten wir es für die Aufgabe des Ministeriums in sich und unter sich über das zu erreichende Endziel völlige Uebereinstimmung und Klarheit herzustellen und sich die Mittel, die zu diesem Endziele führen müssen, zu sichern. Ein derartig fest abgeschlossenes Programm wird sich auf die auswärtigen Verhältnisse, eben so sehr aber auch auf die im Innern zu lösenden Fragen zu richten haben. — Für unsere auswärtigen Beziehungen verlangen wir hiermit nicht ein blindes und unbedingtes Verfolgen eines Endzieles; wir wissen, daß gerade auf diesem Gebiete Chancen eintreten können, die außerhalb unseres Vaterlandes also auch außerhalb der Macht unserer leitenden Staatsmänner liegen, aber wenn man auch solchen Verhältnissen Rechnung trägt, so giebt es doch Punkte, über welche hinaus nicht nachgegeben werden kann und darf. Diese Punkte zu präcisiren und für bestimmte Eventualitäten sich die Abwehr mit dem Schwerte zu sichern, mag dieses heute, mag es erst in Jahresfrist zu ziehen sein, halten wir für geboten. Insofern wir in der Lage sind, überhaupt Muthmaßungen über Entschlüsse der höchsten Instanzen aufzustellen, möchten wir mit Zuversicht darauf rechnen, daß gerade in den letzten Tagen und Wochen der Leiter unserer auswärtigen Politik eine solche Position bereits gewonnen hat. Wir glauben dagegen uns kaum bis zu der Hoffnung versteigen zu

dürfen, daß eine gleiche Stellung bereits für unsere inneren Zustände gewonnen sei und doch ist gerade hier der Entschluß leichter zu fassen, weil die Sachlage sehr klar zu übersehen ist und eine Alteration derselben nicht, wie dies bei den auswärtigen Verhältnissen der Fall ist, von dritten Potenzen erfolgen kann, die außerhalb Preußens liegen. An der Existenz der entschiedensten democratischen Partei wird kein Mensch mehr zweifeln, eben so wenig daran, daß dieselbe in die Action eingetreten ist, und daß sie diese Action bisher mit einem Mantel behangen hat, welchen sie aus einzelnen Bruchstücken der Verfassungsurkunde zusammen zu setzen verstanden hat. Die Frage ist also wie weit, ganz besonders wie lange will das Ministerium die Möglichkeit noch ferner gewähren, Revolution zu treiben unter dem Schutze und Mißbrauche bestehender Institutionen und wenn hier doch endlich einmal ein Ende gemacht werden soll, durch welche Mittel ist dieses zu erreichen und werden diese Mittel sich der schließlichen Anwendung nicht entziehen. Gerade hier darf das Ministerium auf eine Milderung durch den Verlauf der Zeit, auf den Eintritt etwaniger Eventualitäten nicht rechnen. Die Democraten sterben nicht, wie die Altliberalen, an Altersschwäche und sie leben ebensowenig wie diese in Vertrauensseligkeit zur Theorie, sondern es sind practische Leute, die mit Selbstbewußtsein auf ihr Ziel losgehen; dieses besteht in nichts Anderem, als zur Macht zu gelangen. Der Banquerott der Democratie wird auch nicht ausbleiben, aber erst eintreten, wenn die democratischen Grundsätze die Leitung des Staates beherrschen. — Leider ist dieses Endziel aber nicht anders zu erreichen, als wenn vorher die preußische Monarchie zusammen gebrochen ist. Dieser Partei gegenüber befindet sich das Ministerium und gegen diese sollte der Feldzugsplan bis zu den äußersten Consequenzen jetzt bereits entworfen und gebilligt sein. Ob die ministerielle Action vor oder nach den nächsten Wahlen zum Abgeordnetenhause statt zu finden habe, halten wir für eine Nebenfrage und gerade hier können Zufälligkeiten, die außerhalb menschlicher Voraussicht liegen, entscheidend sein, dagegen muß schon heute feststehen, was geschehen soll, wenn auch in der nächsten Session Herr Grabow auf den Präsidentenstuhl berufen wird; der bloße Schluß des Landtages thut es dann gewiß nicht mehr.

Wir stellen also, als die erste und höchste Aufgabe, welche das Ministerium in der jetzigen Zeit zu erfüllen hat, das Verlangen, daß die Thaten beschlossen und die Mittel gesichert seien, welche die Zukunft auf dem Gebiete der auswärtigen wie der inneren Politik bringen soll. Wir geben gern zu, ja wir wollen es hoffen, daß diese unsere Mahnung eine überflüssige sei, daß ein festes System bereits Anerkennung und Sicherung gefunden habe, aber wir können bei aller Hochachtung vor den leitenden Staatsmännern doch das Geständniß nicht zurückhalten, daß die bisherigen Erfahrungen uns zu einer solchen nachdrücklichen Mahnung berechtigen. Die Ereignisse haben bisher bereits laut und nachdrücklich genug nach Thaten gerufen, ohne daß wir durchschlagende zu registriren hätten.

Die eben skizzirte Aufgabe des Ministeriums rechnen wir zu dessen internis. Für die äußere Action desselben verlangen wir, daß dasselbe in die

königstreue conservative Partei mitten hinein trete. Ueber den Parteien stehen, kann jetzt kein Ministerium, am verfehltesten ist aber ein darauf gerichteter Schein. Mit einem solchen Schein umgab sich die neue Aera und unter diesem Scheinwesen entwickelte sich die Democratie zu vollster Kraft und Blüthe. Wir sind weit davon entfernt, zu verlangen, daß die öffentliche Verwaltung irgend einer politischen Partei dienstbar sei, sie soll sich aber zu einer bestimmten Farbe bekennen und gleichzeitig die Gegner bekämpfen. Ganz besonders möchten wir davor warnen, nicht auf die Partei, auch nicht auf die befreundete, zu warten, um sich von dieser stützen, ja gewissermaßen treiben zu lassen. Conservative Adressen und dergleichen Vereine sind gewiß sehr erwünscht und nützlich, wir setzen aber ihre hauptsächliche Aufgabe darin, der Partei selbst ein Stärkungs- und Bindemittel zu sein, diese zum Gefühle der Gemeinsamkeit und zu der Pflicht der Thätigkeit wachzurufen. Das Ministerium soll durch seine Organe, sowie durch die Presse in dieser Beziehung anregend und ermunternd wirken, nicht aber erst warten, von dort aus seinerseits Versicherungen der Zustimmung zu erhalten. Wenn sich der zeitige Minister des Innern seiner eigenen Erfahrungen, seiner eigenen Thätigkeit aus den Jahren 1848 und 1849 erinnern will, so wird er am besten wissen, wie viele Wege der öffentlichen Verwaltung offen stehen, um in vollständig legaler und loyaler Weise anregend und belebend auf diejenige Partei im Lande zu wirken, die sich mit dem Ministerium eins weiß. — Mancherlei einzelne Wahrnehmungen lassen die Muthmaßung zu, daß das Ministerium den Impuls aus dem Lande erwarte, statt daß das Volk durch die öffentlichen Organe angeregt werden sollte, mit aller Macht in den Kampf für Königstreue und preußisches Vaterland einzutreten. Die conservative Partei hat jetzt fort und fort in ihren öffentlichen Bestrebungen Niederlagen erlitten; dies schreckt zuletzt ab, oder ermüdet doch. Die conservative Partei muß das Bewußtsein erhalten, daß sie nicht blos gegen die Democratie, sondern daß sie auch für ihre Freunde innerhalb der öffentlichen Verwaltung kämpft, und daß sie in diesen und durch diese siegt, selbst wenn die gegnerische Partei ihr bei den Wahlen Niederlagen bereitet.

Zu dieser entschiedenen Parteistellung des Ministeriums geselle sich endlich noch für das offen stehende Jahr eine echte preußische Verwaltung. Worin wir diese setzen, wollen wir noch mit einigen Worten andeuten.

Zunächst stramme preußische Action bei Leitung der auswärtigen Verhältnisse, sowie innerhalb des Kriegs- und Marineministeriums. Der preußische Großmachtskitzel, welchen Herr Schulze Delitzsch einst verhöhnte, ist tief in dem Charakter, weil in der Geschichte des preußischen Volkes begründet. Dieser Kitzel leitete unsere Fürsten, als wir noch keine Großmacht waren und dieses Gefühl hat das Volk mit seinen Fürsten so lange getheilt, bis der Kitzel ein vollständig berechtigtes Gefühl und ein Factor geworden ist, welcher auch im Auslande nicht unterschätzt wird. Von dieser Auffassung aus möchten wir dringend wünschen, daß, so weit es irgend möglich, von Mobilmachungen Abstand genommen werde, deren Endresultate nur demonstrativer Natur sind. Wir geben gern zu, daß das Sprüchwort si vis pa-

cem, para bellum, eine gewisse Berechtigung hat, wir bestreiten aber, daß der Wunsch nach Frieden à tout prix im preußischen Volke vorherrschend sei. Früheren Verwaltungen rechnen wir es als einen Fehler an, daß viel zu oft mobil gemacht und der Degen dann wieder eingesteckt worden ist. — Der Empfang unserer aus Schleswig zurückkehrenden Truppen war ein anderer, als der, wenn in früheren Jahren die Regimenter wieder in die gewohnten Garnisonen zurückkehrten. Aber auch die anderen Zweige der öffentlichen Verwaltung müssen preußischen Traditionen folgen.

Dem Leiter der Finanz-Verwaltung ist Ordnung und Sparsamkeit nicht erst an's Herz zu legen, aber wir möchten gegen jeden fiscalischen Beigeschmack protestiren. Steuern zu erheben, macht von vorn herein nicht übermäßig populär, es kommt aber doch vor allen Dingen darauf an, wie sie erhoben und wozu sie schließlich verwendet werden.

Es liegt in dem preußischen Volkscharakter von vorn herein eine gewisse Neigung mit dem Fiscus anzubinden. Ein einsichtige Finanzverwaltung wird also die Punkte, wo solche Reibungen entstehen können, zu mildern, ja möglichst zu vermeiden suchen, und wo zuletzt Ernst gezeigt werden muß, diesen am besten damit rechtfertigen, daß die fiscalische Station nicht blos Geld einzunehmen, sondern auch in fruchtbringender Weise auszugeben habe. Wir glauben, daß das Finanzministerium eigentlich der populärste Zweig der öffentlichen Verwaltung sein könnte.

Die Verwaltung des Innern warnen wir vor polizeilichen Nergeleien, diese kann der echte Preuße nicht wohl vertragen, weil er in sich das Gefühl trägt, daß er eigentlich doch ein grundehrlicher Kerl ist, bereit sich für seinen König todt schlagen zu lassen. — Nur wo antipreußische, antimonarchische Bestrebungen sich kund geben, trete die ganze Schwere der Auctorität ein.

Auf dem kirchlichen Gebiete sind die preußischen Traditionen so notorisch, daß es kaum eines näheren Eingehens bedürfen wird. Wir beanspruchen für die Einrichtungen des Staates den streng christlichen Charakter, für die Individuen Glaubensfreiheit, so viel und so weit als der Einzelne vor seinem Gewissen und seinem Gott und Herrn verantworten zu können vermeint. —

Schwierig ist die Bezeichnung der dem Justizminister zu stellenden Aufgabe, weil gerade dieser zur Zeit dieselbe durch Kräfte erfüllen soll, welchen ihre Unabhängkeit die Möglichkeit gewährt, dem einseitigen Zeitgeiste zu huldigen. Die nächste Zeit wird sich darauf zu beschränken haben, dem Rechtsspruche als solchem Anerkennung und Achtung zu sichern und damit dieses um so eher möglich sei, den Kreis der Rechtssprüche nicht mehr ausdehnen dürfen, als dies dringend geboten ist. — Namentlich warnen wir davor, die öffentliche Verwaltung zu häufig und mehr, als die hierin ohnehin fehlgegangene moderne Gesetzgebung dies dringend verlangt, der Entscheidung durch richterliche Sentenzen zu unterstellen.

Wir haben in Vorstehendem für einzelne Zweige der öffentlichen Verwaltung nur Andeutungen gegeben. Nach allen Seiten hin empfehlen wir, von dem Gesichtspunkte auszugehen, daß die Behörden lediglich da sind, das

Wohl des Landes zu fördern, und daß sie in dieser Beziehung nicht Freunde nicht Gegner, sondern lediglich Unterthanen unseres Königs kennen dürfen.

Die Action, welche den Ministern im Interesse des Gesammtwohls obliegt, sei unbeeinflußt von irgend einer Parteistellung. Ob eine Eisenbahn, für welche dem Staat die Ertheilung der Concession zusteht, durch eine gutgesinnte, durch eine oppositionelle Gegend durchgeführt werden soll, muß gleichgültig, des Landes Wohl das allein entscheidende Criterion sein. Mit Einem Worte, die Verwaltung verkaufe ihre obrigkeitlichen Rechte nicht auf dem Markte des Parteitreibens. Es ist auch eine preußische Tradition, daß die Männer, welche durch das persönliche Vertrauen des Königs geehrt werden, die ersten im Lande sind, welche ihre Aemter zum Besten des Volkes pflegen und von diesem daher geachtet werden sollen.

Erst seit dem ersten vereinigten Landtage ist es Mode geworden, daß sich dorthin die meisten bis zu Schimpfreden sich steigernden Verdächtigungen richten, wo königliches Vertrauen vorzugsweise vorausgesetzt wird.

Eine Verwaltung nach echt preußischen Grundsätzen wird auch diese Unsitte zu brechen verstehen, indem die Minister durch ihre gemeinnützige Verwaltung, sich die Liebe des Volkes erwerben.

Hierzu steht dem Ministerium das Jahr 1866 offen. Gott gebe eine richtige Erkenntniß dieser Aufgabe, und erleuchte und segne die Herzen und Sinne, nicht nur der zeitigen Räthe, sondern auch der Unterthanen Seiner Majestät des Königs.

Dies ist der Wunsch, welchen wir dem geliebten Könige hiermit zum bevorstehenden Geburtsfeste in Ehrerbietung darbringen.

Alfred.

X.

Die Beamten des Grafen, die soeben seine Bestimmungen für die Geschäfte des Tages entgegengenommen, verließen das Zimmer; den jüngsten derselben, zugleich den fähigsten und gebildetsten, rief der Graf zurück. — Ich sehe mit Theilnahme, sprach er, daß Sie seit einiger Zeit Ihr Frohgefühl eingebüßt. Darf ich wissen, was Sie quält und verdunkelt?

Der junge Mann erröthete, er schwieg betroffen und verwirrt. Alfred fuhr fort: Es wäre mir leid, wenn eine falsche Scheu und stolze Schweigsamkeit Ihr Lebensglück aufhielte, ja zerstörte. Vielleicht kann ich helfen, theilen Sie sich mir mit.

Herr Graf, sprach der junge Freund sich zusammennehmend, Sie könnten allerdings helfen; ich will Ihrem hohen Wohlwollen mit Aufrichtigkeit

begegnen. Bei meinem jüngsten Besuch in dem Hause meiner Eltern lernt' ich Mathilde kennen, die Tochter einer Predigerwittwe. Das junge Mädchen ist Gesellschafterin der Baroneß von Lindau, und befand sich, wie ich, auf Urlaub in ihrer Heimath. Ich liebe Mathilde und bin geliebt, wir gelobten einander Treue. — Nach einem kurzen Aufenthalt bei den Unsrigen kehrten wir ein Jedes in seinen Beruf zurück. Herr von Lindau, von unserm Verlöbniß unterrichtet, gestattet uns nicht, in seinem Hause einander wiederzusehen. Wir sind beide arm, sehr jung — von einer Heirath kann für jetzt nicht die Rede sein. Der eigen gelaunte Freiherr will einen Brautstand in seinem Hause nicht dulden.

Geduld und Muth, lieber Freund, sprach Alfred zusichernd, hier wird Rath werden. Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen, ich danke Ihnen.

Der junge Mann zog sich zurück. — Emma trat mit den heitern, innigen Worten herein: Wo weilst du, Lieber; ich erwartete dich vergebens, und „ohne dich, wie lange wird mir Tag und Stunde."

Mich verweilte ein interessanter Aufschluß, sprach er; dies wird dich beschäftigen und du sollst mir rathen.

Die Gräfin hörte aufmerksam, dann rief sie scherzend aus: Allerliebst, so wird ein bestimmter, äußerer Anlaß uns der wunderlichen Familie zuführen. Siehe, das Schicksal selbst bestätigt unsern Rath. Ohne Zweifel wirst du den Liebesleuten helfen wollen. Wann gedenkst du dieser Sache nachzufragen, wann besuchen wir den ungeheuerlich moralischen Freiherrn?

Bestimme du die Zeit, sprach Alfred. — Morgen also, sagte Emma. — Morgen, wiederholt' er, weil es dir so gefällt.

Der Graf nahm die Hand seiner Schwester und sprach: Du spinnst Pläne. Liebes Kind, ich erfuhr die Wahrheit des alten Worts: falsch ist die Freundschaft, die Lieb' ein Träumen. Uns jedoch verbindet ein guter und fröhlicher Geist, das Vertrauen, dauernde Lieb' und Freundlichkeit. Bin ich dir nicht genug? du bist es mir; es bleibe so mit uns.

Nun ward die Thür mit einiger Heftigkeit geöffnet und Felix stand vor den Geschwistern.

Die Gräfin, gleich gefaßt, sagte mit schalkhaftem Schreck: Um's Himmelswillen, Baron, hat Entzückung oder Schmerz Sie überfallen, „so kein Gesicht sah ich in meinem Leben". — Felix entgegnete: Ihrem feinen Blick, Gräfin, entgeht nichts; ich habe allerdings wundersames gesehen. Gesetzt, daß eins jener weiblichen Marmorbilder, die ein schöner, aber objectiv kühler, nur idealer Sinn ins Leben rief, plötzlich romantisch durchathmet, von dem Piedestal herabschwebte; — gesetzt, daß die Sonne, die vor kurzem von Nebeln siebenfach umflort eine trübe Leuchte gespenstisch am Firmament hing, nun plötzlich in allbeseelender Schöne hervorstrahlte; — würde uns Staunenden nicht zu Muthe sein, als sei der Vorhang des Mysteriums zerrissen, als schauten wir der Poesie selbst in das Auge? Ich habe die Poesie von Angesicht gesehn.

Felix, der Dichter, sagte Alfred seiner Schwester zugewandt. — Mein Freund, wovon ist die Rede?

Sieh es selbst, antwortete Felix. Deinen Erfahrungen Trotz geboten, ich behaupte, daß es in dem ganzen Reiche der Frauen von dem süßesten Kinde hinauf, dessen Augen den Himmel spiegelt, das ganz Unschuld uns zu dem grenzenlosesten Vertrauen begeistert, bis zu der stolz in Schaam erglühenden Jungfrau, die die Liebe, den Kampf um die Krone der Natur, abweist und fordert, kein Weib giebt, welches diesem verglichen werden könnte.

In solchen Worten erhöhter Stimmung erleichterte Felix sein Herz und erzählte was er gesehen. Er entschuldigte sein plötzliches Forteilen.

Emma sahe ihren Bruder erwartend an, was er über den sonderbaren Bericht und Besuch sagen werde.

Ich kenn' ihn von Alters, er übertreibt, sprach Alfred. Uebrigens mag ein plötzliches Aufblitzen höherer Lebenskraft, den Druck einer leer gesetzlichen Erziehung abwerfend, die Gestalt und Schöne des jungen Mädchens sehr verherrlicht haben.

Ich denke, daß sie dieser Schilderung zufolge Musik verstehen muß, sagte Emma; diese Kunst ist auch unsere Kunst.

Musik ist allerdings die befreiendste Kunst, sprach Alfred, sie reißt zuletzt in das Unermeßliche hin. Ich kenne ihre Wunder und scheue sie oft. In unsrer gänzlichen Entfesselung von den Banden der sinnlichen Welt grenzt unmittelbar an die Fülle des Himmels der Abgrund des Leeren. Man hat sich vorzusehen, daß nicht die überschwengliche Liebe zum gespenstischen Grauen werde, oder in Haß der wirklichen Welt ausgehe. Die uns nicht angemessene Ueberfülle wird leicht zur härtesten Entbehrung und droht allen, die die niederen Lebensbehelfe verschmähen, mit dem Wahnsinn. Wie anders wirkt der christliche Geist! Die religiöse Ekstase ist in ihrer Lauterkeit wesentlich sittlicher Natur, obschon sie auch die vorherrschend enthusiastischen Menschen auf wunderliche Irrwege führen kann und geführt hat. — Komm, komm; laß uns der Musik eine Stunde weihen; sie ist es doch, die die Sprache der Himmel in einer Geistigkeit und Freiheit spricht, wie keine ihrer Schwesterkünste. Wir, Emma, überlassen uns ihr nicht mit der Gefahr, in ihren Zückungen uns selbst zu verlieren.

Emma umfaßte mit Herzlichkeit seinen Arm, und die Geschwister gingen mit einander.

XI.

Während der reizbar unruhige Felix, von Neugier, Erwartung und Sehnsucht getrieben, zu dem Orte seiner begeisternden Wallungen rückkehrte, geschahen in der freiherrlichen Familie mehrere aufgeregte Scenen. — Der freilich nur poetische Sinn und Geist Carls konnte nicht in eins gehen mit dem ausschließend legalen Dichten und Trachten seines Vaters. Der Widerspruch beider mußte auf allen Punkten grell hervortreten. In Allem, wie Lindau sich eingerichtet, wie er Haus und Wirthschaft bestellte, fand der Jüngling sich in seiner Ansicht der Dinge nicht wieder. Er hatte auch seiner Denkart nicht hehl, vorzüglich weil der Vater selbst ihn herausforderte, sich offen auszusprechen.

Er begreife nicht, sprach er, wie sein menschenfreundlicher, herzensguter

Vater an dem terroristischen Regiment seines Hauswesens Gefallen fände und anstatt des Vertrauens und der Zuneigung nur Furcht verbreite. Auch sei es ihm ein Räthsel, warum der Freiherr, der in Wahrheit keinen Werth auf irdische Güter lege, für die Geselligkeit und Kunst nichts aufwende, sondern vorzugsweise darauf bedacht scheine, seine Schätze zu vermehren, seine Besitzthümer zu häufen. Mit diesem Isoliren correspondire dann auch der sehr singuläre Charakter seiner Umgebung. Der unschöne Bau des klösterlichen Schlosses, längst überlebt und auch dem Einsturz nah gewesen, nicht minder dessen unwohnliche, altfränkische Einrichtung werde mit aller sichtlichen Gewalt aufrecht und im Stande erhalten, da doch der Anblick dieses Herrensitzes eher den Eindruck einer historischen Rarität mache, als daß es vermuthen lasse, hier wohne ein reicher Freiherr von jetzt. Ueber des Vaters Erziehungsmethode schwieg Carl und schloß mit den Worten: Du heischest Aufrichtigkeit, mein Vater, und daß ich dir ein unverbrüchlich tiefes Zutrauen habe, beweist mein Wort. Was meine freie Seele bewegt, wie sie leidet und wo sie gefördert erscheint — alles, alles möchte ich dir sagen weil ich dich liebe und noch weit mehr verehre.

Der Baron antwortete mit Ruhe und Leutseligkeit. Luise, die ihres Vaters hohes Selbstgefühl und seine heftige Gemüthsart kannte, ward von der Art seiner Entgegnung tief gerührt. — Voraus wußte der Freiherr, daß sein Sohn in gewohnter Liebe ihm treu geblieben; er nahm ihn nur für den Sprecher der modernsten Bildung, die er nicht ohne Grund für bodenlos hielt, denn, sagt' er, der Pantheismus als solcher ermangelt der sittlichen Energie. Die vernünftige Vorliebe für die gute alte Zeit, rechtfertigte er in jedem Stück; aus den Heischesätzen der philosophischen Moral leitete er sein Leben in allen Einzelheiten ab. Die Neuzeit, behauptete er, zerfahre auf allen Punkten voll Unruhe und Ungeduld in das Nichtige und Allgemeine; das modernste Leben schaue in den Kampf und Durchbildungsproceß, es wolle mit einem Machtspruch die Vollendung erzwingen; in sittlicher Unkraft verstehe dies Geschlecht die Einschränkung und Geschichte nicht, es müsse zuletzt der Genußsucht anheimfallen und in Ueberstürzung zu Grunde gehen. Indessen könne im Gebiete der Freiheit ein Vater seinem erwachsenen Sohne nichts vorschreiben; er wehre ihm nicht, im süßen Gifte dieser Freiheit sich zu berauschen, die Erfahrung werde ihn schon ernüchtern und zeitigen. — Wennschon die ganze Gegenwart ihrem innern Wesen nach den Beweis liefere, daß auch das Unbestimmte in gewisser Weise existiren könne, auf die Dauer werde das nicht angehen. Auch sein Sohn werde sich wiederfinden; aber es sei freilich auf's Höchste zu wünschen, daß dieser Moment der Selbsteinkehr früher einträte, als er das zerstreut und zerstört, was sein Vater gesammelt und gebaut.

Du Luise, wendete er sich an die Tochter, bleibst mir. Du bist ein inniges, kindlich anspruchsloses Geschöpf, heimisch und genügsam. Wir trennen uns nicht.

Luise, einer zärtlich anerkennenden Aeußerung ihres Vaters seit Denkenszeit nicht gewürdigt, fühlte sich äußerst beklommen, den plötzlichen Aus-

bruch seines Zutrauens erwiedern zu sollen, das überdies auf einer unwahren Voraussetzung beruhte. Dennoch riß ihr Herz sie zu dem Vater hin — in diesem Conflict ward sie blaß; erschrocken und unentschlossen stand sie da.

Der Freiherr trat zurück, bitter, ja verächtlich lächelnd. Darüber ward Luise wieder eiskalt, todtruhig.

Ich glaube das nicht verdient haben, sagte Lindau, die abtrünnige Liebe meines überfreien Sohnes und dieser zitternde Gehorsam einer Sklavin lassen mich an meinen Kindern nicht viel Freude erleben. Ich habe mir nichts vorzuwerfen, seht ihr zu.

Mit diesen Worten verließ der eingeschränkte, eigensinnige, gemüthreiche und zugleich tyrannische Vater den Saal. Die Geschwister blieben allein. Carl stampfte voll Ungeduld den Boden und brach in die unmuthigen Worte aus: Peinigendes Gefühl, zu Haus am wenigsten heim zu sein! Mit welchen Erwartungen kam ich! „Dir fehlt das Glück der Heimath, dort findest du, was du suchst!" Trug und Wahn! Der Vater, ein dunkler Ehrenmann, dessen enge Natur mich erdrückt; die Schwester, stumm, verschlossen, ohne freie Theilnahme! Ich halt' es auch auf die Dauer nicht aus — bei nächster Gelegenheit frisch wieder in die Welt hinein." — Auch er verließ das Gemach.

Luise war nach dem Principe des Freiherrn zur Dienerin von Vater und Sohn erzogen. Carl, so angeleitet, machte vordem von seinem Herrenrecht bestens Gebrauch, obschon die Geschwister ein unmittelbares Band inniger Liebe umschlang. So weit sich ihr eigenthümliches Sein unter der eisernen Zucht entwickeln konnte, begegneten sie einander in allen Sympathien; ihr geheimstes Leben, das sie halbunbewußt sich selber nicht zu bekennen gewagt, erschlossen sie einander nicht aus Ehrfurcht vor dem väterlichen Ansehen. So war dieser Bund. Bei seiner Rückkehr wollte Carl allaugenblicklich das Zutrauen seiner Schwester; er wollt' es erzwingen, erstürmen. Dies Trotzen und Andringen betäubte Luise. Sie faßte nur allmählig, sie fand sich nur schwer; er überschüttete sie mit seinen Erfahrungen und Erkenntnissen, so verstummte sie. Dies Schweigen vermehrte seinen Ungestüm, er tadelte sie ungerecht und sie verschloß sich.

Als Carl aus dem Zimmer gestürmt war und Luise nach den harten Auftritten sich selbst überlassen sahe, schlug sie die fein und scharf geschnittenen Augenlider auf, und mit einer abwehrenden Geberde athmete sie hoch auf. Es trat Farbe auf ihre Wangen, die großen, schwarzen Augen erglänzten, ihre Oberlippe zitterte leise auf, als müsse sie reden. Nun fiel ihr Blick auf den Flügel; sie ging eilend, setzte sich an das Instrument und überließ sich den Tönen. — Felix trat ungehört, leise herein.

XII.

Luisens Spiel, rhapsodisch, capriciös, fast ohne Melodie, entbehrte einer ausgebildeten Technik; auch nahm sie den Flügel weniger in seiner Eigenschaft als concertirendes Instrument: aber sie verweilte mit besonderer Liebe selbst mit häufiger Wiederholung auf eigenthümlichen, fremdartig erschütternden Ausweichungen und Harmonien, die auf ein höheres Gesetz deuteten, als

die Wissenschaft der Musik es zu fassen vermag. In der Weihe einer tiefergreifenden Empfindung war ihr Spiel erhaben. Felix hätte gewünscht, daß das natürlich Schöne weniger oft dem erschütternd Räthselhaften, der himmlischen Willkür gewichen wäre. In diesen Sphären jedoch bewegte sich Luise mit Vorliebe, ja sie war hier eigentlich recht zu Haus.

Der Dichter, in Andacht still, vernahm es nun, daß hier nicht eine erhaben Schlummernde zu wecken war. Das Ohr gab ihm nur die Gewähr dessen, was er in ihr geschaut, Luise war ein Wesen voll himmlischer Phantasie. Indessen meinte er, daß die Musik, die an sich nichts gemein hat mit den niedern Seelenkräften, das überschwengliche Mädchen nicht nur nicht mit ihrem Weltgeschick versöhnen könne, sie vielmehr diesem Geschick noch weiter entfremden müsse. Er fragte, ob es ihm vielleicht beschieden sei, die ewig heitern Höhen, dahin ihre Seele ging, mit den Tiefen des wirklichen Daseins, das sie in aller Hinsicht furchtbar zu ängstigen schien, durch die dichterische Phantasie zu vermitteln.

Als sie das Spiel geendigt und in schmerzlichem Tiefsinn wie zu sich selbst kommend einige Minuten still dagesessen, nahte ihr der Dichter leise. Er lehnte an ihrem Sessel und sprach weich, mit großer Zärte, in edler Sympathie: Theuerste Baroneß, ich unterbreche Ihr schmerzliches Nachsinnen, weil ich es zu errathen glaube.

Luise stand schnell auf, erschreckt, doch so leicht, daß sie ohne Fassung gewesen wäre. Sie begrüßte den Dichter nicht und verweilte vor ihm, still erwartend.

Es ist schmerzlich, fuhr Felix fort, wenn wir gewürdigt worden, an dem Genusse des himmlischen Geheimnisses Theil zu haben, in ein Leben rückkehren zu müssen, das in Härte und Mißlauten uns noch umklingt. — Warum dürfen wir nicht in diesen Harmonien verweilen, die unser dissones Innere zum Frieden erlösen? Warum ist es uns nicht vergönnt, aufzugehen in diesen heiligen Einklang der Welten, die in unbändiger Kraft den gewiesenen Weg vollenden müssen? Warum hält und fesselt uns die hohe Freiheit und Sühne nicht? Müssen wir immer wieder der Fülle beraubt in harter Ermangelung uns einreihen in eine bedrängende, unerklärlich quälende, kleine Welt, die voll unzulösenden Zwiespaltes sich zu Tode müht? Bittere Nothwendigkeit! Selig, wen auf seines Leben Höhen der Tod dem dauernden Genügen zuführt! Selig, wer in den freien Wonnen der ewigen Liebe und Lust aufhört zu sein! Selig, wer in dem zückenden Genuß der Freiheit auf ewig dem Lande von uns Entbehrenden entnommen wird!

Luise hatte groß aufgeblickt. Ihre Augen ruhten wundernd auf dem Mann, der den Traum ihres Innern in klaren Worten aussprach. Jedoch fragten diese Blicke nur; sie hatte kein Wort der Erwiederung. Felix fühlte sich verstanden und fuhr begeistert in einem andern Tone fort: Wenn diesem höchsten Wunsche nur in dem Zustande der Ekstase eine momentane Erfüllung wird — das Leben der Hoffnung und Sehnsucht ist auch ein Leben, und dies Leben ist schön. Von dem Unermeßlichen umflossen, voll der schwebenden Empfindung, eines süßen, geistig unverlierbaren Daseins Gewißheit zu

haben, und in diesem Nachklang und Widerhall des wunderbar einigen Universums über dem Druck kleinlicher Gebote und Einrichtungen erhaben zu sein, genießen wir eine Glückseligkeit, die durch die Beschränktheit, den Eigensinn und Kleinmuth der Menschen uns nicht verkümmert werden kann. Ja, ihre Unempfindlichkeit, ihre kleinen und kleinlichen Sorgen und Zweifel, ihre eigensüchtige Liebe, ihre Prätensionen und selbstigen Wünsche, ihre unnatürlichen, zerrüttenden Aufsätze und Gebote, ihre abgeschmackten Zerstreuungen ihre seichte Lebenslust — das alles mag uns zu Zeiten wohl in uns zurückdrängen, plündern und ausrauben; wir möchten in diesen Momenten fürchterlich einsam, ohne Verlangen und Freude, die unerträgliche Last eines leeren Lebens abwerfen und gelte es ein Verbrechen. Doch im Besinnen kehrt uns die Freiheit wieder, und mit ihr der ganze Reichthum einer herrlichen Welt. Wer in aller Welt darf mich zwingen? Bin ich nicht Geist vom Geiste, bin ich nicht des Weltalls froh und meiner Liebe? Blinkt mir der Stern nicht, braust mir nicht Wald und Luft? Umwittert mich nicht die verheißende Natur? In seinen Geschöpfen umfasse ich den Gott, und habe über Alles Macht in der unzerstörbaren Kraft meiner Liebe. Diese Verschlossenen und Gleichgültigen, diese Nüchternen und jammernswerth Verständigen, diese auf weihelose Arbeit und geistleugnende Muße Gestellten sind wohl meines Mitleidens werth, doch nicht, daß sie in ihrer Ohnmacht uns herabzögen, vielmehr daß wir sie theilhaft werden lassen unserer Göttergabe durch Selbstoffenbarung!

Hier schreckte das Fräulein empor, der Freiherr war in den Saal eingetreten; Luise trat über die unwillkührliche Aeußerung ihrer Furcht mit einem schmerzlich verlegenen Lächeln vor Felix zurück.

Warschau's Sonne im Untergange.

(Aus den Papieren eines Reisenden, am Schluß des achtzehnten Jahrhunderts).

(Fortsetzung.) Warschau, Januar 1794.

Außer den Ursachen der Selbstsucht, des Hochmuths, der Herrschbegier und der Einmischung fremder Mächte, welche die erwähnten Gattungen von Reichstagen so stürmisch und doch so ohnmächtig machen, sind noch zwei andere da, die nicht minder kräftig eben dies bewirken: es sind Unwissenheit und Leichtsinn.

Die Gesetze schreiben bloß vor, daß ein Edelmann, der zum Reichsboten erwählt werden soll, ein eingeborner, besitzlicher Edelmann, nicht, daß er zugleich ein unterrichteter, fleißiger, der Gesetze und Gewohnheiten des Reichs

kundiger Mann sei. Daher kommt es, daß zwei Drittel der Reichsboten fast ganz roh auf den Reichstag gehen und höchstens das von ihren Pflichten auf demselben und von dessen künftigen Verhandlungen wissen, was sie von dem Beispiele anderer abgezogen und durch die einseitigen Vorspiegelungen eines oder des andern Parteiführers gelernt haben. Sonach ist der große Haufe beständig das Spielwerk der wenigern Klügern am Reichtage. Diese letzteren haben aber an den einzelnen Gliedern der ununterrichteten Menge nicht weniger treue Anhänger, weil Mangel an Kenntnissen und Begriffen einen desto höheren Grad von Hartnäckigkeit gebiert. Diese Art von Boten hat, statt aller Gründe, nichts als ihr „ich will nicht“, oder ihr „aber“, die sich auf das gründen, was ihr Haupt ihnen gesagt und was sie ohne Nachdenken als Evangelium aufgenommen haben. Ich habe Beispiele davon während des Konstitutions-Reichstages sowohl bei Landboten von der Revolutionspartei als von der entgegengesetzten häufig gesehen; und sie waren in der That so lächerlich, wie sie nothwendig sein müssen. Ich fand einmal bei dem Bischof von Liefland, Kossakowski, zwei jüngere Landboten von der Revolutionspartei. Er stellte ihnen die Gefahr vor, die sich Polen zuzöge, wenn man fortführe, Rußland so hart zu behandeln, und alles aufzuheben, was die Republik an diese Macht bände. Er führte ihnen zu Gemüthe, wie schwach Polen sei, um sich Rußland zu wiedersetzen, im Fall es nach einem, mit Schweden und mit der Pforte geschlossenen Frieden, losbräche; daß es weder eine starke, noch regelmäßige, noch mit den nothwendigsten Kriegsbedürfnissen versehene Armee habe; daß Preußen und Oesterreich, wenn es zur Hauptsache käme, die patriotische Partei im Stiche lassen würden 2c., mit einem Worte, er verkündigte ihnen alles, was nachher eingetroffen ist. Die Landboten sagten, unter tiefen Verneigungen, zu dem allen ja und wieder ja; doch wenn er sie dann ermahnte, sich dem gemäß zu benehmen, so kamen sie, unter den lächerlichsten Manieren, mit ihrem „alle“ (aber) und der Bischof hatte in den Wind gesprochen. Eben dies waren die Waffen, womit viele Anhänger der russischen Ideen die Vorstellungen der sog. patriotischen Partei zurückschlugen und alle Versuche, sie auf ihre Seite zu bringen, fruchtlos machten. Genug, bei allen Leuten haftete der erste Eindruck, den ihr kleiner Ideenvorrath, oder ihr Hochmuth, oder ihr Eigennutz, erhalten und die Partei, die sie einmal gewonnen hatte, konnte auf sie rechnen und in der That fester, als auf Männer von Verstand und Geist, welche die Gegenstände von mehr als einer Seite anzusehen und zu fassen fähig waren.

Der Leichtsinn der den Polen jedes Standes ganz eigenthümlich ist, thut dem Laufe und der Gründlichkeit der öffentlichen Geschäfte nicht weniger Eintrag, als die Unwissenheit. Das Gewühl von Vergnügungen, welches den Reichstag umgiebt, zerstreut die Boten, selbst die älteren darunter und raubt ihnen den größesten Theil ihrer Zeit; die jüngeren, die noch keine Hauptrollen spielen können, finden kein Vergnügen an den Arbeiten, die ihrer Eitelkeit nicht schmeicheln; die eingeschränktern brauchen zum „Ja“ sagen keine Vorbereitung; die fleißigen und unterichteten, auf die alle Arbeit zurückfällt, erliegen darunter und geben sie aus Mißmuth entweder ganz auf, oder ver-

trauen sie Advocaten, Abbes oder andern vermeinten geschickten Männern an, die nur die Bezahlung dafür im Auge haben und darüber hin pfuschen. Alle sind, bei der allgemeinen Erziehung, bei der gemächlichen Art, die Geschäfte zu treiben, die einmal hergebracht ist, zu anhaltenden Arbeiten, die Sammlung und Nachdenken, oder auch nur Stillesitzen erfordern, nie gewöhnt worden. Selbst der glückliche Vorzug in ihrer geistigen Organisation daß sie alle Dinge schnell fassen, vergrößert den Schaden indem sie durch einen raschen Ueberblick auch von Gegenständen sich unterrichten wollen, in deren innere Bestandtheile man nur durch Nachdenken und Beharrlichkeit eindringen kann. Eben diese Gabe, leicht zu fassen, bewirkt, daß sie zwar ungezwungen, lebhaft und wortreich, aber höchst einseitig, über die wichtigsten Dinge sprechen. Sie werden stumm bei dem ersten Einwurf eines gründlicheren Kopfes und sind schnell auf seiner Seite beim zweiten. — Nichts wäre also leichter, als eine Versammlung von Polen, bei überwiegenden Talenten, zu allem zu bewegen, wenn nicht Parteisucht, persönlicher Vortheil, Furcht und Hochmuth, statt Ueberzeugung, sie davon abhielten. Der Umstand, daß sie die Angelegenheiten des Vaterlandes ohne baare Vergeltung besorgen müssen, trägt nicht weniger zur Unterhaltung ihres Leichtsinns und ihrer Trägheit bei; sie halten das, was sie für dasselbe thun, für eine Gnade die sie ihm erweisen, und da sie überdies zu sehen gewohnt sind, daß eine kleine Anzahl Staatsbürger sich für das Vaterland ausgiebt und, durch List oder Gewalt, die übrigen für sie zu arbeiten zwingt: so verringert dies ihre Theilnahme noch mehr, und höchstens kann sie eine reichliche Abgabe von dem, was die Partei, „Vaterland" genannt, durch die Erreichung ihrer Absichten zu gewinnen gedenkt, etwas mehr in Thätigkeit setzen. Doch auch in diesem Falle quälen sie sich weder mit Nachdenken noch mit Arbeiten, weil ihre Stimme am Reichstage hinlänglich ist, um das durchsetzen zu helfen, was die Parteiführer wollen; und sie überlassen es diesen, die Vorbereitungen dazu, die Geist und Arbeit erfordern, selbst zu treffen, oder durch untergeordnete Handlanger treffen zu lassen.

Nimmt man alle diese Umstände zusammen, so wird es erklärlich, wie die Weiber in Polen solch einen siegenden Einfluß auf die Geschäfte haben können. Gründlichkeit, Kenntnisse, Arbeitsamkeit sind überall nicht die vorzüglichsten Gaben des andern Geschlechts, und sind es am wenigsten bei dem hiesigen; aber sie bedürfen auch deren, bei dem einmal eingeführten Geschäftsgange, so wenig, daß sie ihren Unternehmungen schaden würden, wenn sie jene Mittel dabei anwenden könnten oder wollten. Körperliche Reize und Ueberredungsgabe, die aus diesen hervorgeht; die Kunst, fein zu schmeicheln, gewisse Hoffnungen zu erwecken, durch Thränen zu erweichen, durch liebenswürdigen Ungestüm zu überraschen, durch schönen Zorn zu erschrecken, die Nachgiebigkeit und Artigkeit, welche Natur und Gewohnheit gegen sie in den Mann gelegt haben, geschickt zu nützen: diese Eigenschaften sind es, die hier mit List und Geschmeidigkeit der Lippen verbunden, in den Geschäften oft Wunder thun, und die bei den hiesigen Weibern, wie bei den Männern, durch Liebe, Galanterie und erregten Enthusiasmus eben so oft, als durch Gold, Juwelen und schöne Postzüge, in Thätigkeit gesetzt werden.

Kein Beschluß kostete der Mehrheit des Revolutions-Reichstages mehr Mühe durchzusetzen, als die Zurückbringung der Starosteyen an den Staat und deren Verkauf; denn alle Weiber hatten sich dagegen erklärt, selbst die Weiber der Patrioten, die jene Maßregel in Vorschlag gebracht oder gebilliget hatten. Sie sahen sie für die Zerstörerin ihrer Putztische, für die Ausräumerin ihrer Kleiderschränke, für die Räuberin ihrer Kostbarkeiten an. Allerdings verloren dadurch manche große Familien die Hälfte ihrer Einkünfte; und den Weibern that dies um so weher, da mancher Gemahl so freigebig gewesen war, sie mit ihren Nadelgeldern und kleinen Ausgaben auf eine Starostey anzuweisen. Als jener Beschluß dennoch durchging, mußten die Beförderer desselben es schmerzlich büßen. Viele ihrer Freundinnen brachen mit ihnen; viele wurden kalt; viele alte Verbindungen wurden erschüttert. Man reis'te ganz von Warschau ab, man schloß sich ein, man verkaufte Whyskys, man bot sogar seine Nippes zum Kauf aus. Aber die schmerzlichste Kränkung widerfuhr dabei dem Könige! Sonst versammelte sich alles, was Schönes in Warschau war, von Kostbarkeiten starrend, in dem geschmackvollesten Anzuge, am Abend des Neujahrstages, in seinem großen Saale. Er pflegte in der Mitte des reizvollesten, glänzendsten Cirkels, nicht als ein geliebter König, nein, als weit mehr — als der angebetete Liebhaber von hundert der schönsten Weiber zu erscheinen, die sich selbst schöner dünkten, als sonst, indem sie ihm zu gefallen strebten! Welch ein trauriger Abstich am Neujahrstage 1792! Man wartete und wartete, keine der bekannten schönen Weiber erschien! Und als endlich die Flügelthüren aufgingen, trat Niemand herein als Eine fremde Fürstin, die allerdings eine Menge anderer zu überstrahlen und zu ersetzen gemacht war — Niemand, als die regierende Herzogin von Kurland, in Begleitung der Schwester des Königs und zwei oder drei anderer Damen! Es kam nun heraus, daß die übrige schöne Welt eine ungeheure Verschwörung gegen den König gemacht hatte, nicht vor ihm zu erscheinen, weil er — wie man ihn unverholen wissen ließ — den Verkauf der Starosteyen vorgeschlagen und befördert, und sie dadurch in den traurigen Zustand versetzt habe, daß sie keine Diamanten mehr tragen und kaufen könnten! — Aber die Unglücklichen hatten den Zeitpunkt ihrer Rache übel gewählt! Der größeste Theil der Anwesenden schrieb ihr Ausbleiben ihrer Eifersucht und ihrem Neide auf die erwähnte Fürstin zu, und das, was zu einer andern Zeit vielleicht eine sehr tragische Wirkung gethan, ja, so bedenklich war es! eine fürchterliche Staatsrevolution veranlaßt haben würde, erweckte jetzt den Männern eine gute Laune und eine Schadenfreude, die sich nicht einmal zu Gunsten der schönen Julie Potocka und zwei anderer liebenswürdiger Weiber, die sich, fast noch weniger als einfach gekleidet, während der Kour nur im Vorsaale zeigten, bei den Lachern, die sie sahen, verlieren wollten!

(Fortsetzung folgt).

Diplomatische Revue.

Wochenschau.

Das Schreiben des Herrn Minister-Präsidenten an den Grafen Reventlow hat das Ziel fixirt, nach welchem die preußische Regierung strebt. Es giebt einen Satz in jenem Actenstück, der nach unserer Meinung noch nicht hinlänglich hervorgehoben ist. Graf Bismarck dankt nämlich im Namen und Auftrage Sr. Majestät des Königs für das Vertrauen, welches die Unterzeichner der Adresse vom 23. Januar durch den von ihnen gethanen Schritt bewiesen haben. Hier steht das Wort des Königs von Preußen gegen die Declamationen, in welchen sich noch vor Kurzem die Landesregierung des Herzogthums Holstein und der Statthalter v. Gablenz ergingen. Die Landesregierung fand sich durch die Manifestation der holsteinischen Ritterschaft beleidigt und drohte mit einem gerichtlichen Verfahren, welches gegen die Unterzeichner der Adresse eingeleitet werden müsse. Herr v. Gablenz jammerte über die Verkennung, als deren Opfer er sich betrachtete und über welche er sich nur durch die Versicherung trösten konnte, daß jene Herren ja eigentlich blos ein kleiner Bruchtheil der holsteinischen Bevölkerung seien. Hier liegt ein Contrast vor, der offenbar auf eine baldige Entscheidung hindrängt. In dem Danke unseres Königs ist zugleich die Garantie enthalten, daß die Männer, welche mit Prozessen bedroht sind, des Schutzes von Seiten Preußens sicher sein können. Die Mitglieder der Landesregierung von Holstein sind durch ihre eigene Ueberhebung in ein Dilemma gedrängt, aus welchem sie sich schwerlich herausfinden werden. Entweder sie machen ihre Ankündigung wahr und veranlassen die Einleitung einer Untersuchung gegen die Ritterschaft. Dann setzen sie die Ehrfurcht aus den Augen, die sie dem Könige von Preußen schuldig sind, und sie dürfen keinen Tag länger an der Spitze der Verwaltung von Holstein stehen. Oder sie geben ihrer Drohung keine Folge; dann haben sie sich als Männer bewiesen, die von Laune und Einfällen abhängig sind, leichtsinnig mit ihrer Autorität umgehen und selber das Ansehen der öffentlichen Gewalt untergraben. Auch in diesem Falle besitzen sie keine Würdigkeit mehr, die Landesgeschäfte zu führen.

Auch bleibt ja jedenfalls auf ihnen der Makel haften, daß sie die Männer in den Bann thun wollten, welche dem Könige von Preußen den Beweis höchster Ergebenheit darbrachten. In moralischer Hinsicht befinden sich die Mitglieder der holsteinischen Landesregierung etwa auf demselben Standpunkte wie die Opposition unseres Abgeordnetenhauses, sie wollen das, was Preußen thut, mit Hülfe hämischer Redensarten verflüchtigen. In praktischer Hinsicht aber ist zwischen ihnen und den preußischen Fortschrittlern der Unter-

schied, daß, während die letzteren auf ohnmächtige Declamationen beschränkt sind, die Augustenburgischen Herren in Holstein über eine Regierungsmaschinerie gebieten, welche ihnen willig von Oesterreich zur Verfügung gestellt worden ist und die von ihnen benutzt wird, um die Interessen des Königs von Preußen zu beschädigen. Das österreichische Gouvernement hat der Landesregierung zu wissen gethan, daß es, obwohl die Haltung der Landesregierung von ihm vollkommen gebilligt werde, die Einleitung einer strafrechtlichen Untersuchung gegen die Unterzeichner der Adresse vom 23. Januar nicht für „angezeigt" halte. Hierdurch wird weder das Vergehen der Landesregierung verwischt, noch wird sie aus dem oben gezeichneten Dilemma befreit.

Im Gegentheil, das Vergehen der Landesregierung wird nur noch flagranter, es wird zu einem frivolen Spiele mit der Ehre Preußens, gegen welche die Augustenburgischen Parteigänger eine Beleidigung aufführen, um dann hinter den Worten Oesterreichs Deckung zu suchen. Hierdurch wird der Gasteiner Vertrag auf den Kopf gestellt. In ihm war ausdrücklich die Zusammengehörigkeit der Herzogthümer vermöge der Bestimmung aufrecht erhalten, daß die Gemeinsamkeit des Regimentes der Herzogthümer in dem König von Preußen und in dem Kaiser von Oesterreich repräsentirt sein solle. Wo bleibt aber diese Gemeinsamkeit, wenn es der verwaltenden Behörde Holsteins gestattet sein soll, den Monarchen zu kränken, in dessen Person die Gewährleistung der Einheit der Herzogthümer liegt? Die Landesregierung weiß recht gut, daß dasjenige, was sie in Holstein verfügt, auf die Stimmung des Herzogthums Schleswig zurückwirkt, sie handelt nach dem Prinzip der Wahlverwandtschaft; denn indem sie eine Augustenburgische Strömung zu erzeugen bemüht ist, erwartet sie, daß ihr ein sympathetischer Zug vom Norden der Eider entgegenkommen werde. Gleichzeitig aber ist sie naiv genug zu verlangen, daß preußisches Recht und preußische Macht nicht auf ihre Mißregierung reagiren sollen.

Es können also die Zustände, wie sie in Holstein vorwalten, nicht mehr dauern. Die Feindseligkeiten, die unter dem Deckmantel des Augustenburgerthums gegen Preußen geübt werden, fordern eine rasche Beseitigung heraus. Wie die preußische Regierung die Ansprüche des Augustenburgischen Prinzen auffasse, hat sie längst kundgethan. Sie spricht nicht nur der Augustenburgischen Familie jedes Recht ab, eine Prätension auf die Regierung der Herzogthümer zu erheben, sondern sie erblickt auch in dem Scheingouvernement, welches der Prinz in Kiel aufgeschlagen, sowie in der Begünstigung, die der Statthalter dem prinzlichen Treiben zu Theil werden läßt, eine Verletzung der Grundlage der Verträge von Wien und Gastein. Ist nun eine solche Verletzung von Seiten einer Großmacht wie Preußen constatirt, so ergiebt es sich von selber, daß alsbald Schritte geschehen müssen, um die gefährdete Rechtsbasis zu schützen.

Nun begegnet uns die Frage, ob eine Abhilfe auf dem Wege der Remonstration möglich sein werde. Nach der Ansicht derjenigen, welche die Lage der Dinge ruhig überschauen, ist eine freiwillige gründliche Abhilfe von Seiten Oesterreichs kaum zu erwarten. Die Wiener Politik hat sich in eine

Richtung verrannt, welche leider als „impotente Negation" bezeichnet werden muß. Oesterreich ist in keinem Momente der schleswig-holsteinischen Wirren im Stande gewesen, ein selbstständiges Programm für die heilsame Erledigung dieser Frage aufzustellen. Sein einziges Streben ging immer dahin, die Fortschritte und Machtentwickelung Preußens zu hemmen. Zu diesem Zwecke schloß es sich an diejenigen Phänomene an, die zwar die Behälter des Hasses gegen Preußen, aber an und für sich öde und ohnmächtig waren. Oesterreich liebäugelte mit der Opposition der Mittelstaaten gegen Preußen, es hätschelte das Augustenburgerthum. So ist das Wiener Cabinet in eine Politik hineingerathen, die, trotz etwaiger Nachgiebigkeiten im Kleinen und im Scheine, der Hauptsache nach dem österreichischen Gouvernement, so lange es in Holstein schaltet, keinen andern Ausweg läßt, als bei dem bisherigen Verfahren zu beharren. Man sieht nicht recht ein, wie Oesterreich zur Umkehr gebracht werden solle, wenn es nicht zunächst durch Thatsachen eines Besseren belehrt wird. Kein Patriot wird Verhandlungen mit Oesterreich verwerfen, doch können dieselben nur auf dem Boden eines vorher vollzogenen fait accompli vor sich gehen.

Wenn nun also Preußen, um den unerträglich gewordenen Uebelständen abzuhelfen, die Administration des Herzogthums Holstein an sich nehmen muß, so frägt es sich, welche Haltung Oesterreich dieser nothwendigen That gegenüber beobachten wird. Soll Oesterreich Krieg führen, um eine Position zu behaupten, die ihm nie einen positiven Zuwachs an Macht eintragen kann? Wir glauben, daß Oesterreich eine starke Regung von Zorn fühlen werde, aber wir glauben kaum, daß es, wenn die Entscheidung ihm auf den Leib rückt, sich in das Wagniß eines Krieges stürzen werde. Seit lange schon zeichnet sich die Politik Oesterreichs durch den Charakter der Halbheit aus. Luftige Ansätze und nachher der Sprung in den alltäglichen Sand zögernder Bedenklichkeiten. Ein Ansatz zur Bundesreform, ein Fürstentag und -- eine Reformacte auf dem Papier. Ein Ansatz zum Parlamentarismus und — ein halber Reichsrath. Ein Ansatz zur Verständigung mit Ungarn und — ein Rescript. Ein Ansatz zum Bündniß mit Frankreich und — ein Austausch von Orden. So wird es wohl auch bei einem Ansatz zum Kriege sein Bewenden haben.

Freilich verweist man uns auf die Artigkeiten, die bei der Ueberreichung des Großkreuzes der Ehrenlegion für den Kronprinzen von Oesterreich den Lippen des Herzogs von Grammont entströmt seien. Man fügt hinzu, Oesterreich finde in der Frage der Donaufürstenthümer den Anknüpfungspunkt, um ein Verständniß mit Frankreich in's Leben zu rufen. Aber man sage uns doch erst, welches denn eigentlich das Programm Frankreichs in Betreff der Donauländer sei, und ob die Absichten Napoleons haltbar genug seien, daß sie auch noch die österreichische Bundesgenossenschaft tragen könnten. Was Frankreich in den Donaufürstenthümern zu schaffen vermochte, ist in der Nacht vom 22. zum 23. Februar zusammengebrochen. In jener Nacht erhob sich die Klippe, an welcher der Imperialismus im Osten Schiffbruch litt. Es läßt sich nun nicht in aller Eile ein neues Fahrzeug zurechtzimmern, um auf

demselben die kaiserliche Flagge aufzustecken. Das europäische Protectorat, welches an der untern Donau errichtet ward und welches den Napoleonismus cachirte, hat unwiderruflich seine Unfähigkeit bewiesen. Der europäische Feldzug, der das russische Protectorat über die Donaufürstenthümer abschaffen wollte und welcher der orientalischen Frage den Charakter, den sie bis dahin behauptete, — nämlich sich vor Allem innerhalb der Transactionen zwischen Rußland und der Pforte zu bewegen — streitig machte, jener Feldzug, sagen wir, ist durch den schwächlichen Erfolg zu einem europäischen Mißverständniß gestempelt worden. Die Sache wird nunmehr allmälig auf ihren früheren Stand zurückgebracht werden: das Schicksal der Donaufürstenthümer wird sich nach dem unausbleiblichen Zerstieben der europäischen Conferenz innerhalb der naturgemäßen russisch-türkischen Wechselbeziehungen abwickeln.

Literarisches.

Die Rechte der Israeliten, Athener und Römer für Juristen, Staatsmänner, Geschichtsforscher u. s. w.

von Dr. Mayer in Hechingen.

Es liegt uns hier in diesem Werke (Baumgärtner, Leipzig 1862 und 1866) ein sehr schätzenswerther Beitrag zu einem Systeme des Universalrechts war, und mit gutem Gewissen, können wir jedem Juristen, der nicht eben blos einseitiger Romanist oder mechanischer Praktiker ist, auf die meist gelungenen und theils sehr gut ausgeführten Parallelen zwischen den drei Rechten aufmerksam machen. Am meisten aber sind wir darüber erfreut, daß in besagtem Werke des israelitischen Rechts mit der gehörigen Aufmerksamkeit gedacht worden ist. Endlich einmal also eine Arbeit, welche über das gewöhnliche Niveau der größeren Zahl der legionenweise erschienenen juristischen Werke hinaussteigt und uns in seiner Anlage wie in der Ausführung der verschiedenen Lehren sehr interessante Gesichtspunkte eröffnet. Das Mayer'sche Werk ist in zwei Abschnitte getheilt, deren erster von dem öffentlichen Rechte, der zweite von dem Privatrechte der drei Völker handelt. Im Ganzen müssen wir auch die weitere Eintheilung der beiden Hauptabschnitte als eine gelungene bezeichnen, und erhalten wir schon durch die Einleitung, welche von den Grundbegriffen wie Staat u. s. w. ausgeht, eine Uebersicht über die Art und Weise der Behandlung und Verarbeitung des Stoffes.

Die Definitionen von „Staat" sind verschieden und mit Recht bemerkt der Autor, daß ein allgemeiner Begriff von Staat gar nicht aufgestellt wer-

den kann, „da die Merkmale der eigenthümlichen Verfassung jedes einzelnen Staates hervorgehoben werden müssen.“ Der Ursprung der Staaten ist ein verschiedener, ihre sich aus diesem herleitenden Principien in Folge dessen andere, wie denn natürlich der Zweck ein denselben entsprechender sein muß. Wie soll der allgemeine Begriff lauten, wenn er zugleich auf die Theocratie und den constitutionellen Staat angewendet werden soll?!

Wie wir schon oben andeuteten, ist das israelitische Recht mit besonderer Vorliebe behandelt worden, und das mit Recht! Hervorgegangen aus der Religion selbst, mit dieser auf das innigste verbunden, waren die Gesetze der Moral die Gesetze, welche den jüdischen Staat regierten. Nur aus einem solchen Staate konnte zugleich der Mohamedanismus wie das Christenthum hervorgehen. Der erstere bleibt innerhalb gewisser Grenzen stehen, aber nicht deshalb wie Mayer sagt, weil er die abendländische und klassische Wissenschaft von sich abwirft, sondern weil von vornherein die ganze Lehre nicht dazu angethan ist, eine Weltreligion zu werden. Die Gesetze, welche der Mohamedanismus enthält, sind gut für bestimmte Kreise, seine Moral ist eine rein orientalische, nur für die socialen Verhältnisse passend, in denen sie entstand. Was soll der Germane mit der Moral und den Gesetzen des Orientalen? Der Mohamedanismus weist auch nicht die abendländische Wissenschaft zurück, er eilt ihr sogar weit voraus, man denke nur an das maurische Königreich resp. Spanien. Das Maurenthum legt den ersten Grund im Mittelalter zu der wissenschaftlichen Behandlung der realen Wissenschaften wie Mathematik und Astronomie; unsere Zeiten sind noch arabische, die Künste, in denen das Mittelalter excellirte, wurden in Spanien bedeutend eher gepflegt. Ich erinnere nur an die Alhambra und die prächtigen Wasserleitungen! Anfänge die klassischen Wissenschaften zu treiben, sind wie bekannt von den Arabern gemacht worden. Daß diese Studien nicht weiter verfolgt wurden, lag in der Unterdrückung der *asiatischen* Araber durch die mongolischen Stämme und der *spanischen* Araber durch das Christenthum, welches wie überall alle Spuren nichtchristlicher Tradition und so auch die Wissenschaft des Maurenthums zerstörte. Weshalb siegte das Christenthum gegen den Mohamedanismus in Spanien während es im Orient unterlag? Für die *tellurischen* wie für die socialen Verhältnisse des ersteren Landes paßten die Principien des islamischen Staates nicht und deshalb mußte es dem Christenthume weichen. Für den Orient waren die Bedingungen seiner Existenz vorhanden und deshalb nahmen die Türken die mohamedanische Religion an, wie auch alle anderen nachdringenden, sich dort festsetzenden *mongolischen* Stämme.

Wenn wir behaupteten, daß nur aus dem Judenthume der Islam und das Christenthum hervorgehen konnten, und die Gründe angaben, weshalb die mohamedanische Religion und der auf ihr ruhende Staat auf bestimmte Grenzen angewiesen waren, während die Grundidee des Christenthumes (also abgesehen von dem Wesen des Katholicismus wie von dem des Protestantismus), die einer Weltreligion ist, so glauben wir es kaum beweisen zu müssen; die von dem Gründer dieser Religion aufgestellten Lehren sind so

allgemein sittlicher Natur, daß sie für alle Verhältnisse passen. Dieses Christenthum hat seine herrlichsten Perlen dem Judenthume entlehnt, und die Grundideen des christlichen Staates sind die nämlichen wie die des jüdischen. Ganz natürlich, Religion und Staat gehen Hand in Hand, die Grundsätze sind die nämlichen bei beiden Religionen, das Fundament ist das sittlich religiöse, und dieses ist bei beiden Staaten das nämliche.

Wenn aber zwischen beiden Staaten solche Analogien vorhanden sind, so glauben wir, daß nicht mit Unrecht im Eingange darauf aufmerksam gemacht wurde, wie sehr erwünscht uns ein Werk war, welches in ausführlicher, vielseitiger Weise Parallelen zwischen dem israelitischen, attischen und römischen Rechte (also dem heutzutage im christlichen Staate geltenden) aufstellte. Die Gründe, weshalb uns namentlich Vergleiche zwischen ersterem und letzterem erwünscht waren, wollen wir näher erörtern.

Die Grundidee des israelitischen Rechtes ist die, daß es von Gott stammt, direct von ihm hergeleitet wird. Dieses auf dieser Grundlage ruhende Recht, wie auch die unmittelbar von Jehovah stammende Religion, ist das Band, welches die Juden vereinigt, und sie noch heute als ein Volk ohne eigenen Staat, eigenes Land fortbestehen läßt.

Das Band, durch welches der attische Staat zusammengehalten wurde, war die Fähigkeit Einzelner; ein leitendes Grundprincip zeigt sich weder im Staatsleben der Athener noch in ihrer Religion. Den Römern aber fehlt die Einheit, welche durch die Nationalität und die religiöse Idee begründet wird. Da nur die äußere Gewalt das zusammenzwingende Band war, so löste sich sobald diese schwand, der Staat auf, die Länder trennten sich, zerfielen und gingen unter. Wir können uns dieser Meinung des Autors nur anschließen, denn es sind ja geschichtliche Facta, aber daß die „Einführung des römischen Rechts nicht verderblich für Deutschland war" (S. 102), dem müssen wir entschieden widersprechen. Mayer selbst sagt, daß das römische Recht nicht dem Geiste und den Sitten des deutschen Volkes entsprochen habe, und doch soll eine solche Reception nichts Verderbliches haben?! Wir gehören nicht zu den Germanisten, welche von ihrem Parteistandpunkte aus die Reception aller römischen Rechtsgrundsätze verwerfen, aber jedenfalls müssen wir es, und das mit Recht, verderblich nennen, wenn mit Hintenansetzung aller nationalen Rechtsinstitute ein fremdes Recht in seinem ganzen Umfange für ganz andere sociale, wie politische Verhältnisse eingeführt wird. Das Recht der Römer ist ja schon in seinem Ursprunge so wesentlich verschieden von dem deutschen. Dort haben wir einen fertigen Staat, in dem sich das Recht entwickelt, die Stellung des Individuums zur Familie, die Stellung dieser dem Staate gegenüber ist rechtlich eine ganz andere, wie im deutschen Rechte. Eine Familie steht in Rom außerhalb des Staates. Der pater familias hat das Jus vendendi, Jus vitae ac necis gegenüber dem suus. Der Organismus des römischen Staates ist bei der Bildung des römischen Rechts schon vollendet. Alles dieses ganz anders in Deutschland! Hier spielt das Individuum gegenüber dem Staate eine ganz andere Rolle als in Rom. Die Markengenossenschaft, der es angehört, tritt dem Stamme gegenüber,

dieser ebenso wieder dem Reiche; später an deren Stelle die Städte, mächtige Potentaten und vor allem die Kirche. Also ein Centralpunkt der nothwendigerweise zum römischen Rechte gehört, wenn es sein Wesen beibehalten soll, ist gar nicht vorhanden. Die deutschen Kaiser aber recipiren es trotzdem, weil sie meinen, es sich gegenüber dem Particularismus und der heillosen Rechtsverwirrung, zu Nutzen machen zu können, ohne zu bedenken, daß die Voraussetzungen fehlen. So kommt denn das römische Recht nach Deutschland und bald sieht der Kaiser, daß es ihm nichts nützen kann gegenüber dem so mächtigen ausgezeichnet organisirten Beamtenstaate der katholischen Kirche, nichts helfen kann gegenüber dem schon zu sehr um sich gegriffen habenden Particularismus. Und gerade dieser, der so mächtig in sich erstarkt ist, dieser cultivirt das römische Recht. Das schwache Kaiserreich kann es nicht gebrauchen, aber die Fürsten sehen darin ein neues Mittel ihre Despotie zu verstärken, sie sind für ihre Staaten eine Centralgewalt. So sehen wir das römische Recht dazu bestimmt, einen einheitlichen deutschen Rechtsstaat zu schaffen, welcher dem Reich zur Stütze dienen soll, aber gerade gegen dasselbe gewandt wird. Durch den Absolutismus, welcher die Reception des römischen Rechts befördert, wird die Volksgerichtsbarkeit unterdrückt, der Partikularismus wächst, das Reichskammergericht, ein schwacher Versuch den einheitlichen Rechtsstaat wiederherzustellen, scheitert von vornherein am privilegium de non appellando und der concurrirenden Instanz, dem Reichshofrathe.

In England, wo ähnliche Rechtsverhältnisse wie bei uns vorhanden waren, wo kein Particularismus vorhanden und zu besiegen war, da dauert das nationale Recht fort, die Normannen, welche centralisiren wollen, vermögen nicht die Angelsachsen zu unterdrücken. Die Schöppengerichte erhalten nur eine neue Form in den Geschworenen, nur die Theilung in große und kleine Jury ist normännisch, das Wesen bleibt dasselbe. Das Recht in England ist national, wenn auch römisch rechtliche Einflüsse nicht zu verkennen sind. Bei uns aber ist das Recht nicht volksthümlich, es ist verworren wie der deutsche Staat, und der Grund davon ist die Reception des römischen Rechts. Die innere großartige Durchbildung des römischen Rechts an und für sich verkennen zu wollen, wäre thöricht, wie es denn ebenso lächerlich wäre, seinen vielfach läuternden Einfluß für das Studium und die Behandlung des deutschen Rechts in neuerer Zeit verkennen zu wollen. Wir eifern nur gegen die bei den Romanisten so gewöhnlich gewordene Ignorirung der deutschen Rechtsverhältnisse. Weshalb die Reception vor sich ging und daß die dieselbe veranlassenden Gründe nicht innere, an sich nothwendige waren, darauf haben wir genügend hingewiesen; man hat dieses auch in neuerer Zeit eingesehen, und das Erwachen der deutschen Rechtsstudien, sowie die trefflichen Bearbeitungen des englischen Rechts, wie überhaupt den Einfluß des englischen Rechtslebens auf unsere deutschen Verhältnisse, beweist, wie sehr man es sich angelegen sein läßt, das nationale Element zu berücksichtigen.

Hauptsächlich deshalb ist uns ein Werk wie das Mayersche willkommen,

weil gerade aus den in diesem aufgestellten Vergleichen die Schwächen des römischen Rechts zu Tage treten.

Das Bestreben der Wissenschaft muß dahin gehen, uns auf einen möglichst freien Standpunkt zu stellen, und daß bei einer Forschung von hier aus das jüdische Recht eine nicht geringe Ausbeute von wahren Schätzen liefern wird, muß jeder, der es kennt, zugeben. Man wird jetzt die im Eingange ausgesprochene Sympathie für das jüdische Recht, sowie die Anerkennung der Durchführung einer so schwierigen Aufgabe, wie die, welche Dr. Mayer sich gestellt hat, ist, verstehen. — I. —

Correspondenzen.

Berlin, den 14. März. Berlin hat in diesen Tagen wenigstens äußerlich einen kirchlichen Charakter erhalten. Die Zeit der Einsegnungen ist eingetreten; leider erfolgen dieselben massenhaft. Es ist dies ein Nachtheil, in welchem sich die große Stadt gegenüber kleineren Gemeinden befindet. Die Kirchen sind bei dieser Gelegenheit stets überfüllt; die Zahl der einzusegnenden Kinder selbst ist eine sehr erhebliche und um so erheblicher, je mehr der Geistliche sich des Vertrauens erfreut; theilnehmende Verwandte wohnen der Feier persönlich bei und so entsteht ein äußeres Treiben und Drängen, welches dem Zwecke der heiligen Handlung kaum förderlich sein kann. Wir beklagen am meisten die Confirmanden selbst, für welche die Feier einen Nothpfennig gewähren soll, der zur Zehrung bei allen Prüfungen des Lebens vorhält. Leider wissen wir keine Abhülfe; wer aber die kirchlichen Nothstände Berlins kennen lernen will, der wohne in diesen Tagen und Wochen solchen Einsegnungen bei. Mit wahrer Hochachtung und Bewunderung erfüllt uns die Pflichttreue und Liebe der Geistlichen, welche nicht müde werden, auch diesen Theil ihrer seelsorgerischen Pflichten mit Hingebung auszuüben. In ähnlicher Weise macht sich eine derartige gehäufte kirchliche Feier geltend, wenn eine Mobilmachung bevorsteht; alsdann treten die Brautpaare colonnenweise vor den Altar, um noch die kirchliche Einsegnung für geschlossene oder zu schließende Bündnisse der Herzen zu erhalten. Wir haben indessen noch nicht gehört, daß unter unsern heirathslustigen Politikern beider Geschlechter in dieser Beziehung Besorgnisse gehegt werden. Selbst die an den Anschlagsäulen zu lesenden Musterungsordres für die hiesigen Landwehrleute haben das Vertrauen so wenig der Brautpaare als der Börsenmänner zu erschüttern vermocht. Dagegen hat der Tod kürzlich zwei hervortretende Geldgrößen der Stadt abberufen, den hochbetagten Schickler und den in bestem Mannesalter stehenden Ban-

quier Wagner; es sind zwei christliche Firmen, die hiermit erloschen sind. Auch unter andern Ständen hat der Tod bekanntere Männer dahingerafft. Drei verdienteste Generale, irren wir nicht, sämmtlich Träger des eisernen Kreuzes, sind heimgegangen. Die Zahl derer, welche mit jenem Ehrenzeichen noch geschmückt sind, schmilzt immer mehr zusammen; um so mehr freuen wir uns der neu Decorirten jüngerer Generation und der Gewißheit, daß militärische Auszeichnungen für Tapferkeit vor dem Feinde ihr Ende im Volke nicht erreichen. Endlich haben wir des Heimganges des Geh. Ober-Regierungs-Raths Dr. Brüggemann zu gedenken, ein eben so bewährter Leiter des katholischen Schulwesens im geistlichen Ministerium, als scharfer Denker und gewandter Redner in der ersten Kammer und im Herrenhause. Ein eigentlicher Führer war er dort nicht, wohl aber ein sehr einflußreiches Mitglied. Für jene Stellung fehlte ihm die Lebendigkeit der Darstellung und die Neigung auch zum Angriffe seiner Gegner überzugehen, zwei Eigenschaften, in denen ihm der verstorbene Stahl weit überlegen war; dagegen zeichneten sich die Vorträge Brüggemanns durch Klarheit der Darstellung ganz besonders aus. Unvergessen bleibt uns, daß sich dieser ruhige Kopf doch auch einmal zu lebendigem Widerspruche hinreißen ließ und zwar gegen seinen eigenen damaligen Chef, den Minister v. Bethmann-Hollweg, als dieser über die Befugnisse der freien Gemeinden sich in einer Weise äußerte, die freilich aus dem Munde des christlichen Cultus-Ministers wunderlich genug lautete. Wir hoffen, daß das Ministerium Bedacht nehmen wird, in angemessener Weise, diese Lücke unter den Mitgliedern des Herrenhauses auszufüllen. Ob in Folge der jüngst erfolgten Präsentationswahlen, neue bisher noch unbekannte Kräfte dem Herrenhause zugeführt worden sind, hat sich leider noch nicht herausgestellt, da während der abgelaufenen Session diese Körperschaft zu eingehenden Berathungen gar nicht gelangt ist. Dagegen setzen die meisten Mitglieder des Abgeordnetenhauses, welche Berlin in dieses gesandt hat, das Geschäft mit ungeschwächten Fonds fort, da dieselben fast sämmtlich auch der Stadtverordneten-Versammlung angehören und dort eine anderweite Stätte für ihre Beredtsamkeit gefunden haben. Herr Virchow hat jedoch dort kürzlich die Disciplin, welche sonst die Fortschrittspartei auszeichnet, vermissen lassen. Ein Conflict, in welchen derselbe mit seinem Collegen und Sinnesgenossen, dem Stadtverordneten Streckfuß, gerathen ist, erregt allgemeine Heiterkeit. Herr Streckfuß kam hierbei jedenfalls besser weg, als ein anderer Gegner des Herrn Virchow; er mag sich mit dem Thierarzt Urban trösten, der einst seinen Widerspruch gegen Herrn Virchow durch den Genuß einer trichinösen Leberwurst büßen mußte. Herr Urban soll sich noch immer leidlich wohl befinden, wie denn überhaupt der Autoritäts-Glaube an das von Herrn Virchow entdeckte Gewürm in der letzten Zeit einigen Zweifeln anheimfällt. Daß sich das Polizei-Präsidium in diese Frage nicht hineinmischen will, billigen wir durchaus. Die Anordnung dieser Behörde über die von den unbesetzten Droschken einzuhaltende Gangart, ist noch immer Gegenstand einer in unsern Localblättern geführten lebhaften Fehde. Wir haben uns bereits früher zur Sache geäußert und beharren auch jetzt noch

auf unserm Bedenken. Da wir uns indessen gern belehren lassen, machten wir jüngst den Versuch, der uns als Nachahmung der Pariser und Londoner Verhältnisse in einem Blatte empfohlen ward, durch Winke und optische Signale uns mit einzelnen vorbeitrabenden Droschken ins Einvernehmen zu bringen. Leider müssen wir aber berichten, daß in der von uns gewählten Abendstunde, trotz städtischer Gasbeleuchtung, eine solche Finsterniß herrschte, daß wir ohne jeglichen Erfolg unsern Weg zu Fuß fortsetzen mußten. Zutreffender soll, so viel uns erzählt wird, unsere Muthmaßung sich bewähren, daß die Zahl der Contraventionen sich häufen werde.

Es wird jetzt so vieles statistisches Material geliefert, daß wir ohne unbescheiden zu sein, uns wohl einmal die Frage erlauben dürfen, wie viele polizeiliche Strafresolute der oder die Polizeirichter Berlins alljährlich fällen und welchen Berufsklassen die Contravenienten angehören. Wir glauben, daß der wackere Droschkenkutscher ein recht erhebliches Contingent dazu stellt. Jedenfalls zählen die Gestraften nach Tausenden und um eben so viele Gegner obrigkeitlicher Anordnungen wird hiermit alljährlich die Opposition verstärkt. Wir machen weder dem Polizei-Präsidium noch dem Polizei-Richter einen Vorwurf, wir beklagen aber auch bei dieser Veranlassung wiederum den unglücklichen Gang, den die neuere Gesetzgebung zum Schutze der Verwaltung eingeschlagen hat. Nicht daß Dieses und Jenes sofort verhütet werde, was den öffentlichen Verkehr, die allgemeine Sicherheit stören muß, ist jetzt die Aufgabe der Polizeibehörde, sondern diese besteht darin, daß zunächst jeder Unfug mit einer besondern Polizei-Verordnung bedroht und hinterher die Uebertretung bestraft wird. Zu einem sofortigen Einschreiten, Anordnen, Befehlen, Verhüten, fehlt die Competenz. Hinterher ergehen tausende von Strafresoluten, die bei den Betroffenen, da diese zu der Idee des Rechtsstaates noch nicht herangebildet sind, nichts als böses Blut machen, dem großen Publikum aber durchaus nichts nützen. Die ambulante, die executive Polizei muß gestärkt werden, alsdann würden sich die Strafresolute des Polizeirichters vermindern, und alle Betheiligten sich wohl befinden.

Berlin, 15. März. Während es unsere Aufgabe ist, die große Bedeutung eines innigen Einverständnisses zwischen Preußen und Oesterreich bei jeder geeigneten Gelegenheit in's Licht zu stellen, und wir uns von der Nothwendigkeit dieses Einverständnisses für eine machtvolle deutsche Politik, insbesondere für die Preußen an der Nordmark Deutschlands gestellte Aufgabe, vollkommen durchdrungen fühlen, — machen wir die — wir bekennen es — uns äußerst komisch erscheinende Erfahrung: gerade diejenigen Blätter, welche zu seiner Zeit ihren Enthusiasmus für Oesterreichs Entfernung aus Deutschland und für eine Uebertragung der deutschen Kaiserkrone an Preußen spielen ließen, jetzt mit der Mahnung auf uns eindringen zu sehen, daß wir die Bedeutung Oesterreichs für Deutschland nicht unterschätzen dürften. Diese Mahnung läßt das liberale Phrasenwesen in seiner ganzen Hohlheit, seiner trostlosen Ablösung von jedem Verständnisse der politischen Verhältnisse nach

ihrem lebendigen Zusammenhange erkennen. Daß Preußens Politik in Holstein flagrante Schädigungen erfährt, bezüglich deren die Wiener Staatskanzlei nachgerade dahin gelangte, sich mit allen wühlerischen Elementen Deutschlands lediglich zu dem Zweck zu verbinden, um Preußen in den Herzogthümern Schwierigkeiten zu bereiten und gemeinen Schmähungen öffentlich preiszugeben — scheint jenen Organen gänzlich entgangen zu sein. Oesterreich duldet in Holstein Zustände und Agitationen, welche in den Kaiserlichen Landen mit Kerkerstrafe belegt werden würden. Seine Politik greift zu Hülfsmitteln, die keine Spur einer conservativen Gesinnung entdecken lassen. Unter solchen Umständen empfiehlt sich ein energisches Einschreiten gegen diese Mißbräuche im preußischen Interesse nicht minder, als im österreichischen.

Die neueste Schrift Wolfgang Menzels: „Preußen und Oesterreich im Jahre 1866" vertritt die Nothwendigkeit eines innigen Einverständnisses zwischen den deutschen Großmächten, ohne deshalb über die verwerflichen Mittel hinwegzusehen, welche Oesterreich seit Jahrhunderten zur Anwendung brachte, um Preußens Entwickelung zu hemmen. Die Schrift greift bis auf das erste Hervortreten des Gegensatzes zurück, welcher sich später in den Differenzen zwischen Preußen und Oesterreich ausgestaltete: sie beginnt mit Heinrich dem Löwen, seinen Anstrengungen für eine machtvolle Entwickelung der deutschen Marine und stellt sodann diesen Fürsten in eine interessante Parallele mit der Stellung, welche Preußen gegenwärtig einnimmt. Den Untergang der Hansa, die Losreißung der Niederlande, Belgiens Isolirung, das ganze traurige Panorama, welches die Lage Norddeutschlands im Anfange des vorigen Jahrhunderts entfaltete, — schreibt Menzel der Eifersucht Oesterreichs gegen Preußen zu.

Friedrich Wilhelm, der große Churfürst, stand ritterlich dem deutschen Kaiser im Kampfe gegen Ludwig XIV. zur Seite und wurde dafür vom Kaiser im Stich gelassen, als er die Schweden vom deutschen Boden vertrieb. Im Vertrage von Versailles verpflichtete sich Oesterreich gegen die ausländischen Mächte, die deutschen Provinzen, welche es mit ihrer Hülfe von Preußen wegreißen würde, ihnen für immer zu überlassen. Der ganze Nordosten Deutschlands wäre, wie früher der Nordwesten, dem Auslande geopfert worden, wenn das Genie Friedrichs des Großen und die Tapferkeit der Preußen nicht diesen nichtswürdigen Vertrag mit Kanonenschlägen zerrissen hätten. Auch das linke Rheinufer ging verloren, weil Oesterreich der Bekämpfung der französischen Revolution hinderlich wurde, indem es einem gemeinschaftlichen Handeln mit Preußen am Rhein entgegenstand. Thugut, Preußens Todfeind, brachte es dahin, daß Preußen den Baseler Frieden schließen mußte, welcher seine schwersten Heimsuchungen vorbereitete, bis endlich der Frieden von Tilsit ein Bild dessen gab, was schon 50 Jahre früher eingetreten wäre, wenn die Stipulationen des Versailler Vertrags eine Wahrheit wurden.

Wir schweigen von den Beeinträchtigungen, welche Preußen beim ersten Pariser Frieden und auf dem Wiener Congreß durch österreichische Mißgunst davontrug, und wenden uns lieber zu dem Facit der Schrift, daß nämlich

Preußen allein befähigt sei, die Interessen der gesammten deutschen Nation im Norden zu vertreten und seine deutschen Bundesgenossen sich durch alle Beeinträchtigungen der Mission Preußens nur den Pfahl in's eigene Fleisch treiben. —

Militärische Revue.

Der letzte amerikanische Krieg.

(Fortsetzung).

Sonntag den 29. Juni

setzte Mc. Clellan seine Marschbewegung gegen Süden nach dem Jamesfluß fort, indeß die confederirten Generale Longstreet und die beiden Hill's den Chickahominy überschritten und ihren Gegner einzuholen suchten.

Endlich erreichte Longstreet mit 12 Brigaden die starke Arrieregarde Mc. Clellans, die bei New-Market auf der Straße, eine Meile nordöstlich von Darlytown, Stellung genommen hatte, Fragiers Farm heißt der Punkt, wo ein Gehöft dort, umgeben von einem Wald Sumpfcedern, liegt. Hier hatte die Arriergarde der Federirten Front gemacht, um dem Gros und den endlosen Trains, die mit Verwundeten und Munition demselben folgten, Zeit zum Vormarsch zu geben. Schon waren alle Schwerverwundeten, von einigen Lazarethdienern bewacht, den nachdringenden Confederirten überlassen worden.

Die Avantgarde der Südlinger eröffnete ein Gewehrfeuer gegen die Federirten, das diese mit 16 schweren Geschützen nicht schuldig blieben. Die Erbitterung ließ beide Parteien bald auf Flintenschußweite aneinander und ein schrecklicher Kampf begann. Die Luft war erfüllt mit zischenden Todesboten, jede Secunde hatte ihren eigenen Schreckenslaut, jeder Schritt sein eigen Bild der Verzweiflung und des Todes.

Es ist unmöglich, daß eine der Schlachtscenen der letztvergangenen Tage mehr verzweiflungsvollen Muth, mehr todesverachtende Ausdauer mit sich geführt habe, als diese Sonntagschlacht.

Indessen die Confederirten vorzudringen versuchten, verstärkte sich das Artilleriefeuer des Feindes mehr und mehr, und wuchs zu einem solchen entsetzlichen eisernen Hagel, daß die Confederirten, die ohne ein Geschütz waren, schon zu weichen begannen. Da kamen endlich Longstreets Batterien heran, und hierdurch ermuthigt, drängte die ganze confederirte Front, 9 Brigaden im ersten Treffen, 3 als Reserve, gegen die Stellung der Federirten, die in eiligem Rückzuge einen großen Theil ihrer Geschütze verloren. Um ein halb acht Uhr Abends war der Feind aus allen seinen Positionen und eine halbe Meile von seinem Schlachtfelde zurückgeworfen.

Die Conföderirten drängten stetig, aber bei der immer dichter werdenden Dunkelheit, langsamer nach. Gegen ein halb neun Uhr, fast schon war es finster, krachte von der feindlichen Seite ein heftiges Geschützfeuer herüber, und gegen den Abendhimmel zeichneten sich lange dunkle Linien des Feindes ab. Es war ersichtlich, daß die föderirte Avantgarde durch eine sorgfältig aufgestellte Unterstützung aufgenommen worden.

Die Brigaden Longstreets aber waren schon zu weit vorgedrungen, um jetzt zurück zu können, sie mußten das Gefecht hinhalten, bis sie selbst Verstärkung erhielten. Indessen verloren sie durch das stets stärker werdende Geschützfeuer außerordentlich.

Langsam begannen sie zu weichen, kaum bemerkten dies die Föderirten, als sie mit dröhnendem Feldgeschrei auf der ganzen Linie avancirten. Es war ein furchtbarer Augenblick für die beiden conföderirten Generale, welche hier das Kommando führten. Die letzte Reserve war ins Feuer gebracht, und das erste Treffen stand seit 3 Uhr — am 29. Juni unter 37 Grad Nord-Breite! — im Feuer.

Die Brigade Wilcox von Hills Armeecorps hatte im Beginne die Avantgarde gehabt, und sehr gelitten, sie war zurückgenommen, und von Neuem rangirt worden. Zu dieser ritt General A. P. Hill zurück, und forderte sie auf, noch einmal dem jetzt anstürmenden Feinde entgegenzugehen.

Den bittenden Worten des geliebten Führers antworteten die braven Männer durch die muthigste That. Mit dem Feuer frischer Truppen stürmten sie der dunklen Masse der Föderirten entgegen, mit gellendem Jagdruf eilten die Tirailleurs vorwärts und eröffneten ein heftiges Feuer.

Die getäuschten Föderirten glaubten, es sei eine bedeutende Verstärkung der Südlinger, welche ihnen so energisch entgegentrat, machten Halt — und traten dann langsam den Rückzug an.

Die zum Tode erschöpften conföderirten Divisionen Longstreets und Hills blieben auf der Stelle, wo sie gefochten, bivouakirend.

Endlich, gegen 11 Uhr in der Nacht, traf Magruder mit den frischen Truppen ein, den man längst erwartet. Der Marsch eines Armeecorps durch die Wälder des Chickahomony ist aber geradezu unberechenbar. So konnte Magruder für heute nichts weiter thun, als dem Feinde Verfolgungs-Detachements nachsenden, die ihn denn auch die ganze Nacht nicht zur Ruhe kommen ließen.

Montag, den 30. Juni.

Während der ganzen Nacht hatten die Föderirten zu thun gehabt, ihre Arrieregarde durch den Sumpf zu winden, und am Morgen endlich konnte Mc. Clellan seine Absicht, eine Frontveränderung auszuführen, für vollendet erklären. Aber war es ihm jetzt noch möglich, den ursprünglichen Zweck dieser Absicht zu erreichen?

Um Richmond von seiner Südostseite angreifen zu können, war er hierher marschirt, der Marsch aber hatte ihm 32,000 Mann und 44 Feldgeschütze gekostet. Sein Heer hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß es einem rastlosen, unermüdlichen und erbarmungslosen Feinde gegenüber stand, der,

auf der Sehne des Angriffsbogens hin und her marschirend, überall mit geschlossenen Massen auftrat.

Nur im Anfange des Marsches waren die federirten Corps freiwillig zurückgegangen, am Freitag, Sonnabend und Sonntag waren sie entschieden geworfen worden, so wenig sie auch heut es eingestehen.

Man läßt nicht für Ein und eine halbe Million Lebensmittel zurück!

Man opfert nicht 23 Geschütze in einem Treffen!

Man verläßt am Wenigsten seine Schwerverwundeten, wenn man nicht — geschlagen wird!*)

Trotzdem versuchte Mc. Clellan am heutigen Tage sich zu einem Angriff direct auf Richmond zu formiren. Schon früh am Morgen hatten die Confederirten versucht, den Cedern-Sumpf mit geschlossenen Massen zu durchschreiten, der sie von Mc. Clellans Armee schied. Es war unmöglich, da sich die Federirten durch Zerstören der Dämme und Brücken gesichert, ein praktisches, aber keine, sehr rasche Offensivoperationen verkündendes Mittel!

General Lee ließ einige gezogene Batterien unter gehöriger Bedeckung gegen den Feind vorschieben, soweit es das schwierige Terrain gestattete, und von diesen Punkten aus die Stellung der Avantgarde Mc. Clellans beschießen — wir sagen der Avantgarde — denn jetzt befand sich Mc. Clellan hinter den Schanzen, welche die Divisionen Hunter und Heintzelmann hier von Anfang an besetzt hielten.

Selbst dies kleine Terrain aber war nicht vollkommen gedeckt, da sich die federirten Corps in einem Zustande tactischer Auflösung befanden, der viele Zeit erforderte, um mit ihnen eine ordre de bataille einzunehmen.

Die Federirten bissen glücklich auf die Kanonade an, und in dem Glauben, Lee würde in Massen durch den Cedernsumpf vorbrechen, concentrirten sie auf die dort aufgestellten Geschütze ein sehr heftiges Artilleriefeuer.

Indessen nahte ihnen schon das Verderben. Unter Führung des General Holmes waren 8 confederirte Brigaden ganz frischer ausgeruhter Truppen in der Stärke von 18000 Mann und 22 Geschützen, aus Richmond abmarschirt, und erschienen vor Mc. Clellans linkem Flügel, der noch in der Formation begriffen an den James-Fluß sich lehnen sollte.

Nur weit im Rücken stand eine federirte Division (Key), welche durch die vorhergehenden Tage so decimirt worden war, daß sie zur Deckung des Trains commandirt wurde, um sie zu schonen.**) Mit ungestümem Anlauf warf das erste Treffen der Südlinger alles vor sich nieder, was ihm hier in der Eile entgegengeworfen wurde, drang zwischen dem Jamesflusse und dem linken federirten Flügel vollkommen durch, und fand erst an dem heldenmüthigen Widerstande der Division Key und der zu ihrer Hülfe herbeieilenden Division Porter einen Damm.

Zur selben Zeit aber begann am äußersten rechten Flügel der Federirten sich in die Kanonade Gewehrfeuer zu mischen.

*) The first year of the war, by Pollard. pag. 339.
**) Sannders, pag. 95.

Seit 8 Uhr Morgens war Magruder, der, wie wir wissen, gestern Abend zu spät gekommen, unterweges, um einen passirbaren Weg durch den Cedernsumpf, der den Federirten unbekannt war, mit seiner Armeeabtheilung zu durchziehen. Um 4 Uhr Nachmittags erschien er nach einem achtstündigen Marsche durch den glühend heißen Sumpf, auf dem er viele Leute durch den Sonnenstich verlor, plötzlich am südlichen Rande des Sumpfes, auf offnem Feld — einer Farm, welche dem Dr. Carter aus Richmond gehörte. Dies freie Feld, ungefähr eine halbe Quadratmeile groß, wurde jenseits von dichtem Forste begrenzt. Am Rande dieses Waldes waren Schanzen aufgeworfen und mit einigen vierzig Geschützen besetzt.

Es war Mc. Clellans rechter Flügel. Deutlich hörten die Confederirten den immer weiter vordringenden Kanonendonner des siegreichen Holmes am Jamesfluß, und dies mochte den kühnen Magruder verleiten, dem ungestümen Drängen seiner Truppen nachzugeben und auf die vor ihm liegenden Werke sofort zu stürmen.

Was vorauszusehen, geschah! Sowie die jauchzenden Kolonnen der Südlinger auf dem offenen Felde in wirksamer Kartätschendistance waren, peitschte der eiserne Hagel sie mit unwiderstehlicher Gewalt zurück.

Zu bedauern ist nur, daß General Magruder noch zweimal den Sturm versuchte, natürlich mit demselben Resultate: wieder brachen die Südlinger mit einer wahrhaft glänzenden Attake vor, gelangten bis auf 270 Schritt an die Schanzen, aber das mit dem feindlichen Geschütz zugleich losbrechende Musketenfeuer warf sie abermals zurück.

Auf das Centrum und den linken Flügel der Federirten machte indessen dies heftige Feuer auf dem rechten Flügel einen sehr unheimlichen Eindruck, und hat gewiß nicht wenig zu dem schnellen Weichen dieses Theils der Schlachtlinie beigetragen.

Mc. Clellan sah sich verloren. Da sausten plötzlich Geschosse von riesenhafter Größe durch die Luft mit schrillem Heulen, und wie sie crepirend sich in die Erde bohrten, zitterte weithin der feste Grund unter den Füßen der Vordringenden.

Es waren die 100pfündigen gezogenen Parrotts und 21zölligen Mörser der bei Curls Neck liegenden federirten Kanonenboote.

Wenn sie auch wenig reellen Schaden anrichteten, so brachten sie doch den Angriff von Holmes Division zum Stehen, da dieser, mit Recht gewiß, sich scheute, seine Leute den Breitseiten der unverwundbaren Panzerboote Preis zu geben.

Es war 8 Uhr Abends als der Kampf endete, indem Mc. Clellans linker Flügel und Centrum sich so weit zurückbog, daß sie von den Kanonenbooten in der Front bestrichen wurden.

8000 Mann und 7 Geschütze verloren die Federirten an diesem Tage*).

An Mannschaften war der Verlust der Confederirten mindestens eben so bedeutend, gerade hier aber konnten sie im Gegensatze zu sonstigen Schlach-

*) Saunders, pag. 95.

ten, es eher ertragen, da der Gegner mehr und mehr unfähig wurde, einen Angriff auf den dreifachen Schanzengürtel Richmonds, von einer nun siegesstolzen Armee vertheidigt, unternehmen zu können.

Am nächsten Tage nun versuchte General Lee noch einmal, an dem linken Flügel Mc. Clellans durchzubrechen, doch die Unmöglichkeit, die Panzerkanonenboote zum Schweigen zu bringen, ließ den Versuch scheitern, der auch mehr den Charakter einer Demonstration trug, als daß er zu einer Schlacht führen sollte, indem nur 500 Mann mit 12 Geschützen dazu verwendet wurden.

General Mc. Clellan ging 1½ Meile den Jamesfluß hinab bis Harrisons-Bar wo er sich bis an die Zähne verschanzte, und die von Norden eintreffenden Verstärkungen abwartete. Hier müssen wir ihn vorläufig lassen.

Wenn auch nicht in einer so totalen Auflösung, wie die federirte Armee, so läßt sich doch denken, daß die riesenhaften Anstrengungen der letzten acht Tage auch bei den Confederirten eine solche moralische und geistige Reaction hervorriefen, daß es ihnen für die nächsten Tage unmöglich war, aus der hülflosen Lage ihres Feindes durch nochmalige Angriffe Vortheil zu ziehen.

Es mußte eine Zeit der Ruhe eintreten. — Ehe wir aber uns zu den Kämpfen Nordvirginiens wenden, wollen wir einen Rückblick auf die „Schlachten um Richmond" versuchen.

Die Energie und Klugheit Mc. Clellans bei diesem Rückzuge forderte und erhielt den Beifall selbst der Confederirten, sein Plan selbst war vernichtet, noch einmal hatten die Fänge des „südlichen Löwen" die glatten und „schlangenhaften" Ringe der „nördlichen Anaconda" zerrissen, daß sie zischend in ohnmächtiger Wuth in ihre Höhle kroch, um neuen Muth und — Geifer zu sammeln; die technische Ausführung aber hatte dem Soldaten Ehre gemacht und der ritterliche Sinn des Südens achtete auch im politischen Feinde den muthigen Soldaten. Auf jeder Staffel seines Rückzuges hatte Mc. Clellan stets eine starke Arrieregarde zur Hand gehabt, die aus allen drei Waffengattungen gemischt, dem Feinde die Stirn bot.

Man warf dem General Lee, wie erwähnt, sehr bald vor, daß am Sonnabend den 28., eine Gelegenheit gewesen sei, durch ein rechtzeitig befohlnes Eingreifen Magruders, den General Mc. Clellan von beiden Seiten in den Chickahominy hineinzuwerfen — und daß General Lee dies versäumt, wir glauben oben schon bewiesen zu haben, daß dies bald gesagt und schwer gethan gewesen wäre, am wenigsten von den Tadlern!

Die Schlachten jenseit des Chickahominy waren so wenig geeignet, eine augenblickliche Entscheidung herbeizuführen, da die ganze Aufgabe der Confederirten darin bestand, dem Feinde durch Wald und Sumpf zu folgen, wo er Stand hielt, ihn zu werfen, aber — der dringenden Gefahr zu entgehen, plötzlich in einen strategischen Hinterhalt zu fallen, den Mc. Clellan bei seiner numerischen Ueberlegenheit leicht vorbereiten konnte.

Daraus folgt die eigenthümliche Erscheinung, daß fast alle Schlachten dieser Tage in die Abendstunden fallen — unglücklicherweise war kein Vollmond — weil der Tag zum größeren Theile darüber hinging den Feind zu

suchen und die Stellung des endlich gefundenen soweit zu recognosciren, daß man den Angriff mit Aussicht auf Erfolg führen konnte.

Trotzdem wäre es eine sehr oberflächliche Beobachtung, wollte man den bedeutenden Gewinn und die große moralische Tragweite verkennen, welche zu Gunsten der Konfederation hieraus erwuchsen.

Die Belagerung von Richmond war vereitelt.

Eine Armee von 110,000 Mann war aus ihren Schanzen und Stellungen getrieben, und zum Rückzuge genöthigt worden.

Täglich waren die confederirten Truppen mit dem Gefühl eines Sieges heimgekehrt.

Sie hatten ein immenses Material an Lebensmitteln, Kriegsmaterial entweder zerstört oder erobert.

Die nördlichen Journale behaupteten vergebens, Mc. Clellans Rückzug sei eine Finte, der ein tödtlicher Stoß mit Nächstem folgen werde — es war das letzte Zischen der Anaconda! dann war sie todt — sie konnte sich begraben lassen!

Von dem ersten entscheidenden Gefecht — bei Coal-Harbor, Freitag den 27. Juni — kann man gewiß in Wahrheit sagen, Mc. Clellans Rückzug war ein freiwilliger.

Ebenso sein Rückzug von Mechanicsville; durch Beides wollte er sich stromabwärts concentriren und wenn es sein mußte, in selbstgewählter Position schlagen.

Indem er seinen Linksabmarsch, den man nicht einen Rückzug nennen darf, immer im Auge behielt, wählte er die Gegend von Coal-Harbor, vermuthlich in der Hoffnung, den Confederirten eine tüchtige Schlappe beizubringen, um für die übrige Zeit freie Hand zu haben.

Nachdem er aber von hier über den Chickahominy gedrängt war, machte er eine verzweifelte Anstrengung durch die gewaltige Concentration seiner Truppen am Cedernsumpfe.

Von dieser Zeit an aber ist sein Rückzug keinesweges mehr als ein freiwilliger anzusehen. Es war nicht länger ein Zurückfallen auf rückwärts gelegene Positionen, es wurde unmöglich abzustreiten, daß es das Zurückeilen eines fort gedrängten, wenn nicht gejagten Heeres war.

Warum man von Richmond aus, nach dem Verlauf einer kurzen, zur Rehabilitirung der Truppen nöthigen Frist, auch dann zögerte, sich auf den noch immer hülflosen Mc. Clellan zu stürzen? Warum man nicht, ehe man an den Potomac ging, ihn ins Meer jagte? das sind Fragen, die sich wohl später lösen werden, wenn man Einsicht in die bis jetzt noch unzulänglichen Archive erhält — im Fall diese unparteiisch redigirt werden sollten!?? — Doch wenn auch in dieser Weise das möglichst günstige Resultat nicht erreicht wurde, das Erreichte langte hin, um den Süden auf lange hinaus mit Stolz und freudiger Zuversicht, mit neuem Opfermuthe zu erfüllen! — Im Norden machte die Nachricht von dem Scheitern des Feldzuges einen tieferschütternden Eindruck.

Durch all das wüthende Publicistengeschwätz verblendet, hatte das Volk des Nordens eine so sichere Ueberzeugung von dem Fall Richmonds, daß es schwer wurde, es nach diesem Schlage zu neuer Anstrengung zu bewegen. Die ihm so oft und so lockend gemachten Vorspiegelungen, von Beendigung des Krieges in „sechszig Tagen", von „Zermalmen der Rebellion", von „Verzehren des Siegesdiners" in Richmond waren nun auf so schmerzliche Weise zerronnen, daß ihre Wirksamkeit auf lange geschwächt war.

Das Gouvernement von Washington gab den deutlichsten Thermometer seiner Aussichten von Beendigung des Krieges in „sechszig Tagen", indem es einen Aufruf zur Bildung einer Armee von 300,000 Mann erließ und kein Mittel, selbst die höchsten Handgelder nicht, unversucht ließ, um das Volk zu bewegen, dem Aufruf zu folgen.

Es ist zweifellos, daß der Norden tief entmuthigt war, durch die vor Richmond stattgehabten Ereignisse. Aber es ist ein merkwürdiger, nicht genug zu beachtender Umstand, daß während des ganzen Krieges, den Norden nie eine Niederlage im selben Verhältniß beugte, als ihm ein Sieg zum lärmendsten Rausche stachelte! Es liegt dem ein eigenthümlicher Nationalcharakter zum Grunde. So lange als der Norden den Kriegsschauplatz innerhalb der Südstaaten hatte, hatte eine Niederlage für ihn nur die unangenehmen Consequenzen steigender Kosten, und steigender Forderungen nach Soldaten, kaum ein andrer Nachtheil war damit verbunden; weder die Schrecken des Krieges, noch Gefahr für die Heimath entstand daraus, im Laufe der Zeit konnte Alles wieder besser werden.

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstraße 21.

Hier ist die Monarchei! her zu mir!

Weiland Paracelsus, Paraphrastus, Bombastus ab Hohenhein sandte diesen Ruf in die Welt hinein; weshalb sollte ich bescheidener als er, weniger bombastisch sein?

Auch werde ich wirklich vom Bestande der Monarchie sprechen, von unserm inneren Düppel und von §. 84 der Verfassung.

Dabei bedrängt mich ein specielles Verhältniß zu der brennenden Tagesfrage, denn mündlich, schriftlich, durch den Druck habe ich, noch vor dem von Below'schen Antrage im Herrenhause, überallhin ausgesprochen:

„Die Handhabe für Niederwerfung des inneren Düppels liegt allein in der Gerechtigkeit, die sich des §. 84 bemächtigt!"

Sollte ich nun, wo die Schlacht begonnen hat, die eingelegte Lanze senken, und mit der Regimentsmusik mich hinter die Front begeben? Gleich von Hause aus meinen Standpunkt zu bezeichnen, theile ich mit, daß ich starren düpirten Antlitzes vor Leuten wie Gneist stehe, auch wohl mit zweifelnder Hand meine Stirn taste, oder mein Herz berühre, denn entweder ist bei denen oder bei mir da etwas nicht ganz richtig!

Darüber mag denn Gott dereinst richten!

Ich habe damit nur prägnant die Lauterkeit meines Herzens und gleichzeitig die Hoffnungslosigkeit der Lage aussprechen wollen.

Ich bin nicht im Stande, die Wahrheit nach einem von mir verfolgten Lieblingszwecke hin zu beugen, ich bin unfähig, einen Satz als allgemein gültig zu proclamiren, wenn er meinem Zwecke dient, und ihn zu bekämpfen, wenn er meinem Zwecke schadet.

Herr Gneist wird dasselbe von sich, nicht sowohl von unserer Partei aussagen, er giebt mir lauten Beifall, tritt Hand in Hand mit mir, dem Liebling, vor ein und dieselbe Sache, und er sieht, sie sei schwarz, ich aber, sie sei weiß!

Wir werden noch von Meinungen sprechen, sind wir hier im Gebiete der Meinungen? Nicht doch! durchdrungene Ueberzeugung für den subjectiven Affect und Wahrheit für die objective Wahrnehmung!! —

Das ist wirklich eine hoffnungslose Lage!

Entkleidet von der wohlanständigen Form, sehen die Gegner auf Seiten der Regierung gelegen das Düppel, das ich — nach eben solcher Einkleidung — auf Seiten des Abgeordnetenhauses erblicke.

Hoffnungslose Lage, in der ich, und nicht von Mephisto gerufen, den furchtbaren Ruf höre: „heraus mit eurem Flederwisch!"

Und obschon ich den Ruf seit Jahren höre, immer wieder drängt das Herz auf Liebe, die Vernunft auf Eintracht, und noch diesen Augenblick möchte ich den Linken so ohnmächtige, nach Vermittelung strebende, Belehrungen zurufen: etwa: ihr irrt euch in uns! wir sind keine Stuart'sche Royalisten, nicht solche Restauration, wir sind nicht Absolutisten, positiv lieben wir das verfassungsmäßige Königthum, das in ihm freiheitlich geregelte Leben, wir wollen das Königthum als einen wahrhaftigen Staat christlichen Rechts; das Königthum gestattet ein Condominium und wir wollen ein solches!

Aber was hilft's! weil man jenseits nächst-möglich erscheinende Form der Republik (Parlamentarismus Englands) anstrebt, gebraucht man zum Deckmantel nothwendigerweise der Stuart'schen Restaurations-Zustände. Da man keine hat und findet, fingirt man sie; der Popanz soll das Volk errregen!

Was hilft es mir, wenn ich kein Stuart'scher bin; des Popanzen wegen soll ich statt desselben büßen; die Lage ist vertrakt; lebe wohl irenische Tendenz und — heraus mit eurem Flederwisch!

Ich trete nun der Sache näher.

Unter innerem Düppel will ich also verstanden haben, daß es viele, viele bewußte und unbewußte Hochverraths-Versuchler im Lande giebt, welche die Republik hineininterpretiren wollen in das Wesen des Königthumes selbst, in die Verfassung des Königthums.

Es giebt keinen stärkeren inneren Beweis dafür, daß jene erstrebte Republik nicht in unserer Verfassung steht, als den, daß sie just die Verfassung des Königthums ist.

Daß das Wesen einer Eiche nicht darin bestehe, Linde zu sein, läßt sich schlagend nur dadurch erweisen, daß der beregte Baum just eine Eiche ist!

Die Gegner werden es nur für mich verdrießlich finden, daß die Monarchieen gar verschiedene Formen zeigen: Despotie, absolutistisches, ständisches, repräsentatives Königthum und derlei.

Aber mich verdrießen die verschiedenen Eichen-Arten keineswegs; das durchschlagende Merkmal gegen die Linde bleibt klar.

Ich behaupte also, daß der Charakter des Königthums — dem der Republik gegenüber — sich in aller Art von Königthum, auch im repräsentativ-verfaßten, sich deutlich und bestimmt abmarken lasse.

Man weiß ja, daß der Maulesel keine Fortpflanzung und Zukunft hat, und es ist doch völlig irrig, zu meinen, das konstitutionelle Königthum sei ein vereseltes Pferd, eine Kreuzung und Mischung von Königthum und Republik, vielmehr ist es pure Pferd, nur in diesen oder jenen veränderten Formen.

Man schweige mir von England; auch das — nach seinem factischen, nicht rechtlichen Bestande — hat nichts von jener Mischung, ist vielmehr pure aristokratische Republik mit der Laune, dann und wann für Dräpirungen sich einen Königsmantel von einem à-portée befindlichen Pflocke herunterzulangen.

Nun denn, das königlich organisirte Volk, mit dem Könige als seinem Haupte, ist die wachsame Erinnys, die dem Frevel unnatürlicher Vermischung mit dem gegnerischen Wesen der Republik rächend bewacht mit dem Schwerte der vergeltenden Gerechtigkeit!

Die vergeltende Gerechtigkeit ist der Hintergrund im §. 84, im Uebrigen breitet die schirmende Gerechtigkeit (suum cuique) ihren Schild über die Gewährungen, die §. 84 für die, im bemessenen Condominium stehenden, Abgeordneten enthält, leider zu stark enthält.

Wir können, jedes Mißverständniß klar ausschließend, uns völlig klar machen.

Für uns steht klar und deutlich in den in Rede stehenden §§., daß jeder Abgeordnete, der irgend Hochverrath, conat des Hochverraths in irgend welcher Weise treibt, den Gesetzen des Landes verfällt, wohingegen uns nicht darin steht, daß er zu belangen sei wegen Beleidigungen, Verläumdungen, auch nicht, wenn er behauptet, daß Alles, was im Staate Dänemark Autorität habe, durch und durch faul sei.

Wer berufen ist zur Kritik, soll doch nur bemessen und richtig kritisiren können? wie heißt bemessen, und richtig? Ich verstehe das nicht!

Der Baron Senfft im Herrenhause soll die Justiz angreifen dürfen, aber Herr Twesten nicht? Ich verstehe das nicht! Gott ist angegriffen, die Sittlichkeit vor Alters (2 Kinder-Wirthschaft neulich), der König, seine ersten Diener, alles ist disputabel, nur die Perpetuo-mobile-artig allein im Gesetz schwebenden Gerichte sind nicht disputabel!

Ich verstehe es eben nicht und hat mir letzterer Gedanke einen stark republikanischen Duft und riecht nicht nach königlicher Salbung.

Wohl weiß ich, daß es vom allergrößtem Werthe ist, wenn das Volk an seine Justiz dogmatisch glaubt; aber sollte es von minderem Werthe sein, an Gott, an das Sittliche, an den König u. s. f. fest zu glauben.

Und man vergißt wohl, daß jeder Gebrauch seinen freien Werth verliert, wenn er nicht inmitten seines Feindes, des Mißbrauchs, herrscht; man vergißt wohl, daß Jeder von den Deputirten nur seine „Meinung", also nur ein individuelles Urtheil ausspricht, bei welchem man ja nie für gewiß erfahren soll, was die Sache, hier die Justiz, nur für gewiß erfahren soll, wer und was der Urtheilende ist.

Die Meinung ist ja mein, gehört mir, nur möglicherweise der Sache an. Das ist mit der Freiheit überhaupt gegeben, daß niemand sagen kann: „so ist es!" sondern nur: „so meine ich!" Denn spräche Einer unter Hunderten: „so ist es!" bliebe für die Andern nur unfreies Beifallen, denn anders, als wie es ist, könnte es ja nie sein. — Das Volk also weiß, daß es nur dadurch ein freies Volk sein kann, daß seine Vertreter nur „Meinungen" zu Markte tragen.

Meinungen über das, worüber es Meinungen giebt, und es giebt Meinungen über die Beschaffenheit der Justiz, sind ungefährlich; Meinungen über das zu haben, worüber es für die Herren keine giebt, keine geben darf, z. B. darüber, ob nicht die Republik besser sei — siehe, da liegt die Gefahr!

Ich komme noch auf das Kapitel der Meinungen zurück.

Zur Zeit der Nationalversammlung habe ich das Gesetz vom persönlichen Schutz nur immer das vom persönlichen Schmutz genannt. Ich wollte damit die unsere Volksgemeinde schändende Tendenz treffen: sich das ehrlose Privilegium der Ehrabschneidung und Verleumdung zulegen zu wollen.

Man nehme an, es sei von einem neu zu gebenden Gesetz die Rede, wer würde lebhafter als ich dahin trachten, daß Autoritäten, Beamte und die Privatperson Garantie erhalten gegen die Rohheit moderner Tyrannen.

Ich will mit alle dem nur sagen, daß ich persönlich solche Garantieen mangelnd fand in jenen §§.; dagegen lese ich in ihnen in klarer Perlenschrift: an den Galgen mit allen Hochverräthern!

Ich halte es für sehr möglich, daß es Abertausende im Volke giebt, die noch weniger dialectische Bildung haben, als ich, noch weniger als ich im Stande sind, die vermißten Garantien klar und deutlich aus jenen §§. herauszulesen; aber ich halte es für unmöglich — Blödsinnige und die Republikaner ausgeschlossen — daß es im königlichen Volke Individuen geben könne, denen meine Perlenschrift nicht in die Augen stäche.

Wenn dem aber so wäre, würde es sicher nicht politisch und weise sein, kurz vor den Wahlen dem undialektischen Volk einen Stein des Anstoßes mitten vor die Stirn geworfen zu haben.

Man kann sagen: vielleicht nicht weise, aber gerecht, denn nach der Entstehungs-Geschichte jener §§. und den seligen Kisker bedenkend — das Ober-Tribunal, wenn es gerecht war, konnte ja gar nicht anders.

Mir wird sehr lieb sein, wenn man das sagen kann, ich aber (Herr Redacteur, Sie wissen, ich spreche nur von meiner einzelnen Person) ich kann es nicht sagen!

Will man durchaus den Mangel in jenen §§. nicht dulden, glaubt man, daß die deutsche Volksgemeinde so ganz jenen Genius verloren hat, der den Injurianten und Verläumder windelweich schweigen zu machen versteht, so hat Freund Wagener ja schon lange das Mittel angegeben, wie die Abgeordneten das unter sich zu erledigen haben.

Ich, der ich immer nur das Düppel fixire, habe doch schon zu lange von dieser unbedeutenden, doch nur störenden schlechten Latrinen-Anlage der Republikaner gesprochen, die Tragweite ihrer Kanonen gilt mir mehr.

Wohl weiß ich, daß der Rechtsschutz wahrlich nichts Unbedeutendes ist, aber die Noth der Zeit erlaubt mir relativ zu sprechen. Gegen den Sturm der Republikaner auf das Königthum gehalten, wie unbedeutend erscheint es dagegen, daß jene Herren es sich mit Ehrabschneidung und Verleumdung bequem machen.

Was solls mit jenen Garantien in den beregten §§., wenn es sich doch um Legung der Düppeler Schanzen handelt?

Als Preuße freue ich mich, wenn jene Herren ihren Krieg anständiger führen, mit kriegsgerechteren Waffen, aber im Erfolge für unseren Zweck verlieren wir dabei; nichts ist uns günstiger, als die Maßlosigkeit und Unritterlichkeit jener Herren!

Nochmals frage ich darum: war die Entzündung dieses Lärmfeuers politisch und weise?

Auch müßten die Garantieen gegen Beleidigung und Verläumdung durchaus vom Genius der Freiheit selbst in die Paragraphen hineingeschrieben werden, denn es hieße doch das Kind mit dem Bade ausschütten, wenn dadurch die für das freie Wort gewonnene Bindung vielleicht so übergroß würde, daß man vor Feigenblatt nicht mehr die zeugende Kraft erblicken könnte.

Doch nun meine Perlenschrift; wo ist der Abderite, der sie nicht zu lesen vermag?

Es giebt in der That keine mehr unangefochtene und mehr neutrale Instanz, als wenn der Wille in uns den Begriff um Rath fragt.

Beispielsweise zu sprechen, ist es neutral und öffentlich unangefochten, wenn ich, will ich anders aussprechen, was ein Vater sei, den Begriff frage, nicht meinen Willen, auch nicht meine Tante, auch nicht einen meiner Diener. Letztere Alle könnten mich dazu verleiten, daß ich proclamiren müßte: „Vater nennt man solchen Mann, der keine Kinder hat!“ — Frage ich jedoch den Begriff, so wird mein Wille mit aller Energie und unangefochten proclamiren dürfen: zum Vater gehöre, daß er es von einem Kinde sei!

Ich meine, die Regierung, wenn sie nicht den Diener Ober-Tribunal, sondern den neutralen, unangefochtenen Begriff des Königthums befragte, konnte die selbverständliche Deklaration abgeben: daß die Eiche nämlich eine Eiche sei, daß daher meine Perlenschrift aus jenen Paragraphen flamme, und daß der Galgen neben Jedem stehe, der die Republik in Vorschlag bringt, oder behauptet, diese stünde in der Verfassung, die Linde stünde in der Eiche.

Ich meine, der Begriff sei seiner Natur nach neutral, das Volk würde den Ausspruch des Königthums-Begriffes unangefochten, weil selbstverständlich, hinnehmen, und ich meine, der Ausspruch des Ober-Tribunals, selbst bei unzweifelhafter Competenz, sei anfechtbarer, vom Standpunkte der Ueberzeugungen der einzelnen Menschen zu reden.

Nun könnte man zwar einwerfen: schöner ist doch, wenn man auch das Ober-Tribunal für sich hat, und wollen die Abgeordneten dennoch eine gegnerische Auffassung aufrecht erhalten, ist es immer noch Zeit zur Deklaration und man hat dann noch außerdem das Gewicht des Gerichtes für sich.

Nicht so! denn ob die Abgeordneten und inwieweit sie Autoritäten verdächtigen, Unfrieden im Lande erregen, inwieweit sie beleidigen dürfen: all dies hat nicht die Selbstverständlichkeit aus dem Begriffe für sich, hier sind die Begriffe angefochten und disputabel, gleichsam als ob ausgesprochen werden sollte: was ein schöner Vater sei? Hier ist in der That von gegnerischer Auffassung und Meinung die Rede, hier wird auch die Deklaration nur dazwischen treten können als auch nur eine Meinung, wenn immer auch als die mit Autorität bewaffnete.

Wodurch ich aber helfe, es ist durch den hoch über alle Meinung emporgehobenen Sachbegriff, der allen Streit schlichtet, weil er unbestreitbar.

Alle Freiheit der Bewegung betrifft immer nur das Unwesentliche, in dem nicht das Wesen des Bewegten beruht; dieses Fundamentale verharrt in Ruhe und vor ihm stirbt die Bewegungs-Freiheit.

Das, was das Königthum ist, dieses Fundament ist nirgends frei gegeben, die Modifikation drum und dran ist völlig frei; was ich, Narre, meine, ist völlig frei für die Bewegung, denn es ist das Unwesentliche und betrifft nur die verschiedene Modification der Sache, die meiner Auffassung entspricht.

Wollte ich aber meine Meinung gegen den die Sache selbst konstituirenden, fundamentalen Begriff wenden, gegen die Substanz der Sache, gegen den Begriff z. B. des Königthums, der Eiche, des Vaters, selbigen Moments bin ich Todtschläger der Sache, habe keine Meinung mehr zur Sache, denn diese ist nicht mehr vorhanden. Sage ich z. B.: Meiner Meinung nach ist ein Vater ein solcher Mann, der nie ein Kind gehabt hat und keines hat, so habe ich keine Meinung über „Vater" ausgesprochen, denn nach meinem gegebenen Begriffe ist das, was ein Vater ist, gar nicht mehr vorhanden.

Unsere Paragraphen sagen mit tiefer Weisheit „Meinung", denn diese bezeichnet die unwesentliche, nicht maßgebende individuelle Auffassung.

Eben „die Meinung" macht die Freiheit der Bewegung erst denkbar, denn nur das Unwesentliche ist frei zu geben, das Wesentliche doch ruht sachlich in sich begründet und gestattet nicht, daß die Freiheit ihm die Grenze verrücke.

Man hat dies so geist- und verständnißlos gefaßt, als pointire es darin

daß **Alles als Meinung** gesagt würde,

wohingegen der Gegensatz eben der ist, daß die Abgeordneten nicht **Alles** in der Form einer Meinung, sondern **nur das, was eine Meinung sein kann**, als Meinung sagen dürfen.

Wenn Waldeck sagt: das und das steht in den Uebergangs-Bestimmungen, was nicht dort steht, so kann das seiner Natur nach nicht eine Meinung sein; wenn das Haus sagt: unser Beschluß stellt das Budget-Gesetz fest; oder: die Regierung muß die Schuld tragen, wenn kein Budget zu Stande kommt; oder: wenn Brigadiers auch durch das Gesetz festgestellt sind, so streichen wir sie doch; oder: die Specialisirung des Etats darf keinen Punkt lassen, wo die Regierung in einem Pausch-Quantum sich frei bewegen könne u. s. f. — — so sind all das keine Meinungen, sondern es berührt theils die Substanz des Königthums selbst, von dem die Deputirten doch das Mandat **für dasselbe** haben, theils sucht es den Bestand der Verfassung umzustürzen, denn wäre erlaubte Modifikation derselben angestrebt, würde man sich des Verfassungs-Paragraphen bedienen, der die Verfassungs-Veränderung vorsieht, man würde auch nicht die revolutionäre Weise versuchen, agitirend und frechstirnig das Volk glauben zu machen, es stände schon jetzt in der Verfassung, was man erst durch den Bruch derselben in sie hineinbringen will.

Es wird ewig denkwürdig bleiben, mit welcher patriotischen Uebergeduld die Minister sich von Hochverräthern haben Hochverräther schelten lassen.

Möchten die Minister sich nie von dem Hochverraths-Miasma anstecken lassen, möchten sie in peinlicher Legalität verharren und wo diese nicht streng beachtet sein sollte, noch nachträglich dann auf sie zurückgreifen.

Wenn wir mit den Händen der vergeltenden Gerechtigkeit die Republikaner an den Galgen heften, so müssen diese Hände rein sein durch die schirmende Gerechtigkeit, mit der wir allem Volke seine Rechte wahrten.

Man sieht, daß ich, der ich allerdings dem Staate die rettende That für die Noth vindicire, dennoch der Meinung bin, er könne schon durch Gerechtigkeit das Düppel überwinden.

(Schluß folgt.)

Alfred.

XIII.

Lindau sprach sogleich mit wiedergefundener Freundlichkeit: Wo weilten Sie, Baron? Ich habe Sie vermißt. — Felix erwiderte höflich gefaßt: Ich bringe Grüße von Ihrem Grenznachbarn, dem Grafen. Er läßt einen Besuch anmelden auf einen der nächsten Tage.

Meinen Respect dem Grafen, sein Besuch wird mir angenehm sein, entgegnete der Freiherr, ich habe guten Grund, ihn hoch zu ehren, er ist ein vortrefflicher Wirth und in des Wortes Sinn ein Edelmann. — Jetzt wendete er sich befremdet an die Tochter und sagte herb: du opferst deine Zeit dem Clavier und der Unterhaltung, indeß die Wirthschafterin dringend nach dem Fräulein fragt. — Luise verließ eilend das Zimmer.

Wenn ich Ursach gewesen, begann Felix stutzig —

Nein, mein werther Gast, sprach der Freiherr versöhnlich. Des Kindes Sinn und Wesen ist sehr überschwenglich und bedarf der einschränkenden Zucht. Ueberall, Herr Baron, das Weib soll für das Haus, der Mann für den Staat gebildet werden; alles, was darum und daran ist, mag theils erhebend, theils ergötzend dazu mitwirken, aber dies ist das Wesentliche.

Felix antwortete hierauf nicht ohne Bewegung: Mein edler Wirth, ich mag es nicht hehlen, daß ein Erziehungssystem, welches nicht aus der Welt der Liebe und Freiheit stammt, sondern aus äußerlich zwingenden Maximen und Doctrinen den Ursprung zieht, mir in Betracht seiner Wirkungen und Erfolge das Herz im Busen klemmt. Ein Götterkind eilt hoffend herein in die Welt des Lichts; sein leuchtender Blick schweift voll heiliger, freudiger Erwartung vom Himmel zur Erde, es fühlt und findet sich in dieser schönen,

wunderbaren Schöpfung als in seinem Eigenthum; es möchte die ihm eigenthümliche Stätte erwerben, daselbst in gedeihlich beglückender Entfaltung und Uebung seiner Gaben und Kräfte des Lebens innig froh zu werden durch Wort und That: doch eine feindliche Gewalt umgarnt den geflügelten Fuß, und in den Banden einer äußern Ordnung und Gesetzlichkeit erlahmt der Geist, gefriert das Herz. Das Gebot der Schule heißt: du sollst Pflicht und Beruf erfüllen lediglich um des Gesetzes willen, der todte Buchstabe ist dein Gott; uns kümmert deine Subjectivität keineswegs; Religion und Poesie, eigenes Denken, inniges Gemüth sind nicht Gegenstände unserer Frage; das Heimathsleben deines Geistes erachten wir für nichts; vom Schliff gemeiner Bildung glatt gewetzt erfülle deine Schuldigkeit und damit gut; mit einem Worte, der Mensch soll wirken um zu sein, nicht aber sein um zu wirken, seine Moral ist über alles, ob sie aus seinem Genie entspringe, ist gleichgültig. — Jammer, so wird der Mensch verdammt, ein Sklave des Nothwendigen in blinder Unterwerfung die Kette der Erniedrigung zu schleppen, und dem einwohnenden lebendigen Gott den Wechselbalg von Würde und Geist einzutauschen. Himmel, kann etwas Gutes geschehen, wenn es nicht von freien Stücken geschieht?

Schöne, gute Worte, entgegnete mit Ruhe der Freiherr, aber die Erfahrung ist ein bitteres Kraut. Gleichviel ob sie beseelt sei oder nicht, die Objectivität muß herrschen. Wo die sogenannte Freiheit in die Geschichte eintrat, hat sie nur verwirrt und zerstört; denn sofort artete sie in Willkühr und subjectives Belieben aus, und um die Sittlichkeit war es gethan. Wir armseligen, eingeschränkten und schlimmen Geschöpfe sollen gehorchen und dienen — das Uebrige muß der Hand dessen, der uns hält, schützt und führt, anheimgegeben werden. — Jedoch, brach er freundlich ab, ich bin dieser Gespräche kaum gewohnt und zum Lernen fast zu alt. Gehen wir, mein lieber Gast, Luise wird dafür gesorgt haben, daß die Abendtafel bereit sei.

Nach diesen Aeußerungen, mit größester Selbstgewißheit gesagt, mußte freilich der Dichter jedes weitere Wort für zu viel erachten. Er folgte schweigend seinem grundsätzlich verstockten und doch wohlwollenden Wirth.

XIV.

Carl war in seiner Ungeduld dem Baron entgegengeeilt und noch nicht zurückgekehrt. Der Freiherr verhandelte bei Tafel viel über Pünktlichkeit, Stundenhalten, Methodik des Lebens und redete in diesem untergeordneten Gedankenkreise für und wider. Felix wußte auch hier das Angemessene zu sagen, indem er wesentlich mit der Beobachtung Luisens beschäftigt war. Sie erschien theilnehmender, muthiger; vielleicht weil sie Jemand anwesend wußte, der sie zu verstehen, zu würdigen schien. Doch der Gehalt der gepflogenen Tischgespräche lag ihrem Geistesleben so fern — sie war auch heute froh, als die Tafel aufgehoben und sie sich selbst wiedergeschenkt war. — Felix verließ die Gesellschaft alsbald. Auf seinem Zimmer überließ sich dieser nicht sittlich begrenzte, fast sophistische Poet dem Enthusiasmus seiner Gefühle. Carls ward nicht gedacht. Von der einen Anschauung verschlungen schwelgte er im Vorstellen und Empfinden dieser Huld und Majestät der herrlichen

Frauengestalt. Er hatte Zeit seines Lebens in Sinnen und Gefühl geschwärmt und gedichtet, nun traten ihm in neuem Schmuck, in neuer Farbe die verblaßten Herzenserfahrungen entgegen: er empfand auf's Neue die ganze Gewalt des Schönen. So in einer fast absichtlich süßen Bethörung ging er in den Park hinab. Glücklich, schwebend leicht durchirrte er die stillen, vielverschlungenen Gänge wie voll schüchterner Hoffnung, dem Gegenstande seiner neuen Rührung und Begeisterung zu begegnen.

Der Mond stand voll an dem gestirnten Firmament und Luise trat in die wundervolle Nacht heraus. Sich nichts versehend blieb sie auf einmal betroffen stehen, denn Felix kam ihr entgegen. — Mit einem leichten Erröthen sprach er aufrichtig: Fräulein, ich gestehe meine Verwegenheit, die ich leider nur durch ein Bekenntniß größerer Schuld rechtfertigen kann. Ich habe Sie hier gesucht. In voriger Nacht belauscht' ich Sie. Sie erschienen vor meinen Augen mir ein Wesen höherer Natur, das aus der Welt des Dranges und der Angst sich in sein Innerstes gerettet, dem die Sterne so viele Zeichen waren für den Ausdruck der allempfindenden Lichtseele, ja ein Wesen, das frei wandelte in überschauender Heiterkeit, vergleichbar den Olympiern.

Ueberschüttet von der Aussprache dessen, was sie wirklich erlebt hatte, fand sich Luise nicht sogleich. Felix sprach auch weiter fort, indem er nach dem Himmel wies: Nur der Unfähigkeit des Sinnes erscheint eine Grenze dort; wahrhaftig saugen wir in lieblichem, strahlendem Glanz das Unermeßliche in die entzückte Seele; in jauchzender Kraft schlägt die Freiheit ihre Flügel in uns auf und das Gefühl dieser unbedingten Welt ist die höchste Seligkeit.

Auf's Neue groß verwundert, daß dieser Fremdling eigenst ihre Sprache spreche, hatte Luise kein Wort. Er schien auch keine Entgegnung zu erwarten, vielmehr sprach er immerfort, indeß sein Auge mit sonderbarem Ausdruck auf ihr verweilte: Sollte in aller Ferne allein, nicht auch in der nächsten Nähe dieser große Geist zu unsern Sinnen reden, unsere Herzen erregen, unsere Geister entflammen? Jene schwarze, unergründliche Lebenspein, die sich eines zarten, tiefen Gemüths bemächtigt, wenn es der Welt der irdischen Dinge sich zuzuwenden gezwungen ist, dürfte nicht zu wältigen, zu verklären sein durch Gefühl und Phantasie der himmlischen Welt? Eine unübersteigliche Kluft wäre zwischen dem Jenseit und Diesseit und das Einzelwesen zerginge in Noth und Tod, unvermittelt mit dem Universum? Nein, das schöne Gefühl, der Geist der Poesie löst und sühnt den entsetzlichen Widerspruch. Der Dichter baut die goldene Brücke zwischen den Ufern des Lichtes und des Dunkels, herüber und hinüber wallt der Lebensgeist, in seiner Welt ist alles Kraft, verherrlichte Sinnlichkeit, Seele und Freiheit; seine Götterbrust bewohnt überwindend der allbeseelende, allbefreiende Weltgeist. Des Tages Bangen und Unruhe wird ihm zur Freude und zum Verlangen, er weiht das tobende Entzücken der Nacht zur Himmelslust. — O, rief er auf einmal, nicht schöner erschien Psyche in Ahnung der heiligen Flamme, die Himmel und Erde vereint — ich fühle ein Verständniß!

Luise war bis hier zwischen Schreck und Verwunderung aufwallend seinen

Worten gefolgt, jetzt riß sie mit einem schaudernden Besinnen sich los und eilte ohne ein Wort in das Haus zurück.

Felix war über ihre Flucht nicht verstimmt oder bestürzt. Er fühlte, sie in ihrem innersten Herzen getroffen zu haben. Weil das unschuldsvolle Wesen einen kalten Ernst nicht zu lügen verstand, vielmehr auflodernd den Fremdling floh, der mit dreistem Wort in den träumenden Rath ihres Herzens gestört, so zog sie ihn unwiderstehlich nach sich. Doch war von Liebe hier gar nicht die Frage, auch Felix genoß nur eines schönen, neuen Herzensrausches. Poetisch fermentirt fragte er in der Regel nichts nach anderen geistigen Bezügen; in die Phantastik des Augenblicks aufgegangen kümmerten ihn die weiteren Erfolge nicht; das Gewissen hatte in seinem Innern so zu sagen den letzten Platz, er war sittlich äußerst schwach. Während Luise den sie aussprechenden, sie verständigenden Worten des Dichters lauschte, hatte sie unbewußt vor seinem entzückten Blick in Reiz und Schönheit sich entfaltet. Ihr Aufflammen, als er in ihrer Empfindung sie anredete, ihr leidenschaftliches Entfliehen erhitzten seine Einbildungskraft. Ob sie ihn auch nicht liebe, sie fühlte doch in seinem Umgang Ansprache, und diese Zauberei verhieß eine poetische Zukunft. Felix war der Leidenschaft nicht mehr fähig, und er könnte durch sein jetziges Benehmen sehr verschuldet erscheinen, doch zu seiner Ehre sei es gesagt, daß er trotz seiner absichtlichen Selbstschmeichelei, trotz seinem geistig sinnlich träumenden Bewußtsein, welchem bös und gut ziemlich gleichgültig war, sich nie mit einer schlimmen Absicht trug. Nur dieser Einheitstraum des Sinnlichen und Uebersinnlichen war die Lust seiner schönen Seele, die ihn dann aus so vagem Princip oft genug zu Handlungen hinriß, vor denen er dann selbst erschrak.

Er bemerkte in dem Zimmer Carls ein auf flackerndes Licht. Unlieb, unangenehm betroffen sammelte er sich doch schnell und ging zu dem Freunde.

Wider seine Gewohnheit empfing der lebhafte, mittheilsame Carl den eintretenden Dichter still, gesammelt, ja vertieft. Auf Befragen erzählte er kurz, daß er dem Felix entgegengeritten, ihn verfehlt, im Unmuth weiter und weiter geeilt bis zu den Gütern des Grafen; von Alfred zuvorkommend aufgenommen sei er mit ihm in ein Gespräch verflochten worden, das ihn unsäglich interessirt; er habe die Zeit vergessen und sich so verspätet. Felix fragte nach dem Inhalt dieses Gesprächs, Carl antwortete ausweichend. Die Freunde schieden.

Am andern Morgen fand Felix den Jüngling nicht mehr heim; er glaubte richtig zu rathen, wohin der Flüchtling sei, auch zu Mittag kehrte er nicht heim. Felix ließ das bewenden, ihn beschäftigte seine neue Herzensgeschichte.

XV.

Erst Nachmittags fand der Dichter Gelegenheit, der Baroneß allein zu begegnen. Eine freie Stunde des Nachsinnens zu verleben hatte Luise mit einem Buche sich in eine der zahlreichen Fliederlauben des Gartens zurückgezogen. Nach wenigen Minuten stand Felix vor ihr. Luise erröthete tief, sie erhob sich mit erzwungener Fassung, Felix saß aber schon neben ihr, sie

hörte sich unmittelbar angeredet und war genöthigt, sich auf's Neue niederzusetzen.

Mit lebhafter Freude habe ich darüber nachgedacht, sprach Felix ohne Arg, ja mit herzlichem Gefühl, daß ächte Frauen die stille, tiefere Aeußerung durch Geberde und Zeichen dem lauten Wort vorziehen, indeß wir Männer sämmtlich wahre Logiker sind. Wie groß ist auch hier der reizende Contrast!

Des Fräuleins Augen schweiften nicht ohne Gleichgültigkeit, ja nicht harmlos fragend über den beredten Dichter hin, er fuhr auch sogleich fort: Wenn es mir sollte vergönnt gewesen sein, durch Rede und Wort in Ihrer mitempfindenden Seele die Freiheit leerer Unendlichkeit in ein schönes Weltgefühl zu wandeln, wenn ich vielleicht mit Erfolge der einigenden, künstlerischen Phantasie gerufen, wenn durch mein geschäftiges Wort jener Stolz, jene Scheu vor dem Leben wo nicht verscheucht doch gemildert worden, damit sie nicht mehr das eingeengte Herz verhindern, voll Muth und Gluth, voll Zutrauen und Weihe auf das Nahe und Nächste zu umfassen — welche Erwiderung ward mir von Ihnen? Nicht Worte, sondern die sinn- und herzvolle That. Ein reicher Strom schönen Gefühls, frei von der schrecklichen Fessel der Furcht und der Pein, ergoß in Liebe sich aus Ihrem Innersten, wir Alle empfanden Ihre Nähe wundervoll. O Sie entgegneten mir stumm beredt in einer Weise, die auf das tiefste mein Herz bewegt. Es ist die Poesie, sie die in erhabener Begeisterung den Gott in die Welt dichtet, alles verklärt, erweicht und durchdringt, sie hat den Frost der Erstarrung, den Druck überwunden, mit welchem eine unwahre, unmenschliche Erziehungsmaxime Sie im Bann gehalten; dies schöne Gemüth ward wieder zutrauensvoll und ward frei, allsühnend mag es seine heilige, überschwengliche Liebe auf Welt und Menschen hinleiten. — O hier ist das Räthsel Ihres und alles Lebens gelöst. Nun darf ich von Ihnen lernen, Herrliche. Wo Natur erwacht und in aller Schöne flammend sich entfaltet, verstummt die Kunst und betet an. Ich fühle im Anschauen einer Göttin mich freigesprochen.

Bis hier war Felix reinen Antrieben gefolgt. Luisen war zu Sinne, als dürfe sie die enthusiastische Wendung, die seine gestrige Anrede genommen, vergessen; ihr Tact schalt sie nicht, daß sie dem wahrhaft Redenden sich wieder freundlich zugewendet. Dies entschied. Felix konnte das Reine nicht mehr rein erleben, er konnte, wie er selbst gesagt, den Teufel nicht mehr entbehren. Kaum daß er das leuchtende Weib in aller Pracht und Schönheit, ja mit Andacht empfunden, so ward er auch von ihrem Liebreiz hingerissen. Mit unheiligen Armen umschlang er den wundervollen Leib, ein Kuß brannte auf ihren bebenden Lippen —

Luise riß sich empor, stieß ihn zurück und verließ den Unwürdigen ohne ein Wort.

Im nächsten Gange begegnete ihr Carl, der sie zu suchen geschienen. — Durch ein unvorhergesehenes Ereigniß sollte ein andrer Sinn diesen Geschwistern aufgehen, die ursprünglich bis zum Rigiden sittenstreng, alsdann von einer schwelgerischen Phantasie geweckt, in ein pantheistisches Leben voll Rausch und Genuß sich zu verlieren in Gefahr waren.

XVI.

Carl erstaunte im Anschaun der Schwester; ein Blick nach der Laube verständigte ihn. Felix, der mit einer aufrichtig beschwichtigenden Geberde ihm winkte, trat hervor, ging freundlich lebhaft an den Geschwistern vorüber in das Schloß. Der Jüngling sah dem geistvoll Unsittlichen mit einer Miene und mit Blicken nach, in denen sich seltsam Mitleid, Bewunderung und Geringschätzung spiegelten. Als Felix verschwunden war, wendete sich Carl an Luise, deren Hand er gefaßt hielt; er sprach: Ich habe dir einen Aufschluß, Schwester, willst du mich hören?

Jetzt? fragte sie; sie setzte entschieden hinzu: nachher! und wollte gehen.

Nein, jetzt, sprach er bestimmt; du bist in der Verfassung mich zu hören.

Wie das? sagte sie in Stolz und Schaam erglühend. — Wie mir ist! Laß mich hinweg.

Carl fuhr ernst und ruhig fort: Felix, von deiner Schönheit entflammt, sprach dir leidenschaftlich zu, schon gestern Nachmittags am Piano, dann Abends im Park, auch jetzt. Ich errathe, was er dir gesagt haben mag. Er befreite auch mich von der an sich nichtigen Sklavenfessel des Gesetzes und erschloß mir die Freiheit in dem Lichte der Poesie. Aus einem langen, unerquicklichen Todesschlaf, zu welchem die steril moralische Pädagogik des Vaters mich betäubt, rüttelte er mich auf; ich lernte durch ihn, einer phantasievollen, erfreuenden, ja entzückenden Sühne inne zu sein. Auch die Kunst erlöst; seiner Leitung dank' ich diese Erfahrung.

Luise vernahm die Worte des tiefgeliebten Bruders mit plötzlich gewecktem, großem Aufmerken. Wie Carl wurde sie durch den Dichter, der sie sich selbst erklärte, aus den Engen einer verdumpfenden Ansicht und Lebensform auf die ihr im Innersten wohlbekannten Höhen des poetisch freien Lebensmuthes erhoben. Dessen ward sie jetzt durch das Wort des Bruders sich deutlich bewußt. Carl fuhr in seiner offenen, geraden Weise fort: Felix hat uns allerdings zu einer Größe und Freiheit angeleitet. Diese ist jedoch nur phantastischer Natur. Der Dichter als solcher wie auch der Philosoph fehlen in ihrer Freiheit sich selbst. Sie wissen von dem Geiste nichts, der persönlich ist und die Persönlichkeit wirkt; ihre Freiheit entstammt nicht der Gesinnung. Das Sittengesetz muß ihnen um deshalb versklavend erscheinen. Lassen sie es — ich rede von den Hellsten unter ihnen — um der guten Ordnung willen gelten, so meinen sie doch durch dasselbe nicht gebunden zu sein. Sie bestimmen je nach ihrer Organisation und Subjectivität ihr Maaß sich selbst, das dann in der Regel doch der Willkühr und Stimmung des Augenblicks weichen muß. Recht frei ist der Mensch nur in Gott, und weil diese Freiheit nur durch Christus gewonnen wird, so ist dem Christen allein die Moral sein natürliches Lebensgesetz. Jene Philosophen und Dichter wissen die Moral nicht aus der Religion herzuleiten, sie können um ihrer geistigen Größe willen sich durch abstracte Gesetze nicht fesseln lassen; daher ihre Licenz, die freilich immer noch dem gehaltlosen Rigorismus vorzuziehen sein mag. Der fassungslose Felix hat, fürcht' ich, unsern Dank verwirkt. Allein ich weiß, meine schöne Schwester ist ein würdiges Mädchen. Dieser

geistkräftige, sittlich äußerst schwache, doch keineswegs böse Mensch hat nur in der Gesinnung freveln dürfen. Die Gefahr auf seinen Kopf. Um seiner sonstigen Verdienste willen um uns sei ihm verziehen. Er gehe hin.

Als beantworte und bestätige sie Alles, was Carl gesagt, auf einmal, sagte Louise aufathmend, frei: Ja, ja! strich die Rabenlocken aus der lichten, hohen Stirn, berührte Carl's Schulter und sahe ihm mit schrankenlosem Zutrauen erwartend in die Augen.

Carl, in ihrem Anblick beglückt, sprach weich: was fragst Du mich?

Viel, entgegnete sie.

So frage, sprach er. — Die Geschwister traten in eine nahe Laube und ließen sich nieder.

Er ist Dein Freund, sprach sie wundernd, wie ging das zu?

Vorerst, Luise, entgegnete Carl nach kurzem Besinnen gesetzt und sicher, wie er pflegte: nenne ihn nicht meinen Freund in dem emphatischen Sinne des Wortes. Zur Freundschaft, wie sie gäng und gäbe, gehört eine Schwärmerei für sittliche Gefühle; einer Schwärmerei ist dieser in seiner Art geistvolle Dichter nicht fähig. Er bewegt sich im Reiche der Affekte mit Ironie; allein so klug er ist, er gewinnt auf seinen Wegen eine Bestimmtheit nicht.

Du tadelst ihn, fragte jetzt Louise nicht weniger verwundert, und Deine Ansicht und Denkweise ist die seine? Auch Du nennst die Freundschaft „wie sie gäng und gäbe" Schwärmerei, Du glaubst nicht an das Menschliche, Naturvolle und Schöne, was bleibt Dir außer der Allheit jenes Poeten? Täuscht das Herz und läßt den Geist leer, wo findest Du Halt und Trost? von welcher Bestimmtheit redest Du? Ich versteh' es nicht.

Carl begann: Meine sehr einfache Geschichte, Louise, wird Dir ein Verständniß geben. Als ich dem Felix begegnete, war meine Seelenlage die kindlichste. Ich glaubte naiv an mich selbst und an die Menschen, lebte so zu sagen über dem Leben, bloßen Träumen und Ideen hingegeben, und in meiner starren Tugend war mir die Welt dunkel. Felix vermittelte meine Erkenntniß von Welt und Leben. Die Lüge hohler Idealität entsetzte mich, das Wirkliche in seinem Abfall von Güte und Schönheit machte mich verzweifeln. Ich mochte nicht schwärmen und der Genuß widerte mir. In dieser Zuweisung eignete ich mir die Ironie des Felix zu. Diese Ironie erkennt die Verwirklichung der Idee in dieser Welt des Werdens und Vergehens als das wahre Einssein; die Einheit von Gott und Welt in gegenseitiger Aufhebung nennt die Ironie Wahrheit und Leben; im Sinne des Wortes ist das Scheinwesen ihre Sphäre. Auf die Dauer konnte mich diese Weisheit nicht befriedigen, sie schuf mir den Glauben an die Menschheit nicht zurück und beraubte mich des heiligen Gottes. Die Vernichtung des Einzelnen zerriß mein Herz, das ihm innewohnende Allleben gab mir kein Genüge. In diesem Herüber und Hinüber, in diesem Weben und Schweben, in dieser gestalteten Ungestalt fand ich in meinem Urwesen mich nicht wieder, eine solche Verweltlichung des Gemüthes ließ mich leer; in der tiefsten Perspective hielt ich den Glauben meiner Kindheit mir geborgen. — So, Luise, kehrte ich zurück. „Käme ich nur nach Hause, würde die Heimath des Her-

zens auch wiedergewonnen sein." Allein Du sahst es, daß mein Traum nicht erfüllt wurde, er konnte auch so nicht erfüllt werden. Unbegreiflich gequält und verdunkelt eilte ich, wie Du weißt, in das Freie. Ein Zufall, um es so zu nennen, führte mich zu dem Grafen, über den auch Du schon Vieles vernommen. Alfred las den Mismuth auf meiner Stirn, die Verlassenheit und Unruhe in meinem ganzen Wesen. Theilnahmvoll ging er besonnen auf mich ein. Daß ich bei dem eigennützigen Scheinfrieden, bei der egoistischen Gemeinheit kein Bleiben fände, sah er mit Zufriedenheit, doch daß ich auch in der Verzauberung mir nicht gefiele, die bald durch logische Denkseligkeit, bald durch logisch-sittliche Begeisterung im Besitze der Einheit Himmels und der Erde zu sein wähnt, vernahm er mit staunendem Wohlgefallen. Ich hatte ihm erzählt, wie ich an der Hand des Felix aus dem einseitig bindenden, abstracten Pflichtleben mich befreit; er sagte, daß es nun auch meine Bestimmung zu sein scheine, über den philosophisch-ästhetischen Standpunkt dieses Dichters hinauszugehen. — Wohin? fragt' ich, aus der Welt, in das Nichtige? — Er begann und sagte, daß sowohl die Anbeter der Natur, die Menschen des Affects, als auch die Verehrer des Ideals, die Menschen der Selbsttäuschung, nothwendig der Wahrheit fehlten, wo aber die Vermittelung des Halben und Einseitigen ironisch versucht werde, das sei eben auch in anderem Sinne eine ironische Vermittelung. Die Aufhebung des Gegensätzlichen durch einander ermangle der Erhebung, die Kraft dieser Sühne zerlasse sich in allen Punkten in das All und Nichts. Der Pantheist müsse mit einer wörtlichen, mit einer Scheinvereinigung vorlieb nehmen, die ihn selbst nicht einschließe, in welche er vielmehr zergehe. Der wahrhaftige Vereiniger des Unendlichen und Endlichen sei das persongewordene Wort, der Gottes- und Menschensohn. In ihm sei die Natur geheiligt, die ewige Leiblichkeit gewonnen, er sei der einige Mittler, die Wahrheit, die das Leben ist, durch seinen Geist empfingen wir das Heil, er begründe das himmlische Reich, das Reich des Geistes, der Kraft und Unsterblichkeit, nach welchem uns das ganze Herz hinreißt.

Eine tiefe Bewegung zuckte über Carls Antlitz, doch sprach er immerfort: Ich wußte, was das gesagt war und erwiderte dem Grafen in diesem Sinne. Die Wahrhaftigkeit, die ich eingebüßt, und nirgend auf Erden angetroffen, trat mir aufs Neue entgegen. Christus allein ist wahrhaft, die Wahrhaftigkeit wohnt nur in seinem Reiche. Das Gewissen ist Geist, das Einzelwesen vergeht nicht, in Christus ist die Liebe des Gegenstandes frei und ewig, die Wahrheit ist wirklich geworden in ihm, nur durch seinen Geist sind wir der Kraft und Gottheit theilhaft. — Das, Schwester, ging mir auf, und — siehe, das bewegt die Kräfte des Himmels auch in deiner Brust, du fühlst es, daß ich dir von großen Dingen sage!

Luise sahe ihn ergreifend hehr und ernst an. Nach einem Schweigen fuhr Carl fort: Ich sprach den Grafen andern Tages, heute wieder. Er erkannte, daß ich mit Aufrichtigkeit in seine Lebenswelt eingegangen, so sprach er: der Christ vermag wohl dem Christen viel zu sein, weil jeder jedem zu gegenseitiger Förderung und Erbauung im höchsten Einverstande sich mittheilen

darf, in der christlichen Gemeinde wohnt die wahre Freundschaft und die wahre Liebe; wie an dem einen Firmament eine Verschiedenheit ist an Glanz und Kraft der Gestirne, so ist der eine heilige Geist, in die Herzen der Menschen ergossen, von verschiedener Bildung und Schönheit. Alfred erzählte mir seine Geschichte —

Hier stand Carl lebhaft auf, wies nach dem Schlosse und sprach: Sieh' hin, er und seine Schwester!

Eilend ging er, die befreundeten Gäste zu empfangen. Luise sahe — auch nicht. Sie beharrte, in sich geschmiegt. Das Wort Carls ward entscheidend für sie. Das Evangelium fand eine bereitete Stätte in dem Herzen des ernsten, geistvollen Mädchens.

Der Freiherr kam lebhaft, die geehrten Ankömmlinge in das Schloß zu geleiten; durch sein Erscheinen ward Luise in den Moment verflochten. Nicht ohne Zagen ging sie dem Hause zu; ihr Bruder kehrte zurück und nahm ermuthigend ihre Hand. — Er führte auch sie in das Schloß und stellte in aller Freude das hochsinnige, schüchterne und wunderschöne Mädchen den fragenden Geschwistern vor.

Warschau's Sonne im Untergange.

(Aus den Papieren eines Reisenden, am Schluß des achtzehnten Jahrhunderts).

(Fortsetzung.) Warschau, Januar 1794.

Man hat mir, den erwähnten Beschluß wegen der Starosteyen betreffend, einen Zug erzählt, der für das polnische Thun und Treiben der Geschäfte sehr beschreibend ist. Viele, die in andern Dingen auf Seiten der Mehrheit waren, traten in diesem Punkte von derselben ab und zu der Gegenpartei über; und deshalb fühlte sich jene eine Zeit lang zu schwach, als daß sie die dahin gehörige Constitution, die längst fertig war, dem Reichstage zur Ueberlegung und Entscheidung hätte vortragen können. Da jede Partei leicht überzählen kann, wie viel Stimmen sie für und wider sich hat: so fand die patriotische diesmal, daß die gegenseitige ihr um funfzehn überlegen sei. Anfangs unterhandelte, warb, überredete, versprach sie; aber nichts fruchtete. Endlich gelangte sie durch folgende List zu ihrem Zwecke. Ein Großer, der sich noch nicht öffentlich für oder gegen diese Operation erklärt hatte, aber heimlich den Patrioten anhing, lud eine große Gesellschaft zu einem Austernschmause nach Wola ein. Unter den Gebetenen waren über zwanzig Widersacher des Starosteyentwurfs. Die Tafel starrte von Speisen, der Schenktisch krachte unter den Flaschen. Der Wirth und ein paar Andre, die um

den Plan wußten, feuerten die natürliche Eß- und Trinklust der Gäste, besonders derer, denen es eigentlich galt, übermäßig an. Der wilde Schmaus dauerte bis den andern Morgen um vier Uhr. Man fuhr nach Hause, in einem Zustande, der nicht sehr erlaubte, an das Vaterland zu denken. Die Hauptpersonen besonders hatten die Starosteyen und die nächste Reichstagssitzung völlig vergessen, für die man überdies, mit löblicher Vorsicht, den Tag vorher einen ganz andern Gegenstand angekündigt hatte. Wer von den Austernessern nicht krank war, der war betäubt oder schläfrig; keiner erschien in der Sitzung. Diese nahm ihren Anfang; die Patrioten waren ihrer Sache gewiß; der Reichstagsmarschall entschuldigte sich, daß der Entwurf, den er gestern angekündigt habe, nicht fertig geworden; brachte dafür den Starosteyentwurf auf die Bahn; die Mehrheit der Stimmen war für ihn; er ward in ein Gesetz verwandelt. Vergebens waren einige von der Gegenpartei zu ihren Anhängern herumgefahren, um sich zu verstärken; sie hatten sie theils außer Stande gefunden, aufzustehen, theils hatten ihre Erweckung vom Schlaf und ihr Ankleiden zu viel Zeit weggenommen, als daß ihre Erscheinung noch hätte wirsam sein können. Daß überdies die Mehrheit nicht auf sie gewartet haben werde, ist leicht zu begreifen.

Die Stellvertreter der polnischen Nation haben einen entschiedenen Abscheu gegen alle geschriebene und gedruckte, staatsrechtliche und gerichtliche Ausführungen. Kurze Entwürfe zu Beschlüssen lesen sie noch wohl, aber fast immer erst in den letzten Augenblicken, wo die Verhandlung darüber angehen soll. Es war in der That ein wenig lächerlich, wenn man sie nach dem Reichstage fahren, und sie im Wagen, trotz dessen Schlägen und Stößen auf dem schlechten Pflaster, sehr emsig die gedruckten Entwürfe durchlesen, und doch die vorüber rollenden, männlichen und weiblichen, Bekannten, grüßen sah; wenn man bemerkte, daß sie in großen, geräuschvollen Gesellschaften, selbst bei Tische, solche Schriften herausnahmen und wechselsweise aßen, tranken und lasen; wenn sie, noch ehe sie dieselben gefaßt haben konnten, schon lobten oder tadelten, oder mit Andern darüber stritten. Als nicht minder seltsam fiel es auf, sie, bei den Verhandlungen selbst, Zeitungen oder Briefe lesen, oder mit über einander geschlagenen Armen zurückgelehnt, sitzen und gähnen, oft wohl auch schlafen zu sehen. Den König selbst überraschten bei langen Sitzungen, wo Gegenstände verhandelt wurden, die ihn nicht nahe genug angingen, oder von deren Erfolg er durch die Mehrheit der Stimmen schon gewiß war, solche kleine Menschlichkeiten.

Was diese Sorglosigkeit noch vermehrt, ist die Gewohnheit, wichtige Gegenstände gewissen Ausschüssen, hier Deputationen genannt, zu übergeben; sie diesen zur Untersuchung, Bearbeitung und zum Vortrage zu überlassen; sich sodann nicht ferner darum zu bekümmern, und endlich, wenn ihre Arbeit je fertig wird, sie anzunehmen oder zu verwerfen, wie eigner Vortheil, Jahrgelder, Uebermacht und Leichtsinn es vorzuschreiben pflegen.

Diese Ausschüsse, die aus dem Ganzen ausgehoben werden, tragen auch im Kleinen den Geschäftscharakter des Ganzen. Jede Partei sucht ihre Anhänger hinein zu bringen, bringt eben dadurch auch die gewöhnliche Spaltung

hinein. Vermöge derselben wird bald der Ausschuß nicht vollständig, (denn die Gesetze schreiben eine gewisse Anzahl von Mitgliedern vor, die bei einer Sitzung zugegen sein müssen, wenn sie Kraft haben soll) bald sind die Stimmen getheilt. Das eine Mitglied erscheint um eilf, das andre um ein, das dritte um zwei Uhr, und die Sitzung kömmt gerade zu Stande, wenn sie geschlossen werden soll. Daraus erkläre man sich, warum die wichtigsten Unternehmungen des Revolutionsreichstages, bei denen Eile und Thätigkeit, in den günstigsten Zeitpunkten für die Mehrheit, alles entschieden, so schläfrig, so desultorisch ausgeführt wurden. Die Ausschüsse zur Entwerfung der neuen Verfassung, zur Verbesserung des Schatzwesens und zur Einrichtung des Heeres, waren Jahre und Tage beschäftigt und brachten nichts zu Stande, bis in den letzten Augenblicken, wo die Noth sie drängte und wo sie dann ihre Arbeiten übereilten. Die Kurländischen Irrungen schwebten, seit 1788, vor dem Reichstage, und erhielten 1791 erst eine eigene Deputation. Diese hatte binnen drei Vierteljahren ungefähr zehn vollständige Sitzungen, deren sie, gemäß dem Reichstagsbeschlusse, wöchentlich zwei halten sollte. Gedachte zehn Sitzungen gingen, aus obenangezeigten Ursachen, ohne Frucht vorüber, und erst, als die Kriegserklärung von Seiten des russischen Hofes erschien, vereinigte man sich (Dank sei dem herrlichen Grundsatze des „medii termini", zu welchem die Mitglieder des Ausschusses durch die rechtenden Parteien mittelst gleich-wichtiger, gleich-blendender Urkunden vermüßiget wurden) in einer einzigen Sitzung, über einige, den Streit zwischen dem Herzog und Adel betreffende, zweideutige, auf Schrauben gestellte Punkte, die man eine Constitution nannte; während der Kanzler Kollontay, in den letzten Augenblicken vor einem Abendessen, eben diesem Ausschuß eine Deklaration ohne Sinn, betreffend die Sache der Kurländischen Städte, abzubetteln gezwungen war. So schickte man die Geschäftsträger des Herzogs und des Adels, die seit vier Jahren Arbeit, Mühe und Geld verschwendet hatten, und die Abgeordneten der Städte, die anderthalb Jahre eben so in Warschau beschäftigt gewesen waren, landesväterlich nach Hause.

Die Art, wie man die Gegenstände, die man vom Reichstage entschieden wünscht, zur Kenntniß desselben bringt, ist höchst mühsam. Man läßt sie nämlich in rechtlicher Form, mit den nöthigen Urkunden, drucken, und übergiebt sie in dieser Gestalt dem Könige, den Ministern, dem Reichstagsmarschall, den Senatoren, den Reichsboten. Man sucht alle diese Personen zu sprechen und ihnen zugleich mündlich seine Sache zu empfehlen. Sind es Forderungen, die man vorträgt, so ist es Sitte, sie so hoch zu spannen, als man nur kann, weil man weiß, daß doch nur der kleinste Theil derselben erfüllt werden wird; sind es Klagen über staatsrechtliche Beeinträchtigungen, Berrückungen, Vorenthaltungen, so muß man sie so fürchterlich schildern, mit so viel Urkunden belegen, mit so viel wehmüthigen Erläuterungen begleiten, als man nur vermag, und sodann ebenfalls Konklusionen und Petita hinzufügen, die wenigstens um zwei Drittel mehr enthalten, als das, was man eigentlich verlangt. Da man aber in der Regel annehmen muß, daß diese Klagschriften, und noch weniger die daran gefügten Urkunden, gelesen werden:

so bringt man sie in einen freien Vortrag, in einen gefälligen Styl ein, und theilt sie, in polnischer, französischer, auch deutscher Sprache, eben so, wie die förmliche Ausführung selbst, noch einmal aus. Zugleich verbreitet man sie im Publikum, damit man, wo möglich, die öffentliche Meinung für sich gewinne. Der Ton darin kann ernsthaft und derb, satyrisch und scherzhaft sein; aber letztres thut die beste Wirkung, besonders wenn man Lächerlichkeiten auf seine Gegner dadurch zu verbreiten weiß. Dies ist die erste Handlung.

Die zweite hebt damit an, daß man die Hauptpersonen des Reichstages auf seine Seite zu bringen suche. Um diesen Zweck zu erreichen, ist eine genaue Kenntniß des „Wie" nöthig. Diese zu verschaffen, giebt es gewisse Leute in Warschau, die schon lange als Unterhändler in Geschäften thätig gewesen sind: Abbees, Facienden-Macher, Advokaten, Beamte in Collegien u. a., deren politische und ökonomische Lokalkenntnisse man sich mit einer verhältnißmäßigen Summe erkauft. Sie haben entweder selbst das Vertrauen mancher Großen, oder sie kennen die Vertrauten derselben und weisen den Solicitanten an diese. Von ihnen erfährt er, wodurch der hohe Gönner zu gewinnen ist, und sie werden die Mittler zwischen ihm und jenem. Mit ihnen verabredet er die Geschenke, die er zu machen hat, um unterstützt und begünstigt zu werden. Diese Leute sind die Gewandtheit und Arglist selbst. Sie nehmen gewöhnlich von allen Parteien, versprechen einer jeden, für sie thätig zu sein, beschneiden oft die Geschenke, die man ihrem hohen Vertrauten zu machen glaubt (denn eine Bescheinigung über den Empfang kann man nicht verlangen), und nehmen, wie es sich von selbst versteht, für ihre Mühe, verhältnißmäßig, noch eine gute Summe. Außerdem empfehlen sie gewöhnlich noch die Schreiber, die Kammerdiener, selbst die Thürsteher, dem Sollicitanten. Dieser hat dann Zutritt im Hause. Auf eben diese Weise sucht man Weiber, die auf diesen oder jenen Großen Einfluß haben, für seine Sache zu erobern.

Den Reichsboten, die in einer wenigen glänzenden Lage sind, trägt man sein Verlangen selbst vor, und läßt sie, gleich beim ersten Besuche, merken, daß man ihre gute Dienste belohnen will; sie geben dagegen zu erkennen, daß man damit nicht abgewiesen werden soll; und schon beim zweiten Besuche kömmt alles in Richtigkeit. Mit dieser Gattung geht man in so fern am sichersten, daß man wirklich weiß, sie haben die für sie bestimmte Summe erhalten: denn man hat sie ihnen selbst aufgezählt, und sie haben sich so dafür bedankt, wie sich ein Bedienter für ein Trinkgeld bedankt, das ihm nicht versagt werden konnte. Will man in solchen Fällen sparen, so unterrichtet man sich über solche Zeitpunkte, wo der Gönner dringend Geld braucht, und man kömmt wohlfeiler davon.

Wird die Sache des Sollicitanten an einen Reichstagausschuß verwiesen, so muß er schon bei der Wahl der Mitglieder desselben wachsam und thätig sein; sodann muß er diese selbst, auf die beschriebene Weise, wenigstens ihrer Mehrheit nach, in Beschlag zu nehmen suchen. Besonders wichtig ist es, den Führer des Protokolls auf seiner Seite zu haben, damit man ihn immer

willig finde, Auszüge daraus verabfolgen zu lassen. Den, ihm etwa zugesellten Schreiber, muß man nicht vernachläßigen, damit er einem das verrathe, was etwa der Ausschuß (gegen die gesetzliche Ordnung, die bei offenen Thüren zu verhandeln gebietet) „remotis arbitris" beschließen könnte. Die Geschäfte selbst aber werden, wenn sie einen Staatsrechts-Handel betreffen, von Advokaten eingeleitet. Sie lesen nämlich dieselbe Klagschrift, die man schon vertheilt hat, so schnell sie können vor, zeigen die Urkunden, ohne sie zu lesen, den Deputirten, und diese heben, sobald der Gegner auf gleiche Weise gehört worden ist, ihre Berathschlagungen an. Man denke sich selbst, wie diese, unter den angezeigten Umständen, ausfallen müssen! Das Wahre ist: daß diese Berathschlagungen nur die Punkte betreffen, deren Entscheidung die Sollicitanten selbst vorgeschrieben und sich bei der Mehrheit erkauft haben. Zeigt sich aber, daß der Gegner eben so viel Stimmen hat, so trifft man den schon oft erwähnten Mittelweg; die Gönner beider Parteien vereinigen sich, indem sie wohl wissen, was wechselsweise ihre Ueberzeugung lenkt; man schränkt die Forderungen beider ein, und ein Gutachten nebst einer Entscheidung, die nichts entscheidet, ist fertig. Dies war die dritte Handlung.

Die vierte Handlung, die neue Angst, Arbeit und Geldausgaben im Gefolge hat, ist der Vortrag jenes Gutachtens und der Entscheidung des Ausschusses, am Reichstage selbst. Hier muß man an Stimmen noch zu gewinnen suchen, was man gewinnen kann. Diejenigen Boten, die man bei der Einleitung und Untersuchung seiner Sache nicht bedurfte, bedarf man jetzt bei deren Entscheidung, da der Unbedeutendste ein höchst wichtiges Talent, seine Stimme, hat. Man muß jeden persönlich besuchen, sprechen, durch Worte und Geschenke überreden. Die Thätigkeit der Sollicitanten ersteigt jetzt ihren höchsten Grad. Von sechs Uhr des Morgens an bis um zwölf Uhr des Mittags, von sechs Uhr Nachmittags bis um zwölf Uhr in der Nacht müssen sie in Bewegung sein, je nachdem sie die Senatoren und Reichsboten früher oder später, beim Aufstehen oder beim Niederlegen, an der Tafel oder beim Spiel zu finden wissen oder zu finden glauben. Oft treffen sie mit ihren Gegnern an einem Orte, in einem Vorzimmer, an einem Putztische zusammen; sie hören sie selbst gegen sich sprechen und warten nur das Ende ab, um ihrerseits gegen sie zu schreien. In solchen Fällen sieht der Klügere nur zu, daß er der letzte ist, der vorträgt. Denn der verwirrte Gönner giebt gewöhnlich dem Letzten Recht. Die Sache kommt endlich an den Reichstag, man stimmt dafür oder dagegen, ohne davon unterrichtet zu sein, und die Mehrheit der Stimmen entscheidet. Dies ist die Entwickelung des Stücks, und der Vorhang fällt gewöhnlich zum Mißvergnügen aller Parteien.

Man setze kein Mißtrauen in die Wahrheit dieser Schilderung. Die einzelnen Züge derselben sind aus eigener Erfahrung genommen und weder zu schwach noch zu stark aufgetragen.

Der Gang der rechtlichen Geschäfte ist, im Kleinen, ganz derselbe. Man setze anstatt Senatoren, Richter, anstatt Reichsboten, Beisitzer, und anstatt Unterhändler und Ränkemacher, Berichtsteller und Anwalte, brauche

bei diesen, um sie für eine gerechte oder ungerechte Sache zu gewinnen, dieselben klingenden Gründe und Urkunden: so nimmt das rechtliche Geschäft denselben Weg, wie das Staatsgeschäft, und man erhält dieselbe Entscheidung.

Die Vorsitzer der verschiedenen höheren und niederen Gerichtshöfe in Polen, und deren Beisitzer, können nur aus dem Adel genommen werden. Ihre gerichtlichen Kenntnisse sind höchst eingeschränkt. Was man in andern Ländern Rechtsgelehrsamkeit nennt, ist hier gar nicht bekannt. Die polnische geht aus den Konstitutionen des Reichstags, aus dem Gerichtsbrauch und aus den Privilegien, Vergünstigungen und Vorrechten der verschiedenen Stände, die bei Rechtshändeln in Abschriften der Klage jedesmal beigelegt werden müssen, hervor. Neuere Konstitutionen und Privilegien werfen ältere um; Rechtsfragen, über welche jene nicht entscheiden, werden auch nicht mit Beihülfe ausländischer Rechte erörtert, sondern man martert entweder die vorhandenen Beschlüsse, um sie ihnen durch Erweiterung oder Verengerung anzupassen, oder man antwortet durch Willführ darauf; ein allgemeines Gesetzbuch ist nicht vorhanden, und die Konstitutionen und Verordnungen widersprechen einander häufig. Auch sind ihrer so viel, daß sie, bei dem eifrigsten Studium, nicht übersehen, noch weniger, nach ihrem eigentlichen Sinne gefaßt werden können.

Die Advokaten sind eine der verworfensten Menschenklassen in Polen. Ungern mag ich über Tugenden und Laster ganzer Klassen absprechen, aber von dieser bin ich sehr versucht, zu behaupten, sie sei so schlecht, daß das ganze Lob, das man Einzelnen, die eine Ausnahme machen dürften, geben könnte, dieses wäre: daß sie minder schlecht sind, als die übrigen.

Ihr Studium der Rechte treiben sie wie ein Handwerk, so wie sie selbst eine Art von Zunft bilden. Ein junger Mensch, der Advokat werden will, lernt schreiben und Lateinisch auf den gewöhnlichen Schulen. Kann er dieß mit einiger Fertigkeit, so sucht er bei einem Advokaten unterzukommen, der ihn nicht ohne Lehrgeld annimmt. Diesem dient er als Lehrjunge (practicans ist seine lateinische Benennung) eine bestimmte Zeit, während welcher er bloß abschreibt, Akten heftet und in die Gerichtshöfe trägt; sodann wird er zum Gesellen (auscultans) erhoben. Als solcher reicht er schon bei Gerichtssitzungen seinem Meister die Urkunden zu, arbeitet leichte Aufsätze aus, und wird in kleineren Chikanen und Verdrehungen, und im Gebrauch zweideutig gestellter Ausdrücke unterrichtet. Sodann steigt er zum Altgesellen (Amanuensis) und der Meister vertraut ihm feinere Arbeiten an, wobei er noch andre kleine Künste, die nicht zum Rechte, aber wohl zu den rechtlichen Geschäften in Polen gehören, theils lernen, theils ahnen und errathen kann. Hat er als solcher noch einige Jahre gedient, so hat er ausstudiert, und er setzt sich nun selbst als Meister und richtet seine Werkstatt ein. An Beziehen einer hohen Schule wird nicht gedacht.

Sonach besteht die ganze Wissenschaft der hiesigen Anwalte in der mechanischen Kenntniß alter und neuer Konstitutionen-Sammlungen, in der Kunst, sie auszulegen, zu verdrehen, zu untergraben, und in der Geschicklichkeit, verfängliche, zweideutige Konklusionen abzufassen. Einem der berühmte-

sten unter ihnen brachte ich eine Klagschrift, die in Liefland verfertigt worden war. Er las eine Weile darin, lobte das Latein derselben wiederholt und sagte endlich; habent mentem profundam patroni Livoniae et scribunt excellenter, quod tamen non satis est apud nos. In der That, er arbeitete jene Schrift so um, und stopfte sie, mittelst seines „mentis“ mit so viel Chikanen, Zweideutigkeiten und Verfänglichkeiten aus, daß es „satis“ für polnische schon bezahlte Richter war.

Die Mitglieder der Advokatenzunft sind meist von Adel, aber von demjenigen, der nicht besitzlich ist, der mithin, wenn er nicht von dem Höhern pachten, oder sich sonst von ihm brauchen lassen will, sich der Feder ergiebt und die Stellen der Schreiber bei Privatleuten, wie bei den Staatskollegien, und der Advokaten, Archivare, Unterrichter ꝛc. ausfüllt. Da diese Leute einen Anstrich von Kenntnissen haben, die den Vorsitzern und Richtern fehlen, so sind sie es eigentlich, welche die Gerichtshöfe beherrschen, und durch deren Mund jene absprechen. Diesen Einfluß wissen sie trefflich zu Gelde zu machen. Gewöhnlich stellen sie sich, wenn man sie zu einem Rechtshandel annehmen will, als ob sie schon übermäßig mit Arbeiten beladen wären; man ist also gezwungen, ihnen ein ansehnliches Geschenk zu machen, damit sie sich nur mit einer Sache befassen, und dies hat mit dem Lohne für ihre Arbeiten selbst gar nichts gemein. Sodann erinnern sie an die Opfer, die man den Richtern und Beisitzern zu bringen habe, um sie günstig für sich zu stimmen; sie geben vor, diese Herren seien sehr eigen und müßten mit großer Schonung in diesem Punkt behandelt werden; sie wären aber sehr wohl mit ihnen bekannt und würden dies Geschäft einleiten. Darauf verlangen sie eine Summe zu Ausgaben dieser Art, die sie nie verrechnen, weil man freilich über Bestechungen keine Bescheinigung erhält. Da sie unter einander sehr genau zusammenhängen und eine Art für sich bestehender Gesellschaft ausmachen, so schlägt die genaue Bekanntschaft, die daraus unter ihnen entsteht, zum Schaden ihrer Clienten aus. Zwei, die in einer Klagesachen gegen einander wirken, bereden sich darüber, theilen ihre Ausarbeitungen einander mit; einer erfährt von dem andern, wer die Gönner der Proceßführer sind; sie vergleichen wechselseitig das Gewicht derselben; vertrauen einander gegenseitig die Hülfsmittel, den Reichthum oder die Armuth, die Freigebigkeit oder den Geiz ihrer Clienten und kommen endlich, diese Umstände wohl erwogen, überein, wer Recht behalten soll, der Kläger oder der Beklagte. Mehrentheils bekommt keiner von beiden ganz Recht oder ganz Unrecht, und eine künstlich gestellte, in verwickelten Perioden ausgedrückte, für beide Parteien nicht ungünstig klingende Entscheidung beschließt das Ganze. Richter, Referenten und Advokaten theilen sodann, was sie ihren Clienten geraubt haben, wobei diese Betrüger wiederum alle ihre List aufbieten, sich unter einander selbst zu betrügen. Ich übergehe, was sie noch im Laufe des Rechtshandels durch die Angst und Besorgnisse, worin sie die Parteien zu erhalten wissen, durch geflissentliche Verzögerungen ihrer Arbeiten, die man mit immer neuen Geschenken anfeuern muß, durch Abschreibe- oder Druckkosten und dergleichen zu erpressen pflegen.

Uebrigens nährt dies Handwerk sie trefflich. Einige besitzen einige große Häuser in Warschau und leben auf einem ansehnlichen Fuße. Ihre Weiber und Töchter gehören mit zu der feinen Welt. Die vornehmsten Herren und Damen machen ihnen die Cour, weil sie in Geschäften unentbehrlich sind. Sie halten sich Wagen und Pferde, und diejenigen, die dergleichen nicht halten, muß der Client in seiner Sache damit versorgen.

Derselbe Egoismus und die aus demselben fließende Vergessenheit aller moralischen Pflichten, die den öffentlichen Geschäften, welche den Staat und das „Mein" und „Dein" betreffen, in Polen zum Grunde liegen, zeigen ihren Einfluß nicht minder abschreckend in allen übrigen Verhältnissen, in welchen der Mensch gegen den Menschen stehen kann. Die Gefühle der Freundschaft, der ehelichen, der väterlichen, der mütterlichen, der kindlichen, der geschwisterlichen Liebe und Anhänglichkeit tragen alle den Stempel der Kälte, der Gleichgültigkeit und des Leichtsinns. Jeder geht seinen eigenen Weg, sucht seinen Genuß, wo er ihn findet und überläßt dem andern, hierin für sich selbst zu sorgen.

Freundschaft ist hier entweder auf politischen Eigennutz, oder auf gesellschaftliche Bedürfnisse gebaut. Eine reinere Art derselben findet hier nur unter Leuten statt, die einander politisch weder schaden noch nützen können, deren wechselseitige Laufbahnen einander nicht berühren und die deshalb keine Ursachen haben, gegenseitig auf einander eifersüchtig zu sein. Diese Gattung ist eben so feurig, eben so dauerhaft hier als anderwärts, wenn sie auch seltener sein sollte. Es fehlt den Polen nicht an Gefühl, überhaupt nicht an schönen Eigenschaften des Herzens; aber die Verfassung und Lebensart untergraben und unterdrücken sie um die Wette und öfter, als es z. B. in einem Staate der Fall sein kann, wo Gesetz und Monarch eine Menge von Gegenständen, die hier ein allgemeines ehr und eifersüchtiges Gedränge erregen, ein für allemal an sich genommen haben, und wo die Polizei und der Zwang einer geordneten öffentlichen Meinung die Lüste, Launen und Sitten der Staatsbürger mehr im Zaume halten.

(Fortsetzung folgt).

Die Dinge in Süd-Amerika.

Uruguay. Argentinische Confederation. Paraguay. Brasilien.

Vor fast zwei Jahren haben wir (14. Oct. 1864) die Verhältnisse der süd-amerikanischen Republiken bei Gelegenheit einer Anerkennung für die bis dahin conservativen Zustände in der Republik Paraguay besprochen und schon darauf aufmerksam gemacht, daß sich wahrscheinlich demnächst sämmt-

liche Republiken einander in die Haare gerathen würden. Das ist seitdem geschehen und sowohl auf der Westküste Chile und Peru im Kampfe gegen Spanien, Bolivia, Ecuador und noch einige in Revolution, die Plata-gegenden aber von einem Kriege heimgesucht, wie er in solchen Dimensionen noch nicht stattgefunden hat, seit es für Süd-Amerika — dem Lande der künftigen Welt-Civilisation, wie es Alexander von Humboldt nennt — überhaupt eine Geschichte giebt. Zum ersten Male stehen sich am Parana Armeen von 50—60,000 Mann gegenüber, zum ersten Male zeigt sich eine Allianz, die auch über ihren nächsten Zweck hinaus, eine Bedeutung haben wird, zum ersten Male treten dort große politische Ideen auf, welche mit der Vergangenheit brechen und eine bessere Zukunft schaffen wollen.

Die Entscheidung in diesem Kriege muß der Natur der Dinge und dem Interesse der Engagirten nach, noch in diesem Jahre erfolgen und gerade der Stillstand, welcher gegenwärtig eingetreten ist, fordert zu einer Ueberschau der mannigfach verwickelten Verhältnisse zwischen Brasilien, der Argentinischen Conföderation, Uruguay (Banda oriental) und Paraguay auf, um das was geschehen wird, für das Verständniß deutscher Leser vorzubereiten, denn aus den sich widersprechenden Berichten in den Zeitungen, — nicht allein den südamerikanischen, sondern auch den deutschen, welche mehr oder weniger Partei nehmen und von denen einige offenbar kaptiviren wollen — läßt sich leider kein unbefangener Standpunkt für die Beurtheilung der allgemeinen Lage gewinnen.

Die Banda oriental del Uruguay, ein Land, nicht viel kleiner als das Königreich Preußen, in neuester Zeit durch mehrere literarische Erscheinungen, zum Beispiel die Mittheilungen über das sociale und kirchliche Leben dort, vom Dr. und Pfarrer Woysch, bekannter geworden, gegenwärtig in Preußen durch einen General-Consul, den Nachfolger des Herrn Sturz, vertreten, verdient als eigentlicher Ausgangspunkt des jetzigen Conflictes, den Vortritt. Die Republik erklärte sich beim Abfall der Provinzen des alten Vicekönigthums von Spanien, eben so wie das ferner im Innern liegende Paraguay unabhängig; aber nicht allein von Spanien, sondern zugleich auch von Buenos Ayres, welches als Sitz des Vicekönigs das Recht und den Anspruch zu haben glaubte, sich durch seine Revolution einfach an die Stelle des gestürzten Vicekönigthums setzen zu können. Uruguay aber wie Paraguay machten dem ganz erstaunten Buenos Ayres einen Strich durch diese Rechnung und so legten beide Republiken, obgleich weit von einander entfernt und durch argentinisch-conföderirte Provinzen getrennt, den Grund zu dem fast 50jährigen Kriegszustande in den La Plata-Ländern, der ja auch gegenwärtig noch nicht ausgefochten ist, aber durch das Auftreten Brasiliens für eine endliche Ordnung der Dinge, noch im Laufe dieses Jahres ausgefochten werden wird. Die Namen Rosas, Oribe, das mehrjährige Verhältniß des Landes zu Brasilien, als dessen südlichste Provinz Cisplatina unter dem Kaiser Dom Pedro I., sind auf das Engste mit dem Entwickelungsgange Uruguays verbunden, liegen aber zu weit zurück, als daß sie für unsere Ueberschau noch in Betracht kommen könnten. Erwähnt muß in-

dessen werden, daß zur Zeit als Uruguay brasilianische Provinz war, eine große Zahl von brasilianischen Gutsbesitzern und Viehzüchter (Fazendeiros) aus der zunächst liegenden brasilianischen Provinz Rio grande do Sul, in dem Norden der damaligen Cisplatina übersiedelten und von der kaiserlichen Regierung in ihren Unternehmungen sehr begünstigt wurden. Der Dank dafür war — wie ja auch andere Regierungen für erwiesene Wohlthaten diese Erfahrung gemacht haben — daß bei dem Abfall der Provinz von Brasilien diese Fazendeiros sich auf die Seite der republikanisch gesinnten Orientalen (Uruguiten) stellten, trotzdem sie selbst portugiesischer, die Orientalen aber spanischer Race waren und sind. Kaum war indessen die Provinz in Folge unglücklicher Kämpfe von Brasilien als unabhängig und der neu entstandene Staat — die Banda oriental — politisch anerkannt, so zeigte sich wie falsch diese brasilianischen Fazendeiros gerechnet hatten. Während der Revolution gegen Brasilien ein Herz und eine Seele, brach die alte Racen-Feindschaft sofort wieder in helle Flammen aus, als die spanische Race vollständig Herr im Hause war und die portugiesische als ein eingedrungenes Element behandelten. Die Grenzabtheilung zwischen der brasilianischen Provinz Rio grande do Sul und der Republik Banda oriental ist vielfach ungewiß und verschoben und die Zustände, wie sie sich unmittelbar nach der Unabhängigkeits-Erklärung gestalteten, begünstigten auch die fernere Einwanderung von brasilianischen Viehzüchtern, besonders aus Rio grande do Sul, wodurch sich zwischen den Brasilianern in Uruguay und denen im Kaiserthume selbst, ein freundnachbarliches, landsmännisches Verhältniß entwickelte, welches sich naturgemäß gegen die unterdrückende spanische Race richtete, welche von der Hauptstadt Montevideo aus, Alles nur mögliche that, um die brasilianischen Ansiedler zu disgustiren. — So standen die Dinge als Flores auf dem Schauplatze erschien, oder eigentlich nur wieder auftrat. Mit indianischem Halbblut in den Adern, ist Flores einer jener halb militärischen, halb advokatischen Emporkömmlinge, an denen die südamerikanischen Republiken so entsetzlich reich sind. Durch ein Pronunciamento zum Präsidenten der Banda oriental geworden, führte er nur kurze Zeit eine so wenig gute Regierung, daß ein anderes Pronunciamento und zwar von nur 40 jungen Leuten, die in seine Wohnung drangen und ihn nolens volens auf ein Schiff nach Buenos Ayres brachten — ganz wie man neuerdings den Obersten Cusa los wurde — ihn absetzte. Man machte ihm Verschwendung des öffentlichen Eigenthums, despotisches Verfahren, kurz ganz dasselbe zum Vorwurf, was eine siegende Partei von der niedergeworfenen zu erzählen pflegt. — Die siegende war hierbei die Blanco-Partei, die unterliegende die Colorados, also etwa Weiße und Rothe, aber nicht in dem europäischen Sinne dieser Farben im Verhältniß zur kosmopolitischen Revolution, sondern etwa die rothe und weiße Rose, oder Montecchi und Capuleti, jede nur bestrebt ihren Führer, oder doch einen der ihrigen an die Spitze der Republik zu bringen. Flores, der Führer der Colorados, war verjagt, und Berro, ein Führer der Blancos bestieg den gewaltsam erledigten Präsidentenstuhl. Hatte Flores sich von seinem Nachfolger keines guten Leumundes zu erfreuen, so bedauer-

ten doch die im Norden der Republik angesiedelten brasilianischen Fazendeiros seinen Sturz, weil er während seiner kurzen Regierung freundlich gegen sie gewesen war und ihren von den Behörden kein Unrecht thun ließ und gerade diese Zufriedenheit mit Flores machte den neuen Präsidenten Berro ungerecht gegen die brasilianischen Unterthanen der Republik. Die Bedrückungen begannen in verstärktem Maßstabe und riefen Sympathieen für die schlecht behandelten Landsleute in der brasilianischen Provinz Rio grande do Sul hervor.

Flores war also auf jenem Schiffe nach Buenos-Ayres gegangen, als Stadt Nebenbuhlerin von Montevideo, als Staat feindlich gegen das aufblühende Uruguay. Hier nahm ihn der Präsident, General Mitre, als Chef der gesammten Argentinischen Conföderation, freundlich auf, gab ihm einen nominellen Posten in der Argentinischen Armee und schien ihn für den Fall in Reserve zu halten, daß es zu einem Kriege zwischen der Conföderation und Uruguay käme, wozu der Wille immer, die Gelegenheit oft genug, Geld und Soldaten oder gar Marine aber glücklicherweise gar nicht vorhanden waren. Plötzlich, im Frühjahr 1863, verschwindet General Flores aus Buenos-Ayres, mit einem Häuflein — Einige sagen von 10, Andere behaupten ungefähr 40 — Waghälsen, die in einem unverdächtigen Schiffe den Fluß Uruguay hinauffahren, bei Salto landen, den Aufstand gegen Berro proklamiren, einigen, aber nicht allgemeinen Anhang finden und sich in den Norden der Republik ziehen, wo ihnen von Seiten der brasilianischen Fazendeiros Lebensmittel, Geld und auch Mannschaften zugeführt werden. In Montevideo gab man sich den Anschein, die Sache zu verachten und ein von Juan José de Herrera, Minister der auswärtigen Angelegenheiten des Präsidenten Berro, an alle orientalischen Agenten in Europa erlassenes Rundschreiben vom 15. Mai 1863 kündigte an, daß man mit dem nächsten Paquetboote das vollständige Niederwerfen der Umtriebe dieses Flores würde mittheilen können. Es gingen nun fast 2 Jahre lang sehr viele Paquetboote von dort nach Europa, aber die versprochene Meldung blieb aus. Während dieser ganzen Zeit wüthete in der Republik der Bürgerkrieg. Flores kam zweimal bis in die Nähe der Hauptstadt und mußte beidemale wieder nach dem Norden zurück. Kamen die Regierungstruppen in die, von den brasilianischen Ansiedlern bewohnten Gegenden, so ließen sie ihre Wuth an Allen aus, gleichviel ob sie zu Flores hielten oder nicht, und dies geschah endlich in solchem Maße, daß in Rio grande do Sul, also aus einer Provinz Brasiliens, die Einwohner den Landsleuten über der Grenze gegen ihre republikanischen Unterdrücker zu Hülfe ziehen wollten. Gleichzeitig sandten die uruguitischen Brasilianer ihre Beschwerden und Bitten nach Rio de Janeiro und beschworen die kaiserliche Regierung, man möge sich ihrer diplomatisch annehmen, da sie doch nicht Alle schuldig wären, wenn einige von ihnen gemeinschaftliche Sache mit dem General Flores machten.

Die Vertreter dieser Beschwerden und Bitten waren die Generale Netto und Cannalaro, beide mit großen Fazendas im Norden Uruguays und in Rio grande do Sul angesessen und der Erstere sprach in Rio de Janeiro

sogar die Drohung aus, daß die Provinz Rio grande do Sul sich selbstständig erheben, ihren bedrohten Landsleuten zu Hülfe eilen, dann aber möglicherweise auch für Brasilien verloren gehen könne. Rio grande do Sul ist nämlich die einzige brasilianische Provinz, in welcher sich noch Reste der alten Farrapos befinden, jener Parthei, welche die Trennung der Provinz vom Kaiserreiche, ihre Constituirung als Republik in Conföderation mit Uruguay oder mit den Argentinischen Staaten anstrebte. Von dem Augenblicke an, wo die Verhältnisse diese Gestalt annahmen, begann Brasilien seinen diplomatischen Einfluß in Montevideo in Bewegung zu setzen, erbot sich zur Vermittelung zwischen Berro und Flores, und als Berro nach abgelaufener Präsidentur ins Privatleben zurücktrat — Aquirre aber ebenfalls in nicht konstitutioneller Weise erwählt, sondern einfach durch die Blancos Parthei ernannt wurde — zwischen Flores und Aquirre. Dieser Letztere verwarf jede Vermittelung, jede Entschädigung für die den brasilianischen Fazendeiros im Norden zugefügten Verluste und benahm sich auf eine Weise übermüthig und verletzend gegen Brasilien, daß nun brasilianische Truppen, welche zur Wahrung der Grenze und zur Aufrechthaltung der Ruhe in Rio grande do Sul zusammengezogen waren, in Uruguay einrückten, anfangs die Zusammenwirkung mit den Insurgenten des Flores vermieden, dann aber, als man in Montevideo in einem öffentlichen Auto da Fé alle Verträge mit Brasilien feierlich verbrannte und dem Kaiserreiche den Krieg erklärte, sich mit Flores vereinigten und der Parthei- oder Guerilla-Krieg zu einem wirklichen Kriege wurde. Zuerst fiel das einzige orientalische Kriegsschiff „La Villa del Salto" in die Hände der brasilianischen Marine, dann wurde Paysandu, obgleich von dem uruguitischen Obersten Gomez sehr tapfer vertheidigt, durch Sturm genommen und endlich nach Montevideo marschirt, wo die Brasilianer mit zwei Divisionen unter dem General Osorio und mit der Flotte unter dem Vice-Admiral Tamandari den Frieden dictirten. Jedermann, und auch in Europa glaubte nun, daß Brasilien das von ihm eroberte Land einfach annectiren und zur Provinz Cisplatina erklären — oder daß Flores ohne Weiteres den Präsidentenstuhl besteigen und starke Kriegskosten an Brasilien bezahlen würde, und wunderte sich, daß von alledem nichts geschah. Flores erklärte zwar, vor der Hand interimistisch die Regierung führen, sich aber einer regelmäßigen Wahl nach allen Vorschriften der Constitution unterwerfen zu wollen. Brasilien zog sofort seine Truppen zurück, ließ sogar nur einige Bataillone auf kurze Zeit Montevideo selbst betreten, forderte keine Entschädigung für die Kriegskosten bis zu der Zeit, wo das Land sich von dem Einzelkriege erholt haben würde und beanspruchte nicht einmal eine Grenzregulirung, durch welche die brasilianischen Ansiedler im Norden ein für alle mal gegen Bedrückungen der spanischen Race gesichert gewesen wären. Diese Mäßigung und Großmuth Brasiliens gegen den republikanischen Nachbarstaat machten einen außerordentlichen Eindruck im ganzen Plata-Gebiete und die gewohnten Vorwürfe, Brasiliens Ehrgeiz liege nur auf der Lauer, um die Plata-Staaten zu veruneinigen und dabei im Trüben zu fischen, mußten verstummen. Dagegen schloß Flores eine Allianz mit Brasilien zur Bekämpfung

Paraguays, welches unterdessen einen Krieg gegen Brasilien, angeblich zum Schutze Uruguays begonnen, begab sich mit 1600 Mann, das heißt allen Truppen, die er zusammenbringen konnte, zur Armee, die Regierung seinem Freunde Dr. Castro als Minister überlassend. Aquirre, der entflohen war, als die Brasilianer Montevideo besetzten, ging in die Argentinische Provinz Entre Rios, wo ihm ein Asyl gewährt wurde, gegen 400 Offiziere von der Blancos-Parthei aber nach Paraguay, um in der Armee des Präsidenten Lopez den Krieg gegen Brasilien fortzusetzen. Später, als die Paraguays den Einfall in Argentinisches Gebiet machten, trat Flores der Tripel-Allianz bei, eilte in's Feld und ist auch jetzt noch nicht von dort nach Montevideo zurückgekehrt, hat sich aber großen Ruhm durch das von ihm siegreich gegen 3000 Mann Paraguays am Yatai gelieferte Gefecht, große Sympathie bei den ruhmsüchtigen Orientalen gewonnen. Das Land soll in neuester Zeit durch die wiedergewonnene Ruhe rasch aufblühen, gewinnt durch die Lieferungen für die Armee und scheint am Anfange einer glücklicheren Entwickelung zu stehen.

Die Argentinische Conföderation. Der kompakteste Staat Süd-Amerikas neben Brasilien, und daher der geborene Rival desselben, betrachtet sich als rechtmäßiger Erbe des ganzen früheren spanischen Besitzes, und ist daher der natürliche Gegner der beiden Republiken Uruguay und Paraguay, die zwar den Abfall von Spanien mitgemacht, sich aber jede Abhängigkeit von Buenos Ayres allein, oder von diesem Staate als Vorort der Conföderation verbeten haben. Diese Feindlichkeit hat sich in vielfachen Kriegen und Streitigkeiten ausgesprochen und hat in der That eine Art von territorialer oder geographischer Berechtigung. Im Innern leidet die Conföderation ebenso wie in Uruguay an zwei Parteien, die sich auf das Bitterste befehden: die Centralisten und Föderalisten. Um den Gegensatz zu verstehen, in dem sie sich bekämpfen, bedarf es einer Erklärung. Unter den 14 conföderirten Staaten ist Buenos Ayres nicht allein der größte, der volkreichste und wegen seiner gleichnamigen Hafenstadt reichste, sondern auch derjenige Staat, welcher als Sitz des frühern Vicekönigthums und durch sein Vorausgehen bei der Revolution 1810 die „süße Gewohnheit" des Herrschens über die andern hat. Die Centralisten wollen nun die Fortdauer dieser Suprematie, die Föderalisten aber eine vollkommene politische Gleichstellung aller Staaten, — die Verlegung der Conföderations-Regierung in irgend eine kleine Stadt, entweder abwechselnd für ein Jahr in jedem Staate, oder nach dem Beispiel Washingtons, in einer nur dafür bestimmten Stadt, die sonst keinerlei Präponderanz hat.

Obgleich General Mitre vorzüglich wegen seiner Zustimmung zu den Ideen der Föderalisten zum Präsidenten der Conföderation gewählt wurde, so hat er sich doch durch seine Amtsführung überzeugt, daß man sich nicht willkührlich über gegebene Faktoren hinwegsetzen kann und ist aus einem Föderalisten das Haupt der Centralistenpartei geworden. Dagegen ist der alte General Urquiza, der durch seinen Sieg über den Diktator Rosas die gegenwärtige politische Verfassung der Conföderation herbeigeführt, dann

Präsident des Staates Entre Rios wurde, unermeßlichen Grundbesitz in diesem Staate hat und jedenfalls sein mächtigster und einflußreichster Bürger geblieben ist, das Haupt der Föderalisten; für diese also auch der künftige Präsidentschafts-Candidat und darum ein gefährlicher Rival für den Präsidenten Mitre. Als Flores, von Mitre unterstützt, oder doch jedenfalls nicht gehindert, seinen Einfall in Uruguay begann und die Uruguitischen Brasilianer theilweise Partei für ihn nahmen, zeigten die beiden Staaten Entre Rios und Corrientes Sympathien für Berro und später Aquirre, besonders weil sie glaubten, daß Brasilien ganz Uruguay wieder zu seiner Provinz Cisplatina machen wolle. Als Präsident Mitre das merkte, unterstützte er Flores nicht mehr und verhielt sich sorgfältig neutral, denn er fühlte wohl, daß sich sonst die Föderalisten aller Staaten gegen ihn erheben würden. Daß er aber auch nichts that, was Brasilien in seinen späteren Operationen gegen Aquirre hindern konnte, scheint auf bündigen Versicherungen Brasiliens in Buenos Ayres zu beruhen, nach welchen Brasilien auf keine Weise eine Vergrößerung beabsichtige, sondern nur endlich geordnete Zustände in seinen Nachbarlanden herstellen wolle. Bei der alten, allerdings durch die Thatsachen vollständig ungerechtfertigten Gegnerschaft der Conföderation gegen Brasilien war diese Neutralität Mitre's Vielen unerklärlich und man betrachtet es in der diplomatischen Welt als ein Meisterstück der brasilianischen Diplomaten Saraiva und Paranhos, sie erreicht und durchgeführt zu haben. Als nun der Einfall der Paraguays in Argentinisches Gebiet erfolgte, — wir werden später bei Paraguay sehen, aus welchen Motiven — änderte sich die ganze politische Lage mit einem Schlage. Was Brasilien weder gehofft noch verlangt hatte, ein Bündniß der Conföderation gegen Paraguay, wie es mit Uruguay schon abgeschlossen war, hatte nun Paraguay selbst herbeigeführt. Die vorher zweifelhafte Provinz Corrientes, in welche der Einfall der Paraguays geschah und von welcher Präsident Lopez gehofft hatte, daß sie mit fliegenden Fahnen zu ihm übergehen und sich gegen Mitre, sowie dessen Neutralität erklären würde, machte so traurige Erfahrungen durch die Paraguitischen Gäste und Befreier, daß Lopez selbst erklärte, er habe sich in den Correntinern vollständig getäuscht. Dasselbe passirte ihm, wirklich oder scheinbar, mit Urquiza in Entre Rios, welcher Staat zwischen Corrientes und Buenos Ayres liegt, und wo er sich in einem Briefe direkt an Urquiza wandte, um ihn zu offenem Parteinehmen gegen Mitre aufzufordern.

Statt, wie Jedermann erwartet hatte, darauf einzugehen, erschien Urquiza in Buenos Ayres, wo Alles in höchster Aufregung über den Einfall der Paraguays war, überlieferte selbst den Brief des Präsident Lopez, stellte sich zur Disposition Mitres und erbat sich sogar die Führung der Avantgarde gegen den Feind, billigte also vollkommen die nun geschlossene Triple-Allianz Brasiliens, der Conföderation und Uruguays, eilte nach Entre Rios zurück und organisirte das Contingent dieses Staates, um dasselbe zur alliirten Armee stoßen zu lassen. Mitre benahm sich von dem Augenblicke an, wo die Situation sich geklärt hatte, vortrefflich. Mit Energie betrieb er die Rüstungen, fand aber außer von dem geordneten Buenos Ayres, wenig Un-

terstützung bei den andern Staaten, die ihm wahrscheinlich beweisen wollten, daß nicht Buenos Ayres allein, sondern nur die Conföderation aller 14 Staaten die eigentliche Macht sei. An Urquizas offenen Schritten irre geworden, erhoben die Föderalisten zwar nicht gleich ihr Haupt, als aber das von Urquiza gesammelte Contingent von Entre Rios bei Basualdo meuterisch auseinander lief und die Alliirten an der Treue Urquizas zu zweifeln begannen, machten sie sich in der ganzen Conföderation und selbst in Buenos Ayres bei den Wahlen bemerkbar, so daß Mitre sehr wohl erkennen kann, wie gering seine Aussichten auf eine Wiederwahl sind, wenn er nicht siegreich aus dem Felde zurückkehrt. In dem ganzen Verlaufe des Krieges hat er sich daher bis jetzt als ein ehrlicher Verbündeter Brasiliens bewiesen, Brasilien aber auch Alles nur Mögliche gethan, um ihm zu beweisen, daß es eben so uneigennützig nach diesem Kriege gegen Paraguay verfahren werde, als es gegen Uruguay verfahren ist. Brasilien hat ihm den Oberbefehl über die alliirte Armee abgetreten, obgleich es zwei Drittel derselben und zwar geschulte Truppen gegen das eine Drittel Milizen der Conföderation Uruguays, die ganze Flotte aber allein stellt und seinen beiden Alliirten mit Geld und Ausrüstungsgegenständen zu Hülfe kommt. Es theilt die Kriegsbeute und die Gefangenen in einer Weise, daß Mitre öffentlich die Großmuth Brasiliens anerkennt, und scheint entschlossen, ihm den größeren Theil des zu erwartenden Ruhms zukommen zu lassen. Diese Courtoisie geht so weit, daß in Brasilien selbst Stimmen gegen dieses Uebermaß von Rücksichten laut werden, von denen man aber nur sagen kann, daß sie nicht im Stande sind, die sehr geschickte Politik des Kaisers Dom Pedro II. zu begreifen. Sein Weg hat sich bis jetzt als ein so durchaus richtiger bewiesen und hat eine so glänzende Zukunft, daß die augenblicklichen Unzufriedenheiten und Enttäuschungen, die übrigens aus sehr achtungswerthem Nationalgefühl entspringen, in der That keine Bedeutung haben. Neuerdings hat sich Präsident Mitre in sehr kluger Weise die Rivalität Urquizas vom Halse geschafft. — Nach jener Meuterei seines Contingentes bei Basualdo, versprach Urquiza dasselbe neu und aus besseren Elementen zu organisiren, gelangte damit auch bis zu ungefähr 1900 Mann, welche Mitre aber vorsichtiger Weise in der Reserve ließ. Nun sollen in dem für die Paraguays unglücklichen Gefechte am Yatai, den Alliirten Papiere in die Hände gefallen sein, welche ein geheimes Einverständniß zwischen Urquiza und Lopez außer Zweifel stellen und diese Beweisstücke soll Mitre vorläufig bei Seite gelegt haben, um nach dem Kriege seinen Rivalen zur Rechenschaft zu ziehen, denn geschehen ist bis jetzt nichts gegen ihn. Als nun aber jene 1900 Mann zum zweiten Male meuterten, abermals auseinander liefen, Urquiza selbst dessenungeachtet noch in dem Hauptquartier der Alliirten blieb, dekretirt Mitre plötzlich — und wie es heißt auf den Rath des brasilianischen Generals Osorio — die Auflösung des Contingents von Conföderationswegen, was auch ohne allen Widerstand ausgeführt wurde. Dadurch wurde Urquiza jedes Anhanges beraubt, und wollte irgend ein Corps von Entre Rianern sich zusammenfinden, so wären sie Feinde der Conföderation gewesen, da diese aber durch die

Allianz mit Brasilien und Uruguay jetzt über 50,000 Mann gebietet, so würde eine solche Auflehnung bald zu unterdrücken sein. Offenbar erkennt und billigt Mitre die weitergehenden Ideen Brasiliens, durch diese Allianz überhaupt geordnete Zustände in Südamerika herbeizuführen, den Besitz zu sichern und auf möglichst lange Zeit den Revolutionen, Pronunziamentos und kleinlichen Kriegen untereinander ein Ziel zu setzen. Denn dies ist, so viel sich aus den bisherigen Vorgängen beurtheilen läßt, das Ziel des Kaisers Dom Pedro II.

(Schluß folgt.)

Diplomatische Revue.

Wochenschau.

Um unseren Colleginnen von der Presse das Vergnügen nicht zu stören, dürften wir in der diesmaligen Wochenschau nicht von den Kriegsgerüchten sprechen, mit denen die Zeitungen acht Tage lang das Publikum unterhalten haben. Wir sind überzeugt, daß der große und gewaltige Krieg, der die vertragsmäßigen Grundfesten Mitteleuropas umstoßen werde, nicht im Anzuge sei, und unsere Meinung stützt sich einfach darauf, daß jene Grundfesten nicht mehr existiren. Der Zweck, dem ein großer Krieg dienen könnte, ist also schon zur Thatsache geworden, und weit entfernt, nach einem Kriege zu drängen, müssen die alten Mächte, besonders Oesterreich, darauf ausgehen, jede fernere Katastrophe zu hintertreiben.

Oesterreich gehört zu denjenigen Staaten, die nicht, gleich Preußen, aus einem Kerne herausgewachsen sind, sondern die aus einem größeren und umfassenderen Reichsgebilde sich zu dem Reste einer früheren Herrlichkeit verengerten. Statt von dem Gesetze der organischen Gliederung wird es von demjenigen der mechanischen Zusammenfügung beherrscht. Der Ring, der um Oesterreich liegt, ist ein künstlicher, ein conventioneller, ein Vertragsring. Man darf daher Oesterreich als den Thermometer betrachten, an welchem die verschiedenen Grade der Geltung und der Lebensfähigkeit der Verträge observirt werden können. Ist die Zeit mit einer conservativen Stimmung begabt, so befindet sich auch Oesterreich wohl; geht die Zeit auf Abenteuer, so zittert Oesterreich, weil es fürchten muß, daß eines seiner Pertinenzien in die waghalsige Wanderung mit hineingelockt werde.

Eben deshalb also, weil die Grundpfeiler Europas ihren Mörtel einge-

büßt haben, meinen wir, daß Oesterreich, welches inmitten der Bewegung keinen Anhalt finden würde, sich ernstlich besinnen wird, ehe es die Dinge auf die Spitze des Schwertes stellt. Bei europäischen Convulsionen hat Oesterreich nie einen wahren Freund, nicht einmal unter seinen eigenen Nationalitäten. Vielmehr sind die Völker dann aufgelegt zu fragen, ob dieses Convolut nicht eine Regelwidrigkeit sei, ob die Zuckungen Europas nicht daher kommen, daß dieses Würfelwesen unverarbeitet im Magen Europas liege, und ob die Nationen nicht glücklicher sein würden, wenn dasselbe durch eine tüchtige Digestion endlich gezwungen würde, den Nahrungsstoff, den es nutzlos, ertraglos, arbeitslos, finanzlos zusammenballt, an den europäischen Körper abzugeben.

Oesterreich hat sich zu hüten, daß diese Frage nun aufs Neue aufgeworfen werde, zumal da die gegen Ungarn eingeschlagene Politik wieder gezeigt hat, wie wenig man in Wien das Zauberwort kenne, durch welches die nach Bewährung lechzenden Nationalitäten der österreichischen Monarchie aus dem Banne, der sie bisher lähmte, zu erlösen seien.

Wenn es heißt, Oesterreich werde um der schleswig-holsteinischen Sache willen das Schwert ziehen, so ist wahrlich die Erkundigung gestattet, was denn Oesterreich bisher aus der Frage der Herzogthümer gemacht habe und ob es in irgend einem Augenblicke Herr derselben gewesen sei? Will Oesterreich Krieg führen, damit der Augustenburgische Prinz die Scheinkrone, mit der er sich bisher putzte, in eine echte verwandelt sehe? Dann würde Oesterreich für eine leere, rechtlose Prätension, welche die Carricatur des Fürstenthums ist, für eine Wühlerei, aus welcher nimmermehr die gesetzliche Ordnung entspringen kann, für eine parodistische Eintagsherrlichkeit auftreten, und es würde vergessen, daß diejenige Macht, welche das Ephemere unterstützen will, sich selber den Stempel der raschen Vergänglichkeit aufdrückt.

Oder will Oesterreich das Herzogthum Holstein als einen Gegenstand bundestäglicher Experimente unter Beschlag halten? Dann bedenkt es nicht, daß es selber dazu beitrug, die Unzureichendheit des Bundes zur Lösung der Herzogthümerfrage zu proclamiren, indem es sich dem Gesichtspunkte Preußens anbequemte, wonach die beiden deutschen Großstaaten in ihrer Eigenschaft als europäische Mächte die Sache Schleswig-Holsteins in die Hand nahmen. Jetzt den Bund zu einer Gewalt aufrichten zu wollen, die straff und gedrungen und kühn genug wäre, um über das Schicksal Schleswig-Holsteins zu entscheiden, das hieße etwas Uebermenschliches versuchen. Wenn Oesterreich an den Bund als an einen Rückzugspunkt denkt, so liegt hierin das Eingeständniß, daß es sich selber als Großmacht nicht die Fähigkeit zutraut, ein Programm vorzuzeichnen und ein Ziel vorzustecken, welches die Frage der Herzogthümer auf den Weg einer dauernden Erledigung bringen könnte.

Und da dies der Fall ist, so wird Oesterreich im kritischen Momente von einem Kriege um der Herzogthümer willen abstehen. Durch seine Rüstungen bekundet es, wie nahe es den Zeitpunkt weiß, wo Preußen eine neue Thatsache schaffen muß, um die stockende Frage einen Schritt vorwärts zu

bringen. Oesterreichs Rüstungen sind daher das Symptom des Schreckens, nicht des Entschließens. Trotz kriegerischer Demonstrationen würde Oesterreich froh sein, wenn es nach dem Verluste seiner Position in Holstein wenigstens das ideelle Dispositionsrecht, das ihm vom Wiener Frieden übrig bleiben würde, rettete. Und das vermag es nur, wenn es sich einigermaßen still verhält. In Folge der unausgesetzten Reihe von Fehlern, die Oesterreich auf sein staatsmännisches Gewissen geladen hat, wird sein Streben überall nur dahin gehen, daß die Dinge einen schwebenden und unentschiedenen Charakter behalten. Jede feste Entscheidung würde ja gegen Oesterreich ausfallen. In Holstein kann Oesterreich den Schwebezustand faktisch und praktisch nicht mehr bewahren, das Wiener Cabinet wird daher die Unentschiedenheit ganz und gar auf das ideelle Gebiet zu verpflanzen und durch die Fortdauer des moralischen Condominats, welches ja ab und zu mit Hilfe von Protesten in Erinnerung gebracht werden könnte, zu verewigen trachten. Treibt es aber die Reibung mit Preußen auch nur zum halben Ernste, so wird ihm selbst diese Reminiscenz verloren gehen.

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstraße 21.

Hier ist die Monarchei! her zu mir!

(Schluß).

Bisher habe ich mich zur Sache geäußert unter der Annahme, daß das Ober-Tribunal competent sei zur Verfassungs-Interpretation.

Sie wissen, Herr Redacteur, daß dieser in der Wolle gefärbte konservative Mann nur seine einzelne Meinung ausspricht und was das ist, eine Meinung, hat er schon gesagt.

Als ich, noch vor dem Antrage Below aussprach: „Rettung nur durch §. 84!" war ich der Meinung, Seine Majestät dürfe die Verfassung (nicht nach Seinem Willen) nach den Sach-Begriffen declariren, nie habe ich dagegen geglaubt, daß die Justiz sie interpretiren, das heißt, daß sie die höchste Gesetzgebung im Staate habe, daß sie den Paragraphen schließlich ihren Inhalt geben könne.

Ich war bislang der Meinung, die Justiz empfange durch die Gesetzgebung ihre Regel und habe nur den konkreten Fall unter dieselbe und so blind zu subsumiren, daß sie nicht einmal fragen dürfe: ob jene Regel auch gesetzmäßig zu Stande gekommen sei. Daß sie das gegebene Gesetz so definiren darf, daß dadurch das Gegentheil derjenigen Rechte resultiren kann, über welche an der Gesetzgebung Mitwirkende bisher in aller bona fide verfügten: das war mir bisher nicht bekannt.

Sollte dies nun das geltende Recht in Preußen sein, so werde ich als Mann des Königthums mich von Stunde an als Staatsrechtslehrer etabliren und lehren: daß dem möglichst nicht so sein solle!

Ich sage nur meine einzelne Meinung und die entnimmt ihr Verhältniß immer nur aus dem, was mir Wahrheit ist, nie aus Lieblings-Zwecken, die ich momentan durchbringen will.

Ist die Sache rechtens, um so besser momentan für uns; aber wo sollte es künftig mit dem Königthum hin, wenn die Justiz der König wäre im Attribute des Gesetzgebers!

Sage ich Gesetz, so meine ich dasselbe nicht als Abstractum, sondern meine das Gesetz als Willen des Gesetzgebers; sage ich anders König, so meine ich nicht abstract diese dynastische Person, sondern ich meine eben sie als das Organ des Königthums.

In diesem Sinne sage ich: Gesetzgeber ist allein der König; durch das Gesetz vom König zur Mithülfe berufen, stehen beide Häuser in, behuf dieses Berufes, verliehenen Rechten.

Der König hat die Obrigkeits-Stellung seinen Mithelfern gegenüber;

Er, die oberste Obrigkeit über dieser unteren Obrigkeit; das Prädicat von Obrigkeit gewinnen die Häuser durch keinerlei Beziehung auf den König, nur durch Beziehung auf das übrige Volk. Beide Häuser sind durch Beleihung des Königs, des Königthums-Organs, für uns Volk Theilhabende an der Obrigkeit bezüglich bestimmter Functionen. Dies zur Klärung des Streites, ob Unterthanen oder nicht!

Denkt man an Rechtslosigkeit für das Volk, an Willkühr für den König, so hat dieser — Gott sei Dank — auch nicht einen einzigen Unterthan.

Der General hat mehr Rechte (was kein Privilegium ist), als der Grenadier; der Volksvertreter mehr Rechte (was kein Privilegium ist), als das Volk. Jeder Preuße hat eine Wirkungs-Sphäre für seine Person, steht in objectiven Rechten; er handhabt diese frei als sein eigenes, subjectives Recht. Daß dem so sei, das verdanken wir am perennirenden Königthume dessen continuirlichem Organe, den Königen, denn sie sind wie immer, so auch heute bei der von ihnen dem Volke gegebenen Mithülfsleistung die alleinigen Gesetzgeber.

Dazu nun, daß dem so sei, heilig, unbestechlich, unbeeinflußt, auch nicht von dem wechselnden Willen eines Königs beeinflußt, dazu hat der König die Justiz stabilirt und ihrer Thätigkeit möglichst den Charakter einer unlebendigen, genau-arbeitenden Maschine verliehen und hat ihr gesagt: „du „selbst sollst keine Normen und Regeln machen, aber ich, Gesetzgeber, werde „dir solche zufertigen; ob sie zu Recht bestehen nach ihrer Entstehung, hast „du nicht zu prüfen, aber die vorkommenden Fälle hast du unter sie zu brin„gen völlig unangesehen aller Person. Nicht Personen giebt es vor dir, „weder Könige, noch Bettler, sondern verschiedene Rechte, wie sie für Könige „oder Bettler bestehen und außerdem noch die diese Personen betreffenden „Fälle, insofern sie unter die Rechts-Normen zu bringen sind."

Ich meine nun, daß der Justiz unsere Verfassung, die Rechtssphären der Individuen und die Normen, betreffend die öffentliche Staats-Rechts-Gestaltung, zugefertigt sind, und so lange der Justiz keine andere Verfassung zugeht, ist jeder Paragraph derselben ihr eine Norm zur Anwendung, und könnte sie dem einen Paragraph eine Ausdeutung geben, würde sie es auch bei jedem andern können, indem hier jede Frage, ob König oder Unterthan, jedes Ansehen der Person ausgeschlossen sein würde. Wo es sich dagegen um die Frage von Obrigkeit und Unterthan handelt, das habe ich vorausgeschickt. — Was ich gesagt habe, dürfte die schärfste Geltung bei den Grund-Rechten, Grundgesetzen, just bei dem Bestand der Verfassung selbst haben; sie ist nicht zu ändern durch ein Gericht, es muß bei jeder Aenderung der Gesetzgeber entscheiden. Das kann ja hier nicht entscheiden, daß verfassungsgemäß das Ober-Tribunal dazu bestimmt ist, Thatsachen zu beurtheilen, ob sie verfassungverletzend sind oder nicht, denn dabei ist die Regel, die Verfassung als unzweifelhaft gedacht und die Aufgabe ist nur die Subsumtion des Falles.

Das geltende Recht entscheidet, nicht meine staatsrechtliche Deduction,

und es ist lediglich meine Unwissenheit, wenn ich das, was Rechtens ist, nicht kenne.

Da ich aber nichts Anderes weiß, als ich weiß, so überwinde ich das Düppel wohl durch die Deklarationen, welche die Gesetzgebung, nöthigenfalls allein der Gesetzgeber, aus dem Begriffe des Staats-Wesens und Königthums entnimmt, nicht aber daraus, daß ich das Ober-Tribunal interpretiren lasse.

Schwächlicher Gedanke, daß die Krone einen Dritten hören, nicht in eigener Sache sprechen will; stumpfer, privatrechtlicher Gedanke!

Wenn das Königthum durch sein Organ für den Begriff des Königthums spricht, dann liegt nicht eine dynastische und persönliche Sache, sondern die des ganzen Königlichen Volkes vor.

Wer auch nur etwas vom heutigen Tag begriffen hat, der weiß, daß das Gehaßteste der unmittelbare Willkührs-Wille des Königs ist.

Man will den mit der Rechtsgestaltung des Königreichs erfüllten Willen hören.

Napoleon setzt sich vor jeder Willens-Meinung gleichsam immer erst mit seinem Volke auseinander, und unsere Provinzial-Correspondenzen sind sehr probat!

Was meine Lösung nun beabsichtigt, das ist ein Heraushalten des persönlichen Königlichen Willens.

Die Deklarationen des Königs sollen nicht seinem Willen entstammen, gegentheilig soll er als ein im Willen durch den Sach-Begriff des Staats, näher des Königthums Gezwungener erscheinen. Der Sach-Begriff erfordert für den §. 84 die Deklaration, daß Hochverräther die Blume des Galgens sind. Es wird damit nichts an der Verfassung geändert!

Der Sach-Begriff des Königthums, gegenübergestellt der Republik, oder was dasselbe sagt, der Sachbegriff des monarchischen Prinzips, vis-à-vis dem parlamentarischen Prinzip, erfordert die Deklaration derjenigen Paragraphen, deren Unklarheit die Republikaner sich zu nutze gemacht haben.

Wir sprechen vom Sachbegriff des konstitutionellen, **unseres verfassungsgemäßen Königthums.** Die Deklarationen werden gegeben nach vorliegender bestehenden Verfassung; die Deklaration darf nicht diese, nur die republikanische Doctrin verändern. Die Deklaration erhält die Rechte der Kammern insoweit aufrecht, daß dadurch die Rechte des Königs nicht geschmälert werden und umgekehrt. Der König fragt bei Formirung seiner Deklaration nicht seinen Willen, sondern fragt er den Sach-Begriff des Königthums, diesen Minimal bis an die Grenze verlegt, wo die Republik anhebt, sodann befragt er die bestehende Verfassung und deklarirt diese nach jenem selbstverständlichen Sach-Begriff. Diese Deklarationen haben nicht rückwirkende Kraft; wer von Stund an gegen die deklarirten Paragraphen angeht, es sei denn, daß man sie mit dem Paragraphen über Verfassungs-Veränderung im Sinne des Königthums modificiren will, der verfällt als Hochverräther dem Gericht.

Mit meinem Gange ist geleistet, daß die Eiche Eiche geblieben ist, sie

hat nur die Linde aus sich herausgehalten, es ist geleistet, daß die Verfassung durch keinen Willen geändert, nur nach ihrem Sach-Begriff im Interesse des Königthums, nicht der dynastischen Person des Königs, klar gelegt ist, und auch das wieder nur, um das Königthum vor Umsturz durch Hochverräther sicher zu stellen.

So viel werden die Hohenzollern wohl noch in Preußen vermögen, daß sie im Berufe für's Vaterland das Königthum gegen republikanische Verräther dadurch retten dürfen, daß sie an ein widerspruchsvolles Material von Rechten mit dem Sachbegriff dessen herantreten, das aufrecht zu erhalten ihre Pflicht und ihr Recht ist.

Das ist ja überhaupt unmöglich, daß ein vitiöser Zirkel glatt durch diesen Zirkel zu kuriren sei. Allerdings wäre es wünschenswerth, daß die Gesetzgebung, nicht allein der Gesetzgeber die Deklarationen geben möchte; aber wozu wäre die Noth da, wenn die Maßregel nicht von ihr zeugen sollte, aber ein so mildes Zeugniß, daß die Krone nicht einmal ihren Willen, nur den Sachbegriff des Königthums, ihres Beruf-Gegenstandes, in die Schale der Gerechtigkeit wirft!

Auch Karl I., der Beste der Stuarts, erlag in dem Gegensatz: nicht ein bestehendes verfassungsmäßiges Königthum soll gelten, sondern der neu einzuführende Absolutismus in Staat und Kirche.

Und dabei wäre Karl I. nicht erlegen, obschon er kein stehendes Heer hatte, wenn er nur nicht seinen Minister hätte fallen lassen. —

Die Hohenzollern verfügen heute über ein stehendes Heer und der Gegensatz, in dem sie zu ihrem Parlament stehen, lautet etwas anders: Aufrechterhaltung des bestehenden, verfassungsgemäßen Königthums gegen hochverrätherische Republikaner!

Man denke sich, daß das Königthum England nach seiner thatsächlichen Rechts-Gestalt benannt würde und aristokratische Republik hieße, unsere Hochverräther würden die Verhältnisse Englands nicht als zu erstrebendes Gut zu proklamiren wagen, theils um nicht von der Demokratie gesteinigt, theils um nicht von der Monarchie gehenkt zu werden.

Geht man, wie ich fordere, von dem leeren Namen auf den Sachbegriff zurück, so trifft man dort sofort auf das eidbrüchige, revolutionaire Laboratorium der Republikaner; sie sind entdeckt, man verhaftet die Falschmünzer.

Nur weil die Republik England eine durch und durch aristokratische ist, konnte der Königsmantel sich so lange und so schön verbrämt konserviren. Ich gebe ihm kaum 1/2 Jahr in der von unseren Republikanern angestrebten demokratischen Republik. Unter unseren Republikanern würde es doch nur den seltenen ganz dummen Exemplaren zu gute kommen, etwa bona fide zu duseln: „wie schön es nicht die Könige von England haben, und wie schön „es nicht Englands Volk hat; es kann doch nur ein willkührlicher Einfall „einer Person, einer dynastischen sein, partout beide Schönheiten nicht ge„statten zu wollen!“

Wir sprechen von den unbewußten, harmlosen Hochverräthern! sie sind so beschränkt, daß man meinen könnte, ein Galgen sei für sie zu schade!

Es ist Preußens Aufgabe, zu beweisen, daß es ein Königthum, solches bleibend und dennoch mit freiem Verfassungs-Leben, giebt. Noch giebt es ein solches nicht; indem wir es bauen, leitet uns kein Muster; der Genius des Königthums und Preußens sollte unsere Hand führen, wenn wir es wagen, die festen Stützen des Hauses fortzuräumen, um Raum für freie Bewegung zu gewinnen; da ist es nun das Unheil, daß eine Clique sich zum Bauen drängt, die ein fertiges, von einer Republik entlehntes Muster in der Tasche führt, nach welchem wohl ein Staat frei werden kann, nicht aber ein Königthum, solches bleibend.

Hier ist die Monarchei, her zu mir!

Aber, wird man einwenden, Verfasser ist aus dem Centrum der Kraft seines Gedankens herausgefallen.

Er will helfen durch den indisputabeln, selbstverständlichen Sachbegriff, vor dem der Widerstreit der Meinungen verstummt; als wenn die Grenze, wo ein repräsentatives Königthum aufhört und die Republik anhebt, nicht das aller-disputabelste, ja, der Streit selbst sei!?

Nun, das ist wahr, wer nicht mehr den Verstand und Begriff seiner selbst hat, nicht mehr weiß, wo er steht und welchen Stand er hat, der ist nicht bloß werth zu Grunde zu gehen, sondern er ist schon zu Grunde gegangen.

Wir sollten nicht mehr wissen, daß in der Republik die Volks-Gemeinde sich selbst führt, und daß im Königthum, mag die Volks-Gemeinde noch so sehr zur Mithülfe berufen sein, schließlich die Führung beim Könige ist, handele es sich um diese nun nach Außen oder Innen.

Wir sollten nicht wissen, daß überall das Königthum aufhört, wo die Mithelfenden die Führung gewinnen, so daß sie aufhören, Mithelfende zu sein, vielmehr der König vom Führenden zum Mithelfenden herabsinkt. Da ist Republik!

In unserer Verfassung ist nirgends Republik! die ist nur in den Hochverräthern. Wo nach dem Wortlaut der Verfassung man durch Schlußfolgerung zu einer Republik kommen könnte, da steht in Massen der Wortlaut anderer Paragraphen entgegen, in denen das Königthum unmittelbar spricht, nicht erst durch Schlußfolgerung.

Ganz noch abgesehen von der vor Alters stehen gebliebenen Königthums-Substanz, welche die Verfassung gar nicht berührt, ist der Buchstabe in dieser letzteren so schreiend für das Königthum, daß man den Republikanern schon die Schlinge des statutarischen Buchstabens um den Hals legen könnte.

Die Deklaration braucht nicht neu aus dem Sachbegriffe hervorzuspringen, sondern, indem er entscheidet, kann er mit dem Finger auf den statutarischen Buchstaben hinweisen, in welchem schon massenhaft vorher entschieden war.

Diese Congruenz des Innern mit dem Aeußern, so daß das wenige, im

Rest bleibende Aeußere, das nicht congruirt, nur als ein Beweis menschlichen Irrens drumherspielt, ich sage, es kann nicht glücklicher liegen für die Deklaration!

Man könnte (Doktor-Fragen nannte sie Herr Simson) der Kammer nach Vorlesung betreffender Paragraphen die Frage vorlegen: meint ihr, daß eure Behauptungen drin enthalten sind? — Sie werden mit der Antwort ausweichen müssen, denn, mit Ja antwortend, würde Irren-Arzt oder Henker seine Functionen üben müssen.

Es ist wunderbar, daß die Regierung, bei so glücklicher Sachlage, sich vor dem Gespeust der agitirten, thörichten Masse so lange gescheut hat.

Es ist auffallend, daß die Provinzial-Correspondenzen, außer Klarlegung laufender Regierungsthaten, dem Volke nicht klargelegt haben, wo in den Zugeständnissen an Mithülfe bei Volk und Deputirten, das monarchische Prinzip in die Republik (parlamentarisches Prinzip) überschritten und das Königthum Preußen umgestürzt wird.

Seit Jahren handelt es sich um nichts Anderes und die Conservativen beregen in Vereinen und Presse alles Andere, nur das nicht.

Wenn die Vereine in ihrem Lokal die Differenz zwischen repräsentativem Königthum und Republik (Stahl hat schon über das monarchische Prinzip geschrieben) zu klarem Bewußtsein erhoben hätten, sie würden ein Mehres geleistet haben, als durch die Brummstimmen, mit denen sie jeder Unternehmung der Regierung Chorus machen.

Kann man nicht durch und durch konservativ sein und durch und durch freiheitlich und dann und wann vermuthen, daß sogar höchste Autoritäten irren können?

Die Republikaner werden diesen Zeilen nachsagen: „ja, man kann das Pathos für Freiheit haben und sehr unangenehm konservativ sein; ja, und wenn wirklich die Regierung geirrt haben sollte, so zeigt der Mann, wie uns das gar nichts nützt! das ist ja ein scheußlicher Mann, der den Fall, daß die Regierung nicht geirrt hat, nebensächlich ansieht, weil wir dann den Prozeß schon verloren haben; dieser Mensch will uns auf alle Weise ruiniren, gleichviel, ob die Regierung geirrt hat oder nicht!"

Nun, ich will euch nicht ruiniren, sondern nur das Königthum will ich gerettet sehen! Daß diese Rettung euch nicht ruinire, da sehet selbst zu!

Es wird an euch sein, ob ihr einen wohlbesetzten und behängten Baum Jamaica's stiften wollt, oder nicht! Ich bitte euch herzlich, thut es nicht! Ich liebe euch umwillen eures Pathos für Freiheit; aber ihr seid Hochverräther, wenn dies bei euch nicht die secundäre Stellung hat, derweile das für's Königthum primär steht. — —

Wer die Grenze eines repräsentativen Königthums und der Republik, umwillen des gegenwärtigen Düppels, für sehr disputabel, für den Streit selbst erklärt, hat die Sache mit einem Schein verwechselt.

Das ist der Streit: ob die Republik in unserer Königthums-Verfassung schon stehe oder nicht? und demgemäß hat meine Lösung klare Position gefaßt, nicht aber ist der Streit ein solcher um die Grenzen

beider Staats-Formen. Diese sind absolut selbstverständlich, unangefochten, hoch über aller Meinung liegend.

Aber wie konnte die Regierung zulassen, daß Leute, so unter Anklage des Hochverraths stehen, als Deputirte eintreten durften??

Damit hatte sie den ewig heiteren, neutralen, rettenden Boden der Selbstverständlichkeit verlassen und dem Volke seine natürliche Logik geraubt.

Wie konnte die Regierung dulden, daß die Wähler Herrn v. Unruh wählen durften, falls ich richtig berichtet bin, daß von ihm ein Buch existirt, in welchem er die Republik anzustreben lehrt. Wußten das die Wähler, verlieren sie ihr Wahlrecht und werden ehrlos! Alles selbstverständlich, wenn Preußen weiß, was es ist und was es deshalb wollen muß!

Die Freiheit der Bewegung verläuft innerhalb aller Modification des Königthums, nicht gegen dessen Substanz!

Ist das gestattet, ist es nicht Freiheit, sondern Wahnwitz! Oder steht dort etwa ein freies Volk und hier der Zwingherr und Dynast Geßler! Wählt hier ein Volk aus seinem eigenen Recht und herrscht dort ein Mandatar dieses Volkes, König genannt? Sollte es nicht so sein, daß das Königthum in seiner gesammten Rechtsgestalt durch sein Organ, den König, dem Volke ein facultatives Wahlrecht verliehen hat, damit es eine Wahl treffe für das Königthum. Mandat vom Königthum für dasselbe hat der Wähler, wenn er unter den Augen des Wahlkommissarius an den Wahltisch tritt, und die Regierung läßt Hochverräther und Leute für die Republik, statt für das Königsthum wählen.

Das nährt freilich den Wahn, daß dem Dynasten gegenüber ein Volk aus eigenem Rechte und ohne Auftrag von einem Königthume wähle.

Ich habe dies beregt, weil es im weiteren Verfolg meiner Lösung gelegen sein dürfte.

Ich schließe, indem ich nochmals erkläre, daß meine Aeußerungen über die Obertribunals-Entscheidung nichts sind, wenn für diese das geltende Recht ist, sogar nichts, wenn das Obertribunal irrig sprach, denn Rom hat gesprochen. Sie könnten nur etwas sein für die etwanige Fortsetzung des Sprechens. Ich schließe, indem ich ferner sage, daß ich glaube an das Königthum und an die Freiheit!

Noch theile ich mit, daß ich ohnlängst Krammets-Vögel aus der Schlinge heimlich befreite, und wenn ich auch der Regierung zurufe, zuzugreifen, fest, fest, wie eine Schlinge, so wetze ich doch schon das Messer, um die Herren noch rechtzeitig möglichst loszuschneiden. So eine Privat-Person ist glücklich daran; gedenke ich doch des armen Königs, kann ich die Eichendorff'sche Vision nicht los werden:

Aufrecht saßen seine Ahnen,
Und kein Laut im Hofe ging,
Eingehüllt in ihre Fahnen,
Da im ewig stillen Ring.
Und den Vater unter ihnen

Sah er sitzen an der Wand,
Streng und steinern seine Mienen,
Doch in tiefster Brust bekannt.
Und in den gefaltnen Händen
Hielt er ernst ein blankes Schwert,
Thät' die Blicke niemals wenden,
Ewig auf den Stahl gekehrt.

14. 3. 66.

Hermann v. Gauvain.

Alfred.

XVII.

Luisens augenblickliche, durchdringende Erkenntniß dessen, was Carl ihr Hohes und Freudiges mitgetheilt, dies ernste, große Gefühl des Augenblicks gaben ihr den Geschwistern gegenüber eine wundervolle Haltung. Ihre Blicke verweilten auf den Geschwistern mit Bescheidenheit und ruhigem Wohlgefallen; selbst in ihrer jetzigen hehren Stimmung schien ihr diese Begegnung angenehm zu sein. Wenn sie auch vor dem seltsam verwunderten Blick Alfreds die Augen erröthend niederschlug, so blieb ihr Bezeigen doch harmonisch und gesammelt. Das niederblickende, hohe Mädchen erschütterte den Grafen; unwillkürlich gedacht' er des Worts: „wer liebte je und nicht beim ersten Blick." — Emma nahm freudig das Wort im Sinne der äußern Situation; dennoch geschahn diese Begrüßung, Frage und Antwort in einer solchen Weise, daß Luisen zum ersten Male in ihrem Leben eine gewöhnliche Unterhaltung wohlthat. Jetzt ward sie von einem häuslichen Geschäft abgerufen, indem trat Felix in den Saal. Die Gräfin folgte Luisen alsbald. Nach einiger Zeit sahen die Männer Emma und Luise in dem Park wandeln. Felix wies erregt hinaus und sprach im Ton des Humors: Ein Anblick für Götter, ein wahrer Augen- und Herzenstrost! Die unergründlich süße Nacht, der lieblich heitere Tag! Beim Himmel, von allem, was uns hienieden leuchtet und erleuchtet reicht nichts an die leuchtende Schönheit des Weibes. Welch ein Reiz, welch eine beglückende Wirkung!

Im Gedächtniß der jüngsten Extravaganz des Felix und seiner Handlungsweise überhaupt, fuhr der lebhafte, aufrichtige Carl mit dem Wort voll Wunsch und Rüge heraus: daß dem Dichter die schöne Empfindung nicht alles wäre, daß er sich zu einem Charakter entschiede, daß er der Wahrheit die Ehre gäbe!

Charakter, Wahrheit? fragte Felix ironisch. Wahr, mein Freund, sind

nur die großen Personen des Dualismus. Wir Gottes- und Teufelskinder betrügen und belügen alle einander und alle uns selbst ein wenig trotz dem besten Willen, ehrlich zu sein. Ein strebend abfälliges, just um deshalb sehr interessantes Geschlecht, eine Zusammensetzung des reizenden Contrastes von wahr und unwahr, gut und bös, schön und häßlich, Licht und Nacht bewohnen wir das Reich der goldenen Mitte, eigentlich wohnen wir dem Glück im Schooß. Wie übel wär's gethan, dem einförmigen Methodismus das lebendige, volle Leben aufzuopfern. Es geht überdas nicht.

Falschberühmte Kunst, den Schatten zu apotheosiren, sprach Carl heraus. Das lebendige und volle Leben entspringt einer andern Wurzel als Du wähnst, in deiner deificirten Natur wird das wahre Leben nicht angetroffen.

Frappirt warf Felix dem Grafen einen Blick zu, der seine Einsicht dessen, was zwischen Alfred und Carl vorgegangen, genugsam bewies. Dann sprach er gereizt sarkastisch: Das Leben, auf welches du Illuminat deutest, kenne ich freilich nicht; ich trage gegründete Bedenken, die Wurzel des Stammes Jesse dem Urgrunde der Natur einzutauschen. Der Schwur in verba magistri ist nicht Jedermanns Ding, das Problematische bleibt immer problematisch. Ich hab' es oft bewundert und beklagt, daß der rechte, beglückende Gebrauch der Freiheit die Sache so Weniger ist. Selten einmal weiß der schwache, arme Mensch, der nackte, gerupfte Hahn zu seinem Geiste Muth zu fassen; zumeist verschleudert er seine Freiheit aus dem Hange nach Indolenz. Er könnte, wie Griechen und Römer beweisen, durch Wort und Thun sich seinem Gotte selbst vergleichen, allein die Anstrengung verursacht ihm Hauptweh und Herzbeklemmung. Er verzweifelt alsbald, mit seinem mühevollen Streben war es nichts, träge kriecht er in begriffsloser Unterwerfung zu Kreuze. O kreuztolle Welt, kreuztolles Geschlecht!

Alfred wendete sich ihm ab und an den Freiherrn, der diesem Gespräch mit Befremdung zugehört. Er sprach lächelnd: Sie erriethen wohl nicht, mein edler Herr, daß auch ein Geschäft mich in ihr Haus geführt.

Zu Befehl, Herr Graf, entgegnete Lindau, jede Verbindung mit Ihnen gereicht mir zu hohen Ehren.

Sie traten ein wenig zurück in eine der großen Fenstervertiefungen des alterthümlichen Schlosses, das auf Angriff und Vertheidigung erbaut worden. Während ihres Gesprächs kehrte die Gräfin wieder in den Saal zurück, und den Inhalt der Unterredung vermuthend nahete sie ihnen unbemerkt.

Mein Gesuch ist humoristischer, ja erotischer Art, sprach der Graf.

Wohlan denn, sprach Lindau; nur fürcht' ich, mein Herr Graf, daß ich in Sachen Cupidos ein zu verständiger Unterhändler sei.

Das fürcht' ich leider auch, sprach Alfred. — Er theilte ihm nun das Anliegen des jungen Verwalters Eduard mit und bat vor, daß er dem Paar einen rechtschaffenen Brautstand erlaube.

Recht gut, recht gut, versetzte der Freiherr, wenn nur Liebesleute sich auf die Rechtschaffenheit mehr verständen als Diebsleute; auch macht ein Verhältniß der Art die Menschen zerstreut, unordentlich, untüchtig, für den guten und nothwendigen Dienst, endlich —

Endlich, sprach die Gräfin herein und lächelte dem überraschten Mann in die Augen, ist der Brautstand ein überaus schöner und geheiligter und auch nothwendiger Stand; Leute, die es auf das Leben mit einander wagen, müssen doch Abrede nehmen.

Ein lebhaftes Vergnügen überflog des Freiherrn edles, großes Angesicht und er sagte sogleich: Bei einer solchen Fürsprache freilich ergeb' ich mich, vorzüglich weil mit Frauen doch kein ernstes Geschäft zu verhandeln ist.

Es giebt auch lachende Geschäfte, sprach Emma.

Ja, holde Gräfin, entgegnete Lindau.

Eduard und Mathilde werden glücklich sein, rief die Gräfin erfreut Luisen entgegen, die eben eingetreten war.

O schön, sagte Luise.

Ich möchte, Eduard hätte würdig gewählt, sprach Alfred. — Luise erwiederte nicht ohne Zwang des Nachdenkens: Mathilde ist treu, fleißig und geschickt.

Ich wünschte sie zu sehen, zu sprechen, sagte Alfred.

Luise ging und Alfred folgte ihr.

Felix scherzte über des eisernen Freiherrn augenblickliche Nachgiebigkeit; hier sähe man abermals die Macht der Schönheit; sie sei zwingend und alles ihr unterworfen. Lindau antwortete gutgelaunt: Ohne Zweifel; ich merke, Baron, daß ich Ihnen als versteinert in Vorsätzen, ja als ein Mensch von Stein erschienen bin. Schein trügt, Schein trügt. Gesetzt, daß ich für das Schöne toller geschwärmt als je ein Romançier, daß ich indessen um der vernünftigen und sittlichen Fassung willen mich beizeit herumgeworfen, und dann freilich, weil Extreme sich berühren, mich auf den Felsen des rigiden Ernstes geflüchtet? Jedenfalls mußt' ich doch dem sentimentalischen Jammerwasser entspringen. Nichts desto weniger behielt ich soviel von meiner Mutter Art, daß ich einer Bitte vorzüglich von schönen Lippen kaum widerstehe.

Felix sagte etwas allgemein Freundliches. Carl war voll Verwunderung über seines Vaters Wort und Bezeigen.

Der Graf kehrte still mit Luisen zurück, die sehr heiter erschien. Nun warf das Abendroth seinen Purpur herein, ein leiser Wind rauschte in den Wipfeln der Bäume; die Stimmung Aller ging in Harmonie mit der Natur und entsprach der traumernsten Dämmerung. Felix redete eingehend; er sprach sehr geweiht von der eigenthümlichen Schönheit des Moments, der nur in den Tönen seinen erschöpfenden Ausdruck finden könne. Nun erging er sich über die Macht der Musik; indem ward er unterbrochen.

Die Höhe ihrer Stimmung und das Gefühl, hier fände sie Ansprache, hier sei sie verstanden, hatte Luise an den Flügel geführt. Die Gesellschaft ward auf einmal von einer Reihe wundersamer Accorde ergriffen. Alle lauschten, anfangs staunend, dann aber aufgegangen in ätherische Gefühle der eigen herrlichen Musik des lichten Mädchens. In der eigensinnigen Tiefe seelenvoller Tonverbindungen, in unerschöpflich quellenden Erfindungen voll Charakterkraft, Farbe und Frische erquickte und erschütterte ihr seltsam wun-

dervoll erinnerndes Spiel. — Die mit den brennenden Kerzen eintretenden Diener störten diese Minuten, die dem Himmel geraubt zu sein schienen. Luise brach in ihrer Weise ab, kurz und entschieden, doch bedeutend und befriedigend. Keiner hatte ein Wort, nur der Freiherr wie sich zusammennehmend lobte das Spiel seiner Tochter. — Alfred, in ein Meer von Traum und Wähnen versenkt, überließ sich einer ergreifenden Anschauung. Ihm war, als ob dies köstliche Geschöpf, das voll Huld, in großartiger, lebenvoller Ruhe mit niedergesenktem Blick, liliengleich, ein leises, wehes Lächeln um die granatrothen Lippen bei dem Flügel verweilte — ihm wie aus frühester Zeit heraufgekommen; er wähnte dies Bild nur in des Lebens Schuld und Unglück verloren zu haben, nun war es ihm wiedergeschenkt. Und die Gewißheit, daß er nicht träume, rührte in Andacht, Dank und Liebe sein Innerstes.

Mathilde kam und richtete etwas an Luise aus, Luise flog aus dem Saal. Die Gräfin, im Verständniß ihres Bruders schlug die Heimkehr vor. Alfred ergriff das mit Heftigkeit; die Geschwister brachen auf.

Auf dem Rückwege war Alfred still; zu Hause zog er sich gleich in seine Zimmer zurück. Erst nach einer Nacht voll Wundern fand er sich so weit wieder, daß er seiner Seelenfreundin sich mittheilen konnte.

XVIII.

Es war die schöne Zeit, in welcher die Natur zu neuem Leben sich entzündet. Der Frühling in unermeßlicher, lieblicher Entfaltung zauberte und rief in Flügen, Klängen, Blüthen und Düften. Die Geschwister nach dem gestrigen, epochischen Tage durchwandelten den Park, nicht schweigend vertieft wie ehemals, sondern in lebhafter Unterredung. Alfred hatte zu erzählen und zu träumen, Emma zu bestätigen und zu vernehmen, und beider Gedanke und Wort entsprang aus einem Leben, nicht minder tief und geheimnißvoll als der Geist der sie in heiliger Wärme umleuchtenden Natur.

Alfred sagte zu seiner Vertrauten: Ich überschwenglicher Mensch fand bei ihrem ersten Anblick das Glück wieder. Mir däuchte, daß auch mir der Zauberbaum des Lebens wieder klinge, daß ich, in seiner Witterung mich berauschend, von seiner Frucht genießen dürfte. Doch weil mein Glaube an die Phantasie mich so oft betrogen, zweifelt' ich, ob nicht hier auch Phantasie ihr verklärendes Spiel habe. — Jetzt traten wir, in der Voraussetzung, daß ihr Mädchen dort sei, in ihr Zimmer. Mathilde war nicht hier; sie eilte, Mathilden zu rufen; ich war allein. Sei andächtig, Emma, und — habe Nachsicht mit meiner Schwäche.

Mein Bruder! sagte Emma bewegt. — Der Graf fuhr fort: Es ist nicht und es kann nicht sein, daß der Mensch gänzlich frei lebe, allumfassend, ein Gott. Hier siehest du einen Menschen, der durch große, innere Schicksale über die gemeine, unsichere Glückseligkeit die die Natur anbietet hinausgetrieben, nur in deren Verneuung und Verklärung Heil und Frieden gehofft und gefunden, du siehest ihn in dem Boudoir der Geliebten wie einen Traumwandler sinnen und wünschen. Bei dem Betrachten ihres Tambourins, in der Berührung des Buchs, das sie aus der Hand gelegt, bei dem Athmen

ges Dufts ihrer Blumen — welch ein unsägliches Glück empfand dieser wahrlich hochstrebende Mensch, der nun leise, kindisch innig schaudert, da er ihren Fuß vernimmt, da sie eintritt, die holdsel'ge Fee des Zauberorts. O nur in der Einschränkung wohnt die wahre Größe! Mit welcher schüchternen Anmuth und so hold verständig nahm sie Mathildens sich an. Mathilde freudeberauscht in bräutlicher Schaam und Verwirrung wußte kaum ein Wort zu sagen; sie ging wieder. Wir blieben einige Minuten allein. Das Bändchen lyrischer Gedichte Göthe's lag auf ihrem Tische. Ich sagte, Göthe sei naturwahr wie kein anderer Poet, doch sei er nur ein Sohn der Natur. Sie erwiederte, seine Gedichte athmeten; sie nannte sie unwiderstehlich, freilich von einem Leben aus dem Geiste und aus der Wahrheit wüßten sie nichts. Ich hatte Dante's Paradies bei mir, legte das Buch auf den Tisch und bat, daß sie es zum Andenken dieser Minute behalten möge. Sie erröthete und wir gingen. — Warum zauderte ich mit der Aussprache, ich hätte entschieden sein sollen — aber dies Zaudern war so schön: daß der Moment dieser Begegnung hätte ewig dauern dürfen!

Alfred, Alfred! sagte Emma leis mahnend.

Alfred stutzte und entgegnete: Darf ich den Vorwurf der Idolatrie scheuen? Darf ein Wesen nicht, das durch Schöne und Gestalt, durch Blick, Wort und Ton sich himmelvoll verkündigt, engelgleich verehrt werden? Dir, Schwester, gehört mein geistiges Herz; mir fehlte der Bund mit Leben und Natur; zu ihm hast Du selbst mich hingeleitet, freundlicher Arzt.

Nun, erwiderte Emma, mit einer Wendung heitrer Kraft, nennst Du mich deinen Arzt, Alfred, so lasse mich den Namen auch verdienen. Und so beginne ich gleich. Den Engelstand Luisens, wie eines Menschen überhaupt, bezweifle ich ganz und gar. Wahrhaftig wahr ist, was der große Apostel sagt: hie ist kein Unterschied! Ich muß mich wundern, daß ein vielerfahrenes Herz abermals dieser idealen Schwärmerei zu verfallen droht, einem Geschöpf ohne Weit'res himmlische Würde beizumessen. Das ist die Traumgewalt der Leidenschaft, von der sie reden; so verfolgt kann diese Leidenschaft nur in Enttäuschung endigen. Laß mich recht schonungslos mit Dir reden, Alfred.

Nun denn, erwiedert er mit erzwungenem Lächeln. — Die Gräfin fuhr ungenirt in demselben Tone fort: Du fandest die Gedichte des Göthe auf dem Toilettentisch Luisens. Dies Bändchen voll der reizenden Poesie des „Hangens und Bangens" hatte ihr der Baron verehrt.

Was giebt's? fragte Alfred betroffen, was sagst du mir?

Ich erzähle nach einem höchst untrüglichen Zeugnisse, sprach Emma, nach dem gültigsten von der Welt und kurz, nach der eigenen Mittheilung Luisens. Ich gab nämlich dem poetischen, schönen Kinde einen Abriß von dem kernlosen, nebelhaften Sein und Wesen des leichtsinnigen, reichbegabten Dichters. Sie faßte ein schnelles Zutrauen und sprach sogleich mit der ihr eigenen hohen und ernsten Naivität: er hat sehr lebensvoll und seelenkundig mir zugesprochen; schade, daß er es mit Niemand, auch mit sich selbst nicht ehrlich meint. Hier stockte sie, doch sie besann sich und vergalt mir Aufrichtigkeit mit Aufrichtigkeit.

Was kann es gewesen sein! sagte Alfred; er benahm sich in seiner Weise und sie mied ihn.

Sie mied ihn allerdings, ergänzte Emma unnachsichtig. Das Ereigniß zu erklären ziemte mir übel; genug daß er meinte wagen zu dürfen. Menschlich zu reden ist das, was vorgefallen, nichts; aber himmlisch zu reden, ist es eben Alles. Hier ist kein Unterschied. Luise ist unser eine. Du wirst die holde, schöne Braut in Dein Haus einführen, und wenn nicht einen Engel, doch ein inniges und treues Weib herbergen; wo aber die Hoheit wahrhaftig zu finden ist, das wissen wir, denn die Magie des Schönen bietet doch nur einen Scheinfrieden. Du bist wie ich, allein das Herz wollte anders, das Herz voll Zagen und Trotz.

Wahr! sprach Alfred und schwieg. Sie gingen lange still neben einander hin. In Alfred wogte und kämpfte ein großes Gefühl. Dann sprach er in sich hinein: Mich demüthigt's und erzürnt's! Ich fehlte des heiligen Worts! Stolz und geistige Trägheit leiteten mich irr. Ich war daran, dem Götzendienst, der hinreißenden Thorheit einer falschen Poesie den Ernst aufzuopfern. O Heiliger, dein Wort ist die Wahrheit: „ich bin gekommen in meines Vaters Namen und ihr nehmt mich nicht an, wenn ein andrer in seinem Namen kommen wird, den werdet ihr annehmen; wie könnt ihr glauben, die ihr Ehre von einander nehmt, und die Ehre, die von Gott allein ist, sucht ihr nicht." — Alfred wendete sich nach einem Schweigen zu der Schwester: du führtest die Sache dessen, der mir über Alles ist. So bedurft ich deiner. Hier siehst du es, wie wir einander nothwendig sind; das bleibe so, mein holder Schutzgeist. Ich werde um Luise werben — wahr müssen wir uns empfinden.

Emma sagte mit leuchtenden Augen: Wenn dies nicht Größe ist, so habe ich kein Verständniß von dem Geist und seinen Wundern. — Erhebe in deinem Glauben sie zu dir, und Luise wird ein seliges Weib sein.

Die Dinge in Süd-Amerika.

(Schluß).

Was Paraguay betrifft, so kann man nur bedauern, daß Präsident Lopez die auswärtige Politik seines Vaters und des Dr. Francia aufgegeben hat, welche Paraguay zu dem gemacht, was wir von ihm rühmten. Er übernahm ein wohlgeordnetes allerdings nicht besonders freiheitliches Staatswesen, einen wohlgefüllten Schatz, den keine Inland- oder Auslandschulden drückten, setzte die Pflege eines tüchtigen, sorgfältig geschulten Heeres fort, und suchte das Land durch Einführung und Schutz europäischer Erfindungen, Künstler und Industrieller zu heben. Was ihn eigentlich dazu veranlaßt,

plötzlich aus der seit 50 Jahren stereotyp gewordenen Haltung Paraguays herauszutreten und gerade dem mächtigsten der südamerikanischen Staaten, Brasilien, den Handschuh hinzuwerfen, ist noch nicht bekannt, wenn es auch an Vermuthungen nicht fehlt, von denen jede einzelne ihre Berechtigung haben mag. Wir haben schon angedeutet, daß Paraguay die einzige der südamerikanischen Republiken ist, welche keine directe Anlehnung an das Meer hat, obgleich die Richtung seiner beiden Grenzströme, des Parana und Paraguay darauf hinweisen. Jeder Staat sucht instinktlich die Mündung seiner Flüsse ins Meer und Paraguay fand vielleicht den Augenblick günstig, als Brasilien im Kriege mit Uruguay beschäftigt war, und die argentinische Conföderation sich durchaus neutral dagegen verhielt, durch die brasilianische Provinz, Rio grande do Sul einen solchen Weg zum Meere zu finden, in welcher Provinz sich, wie schon erwähnt, Elemente befanden, die ihm vielleicht entgegengekommen wären. Andererseits inaugurirt man keine „neue Aera" wenn man nicht mit sich einig ist, auch die nothwendigen, bisher noch nie ausgebliebenen Folgen eines solchen politischen Experiments, tragen zu wollen! — Präsident Lopez regierte vom ersten Augenblicke an liberaler als seine beiden Vorgänger; seine Reisen in Europa, seine fortgesetzten Studien und die Erkenntniß, daß es mit der ausgesprochenen Despotie auf die Länge doch nicht geht, hatten ihn dazu gebracht, das Land mehr als bisher dem Verkehre mit dem Auslande zu öffnen. Ein solcher Schritt läßt sich aber nicht thun, ohne auch andere Ideen gleichzeitig einzulassen, und aus der Bildung einer Legion paraguitischer politischer Flüchtlinge, die sich gegenwärtig beim alliirten Heere befindet, und ausgesprochen ihrem Vaterlande eine andere Constitution bringen wollen, läßt sich schließen, daß diese Ideen sich bereits in Paraguay selbst sehr bemerkbar gemacht und zur Ausweisung jener Flüchtlinge geführt haben. Wie gesagt, werden sich die eigentlichen Motive des Präsidenten Lopez erst erkennen lassen, wenn der Krieg vorüber und die Zwecke desselben nach irgend einer Seite hin erreicht sind. Wir haben uns daher einstweilen nur an das Thatsächliche zu halten. Als Brasilien endlich nothgedrungen Partei für Flores nahm und zwei Divisionen in Uruguay einrücken ließ, um Aguirre zu verjagen, erklärte Paraguay zu Uruguay stehen zu wollen und zugleich das bisherige Gleichgewicht der Staaten in Südamerika bedroht, wenn Brasilien in Uruguay siege — also — das war nun einmal der feste Glaube in ganz Südamerika — diese Republik annektire! Der Erklärung folgte sehr bald eine That. Brasilien sandte mit dem Schiffe Marquez d'Olinda einen neuen Gouverneur nach der Provinz Matto grosso, im fernsten Westen seines ungeheueren Gebietes. Dieses Schiff mußte auf dem Flusse Paraguay die Hauptstadt des Präsidenten Lopez, Assuncion, passiren, wurde hier mitten im Frieden, und während noch ein brasilianischer Gesandter in Assuncion anwesend war, mit Beschlag belegt, der Gouverneur von Matto grosso ins Gefängniß geworfen, Geld und sonstiges brasilianisches Eigenthum einfach confiscirt und dem brasilianischen Gesandten angedeutet, er möge Assuncion verlassen, denn Paraguay sei gesonnen, den Kampf mit Brasilien aufzunehmen, angeblich um Uruguay gegen dasselbe zu verthei-

digen. Statt nun aber nach diesem Gewaltakte, seine Armee nach Uruguay zu senden, um hier auf dem eigentlichen Kampfplatze gegen Brasilien aufzutreten, organisirte Lopez eine Expedition von 7000 Mann, — nach allen Berichten sehr tüchtige Truppen, — die er auf 11 Dampfern den Paraguay aufwärts in die brasilianische Provinz Matto grosso schickte. Allerdings konnte er direkt nicht in Uruguay einrücken, denn argentinisches Gebiet und zwar die Jesuiten-Missionen des Staates Corrientes liegen dort zwischen Paraguay und Uruguay; aber auf demselben Umwege den die paraguitischen Truppen später durch die brasilianische Provinz Rio grande do Sul gemacht, wäre es möglich und jedenfalls sehr lähmend für die brasilianische Operation in Uruguay gewesen. — Aguirre hoffte das auch und bat dringend um thätige Unterstützung; man antwortete ihm aber aus Assuncion, daß man durch die Expedition nach Matto grosso schon genug für die Vertheidigung Uruguays thue. Die Provinz Matto grosso ist bei 20,000 Quadratmeilen Ausdehnung die am wenigsten bevölkerte Provinz Brasiliens und auf dem Landwege von Rio de Janeiro nur durch eine zweimonatliche Reise zu erreichen. Die ganze Militairkraft der Provinz bestand im Augenblick des Einfalls der Paraguays aus ungefähr 400 Mann Soldaten, von denen 200 in dem Grenzfort Nova Coimbra garnisonirten. Zur Erklärung für diese erste Richtung der Feindseligkeiten dienen freilich die seit 10 Jahren fortgeführten Grenzstreitigkeiten zwischen Paraguay und Brasilien, welches letztere den südlicheren Fluß Rio Apa als Grenze reklamirt, während Paraguay den nördlicheren Rio blanco als solchen beansprucht. Man hatte die Unterhandlungen, die übrigens nie sehr gereizter oder peremptorischer Natur waren, auf 10 Jahre vertagt und dieser Termin war eben abgelaufen, als Lopez den Krieg begann. Das Fort Nova Coimbra vertheidigte sich 2 Tage lang mit 200 gegen 7000 Mann, fiel dann und seine Besatzung entkam auf noch unerklärte Weise zu Schiffe, ohne einen Mann zu verlieren. Unterwegs auf dem Flusse von den Paraguitischen Schiffen eingeholt, wurde sie theils niedergemacht, theils gefangen. Nun besetzten die Paraguays in rascher Folge die ganz unvertheidigten Flecken Miranda, Albuquerque und die Stadt Corumba. Weiter kamen sie aber nicht, namentlich nicht bis in die Hauptstadt Cuyaba, haben diese auch im ganzen weiteren Verlaufe des Krieges nicht zu besetzen vermocht und sind dort eigentlich noch jetzt auf demselben Punkte, wo sie beim ersten Anmarsch waren. Brasilien, welches seine Truppen im Süden braucht, zog in den Nachbar-Provinzen Goyaz, San Paulo und Minas geraes nur Nationalgarden zusammen, führte diese aber nicht gegen den wohldisciplinirten Feind, sondern erwartete seinen Erfolg gegen denselben im Süden, denn Matto grosso hat für diesen Krieg weder eine politische, noch eine militairische Bedeutung. Unterdessen wurde Brasilien mit Aguirre in Uruguay fertig, vertrieb ihn, schloß ein Bündniß mit Flores gegen Paraguay und verlangte durch Unterhandlungen mit dem Präsidenten Mitre die Erlaubniß der Conföderation, den La Plata mit der Flotte aufwärts fahren und das Gebiet der Correntinischen Mission mit dem Landheere überschreiten zu dürfen, eine Erlaubniß, die Mitre auch den Para-

guays geben wollte, während er fest dabei blieb, daß die Argentinische Conföderation sich strikte neutral zwischen den beiden Kämpfenden verhalten werde. Diese Erklärung veranlaßte den zweiten Gewaltschritt von Seiten des Präsidenten Lopez. Entweder, um den Präsidenten Mitre zu zwingen, aus dieser Neutralität herauszutreten, oder in der Hoffnung, daß die beiden Provinzen Corrientes und Entre Rios ihn mit offenen Armen empfangen würden, auch wohl auf Urquiza und die Partei der Föderalisten rechnend, fiel er plötzlich mit 20,000 Mann in die Provinz Corrientes ein, nahm im Hafen der gleichnamigen Stadt die dort liegenden Argentinischen Kriegsschiffe, besetzte die Stadt, setzte eine provisorische Regierung ein und breitete sich im Norden der Provinz bis Empedrado und Bella Vista aus, ohne daß die wenigen dort stehenden Argentinischen Truppen auch nur das Geringste gegen die Ueberzahl und Energie der Paraguays vermochten. Wir haben bereits angeführt, unter welchen Umständen nun in Buenos Ayres die Tripel-Allianz zu Stande kam, welche Haltung Urquiza annahm und wie die Verhältnisse sich nun plötzlich durchaus anders gestalteten. Während die Paraguays sich im Norden von Corrientes festsetzten, überall Befestigungen aufwarfen und sich ihre Schlachtfelder vorzubereiten schienen, sammelte sich das alliirte Heer bei Concordia in Entre Rios und die Generale schienen sich verständigt zu haben, mit der äußersten Vorsicht gegen den kühnen und determinirten Feind zu Werke zu gehen. Da ein wirkliches Gefecht noch nicht stattgefunden, so standen die Paraguays noch in dem Rufe einer ganz außerordentlichen Bravour und das alliirte Heer bestand in seiner Mehrzahl aus Milizen, neuorganisirten Regimentern und Gaucho-Cavallerie, die man so rasch einem Zusammenstoße mit lang geschulten Truppen nicht aussetzen wollte. Es kam auch die Meuterei des Contingentes von Entre Rios und mahnte zur Vorsicht. Besonders aber wollte man die Ankunft der theils in Rio gebauten, theils in Europa gekauften Panzerschiffe abwarten, ohne welche man nicht hoffen konnte, den Fluß bei Humaita zu passiren, also auch nicht bis Assuncion zu gelangen. Dieses Zögern benutzte Lopez zu einem Versuche, ob er mit seinen Schiffen die brasilianische Eskadre nicht vernichten könne, welche am Einflusse des Riachuelo in den Parana, einige Meilen südlich von der Stadt Corrientes, vor Anker lag. Mit jener Kühnheit, welche bis zum Rückzuge aus Argentinischem Gebiete, alle Unternehmungen des Präsidenten Lopez charakterisirt, erschien plötzlich das paraguitische Geschwader vor dem Riachuelo, nahm Position den brasilianischen Schiffen gegenüber und begann den Angriff. Das Gefecht war ein sehr hartnäckiges und für beide Theile ehrenvolles, endigte aber mit dem Rückzuge der Paraguays, deren Schiffe seitdem auch nicht wieder zum Vorschein gekommen sind und wahrscheinlich für den zu erwartenden Kampf bei Humaita aufgespart werden. Auch die brasilianischen Schiffe hatten theilweise schwere Havarie erlitten und mußten später noch zweimal bei Cuevas durch eine Kanonade vom Flußufer aus leiden, haben sich dann aber nach und nach verstärkt, namentlich durch die beiden ersten fertig gewordenen Panzerschiffe Tamandaré und Brazil, erwarten noch 4 andere und werden dann

wahrscheinlich eine sehr entscheidende Rolle in dem Schlußkampfe spielen. Bald nach dem Gefechte beim Riachuelo gelang es dem Argentinischen General Paunero mit einigen brasilianischen Bataillonen, sich auf kurze Zeit der Stadt Corrientes wieder zu bemächtigen, und bei diesem Coup sank zum erstenmale die Aureole, welche bis dahin die unwiderstehliche Tapferkeit der Paraguays umgeben hatte. Argentiner wie Brasilianer überzeugten sich, daß es wohl mit ihnen aufzunehmen sei, und diese Erfahrung hat viel zu den späteren Erfolgen der Alliirten beigetragen. Ebenso zeigte es sich, daß die Zahlen für das Paraguitische Heer überall zu hoch angegeben worden waren, so daß manche Besorgniß schwand. Als nun das Lager der Alliirten bei Concordia sich durch Rekruten, Ersatzmannschaften und nach und nach eintreffende Argentinische Contingente immer mehr verstärkte, so daß eine Vorwärtsbewegung des Heeres gegen das Hauptcorps des Lopez im Norden von Corrientes zu erwarten war, unternahm Lopez die dritte Invasion und zwar in die brasilianische Provinz Rio grande do Sul, welche Invasion vernünftigerweise gleich die erste und einzige hätte sein sollen, wenn er wirklich Uruguay zu Hülfe kommen und Brasilien dort Verlegenheiten bereiten wollte. Der Einfall geschah bei San Borja am Uruguay und wurde mit großem Eclat in's Werk gesetzt, die Freilassung der Sklaven verkündet und an die alten Unabhängigkeitsgelüste der Rio grandenser appellirt. Aber es rührte sich weder ein Sklave, noch machte sich irgend einer der alten Farrapos bemerkbar; dagegen versammelte sich unter dem General Cannabaro ein ganz ansehnliches Provinzial-Milizheer und verlegte den Eingedrungenen den Weg nach dem Osten. Ob nun Lopez erst jetzt, wo er sah, daß er seine Hoffnungen auf Rio grande do Sul aufgeben mußte, den Plan gefaßt, eine Expedition nach Uruguay hineinzuwerfen, oder ob er diesen Plan überhaupt gehabt und der Einmarsch in Rio grande do Sul nur eine Maske für denselben war, ist noch nicht aufgeklärt. Jedenfalls war der Gedanke ein eben so kühner als geschickter, denn in Uruguay hätte die Partei der Blancos ihn mit offenen Armen empfangen, die alliirte Armee wäre in Flanke und Rücken paralysirt worden und auch in der Argentinischen Conföderation, namentlich in Entre Rios, hätten die Föderalisten vielleicht das Haupt erhoben. Lopez detachirte daher von San Borja aus den Obersten Estigarribia auf dem linken Ufer des Uruguay und den Major Duarte auf dem rechten, den Fluß abwärts, mit dem Befehl, sich gegenseitig zu unterstützen und mit Aufbietung aller Kräfte Uruguay zu erreichen. Beide Expeditionen mißglückten vollständig. Major Duarte wurde mit seinen 3000 Mann von Flores und Paunero am Yatai nicht allein geschlagen, sondern gradezu vernichtet, und Oberst Estigarribia in dem Flecken Uruguayana mit 7000 Mann gefangen genommen. Beide Schläge waren sehr hart für den Präsident Lopez, und als nun auch die alliirte Haupt-Armee von Concordia aus sich gegen sein Corps in Corrientes vorbewegte, blieb ihm nichts anderes übrig, als alle Invasionen, Expeditionen und Offensiven aufzugeben und sich mit allen seinen Truppen in fluchtähnlicher Eile über den Parana in sein Land zurückzuziehen. Die Alliirten folgten ihm und haben jetzt sämmtliche

Positionen inne, die Lopez durch seine Invasion gewonnen hatte. Die Pause, welche nun eingetreten ist, wird theils dem niedrigen Wasserstande des Parana, theils dem erwarteten Eintreffen noch mehrerer Panzerschiffe, theils dem Entschlusse der alliirten Generale zugeschrieben, auch jetzt noch nichts zu übereilen, sondern die seit dem November v. J. nach und nach eingetroffenen 14,000 Mann brasilianischer Verstärkungstruppen erst an das Feldleben zu gewöhnen, weil der Einmarsch in Paraguay und der Krieg in diesem ganz unbekannten Lande schwere Strapazen, und das aufgestachelte Nationalgefühl der Paraguays blutige Kämpfe erwarten lassen.

Paraguay, oder vielmehr der Präsident Lopez steht daher vor einer wichtigen Entscheidung, denn die Alliirten haben wiederholt erklärt, daß sie nicht mit Paraguay und dem Volke der Paraguays, sondern nur mit Lopez Krieg führen und nach Beseitigung desselben dem Lande vollkommen freie Hand lassen, wie es sich politisch constituiren wolle. Daß eine so concentrirte, 50 Jahre lang an Gehorsam und blinde Hingebung gewöhnte Nation, wenn ihr Nationalstolz beleidigt ist, Widerstand bis zum Messer leisten kann, lehrt die Geschichte aller Zeiten. Die politischen Flüchtlinge im alliirten Heere machen sich zwar große Hoffnungen, ihre Ideen in Paraguay annehmbar zu machen. Wir glauben aber nicht recht daran. Emigranten haben noch nie eine bedeutende Rolle in ihrem Vaterlande gespielt. Präsident Lopez hat bis jetzt Energie bewiesen und wird sie im entscheidenden Augenblicke gewiß nicht weniger beweisen. Besser berathen hätte er freilich sein können, denn alle seine Offensivbewegungen haben sich als Stöße in die Luft bewiesen.

Brasilien endlich, der Hauptfaktor in dem nun schon zwei Jahre dauernden Kampfe, befindet sich ebenfalls, und zwar gerade durch diesen, in einem Uebergangsstadium zu einer Entwickelung, wie man sie diesem Staate bisher nicht zugetraut. Die Sorgfalt und Genauigkeit, mit welcher der Kaiser Dom Pedro II. seit seiner Großjährigkeit alle Vorschriften der Constitution beobachtet, auch die, welche seinen persönlichen Wünschen entgegenstehen und seinen auf den Ruhm seiner Völker gerichteten Willen beschränken, hat das Problem gelöst, mit der freiesten aller Constitutionen bisher regieren zu können. Mit großem Geschick hat er das Staatsschiff durch Conflikte und Differenzen aller Art geführt, und durch persönliche Sorge für die Armee und Marine das zu ersetzen gesucht, was die Kammern diesen beiden wichtigsten Fundamenten des Staatswohls konstant verweigerten. Die Armee sollte zwar im Frieden 22,000 Mann stark sein, war aber faktisch nur selten stärker als 14,000 Mann. Man denke sich diese auf die ungeheure Ausdehnung Brasiliens und auf 8 Millionen Einwohner vertheilt, so wird man die Schwierigkeiten ermessen, mit denen der Kaiser für Aufrechthaltung der Würde seines Landes zu kämpfen gehabt hat. Weniger durch den Krieg gegen Uruguay, für den man das stehende Heer und einige mobilisirte Bataillone Nationalgarde ausreichend glaubte, als durch das über jedes Maaß beleidigende Auftreten Paraguays hat sich in der ganzen brasilianischen Nation die Ueberzeugung festgestellt, daß Brasilien in der That ein stärkeres Heer

bedarf und es ist wohl unzweifelhaft, daß die Armee aus diesem Kriege stärker hervorgehen und dann auch stärker bleiben wird, als sie je zuvor gewesen.

Als der Bürgerkrieg zwischen den Colorados und Blancos oder vielmehr zwischen Flores und der zeitigen Regierung (Berro und dann Aguirre) begann, wollte der Kaiser durchaus nichts mit dieser Revolution im Nachbarstaate zu thun haben. Die Presse und einige Deputirte machten zwar darauf aufmerksam, daß dies die beste Gelegenheit sei, die frühere Provinz Cisplatina zurück zu bekommen oder doch jedenfalls die im Norden Uruguays wohnenden brasilianischen Fazenteiros gegen die Bedrückungen der spanischen Race zu beschützen. Brasilien that nichts, sich zu engagiren, obgleich die ganze La Plata Presse vom ersten Augenblicke an die heftigsten Beschuldigungen gegen Brasilien in die Welt schleuderte. Erst als in der Provinz Rio grande do Sul sich Bewegungen zeigten, welche die Neutralität Brasiliens kompromittirt haben würden, denn es wollten sich dort Corps von Freiwilligen bilden, um auf eigene Hand Krieg gegen die spanische Race in Uruguay zu führen, gab der Kaiser seinem Vertreter in Montevideo Instruktionen, er möge dem dortigen Gouvernement zu einer Versöhnung mit Flores, und jedenfalls zu einer gerechteren Behandlung der in Uruguay angesiedelten Brasilianer rathen. Dieser Rath wurde mit äußerster Nichtachtung zurückgewiesen und die Blancos tobten in einer Weise gegen das nachbarliche Kaiserreich, daß endlich nichts übrig blieb, als die Mahnung durch eine Truppenaufstellung an der Grenze zu unterstützen. Bei den anderen Staaten haben wir schon den weiteren Gang der Begebenheiten überschlagen und gezeigt, daß Brasilien nach dem Siege grade das Unerwartetste gethan, dadurch aber auch seine gegenwärtige Präponderanz gewonnen, denn sowohl in Amerika wie in Europa hat seine Mäßigung ihm die lebhaftesten Sympathien eingetragen. Allerdings hat der Zufall die Pläne des Kaisers in auffallender Weise begünstigt. Ohne den Friedensbruch des Präsidenten Lopez gegen die Argentinische Conföderation wäre das Zusammentreten einer Tripel-Allianz unter den drei Nachbarstaaten — die sich bisher gegenseitig feindlich gesinnt waren — nicht möglich gewesen. Jetzt aber ist sie da, die beiden Republik-Präsidenten Mitre und Flores sehen ein, welchen Halt und welche Festigkeit ihnen das Bündniß mit Brasilien giebt, sie überzeugen sich, welche Kraft Kaiser Dom Pedro II. zu Lande und zu Wasser entwickeln kann und fühlen sehr wohl, daß die Allianz auch über diesen Krieg hinaus ihnen nicht allein Ruhe nach Außen, sondern in demselben Grade auch gegen die Faktionen im Innern geben dürfte. Brasilien ist als Monarchie seinem innersten Wesen nach konservativ und hat das Glück gehabt, seit der Thronbesteigung des jetzigen Kaisers von keiner Revolution heimgesucht zu werden. Was der Kaiser Dom Pedro II. im eigenen Lande vermocht und erreicht, erreicht er vielleicht auch im Platagebiete, schafft sich dadurch Ruhe und seinen Nachbarn Stabilität der Regierung und der Institutionen. Es läßt sich freilich nicht sagen, was geschehen wird, wenn die Paraguays als Volk den Kampf ihres Präsidenten aufnehmen und dann der Friede in

Assuncion von den Alliirten diktirt wird, namentlich fragt es sich, ob man dann dabei stehen bleiben wird, nur die Festungen zu schleifen, den freien Verkehr auf den Strömen zu erzwingen und den Paraguays überlassen kann, sich selbst eine Constitution und eine Regierung zu geben, wie es ihnen gefällt. Läßt sich nach dem Benehmen Brasiliens gegen Uruguay schließen, so wird es eben so uninteressirt und großmüthig gegen Paraguay handeln! Sehr möglich ist es freilich, daß die Argentinische Conföderation mit dem Wunsche hervortritt, Paraguay als conföderirten Staat in die Argentina eintreten zu lassen. Das wird indessen Brasilien nicht zugeben können, sondern darauf bestehen müssen, daß Paraguay unabhängig bleibt. Auch Flores muß das wünschen und verlangen, weil Uruguay sonst allein, klein und schwach zwischen zwei übermächtigen Nachbarn stehen würde. Indessen sind das Combinationen, deren Lösung man besser der Zukunft überläßt.

Thatsächlich ist, daß Brasilien in diesem Kriege mit einem Landheer von zusammen 60,000 Mann auftritt, — daß es sich in den Voluntarios da Patria eine Art von Landwehr geschaffen hat, — welche das Mittelding aber auch das Verbindungsglied zwischen Linientruppen und Nationalgarde ist, — daß in dem ganzen Kriege bis jetzt kein Gefecht stattgefunden hat, bei welchem nicht brasilianische Truppen siegreich Antheil genommen, — daß es in diesem Augenblicke die zahlreichste und stärkste Flotte hat, welche je in den Plata-Gewässern erschienen ist, — daß ihm die Londoner Börse eine Anleihe zu verhältnißmäßig günstigen Bedingungen gewährt, — daß England in einer für brittischen Stolz beispiellosen Weise in dem Conflikte nachgegeben hat, über welchen sich auch der Schiedsspruch des Königs Leopold von Belgien auf die Seite Brasiliens gestellt, — daß es in seinem ganzen Innern ruhig ist — daß sich Produktion, Handel und Industrie mächtig hebt, und daß es endlich mit Ruhe an die große Maßregel herangehen kann, die ihm unzweifelhaft nach Beendigung dieses Krieges bevorsteht, nämlich die Aufhebung der Sklaverei, für welche jetzt schon von den Besten und Verständigsten der Nation agitirt wird. Daß diese Sklavenemanzipation überhaupt nur eine Frage der Zeit ist, darüber sind alle Brasilianer einig, auch die großen Grundbesitzer, deren ganze Produktion auf Sklavenarbeit basirt ist, und welche sehr wohl einsehen, daß der Augenblick kommen muß, wo die Sklaven sich selbst frei machen, wenn ihnen die Freiheit nicht endlich gegeben wird. Es ist das allerdings derjenige Moment, wo sich die Haltbarkeit der brasilianischen Institutionen zeigen muß, denn so unbegreiflich glücklich und glatt wie die Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland abgegangen ist, wird es in Brasilien bei dem heißen Blut der Brasilianer und der Sklaven, kaum abgehen. —

Vor der Hand richtet sich sehr begreiflicher Weise die ganze Aufmerksamkeit auf den Ausgang des Krieges, den die Festigkeit und wohl auch die Bedrängniß des Präsident Lopez, aller Wahrscheinlichkeit nach, möglichst erschweren wird. Daß die Alliirten keineswegs mit Sicherheit auf einen sofortigen Erfolg nach dem Ueberschreiten des Parana zählen, beweist die Vorsicht und Sorgfalt, welche sie anwenden, um den entscheidenden Schlag

auch zu einem wirksamen zu machen. Bei einem solchen Kampfe kommen indessen auch moralische Hebel ins Spiel, die sich nicht im Voraus berechnen lassen. Brasilien scheint sich sehr wohl bewußt, daß die Alliirten oben siegen müssen, wenn nicht die unseligsten Zustände im ganzen Osten von Süd-Amerika eintreten sollen. So umfassende Vorbereitungen, so große Opfer bringt man nicht auf das Gerathewohl! Wenn auch Brasilien wirklich keine materiellen Vortheile will, wenn es — sehr weise — jede Vergrößerung von sich abweist, die ihm eine andere und feindliche Nationalität hinzufügen würde, so muß es doch auf künftige Gestaltungen rechnen, welche ihm die Präponderanz in Süd-Amerika sichern und auf welche Volkszahl, territoriale Ausdehnung, geordnetes Staatswesen ihm Anspruch geben. Es wird dies die schließliche Phase der jetzt beginnenden Entwickelungen sein; die vorliegende Ueberschau aber zum Verständniß derselben beitragen können.

Weinverfälschung und Staatspflicht.

So dankbar vom großen Publikum und dem weitaus großen Mehrtheil der deutschen Presse die Nachrichten über die Anordnungen der Staatsregierung zur Verhütung der, Gesundheit und Leben gefährdenden, Weinverfälschungen aufgenommen wurden; so können wir doch nicht zugeben, daß mit dem Geschehenen die Pflicht und Thätigkeit der Regierung als erschöpft zu betrachten seien. Es kann nur als ein zweckmäßiger Anfang angesehen werden, wenn von höherer Stelle her, wie geschehen ist, Veranlassung zur Prüfung verschiedener, als „Wein" bezeichneter, Getränke durch einen vereidigten Chemiker gegeben wurde. Gerade in dem Resultate dieser chemischen Untersuchungen, daß nämlich in analysirten Getränken theils nicht ein Tropfen Traubensaft enthalten war, theils ein aus ordinären Landweinen fabricirtes Gemisch vorlag, dem beim Verkauf eine nicht entsprechende, und zwar höhere Marke beigelegt wird, liegt die dringende Aufforderung an die Regierung, auf dem eingeschlagenen Wege nicht stehen zu bleiben.

Es kann und soll der Chemie nicht streitig gemacht werden, in vielen Stücken richtig und zweifellos festzustellen, aus welchen Bestandtheilen die von ihr der Zerlegung unterzogenen Körper zusammengesetzt sind; wenn aber der Chemiker von diesen oder jenen Substanzen behauptet, sie seien der menschlichen Gesundheit schädlich oder nicht schädlich; so überschreitet er als solcher offenbar den Kreis seiner Wissenschaft. Was dem menschlichen Körper zuträglich oder nachtheilig ist, kann selbstverständlich nur der Arzt, und wenn von amtlichen Erhebungen die Rede ist, nur ein aus ärztlichen Elementen zusammengesetztes Collegium feststellen. Mag der Chemiker wie jeder

andere gebildete Laie wissen, daß beispielsweise Arsenik ein tödtliches Gift ist, Bleizucker im Weine, anhaltend genossen, ebenfalls den Tod herbeiführt: giebt es denn bei dem jetzigen, auf Schnellbereicherung gerichteten, Raffinement nicht aber auch Zusammenmischungen verschiedener Substanzen, die in ihrer Gesammtheit die nachtheiligsten Folgen für den Menschen haben können? Es wäre vom Chemiker viel zu viel verlangt, wenn er das Alles wissen sollte. Ohne seinen Wirkungskreis im Geringsten verschränken zu wollen, muß man sich in Anbetracht dieser lautredenden Thatsachen nach einer Instanz umsehen, in deren Hände die Resultate der chemischen Ermittelungen zur weiteren Feststellung in medicinalischer Hinsicht gelegt werden. Und diese Instanz kann nur ein Medicinal-Collegium sein, das in dem Organismus des Staates seine gegliederte Geltung hat. Chemie und Medicin haben zusammen ihre Thätigkeit und ihren Spruch eintreten zu lassen, wenn es sich darum handelt, was in „Wein" genannten Getränken enthalten ist, und wie dieser Inhalt theils nach seinen einzelnen Theilen, theils nach seiner Totalität auf den menschlichen Körper wirkt.

Jedoch wird hier noch eine zweite Erwägung Platz greifen müssen, welche der Wichtigkeit der Sache, um die es sich handelt, entspricht. Ein Chemiker mag hinlänglich tüchtig dazu sein, die Zusammensetzung todter Körper nach ihren Bestandtheilen festzustellen; anders verhält es sich indessen mit dem Weine. Es darf in dieser Hinsicht nur an den im Januarhefte dieser Blätter von 1865 abgedruckten Artikel: „Wein und Wissenschaft" erinnert werden, in welchem nachgewiesen worden ist, daß es selbst dem berühmten Chemiker Professor v. Liebig nicht gelang, eine sachgemäße Analyse der ihm vom Fürstlich v. Metternich'schen Johannisberge aus zugeschickten Weine zu bewerkstelligen. Damit kann und soll über die Chemie überhaupt nicht der Stab gebrochen sein; denn, wie wir bereits aussprachen, die Chemie hat ihre Objecte, über die sie mit Untrüglichkeit waltet; allein aus dem bezüglich des Professors v. Liebig angeführten Beispiele ergiebt sich auch mit Evidenz, daß die Chemie selbst in den Händen eines ihrer Adepten auf Grenzen und Schranken stoßen kann, die sie nicht zu überschreiten vermag. Außerdem aber soll noch erst der Chemiker geboren werden, welcher auf wissenschaftlichem Wege beispielsweise den durch eclatante Folgen und Wirkungen evident gewordenen Unterschied zwischen Alkohol und Weingeist zu ermitteln im Stande wäre.

Wenn hier die Einwendung erhoben wird, daß mit der autoritativen Befugniß der Chemie auf dem in Rede stehenden Gebiete jede Zuverlässigkeit der Untersuchung wegfalle; so ist einfach zu erwiedern, daß es dazu in maßgebenden Fällen nicht an ergänzenden Mitteln und Wegen fehlt. Gerichtliche Taxationen von Weinen bei Concursen werden nicht Chemikern, sondern Sachverständigen, deren Mittel und Handhabe lediglich und allein die Zunge ist, überwiesen. Und hiermit sehen wir den Ausweg in den Fällen angedeutet, in welchem die Chemie erklärt, so und so weit gehen unsere Ermittelungen, weiter nicht. Nun könnte zwar gesagt werden, daß das in Betracht kommende Medicinal-Collegium die Ergänzungen der Chemie zu be-

wirken habe; allein wer steht dafür, daß ein Arzt ein so eminenter Weinkenner sei, um zu ermitteln, was der Chemie unmöglich war? Es kann ein solcher Fall zutreffen, und trifft gewiß öfter zu; allein es ist nicht mit Gewißheit darauf zu rechnen, daß dem so sei. Auf Weinkennerschaft ist keine medicinische Prüfung gerichtet. Dazu kommt, daß das einzelne Mitglied eines Medicinal-Collegiums nicht das Medicinal-Collegium selbst ist; und dasselbe gilt auch von mehreren als einem Mitgliede. Die Zunge ist Sache und Eigenthum der einzelnen Person, und als solche repräsentirt sie keinen officiellen Charakter, sie hat ihn als Weinkenner in diesem Falle nicht; sie kann demnach für das Collegium in diesem Sinne nicht maßgebend sein. Außerdem aber auch angenommen, ein Medicinal-Collegium adoptirte die Angaben eines oder mehrerer seiner Mitglieder über gewisse Eigenschaften eines Weines, so ist es unter allen Umständen nicht gerathen, ein und dasselbe Collegium den Anklagegrund feststellen und sodann in Folge dessen eine Entscheidung treffen zu lassen. Wenn auch keine vollständige, so ist doch eine gewisse Analogie dafür vorhanden, daß ein Beamter nicht Ankläger und Richter in einer Person sein dürfe.

Folgt hieraus, daß dem befindenden Medicinal-Collegium das Material zu seinem Befinden vollständig zu unterbreiten ist; soll ferner die Wissenschaft der Chemie, soweit ihre Kraft dazu reicht, dieses Material als amtliche Unterlage für das Befinden des betreffenden Medicinal-Collegiums liefern; ist es aber erwünscht, in Fällen sogar nothwendig, daß zu den chemischen Erhebungen eine Ergänzung komme, die dem betreffenden Medicinal-Collegium von wesentlichem Nutzen sein muß: so wird sich der Staat, und zwar aus noch andern als den erörterten Gründen, zu der Verpflichtung gedrängt fühlen, sich, zur allseitigen Wahrnehmung der Landesinteressen, nach einer angemessenen Vertretung des Weinkennerfaches umzusehen und diese für seine Dienste zu verpflichten.

Nach den vorstehenden Auseinandersetzungen liegt auf der Hand, daß Conflicte zwischen allen Drei, zur Feststellung der Weinqualificate zu berufenden Factoren unmöglich sind. Während die Chemie der Medicinalbehörde das amtliche Material zur weitern Beurtheilung darreicht, kommt ihr, unter eventueller Ergänzung der Chemie, die praktische Sachkunde bei Feststellung des Urtheils berathend zu Hülfe; und es müßte nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn die Landesmedicinalcollegien unter diesen Umständen nicht den entschiedensten Dank der gesammten Landesbevölkerung ernten sollten. —

Wenn auch nicht in directer Beziehung mit dem bisher Gesagten stehend, hat eine andere Seite der Weinverfälschungsfrage doch große Bedeutung für die Staatsregierung und die Landesbewohner. Wir meinen die Art der Verzollung steuerpflichtiger Weine. Gewiß ist die Staatsleitung von den wohlwollendsten Absichten geleitet worden, als sie der weinhändlerischen Kaufmannschaft in den Zollvereinsstaaten für den Fall umfassender Wein-Bezüge vom Auslande einen Steuerrabatt von 20 %, für den Fall geringerer, aber auch noch großer Bezüge von $6^2/_3$ % erwirkte. Der Staatsregierung konnte es nicht darum zu thun sein, einer einzelnen Klasse um ihrer selbst willen

so große Vergünstigungen zuzuwenden; vielmehr geschah, was in dieser Richtung geschah, im Interesse der ganzen Bevölkerung, der für geringere Summen ein importirter guter Wein zugänglich gemacht werden sollte. Was die Preise anlangt, für welche Ungar- und Bordeaux-Weine sehr häufig von Weinhändlern im Zollverein verkauft werden, so sind sie ohne Frage sehr häufig billiger, als sich die Staatsregierung zu hoffen jemals unterfangen hat. Ihre Intentionen, dem Volke zum Gebrauche eines billigern guten Weins zu verhelfen, sind indessen gründlich vereitelt worden. Zwar werden sogenannte „Ungarweine“ und „Bordeauxweine“ sehr häufig zu wahrhaft lächerlichen Preisen verkauft, aber es wird dafür auch eine Waare geliefert, welche, wie sie sich durch die amtliche chemische Analyse zu Berlin dokumentirt hat, nichts als ein Fabrikat ohne einen Tropfen wirklichen Traubenweins, oder ein Fabrikgemisch schmackhaft gemachter ordinairer Landweine war. Das Publikum, für welches die Steuersätze ermäßigt wurden, hat denn nicht nur keinen Nutzen gehabt, sondern die Weinfabrikation hat, nach Einführung der Steuerermäßigung bei größern Importbezügen, die rapidesten Fortschritte gemacht und den weitesten Umfang erreicht, wie der betreffende Artikel in diesen Blättern vom 6. Juli v. J. nachzuweisen versucht hat, dem eine entschiedene Beistimmung und großartige Verbreitung zu Theil geworden ist. Ist nun Jemand durch jahrelange Erfahrung belehrt, daß durch große Opfer, die er gebracht, seine Intentionen nicht erreicht worden sind, ja, daß denselben trotz dieser Opfer diametral entgegen gearbeitet wird: wäre es da nicht eine unverzeihliche Thorheit, wenn er diese Opfer zu bringen noch einen Augenblick fortfahren wollte? Mit einem Worte, es ist die Pflicht der Staatsregierung, bei den Regierungen der Zollvereinsstaaten den dringenden Antrag zu stellen, daß die Weinsteuer-Ermäßigungen ohne Verzug aufgehoben werden. Diese kommen nur denjenigen Weinhändlern, welche sie genießen, zu gute; sie sind bereits die Vergünstigung einer besonderen Handelsbranche, man könnte versucht sein zu sagen, einer Kaste geworden, welche eher an Alles, als daran denkt, an den vom Staate ihr gewährten Vortheilen das Publikum Theil nehmen zu lassen, zu dessen Vortheil diese Ermäßigungen verwilligt worden sind. Anstatt dessen ist das Publikum im Ganzen und Großen seit dieser Verwilligung mit Gebräuen bedient worden, die nicht Tausende, sondern Hunderte von Tausenden um ihre Gesundheit, und, wenn auch auf langsamem Wege, um ihr Leben gebracht haben. Und dazu sollte der Staat noch ferner die Opfer bringen, die er so lange und in so großem Umfange gebracht hat? Ist der Zweck einer Sache erweislich ganz verfehlt worden, so muß sie geändert werden; und das gilt in erster Linie von den Steuerermäßigungen für ausländische Weine zu Gunsten des Weinhandels. Der Staat hat bei den vielfältigen Ansprüchen, wache die Zeitumstände an ihn stellen, alle Ursache, darauf zu sinnen, wie er seine Finanzmittel vermehre, aber wohlbemerkt, ohne die Steuerkraft der Unterthanen höher anzuspannen. Das kann geschehen, indem die Weinsteuer-Rabatte aufgehoben werden, die unter den obwaltenden Umständen geradezu eine Ungerechtigkeit gegen alle besteuerten Nicht-

Weinhändler geworden sind. Mögen die Herren Weinhändler, deren Geschäft bei einem gewöhnlichen Geschäftsbetriebe nicht bestehen kann, ihre Handlungsunkosten auf ein vernünftiges Maaß reduciren, die Schaar ihrer zudringlichen Hausirreisenden einschränken, dafür aber durch das Gewicht einer reellen Waare zu ersetzen bemüht sein, was sie jetzt durch forcirte und unnatürliche Mittel zu erreichen suchen. Dann werden die fiscalischen Betrügereien wegfallen, in deren Rubrik unter allen Umständen die Fabrikation von sogenannten „Weinen" gehört, welche mit der Marke der Aechtheit versehen betrügerisch dem Publikum angeboten, aufgeschwatzt und aufgedrungen werden. Die sich endlich mehr und mehr ergebende Nothwendigkeit, ächte Weine zu importiren und zu versteuern, wird dem Staat eine namhafte Mehr-Einnahmequelle verschaffen, die sich mit der Aufhebung des qu. Weinhandel-Monopols eröffnet.

Wir wiederholen: es ist gebieterische Pflicht des Staates, Alles anzuordnen, was zur Entdeckung und Würdigung der Wein-Verfälschung und Fabrikation führt, und das nur verderbliche Kastemonopol der Weinhändler sofort aufzuheben und mit allen Schritten, die sie gethan, ungescheut an die Oeffentlichkeit zu treten.

Diplomatische Revue.

Wochenschau.

Wenn wir bisher an der Möglichkeit des Krieges zwischen Oesterreich und Preußen zweifelten, so ist in dieser Woche ein Ereigniß eingetreten, welches uns die Ueberzeugung aufdringen muß, daß der Krieg unvermeidlich sei. Das Ereigniß, das wir meinen, ist die Volksversammlung in Solingen und die mit „donnerndem Zuruf" angenommene Resolution des Herrn Abgeordneten Jung, welche sich „unter den gegenwärtigen Umständen" wider den Krieg aussprach. Es ist ein Erfahrungssatz, daß immer das Gegentheil dessen eintritt, was unsere weise Fortschrittspartei will oder behauptet. Nachdem die Fortschrittspartei den Prinzen von Augustenburg auf ihr Schild erhoben hatte, durfte man sicher sein, daß der Augustenburger unrettbar Fiasco machen würde. Nachdem die von ihr geleitete Majorität die Anleihe für den dänischen Krieg verweigert hatte, stand es fest, daß der Krieg zur Förderung der Interessen Preußens gereichen würde. Die Fortschrittspartei wurde nicht müde, den baldigen Zusammenbruch der Politik der Königlichen Staatsregie-

rung zu verkünden, und sofort stieg Preußens Ruhm höher; sie proclamirte die „traurige Lage des Landes", und alsbald trieb die Wohlfahrt der Monarchie neue Blüthen; sie sprach von Anarchie in unserem Finanzwesen, und gleich wurde es offenbar, daß die preußischen Finanzen nie besser gediehen waren als unter dem „budgetlosen" Regime. Ein buchhändlerischer Speculant brauchte nur eine Sammlung der fortschrittlichen Resolutionen zu veranstalten und er würde hiermit dem Publikum ein untrügliches Orakel, eine Art sortes virgilianae liefern, nur müßte man ja darauf halten, aus diesem Orakel stets den entgegengesetzten Schluß zu ziehen. Sagt der Fortschritt schwarz, so ist weiß das Richtige. Daher sind wir durch die Solinger Resolution in unserer Meinung über die Möglichkeit eines Krieges erschüttert worden.

Freilich trägt auch die Haltung Oesterreichs dazu bei, unser Urtheil zu warnen, daß es nicht vorschnell abspreche. Oesterreich scheint nicht nach Regeln zu handeln, die eine Conclusion auf das, was es thun oder lassen werde, gestatten. Seit beinahe zwei Decennien liebt es diese Macht, sich innerhalb einer abenteuernden Skepsis zu bewegen, die das Unfertige dem greifbar Praktischen vorzieht, zum Unerwarteten sich entschließt und sich nur innerhalb der Unbehaglichkeit der europäischen Zustände behaglich fühlen will. Der alte conservative Charakter ist von ihr geschwunden. Wir erinnern an die Rolle, die das Wiener Cabinet zur Zeit der diplomatischen Vorwirren des orientalischen Krieges spielte: wie sich damals Graf Buol täglich nach allen Richtungen der Windrose drehte, wie Niemand sagen konnte, welchen Entschluß Oesterreich binnen vierundzwanzig Stunden fassen würde, und wie es schließlich eine Ueberraschung in Scene setzte, indem es den Decembervertrag mit den Westmächten abschloß. Die Kriegserklärung an Piemont im Frühjahr 1859 war eine ähnliche Ueberraschung, die um so mehr in Erstaunen setzte, als die Cabinete vorher deutlich genug zu verstehen gegeben hatten, daß sie den Aggressor für den schuldigen Theil halten würden. Die Berufung der Fürstentages nach Frankfurt war eine Ueberraschung, und was die innere Politik des Kaiserstaates betrifft, so entwickelte sich sein Verfassungsleben durch eine Reihenfolge theils parlamentarischer theils anti-unitarischer Coups, bis das Chaos übrig geblieben ist.

Dieses Verfahren Oesterreichs ist begreiflich und natürlich genug. — Oesterreich fühlt, daß es die Basis der Verträge, auf welcher es bisher stand, verloren hat. Es sieht sich dem Unbekannten entgegengedrängt und kann nur noch die Hoffnung hegen, daß es, keck und rücksichtslos die Wanderung in das Geheimniß der Zukunft wagend, durch die Uebertreibung des Düsteren selber das Licht finden werde. Oesterreich ist von jener Art Desperation erfaßt, welche das Extrem mit Hilfe des Extrems zu schaffen denkt. Hier wirkt kein Plan, sondern ein Fatum. — Oesterreich ist nicht etwa im Stande, sich ein Ziel zu stellen, welches es erreichen wolle, es rühmt sich vielmehr seiner Ziellosigkeit, stürzt sich in ungelöste Fragen, es provocirt die Zweideutigkeiten, es macht, um mit einem amtlichen Ausdruck zu reden, „die Bahn frei," um der Zukunft anheimzustellen, wohin diese Bahn führen

und was dabei herauskommen werde. Hierdurch ist Oesterreich, welches früher für das erhaltende Rückgrat Europas galt, zu einem Erzeuger der Schwankungen umgestaltet worden. Seine Position ist eine abnorme, durch die ihm beinahe eine devil may care-Politik aufgedrungen wird. Während die andern Mächte hoffen dürfen, in einer Aera des Friedens ihre Finanzen zu bessern und ihre Verfassung zu consolidiren, wird Oesterreich durch die Ungeheuerlichkeit seiner Finanznoth und durch die trostlose Verworrenheit seiner Verfassungsfragen inducirt, die Steigerung der Gefahren und die Verallgemeinerung der Krisis für einen Rettungsweg zu halten. Somit ist die äußerste Behutsamkeit in der Beobachtung der Manöver Oesterreichs nothwendig. Durch jede der europäischen Katastrophen, die auf den Coup d'état folgten, in seinem Lebensnerv getroffen, scheint Oesterreich nunmehr die Zweifel, die auf dasselbe hereinstürmten, mit Zinsen zurückbezahlen zu wollen. In dieser Hinsicht ist die österreichische Monarchie von je her eine pünktliche Schuldnerin gewesen.

Correspondenzen.

Berlin, den 28. März. In der jüngsten Vergangenheit Berlins glänzt hell und freudig die Feier des Geburtstages Seiner Majestät des Königs. — Festjubel durchwogte den 22. früh und spät die Straßen der Residenz und gab Zeugniß, daß es dem Fortschritte doch noch nicht gelungen ist, seinen Weg über das Königthum hinweg zu nehmen. An solchen Tagen schöpfen wir wieder Hoffnung, selbst für Berlin; die jetzt beliebte Opposition ist mehr eine Spielerei, wenn schon eine sehr gefährliche, die zurücktritt, wenn der Ernst des Lebens sich geltend macht, sei es, daß dieser wachgerufen wird durch Freudenfeste, sei es, daß er in Trübsal und Noth Eingang findet. Auch noch aus einem andern Gesichtspunkte können wir der Haltung Berlins in den letzten Tagen und Wochen unsere Anerkennung nicht versagen. Die Versuchung lag nahe, in eine kriegerische, ja in eine herausfordernde Stimmung umzuschlagen und gleichwohl haben wir hierauf zielende öffentliche Regungen nicht bemerkt. Mit großer Ruhe wird der Entwirrung des Knotens entgegengesehen, der zeitweilig so straff gezogen zu sein schien, daß selbst Besonnenere kaum eine andere Lösung sich zu denken vermochten, als die durch das Schwert. Das Gefühl war vorherrschend, daß des Königs Weisheit den Wendepunkt vom Frieden zum Kriege am besten und sichersten finden werde, das Vertrauen zur Armee in ihrer neuen Gestaltung stützte sich auf noch frische Siege und mit einem gewissen Behagen, im Gegensatze zu dem

präsumtiven Gegner, wird der wohl bestellten und gefüllten Finanzverwaltung gedacht.

So war es denn dem Blicke gestattet, sich den eigentlichen städtischen Verhältnissen eingehender zuzuwenden. Hier fällt derselbe zunächst auf das im Detail vorliegende Project einer städtischen Anleihe. Dieselbe ist im Betrage von 5½ Million vom Magistrat der Stadtverordneten-Versammlung in Vorschlag gebracht worden. Schon in früheren Berichten haben wir uns dahin geäußert, daß die Zweckmäßigkeit einer solchen Maßregel sich in abstracto nicht beurtheilen lasse, es vielmehr auf die Verwendung ankomme. Mit Befriedigung haben wir hiernach zu registriren, daß dieser Auffassung in so fern ihr Recht geworden ist, als die durch die Anleihe zu beschaffenden Mittel nicht zeitweisen, sondern dauernden Bedürfnissen Abhülfe gewähren sollen. Inwiefern diese Absicht bei allen einzelnen Positionen erreicht worden ist, hierüber läßt sich streiten; zunächst haben wir jedoch aus allgemeinerem Gesichtspunkte zu bemängeln, daß die generelle Aufbesserung städtischer Zustände lediglich von dem Umstande abhängig gemacht zu sein scheint, ob der Nutzen über die Gegenwart hinweg, auf eine lange Zukunft sich vertheilen werde. Ebenso schwer fällt aber die Frage ins Gewicht, ob das durch die Verwendung der Anleihe zu erstrebende Ziel auch allen Klassen der steuerzahlenden Einwohner gleichmäßig zu gute kommen werde.

Wenn z. B. ein Theil der Anleihe zur Beseitigung der Stadtmauer verwendet werden soll, so würden wir dies nur für alle die Strecken gut heißen können, welche von Privatgrundstücken nicht begrenzt sind. Durch allgemeine städtische Geldmittel, mögen diese schon vorhanden sein, oder erst aus der Anleihe entnommen werden, die Unwillfährigkeit städtischer Haus- und Grundbesitzer aus dem Wege zu räumen, um diesen sehr wesentliche Vortheile ohne ihr eigenes Zuthun in den Schoß zu schütteln, halten wir für verfehlt. Ueberhaupt ist diese ganze Angelegenheit reich an Streiflichtern, die den vorherrschenden Charakter der eigentlichen Berliner erkennen lassen. Zuerst wie gewöhnlich, allgemeines Geschrei gegen den Eigennutz und Eigensinn der fiscalischen Station. Als dieselbe aber in überraschendster Weise den Interessen der Stadt entgegenkommt, alsdann der eingefleischte Egoismus Einzelner, um für sich selbst aus dem allgemeinen Bedürfniß ein Profitchen zu ziehen. — Dieser Sinn sollte, so glauben wir, nicht durch allgemeine städtische Geldmittel unschädlich gemacht, sondern durch eine Specialgesetz gebrochen werden. Es möchte nicht zu schwer sein, die Vortheile, welche durch die Niederlegung der Stadtmauer erreicht werden zwischen den allgemeinen Interessen der Stadt und denen der angrenzenden Privatbesitzer zu theilen und hierdurch auch den Maßstab zu gewinnen, wie von beiden Seiten die Kosten aufzubringen seien. Freilich ließe sich eine solche billige Vertheilung gegen die Renitenten nur im Wege der Gesetzgebung erzwingen und wir befinden uns hier einer Angelegenheit gegenüber, welche uns die jetzt bedingte Concurrenz des allgemeinen Landtages bei allen legislativen Acten als ein Hemmniß individueller Wohlfahrt schmerzlich fühlen läßt. — Die Errichtung von Turnhallen aus den Mitteln der Anleihe halten wir gleich-

falls für verfehlt. Wir wollen einmal alle die Bedenken, welche wir überhaupt gegen die ganze Turnerei hegen, bei Seite lassen, wir wollen die guten Erfolge anerkennen, aber auch dann noch glauben wir, daß diese in der freien Natur während des Frühjahrs und Sommers vollständig zu erreichen sind. Turnhallen, die doch nur für die rauhe Jahreszeit errichtet werden, nehmen hauptsächlich Schüler auf, deren Eltern sich in einer Vermögenslage befinden, um auch die Kosten eines Privatinstitutes tragen zu können. Bei der jetzt herrschenden Manie auf statistischen Notizen zu fußen, schlagen wir vor, jedenfalls sich darüber Auskunft zu verschaffen, wie viele sogenannte Armenschüler die jetzt schon bestehenden öffentlichen Turnsäle kostenfrei besuchen, ob diese für die bezeichneten Schüler nicht schon jetzt ausreichen und ob es daher nicht richtiger wäre, zahlungsfähige Eltern darauf zu verweisen, ihre Kinder Privatunternehmungen zu übergeben, eben so wie bis jetzt schon geschieht, um tanzen, reiten, fechten und schwimmen zu lernen. Wird hierin nicht eine Grenzlinie gezogen, werden wir zuletzt die Mitglieder des corps de ballet aus Volksschulen hervorgehen sehen, die auf städtische Kosten errichtet worden sind. Wir rechnen darauf, daß die ganze Frage der Anleihe, wenn auch wahrscheinlich nicht in dieser, doch in eingehender Weise von den Stadtverordneten zur Erörterung gezogen werde. Es ist immerhin ein schwer wiegendes Unternehmen, den jetzigen Steuerzahlern auch noch die Verzinsung und Amortisation einer erheblichen Anleihe aufzuerlegen.

Auch ein anderer Gegenstand städtischer Verwaltung erregt lebhaftes Interesse und bietet interessante Gesichtspunkte. Wir meinen die vom Magistrate projectirte neue Eintheilung der Gemeinde-Wahl-Bezirke. Daß hierzu ein Bedürfniß vorhanden sei, wird, so viel uns bekannt geworden, von keiner Seite verneint. Nur über die Zweckmäßigkeit des neuen Vorschlages wird gestritten und gleichzeitig darüber, wie aus dem jetzigen Zustande herauszukommen sei. Der Stadtverordnete Streckfuß hat ein sehr energisches Mittel zur Erreichung des letzteren Zweckes vorgeschlagen, ist aber bei seinen eigenen politischen Sinnesgenossen auf heftigen Widerspruch gestoßen. Wir ziehen aus der ganzen Sachlage die Nutzanwendung, daß es sehr bedenklich ist, derartige Verhältnisse zu fixiren, und daß der Graf Schwerin daher fehlgriff, wenn er einst als Minister des Innern, die Wahlbezirke für das Abgeordnetenhaus in die Fesseln eines besondern Gesetzes legte, und daß auch dieses einer Umgestaltung sich kaum wird entziehen können. Recht interessant ist es daß eine ähnliche Frage zur Zeit das englische Parlament beschäftigt, daß aber auch dort der führende Minister zu dem Streckfuß'schen Radikalmittel zu greifen Bedenken trägt. Wie der Engländer unter den Berliner Stadtverordneten, der Prof. Gneist, zu dieser Frage steht, ist noch nicht ersichtlich. Eben so wenig vermögen wir zu berichten, was aus dem Stadtverordneten Löwinson geworden ist, während Herr Wisotzki sich mit dem bekannten Spruche: beatus ille qui procul negotiis, zu trösten scheint. Die Parkanlagen, welche einst den letztgenannten Herrn in einige Verlegenheit brachten, figuriren auch auf dem Verwendungsplan der städtischen Anleihe und so sehen wir denn dem erwachenden Frühjahre mit Vertrauen entgegen.

Eine kürzlich stattgefundene, sehr gelungene Blumen-Ausstellung, veranstaltet von der Gesellschaft der Gartenfreunde Berlins, mahnte uns an den Beginn dieser Zeit, bewies aber auch gleichzeitig, daß Industrie und Handel jetzt die herrschenden Mächte in Berlin sind. Reiche Industrielle und speculative Handelsgärtner sind fast die Einzigen, welche solche Ausstellungen noch mit ihren Erzeugnissen zu beschicken vermögen, wobei es uns denn zu einigem Troste gericht, daß königliche Munificenz vertritt, was dem Landadel versagt ist. Auch auf den Gebieten der eigentlichen Kunst, drängt sich die gleiche Wahrnehmung; wir klagen nicht über solche Zustände, aber wir constatiren dieselben.

Militärische Revue.

Der letzte amerikanische Krieg.

(Fortsetzung).

Es sei uns hier gestattet, noch einmal im Interesse des Lesers zurückzugehen auf den Kampf um Richmond, da uns jetzt, während der Arbeit, die nachstehende vorzügliche Darstellung jener Zeit zu Händen gekommen ist, die aus der Feder eines preußischen Offiziers geflossen, unseres Wissens nach nicht in Deutschland bekannt ist.

Der Verfasser nennt sich selbst „a Prussian Officer in the Confederate army“ und ließ seine Arbeit in Richmond im Druck erscheinen. Wir erlauben uns hier, des besseren Verständnisses wegen eine chronologische Tabelle der „Sieben Tage“ vorherzusenden.

25. Juni.	Gefecht am Oak-Grove. General Hooker will Mc. Clellans Operationen decken.
„ „	Die Reste der Armeen von Banks, Fremont und Mc. Dovell unter Pope vereinigt.
26. „	Die Confederirten unter Hill greifen die Federirten unter Fitz-John Porter bei Mechanicsville an. Nach hartem Kampf Rückzug Porters.
27. „	Porter wird von der Gaines-Mill nach schwerem Verlust gegen den Chickahominy gedrängt.
29. „	Die Confederirten greifen von Neuem an bei Fair-Oaks. Gefecht bei Savage's Station.
30. „	Schlacht an Frazer's Farm. Die beiden Hills und Longstreet werfen die Federirten.
1. Juli.	Schlacht von Malvern-Hill.

Der Kampf der sieben Tage.

(Von einem preußischen Offizier in der confederirten Armee).

Bei der Annäherung der schrecklichen Armade der Union waren wir gezwungen unsere Stellung auf der Halbinsel bei Yorktown zu räumen, und nachdem wir unsere Kanonen vernagelt, rückten wir in unsere Vertheidigungsstellung bei Williamsburg, um von diesem Punkt aus unsere Hauptstadt, Richmond, zu decken, indem wir dort starke Befestigungen aufwarfen und unsere innere Organisation vervollständigten.

Wenn auch Mc. Clellan unseren freiwilligen Rückzug nicht als Flucht gerade ansah, so betrieb er in Folge dessen seine Landung und Befestigung der Landungsstelle um so eifriger.

Erst nachdem die Letzteren vollendet, ging er mit Entschiedenheit gegen unsere Stellung vor. Die Linien von Williamsburg waren ebenso aufgegeben worden, obwohl es große Mühe kostete, den kampflustigen alten General Magruder von der Opportunität dieses Schrittes zu überzeugen; dieser liebte die, durch sein Talent sehr zweckmäßig ausgewählte Stellung, wie ein Vater sein Kind. Erst nach langen Debatten gab der alte, starre Soldat nach. Schließlich nach einigen Kavallerie-Scharmützeln gingen wir in zwei Kolonnen auf Richmond zurück. Da erfaßte eine grenzenlose Panic die Bevölkerung von Richmond und was fliehen konnte, floh südwärts. Je näher die feindliche Armee der Stadt rückte, desto wirrer und tumultuarischer wurden diese Scenen. Die brandenden Wogen der unruhigen Bevölkerung waren kaum zu zügeln. Die eigene Regierung beförderte die Confusion. In demselben Moment, wo sie laut erklärte, mit der vor Richmond fechtenden Armee stehen oder fallen zu wollen, beorderte sie sämmtliche Bureaux und Magazine nach Süden. Selbst Präsident Davis setzte sich auf die Bahn und fuhr mit Weib und Kind gen Süden. Es ist leicht zu errathen, in welchen Schrecken dieser Mangel an Geistesgegenwart das Volk versetzte.

Die geheime Polizei des General Winder hatte alle Kontrolle verloren. Die bürgerlichen Autoritäten von Richmond wollten gern Etwas thun, aber wußten nicht was — auch sie hatten den Kopf verloren!

Eine kleine Zahl von Baltimore Straßenräubern*) benutzte den allgemeinen Wirrwarr und brachte in einem allgemeinen Meeting die Resolution durch, daß Richmond bei Eindringen der feindlichen Armee das Schicksal Moskau's haben sollte.

Alles was sicher war, bis dahin geflohen zu sein, stimmte bei, schon wurden die Gebäude gezeichnet mit denen man beginnen wollte, und einen Augenblick schwebte ein schreckliches Verhängniß über der schönen südlichen Hauptstadt.

In diesem Moment wurde der General en chef Johnston in dem Gefecht bei Seven Pines verwundet, General Lee folgte ihm als Höchstcommandirender und seine eben so geschickte als kräftige Hand war gerade die geeignete, um dies vernunftlose Chaos zu ordnen. Alle im Innern irgend

---

*) Rabble unübersetzbar = Lumpe, Schufte, mit dem Kriterium des Mordes.

entbehrlichen Truppen wurden eilends herbei, General Stonewall Jackson's Armeecorps wurde nach Richmond beordert, alle Reconvalescenten wurden aus den Hospitälern entfernt und Platz für zehntausend Verwundete geschafft. Tag und Nacht rasselten die Munitionscolonnen durch die Straßen, donnerten die Geschütze auf dem Steinpflaster und dazwischen galoppirten Adjutanten und Ordonanzen ihre Depeschen tragend mit wahnsinniger Eile hin und her.

Truppenmassen rückten täglich, stündlich ein, aber ohne Musik oder anderen militärischen Pomp. Bleich und schweigend zogen diese oft zerlumpten Schaaren durch die Thore ein, aber das blitzende Feuer ihrer Augen, ihre feste entschlossene Haltung zeigte an, daß sie für ihre Freiheit zu siegen oder zu sterben wissen würden.

Am 25. Juni wurde großer Kriegsrath gehalten. — Hier waren alle Sterne erster Größe der Armee versammelt. Da stand fest wie der Fels seiner schönen Heimath General Lee, freundlich seine Kameraden begrüßend, gedankenvoll schweiften seine Augen von einem zu andern, als wolle er noch einmal die Thaten eines Jeden seinem Gedächtniß einprägen, ehe sie sich trennten — vielleicht auf Nimmerwiedersehen! Neben ihm stand die ritterliche Gestalt des General Baldwin, zu seiner Linken lehnte träumerisch Stonewall Jackson, der Abgott seiner Truppen, leise seinen Säbel hin und her schwingend, als sei es ihm zu eng im dumpfigen Zimmer und er sehne sich an die Tete seiner Kolonne. Ein wenig bei Seite standen die beiden schönen Gestalten der Gebrüder Hill Arm in Arm, vor ihnen der alte General Wise energisch auf sie einredend.

Rechts standen die Generale Huger, Longstreet, Branch, Anderson, Whiting, Ripley und Magruder in einer Gruppe vereint. — Als sie Alle zur Stelle waren, legte ihnen General Lee seinen Plan vor und empfahl in wenigen ergreifenden Worten einem Jeden seinen Theil der allgemeinen Pflicht. Bald war die Ordre de bataille ausgearbeitet. Sie war kurz, prägnant und so präcis gedacht, daß sie nur von völligem Gelingen gefolgt sein konnte.

Als die Conferenz beendigt war, schüttelten die Herren sich die Hand und eilten fort zu ihren respectiven Armeecorps, um energisch zu handeln.

Wenn man die Position beider Armeen jetzt verglich, so war die günstige unbedingt auf Seiten der südlichen Armee. Mc. Clellan hatte seine Armee zu beiden Seiten des Chickahominy in einem sehr schwierigen, ihm unbekannten Terrain, das alle seine Bewegungen erschwerte. Seine halbkreisförmige Frontlinie war über 4 Meilen lang, reichte vom Jamesriver bis Richmond und Ashland. Indessen ein Theil der Armee südwärts des Chickahominy stand, befand sich das Hauptcorps nördlich desselben zwischen Meadow und Bottan Bridge. Die steilen Strom-Ufer waren befestigt, so daß seine Armee trotz der großen Längenausdehnung eine sehr gedeckte Stellung einnahm. (Fortsetzung folgt).

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstraße 21.

Berliner Revue.

Social-politische Wochenschrift.

Redigirt

von

J. von Moerner.

Fünfundvierzigster Band.

Zweites Quartal.

Berlin, 1866.

Druck und Verlag von A. Paul (Firma: A. Paul & Co.)

Kronenstr. 21.

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Ueberhebungen	1
Alfred	4
Warschau's Sonne im Untergange 8. 49.	83
Politische Betrachtungen 33. 65. 141. 169. 207. 257. 291.	331
Carl . 37. 76. 107. 183. 236. 275.	340
Hier ist die Monarchie! her zu mir! 72. 260. 306. 335.	366
Das politische Genie auf der Breslauer Wählerbühne	97
Organischer Zwang und Drang 100. 148. 174. 212. 228. 268.	301
Der Religionszustand in Polen kurz vor dem Untergange der Republik 115.	153
Ist Oesterreich ein deutscher Staat? 129. 161.	193
Ueber Constitutionalismus und parlamentarisches Regierungssystem . .	179
Friedrichs des Großen Instruction für den Preußischen Gesandten am Wiener Hofe, den Grafen von Podewils	225
Die Oldenburgische Candidatur . . .	261
Oesterreich gegenüber Preußen und Deutschland . . . 289. 321. 353.	385
Stanislaus Augustus, König von Polen	310
Das Handbuch der Provinz Schlesien und das Land Schlesien	369

Diplomatische Revue.

Wochenschau 15. 53. 87. 122. 155. 186. 217. 245. 282. 312. 342. 371.	402

	Seite
Berlin . . . . 88.	123
Altona . . . . 124.	158
Aus der Lausitz . . . . . . 125.	189
Maaßstab für die freundliche Fürsorge des österreichischen Nachbars . . .	157
Aus Süddeutschland	169
Politische Sonnenfinsterniß in Wien .	188
Neidhard Fuchs	219
Revenons à nos moutons!	221
Der Krieg hängt jetzt wie Mahomed's Sarg in den Wolken	247
Doctor Loewe-Calbe	248
London	249

Publicistische Aphorismen 284. 315. 346. 377.	408.

Correspondenzen.

Berlin . . . . 17. 55.	126
Aus Süddeutschland	21
Cassel	414

Literarisches

Holbein und seine Zeit	251

Militairische Revue.

Der letzte amerikanische Krieg 22. 58. 90. 190. 221.	252

Ueberhebungen.

Es ist ein hervorstechender Zug der jetzigen Zeit, daß dieselbe zu Ueberhebungen nur zu sehr geneigt ist. Wenn mittlere und kleine Staaten sich in die Händel der Großmächte mischen, so ist dies Ueberhebung; wenn die städtischen Verwaltungen einzelner Communen die Politik critisiren, nach welcher der gesammte Staat geleitet wird, so ist dies wiederum Ueberhebung. Dieselbe Verwirrung erblicken wir, wenn das auf zeitweisen Wahlen beruhende Abgeordnetenhaus glaubt einen Kampf aufnehmen zu dürfen mit dem stabilen Königthume von Gottes Gnaden, wenn der volksthümliche Kreisrichter sich in tadelndem Spotte ergießt über die vom Könige berufenen und gesetzten Räthe, wenn Herr Claassen-Kappelmann sich für einen einflußreichen politischen Kopf hält. Ueberall Ueberhebung, wobei es uns Preußen denn zu einigem Troste gereichen kann, auch auswärts demselben Zuge zu begegnen. Es ist daher nur consequent, wenn sich das Gebrechen der Zeit auch in der gewählten Landesvertretung wiederspiegelt und eben so consequent, wenn aus derselben ein Präsident hervorgeht, der von derselben Krankheit befallen ist. Wie sehr Herr Grabow an diesem Fieber leidet, hat er kürzlich wieder bewiesen, indem er uns in den Zeitungen mit einer langen Liste von Zuschriften bekannt macht, welche unter seiner Adresse für das Abgeordnetenhaus nach dessen Schluß eingegangen sind und wenn er gleichzeitig die Absicht zu erkennen giebt, diese ganze Litteratur dem nächsten Abgeordneten-Hause einzureichen. Betrachten wir die desfallsige Situation etwas näher.

Das preußische Abgeordnetenhaus steht, um uns eines bezeichnenden kaufmännischen Ausdrucks zu bedienen, zum „Soll" auf Grund der Bestimmungen der Verfassungsurkunde, es tritt aber erst ins Leben, zur „Ist-Einnahme" auf Grund der königlichen Einberufungs-Ordre und führt diese Existenz so lange, bis ihr durch eine den Schluß oder die Auflösung verkündende Allerhöchste Ordre ein Ende gemacht wird. Sobald dieser Königliche Act eintritt, giebt es nicht mehr ein Abgeordnetenhaus, sondern nur noch Abgeordnete, die möglicher Weise später wiederum berufen sein könnten, eine der beiden in der Verfassungsurkunde vorgesehenen Körperschaften zu bilden. Von dem Falle, daß auch bei der strictesten Befolgung der Verfassungsurkunde einmal neunzig glückselige Tage eintreten können, während welcher wir nicht einmal Abgeordnete in ihrer Singularität besitzen, wollen wir ganz absehen. Jeder Präsident eines Abgeordnetenhauses stützt also seine Existenz darauf, daß dieses als Körperschaft überhaupt besteht, die einberufende Action des Königs ist also die Basis für die Möglichkeit, daß ein Präsident überhaupt

vorhanden sei und er findet sein Ende gleichzeitig mit der Körperschaft überhaupt, deren Präsident er ist. Nur aus Courtoisie wird es dem bisherigen Präsidenten gestattet, nach dem im Königlichen Schlosse verkündeten Schlusse des Landtages das Hoch auf des Königs Majestät zu intoniren und wenn in den letzten Jahren das Präsidium des Abgeordnetenhauses auf die Geltendmachung dieses Vorranges verzichtet hat, so ist hiergegen principiell nichts zu erinnern.

Dieser einfachen Sachlage entgegen gerirt sich Herr Grabow noch immer als der Vertreter des gar nicht mehr existirenden Abgeordnetenhauses, nimmt als solcher Schriftstücke entgegen, ertheilt öffentlich eine Empfangsbescheinigung derselben und hält sich sogar für berechtigt, dieselben in seiner Privatwohnung zu Prenzlau zu asserviren und dereinst dem nächsten Abgeordneten-Hause zu übermitteln. Dieses Verfahren verstößt gegen Art. 51 der Verfassungsurkunde, nach welchem der König die Kammer beruft und schließt, es verstößt aber auch noch gegen andere Vorschriften. Wir haben den Präsidenten des Abgeordnetenhauses örtlich nur da zu suchen, wohin des Königs Majestät den allgemeinen Landtag einzuberufen geruht haben; daß dies bisher und namentlich für die letzte Session nach Prenzlau geschehen wäre, ist uns unbekannt. Sind also jene Zuschriften an Herrn Grabow nach Prenzlau adressirt worden, so ist dort nur ein Herr dieses Namens zu finden, welcher Postsendungen als Oberbürgermeister der Stadt, oder als Privatmann zu empfangen hat; für den ersteren Fall gehören dieselben in die städtische Registratur, für den letzteren fallen sie der Privatbenutzung anheim. Wir erkennen indessen an, daß ohne Zuthun des Leiters der Communalverwaltung von Prenzlau, dieser auch dort von Adressen heimgesucht werden kann, welche die Aufschrift des Abgeordnetenhauses resp. dessen Präsidiums tragen, und daß dies gerade in diesem Jahre um so wahrscheinlicher ist, in je überraschend erfreulicher Weise der Schluß des Landtages urplötzlich eintrat. Für solche Fälle konnte indessen Herr Grabow nicht zweifelhaft sein, was ihm zukam. Es ist Herrn Grabow so gut bekannt als uns, ja es ist ihm während seiner letzten Berliner Stunden hierüber noch besonders das Verständniß eröffnet worden, daß nach dem Schlusse des Landtages die Fürsorge für die geschäftlichen Verhältnisse, Räume und Schriftstücke des Abgeordnetenhauses an das Königl. Ministerium des Innern übergeht, dorthin resp. an das im Abgeordnetenhause fortbestehende Bureau waren also die fraglichen Adressen einfach weiter zu übermitteln. Daß es Herrn Grabow schwer geworden sein würde, mit diesen Behörden in Verkehr zu treten, geben wir zu, ihm stand alsdann noch ein zweiter Weg offen, den er dahin hätte einschlagen sollen, die Schriftstücke gar nicht anzunehmen, sondern an deren Unterzeichner zu remittiren. Der eine oder der andere Weg, wäre der correcte gewesen, der jetzt betretene ist eben nur ein neuer Belag von der großen Ueberhebung, welche sich in Herrn Grabow, als dem in dieser Beziehung echten und rechten Vertreter des zeitigen Abgeordnetenhauses concentrirt und potenzirt.

Hiermit kommen wir dann auf die Ueberhebungen, welche wir inner-

halb der Mehrzahl der Abgeordneten überhaupt erblicken. Wir wollen absehen von deren Haltung, so lange sie in ihrem Sitzungssaale am Dönhofs-Platze versammelt sind, von dem Souveränitäts-Schwindel, von welchem dann diese Herren ergriffen sind, bis zur Blindheit gegen die Macht und Rechte des Königthums, gegen die Aufgabe des Preußischen Staates und Volkes. Wollten wir unsere Betrachtungen auf diesen Abschnitt erstrecken, wir müßten eine Kritik der Sessionen innerhalb der letzten Jahre liefern. Wir beschränken uns auf die Betrachtung der Haltung, welche die Mehrzahl der Abgeordneten im gegenwärtigen Augenblicke einnimmt. Da finden wir denn, daß dieselben für sich fort und fort eine bevorzugte Stellung einzunehmen suchen, als wären sie zur Stunde noch Abgeordnete und als sei es unzweifelhaft, daß sie es wieder werden. Auf das Letztere kommt es hauptsächlich an. Der bisherige Abgeordnete erscheint in seinem Wahlkreise, beruft oder läßt berufen, eine Versammlung von Urwählern und Wahlmännern, giebt diesen, entgegen den Bestimmungen der Verfassungsurkunde, Bericht über seine Heldenthaten und versichert, daß er ähnliche Siege weiter erstreiten werde, wenn er wiederum gewählt werden sollte. Er provocirt also recht geflissentlich, die Ertheilung einer Instruction durch die Versammlung auch für die Zukunft und nimmt dem Wahlkreise die Idee von vorne herein über den Kopf weg, bei der nächsten Wahl, andere Grundsätze durch andere Personen vertreten zu lassen. Es ist eitel Lüge und Gaukelei, wenn diese und jene der bisherigen Volksvertreter behaupten in ihrem Gewissen verpflichtet zu sein, dem Wahlkreise von ihrer bisherigen Uebung des Mandats Rechenschaft geben zu wollen, der eigentliche Zweck solcher Versammlungen läuft darauf hinaus, die Zuhörer bei Zeiten zu verpflichten, bei neuen Wahlen dem alten Abgeordneten wieder die Stimmen zu geben. Daß bis dahin Verhältnisse eingetreten sein können, welche die alten Abgeordneten mit ihren alten Anschauungen gründlich überholt haben, wird in eitler Ueberhebung für unmöglich erachtet. Auch Herr Grabow geht von diesem Standpunkte aus, wenn er die Absicht kund giebt, alle die jetzt in seinem Gewahrsam befindlichen Adressen dem nächsten Abgeordnetenhause einreichen zu wollen; er wird hierbei offenbar von der Voraussetzung geleitet, daß das nächste Abgeordnetenhaus wiederum die bisherige democratische Majorität in sich vereinigen werde; sonst wäre es von Herrn Grabow doch ein Unrecht, begangen gegen die eigenen Sinnesgenossen, wenn er deren Zustimmungsadressen einem Abgeordnetenhause vorlegen wollte, welches mit Gelächter diese Expectorationen entgegennehmen würde. Glaubt hiernach die bisherige Opposition an die Fortdauer ihrer Herrschaft und frevelt somit an der Zukunft, so wird es nicht Wunder nehmen, daß die Gegenwart über Dinge blindlings urtheilt, welche sie gar nicht zu durchschauen vermag. Es ist, um dies schließlich noch zu verzeichnen, einer der crassesten Züge der herrschenden Ueberhebung, wenn Versammlungen über Fragen zu Gericht sitzen, welche weit über ihren Gesichtskreis hinausreichen. Gerade in der gegenwärtigen Situation werden Beschlüsse über Beschlüsse gefaßt, in welchen die auswärtigen Beziehungen unseres Vaterlandes zur Kritik gezogen werden. Von den Hunderten oder

Tausenden die sich bei Schoppen und Seideln zusammenfinden, hat auch kein einziger nur die entfernteste Ahnung von den wechselseitigen Beziehungen, die zwischen den Cabineten der concurrirenden Mächte bestehen, von den Fäden, welche hier zerrissen dort geknüpft werden und gleichwohl faßt eine solche zusammengelaufene Menge frisch weg einen Beschluß, der Friede sei à tout prix zu bewahren, der Krieg von vorne herein verloren. Wir kommen immer wieder auf den sonst schon betonten Satz zurück, daß das Vereinsrecht eine recht gute Errungenschaft der Neuzeit sei, daß wir aber die Vernunft höher stellen, als jenes, daß daher Vereine nur insofern und so lange geduldet werden sollten, als sie sich mit Dingen beschäftigen, welche sie verstehen, daß es aber eine Unsittte ist, dieselbe zu Sitzen und Brutstätten von Plänen und Ideen zu machen, welche über das Fassungsvermögen der Versammelten hinausgehen. Seit Herr Claassen-Kappelmann glaubt die Preußische Politik, selbst auf dem Gebiete der auswärtigen Angelegenheiten, machen zu dürfen, seit Herr Grabow sich berechtigt hält seine parlamentarische Rolle auch als Bürgermeister von Prenzlau fortzuspielen, wird es dem einsichtigen Vaterlandsfreunde nicht mehr zweifelhaft sein, daß wir an einer gänzlichen Zerrüttung geordneter Begriffe und Zustände laboriren, aus welcher kaum anders herauszukommen ist, als daß Ereignisse eintreten, welche die montirten Köpfe zur Demuth nachdrücklichst auffordern.

Alfred.

XIX.

Seit dem ersten Besuche der Geschwister in dem Hause des Freiherrn war dessen Verhältniß zu Carl und Luise ein besseres geworden. Er hatte gesehen, daß diese sich der Weltansicht und Welterklärung eines Mannes zugewandt, dessen Geist und Charakter ihm zweifelhaft, ja tadelswerth erschien. Er glaubte seine Kinder in eine poetische Stimmung hinausschwindeln zu sehen, die die lebendige Religion und die Pflichten aus Gott zu untergeordneten Bestimmtheiten herabsetzte. Er erkannte richtig, daß diese unpersönliche Erhabenheit in das völlig Haltungslose fortreißen müßte. — Wie dem zu steuern sei, erfüllte ihn mit Kummer und Nachdenken. In dieser Lage nahm er zu seiner großen Beruhigung wahr, daß Carl und Luise sich den Geschwistern anschlossen, die wie es bekannt war, ausgesprochener als es sonst angetroffen wird, an dem Evangelium festhielten. Ohne in die Geheimnisse des Christenthums eingeweiht zu sein, war Lindau doch ein Verehrer desselben; im flachen Sinne Christ hing er streng gewissenhaft an der Sittenlehre des Heilandes. Weil seine Kinder aus aller Weite, in der sie thöricht ge-

schwebt, sich aus freiem Antriebe auf diesen seinen Weg, wennschon mit der Hoffnung eines Aneignens des heiligen Wesens selbst zurückgefunden, erschien er sehr befriedigt, und sein Bezeigen war minder rauh und schroff. Natürlich fügte Carl sich jetzt mit größerer Liebe und Geduld in die Eigenheiten des Freiherrn, und dem mildern Vater gegenüber wich Luisens Furcht einem freudigen Gehorsam.

Felix sahe sich in dieser Familie je mehr und mehr um Einverstand und Ansprache gebracht. Allseitig wie er war, er, der sich rühmen durfte, daß ihm kein Menschliches fremd geblieben, begriff er auch sehr wohl christlichen Sinn und christliches Leben. Wenn er Carl in die Lectüre des Evangeliums vertieft fand oder Luisen am Flügel begegnete oder versenkt in das Lichtgedicht des Dante antraf, immer hatte er etwas Treffendes und Erfahrenes zu sagen. Weil jedoch der wohlredende Poet seine ironische Weisheit wider Carl nicht nur nicht mehr geltend zu machen, kaum aufrecht zu erhalten vermochte, und die Baroneß gegen ihn sehr zurückhaltend sich mit weiser Vorsicht nahm, so trat er wegen Mangels völliger Sympathie von den Geschwistern zurück und schloß sich dem Freiherrn an; mit diesem wußte er dessen heitere Plane für die Zukunft in allen Einzelheiten gestaltend und belebend durchzusprechen. — Alfred und Emma kamen zu dieser Zeit öfter zum Besuche herüber; noch war keine offene Erklärung der Liebenden geschehen. — Auch heute, es war ein Sonntag, hatte der Freiherr die Geschwister für den ganzen Tag eingeladen; sie erschienen.

Der Maimorgen war schön. In leuchtender Pracht erglänzte der Himmel; die Erd' erprangte in wonnevollem Farbenspiel. Scharf sonderten sich die Schatten, in festen Umrissen erschien Gestalt und Schöne, überall wirkte und webte der plastische Tag. Luise wandelte neben Alfred im Park. In aller Pracht von Farbe, Reiz und Schönheit erschien sie nachsinnend, hold vertieft. Sie war weiß gekleidet. Wenn er bei einer Wendung oder einen Moment verweilend sie betrachtete, ward er seiner Hinreißung kaum Herr. Die Liebenden sprachen von dem Gedicht des Dante. Luise sagte: Wie die Sterne je nach ihrer Helligkeit und Kraft insbesondere uns anziehen und erfreuen, so werden wir des Zustandes der Seligen theilhaft in dem paradiesischen Gedicht. Die lachend schöne Beatrix strahlt hervor; die Empfindung dieser Verklärten ist mit nichts zu vergleichen. Welch' ein heiliges und süß lebensvolles Bild.

So schaut und empfindet ein christlicher Dichter seine Geliebte, sprach Alfred. — Sein Alles sagender Blick begegnete ihren dunkelschönen Augen. Die Liebenden fühlten ihre Lebensgemeinschaft in überirdischer Lieblichkeit, der hohe Ernst ihres Bundes hatte nur den Ausdruck dieser heilig trunkenen Augen, sie sagten nichts und wandelten wieder, den Schauern ewiger Gefühle hingegeben. Alfred zuerst fand sich aus dieser verherrlichenden Intuition wieder, Luise fühlte das. Sie blieb schüchtern fragend stehen und er sagte: Geist und Herz bezeugt, daß das göttliche Leben der Liebe doch ein schöner Wahn ist, wofern sie nicht der Lebenswelt des Heiligen entstammt, denn wirklich war die göttliche Liebe nur in ihm, und wir können von seinem

Geiste gedrungen nur nach ihr streben. Der Traum des Besitzes, der zergehen müßte und uns leer ließe, darf uns mit dem Genügen nicht täuschen. Luise, wie sehr auch das stolze Herz sich dagegen empört, wir wollen wahrhaft sein. Alles Herrliche, das wir einander leihen, ist in Wirklichkeit nur unser Eigenthum durch unsern Lebensbund mit dem Gottessohn. Alle Ehre ihm, ich bin ein sündiger Mensch; doch rühm' ich mich eines höheren Werthes zu sein, als die Würdigsten und Besten, die ohne Christus wähnen gut zu sein und frei.

Er nahm Luisens Hand: ihre Hand zitterte in der seinen, sie sahe ihm schweigend gespannt in die Augen; er konnte vor Erschütterung nicht reden. Ihre Blicke gingen nieder, er empfand den Druck ihrer Hand. Flammen, Thränen durchströmten Beider Brust. Ihre Pulse in den fassenden Händen schlugen, in Nerv und Adern fühlten sie sich eins. Luise sahe auf; diese bittenden, schmachtenden Augen durchzückten sein Innerstes, er preßte die Regungslose liebestammelnd in die Arme, und seine Küsse erstickten die Namen der Zärtlichkeit, die auf ihren feuchten Lippen zitterten.

XX.

Carl und der Dichter waren im Weiten zufällig Zeuge gewesen der bräutlichen Umarmung von Alfred und Luisen. Jetzt kam auch die junge Gräfin und der Freiherr in den Park. Felix berichtete auf seine Weise die reizende Geschichte, indem nahten die Liebenden der Familie. Emma flog ihnen entgegen, hing weinend am Munde der glühenden Braut; dann gegen Alfred gewandt, den der alte Lindau mit Herzlichkeit begrüßt hatte, sprach sie in einer tieferen Bewegung als sie durch Worte deutlich wird: Nun wird mein Bruder die Menschen nicht mehr gering achten in ihrer Armuthseligkeit sondern leben mit den Lebenden und mein Bruder wird nun auch glücklich sein wie sie glücklich sind. O es ist alles sehr lieb und gut — Gott sei Dank!

Alfred blickte sie mit Rührung mit tiefem Wohlgefallen an, dann sagte er zu der Braut: Luise, für alle Zukunft bitte ich die Schwester dir ab, diese meine Perle. — Die Thränen sprangen ihm in die Augen und er sagte: Kein anderes Verständniß reicht an den Bund mit meiner Schwester.

Luise erwiderte sehr bewegt: Theuerste, duldet nur ihr mich, weil ich so grenzenlos bin und so ungeduldig. Ach, von Euch gezogen und gehalten hoff' ich wohl glücklich zu sein.

Carl weidete sich in schweigender Theilnahme an dem Anschauen und Wort der geliebten Menschen. Plötzlich hörte er sich von Felix angeredet.

Diese Geschwister sagte der Poet, sind in meine Ernte gefallen und berauben mich auf das schmählichste.

Carl, ganz Ohr, ließ seine Augen mit freundlicher, innerer Zuversicht auf dem lächelnden Antlitz des interessanten Dichters ruhen, der so fortfuhr: Nachdem ich euch erstarrte Kinder einer geistlosen Legalität geweckt und in den Wuchs getrieben, kommen diese nun und sammeln in die Scheuern. Bei Gott, ihr stürzt aus dem Fluge einer himmelvollen Freiheit und Sühne in Schranken zurück, deren Ehrenhaftigkeit ich zwar gelten lassen muß, die aber

nach allen bisherigen Erfahrungen auch eben nur ein Leben voll Zucht und Frucht gewähren und zulassen.

Unsere Zukunft soll dich widerlegen, mein skeptischer Freund, entgegnete Carl mit Ruhe. Was jedoch den genannten Ernteraub angeht, dem werdet ihr sämmtlich je länger, je weniger entkommen. Der erwachte Ernst zerbricht den Sturmvögeln ihre künstlichen Fittige. Wo ihr nicht bald gar armselig und nackt auf dieser Unterwelt herumkriechen wollt, so eignet euch im Besinnen wahre Schwingen an.

So ist es dein Entschluß, fragte Felix mit einem Anfluge persönlicher Theilnahme, deine Tage, die dir zum Muthe und zur Begeisterung gerechnet sind, dem Reugeächze und Bußewimmern aufzuopfern? Du verläßest die ewig heitern Höhen der Olympier um dieser wehseligen Erhebung willen?

Ich werde, sagte Carl sehr ernst, dem Wege der exclusiven Poesie, die in Vergleich mit dem christlichen Geiste und Leben höchst flach und allgemein nur eine gestaltlose, nichts bedeutende Wahrheit und Versöhnung anbieten kann, mich wie zeither abwenden; ich werde das Heil suchen, wo es zu finden ist je nach dem Zeugnisse von Geist und Schrift. So gedenk' ich auf's Neue mich den Studien hinzugeben, und nach einer Verabredung mit den Meinigen die Universität in der Residenz zu beziehen. Vielleicht daß ich alsdann mich dem geistlichen Stande widme.

Quod felix faustumque sit, rief Felix aus. O über euch Methodisten!

Methodisten? lachte Carl. Ein Name stellt sich ein, wo die Begriffe fehlen.

Felix ging mit dem Wort: Meinetwegen, arbeitet am Heil eurer Seelen; der Poet hat mehr zu thun.

Was doch?! fragte Carl ihm nach ohne zu folgen. —

Inzwischen hatte die Gräfin den Freiherrn in ihr Gespräch verflochten. Alfred wollte durch ein äußeres Thun seiner fast fassungslosen Rührung Herr werden, er machte den Vorschlag, nach seiner Besitzung hinüberzufahren, denn „noch hätte ja Luise nicht gesehen, welch eines Hauses sie die Frau und Herrin sein solle."

Luise erröthete. Der Wunsch des Grafen ward in's Werk gesetzt.

Luise, die in den engen und ängstlichen Verhältnissen, die sich selbst auf das Haus bis auf ihr Zimmer erstreckten, groß geworden, begrüßte das schöne Schloß sammt seinen Hallen und Prachtzimmern mit zwiefach frohem Erstaunen. Alfred, ganz Freude und Glück, ward durch ihre liebliche Verwunderung tief ergötzt. Die Familie beschloß, den heutigen Tag hier zu feiern, und die junge Gräfin vergaß in dem allgemeinen Rausch nicht des Glücks von Eduard und Mathilden.

Felix vermißte man.

In wenigen Tagen geschahe die Vermählung beider Brautpaare. Carl reis'te anderen Tages in die Hauptstadt, um auf der dortigen Hochschule sich den ernstesten Studien und Forschungen zu widmen.

Warschau's Sonne im Untergange.

(Aus den Papieren eines Reisenden, am Schluß des achtzehnten Jahrhunderts).

(Fortsetzung.) Warschau, Januar 1794.

Die ehelichen Verbindungen werden selten anders, als aus politischen und ökonomischen Rücksichten geschlossen. Aus politischen — um Glanz, Einfluß, Würden, Beförderung, Anhänger zu erheirathen; aus ökonomischen — um Schulden bezahlen und den Aufwand zugleich bestreiten zu können, den die künftige Gemahlin machen dürfte. Deshalb wird das Geschäft des Ehevertrags mit einem Eifer und mit einer Eigennützigkeit von beiden Seiten betrieben, die sonst nur in den Geschäften des Krämers erhört sind, und zugleich mit allen den kleinen Ränken und Ueberlistungen, die hier bei den kleinsten, wie bei den größesten Geschäften angewandt werden. So geben Verlobte einander mit der erklärtesten Gleichgültigkeit die Hand, und sie halten sich höchstens in so ferne zu einander, als es die Fortpflanzung der neuen Familie, ihre ökonomischen Umstände und ihre Verhältnisse zu den übrigen verlangen. Liebe, Treue, wechselseitige Aufopferungen ihrer Liebhabereien und Launen, häusliches Leben und Sorge für die Erziehung ihrer Kinder, sind Dinge, die sie kaum ahnen, vielweniger als Hauptpflichten des ehelichen Bundes ausüben. Hierin liegt der Grund, daß Eifersucht in Polen so selten ist. Wer wird eifersüchtig auf einen Mann sein, den man nicht liebt, von dem man nie geliebt wurde? Wer wird es auf eine Frau unter ähnlichen Umständen sein? Wer wird, wenn er wirklich eifersüchtig ist, es lange sein, da er täglich Gelgenheit findet, seinerseits eifersüchtig zu machen. Da aber zuweilen den Gemahl nicht sein Herz, sondern seine Ehre dringt, nicht etwa eifersüchtig, sondern bürgerlich beleidigt zu sein und seine Gemahlin dem gemäß zu behandeln, so braucht diese nur die Kunst der Decenz oder des bewahrten Scheins zu verstehen, um sich gegen alle Verdrießlichkeiten von Seiten ihres Gemahls völlig sicher zu stellen.

Diese Kunst, deren Wesen darin besteht, daß man Dinge zu verbergen wisse, die einen, nach den Regeln der hergebrachten Sitte, bei einer gewissen Societät lächerlich oder verächtlich machen könnten, ist in Warschau leichter als anderwärts. Da der Adel die einzige Gesellschaft bildet und den Ton angiebt, so hat er auf die Gränz-Klassen unter sich (denn über sich hat er keine) als seine Beurtheilerinnen, nicht zu achten; da seine Sitten die allgemeinen Sitten seiner Cirkel sind, da also in dem angeregten Punkte in der Regel eine Ehe wie die andere ist, ein Weib, ein Mann so denkt wie das andere, wie der andere: so sieht man wohl, daß hier die Decenz bei weitem nicht so fein, so streng beobachtet sein darf, als z. B. ehemals in Frankreich, wo die Großen noch einen Hof über sich hatten, der oft bei einer geheimen

großen Zügellosigkeit dennoch sorgfältig auf den äußern Schein achtete, und wo unter ihnen ein Heer von hellsehenden Geringern wimmelte, das Verstöße gegen den Wohlstand mit Sinngedichten und Gassenliedern verfolgte.

Der galante Verkehr geht sonach in Warschau, ohne Anstoß zu geben, ganz ungezwungen seinen Gang. Bei jungen und schönen Weibern ist Galanterie die Hauptbeschäftigung ihres Blüthestandes. Sie haben sie in ein Lehrgebäude gebracht, das aus Ueppigkeit, verführerischer Geselligkeit und verliebter Gewissenlosigkeit, vermischt mit etwas Herz und mit viel Eitelkeit, Politik und Habsucht zusammengesetzt ist. Die hierher gehörige Geschäftssprache ist die französische und man sieht aus diesem Umstande, von woher diese Wissenschaft nach Polen gekommen ist. Die französischen Kunstausdrücke sind alle beibehalten. Die Weiber haben „amis“, die Mädchen „amans“; die verheiratheten Männer haben „amies“, die unverheiratheten „maitresses“. Die Wörter „adorer“, „sentimens“, „rigueurs“, „souffrances“, „planter“, „sacrifice“, „monstre“, „roué“, „noirceurs“ und alle übrigen aus dem verliebten Wörterbuche der ehemaligen französischen großen Welt, die kein anderes Volk mit gleichem Werthe, Sinn und Nachdruck in seine Sprache übertragen kann, werden hier gehört und geübt, und die Förmlichkeiten bei dem Handel selbst sind ebenfalls ganz französisch. Mit „lorgneries“, „soupirs“, „langueur“ fängt man an; mit „empressemens“, „attentions“ fährt man fort, mit einer „déclaration“ kommt man zur Sache von Seiten des Mannes; von Seiten des Weibes fängt man mit „minauderies“ und „langueur“ an, mit „distractions“ und „inégalité d'humeur“ fährt man fort; mit „froideur, indifférence“, „mepris“, „fierté“ hält man den Angriff des Mannes aus; mit „surprise“, „bonté“, „indulgence“, „sensibilité“ erliegt man demselben in einem „moment de foiblesse“. Ist dies in Richtigkeit, so erhält man sich mit „protestations d'une passion éternelle“, mit „marques d'amour“ aller Art, wohin „billets-doux“, „rendez-vous“, „cadeaux“, „heures du berger“, „sacrifice des fortunes“ gehören, eine kürzere oder längere Zeit; sodann bereitet man durch „petites jalousies“, „explications“, „ennui“, durch „infidélités“ und durch passades“ auf den Bruch vor, und endlich — „on se surprend“, „on entre en désesperation“, „on se déteste“, „on rompt“, „on se quitte“. Dann sagen sie: „tout a fini entre moi et lui“; und das Publikum wiederholt: „tout a fini entre elle et lui!“ — „Je suis libre“, fahren sie fort, und wer Ohren und Verstand hat, der hört und versteht.

Wo Galanterie der herrschende Ton ist, da findet man auch die hohe Schule der Moden und des Putzes. Die Warschauer Elegants und Eleganten verwenden viel Zeit, Nachdenken und Geld auf diese Dinge. Die Weiber übertreffen aber in dieser Kunst die Männer unendlich weit.

Die Grundlage der weiblichen Kleidung ist die allgemeine, aus französisch-englischen Moden zusammengesetzte: aber die Nebenverzierungen sind bei den Polinnen das Werk eigenen Geschmacks und eigener Laune. Im Kopfputze haben sie etwas Eigenthümliches, das zwischen den steifen Aufsätzen der französischen und dem zu natürlichen Haargehänge der englischen Weiber ein

glückliches Mittel hält und eine Art von morgenländischem Charakter trägt. Ihre Erfindungs- und Veränderungskunst in diesem Punkte ist unerschöpflich. Bei feierlichen Gelegenheiten wissen sie selbst den Galakleidern, die überall steif und schwerfällig sind, einen Schwung, eine Leichtigkeit zu geben, die sehr angenehm auf das Auge wirken. Die Vertheilung der Brillanten zeigt von dem feinsten Nachdenken über deren beste Wirkung. Ich habe nichts Prächtigeres und zugleich nichts Einfacheres gesehen, als ihren Anzug bei Gelegenheit der Jahresfeier der neuen Constitution. Ihrer zwei- bis dreihundert waren damals, alle weiß und hellroth (die Farben des Königs) gekleidet, in der Kreuzkirche bei einander und zierten die für sie bestimmten amphitheatralischen Sitze. Alles, was Polen in seinem ganzen Umfange, unter den höheren Klassen, Schönes besaß, glänzte damals, durch Natur und Kunst reichlich ausgestattet, in dem Raume jener Kirche und that, mit der Feierlichkeit des Tages und allen übrigen dazu gemachten Anstalten verbunden, eine unbeschreiblich reizende Wirkung.

Indessen scheint mir der Geschmack der polnischen Weiber und ihre Kunst sich zu kleiden, besonders im Halbanzuge unerreichbar zu sein. Die natürliche Grazie, die in ihrem Wesen herrscht, behält ein freieres Spiel in demselben; und die Zartheit und Luftigkeit der Zeuge, die sie dazu wählen, machen ihren meist schlanken, höchst bewegsamen Wuchs wie durchsichtig und geben dem Auge das feinste Spiel aller Umrisse an, die sie durch sehr malerische Stellungen und Bewegungen im Gange, bei Verneigungen und Gesprächen in beständiger Regsamkeit zu erhalten wissen. Ihr Triumph sind die Ballanzüge, bei denen sie sich weder durch eingeführte Mode, noch durch zu ängstliche Decenz, sondern bloß von ihrem Geschmack und ihrer Einbildungskraft leiten lassen. Es giebt in der That kein Schauspiel, das verführerischer wäre, als ein Ball in Warschau, auf welchem der Aushub der Eleganten von Polen vollzählig zugegen ist.

Die Männer bleiben in der Wahl, im Geschmack, in der Zusammensetzung ihrer Kleidungsstücke, hinter den ehemaligen Elegants in Paris, und den gegenwärtigen in London, weit zurück. Die Nationaltracht ist mehr prächtig und kostbar, als geschmackvoll, obgleich sie keinem wohlgewachsenen Mann übel steht. Das Oberkleid fällt, in einem bequemen Schnitte, bis auf die Mitte der Wade herab, hat keine Schöße, keine Taschenpatten, hinten keinen Schlitz, aber wohl eine breite kahle Taille, die sich da endigt, wo die Hüften anfangen, von welchen, auf beiden Seiten, drei oder vier dichte Falten, die sich nach unten zu immer mehr erweitern, herabfallen. Die Aermel dieses Oberkleides sind, nach dem Ellenbogen zu, gebrochen, und werden über die Schultern geworfen; an ihrer Statt treten die engen Aermel des Unterkleides hervor und laufen bis zum Handgelenke immer spitziger zu. Dies Unterkleid schließt genau an den Leib, ist kürzer als das Oberkleid, mit kleinen Knöpfen, von der Halsgrube an, bis unten aus, zugeknöpft, und im Sommer Taffet, oder feines Bamwollenzeug, im Winter aber Atlas. Um den Leib, unmittelbar über den Hüften, wird das Degengehenk und eine prächtige, von Gold, Silber und Seide sehr gehaltvoll gewirkte, Leibbinde, Paß genannt,

geschlungen. Die älteren tragen einen geschornen Kopf, der nur auf dem Wirbel einen Cirkel von Haaren zeigt und einen schönen männlichen Hals macht, die jüngeren tragen das Haar in die Stirne gekämmt und hinten gestutzt. Jene haben auch noch Zwickelbärte. Busen- und Handstreifen finden bei diesem Anzuge nicht statt; dafür trägt man am Halse und an den Handgelenken Knöpfe von Diamanten in mancherlei Formen. Die Farben des Tuchs oder anderen Zeuges, das man zu Oberkleidern wählt, sind die hellesten, die man finden kann, und die zu den Unterkleidern müssen durch eine zweite schreiende Farbe gegen sie abstechen.

Diesen Anzug tragen gewöhnlich nur noch Männer von gewissen Jahren und altmodischen Grundsätzen. Am Reichstage konnte man die Gegner der Mehrheit daran erkennen. Die jüngeren trugen sich entweder französisch, oder sie erschienen in der Uniform der Nationalreiterei, die sehr prächtig ist, schönen Körpern vortrefflich steht, und selbst übelgebauten sehr nachhilft. Die französische Kleidung hat besonders der König zuerst aufgebracht und durch sein Beispiel ziemlich allgemein eingeführt.

Der Säbel, der sonst dem Polen angeboren schien, hat auch viel von seiner Allgemeinheit verloren. Theils hat er sich in einen Stutzerdegen verwandelt, theils ist er ganz abgelegt, seitdem die englischen Fracke bei der jüngeren feinen Welt beliebt geworden sind. Indessen kann man doch noch keinen anständigen Besuch ohne Säbel oder Degen machen, obgleich es in manchen großen Häusern, besonders in denen von neuerm Tone, nicht mehr auffällt, wenn man im Frack zu Tische kömmt. Uebrigens sieht man nicht darauf, Säbel und Degen, Kurtka und französisches Kleid, Nationalkleid und Frack, gestutztes Haar und Frisur, Mütze oder Hut, jedes, wie es sich zu dem andern schickt, zu tragen; sondern man vermischt alles auf eine wiedersinnige Art. Man sieht häufig jüngere und ältere Leute von den höhern Klassen runden Hut, gestutztes Haar, Charivari, englischen Frack und französichen Degen; oder polnischen Säbel, französisches Kleid, gestickte Weste, Haarbeutel, Chapeaubas, Beinkleid von Nanking und englische Klappenstiefel; oder endlich englischen Frack, Gillet, lederne Beinkleider, Schuhe mit Bändern, rund herum in Locken gelegtes Haar und obendrauf die polnische viereckige Mütze tragen: Abstiche, die hier nicht auffallen, ob sie gleich die allerhöchste Nachläßigkeit und Geschmacklosigkeit verrathen. Die Stutzer nach der neuesten Mode trugen kürzlich einen kleinen runden Hut mit hohem, spitzigen Kopfe, das Haar rund um den Kopf in schwebende Löckchen gelegt, ein dickes, buntes Halstuch mit ungeheurem Quast, das unter dem Kinn bauscht und es halb versteckt, ein abenteuerlich gesticktes oder gemaltes, nur bis an die Hüften reichendes, Gillet, einen langen, schweifartig und spitzig zwischen die Beine hineinfallenden Frack mit hoher, schmaler Taille und einem, flach auf den Schultern liegenden, Kragen, ein paar hoch über die Hüften herauf und bis zu den Knöcheln hinabfallende, eng anschließende Pantalons und pantoffelartige Bänderschuhe ohne Laschen. Das Ganze vollenden zwei rasselnde, mit mächtigen Schlüsseln und Petschaften behängte, goldene Uhrketten, und ein dicker, knotiger, gebeitzter Knittel, der abwechselnd aus einer Hand

in die andere geworfen und beständig in einer zuschlagenden Bewegung erhalten wird.

Die ernsthaften Beschäftigungen der galanten Welt mit sich selbst, erlauben ihr fast gar nicht an ihre Kinder zu denken und sich um ihre Erziehung zu bekümmern. Sie werden von der Geburt an fremden Leuten überlassen, die zwar vortrefflich bezahlt und unterhalten sind, aber dem Kinde die versagte mütterliche Zärtlichkeit und väterliche Liebe nicht ersetzen können. Da sie diese nicht genießen, da sie ihre Eltern selten sehen, da sie dieselben erst spät kennen lernen; so ist es unmöglich, daß das schöne Gefühl der Dankbarkeit und Vertraulichkeit in ihren zarten Herzen Wurzel fassen, daß das Bewußtsein der Abhängigkeit, mithin die Pflicht des Gehorsams, in ihnen lebendig und dauerhaft werden könne. Geschieht nun noch (was hier gewöhnlich der Fall ist) daß die Mutter ihr Kind, erst wenn es sich entwickelt, bloß als ein „schönes“ Kind, aus Eitelkeit, zu lieben anfängt und es auf einmal mit unbesonnenen Liebkosungen, Schmeicheleien und Lobpreisungen bestürmt: so müßte die menschliche Natur eine göttliche sein, wenn sie ununtergraben und unverdorben bleiben sollte. Daher kömmt es, daß die polnischen Kinder beiderlei Geschlechts, schon in sehr frühen Jahren, dieselben Anmaßungen, denselben Egoismus, denselben Hang zu allen übrigen Untugenden im Kleinen haben, wodurch die Eltern sich im Großen auszeichnen, und die sie selbst aus den ersten Jahren ihrer Erziehung mit in das Alter der Wirksamkeit herüber gebracht haben.

Den Kindern männlichen Geschlechts läßt man in allem ihren Willen. Nur in dem ersten und zweiten Jahre wacht man mit einiger Sorgfalt über ihre Diät, in den folgenden wenig oder gar nicht. Dann bekommen sie von allen Schüsseln, aus allen Flaschen. Dies wird Kindern in andern Ländern verderblich, aber nicht den polnischen, welche unbeschränkte Erlaubniß haben, in der freien Luft, mit ihren Händen, Füßen und ganzem Körper vorzunehmen, was sie nur wollen; die im dritten und vierten Jahre schon selbander zu Pferde sitzen; im vierten und fünften schon allein reiten, und im zehnten und zwölften die wildesten Pferde besteigen und sie als Meister zügeln. Da sie ihre frühere Erziehung mehrentheils auf dem Lande erhalten, wo frische Luft, Raum und allerlei, den Kindern auffallende, Beschäftigungen, ihre Gesundheit befestigen und ihre Thätigkeit befriedigen; da man keinen Begriff davon hat, sie in diesen Jahren mit Stillesitzen und Auswendiglernen zu quälen: so ist es natürlich, daß sie vor der Hand ein besseres Blut bekommen, als ihnen Vater und Mutter (oder „ami“ und „amie?“) vielleicht mitgetheilt haben, und daß sie, auf diese verbesserte Grundlage hin, so zu gedeihen und zu blühen anfangen, wie es gewöhnlich bei der polnischen Jugend der Fall ist. Denn nur aus diesen Umständen kann ich mir erklären, wie eine Gesellschaft, die so ungebunden, so regellos, so im Taumel aller sinnlichen Genüsse, lebt, solch ein Heer von schönen, trefflich gebildeten und gesunden Kindern erzeugen mag.

Gewöhnlich bekömmt die männliche Jugend erst gegen das vierzehnte und funfzehnte Jahr Hofmeister. Diese sind gezwungen, ihre Kunst ganz anders

zu treiben, als ihre Mitbrüder in Deutschland, die meist Kinder von fünf bis sechs Jahren, schwächlich, verzärtelt, versessen, von Kantoren und Pastoren mit Lesen, Schreiben und Christenthum schon zerquält, vor sich finden. Die jungen Polen haben diese Dinge, wie im Fluge gelernt, oder lernen sie noch, und um so schneller, da man sie ihrem freien Willen überläßt, da man sie schon durch Ehrgefühl dazu spornen kann. Französisch lernen sie mit ihrer Muttersprache fast zu gleicher Zeit, denn Vater und Mutter müßten ganz unbegreiflich vernachläßigt worden sein, müßten nie in der Gesellschaft gelebt haben, wenn sie diese Sprache nicht verstehen, mithin die Wichtigkeit derselben für ihre Kinder in Geschäften und im geselligen Leben, nicht einsehen sollten. Da es überdieß keine wohlhabende Familie giebt, die nicht einen französischen Bedienten, oder eine französische Kammerjungfer hätte; da diese gewohnt sind, die Kinder an sich zu zieh en und durch ihr aufgewecktes, geschwätziges Wesen zu unterhalten: so lernen diese spielend jene Sprache, und bekommen zugleich mit derselben manche Begriffe und Manieren, die ihnen auch im Aeußern eine gewisse Bildung, und, mit der ihnen zugestandenen Freiheit verbunden, eine gwisse Leichtigkeit geben, welche bewirken, daß ein polnisches Kind in Gesellschaften weit weniger Kind ist, als ein deutsches, daß es aber auch, wenn es zum Jüngling übergeht, noch weit mehr Unbesonnenheit, Wildheit und Muthwillen besitzt, als ein deutscher Jüngling, der gegen einen polnischen als ein wahrer Pedant erscheint. Sogenannte kluge Kinder, wie man in Deutschland, durch einen Mißbrauch, die gelehrten Kinder nennt, sind in Polen unerhört; aber destomehr feine, liebenswürdige, witzige findet man hier. Die Hofmeister lehren sie sonach alles gesprächsweise; sie fahren, reiten, rennen und springen mit ihnen; sind bei ihren körperlichen Uebungen, beim Tanzen und Fechten, zugegen, und schieben dabei ein, was sich zu ihrer geistigen Bildung einschieben läßt. Ihre politischen Kenntnisse erhalten sie auf gleichem Wege; denn da der Adel, vermöge seines Standpunkts im Staate, nichts anziehenderes kennt, als Politik, so fließt sein Mund, in großen und und kleinen Gesellschaften, bei jeder Gelegenheit davon über. Dazu kömmt, daß ein junger Edelmann schon im achzehnten Jahr an den Verhandlungen der Landtage und anderer Versammlungen des Adels in seiner Provinz, Antheil nehmen und gleich durch Praxis über die dahin gehörigen Gegenstände sich unterrichten kann. Aber, was man Studium, was man gründliche Wissenschaft nennt, hat er nicht, bekömmt sie auch, in reifern Jahren äußerst selten. Sein lebhafter Geist, seine daraus fließende leichte Fassungsgabe gilt ihm für das alles.

Die Erziehung der weiblichen Kinder nimmt, in ihrer Art, ganz denselben freien Gang. Ihr erster Zweck ist, Bildung zur Schönheit, Liebenswürdigkeit, Eroberung. Die Tugenden der Hausmutter und der Gattin, bleiben den Umständen überlassen, die sie, mit einem Reste von Herz und Gefühl verbunden, welche von der galanten Erziehung nicht ganz verdrängt worden, hervorbringen oder nicht hervorbringen. Hierüber werden den jungen Mädchen keine Lehren gegeben, und Beispiele kommen ihnen selten vor. Ein Mal im Gesicht oder an der Hand, ängstigt hier eine zärtliche Mutter mehr, als ein Fehler des

Verstandes, und ein kleines körperliches Gebrechen mehr, als ein Fehler des Herzens.

Die Mädchen bekommen ordentliche Hofmeisterinnen, sobald sie zu reden anfangen. Diese, die höchst selten andere, als Französinnen sind, fangen sogleich an, Körper und Sprachorgane, und nachher Verstand und Grundsätze nach französischer Sitte zu bilden. An der Mutter haben sie gewöhnlich das Vorbild ihrer pädagogischen Arbeiten und, indem sie die Kopie dem Orginal ganz ähnlich zu machen suchen, erwecken sie die Freigebigkeit der Orginale für sich, als Künstlerinnen, und deren Liebe zu den Töchtern, als ihren Kopieen.

Damit aber diese ihre kleinen Vorzüge und Vollkommenheiten nicht in dem Schooße der Familie vergraben halten; damit sie die Kunst, unter fremden Augen ohne Schüchternheit zu erscheinen und zu glänzen, sobald als möglich, lernen mögen: so giebt man von Zeit zu Zeit Bälle, zu denen alles, was in dem ganzen Cirkel der Bekanntschaft an Kindern beiderlei Geschlechts vorhanden ist, eingeladen wird. Die Veranstaltungen dazu sind nicht kinderhaft. Es werden große Gesellschaften Erwachsener dazu eingeladen; eben die großen Säle, auf denen jene glänzen, werden für die Kinder hergegeben; man erquickt sie bei ihren schweren Arbeiten, mit Limonade, Punsch und anderen eß- und trinkbaren Sachen, wie jene; kein Krn- kein Wandleuchter wird weniger angezündet, kein Bedienter ist weniger in Bewegung. Man kleidet die kleinen Tänzerinnen und Tänzer mit einem Luxus, der dem Luxus der Großen nichts nachgiebt. Die anwesenden Männer lassen die Mädchen fühlen und hören, wie schön sie sind, und die Weiber nehmen eben dies Geschäft bei den Knaben auf sich. Die Kinder unter einander behandeln sich mit einer Galanterie, und die Mädchen besonders benehmen sich mit einer natürlichen Koketterie, die der durchdachten wenig nachgiebt, und den Müttern, die sich in ihren Töchtern verjüngt sehen, Freudenthränen erpreßt. Es ist wahr, man kann nichts anmuthigeres sehen, als diesen jungen, reizenden Anflug, der, oft funfzig bis sechzig Köpfe stark, mit aller Grazie der Jugend ausgestattet, in dem mannigfachsten Wechsel aller Gattungen von Schönheit, in der Gesichtsbildung wie im Körperbau, bunt vor dem Auge wimmelt und es, die ersten Minuten, gleichsam irre macht und blendet.

Der Ungestüm, mit welchem diese Kinder auf die Wiederholung solcher Bälle zu dringen, die Ungeduld, mit der sie dieselben, wenn sie gegeben werden sollen, zu erwarten pflegen, zeigen genugsam, was für einen mächtigen Eindruck diese Lustbarkeit auf sie macht, und wie ähnliche auf sie wirken werden, wenn sie, bei reiferer Natur, bei stärkern und anziehendern Gefühlen, sich dem Gnusse derselben hingeben können.

Zuweilen lassen minder begüterte Familien ihre Töchter in Klöstern erziehen; aber die reichern äußerst selten und nur etwa in dem Falle, wenn die Mütter früh sterben und keine weibliche Verwandten vorhanden sind, die ihre Stelle vertreten könnten oder wollten. Ignaz Potocki, seit mehreren Jahren Wittwer, macht, wie in vielen andern Stücken, auch mit der Erziehung seiner einzigen, sehr anziehenden, Tochter, eine Ausnahme. Er hält ihr eine deutsche Hofmeisterin, und läßt sie ganz nach deutscher Sitte erziehen.

Der Zeitpunkt, wo die Töchter mit der großen Welt in Verkehr und Gemeinschaft treten, ist zwischen ihrem vierzehnten und sechzehnten Jahre, und zwar an dem ersten oder zweiten Tage, nachdem sie in die Gemeinschaft der Christen sind aufgenommen worden.

Das Benehmen der Kinder gegen ihre Eltern ist, dem Aeußern nach, sehr unterwürfig und ehrfurchtsvoll; aber die Art ihrer Erziehung hat dafür gesorgt, daß demselben sehr selten ein herzliches Gefühl zum Grunde liegt. Ist bei den Töchtern das Herz voll Eitelkeit und Galanterie, bei den Söhnen der Kopf voll Politik und Ehrsucht, so zeigen sie sich wie es der Gang ihrer Erziehnng mit sich bringt, unbiegsam, eigenwillig und selbstsüchtig.

(Fortsetzung folgt.)

Diplomatische Revue.

Wochenschau.

Zwei diplomatische Aktenstücke haben in der ablaufenden Woche das politisirende Publikum beschäftigt: die Preußische Circulardepesche vom 24. März, und die Note des Grafen Carolyi an den Grafen Bismarck vom 31. März. Die Preußische Circulardepesche stellt den Verlauf der Beziehungen unserer Regierung zu dem Wiener Cabinet dar, die bei den offenbaren Kriegsrüstungen Oesterreichs ausmündeten; sie betheuert, daß Preußen ein zweites Olmütz zu vermeiden wissen werde, und deutet die Mittel an, durch welche sich Preußen gegen einen Mißerfolg zu schützen gedenke.

Mag Oesterreich die Einbildung hegen, daß es den Conflikt mit der Preußischen Regierung bis zur Wiederholung der Olmütz'schen Transaction leiten könne, so fehlen doch dieses Mal alle diejenigen Voraussetzungen, welche ihm im Jahre 1850 den Sieg erleichterten. Im November 1850 bestand eine gewaltige conservative Strömung, welche Oesterreich nur zu benutzen brauchte, um das Schiff der Preußischen Unions-Politik zum Stranden zu bringen. Nicht blos hatte der Wiener Hof mit Hülfe Rußlands die Revolution in seinen östlichen Provinzen besiegt, nicht blos hatte er den König von Sardinien gedemüthigt und den Einheitsdrang Italiens entmuthigt, sondern Preußen hatte selber dazu beigetragen, um die Waffen, über welche Oesterreich gebot, von Rost zu befreien.

Der Wiener Hof operirte damals mit den Mittelstaaten, welche durch Preußen gestärkt worden waren.

Hierzu kommt, daß im Preußischen Staate eine einflußreiche conservative Partei existirte, welche den Kampf gegen die Revolution für die erste Pflicht der Regierungen hielt und sogar bereit war, dieser Pflicht den auswärtigen Ruhmesglanz zunächst unterzuordnen. Die Preußische conservative Partei glaubte in Oesterreich den Hort des Rechtes, den geschworenen Feind der Revolution, den traditionellen Protector der Verträge zu erkennen, sie mahnte daher, vor allem mit Wien den antirevolutionären Bund zu schließen, weil nur unter dem Schilde eines solchen Bundes die Wohlfahrt Deutschlands gedeihen könne.

Eine conservative Partei, welche, wie im Jahre 1850, fähig wäre, der Regierung die Richtung des Weges aufzuzwingen, ist gegenwärtig nicht vorhanden. Der Preußische Staat mit seinem die Initiative behauptenden Königthum ist nicht der Boden und darf nicht der Boden sein, wo eine Partei — sei es die liberale, sei es die conservative — sich auf die Dauer eine independente Zügelführung anzueignen vermöchte. Im gegenwärtigen Augenblick schätzt die conservative Partei es zu ihrer Ehre, Regierungspartei zu sein und von der Regierung ihren Impuls zu erhalten.

Aber selbst wenn eine unabhängige conservative Partei vorhanden wäre, hätte Oesterreich es derselben unmöglich gemacht, die Aufrechterhaltung des Bundes zwischen Wien und Berlin zu empfehlen.

Oesterreich ist nicht mehr die Rechtsmacht Deutschlands. In keinem einzigen Moment der schleswig-holsteinischen Wirren seit dem Jahre 1864 hat Oesterreichs politisches Bewußtsein einen Lichtblick gehabt, wo es sich bestrebt hätte, das Recht aus der Herzogthümerfrage herauszuschälen. Das Wiener Cabinet hat mit dem Rechtsphantasma des Augustenburgerthums gespielt und dadurch seine Haltlosigkeit und Verlegenheit erhöht. Mit Hülfe des augustenburgischen Nebelbildes hat es das Rechtsbewußtsein der Deutschen geschwächt und kann daher auf die Sympathie conservativer Geister keinen Anspruch machen. Hinter der schwächlichen Deckung jener Augustenburgischen dissolving views hat Oesterreich Zeit gewinnen zu können gehofft, um seine Politik zu einer reinen Interessen-Politik erstarken zu lassen. Kein Wunder, daß ihm jetzt plötzlich die Zeit knapp zugemessen wird und daß sich das stärkere Interesse gegen das seinige geltend macht.

Im Jahre 1866 die Mittelstaaten gegen Preußen aufrufen zu wollen, ist ein Anachronismus, der sich an Oesterreich rächen wird. Preußen geht nicht auf die Vernichtung oder Demüthigung der mittelstaatlichen Souveränetäten aus; es will diese Souveränetäten erhalten, es will aber auch verhindern, daß sie gegen die Preußische Regierung ins Feld geführt werden. Indem sich Preußen anheischig macht, die Unabhängigkeit der Mittelstaaten zu conserviren, fordert es gleichzeitig als eine Garantie gegen den Mißbrauch derselben die den Machtverhältnissen entsprechende Reform der Bundeskriegsverfassung.

Dies ist der Standpunkt unserer Regierung. Im Vergleich zu dem-

selben kann man die österreichische Note vom 31. März nur eine Anhäufung von Phrasen nennen, durch welche der Kernpunkt des Conflikts nicht berührt wird. Die Note ist eine echte Protestnote, falls ein Protest richtig dahin definirt werden kann, daß in ihm der eigene gute Wille des Betheuernden auf's Schärfste hervorgehoben und derjenige des Anderen möglichst ins Dunkel gestellt wird. Mit dem abstracten guten Willen ist jedoch in dem Stadium, wo die Dinge jetzt angekommen sind, herzlich wenig gethan; die Frage, um die es sich handelt, muß praktisch angefaßt, es muß ein Weg, auf welchem sie gelöst werden solle, aufgezeigt werden. Selten ist in der Kriegsgeschichte — denn thatsächlich leben wir schon auf dem Kriegsfuße mit Oesterreich — eine solche Kundgebung, wie diejenige vom 31. März, ans Licht getreten, welche mit fast grimmiger Leidenschaftlichkeit, mit zähneknirschender Empfindsamkeit, die Friedensabsichten einer Großmacht schilderte, ohne mit einer einzigen Silbe die wahrhaften Motive, durch die der Conflikt erzeugt worden, zu berühren, oder nur die leiseste Andeutung, wie die Spannung gehoben werden könne, zu enthalten.

Da wir hiervon keine Spur in der Manifestation vom 31. März entdecken, so muß die österreichische Note uns als ein diplomatisches Manöver erscheinen, durch welches zwar ein Intermezzo in der Kriegsentwickelung bezeichnet und kluger Weise eine Verlangsamung der defensiven Vorbereitungen bewirkt werden kann, — das jedoch nicht die mindeste Handhabe für eine nachhaltige Schlichtung darreicht. Dem Preußischen Gouvernement bleibt auch nach jener Note die Aufgabe, die wahren Intentionen Oesterreichs zu constatiren. Wahrscheinlich werden die Verhandlungen, die der Gouverneur v. Manteuffel mit dem holsteinischen Statthalter zu führen hat, die erwünschte Klärung der Situation mit sich bringen.

Correspondenzen.

Berlin, den 4. April. Wir müssen bei der Behauptung, die wir in unserem letzten Berichte niederlegten, stehen bleiben, daß die öffentliche Stimmung in unserer Haupt- und Residenzstadt an den Krieg nicht glauben will und daß selbst wenn eine solche Eventualität hier und dort näher ins Auge gefaßt wird, keinerlei Besorgnisse über den Ausgang gehegt werden. Zu Bestätigung dieser unserer Auffassung haben wir noch von keiner in Berlin abgehaltenen Volksversammlung zu berichten, in welcher nur überhaupt die

auswärtige Lage zur Debatte gestellt worden wäre. Während die Democraten am Rhein bereits Frieden decretirt haben, tragen die hiesigen Führer doch Bedenken, in die Erörterung dieser ganzen Frage einzutreten; es könnte auch leicht der volksthümlichste Professor Fiasco machen, wenn er den Berlinern Nachgiebigkeit anrathen wollte. Derartige Wühlereien sollen sich auf höhere Kreise beschränken und in diesen der innere Conflikt mit Geschik benutzt werden, um Frieden zu predigen. Wir möchten rathen und wünschen, daß in diesen Zirkeln ein Beispiel genommen werde an dem Vertrauen, welches die Schichten der Bevölkerung durchzieht, wo vorzugsweise recrutirt werden würde. Demgemäß gestaltete sich das öffentliche Leben während der jüngst abgelaufenen Feiertage so lebendig, als es das allerdings ungünstige Wetter irgend gestattete. Größere Ausflüchte sind allerdings unterblieben; trotz der Erleichterungen, welche die verschiedenen Eisenbahn-Verwaltungen für die Feiertage hatten eintreten lassen, haben wir doch die sonst in der Festzeit üblichen Colonnen, die nach den Bahnhöfen strömten, vermißt. Es kam hinzu, daß das Osterfest in diesem Jahre auf sehr ungünstige Tage fiel. Die wenigsten Berliner werden zwar wegen des niedrigen Courses der Staatspapiere zu Hause geblieben sein, sie werden aber vielfach empfunden haben, daß der erste April mit dem ersten Osterfeiertage zusammenfiel, daß an diesem und dem folgenden Tage die Kassen geschlossen waren, daß also die üblichen vierteljährlichen oder monatlichen Bezüge erst am dritten erhoben werden konnten. Es tritt hinzu, daß der jetzige Ziehtermin wohl der frequenteste im ganzen Jahre ist, daß dieser dieses Mal mit dem dritten April beginnt, daß also die Feiertage vielfach bereits von Vorbereitungen beansprucht waren, um in die demnächst bevorstehende Translocation des Hausraths einzutreten. Während wir diese Zeilen schreiben, hat nun die Unruhe, welche zu solcher Zeit Häuser und Straßen ergreift, ihre volle Höhe erreicht; zu den angenehmen Eindrücken gehören die hierdurch bedingten Zustände nicht. Mancher Umzug gewährt Einblicke in häusliche Verhältnisse, bei denen viele Täuschungen verschwinden. Hat jeder Trödelladen schon etwas Drückendes und Unangenehmes, so gilt dies noch viel mehr von den vollgestopften Möbelwagen, in welchen die tiefsten Geheimnisse des Familienlebens den profanen Blicken Preis gegeben werden. Selbst der Anblick der hülfsreichen Mannschaften ist nicht sehr erbaulich; mit Ausnahme der Auxiliartruppen, welche von hiesigen Regimentern gestellt werden, zeichnen sich die Gesellen und Handlanger durch die abschreckendste Toilette aus, so wie durch die sehr geringe Pietät, mit welcher dieses und jenes Familienheiligthum in den Bauch des trojanischen Pferdes gesteckt wird, welches hier den Namen eines Möbeltransportwagens führt. Glimpflicher gehen die Umzüge von statten, welche bei der Beschränktheit des Meubelments durch Hand- resp. Hundewagen bewirkt werden; das bescheidene Familienhaupt pflegt in diesen Fällen die einzige Lampe und den einzigen Spiegel selbst hinterher zu tragen. Genug, die Umwälzung ist in diesen Tagen eine allgemeine, sie trifft aber zum Glück diejenigen am härtesten und empfindlichsten, welche diese Leiden am leichtesten vermeiden können. Wir haben nicht gehört, daß sich in diesem Jahre der Wohnungsmangel

sehr auffallend herausgestellt hätte; es ist so viel in der letzten Zeit gebaut worden, daß die Speculation dem Bedürfnisse vorausgeeilt ist. Dagegen macht sich in diesem Augenblicke ein entschiedener Stillstand unter den Neu- und Reparatur-Bauten bemerklich. In mehreren bei den Gerichtsbehörden gegen Bauunternehmer anhängigen Untersuchungen sind gerade in diesen Tagen die Erkenntnisse ergangen und haben mit schweren Strafen die Fahrlässigen getroffen. Es wird auf die Berliner Bauten entscheidend einwirken, daß der Meister wie der ausführende Geselle gleich verantwortlich erachtet worden sind. Früher beschränkten die Meister nur zu oft ihre Thätigkeit auf die Hergabe von Baustellen, Capitalien und Materialien, die eigenlitche Ausführung beruhte bei derjenigen Classe von Gesellen, die unter dem Namen der Polire bekannt waren und als hervorragende und distinguirte Personen einst im Fest der Handwerker besonders gefeiert wurden. Die Meister wollen nicht mehr für diese haften und die Polire tragen eben so gerechtes Bedenken, die Gewinnsucht der Meister auf ihre Schultern zu nehmen. So ruhen denn jetzt die Bauten im Allgemeinen und wir möchten glauben, daß die nächste Zukunft denjenigen Meistern gehören wird, welche kein Bedenken tragen, selbst noch die Mauerkelle zu führen, während sie bisher in eleganten Equipagen durch die von ihnen erbauten Straßen fuhren. Im Uebrigen können wir, so großes Unglück durch schlechte Bauten in einzelnen Fällen entstanden ist, doch ein gewisses Mitleiden den gestraften Bauhandwerkern nicht versagen, weil wir uns doch kaum der Muthmaßung verschließen dürfen, daß ähnliche Sünden wohl noch mehrfach vorgekommen sein mögen, nur daß diese nicht durch einen gleichen Unglücksfall zu Tage gezogen worden sind. Wir möchten hieran für ganz Berlin die Mahnung schließen, auch auf andern socialen Gebieten zur bessernden Umkehr zu gelangen, bevor die Augen durch harte Erfahrungen geöffnet werden.

Der Kirchenbesuch war, so viel wir bemerkt haben, während der Feiertage ein erfreulicher, wie wir denn gern anerkennen, daß gerade auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens in Berlin viel geschieht, wenn auch noch nicht genug. Die erste Anregung hierzu müssen wir dankbaren Herzens in der rückwärts liegenden Zeit suchen, wo der hochselige König es sich zur Aufgabe gemacht hatte, nicht blos Stätten der kirchlichen Andacht zu schaffen, sondern diese auch mit Männern zu besetzen, welche von ihrer schweren Aufgabe erfüllt waren. Der erlauchte Nachfolger tritt unverdrossen in die Fußtapfen des frommen Bruders und hat noch jüngst bewiesen, daß die blinde Agitation gegen den begabten Wächter der Kirche an die Stufen des Thrones nicht heranreicht. Muthige Kämpfer auf diesem Gebiete sind zur Zeit am wenigsten zu entbehren; auch dieses lehrten die jüngsten Feiertage, wo weltliche Freuden sich in verletzender Weise breit machten. So lasen wir an den öffentlichen Anschlagssäulen in diesen Tagen die Ankündigung einer renommirten Brauerei, daß sie in den Feiertagen den Ausschank des Bockbieres beginne, und in recht augenfälliger Weise war hierbei ausdrücklich hervorgehoben, daß dieser Ausschank auch am Charfreitage nicht unterbrochen werde.

Wir haben uns niemals mit der Hoffnung geschmeichelt, daß es für

diesen Tag nicht auch vergnügungssüchtige Berliner gebe, aber die öffentliche Berühmung dieses Treibens hatte doch etwas ungemein Verletzendes. Die Theater waren dagegen an diesem Tage vorschriftsmäßig geschlossen, was wir den Privatunternehmungen hoch anrechnen, wenn schon wir glauben, daß die ihnen ertheilten Concessionen diesem Beschlusse einigermaßen nachhelfen. Zwischen dem Friedrichs-Wilhelmstädtischen und dem Wallner'schen Theater hat jüngst ein Conflikt über die Aufführung eines aus Paris importirten Stückes stattgefunden, welcher am besten dadurch vermieden worden wäre, daß beide Bühnen auf dieses Machwerk verzichtet hätten. Bei den Königlichen Theatern macht sich der Beginn des Frühjahrs insofern bemerklich, als einzelne bevorzugte Größen daran denken, die Koffer zu packen und fremde Finanzquellen flüssig zu machen. Leider ist für Berlin hier und dort die Heiserkeit, für die Fremde der Gesang bestimmt, ein Verhältniß, welches auch die umsichtigste Intendanz nicht zu ändern vermag. Der in Paris versammelte Wallachische Congreß soll in Verlegenheit sich befinden, über die Gegenstände, auf welchen er den Kreis seiner Berathungen sonst noch ausdehnen könnte. Wir möchten anheimgeben, daß durch abzuschließende internationale Stipulationen gastirende Künstler nur dann auf fremden Bühnen zugelassen werden, wenn sie aus der Heimath ein Attest ihres Wohlverhaltens und Fleißes beibringen. Die zwischen einzelnen Bühnen bereits bestehende Verbrüderung, hat sich bisher nur auf contractbrüchige Mimen erstreckt, nicht auf das Unwesen der Gastspiele, durch welche der wahren Kunst eben so großer Abbruch geschieht, als einer günstigen Finanzlage der Bühnen. Die Forderungen, welche jetzt bei Gastspielen gestellt werden, sind kaum noch zu erschwingen. Diese Honorare gelten dann als Regulatoren für die bei Engagements zu stellenden Bedingungen und so treibt die eine Forderung die andere zu einer Höhe, durch welche wiederum die Eintrittspreise je mehr und mehr gesteigert werden. — Der Besuch der Theater wird hierdurch auf die wohlhabenderen Classen beschränkt, wodurch denn der Unsitte sogenannter Winkeltheater ein wesentlicher Vorschub geleistet wird. Wir wollen unsern Lesern nicht zumuthen, dergleichen Locale selbst zu besuchen, wir machen nur auf die desfallsigen Annoncen aufmerksam. Fast jeder öffentliche Vergnügungsort nimmt jetzt einen, allerdings sehr niedrigen Eintrittspreis und bietet dafür den Besuchern nicht allein eine eigene Kapelle, sondern auch fest engagirte sogenannte Künstler, deren Productionen in Gesang und Recitation unter Anlegung eines theatralischen Costümes vor sich gehen und an dramatische Darstellungen ziemlich hart anstreifen. — Dort erfüllt jetzt die dramatische Kunst ihre Aufgabe, zur Bildung und Veredelung des Volkes beizutragen und zwar in abschreckendster Weise. Auch auf diesem Gebiete wird Berlin Weltstadt und dem Pariser Vorbilde kaum nachstehen. Mit um so größerer Befriedigung nehmen wir die Programms zur Hand, welche für die Vorstellungen in unseren Hofkreisen aufgestellt werden, und freuen uns daß dort wenigstens fremdländische Beispiele noch nicht nachgeahmt werden.

Aus Süddeutschland, den 3. April. Ein Vorwurf, welchen man häufig in Süddeutschland gegen Preußen aussprechen hört und den auch selbst Wolfgang Menzel, allerdings in sehr wohlwollender Weise zu machen nicht unterläßt, ist der, daß die norddeutsche Großmacht „Rußland viel zu viel vertraute, viel zu viel nachgab und sich in Fällen, wo Oesterreich vorsichtiger war und gern dem russischen Uebermuth eine Schranke gesetzt hätte, dieser weisen österreichischen Politik nicht anschloß.“ Bei aller Anerkennung und Achtung für den deutschen Patrioten, möchte ich doch meinen, daß dieser Satz, wenigstens nicht in allen seinen Punkten so ganz richtig sei. Hat Rußland wohl je eine solche Haltung, eine solche Sprache, einen solchen Ton gegen Preußen geführt, als dies fast ununterbrochen von hier aus gegen die norddeutschen Brüder geschieht? Wenn man nun ganz unbefangen sein will, muß man zugestehen, daß Preußen gar nichts weiter übrig blieb, als denjenigen sich näher treten zu lassen, welcher von jeher bewiesen hat, daß die Schätzung weitreichender Combinationen bei ihm den Vorrang vor der Leidenschaft habe, und daß auf die Ausdauer seiner Freundschaft zu rechnen sei. Wenn ich ferner in den verschiedenen Kreisen diesseits des Mains Rundschau halte über die gelegentlichen Kundgebungen, so geberden sich diese ehemaligen Rheinbundstaaller in einer Weise, als wäre Preußen nicht einmal mehr eine deutsche Macht. Hingegen an Geld und Blut für Deutschland nur Opfer zu bringen, dazu sei, nach ihrer reindeutschen Ansicht, das Borussenthum jederzeit verpflichtet. Und wenn Preußen nicht dienen will, so ist für diese Klasse von Deutschen nicht nur die oftmals angedrohte „ehrenvolle Anlehnung an Frankreich“ nicht undeutsch, sondern sie ziehen vollends ein Bündniß mit dem „Erbfeinde“ vor, wenn es nur den Endzweck hat Preußen in seiner Entwickelung aus kleinlicher Stammeseifersucht ein Hinderniß in den Weg zu legen. Eine Absicht, die sie gar nicht einmal verhehlen.

Militärische Revue.

Der letzte amerikanische Krieg.

(Fortsetzung).

Am 26. Juni, Morgens, brachen unsere Truppen aus ihren Stellungen auf. Jackson suchte in Eilmärschen des Feindes rechten Flügel bei Ashland zu umgehen. Hier angekommen, trieb seine Avant-Garde den schlecht postirten Feind auf Hanover Courthouse zurück, wo Jackson die Brigade des General Branch vorpoussirte, um mit General Hill I. eine Verbindung aufzusuchen, der die Meadow bridge erreichen sollte. General Hill I. begann sehr entschlossen vorzugehen, um das Städtchen Mechanicsville zu nehmen. Der hier stehende Feind wehrte sich wacker. Die Angriffe wurden wieder und wieder mit wachsender Wuth wiederholt, aber mit einer kalten Entschlossenheit abgeschlagen, die Bewunderung verdiente. Vergeblich sendete General Hill I. seine Adjutanten nach General Branch aus, um dessen Marsch zu beschleunigen. Dieser hatte auf seinem Marsche nach Mechanicsville so viele Terrainhindernisse zu überwinden, daß er erst in der Nacht anlangte, als der Kampf beendet war. Kaum graute der Morgen, als auch unsere Artillerie ein wüthendes Feuer auf Mechanicsville eröffnete. Da nun zugleich General Branch's frische Brigade anrückte, so räumte der Feind Mechanicsville und ging fechtend in eine vorbereitete Aufnahmestellung stromabwärts zurück. Gerade in diesem Augenblicke kam das prächtige Armeecorps Longstreets, alte gediente Veteranen der Potomac-Armee, und die Division Hill II. heran. Sofort wurde der Angriff auf der ganzen Front befohlen. Die Divisionen Hill II., Anderson, Whiting bildeten das Centrum und drangen auf Coal Harbour vor, indessen Jackson, Hill I. und Longstreet den linken Flügel bildeten. Magruder commandirte den rechten Flügel, war aber durch das sumpfige Terrain gehindert, offensiv vorzugehen. General Wise übernahm das Commando des Fort Darling am äußersten rechten Flügel.

Alle diese Angriffsbewegungen und die beiden vorhergehenden Gefechte mußten Mc. Clellan darüber aufgeklärt haben, daß unser Bestreben war, unsere beengende Situation vor Richmond zu ändern und uns mehr Luft zu verschaffen. Er hätte nur den seit vier Monaten müßig bei Fredericksburg liegenden General Mc. Dovell damit beauftragen sollen, eine Demonstration entlang der Richmond-Bahn zu machen. Dadurch wäre Jacksons für Mc. Clellan so unheilvoller Flankenmarsch unausführbar geworden. Aber Mc. Clellan mußte den Mc. Dovell wohl richtig taxiren, denn dieser blieb mit unerschütterlicher Seelenruhe in seiner sichern Position und ließ Mc. Clellans

durch Krankheit und Kampf geschwächte Schaaren unsern Angriffen bloßgestellt. Kaum hatte General Lee von diesen Verhältnissen sichere Kunde, als er einen auf der ganzen Front gleichzeitigen Angriff auf Mc. Clellans ganze Linie befahl. Sobald, als die Ankunft Jacksons bei Coal Harbour gewiß war, erschien Lee mit seinem ganzen Stabe bei Gaines-Mühle und bestimmte die Divisionen Anderson, Hill I., Longstreet und Picket zu einer allgemeinen Attacke. Ehe noch diese antraten erklangen Jacksons Artillerie-Salven vom linken Flügel und erfüllten die Herzen unserer Burschen mit glühendem Enthusiasmus.

Mc. Clellans Position an diesem Tage war im höchsten Grade merkwürdig. Mit einem Theile seiner Truppen war er auf die Südseite des Chickahominy gegangen, um dort Magruder entgegenzutreten, indessen er mit dem größten Theile seiner Truppen eine Stellung (auf der Nordseite)*) mehr rückwärts einnahm, in der er die Absicht hatte sich zu schlagen. Seine Disposition zeugte von Vorbedacht, Talent und Kaltblütigkeit. Die verschiedenen Divisionen seiner Armee nahmen ihre Stellungen mit Präcision ein und erwarteten unseren Angriff mit Festigkeit. Es war das erste Mal, daß zwei Armeen hier mit so gleicher Truppenanzahl sich gegenüber standen, doch hatten die Unionisten den Vortheil, in gedeckter Stellung den Angriff unserer Truppen erwarten zu können. Die Schlacht wurde eröffnet durch Hill I., Anderson und Picket. Diese tapferen Divisionen stürmten mit einem gellenden Hurrah gegen die Musketensalven des Feindes, wie zu lustigem Spiel. Ganze Reihen stürzten unter dem tödtlichen Hagel, aber der Rest stürmte weiter. Die Wogen der Schlacht schlugen zusammen, der Kampf war Mann gegen Mann, Auge im Auge, Bajonet gegen Bajonet. Die federirte Brigade Meagher, Irländer, setzte einen heroischen Widerstand entgegen. Nach einem heftigen Kampfe wich unsere Infanterie, vergebens war alles Anspornen und Zurufen — sie eilten in größter Unordnung rückwärts. Mit schäumenden Lippen, kirschbraun im Gesicht, den Säbel in der Faust, stürmte zur Hülfe unser General Cobb an der Tete des 19. Nord-Karolina- und 14. Virginia-Regiments heran. Noch einmal erneuerten die Unsern den Angriff, aber alle Hingebung und Selbstaufopferung waren vergebens.

Die Irländer hielten ihre Stellung mit einer Tapferkeit und wilden Kampflust, welche die Bewunderung unserer eigenen Offiziere erzwang. Die Trümmer der schönen Legion Cobb eilten rückwärts. Dem 19. Nord-Karolina wurden 8 Fahnenträger hintereinander und ein großer Theil seiner Offiziere erschossen.

Jetzt wälzten sich aus der Reserve unsere Divisionen Hill I. und Anderson heran. Beide führten selbst ihre Regimenter ins Feuer, und manche Regimenter bedeckten sich mit unvergänglichem Ruhme. — Unsere Truppen zeigten eine Todesverachtung, die sie auf gleiche Stufe mit langgedienten Soldaten stellte, und obwohl der Tod eine blutige Ernte an diesem Tage in

---

*) Schalten wir hier ein, während wir uns sonst treu an das Original halten.

unsern Reihen hielt, zeigte doch keine Unordnung, kein furchtsames Zögern, daß manche der Regimenter zum ersten Mal im Feuer waren. Aber der Feind hielt eben so kaltblütig einen unseren Angriffe nach dem andern aus. Trotzdem einzelne seiner Brigaden seit 8 Uhr Morgens im Feuer standen, thaten sie Wunder der Tapferkeit, und erst als sie die Nachricht erhielten, daß Jackson in ihrem Rücken anrücke, gingen sie langsam und widerwillig zurück. Es war 8 Uhr Abends. — Sie marschirten mit wehenden Fahnen unter Trommelschlag ab, nahmen alle ihre leicht Verwundeten mit, so wie sämmtliche Wagen; und als unsere Kavallerie unter Davies und Wickham sie verfolgen wollte, wurde sie übel empfangen.

Erst die Nacht, die mit ihrem dunklen Schleier das Schlachtfeld einhüllte, entzog den Lebenden mitleidig den Anblick der schrecklichen Wahlstatt. Eine schwache Kanonade ließ sich vom äußersten linken Flügel vernehmen, auch sie starb dahin. Die Soldaten waren so erschöpft durch den furchtbaren Kampf dieses Tages, daß sie aus dem Gliede schlafend niedersanken auf das Feld. Obwohl ich so müde war, daß ich mich kaum im Sattel halten konnte, ritt ich doch mit einer meiner Ordonanzen auf die Stelle des Schlachtfeldes, wo der Kampf am heftigsten gewüthet hatte. Die Scene war entsetzlich. Ganze feindliche Glieder lagen da, wo sie bei Beginn des Kampfes gestanden hatten. Die Zahl der Verwundeten war sehr bedeutend, und das Wimmern und Hülferufen, das von allen Seiten durch die Nacht klang, machte einen schauerlichen Eindruck, der einem das Blut in den Adern gerinnen machte. Obwohl ich auf so manchem Schlachtfeld Italiens und Ungarns gewesen, so hatte ich doch eine solche Stätte der Zerstörung und des Todes noch nicht gesehen. Die Vorkehrungen zum Fortbringen der Verwundeten erwiesen sich auch als zu schwach, und unter den tausendfach auf sie eindringenden Schrecknissen zeigten sich selbst die Aerzte nicht der Situation gewachsen. Mit der größten Mühe und unter dem Beistande mehrerer mitleidiger Offiziere gelang es mir, einige Ordnung in diesen traurigen Wirrwarr zu bringen. Durch einen glücklichen Zufall fing ich einige unionistische Lazarethwagen ab, die ich zwang, unsere Verwundeten nach Richmond zu fahren.

Ein herzbrechender Dienst war es, oft starben uns die Aermsten unter den Händen indem wir sie in die Wagen heben wollten. Um Mitternacht hatten wir den ersten Train fertig. Er bestand aus 60 Wagen mit zweihundert schwer Verwundeten. Vorsichtig und sorgsam brachte ich den Transport glücklich in die Stadt. Am ersten Hospital wurde mir die Aufnahme verweigert. „Alles voll“ bekam ich zur Antwort. „Vorwärts, weiter!“ Bei dem nächsten „Alles voll“. Zufällig begegnete mir ein Freund, der mir den Weg zeigte, nach einem Tabak-Trockenhause, das zum Hospital eingerichtet war. So mußte ich noch 1½ Stunden mit meinem traurigen Convoi in den Straßen umherziehen. Ich that mein Möglichstes um die armen Jungen mit Wasser, Thee und andern Erfrischungen zu erquicken, wie ich überhaupt suchte ihre Leiden so viel als möglich zu lindern. Aber die späte

Stunde der Nacht und die Aufregung der Stadt hinderten mich, meine Pflicht nach meinem Willen zu erfüllen.

Endlich war das sogenannte Hospital erreicht, aber ich wollte meinen Augen nicht trauen, daß man eine so traurige Höhle mit einem solchen Namen beehrte. Dort sollten einige zusammengenagelte Latten, die in einem offenen Schuppen, ohne Thür und Thor, standen, die Betten für die leidenden Vertheidiger unserer Heimath vorstellen. Die ganze Zeit über hatte der Soldat Hunger, Durst und Hitze ertragen müssen, nichts hatte seinen Muth brechen, seine Todesverachtung erschüttern können — und nun lag er auf den Tod verwundet vor den Thüren seiner Freunde, deren Land er beschützt, für deren Wohlfahrt er geblutet hatte. Sie trugen ihn hinweg in einen offenen Schuppen, ohne für seine Wunden zu sorgen — mochte er dort sterben, elend, ohne Hülfe! — — Und diese Stadt hatte eine Bevölkerung von 40,000 Seelen, hatte Kirchen, die außerordentlich geeignet waren zu Hospitälern, hatte zahlreiche Priester — aber die Kirchen blieben geschlossen und kein Geweihter des Herrn war da, die letzten Augenblicke des Sterbenden zu versüßen!

Traurig und enttäuscht gab ich den Befehl die Verwundeten abzuladen, warf noch einen letzten Blick auf dieses Haus des Todes und des Schreckens, stieg zu Pferd, und floh mit einem leisen Fluch auf meinen Lippen zu meinem Regiment zurück.

— — General Jackson hatte seinen Flankenmarsch ohne einen ernsthaften Widerstand zu finden ausgeführt. Kaum hatte er die ihm bezeichneten Punkte im Terrain erreicht, als er seine Kolonnen zum Angriff vorgehen ließ. — Trotz der auf dem Marsch erduldeten Strapazen, die sie in kurzer Zeit überwunden, warf er seine desperaten „Sansculotten" gegen die Federirten. Vergebens aller Muth, alle kühnen Manöver des Feindes. Wie ein Orkan brauste Stuart mit seiner Kavallerie heran und warf alles zu Boden, was sich ihm in den Weg stellte. Eine wahre Berserkerwuth hatte sich der Truppen Jacksons bemächtigt, welche die Gewehre fortwarfen, und nur mit dem Bowie-Messer in der Faust auf ihre Feinde zustürzend, ein entsetzliches Blutbad unter diesen anrichteten. Obwohl zu Anfang die Federirten standhaften Widerstand geleistet hatten, so wichen sie jetzt doch zurück, schneller und schneller — sie flohen, Gewehre, Tornister, Czako's, kurz alles wegwerfend, was sie im Laufen hindern konnte. Subordination und Disciplin hörten auf. Der Soldat hörte auf kein Commando seiner Officiere, und floh von seinem Platze. Schon waren so zwei Generale von den vier feindlichen Brigaden durch ihre Leute im Stich gelassen worden, und man glaubte schon, es sei vorbei mit Mc. Clellans ganzer Armee, als in dieser gefährlichen Krisis der (federirte) General Heintzelmann erschien und mit seiner Division das Gefecht wieder zum Stehen brachte. Mit großer Geschicklichkeit und Entschlossenheit warf er den Ansturm der Unsrigen zurück, und verfügte die Raillirung der geschlagenen und fliehenden Brigaden, aber es war unmöglich, Ordnung in diese fliehenden und eingeschüchterten Massen zu

bringen. Sie rissen ihre Officiere mit sich fort und stürmten in wilder, ungeordneter Flucht davon.

General Heintzelmann selbst sah die Nothwendigkeit sich zurückziehen, und wie ein gereizter Stier, der die Hörner gesenkt, jeden Augenblick bereit ist, einen Angriff abzuweisen, wich er langsam gegen den Chickahominy zurück. Alle Verwundeten und Trainkolonnen des Feindes fielen in unsere Hand, und Jackson konnte mit gutem Gewissen den Befehl ertheilen: „Genug für heute!“ Keiner der andern Generale hatte seine Aufgabe mit solcher Schnelligkeit und Gründlichkeit gelöst, wie er; die Erfolge waren außergewöhnlich. Die Unionisten hatten während dieses Tages verloren: 2 Brigadegenerale, 115 Stabs- und Subaltern-Officiere, 3000 Gemeine, 21 Kanonen, 500 Munitionswagen mit voller Ladung. Die Beute war ungeheuer, aber, in strategischer Beziehung war Jacksons Sieg von noch bedeutenderer Wichtigkeit, indem er Mc. Clellan vollkommen von seiner Rückzugslinie abdrängte. Als der Erfolg von Jacksons Unternehmungen im Hauptquartier bekannt wurde, sagte daher Jedermann mit Sicherheit den Untergang der Armee Mc. Clellans voraus. Es war ein allgemeiner Freudentaumel, und wie ich am andern Morgen zu meinem Regimente kam, fand ich die armen Burschen in fieberischer Aufregung, jeder Einzelne wollte dabei sein, wenn die große federirte Armee gefangen oder vernichtet würde. Ich allein zuckte mit den Achseln, als einige Offiziere mir ihre Ansichten über die Sachlage vortrugen. Wir hatten durchaus eine ähnliche Erfahrung im Jahre 1848 unter Radetzky, in Italien. Dort auch hatten die Italiäner schon Quartier für den alten Herrn bestellt, und der Bürgermeister Mailands war so überzeugt von einem Siege und desfallsigen Folgen, daß er grade in dem Moment über die Behandlung referirte, die der greise alte Held als Gefangener erdulden sollte, als dieser ruhig in sein Festungsviereck hineinmarschirte.

Ich kam gerade zurecht, um mit meinem Regiment den Vormarsch anzutreten. Mit Trauer betrachtete ich unsere schöne Division. Wie fürchterlich waren manche Regimenter decimirt! Einige, die, wie mein eigenes, mit 1100 Mann ausmarschirt, hatten 3—400 im Gliede! Ja, manche, wie das 7te Georgia, und 21ste Nord-Carolina, hatten nur wenig über 180 Mann zur Stelle! Eine große Zahl von Offizieren war verwundet und mancher wackere Kamerad, der vor wenigen Tagen noch voll Selbstvertrauen und Frohsinn, eine schöne Zukunft versprach, war nicht mehr. Ich hatte nicht länger den Muth, nach dem Einen oder Andern zu fragen, den ich nicht mehr sah, sondern nahm für sicher an, daß er auf dem Felde der Ehre gefallen war; es war gar zu traurig, immer dieselbe Antwort zu erhalten: „Er ist todt!“ „er fiel hier — dort, oder auf die oder die Weise!“ —

Als unsere Division sich nach und nach aus dem Gewirr von demontirten Geschützen, zerschossenen, todten und verwundeten Soldaten herausgearbeitet und ein freieres Feld gewonnen hatte, sahen wir mit Erstaunen, bei der geräumten feindlichen Stellung angekommen, nur wenige zurückgebliebene Waffen und Bagage. Alles Material war von ihm mit fortgeführt,

und nur die Berge von Leichen erzählten von der Wuth des Gefechtes, das hier geraſt hatte. Die Werke waren von außerordentlicher Ausdehnung und weit stärkerem Profil als wir geglaubt. Wir hatten Befehl erhalten, sofort dem Feinde zu folgen oder doch über seinen Verbleib genaue Nachricht zu bringen.

Wir waren kaum beim Weißen Hause*) angekommen, als wir eine dichte Rauchsäule aus dem eine starke Viertelmeile entfernten Walde aufsteigen sahen. Als wir neugierig halb rechts abmarschirend uns dahin zogen, fanden wir einen hoch aufgestapelten Berg, der über und über in rother Gluth flammte und einen dichten Rauch gen Himmel sandte. Der feindliche General hatte befohlen, alle Lebensmittel, die man nicht mit fortnehmen konnte, zu verbrennen und so den gierigen Verfolger um Millionen zu berauben. Wie hungrige Wölfe stürzten meine armen Bursche gegen den gluthhauchenden Kegelberg, zu retten was zu retten sei.

Da brannten Hunderte von Kisten voll Mehl, Kaffee, Zucker, Molasse, Speck, Wein, selbst Champagner — kurz alle jene Delicatessen, welche die Armee des Nordens mit sich führte und die wir armen Teufel kaum dem Namen nach kannten. Aber unsere Anstrengungen, Etwas zu retten, waren meist vergeblich, zu gut hatte der Feind seine Maßregeln getroffen. Aber andererseits waren hier Hunderte und Tausende verschiedener Kleidungsstücke, zu deren Vernichtung dem Feinde die Zeit gefehlt und die unseren abgerissenen Leuten sehr zu statten kamen. Alle Kennzeichen schienen mir darauf hinzuweisen, daß Mc. Clellan seinen Rückzug mit Ordnung und Energie ausgeführt und an Nichts weniger dachte, als sich zu ergeben. In der That erfuhr ich auch von einigen gefangenen Nachzüglern, daß er mit seiner ganzen Armee den Chickahominy überschritten, seine erste Rückzugslinie aufgegeben und sich nach dem Jamesriver gewendet habe, vermuthlich um sich mit der Flotte zu vereinigen. Ich sandte auf der Stelle einen Offizier mit dieser Meldung an General Lee. Hierauf erhielt ich den Befehl, zu halten; jetzt kamen die 12 schönen Brigaden von Hill I. und Longstreet heran, um dem Feinde den Todesstoß zu versetzen. Ungefähr 1 Meile von Darleytown, an der Newmarket-Straße, sahen wir den Feind, aber er befand sich in einer ausgezeichneten Position. Die Ebene, dicht bewaldet und voller Unebenheiten wie sie war, bot unserer Kavallerie kein Terrain — sie mußte unthätig bleiben. General Mc. Clellan hatte seine Stellung an Fraziers Farm genommen, die sein Centrum bezeichnete. Diesen Punkt hatte er mit 19 Geschützen besetzt und erwartete mit seinen besten Truppen hier kalt und ruhig unsern Angriff. Wir mußten unter allen Umständen den Feind aus der Nachbarschaft unserer Hauptstadt vertreiben oder selbst fallen. Keine andere Wahl blieb für uns. Auch Mc. Clellan war sich vollkommen klar über das Mißliche seiner Lage. Durch die Albernheit des Generals Mc. Dovell, das

*) Weißhaus (white house), eine dem General Lee gehörige Farm, die auf dem nördlichen Chickahominy liegt und bis zum 26. Juni Mc. Clellans Hauptquartier war.

jämmerliche Benehmen des Kriegsministers Stannton und die hinterlistigen Manöver des Generals en chef zu Washington, Halleck, war er der Vernichtung preisgegeben. Mancher andere General hätte unter solchen Umständen den Tod im Getümmel der Schlacht gesucht. Trotz alledem zögerte er keinen Augenblick, ohngeachtet der entsetzlichen Verluste, die er in den Kämpfen der letzten vier Tage erlitten, um sein Schicksal mit eisernem Würfel zu spielen.

Durch das viertägige Morden waren unsere Leute zu wilden Thieren geworden, kaum waren sie des in Schlachtordnung stehenden Feindes ansichtig geworden, als sie mit wildem Geheul vorwärts sprangen. Die schweren Geschütze des Centrums überschütteten sie mit vollen Lagen Kartätschen, welche sie in Unordnung brachten. General Lee sendete alle seine disponible Mannschaft zu ihrer Verstärkung, aber Mc. Clellan eröffnete auf die abermals Heranbringenden ein so höllisches Feuer, daß die ältesten Veteranen ihre Selbstbeherrschung verloren. Ganze Glieder unserer Leute wurden niedergeschmettert. Der Donner der Kanonen, das Knattern des Gewehrfeuers von Einmalhunderttausend Kämpfern, mit dem Todesröcheln der Sterbenden vermischt, war schreckenerregend für Ohr und Seele. So tobte der Kampf auf einem verhältnißmäßig kleinen Raum sieben lange Stunden hindurch, ohne daß ein Fußbreit Raum gewonnen wurde. Alle unsere Reserven waren ins Feuer geführt und die Brigade Wilcox war vernichtet. Zuletzt brach die Nacht herein und endete den Kampf, die Soldaten waren so ermattet, daß sie sich, achtlos auf Alles, wo sie standen, niederwarfen. „Wasser, Wasser!" klang es von funfzigtausend verdorrenden Lippen. In keiner Feldflasche befand sich ein Tropfen mehr, und schließlich überwältigte die Müdigkeit die gänzlich Erschöpften, so daß sie Durst und Hunger vergaßen. Finster und trüben Sinnes ritt General Lee durch das Lager der decimirten Regimenter, von seinem Stabe begleitet. Mit fester klarer Stimme beorderte er die Divisionen Magruder und Wise zum Beerdigen der Gefallenen. In kurzen Worten deutete er noch dem General Longstreet für den nächsten Tag seine Position an und ritt mit seinen Adjutanten ab, andere Punkte der Schlachtlinie zu besuchen.

Der sechste Tag, und der siebente mit der Schlacht von Malvernhill.

Kaum zeigte sich der erste graue Schimmer im Osten, als der Donner der Artillerie erdröhnte. Während der Nacht hatte unser General Anderson eine Batterie ganz nahe an die feindliche Front vorpoussiren lassen, sie wurde sofort von den Federirten heftig beschossen. Fast jeder Schuß saß und die Splitter schwirrten nach allen Richtungen hin durch die Luft.

Von zwölf Geschützen wurden fünf demontirt, auch die Bespannung arg mitgenommen, aber der Batteriechef wich nicht. Jetzt waren unsere Kolonnen angetreten, ohne einen Bissen stärkender Nahrung, wenn sie nicht selbst Etwas bei sich führten. Erschöpft von den Strapazen der letzten Tage,

konnten manche sich kaum auf den Füßen halten, aber nicht ein Mann wurde seiner Pflicht untreu. Als wir schließlich bei steigendem Sonnenlicht die feindliche Stellung klar sehen konnten, entfuhr ein unwillkürlicher Ausruf der Ueberraschung, denn an den dichten Massen, welche in der feindlichen Position sich drängten, war es ersichtlich, daß McClellan in der Macht beträchtlich verstärkt worden war, und nun mit seinen frischen Truppen gegen unsere verhungerten und erschöpften Leute einen leichten Kampf haben müßte.

General Lee, von der Gefährlichkeit der Sachlage überzeugt, ertheilte sofort an General Stonewall Jackson den Befehl, für den Fall eines Rückzuges die Armee zu decken, auch wurden Instructionen nach Richmond gesendet, für die Wegschaffung alles Staatseigenthums, so daß für den eintretenden Fall dies ohne Unordnung und Zeitverlust geschehen könne.

Nun wurden Hill II., Longstreet, Anderson, Cobb und Whitcomb bestimmt, mit ihren Divisionen einen Angriff zu machen.

Es begann jetzt einer der furchtbarsten Kämpfe, die je die Kriegsgeschichte schildern wird. Wahrhaft grausenerregend war unser Verlust. McClellan, sowie er die Erfolge seiner Artillerie sah, zog eine Reserve-Division vor, uns mit einem tödtlichen Musketenfeuer zu überschütten.

Diese Masse wälzte sich vorwärts, Schritt vor Schritt, näher und näher kommen sie — da! werfen einige Compagnien von uns die Gewehre fort und fliehen! McClellan hatte sofort Kavallerie bei der Hand. Schnell wie ein Gedanke aber war unser General Anderson an der Spitze von drei unserer Regimenter und führte sie der Bundesreiterei entgegen. Mit gellendem Hussahruf warfen sich unsere Texaner auf die federirten Reiter, die ohne den Säbel zu gebrauchen, Kehrt machten und flohen. Die federirte Artillerie hinderte die Verfolgung.

Die feindliche Infanterie aber drückte heftig vor, mit dem Rufe: „Vorwärts, nach Richmond!", der wie Brausen des Meeres auf der ganzen Reihe ertönte. Unsere Kolonnen weichen! Da habe ich Thränen perlen sehen, Thränen des bitteren Schmerzes aus den Augen alter Veteranen, die auf den Prairien des fernen Missouri und Arkansas gekämpft hatten! —

Was hatte es genutzt, daß wir unser bestes Blut sechs lange Tage verspritzt hatten?

Was hatte uns die unaufhörliche furchtbare Anstrengung genutzt?

Alles, Alles schien verloren! Eine bleierne Wolke schien sich über uns herabzusenken. Die Furcht vor der Schande. Batterien, Munitionswagen, Ambulancen rasselten in gestrecktem Galopp bei uns vorbei, die Truppen mit sich fortreißend — rückwärts, rückwärts!

Die Truppen hatten die Haltung verloren, vergebens die Bemühungen der Oberofficiere — „es war Alles vorbei mit der Confederation!"

In diesem Moment der Verzweiflung kam der General Hill II. heran mit einigen Regimentern, die er wieder raillirt hatte — näher und näher wälzten sich die Kolonnen der Unionisten, lauter stets knallten die Schüsse, lauter und lauter brauste der Kriegsruf: „on to Richmond!" Viele unserer

Kavallerie-Officiere sprangen aus dem Sattel, um in die, fast aller Officieren beraubten Infanterie-Regimenter einzutreten.

General Hill ergriff die Standarte des 4. Nord-Carolina-Regiments, das er früher commandirt: „Wenn Ihr mir nicht folgt, will ich allein sterben!“ Eine Anzahl Officiere sprangen vor, den geliebten Führer mit ihrem Leibe zu decken, heran stürmten die Leute des Regiments: „Führe uns, Hill, führe Deine alten Carolina-Jungen!“ klang es über das Feld.

Und nun führte Hill die aufs Aeußerste Enthusiasmirten gegen den Feind. Dieser hielt, als er die Fliehenden plötzlich Kehrt machen sah, und wie ein verwundeter Löwe stürmte Hill heran.

Ein furchtbarer Kampf Mann gegen Mann begann, nicht Zeit hatte man, die Gewehre zu laden. Unglaublich war die Erbitterung, mit der hier gefochten wurde. Es war vergebends die Bitte um Pardon, ohne Maaß noch Gefühl arbeiteten hier Messer und Bajonet. Der Sohn sank sterbend zu des Vaters Füßen, der Vater vergaß, daß er ein Kind — ein sterbend Kind besaß; der Bruder sah nicht auf den wenig Schritte vor ihm sterbenden Bruder, nicht hörte der Freund des Freundes letztes Todeswinseln; alle Bande der Natur waren gerissen, nur ein Gedanke brannte in jedem Hirn — nur ein Gefühl in jedem Herzen — Rache!

Hier war es, wo der Sohn des Major Peyton, ein Jüngling von funfzehn Jahren, seinen Vater um Hülfe anflehte, er war durch beide Schenkel geschossen. „Wenn wir den Feind geschlagen, will ich Dir helfen, hier habe ich andere Söhne zum Ruhme zu führen. Vorwärts!“ rief der Major. Einen Moment später deckte sein zuckender Leichnam die Erde.

Wunder von Tapferkeit wurden auf beiden Seiten gethan. Die Geschichte wird selten von tapferern Soldaten zu berichten haben, aber auch selten von einer so teuflischen Wuth erzählen können. Selbst die Verwundeten bohrten mit sterbender Hand das Messer in des Feindes Hals.—

Durch den plötzlichen Widerstand der Division Hill II. beschämt, hatten auch die andern Theile der konfederirten Schlachtlinie Front gemacht, und von neuem war die Schlacht zum Stehen gekommen, und dauerte bis tief in die Nacht, es kam uns ja nun darauf an, das Gefecht so lange hinzuhalten bis unsererseits die frischen Truppen, die wir erwarteten, herangekommen waren. Schließlich um ½10 Uhr Abends kamen die Divisionen Magruder, Wise, Holmes an, und nahmen eine Stellung als zweites Treffen ein. Hätten die Kommandeurs dieser Divisionen ihre Aufträge mit mehr Schnelligkeit und Eifer ausgeführt,*) so wären Ströme Blutes erspart worden, aber sie kamen volle 7 Stunden zu spät, sonst warfen wir den Feind sicher im Laufe des Nachmittags auf seine Reserven zurück.

Die Generale waren nicht klar über ihre Marschrichtung gewesen, die

---

*) Ein schwerer Vorwurf gegen so altbewährte Heroen der eigenen Armee, der durch die Folge auch vollkommen ungerechtfertigt erscheint.

Kolonnen hatten sich gekreuzt, verwickelt, und die kostbarste Zeit wurde verloren. Immerhin, wie es jetzt war, mußten die Ueberbleibsel unserer Armee diesen Divisionen für ihre endliche Ankunft dankbar sein.

Sobald als möglich wurden wir jetzt abgelöst, und während der Nacht, so gut es ging, reorganisirt, die nöthigen Officiere ernannt, und nachdem die glücklich eingetroffenen Lebensmittel vertheilt waren, wurden die Verwundeten weggeschafft und die Todten beerdigt (da man sie unter der glühenden Sonne nicht lange liegen lassen durfte).

Donnerstag, den 1. Juli, um 2 Uhr Morgens, als noch die Sterne am Himmel blitzten, eröffnete General Magruder die Schlacht, und bald begann eine Kanonade, daß der Boden weit umher erzitterte. Um 12 Uhr Mittags war Mc. Clellan aus seiner Stellung geworfen, mit Verlust seiner Bagage, vieler Geschütze, Gefangenen und Verwundeten. Magruder folgte ihm auf den Füßen, aber vorsichtig, da er erst durch Kartätschen und Scharfschützen die umliegenden Wälder säubern mußte.

Ungefähr um 4 Uhr Nachmittag erreichten unsere Truppen die wohlbekannte Farm des Doctor Cartar, Malvern-Hill. Hier hatte Mc. Clellan eine neue Position genommen.

Sowie General Magruder die Stellung recognoscirt hatte, griff er mit Ungestüm an. Seine Truppen folgten seiner Leitung mit außerordentlicher Bravour, und gingen entschlossen gegen die hier schon früher von den Federirten gebauten Schanzen vor.

Ein mörderisches Kartätschenfeuer peitschte über die Ackerfelder daher und trieb die kühnen Angreifer zurück in das deckende Gehölz. Vergeblich brachten die Generale Smith, Anderson und Holmes ihre Truppen in's Gefecht, Mc. Clellan stand fest. Plötzlich schlugen Geschosse von außerordentlicher Dimension in unsere Kolonnen, und wo sie crepirten, richteten sie enormen Schaden an.

Es war das Feuer der Flotte, das auf 5/8 Meilen Entfernung hier in den Kampf eingriff*). Unsere Leute drängten immer nach vorwärts, und griffen Malvern-Hill von drei Seiten an. Mc. Clellan räumte erst gegen Mitternacht seine durch Kunst wie Natur gleich starke Stellung. Trotz aller heroischen Anstrengungen hatte er unsern Truppen weichen müssen. —

Die Schlacht des siebenten Tages wird immer als die von „Malvern-Hill" bezeichnet werden müssen. In keiner der anderen Schlachten waren die beiderseitigen Streitkräfte in einem so kleinen Raum zusammengedrängt, und dazu kam noch das Feuer der Monstre-Kanonen der Boote. Einen schauerlichen Eindruck machte es, wenn diese zweihundertachtundsechszig-pfündigen Bomben durch die Wälder schmetternd niederbrachen, und mit einem Krachen crepirten, als wenn sich der Erdball spaltete. Dem General Mc. Clellan mußte ich die höchste Anerkennung zollen. Es giebt wenig Generale in der Union, die ihm gleich kamen. In der gefährlichsten Lage

*) Schwerlich mit anderem als moralischem Effect.

verlassen von seinem Waffenbruder, Mc. Dowell, geopfert durch den Kriegs-Minister, von seiner Rückzugslinie abgeschnitten, schuf er sich eine neue Operationsbasis, an die Niemand gedacht. Er vertheidigte jeden Fußbreit Landes mit eben soviel Geschick als Energie. Seine Truppen aber waren durch das siebentägige Fechten so sehr demoralisirt, daß sie ihre Haltung verloren, indessen mehrere seiner Generale seine Ideen nicht verstanden, und ihn unvollkommen oder gar nicht unterstützten.

Bei Harrisons Landing unter den Kanonen der Flotte sammelte er seine innerlichst zerbrochene Armee, hinter jener Biegung des James-Flusses bezog er ein Lager.

Wir aber, wir hatten keine Division mehr, ihn zu stören! — —

Wir haben absichtlich nur übersetzt, ohne an der oft sehr subjectiven Darstellung Etwas zu ändern, da wir glaubten, sonst dem lebendigen Eindruck des Vorstehenden Abbruch zu thun. Wenden wir uns jetzt zu Stonewall Jackson.

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstraße 21.

Politische Betrachtungen.

I.

Liberalismus.

Alles kommt darauf an, daß wir uns mit unseren Gedanken und Handlungen in der wirklichen und nicht in einer erträumten, unwahren Welt bewegen, daß wir die realen Mächte der Welt, die, welche den Gang der Welt beeinflussen und bestimmen, erkennen und glauben. Wir sagen „glauben"; denn allerdings verhält es sich so, daß gerade die wichtigsten Potenzen der Welt unseren Sinnen unsichtbar sind und nur in ihren Wirkungen hervortreten. Es giebt einen persönlichen, heiligen Gott, und es giebt ein persönliches Böse. Wer diese beiden Faktoren nicht anerkennt, der kann die Welt, die da ist, nicht erklären, viele Erscheinungen müssen ihm unbegreiflich bleiben oder müssen von ihm falsch gedeutet, wenn nicht hinweggeleugnet werden.

Was in der Religion der Rationalismus ist, das ist in der Politik der Liberalismus — beide leugnen mehr oder weniger die unsichtbaren Hintergründe der Welt. Der Rationalismus will nicht gottlos sein, aber der Gott, den er sich macht oder vorstellt, ist nicht der wahre, der persönliche heilige Gott, der in die Geschichte der Welt eingreift, so wie ihn uns das Wort Gottes zeigt; und vor der Anerkennung eines persönlichen Bösen, das in die Menschenwelt hineinragte und seine unheimlichen, zerstörenden Wirkungen überall wahrnehmen ließe, hat bekanntlich der Rationalismus eine gründliche Scheu. Dabei berühmt er sich, wie gleichfalls bekannt ist, einer besonderen Klarheit seines Sehens. Je mehr er die unsichtbaren Hintergründe leugnet oder zurückdrängt, um so vernünftiger scheint ihm alles zu werden. Er meint, er erblicke eigentlich allein die Welt, wie sie in der Wirklichkeit ist; die, welche noch andere Faktoren in dieselbe hineinführen wollten, als solche, die sich mit den Sinnen ergreifen lassen, seien mehr oder weniger Schwärmer, Mystiker, wenn nicht gar Betrüger oder Bösewichte, die dabei nur ihre besonderen Zwecke verfolgten. Es ist ja bekannt, in welcher Weise die Kirchengeschichte von dem Rationalismus behandelt ist.

Gerade ebenso verhält es sich mit dem Liberalismus. Er hat von sich die Meinung, daß er allein klar sehe, die ganze Maschinerie des Staates ist ihm außerordentlich klar und einfach — es sind nur einige wenige und leicht faßliche Begriffe und Formeln, die brauchen nur zur consequenten Anwendung zu kommen, und Alles würde in der Welt vortrefflich seinen Gang gehen; leider gäbe es nur einige verstockte, boshafte Menschen, Ausnahmen in der sonst von allem radikalen Bösen freien Menschennatur, welche das durchaus nicht einsehen wollten, die aus den verwerflichsten Absichten immer als die Störer des Friedens dazwischen träten und es bis dahin verhindert hätten, daß die Welt noch nicht durch die ihrer Weisheit anvertraute und gebührende Leitung beglückt sei.

In der That, man müßte lächeln über diese Selbstgefälligkeit der Einfalt, wenn nicht bereits die Gegensätze durch den Kampf so gespannt wären, daß auch diese Taubennatur des Liberalismus, welche sonst der Menschheit gar nichts Böses zutraut, deren Grunddogma es mit ist, daß die Menschheit und namentlich das Volk nur gut sei und höchstens die Fürsten und der Adel böse, — wenn, sagen wir, nicht durch die Spannung des Kampfes auch auf dieser Seite sich eine Erbitterung des Hasses, ja oft eine Tücke und Bösartigkeit gezeigt hätte, welche die schlagendste Widerlegung von ihrer Meinung geben, daß sie wenigstens frei wären von der behaupteten allgemeinen Verderbniß der menschlichen Natur.

Der Rationalismus wie der Liberalismus kennt nicht und begreift nicht die Höhen und die Tiefen der Welt, er kennt weder die Heiligthümer Gottes noch nimmt er wahr die Kräfte des Abgrundes und wenn sie ihn noch so greifbar umgeben. Bei aller eingebildeten Klarheit ist er ein Träumer und Fremdling in der wirklichen Welt, was er lehrt ist Thorheit, was er baut muß zerfallen, denn die wirklichen Mächte der Welt stoßen dagegen und werfen seine Puppenspiele um.

Der Rationalismus und Liberalismus hat kein Auge dafür, in den Fürsten den unsichtbaren Hintergrund der Majestät Gottes zu sehen, — sie als die Werkzeuge anzuerkennen, wodurch Gott die Welt regieren will. — Es sind ihm Menschen, wie alle anderen Menschen; haben sie eine Würde, so muß diese durch Menschen auf sie gelegt und übertragen sein. Da wird Alles ein bloßer Vertrag, ein Compromiß, der Staat ein Vertrag, die Ehe selbst ein Vertrag, die Kirche eine Staats-Dienerin, die Sacramente in ihr nichts als von ihrem überirdischen Inhalte entleerte Formen; schließlich ist sie ganz überflüssig, und der Staat alles in allen. —

Es ist der Verdruß und die Verwunderung des Liberalismus, daß er sich in seinen Weltbeglückungsplänen immer von zwei Seiten gestört sieht. Auf der einen Seite sind es natürlich die göttlichen Ordnungen der Welt, die ihm entgegenstehen und sich denn doch nicht so leicht über den Haufen werfen lassen, wie er es träumt. Er begegnet Leuten, die eine ganz andere Anschauung von der Welt haben, als er, die überall den göttlichen Hintergrund erblicken, den persönlichen Gott, der durch Menschen, als seine Werkzeuge, in dem Staate wie in der Kirche wirkt, der sinnliche Dinge erwählt, um sie zu Trägern und Vermittlern seiner geistlichen und unsichtbaren Gnade zu machen. Er kann das nicht verstehen. Ist es nicht Thorheit, so etwas zu behaupten und trotz aller Wasserklarheit der Sinne festzuhalten? Es muß Selbstsucht und Bosheit dahinterstecken, es ist die hassenswerthe Reaktion, der Feudalismus, die Mystiker und Pietisten, die Priester oder Pfaffen, die nur das Volk verdummen wollen, um ihre Herrschaft zu behalten, sie sind es, die das edle Werk des Liberalismus und Constitutionalismus, durch welchen sich die Bewegung des Staates so schön abwickeln würde, beständig hindern und zu nichte zu machen suchen.

Doch freilich die Feinde lauern noch von einer andern Seite. Es ist das Volk selbst, das gute Volk, das edle Volk, für welches der Liberalismus

so viele zärtliche Worte hat, für dessen Wohl er allein zu leben schwört, für dessen Freiheit er sich begeistert. Er muß es erleben, von diesem selben Volke mit Undankbarkeit behandelt zu werden, ja daß aus dem Volke solche aufstehen, die seine Weisheit mit Hohn als Thorheit verlachen und bereit sind, statt sich durch seine väterliche Hand am kindlichen Gängelbande leiten zu lassen, ihn selbst mit Fußtritten von dem Sessel seiner Herrschaft, die er meinte auf der allgemeinen Liebe und Anerkennung des Volkes gründen zu können — herabzustoßen.

Woher kommt ihm denn das? Er kann sich in diese Täuschung nicht finden. Das Böse in der Reaktion kann er sich noch allenfalls zurechtlegen, denn er glaubt zwar nicht an einen Teufel, aber fast wäre er geneigt, in der Reaction eine Verkörperung des bösen Prinzipes zu sehen, doch von dem Volke so etwas zu glauben, widerspricht ganz seinen Grundsätzen, und von da aus nicht anerkannt, sogar verhöhnt, und im äußersten Falle schonungslos selbst um einen Kopf kürzer gemacht zu werden, ist die bitterste und unbegreiflichste aller seiner Erfahrungen.

Der Liberalismus kennt ja eben nicht das Böse, das in der Tiefe lauert, den Abgrund, dessen Pforten aufgethan werden in dem Maße, als man die göttlichen Ordnungen in dem Staate und der Kirche hinwegräumt. Hinter dem Liberalismus erhebt die Revolution ihr grauses Gorgonenhaupt und verschlingt grinsend den, der ihr den Gefallen gethan hat, die Riegel und Schranken, die sie zurückhielten, bei Seite zu schieben.

Der Liberalismus will sich halten auf einem Gebiete, das weder gut noch böse ist, dahin setzt er den Menschen mit seiner Vernunft, und will ihm nun vernünftig zureden nach der freien Wahl, die er hat, doch stets das Gute, das er durch seine Weisheit ihm plausibel machen wird, zu wählen, und das Böse zu meiden, so würde ja alles ganz vortrefflich gehen; aber er muß es erleben, daß Mächte in die Scene treten, auf die er gar nicht gerechnet, auf die er gar nicht vorbereitet war, er muß es erfahren, daß der Mensch wirklich nicht so steht, sondern daß er entweder der einen oder der anderen Seite angehört, daß er entweder ein Werkzeug Gottes, oder ein Werkzeug des Teufels ist, wie wenig er sich dessen bewußt sein magst und am wenigsten ahnt es der Liberalismus, was eigentlich sein Thun bedeutet, er thut es in völliger Thorheit und Verblendung.

Es ist eine eigenthümliche aber sehr erklärliche Erscheinung, daß der Liberalismus, der doch recht laut und prahlend es verkündigt, daß es sein angelegentlichstes Werk sei — welches ihm auch ohne Zweifel gelingen müsse, wenn man ihn eben nur frei walten lasse — den Thron auf unerschütterlichen, natürlich darum recht breiten Grundlagen zu erbauen — doch jedesmal das Königsthum verläßt, sobald sich irgend eine wirkliche Gefahr vom Volke aus zeigt, oder nur ein Schritt zu thun ist, der den Thron wirklich befestigt, freilich mit einer augenblicklichen Einbuße der Popularität.

Darin zeigt der Liberalismus außerordentlich die Natur der Frösche, die zwar auch den Schein sich geben, als gehörten sie zu den Geschöpfen der festen Erde, die aber, sobald sich eine Gefahr erhebt, durch einen Sprung sich

in das Wasser retten und damit beweisen, daß dies doch ihr eigentliches Element ist. Ja, wehe den Fürsten, die versuchen möchten, sich den Versprechungen des Liberalismus anzuvertrauen, und sich auf seine trügerischen Verheißungen zu stützen, sie werden, wenn die drohenden Wellen der Volksgewalt sich erheben, sicher verlassen sein. Nachgeben dem Volke, das ist die ganze Weisheit dieser Rathgeber, statt eine Brustwehr für den Fürsten zu bilden, werden sie selbst schleunig ihre Sicherheit darin suchen, ja nicht im Gegensatze zum Volke gefunden zu werden. Und wenn sie ihre Person gesichert haben, werden sie, wie es die Art der Frösche ist, ihre Köpfe aus dem Wasser hervorstecken, und ihr Gequäk hören lassen: die Lehre ihr selbstgefälligen Weisheit, daß wenn man nur ihnen gefolgt wäre, die Gefahr gewiß nicht würde eingetreten sein, daß es aber das Unglück der Fürsten sei, ihren unfehlbaren Rath zu verschmähen.

Der Liberalismus hat keine moralische Kraft, der Macht, die von unten auffsteigt zu widerstehen, sie kann nur gefunden werden, wenn man den Gegensatz in dem Ernste auffaßt, wie er ist, daß es sich wirklich handelt um einen Kampf Gottes und der Kräfte des Abgrundes, ausgeführt durch Menschen, welche die Werkzeuge beider sind. Die Zeiten sind gekommen, wo Politik und Religion mehr und mehr zusammen fallen, und nur wer die wahre Religion hat, wird wahre Politik treiben können. Nur er sieht die Dinge wie sie sind, nur er lebt in der wirklichen Welt, die jetzt in einer Krisis sich befindet, die jede Muskel zum Kampfe spannen wird.

Der Liberalismus hat seine Zeit gehabt, die Tage seiner Herrschaft sind vorüber, seine Lehren haben sich als Thorheit erwiesen, seine Gebäude fallen um die Gedanken, die Kräfte, welche die Welt bewegen, hat er nicht begriffen. — Er selbst nur sieht dies nicht ein. Es ist eigen mit ihm. Von einem Radikalen kann man Bekehrung hoffen, Mancher ist aus einem Gegner Gottes und seines Thuns in der Menschenwelt ein Freund Gottes und ein Streiter für ihn geworden. Diese Fälle sind fast unerhört im Rationalismus und Liberalismus — es ist als habe man es mit unheilbaren Kranken, ja mit einem anderen Menschengeschlechte zu thun, mit Menschen, denen ein wesentliches Organ fehlt, das geistige Organ, die Mächte der unsichtbaren Welt, die doch die gewaltigsten Faktoren für diese sichtbare Welt sind, zu vernehmen. Mögen auch die Donner Gottes sich hören lassen, oder die dämonischen Kräfte noch so unverhüllt sich zeigen, mit sehenden Augen sehen sie nicht, mit hörenden Ohren hören sie nicht; das Rad der Welt, von dem doppelten Schwunge jener geistigen Gewalten getrieben, geht über ihre Kartenhäuser hinweg, aber unter den Trümmern ihrer Gebäude, so oft sie auch schon zusammengestürzt sind, wissen sie nichts, als immer dieselbe Weisheit zu wiederholen, versuchen sie immer wieder sie als das unfehlbare Heilmittel der Welt anzupreisen und gehen immer wieder an ihr hoffnungsloses Werk — unverbesserliche Thoren.

Carl.

I.

Neigung und Zufall hatten vier junge Academiker in den Zimmern Carl's zusammengeführt; es war Abend, noch wogten die Straßen der Residenz von geräuschvollem Leben. Schon seit einer Reihe von Monaten den Studien obliegend machte der fleißige Carl nur einen mäßigen Gebrauch von den vielen Empfehlungen seines Vaters und des Grafen und von ihren glänzenden Verbindungen in dieser Hauptstadt. Auch gab er dem Commers, wenn Charakter und Wissenschaft diese Verbindung dichterisch und philosophisch weihen, den Vorzug vor jenen weiteren, meist blassen und geistlosen Gesellschaften, die immer nur Erwartungen aufregen ohne je eine Befriedigung zu gewähren. Aufgeweckt, heiter, jovial sprach Carl zu seinen drei Comilitonen: Noch einmal, seid willkommen; auch mich verlangte, euer Angesicht zu sehen. Mitstreiter für Geist und Wahrheit, Genossen auf den dornenvoll blumigen Wegen der Intelligenz, Adepten des Geheimnißstandes der Menschheit — setzt euch Jünglinge, seid gesetzt, denn wie es im Liede heißt: „gesetzt muß Jeder, selbst Trinker sein, sonst fällt er am Ende doch um." — He, Licht, mehr Licht!

Ein Bedienter brachte zu den schon brennenden noch mehrere Kerzen, das Zimmer gewann ein festliches Ansehen. Der Herr dieser sehr geschmackvollen Wohnung gab insgeheim an den schmucken Diener Aufträge, die dieser zu erfüllen eilte. — Nun ließ Carl mit seinen Gästen sich um den eleganten, aber mit Büchern überladenen Tisch nieder. Wolfgang Strahl, ein schöner junger Mann mit hellbraunen Augen rief fröhlich aus: So wäre denn das leibhafte Quadrivium zusammen! Lieben Kinder, weil moderne Freundschaft im Abstich gegen die heroische nicht sowohl auf die That, vielmehr auf das Wort angewiesen ist, so gebrauchen wir denn das lustige Mittel unseres freilich zu sublimen Bundes — reden wir, reden wir.

Carl sprach lachend: Du scheinst das Gerede unserer nur redenden Zeit zu schmähen, und forderst uns wohlredend zum Reden heraus — Kind des Widerspruchs!

Dein vielredender leerer Satz, entgegnete Wolfgang, ironisirt aufs beste das vielredende, leere Jahrzehnt.

Gut, sagte Carl. Aber Freunde, daß uns ein lieber Zufall so freudig zusammengeführt, dies nichts ist mehr als etwas, es hat eine weissagende Bedeutung.

Nun, Prophet? fragte Wolfgang.

Zuvörderst erlaubt, erklärte sich Carl, daß ich euch etwas bereite, so ein Naß, welches empfinden macht, daß es eine Solution und Vereinung in der streitenden Welt giebt, darüber der nüchterne, hausbackene, armselige Menschenverstand den Kopf wider die Wände rennen möchte.

Indem kehrte der Bediente mit den betreffenden Ingredienzien zurück. Carl bereitete mit seiner Hülfe unter launigen Einfällen und Bemerkungen ein kräftiges Getränk.

Sebaldus Frey, ein bräunlicher, großer Jüngling mit rabenschwarzen Locken und tief feurigen, schwarzen Augen, nahm nun das Wort: Das erste Glas, sprach er, der Philosophie! Ich bekenne mich zu ihrem Orden und gedenke sie einst zu vertreten.

Wohlan, entgegnete Wolfgang Strahl. Ich feire in diesem Hoch jene ächte und bescheidene Philosophie, die in forschendem Verlangen nach Wahrheit erschöpfend bei den Dingen verweilt, die sokratisch platonische Philosophie! Der Drang, erkennend heim zu werden, der himmlisch bewegte Geist lebe immerdar!

Die jungen Männer ließen die Gläser erklingen. Friedrich Braun, der jüngste unter den Freunden, blond, von vornehmem Teint und sanften, großen, blauen Augen, stieß nur zögernd an.

Erkläre dich, sagte Wolfgang ernst und sahe ihn lustig liebevoll an, warum opponirst du unserm Toast? Gehörst du etwa auch schon zu denen, die erfahrungslos mit dem Geheimniß von Geist und Welt nur wörteln? Formelnkrämer, Kryptoabsolutist, was hast du wider Sokrates?

Der Angeredete erwiderte lächelnd: Schalk, der du weist, daß ich mir mit der Philosophie überall nichts zu schaffen gebe. Wenn doch einmal von der höheren Wirthschaft der Menschenkinder die Rede sein soll, so brächte ich viel lieber der Poesie ein Hoch!

Es ward angeklungen und Friedrich fuhr fort: Des liebsten aber der Praxis ein Lebehoch! Vivat das Leben, vivat unsere Zukunft!

Carl sagte, mit ihm anstoßend: Welcher Zukunft versiehst du dich, das sage uns; wie stellst du deine Zukunft dir vor, freundlichster der Menschen?

Voraus sehr glücklich! sagte lachend der Jüngling. Laßt mich nach Schillers Art sententiös beginnen! der Mensch ist auf Einfriedigung angewiesen, die zarte Blume Glück will ein schützendes Dach. Wer nicht früh durch kraftwirkende Schranken sich bestimmt, geräth alsbald in das Weite, oder verfällt dem Centralpunkt aller Dinge, daselbst überhaupt von Willen und Streben nicht mehr die Frage sein kann.

Philister! drohte Wolfgang.

Keineswegs, erwiderte Friedrich. Eine eingrenzende, zukünftige Stellung in der Gesellschft bedarf des Opfers meiner Freiheit nicht. Die Alten gaben sich an den Staat ab, das moderne Bürgerthum soutenirt die subjective Freiheit.

Wo da? fragte Sebaldus Frey mit wohlklingender, tiefer Stimme. Der Geist eines guten Staatsbürgers von heut zu Tage, was ist dieser Geist anders als der Gymnasialgeist?

Was für eine Art von Geist? sprach Carl auflachend.

Sebaldus erwiderte simulirt ernsthaft: Der Geist, der die Herzen erstarrt, die Phantasien lähmt, die lebendigen Geister dämpft. Der Geist, der generalisirt, schult und zu Maschinen abrichtet. Der Geist, der Genie und

Charakter verabscheut und Poesie, Streben nach Wissen und Werth ruinirt. Der Geist, welcher um der lieben Ordnung willen alles Eigenthümliche und Lebendige niederdrückt oder in abstracte Fernen verdämmert. Der Geist, der gelehrt macht und unfähig: der Geist, welcher Prunk treibt mit den Kenntnissen aller Jahrhunderte und nichts faßt und versteht. Der Geist —

Genug, treffliche Sybille, rief Wolfgang, genug von diesem Ungeist, meine Ohren gellen, meine Nerven zittern.

Sebaldus aber beschloß in derselben Weise: Ein Geist, der eben unsere Staatsbürger erzieht, Leute, die den feinsten Spiritualismus heucheln, in Wahrheit aber dem ungebildetsten, dumpfsten Materialismus huldigen.

Nichts als Hyperbel, Sebaldus, sprach Friedrich kopfschüttelnd. Wie sollte es so ganz außer dem Wege unserer Zeit liegen, dem gemeinen Besten mit Herz und Gesinnung zu dienen? Sollte es der Generation terra incognita sein, die Angelegenheiten des eigenen Herzens geistig zu befreien? Ich für mein Theil gebe mich der frohen Hoffnung hin, mit Liebe und Lust im öffentlichen Leben zu wirken und mir in meiner Eigenschaft als Paterfamilias das Gut der Freiheit und Humanität zu bewahren.

Das wäre! sagte Wolfgang mit fröhlicher Verwunderung. Dieser Paterfamilias wird uns die Welt auf den Kopf stellen, wird uns das Wunder in die Faust geben, er vollbringt ohne Weiteres durch die Autonomie von Vernunft und Willen die Vereinigung der Nothwendigkeit und Freiheit.

Jünglinge, begreift, nehmt ein Einsehen, begann Friedrich mit weit ausholender Beredsamkeit. Kein Philosoph als solcher beantwortete bis jetzt gültig die Frage nach der Erkenntniß der Union jenes Dualismus, kein Künstler vermochte die höchste Eingebung zu verwirklichen, kein Religiöser die innere Offenbarung zu bethätigen, kein Moralist mit Neigung frei zu sein und gut. Mit unserer Kraft ist nichts gethan, singt Luther; das höchste Gut ist durch menschliches Vermögen nicht zu erobern, nicht reell zu besitzen. Als intelligible Voraussetzung jedoch für unser Denken, Anschauen, Vorstellen und Thun hat der Monismus practischen Werth; das heißt, getragen von der Kraft und Gottheit dürfen wir eine zwar immer nur relativ geistwürdige Bestimmung erfüllen. Unbekümmert um die nun einmal vorgefundene Position von Höhe und Tiefe, Anfang und Ende soll unser einer bona fide anfassen am Ort, und leisten, was sich gebührt. — Wenn es mir gelingt, meinen Willen bon gré mal gré dem Gesammtwillen unirt in den mich umgebenden Stoff zu legen, diesen demgemäß zu gestalten, so hab' ich mit Ehren die Marken meines Daseins erreicht. — Der Philisterei in Ansicht und Streben dürft ihr mich nicht zeihen, denn ich glaube an einen moralischen Sinn und Trieb, an eine Liebe zur Pflicht, an den willigen Gehorsam wider die Vernunft, an die menschliche Vortrefflichkeit, so jedoch, daß die absolute Forderung einer wahrhaften, völligen Union unsererseits nicht erfüllt werden kann. In solcher Weise bin ich wie ihr seht so ziemlich fertig mit mir und mit meiner Zukunft. Meine Ansicht der Dinge ist die der Moral, meine Lebensaufgabe practischer Natur, und weil ich in der Wahrheit strebe, so werde ich mein Ziel erreichen, si dii propitii sint.

Zum Wetter, sagte Sebaldus, unser Friedrich beruhigt sich früh. Abgesehen davon, o Freund, daß du bei deiner zu großen Decision kaum wirst Raum gewinnen für eine deinen Anlagen entsprechende allseitige Durchbildung, so ist es um die Tugend, um den Cardinalpunkt deiner Anschauung, ein sehr problematisches Ding. — Wenn dein Meister singt: „und sollt' ich auch straucheln überall, ich kann nach der göttlichen streben," frag' ich meines Theils, ist bei solchem allfälligen Straucheln und bloßem Bestreben die Tugend mehr als eine Fiction? Offenbar ist sie das, weil die erwähnte Voraussetzung ganz richtig ist; nämlich wir erliegen jeder Versuchung, denn wo wir dieselbe zu überwinden meinen, geschieht dies jederzeit nur durch selbstische Affecte, eitle Ichbespiegelung, hochmüthiges, sich vornehm wissendes Gelüste und dergleichen mehr, das alles freilich mit der Tugend nichts gemein hat. Die Moral an sich zeigt sich immer und überall unfähig, eine Einigkeit der Zerreißung von Diesseit und Jenseit zu vollbringen. Hiergegen ist dein Köhlerglaube an die Union, den du warm und ohne falsche Scheu und Schaam bekennst von entschiedenem Werth; ob er aber in dieser höchst naiven Form sich dir werde in Conflikten stichhaltig beweisen, da siehe du zu; vita est magistrix. — Mit einer Wendung fuhr Sebaldus fort: Meine Freunde, was meine von mir sehr geliebte Person angeht, so wißt ihr, daß ich ein Bekenner der himmlischen Sophia bin, aber das wißt ihr nicht, daß mein Standpunkt bis jetzt äußerst kritisch ist. In eine Erkenntnißweise und Lebensgestalt ohne wirkliche Individualsubstanz kann ich mich nicht zerlassen. Ich vermag es nicht über mich, der Logik das Genie, dem abstracten Geist die Seele zu opfern, abgöttisch die Vernunft auf den Thron zu erhöhen, wo, wie ich vermuthe und ahne, die wirklich lebendige Wahrheit leben muß und walten. Dergleichen Forderungen sind zu hart. Mit dem Wort als solchem mit der Formel schafft sich nichts, sie ist und bleibt ein Gespenst. Pectus est, quod theologum et philosophum facit, wo anders, so läuft Alles in Namen und Abstractionen, in das Rhetorische aus, und das Leben der Dinge evanescit in auras. Diese Schulweisheit mag Grau in Grau malen, der ganze Gehalt ihres Logos ist das ironisch sich zerstörende Naturleben. Befriedigen kann nur die im prägnanten Sinne substantielle Erkenntniß, die persönliche Erkenntniß, die die ewige Leiblichkeit begreift, die dauernde Gestalt, die Welt unvergänglicher Individuen. Befriedigen kann dem Grundprincip meines Geistes gemäß nur die mystische Erkenntniß. Wer auf dem Standpunkt der pantheistischen Identitätslehre, woselbst Objectives und Subjectives sich in und durch einander zerlöst, beharrt, was bleibt ihm übrig, als der gestaltlose Lebensgeist, das Leben als solches, das platte Leben! Freunde, über dies Leben hinaus wird der entbehrende Mensch zur Besitzergreifung gedrängt, zur Ergreifung einer ewigen Existenz in Geist sammt Seel' und Leib. Das heilige Leben zu erdenken, zu philosophiren scheint die Aufgabe wahrhafter Philosophie; die Philosophie muß von dem persönlichen Principium ausgehen, wenn sie eines Inhalts sich bemächtigen will. Das Denken soll wunderbar werden und leicht. Aus der Nacht der Entäußerung, darin unsere Welten kreisen, muß das Denken den Zugang finden

zur Poesie in der Urbedeutung dieses Worts, anders hat es für die Welterklärung nur Worte, Worte, Worte. Ob jedoch dies persönliche Principium sich in unsern bisherigen Denkerfahrungen und sachlichen Erkenntnissen organisirend nachweisen lasse, ist fraglich. — Theuerste, ihr begreift nun meine Geistesstellung. Die Identitätsphilosophie, die den Begriff für die Sache hält und geben möchte, diese bloß logische Doctrin frommt mir nichts; aber ich bezweifle die Möglichkeit der Auffindung des wissenschaftlichen Systems der ächten Philosophie; fürwahr wäre uns dies System nur in der Vollendung Dinge offenbar. Demnach bliebe mir als Philosophen nur die suchende Dialektik, nur das forschende Verlangen; allein ich werde immer und immer auf unmittelbare Art der Position und Erfüllung theilhaft sein. Sollte jedoch diese meine Hoffnung vermessen sein, hielte diese Unmittelbarkeit mir auf das Leben nicht Stand, dann, muß es sein, will ich lieber in die unbedingte Welt des Pantheisten zergehen, als zum moralischen Philister verdummen. Jünglinge, Freunde, mir wohnt ein horror naturalis wider alle Bornirten ein, ich quäle mich mit den schlechten Individualitäten herum, die Grenzen der Menschheit drücken auf mich, das Egoistische, Kleine, Gemeine, das nur Menschliche quält und peinigt mich, bringt mich herunter. Ha, wenn ich Welt und Leben, das Hiesige und Jetzige wegschüttelnd mich einsam den höchsten Anschauungen hingebe, mit welchem Jubel begrüß' ich die Sonne meiner Freiheit! Selig alle, die sich mit den Objecten nicht zu chicaniren brauchen, selig ein Diogenes der Hund, ein Spinoza, der Glasschleifer, ein Jacob Böhme, der Schuster von Görlitz! — Oft wie eben jetzt in diesem Augenblicke, will es mir gemuthen, daß ohngeachtet aller Widerrede des Geistes das Glück doch im Unbestimmten und Unermeßlichen wohne.

Du Schwärmer und Ideenschmied, rief Wolfgang lustig zürnend aus, wann wird dir der Sinn für die Individualität aufgehen! Ich fürchte, daß bei diesem Defect auch dir dem Philosophen die Wahrheit fort und fort wolkengleich aus den Händen entkommen müsse. Verdichtung, mein Freund, muß die Arbeit deines Lebens sein, damit die allzufrühe Lösung des Widerspruchs dich nicht in eine Abgezogenheit hinreiße, die nur zerstörlich wirken könnte. Aber hoch preis' ich es, daß du dem Forscher in Hinsicht seiner Weltstellung gänzlich die Freiheit vindicirst. Nichts scheint mir der ächten Philosophie mehr zu widerstreben, als daß sie sich amtlich unter die Leute bringe; vorzüglich unter diesen Umständen wird sie so leicht zur Systemsucht, zur Schulweisheit. Ueberdies dein Widerwille, in einem vorwiegend eigennützigen Leben etwas sein und vorstellen zu wollen, hat meine ganze Sympathie. — Brüder, alle Gesetztheit und Befangenheit steht mir schlecht an. Intuition und künstlerische Darstellung ist meine Sphäre. Ich muß denken und dichten. Beim Himmel, ich will mein Poetenmetier, so weit es in unserer profanen, nachgerade wieder particularistischen Zeit geltend zu machen ist, fröhlich durchsetzen. In diesem Streben und Drängen trachte auch ich, doch nicht so ausschließend im Gebiete des Willens und der Erkenntniß wie unsere Freunde Friedrich und Sebaldus, nach der mystischen Union von Schicksal und Charakter. Ich fühle mich getrieben, diese Einheit in der

dichterischen Anschauung zu gewinnen, die erkennend ist und schöpferisch zugleich. Im wahren Kunstwerk ist das Nothwendige frei; im Einzelwesen umfaßt der Poet die Gattung, versteht das glühende, wundervolle Leben, der Zauber der Poesie verbindet Himmel und Erde, in dem schönen Gefühl weiß der Mensch sich freizusprechen. Mnemosyne erzähle euch das Uebrige; was vermag ein unmotivirter Ausruf!

Carl entgegnete warm: Ist unser Bund etwa nicht Poesie? Tönen unsere Lippen nicht von dem Geist des Lebens? Ein wallendes Herz, ein empfindlicher Sinn ist immer in Erinnerung und Sehnen rege und geschäftig, den Zusammenhang mit Weltall und Gott zu erhalten. Dies Ineinssein von Geist und Natur ist Poesie, deren Gegenwart uns so herrlich erfreut. Jedoch laßt auch mich mein Lebenswort euch kundthun; sehet wohl zu, ob ich euch etwas Wahrhaftiges zu sagen hatte. Erlebt der Poet in sich selber die Versöhnung des Göttlichen und Menschlichen, ist er, er selbst die Gestalt der Wahrheit? Gewiß nicht. Nur in der Form der Anschauung, nur phantastisch bietet er den Frieden dar, indeß er seinem wirklichen Dasein wie jeder andere Mensch dem Widerspruch von Sein und Schein, von Urbildlichkeit und Carrikatur, der Entzweiung verfallen bleibt. Seine Vermittelung ist angemaßt, ist illusorisch, sie entbehrt der Realität. Im Spiegel der Kunst läßt er die Einheit uns empfinden und schauen, allein er giebt sie nicht. — Der Wunsch nach wirklicher Befriedigung wird durch ihn nicht erfüllt, er ist ein Mime des Mysteriums. — Sebaldus, ist der Philosoph etwas Weiteres in seiner Art als auch solch ein formaler Vereiniger und Erlöser? Kann der Begriff die Sache ersetzen? Kann Jemand im Besitz des höchsten Gutes, der Wahrheit sein, der sie nicht ist? Die Wahrheit ist das Wunder, die ewige Persönlichkeit; ihr dringen unsere Geister zu. Zur sühnenden Potenz fehlt auch der Philosophie die Wesenheit. Wirst du, mein theurer Friedrich, durch ein pflichtgeweihtes Leben der Sklavenfessel des Nothwendigen entspringen? Ich zweifle. Eine Neigung zum Gebote findet der Mensch in seiner Natur nicht vor, er kann nur lieben was er sieht. Es wird dir auf deinen Wegen nicht gelingen, den Hebel außerhalb des Systems dieser gegensätzlichen Welt zu finden, du wirst die nothwendig knechtliche Unterwerfung unter das Gesetz erfahren. — Freunde, Brüder, ob wir auch in Kunst, Philosophie und Leben uns frei erscheinen, in Wahrheit bleiben wir zerrissen und im Druck. — Das Christenthum allein gewährt die Versöhnung, die Wahrheit die das Leben ist. Das ward ich wunderbar inne. Aus moralischer Einengung und pantheistischer Ueberschwenglichkeit erwacht' ich zu dem ernsten Besinnen; in dieser entsetzlichen, unbesieglichen Wirklichkeit von Streit und Tod wußt' ich nicht, wie weiter zu leben sei. Zwar durfte die Kunst in ihren Stunden mich durch wundervolle Zückungen meiner selbst vergessen machen, auch das wegführende Gefühl der Naturreligion entnahm mich nun und dann dem unerträglichen Druck der real unversöhnlich zerworfenen Existenz, aber mich wirklich in meinem Individualgeschick mir wiedergeben konnte nur der Geist des Christenthums. Er allein hat die Kraft, das Leben in sich selbst, die Erbauungsfähigkeit, die schöpferische Macht einer neuen Welt,

in welcher das Wort That ist, der sittliche Wille Herzenstrieb, das Leben des Einzelnen Liebe. Ohne dies Heil müßt ihr kinderhaft vorlieb nehmen entweder mit einer bloßen Denkseligkeit, oder mit den nur verjüngenden, nicht begnügenden Gaben der Phantasie, oder mit einer leer äußerlichen Werkthätigkeit. Alles bloß Menschliche, das an sich nothwendig auf Abstracta hinausläuft, kann nur von Werth sein, wenn es aus dem christlichen Geiste sich herleitet und von ihm getragen in ihn ausmündet. Hier allein ist die rechte Freiheit und das sichere Wohlsein; anders werdet ihr so oder so zerscheitern müssen. — Carl unterbrach sich hier selbst und fuhr fort: Zum Propheten bin ich nicht geboren. Ihr habt euch aufrichtig gegeben, um deshalb wollte auch ich nicht zurückhalten; ihr hörtet's, was mich hält, hebt und trägt. Jedweder wandle seinen Weg; Freunde, sehen wir, wie weit wir kommen.

Mein ernster, vortrefflicher Freund, sagte Wolfgang aufspringend, du seist mir vor den andern gerühmt und gepriesen. Wenn die Phantasie, wie ich befürchte, meinen Lebenslauf irren und der Freiheit abwinden sollte, so will ich zu dir flüchten, priesterlicher Mensch, ob ich durch dich auf den rechten Weg mich zurückfinde.

Sebaldus rief feurig aus: Laßt uns Freundschaft halten und treu einander beistehen in Gefährde und Glück, in Leid und Freude. Wir dürften, rath' ich richtig, mehr mit dem Leben zu schaffen haben, wie andere Leute; laßt uns einander stützen und tragen; köstlicher, tröstlicher ist nichts als eine Gemeinschaft voll begeistertem Zutrauen.

Horch, unterbrach ihn Wolfgang, der Wächter ruft den Morgen an; dort springt in lichten Streifen der Tag herein. — Wohlan denn, ergänze uns dieser Morgen zu einem freien und geistvollen Dasein in herzlicher Liebe und Treue.

Mit Zuversicht blickten die vier jungen Männer einander stumm beredt in die Augen; sie schieden dann mit dem Genügen eines inneren Verständnisses und Wohlgefallens.

II.

Schon seit längerer Zeit begehrte das Residenzpublikum nach neuen dramatischen Werken. Die Schiller'sche rhetorische Manier und Dichtungsweise, durch jüngere Productionen nicht erfrischt und bethätigt, begeisterte die Gemüther nicht mehr in dem Grade wie zur Zeit jener idealistisch moralischen Sympathien, die den großen Dichter trugen und befeuerten. — Göthe's naturvolle, doch untheatralische Dramen gingen der großen Masse nicht ein, von den Brettern aus blieben sie auch jetzt ohne Wirkung. Kotzebue's und Ifflands seichte und prosaische Bühnenspiele wirkten zwar noch aber man fing an, sich des Wohlgefallens an ihnen zu schämen. — Die neueren, einheimischen Schöpfungen ermangelten bald der Poesie, bald der Darstellbarkeit. Die exoterischen großen Dichter Shakespeare und Calderon ließ man sich auf dem Theater nur selten gefallen. Die französischen Fadaisen, bedeutungslose Spiele des Augenblicks, wurden zwar genossen, doch gering geachtet. Nun hatte sich das Gerücht verbreitet, es werde ein neues

Trauerspiel, das die herkömmliche schöne Empfindung und Denkart eigenthümlich zu beschwingen im Stande sei, dargestellt werden; das Publikum war bereit, dem Rufe zu folgen. „Charlotte Corday" von Wolfgang Strahl versammelte ein großes Publikum. Das Theater war gedrängt voll; man harrte mit Sehnsucht des neuen Werks.

Auch auf dem Theater herrschte eine ungewöhnliche Aufregung. Die Schauspieler versahen sich wohl eines günstigen Erfolgs, aber wie es bei einer durch allgemeine Theilnahme noch nicht gerechtfertigten Erscheinung zu geschehen pflegt, sie zweifelten auch. Nur der Dichter war entschieden und zeigte guten Muth. Kurz vor der Vorstellung versammelte Wolfgang die costümirten Künstler und apostrophirte diese bunte und abenteuerliche Gruppe mit folgenden heitern Worten: Schöne Damen, werthe Herren, Ihre Phantasie vermag alles, so fassen Sie, gleichviel ob gerechtfertigt oder nicht, ein unbedingtes Vertrauen zu unserm Stück; dann wird's gehen, wir werden es durchsetzen und Lob und Ehre haben. Das affectionirte Poem ist mit bedeutendem Furor geschrieben, es will mit Echauffement und Weihe gegeben sein. Um ein durchgreifendes Anfassen bitt' ich, um einen kräftigen, freudigen Muth zur Sache; das reflectirende Element wollen wir dem Publikum lassen, das Publikum sei unser Chorus; hier ist zunächst von Handlung und Charakteren die Frage. Eine vergnügende, künstlerische Kraft beseele Ihre Rollen.

Nach dieser mit Beifall vernommenen Allocution wendete sich der Dichter nicht ohne Schüchternheit an das herrliche, großartig schöne Mädchen, welches die Titelrolle des Stücks darstellen sollte. — Besonders Ihnen, Fräulein Charlotte, sei zu Ihrer Ermuthigung noch einmal zugerufen, daß durch den dithyrambischen Charakter unseres Werks die gemeine Trägheit und stumpfe Gefühllosigkeit des großen Publicums wird überwunden werden; ja eben diese Masse ist der stürmischsten Aufregung fähig, wenn ein Object, sei es wie es sei, erst ihre Meinung für sich hat. Diese Meinung, Charlotte, wird Ihr begeistertes Spiel sofort hervorrufen, und — wir haben alsdann gewonnenes Spiel.

Die sehr gespannte, tragisch ernste Charlotte blieb auf diese Ansprache still. — Wolfgang wandte sich auf's Neue Allen zu und fuhr launig fort: Halten Sie das Maß des Schönen, allein im Einzelnen können Sie nicht ausbündig genug verfahren, ich beschwöre Sie — rasen Sie! Die Ouvertüre beginnt; um Vertrauen, um Uebermuth auf unsere Sache bitt' ich, um feurige, geistvolle Darstellung.

Mit einem sichern, entscheidenden Blick auf die Schauspieler zog sich Wolfgang zurück; das Trauerspiel begann.

Durch scheinbare Motive läßt sich die arme, unerfahrene, ungebildete Menge das Verkehrteste und Falscheste einschmeicheln; ohne handgreifliche Vermittelung wird sie die Wahrheit selbst ausschließen. Das Drama Wolfgangs, von vorn herein völlig bestimmt, kräftig, klar und wahr ging doch sofort in medias res. Diese Unmittelbarkeit frappirte, das unempfindliche, phlegmatische Publikum ging nicht mit, die Bemühungen der Schauspieler

blieben bis jetzt ohne Erfolg. Der erste Act war seinem Schlusse nah, doch aus dem ganz stillen Publikum ward kein Echo vernommen. Nun fiel der Vorhang, die erhitzten Künstler lauschten, kein Zeichen des Beifalls wurde laut. — Ohne Alteration trat der geistreiche Poet auf's Neue in den Kreis der bestürzten Schauspieler; er sprach mit liebenswürdigster Ironie: Gesetzt, meine Herren und Damen, diese verfängliche Stille wäre ein gutes Omen, sie entspränge aus dem Affect des Erstaunens? Gesetzt, dies Erstaunen ginge allmählig zur Auffassung über und machte dann in einem Freudelärm sich Luft? Das frag' ich und frage weiter: sieht „der Stolz der Heerde" das neue Thor nicht stutzend an, alsdann aber nach gehörigem Besinnen schreitet er um so rascheren Schrittes hinein? Bedenken Sie, bejahen Sie — Ha, welch einen Sturm von Leidenschaft und Begeisterung kann die genommene Mühe uns eintragen! Ueberdieß haben bis jetzt noch nicht die selbstigeren Affecte, die kleinen blutkräftigen Privatleidenschaften noch nicht mitgespielt. Das Große an sich schmeckt nun einmal dem lieben Publicum nicht, es muß mit Alltagsgerichten versetzt werden. Zum Handel und Wandel taugt das reine Gold nicht; kupferverquickte Münze hat laufenden Werth und freilich auch gehörige Consistenz. Jeder will überall in seiner subjectivsten Einzelheit und Kleinheit sich wiederfinden. Die folgenden Acte! ich vertröste auf die folgenden Acte — Muth, wir bringen dies Stück Arbeit rechtschaffen durch.

Die Schauspieler erklärten aegrirt, daß sie nun in Opposition wider die Gleichgültigkeit des undankbaren Publicums wollten alle Minen springen lassen, gleichviel ob ihre Darstellung zur tragischen Erschütterung oder zum ironischen Gelächter der Menge umschlüge. Harmlos auflachend wollte der Dichter antworten, indem trat Madame Wunder, die ältere Schwester Charlottens, in dem Trauerspiel die Mutter der Charlotte Corday, zu den Aufgeregten. Diese Dame, mittleren Lebensalters, Wittwe, noch blendend, ja imposant schön, redete gut, war überhaupt ganz Repräsentation. Sie kannte nicht minder das Misere als die wahre Kraft des Theaters. Ihr geistreiches Spiel verschmähte nicht die Macht sinnlicher Drastik. Jetzt sprach sie piquirt und doch voll guten Humors: Vergebens haben wir in allen Phantasie- und Seelenkräften ringend uns beeifert, das Publicum edel aufzuregen; wohlan, so mag es erlaubt sein, durch äußere Mittel die sinnlichen Gemüther zu erschüttern. Verdumpften Seelen gegenüber gelten alle Waffen. Von Coulissenmalerei eingerahmt sei das Coulissenspiel nicht verschmäht. Ungeheuerliche Stellungen, wilde Kleiderwürfe, ein crasses Gebahren in Gang, Miene und Blick, gestöhnte, geächzte, geheulte Laute, die O und Achs des Entsetzens und Schrecks, der Furcht: alles dies sei aufgewandt. Die Siebenschläfer sollen unsere Künste merken. Wenn sie aus dem Sumpf des Behagens erst aufgeschreckt worden, wenn sie hinausgerückt über ihre Linie sensibel geworden, dann werden sie auch das Schöne mitzufühlen und eine wahre Begeisterung zu theilen im Stande sein. — Das schöne Weib setzte entflammt hinzu: Muse, vergieb was ich jetzt wider dich wohlmeinend zu freveln gedenke; es geschieht, daß du Meisterin bleibst, du Himmlische!

Charlotte sprach mit einiger Befangenheit: Ich möchte um alles, daß

unsere Hauptscene nicht mißglückte; doch vermag ich wie überhaupt so ins besondre für diesen ganz poetischen Auftritt nicht Künste zu gebrauchen.

Lasse du mich die Menge durch den Tamtam erschüttern, sprach Madame Wunder gleichgültig, du flöte dann, wie du magst und mußt.

Wolfgang sprach lustig: Ich sehe Sie allesammt in der besten Stimmung. Rebellion unter den Künstlern, Rebellion im Stück. Larmoyanze und Entsetzen in der phantastischen Mutter; Heldensinn, Schüchternheit und Grazie in der Tochter — wenn diese Flammen in die Darstellung schlagen, dann — hier droht er wider das Publicum — stehe du der Begeisterung kaltes, vielhauptiges Ungeheuer!

Der leichte Dichter ging in die Coulisse zurück, die Zwischenmusik verhallte und der Vorhang schwankte auf. Madame Wunder ward zur Seherin. Bei der Scene zwischen Mutter und Tochter schlug die Laune des Publicums um, ein Beifallssturm erfüllte das Haus. — Charlotte war von der Bühne; sie stand an Wolfgangs Seite. Noch blitzten ihre Augen, ihr ganzer Teint war incarnirt, in leidenschaftlicher Aufwallung lebte sie durch und durch.

Wie hoch glücklich ist mir zu Sinn, sprach sie mit einer Stimme, deren Ton weich und kräftig von wundervollem Reiz war; ich lebe in meinen besten und edelsten Kräften; heute darf ich das Große frei empfinden — die Leidenschaft des Erhabenen ist mir über alle! Ungefärbt von den kleinen Bezügen ist Charlottens Begeisterung rein und licht, hier einmal handelt es sich lauter von der Engelsnatur des Menschen! Daß nur meine Darstellung ein Schattenriß jenes hohen Wesen wiedergäbe, das Ihre kräftige und innige Phantasie in das Leben gerufen.

Wüßten Sie, theuerste Charlotte, begann der Dichter mit Nachdruck — doch der Vorhang flog wieder auf und die Scene verlangte Charlottens Gegenwart. Trunken folgten seine Augen der geliebten Gestalt, die schlank, herrlich, groß vor ihm hinwandelte. Er vergaß den Moment, die Umgebung und gefiel sich in andern Regionen. Mit dunkeln allmächtigen Fittigen umrauschten ihn Wollust und Tod, voll Traum und Ahnen schwelgt er in den schönsten, überschwenglichsten Wallungen. — Du hast als Knabe geliebt, dann nicht wieder, sprach er zu sich selbst, du dichtetest nur im Gefühl der Liebe, aber deine Liebe blieb ohne Gegenstand. Nun kommt die erste Zeit dir wieder durch dies schöne, hochsinnige, phantasievolle Mädchen — Erinnern hält dich, ein wundervolles Glück!

Der hundertstimmige Ruf seines Namens erweckte und erschreckte den Dichter. Er mußte vor dem Publicum erscheinen. Seine natürliche, edel einfache Haltung, seine jünglingsfrische Persönlichkeit steigerte den Beifallsrausch. Wolfgang durch das Rufen, Klatschen, Schreien, Jubel keineswegs inspirirt, bedachte vielmehr in diesen Momenten: durch zufällige und äußere Eindrücke bestimmt, applaudirt die armselige Menge, unbekümmert um die Bedeutung und den psychologischen Zusammenhang deines Werks; so spendet sie dem Imbecillen und Albernen auch ihren Beifall und glorificirt die platte Darstellung voll geistlosen Affects.

In dieser Stimmung trat er, nachdem der Vorhang gefallen, in den

Kreis der Mimen und entgegnete den Glückwünschenden mit leisem Spott, daß ihre Muse mit der seinigen diese große Gunst der Sterblichen theilen müsse.

Das Spiel nahm seinen Fortgang, man sahe der Catastrophe mit wollüstigem Entzücken entgegen. Die ergötzende Spannung köderte die Menge. Wolfgang's Drama war in äußerer Hinsicht geschickt darauf angelegt, daß auf allen Punkten eine sogenannte glückliche Wendung gehofft wurde; Niemand glaubte ernsthaft an den doch nothwendig tragischen Ausgang. So hofft das wahnverblendete Leben, so lang es glimmt, vor dem allverschlingenden Tode Rettung. — Nach Beendigung des aussichtgebendsten Auftritts dieser Art sahe sich Charlotte, wie getragen von dem Sturm des Beifalls, wieder an das Dichters Seite.

Ganz voll von dem Priesterthum ihrer Kunst, staunte das enthusiastische Mädchen vor dem sarkastischen Lächeln des Poeten. Er antwortete prägnant: Ich habe eben dies ungezogene, geistarme Publicum bei einer Comödienfratze des Kotzebue in tragischer Lust aufjauchzen sehen!

Sei es, sagte Charlotte sich zusammennehmend und ihrer Sache gewiß. Ergreifende Handlung will die Menge, ohne zu fragen, ob diese Handlung einer frechen, rohen Willkühr huldigt, oder verknüpft mit Vernunft und Nothwendigkeit verkläre und erhebe: wir stellen auch eine ergreifende Handlung vor, welche reinigt und befreit, so dürfen wir harmlos an diesem wahren wenn auch urtheilslosen Beifall uns erfreuen.

Ich bin auch tüchtig erfreut, sagte Wolfgang abbrechend und fuhr so fort: Ob Charlotte, wie alle die andern, der Meinung ist, daß diese Zustimmung epochisch sein müsse in meinem Schriftstellerleben; daß diese Acclamation mich gleichsam erst bewähre und mündig spreche? Ich wünschte, meine schöne Freundin erkennte mich tiefer.

Das denn vorausgesetzt! entgegnete sie mit verständigt leuchtenden, lohnenden Blicken; doch soll der Dichter den schönen Augenblick sich nicht kritelnd verkümmern oder ihn gar ironisch zerstören. Es ist eine große dankenswerthe Gunst, wenn unsere Bestreben dem Gemeingefühl eingehen, wie ungebildet dasselbe auch sei.

Ja, antwortete der Dichter mit einer Wendung, und in Ihrem Beifall, Charlotte, fühle ich mich freigesprochen, Ihr Verständniß versichert, kräftigt den Glauben mir an meinen Genius. Ich darf es sagen, tief verehr' und lieb' ich Sie, Sie sind mir anstatt einer Welt.

Charlotte erröthete ganz; von seinen wünschenden, beseelten, feuchten Blicken zuckten ihre Augenlieder herab, sie war keines Wortes fähig. Nun ward das Zeichen zum fünften Act gegeben; schnell besonnen eilte sie unter den Schauern einer ersten Liebe auf die Bühne. — Alle schwärmenden Kräfte Wolfgangs waren in Aufruhr, seine Geister gingen weit, weit hinaus über den gegenwärtigen Augenblick, der ihn zwang und lieb fesselte.

Marat war getödtet, der wüthende, fanatische Pöbel drang herein, die heroisch entzückte Charlotte Corday ward ihm zum Raube — in demselben Augenblick sank die Gardine. Ein ungeheurer Lärm durchwogte das Haus,

stürmisch verlangte man, den Dichter und Charlotte zu sehen, zu begrüßen. Begeistert von dem Moment trat sie lebhaft hervor, Wolfgang folgte ihr. Blumen flogen auf das Proscenium, ein Kranz flatterte herab. Das Publicum verlangte, daß Charlotte den Dichter kränze. Augenblicklich nahm sie mit einer Miene des Triumphs den Kranz und berührte Wolfgangs Haupt; ihr Leib erzitterte. Er sahe zu ihr empor, und — dies Anschauen begleitete ihn bis an sein Grab: denn bis zur Verklärung heiter sahe sie so schön auf ihn nieder — ihm war, als sei er in die Welt der Ideale entrückt, so sank er auf ein Knie. Der Vorhang fiel.

Nun eilten die näheren Freunde des Theaters und die Schauspieler herbei, Alle umdrängten lobpreisend den Dichter. Charlotte war zurückgetreten. Wolfgang fand sich aus dem ekstatischen Moment auf wunderliche Art zurück. Er sprang auf, nahm den Kranz ab, und sagte scherzend und leicht: Dies Stück Arbeit, Kunstgenossen, Freunde, hätten wir auf eine ersprießliche Weise hinter uns gebracht. Der Enthusiasmus war groß, unsere Herzen sind gerührt. Wäre es erlaubt, an eine innere Weihe des Augenblicks zu glauben, dann dürften wir einen Dithyrambus anstimmen, desgleichen zu den schönsten Zeiten griechischer Kunst nicht gewaltiger vernommen worden. Allein wir sind vernünftige, practische Leute, uns darf die Kunst nicht sonderlich an die Leber, haben wir nicht zu thun, müssen wir nicht um Pfennigswerth trödeln? Unser Feldgeschrei heißt nach Haus', nach Hause, daselbst in dumpfer Begier und blitzgescheiter Verständigkeit fortzuvegetiren. Nichts da von einem öffentlichen, großen Leben; in unserer Commune findet das keine Stätte. Wohlan, ihr Geliebtesten, womit zunächst beschäftigen und vergnügen wir uns, quid faciamus nos?

Seine Zuhörer gingen gleich in diese Laune ein, die ganze Begebenheit ward witzig vernichtet. Charlottens Antlitz überflog ein sonderbarer Schmerz, sie wendete sich leidenschaftlich ab und verließ den Saal. Mit jenem lachenden Frohsinn, der ein zerstörtes Herz zu bedecken pflegt, ward beschlossen, der Einladung von Madame Wunder zu folgen; zur Ehre des Dichters hatte sie in ihrer Wohnung ein solennes Mahl bereiten lassen. Die Theaterfreunde versprachen ihre besondere Theilnahme; Jedermann eilte heim, für jene Gesellschaft sich vorzubereiten.

(Fortsetzung folgt.)

Warschau's Sonne im Untergange.

(Aus den Papieren eines Reisenden, am Schluß des achtzehnten Jahrhunderts).

(Fortsetzung.) Warschau, Januar 1794.

Dieser Naturfehler der Polen liegt endlich noch, mit Hochmuth und Eitelkeit verbunden, ihrem Benehmen gegen einander im bürgerlichen Leben zum Grunde. So ungezwungen sie sich in großen Gesellschaften gegen einander betragen, so pünktlich, ceremonienreich sind sie bei Geschäftsbesuchen, bei Sollicitationen, bei Schließung neuer Bekanntschaften, bei feierlichen Gelegenheiten. Die Erhabensten im Staate, die einander ganz gleich sind, begrüßen sich mit einem „Ich falle Ihnen zu Füßen," verneigen sich sehr tief dabei, und, indem einer nach dem Knie des andern zu fassen sucht, bestreben sich beide, immer noch unnatürlich gebückt gegen einander stehend, dieses Zeichen von Unterwürfigkeit zugleich abzulehnen und zu geben, und sich dabei in den süßesten und demüthigsten Worten zu übertreffen, bis sich endlich dieser wunderliche Zweikampf damit endigt, daß sie einander, immer noch ringend, die Brust oder den Arm küssen. Der weltliche Große fährt dem geistlichen nach der rechten Hand, um ehrfurchtsvoll seine Lippen darauf zu drücken, und der geistliche strengt sich scheinbar an, sie ihm zu entziehen; jener aber hält sie mit aller Gewalt fest, küßt sie und der Bischof küßt ihm den Backen oder die Stirn, oder wo er sonst zukommen kann.

Geringere Edelleute langen den vornehmern nach den Füßen, nach dem Rockschoße, nach der Hand, immer mit der Bewegung sie küssen zu wollen, und jener hält sie immer mit der Miene und dem Anstande des Gönners davon ab. Bekannte, die einander gleich sind, machen es sich in so fern bequemer, daß sie, obgleich immer noch tief genug gebückt, einander entgegen treten, die Arme langsam und sanft einander auf die Schultern legen und sich so, immer in einer kleinen Entfernung von einander, den Hals, die Schulter oder die Wangen küssen. Dieselben Bewegungen machen die übrigen Klassen, die Lebensart haben wollen; und man sieht sie auch oft bei Deutschen in Warschau. Ehedem näherte man sich in den höhern Ständen keinem Weibe, ohne die tiefste Verbeugung und den ehrfurchtsvollsten Handkuß; und man wiederholte es bei allen übrigen in der Gesellschaft; jetzt ist dies dort aus der Mode gekommen, aber die niedern Stände lassen diese Gewohnheit nicht sinken. Sie bringen noch in jeder Gesellschaft von Weibern einer jeden ihren Handkuß dar; wenn sie auf den Straßen eine treffen und anreden, so macht der Handkuß den Eingang; und es ist possierlich genug, zuweilen die schmutzigsten Weiber von den Männern so ehrfurchtsvoll begrüßt zu sehen.

Es ist ebenfalls anzumerken, daß sich die Polen häufig mit „mein Herr Gönner", „mein Herr Wohlthäter", anreden. Diese Redensart ist unter

den höhern Ständen wahrscheinlich zuerst aufgekommen, aber jetzt ist sie bis in die niedrigsten Klassen verbreitet, und es thut eine seltsame Wirkung, wenn man ein paar Bettler um das dritte Wort einander „mein Herr Gönner" oder „mein Herr Wohlthäter" nennen hört.

Der gemeine Mann redet jeden, der über ihm ist, mit gnädiger Herr an; wer noch höher steht, erhält von ihm Excellenz, Hochgebietender Herr und andere prächtige Benennungen. Der Bauer sagt nicht blos, ich falle Ihnen zu Füßen, sondern streckt sich längelang zu seines Herrn Füßen, faßt nicht blos nach denselben, sondern küßt sie wirklich.

Für den König haben die Polen, wenn man ihr unterwürfiges Benehmen für Ernst nimmt, eine unbegränzte Ehrfurcht; aber es fließt in der That weder aus Achtung für seine Würde, noch aus einem allgemeinen Gefühl für Feinheit und Höflichkeit her. Man sieht dieß daran, daß sie sich oft in einem schmutzigen und nachlässigen Anzuge in seinen Vorzimmern zeigen; sich streiten, zanken, Arm in Arm auf und ab rennen; sich schneutzen, räuspern und lachen, wie es die Natur giebt und durch das alles ein Geräusch machen, das man sonst nur an öffentlichen Orten hört, wo der Wein oder das Bier gut ist. Wenn er kömmt, so scheint alles, was in der Nähe ist, mit dem Kopf in den Boden hinein zu wollen; aber in den Nebenzimmern dauert das Geräusch so lange fort, bis er auch dort erscheint; dann erst empfängt man ihn, wie er in dem ersten Saal empfangen wurde, der unterdeß hinter ihm wieder so laut geworden ist, als vorher. In der That, wenn Kammerherren von irgend einem der kleinsten deutschen Höfe in diese Vorsäle kämen, sie würden einen tödlichen Schreck haben und sich von diesem lärmenden Haufen schnell zurückziehen, aus Furcht, daß er jeden Augenblick durch die Leibwache eingeschlossen und auf die Festungen des Landes verurtheilt werden möchte.

Es ist nöthig, auf die Schilderung, die ich von den Sitten, der Lebensart und dem Charakter des Adels in Warschau gegeben habe, einen Abriß von denjenigen Klassen, die den sogenannten städtischen Stand ausmachen, folgen zu lassen.

Dieser Stand schließt die gesammte deutsche Kolonie, von den Wechslern bis zu den Handwerkern, ein, die theils als königliche Schutzverwandte, theils als Bürger von Warschau unter den Magisträten der Altstadt und der verschiedenen Vorstädte stehen. Die eingebornen polnischen Bürger, deren ungleich weniger und die sämmtlich Handwerker sind, gehören dazu. Der Rest begreift Hausirer, Höker, die nicht besitzlich sind, Tagelöhner, Handarbeiter aller Art, Juden, die unter dem Kronmarschall, als dem Haupt der Polizei, Bediente, die unter dem Schutze ihrer Herren stehen, und Landstreicher und Betteler, um die sich niemand bekümmert.

In früheren Darstellungen ist bemerkt worden, daß die reichern Mitglieder des städtischen Standes, im geselligen Leben, unter den Adel gemischt erscheinen. Diese reichern Mitglieder sind die Wechsler und die Kaufleute im Großen. Im Jahre 1792 standen an ihrer Spitze die Wechsler Tepper, Kabrit, Blank, Prot Potocki.

Tepper erhielt von seinen Vorfahren ein reiches, festgegründetes Haus

mit einem ungeheuren Kredit. Er fand kluge, thätige, ehrliche Arbeiter auf seiner Schreibstube, welche die Geschäfte in einer musterhaften Ordnung besorgten. Es hätte von seiner Seite nur Aufsicht bedurft, um diesen vortheilhaften Umschwung zu erhalten. Aber er hatte, bei ziemlich eingeschränkten Verstandeskräften, die Sucht, den großen Herrn zu spielen, und er bildete sich ganz nach den Mustern, die sich ihm in diesem Punkt so häufig in Warschau darboten. Wenn er sie an Reichthum übertraf, so stand er an Geburt tief unter ihnen. Um diese zu verbessern, nutzte er jenen verschwenderisch, und man kann sagen, daß er sich zu Grunde richtete, um seine Geburt in Vergessenheit zu bringen, so wie seine Muster sich zu Grunde richten, um die ihrige in Gedächtniß zu erhalten. Er erhob sich auf doppelten Adelsbriefen, auf einem warschauischen und einem wienerischen, über den Bürgerstand hinaus und kaufte sich sodann ein Malteser Kreuz der dritten Klasse, das er standhaft im Knopfloche trug. Es ist natürlich, daß ihm diese Erhöhungszeichen zehnfach mehr als jeden Andern kosteten; indessen würde diese Ausgabe unbedeutend für ihn gewesen sein, wenn er nicht dem Range, den er dadurch erhalten zu haben sich einbildete, noch andere Opfer gebracht hätte. Ein reicher Malteserritter ohne Pallast, ohne offenes Haus, ohne Marstall, ohne Maitresse, der vielmehr fleißig seine Schreibstube besuchte, sich um seine Geschäfte bekümmerte, seinen Buchhaltern und Dienern auf die Fingern sähe, war ihm nicht denkbar. Er bauete oder kaufte demnach einen großen Pallast und zwei kleinere; er machte eines der glänzendsten Häuser in Warschau; er unterhielt eine Freundin und ihren Mann, mit einer zahlreichen Verwandtschaft; er kam binnen Jahren nicht auf seine Schreibstube, wenigstens in der Absicht nicht, um sich über den Lauf seiner Geschäfte zu unterrichten; seine Buchhalter machten, was sie wollten; sie wagten aus seiner Kasse Unternehmungen für ihren Beutel, und mehrere davon setzten sich, mittelst seiner — Vorschüsse, auf ihre eigene Hand und führten eigne Wechsler- oder Großhändler-Geschäfte. Die Leichtsinnigern darunter verthaten auch wohl sein Geld auf eine unsinnige Art. Es ist erwiesen, daß sein erster Buchhalter, der, wenn ich nicht irre, jährlich zwei Tausend Dukaten Gehalt hatte, einen Aufwand machte, der nicht mit acht Tausend bestritten werden konnte. Die Frau desselben reisete jährlich mit zwei vierspännigen Wagen, unter dem Titel einer Gräfin nach Karlsbad, Spaa, Pisa, Nizza, Bath, und funkelte von Diamanten; während ihr Gemal zu Hause mit zwei oder drei Schauspielerinnen und andern ihres Gelichters, denen er reiche Geschenke machte, denen er Schmäuse gab, auf welchen er spielte und sich betrank, mit ihr in der Verschwendung wetteiferte. Ich war dabei, als er in einer Gesellschaft, betrunken nach seiner Art, zwei kostbare brillantene Uhrketten vorzeigte; als ihn seine Bekannte warnten, sie nicht mit in das Schauspiel zu nehmen, weil sie ihm gestohlen werden könnten; als er in der That ohne Uhren und Ketten zurück kam und auf die Frage, wo er sie gelassen, kaltblütig antwortete: er habe zu Hause noch ein zweites Paar. — So war kein einziger unter den Tepper'schen Dienern, der nicht, immer unter dem Schein eigner Geschäfte, vier, fünfmal mehr, als sein Gehalt betrug, ausgegeben hätte.

Tepper hatte zwei Schwiegersöhne, denen er Antheil an seiner Bank zugestanden hatte. Sie behandelten, bei eignen Unternehmungen, seine Kasse wie die ihrige. Der eine kaufte und bauete eine große Menge Häuser in und um Warschau, und vermiethete oder verkaufte sie wieder; der andre legte sich auf andre Geschäfte. Sie zogen den Gewinn, und berechneten selten das Kapital, welches ihnen denselben verschafft hatte. Sie unterhielten eigne Häuser auf einem guten Fuß, und ihre Weiber lebten mit der großen Welt und wie diese. Ein dritter Schwiegersohn, von altem polnischen Adel und Stanislausritter, heirathete die dritte Tochter in Hinsicht auf die blühende Bank seines Schwiegervaters, und soll sie, nachdem diese gesprengt ist, verlassen haben.

Die Mutter, die kurz vor dem Bankerott starb, war so sehr Königin ihres Hauses, als es eine Fürstin in Warschau zu sein pflegt. Sie war in frühern Jahren hübsch gewesen und konnte später nicht glauben, daß sie es nicht noch sei. Die männlichen Mitglieder ihrer, immer sehr glänzenden, Cirkel, bestätigten sie in dieser Meinung. Dies machte ihre Eitelkeit und ihren Hochmuth unheilbar. Sie drängte sich zu großen Bekanntschaften nicht minder eifrig, als ihr Mann, und beide bedeckten sich mit Lächerlichkeiten in der großen Welt, die sie in der Hinsicht, daß sie seine Dukaten oder seinen Tisch brauchte, oder einmal brauchen konnte, äußerlich wohl aufnahm, sie aber hinter ihrem Rücken auf das bitterste verspottete.

Tepper hatte drei Söhne, die ganz auf dem Fuße der modern jungen französisch- oder englisch-polnischen Herren lebten. Englische Pferde, englische Wagen, englische Reitknechte und Reitjungen waren der Kreis, in welchem sie sich herumdrehten. Drei Tage vor dem Bruch ihres Vaters haben sie noch, so geht hier das Gerücht, sechs englische Pferde auf einer Fuchsjagd todgeritten.

Unter diesen Umständen kann es nicht befremdlich sein, wie das berühmte, durch ganz Europa betraute, Teppersche Haus, auf einmal, so unaufhaltbar, fallen konnte. Unterrichtete Männer sagten aber lange vorher, daß es solch ein Ende nehmen müsse. Am 10 Mai 1793 sahe ich Teppers ganzen Marstall, über vierzig Pferde aller Art stark, unter meinem Fenster, auf demselben Hofe, den sein Schwiegersohn mit Pallästen umbauet hat, an den Meistbietenden verkaufen. Er selbst ging zu Fuße an den Seiten der Straßen von Warschau umher, wenigen ein Gegenstand des Mitleids; mehreren ein Gegenstand des Spottes und der Verachtung, und vielen ein Gegenstand des Unwillens und der Rache. Späterhin ward er ein Opfer der Rache, die daher stammte, daß sein Sturz eine Menge von Menschen aus allen Klassen unglücklich macht, die ihre größeren oder kleineren Kapitalien, bei der Schwierigkeit, sie anderwärts sicher unterzubringen, ihm anvertraut hatten, und dergleichen er noch in den letzten Tagen vor seinem Falle angenommen haben soll. Manches große Haus, mit dem er in schon oben bezeichneten Verhältnissen stand, verlor viele tausend von Dukaten, manche Wittwe und Waise ihre ganze Erbschaft, mancher arme Mann sein mühsam erworbenes, kleines Vermögen. Mit einem Worte, diese kaufmännische Revolution hat fürchter-

lichere Folgen, als die politische, unter welcher Polen seit einem Jahre leidet.

Zwei andere Häuser, mit denen das seinige in genauer Verbindung stand, fielen mit demselben zugleich; Kabrit, auch ein Deutscher, und Prot Potocki, ein Pole, ersterer nicht minder unachtsam in seinen Geschäften, letzterer thätiger und wachsamer, als Tepper, erklärten sich für zahlungsunfähig, und vermehrten die Menge der Unglücklichen, die ihnen ihr Vermögen anvertraut hatten. Der einzige Blank, ein schlauer, thätiger und unterrichteter Geschäftsmann, den man beständig in seiner Schreibstube findet, hat sich erhalten, weil er zur rechten Zeit alle Verbindung mit dem Tepperschen Hause aufhob und überhaupt auf einem wirthschaftlichern Fuße lebte.

Sein Haus ist jetzt das erste in Warschau. An ihn schließen sich ein paar andre vorher unbedeutende Wechsler, die theils aus dem Tepperschen, theils aus dem Kabrit'schen Hause hervorgegangen sind, und die sich jetzt heben.

Dangel fängt an, sein Vermögen zu Wechslergeschäften zu benutzen. Eben so ein paar andre, die vorher Waarenhandlungen hielten. Die Besitzer der großen englischen Gewölbe, Rößler, Jaschewicz und Hampla, werden, da Warschau fast ganz von Großen und von reichen Fremden entvölkert ist, wahrscheinlich dasselbe Mittel ergreifen, um ihr Vermögen umzuschlagen. Keiner von diesen hat bei dem Falle Teppers gelitten, auch leben sie, wider die Gewohnheit von ihres gleichen in Warschau, auf einem mehr bürgerlichen Fuße, obgleich sie Besitzer von palastähnlichen Häusern sind.

(Fortsetzung folgt.)

Diplomatische Revue.

Wochenschau.

In den diplomatischen Aktenstücken, welche während der letzten Woche theils in ihrem Wortlaute theils in ihrem hauptsächlichen Inhalte an das Tageslicht getreten sind, liegt der Proceß zwischen Preußen und Oesterreich klar vor. Da ist zuerst die preußische Depesche vom 26. Januar und die österreichische Erwiederung vom 7. Februar. Wenn es sich bei dem Gedankenaustausch zweier Höfe, von deren Handlungen die europäische Ordnung abhängt, von selber versteht, daß die Erörterung des Rechtes die hauptsächliche Rolle spiele, so erwecken die obigen Depeschen noch besonders ein

Interesse, weil die Höfe von Preußen und Oesterreich sich geradezu den Besitz des Rechtsprincips streitig machen. Wer steht der Quelle des Rechtes näher? Wer ist conservativer? Diese Frage zieht sich durch die Aktenstücke hindurch. Die beiden Depeschen sind keine bloßen Erzeugnisse advokatischer Kunst, man fühlt vielmehr aus ihren Argumenten die Sehnsucht nach dem Rechte heraus.

Und hier ist der Punkt, an welchen wir unsere Hoffnungen in Betreff der Zukunft anknüpfen. Mag von ungeduldigen und halbreifen Politikern noch so laut der Satz verkündigt werden, daß neue politische Schöpfungen, denen der Umsturz des Alten vorangehen müsse, im Entstehen begriffen seien; mag die politische Mystik von Ahnungsschauern ergriffen werden, wenn sie auf die Gestalten, die sie die „abgelebten" zu benennen liebt, den Fluch des Unterganges herabbeschwört; mag man an die Thatkraft die Aufforderung ergehen lassen, mit kühnem Griff das Haltlose zu packen, es entweder zu unterwerfen oder bei Seite zu schieben und den Sieg zum Erzeuger eines neuen Zustandes zu machen: so bleibt es doch nicht minder gewiß, daß nach den Erregtheiten dieses Actionsdranges schließlich immer das Recht und die Achtung vor ihm das Feld behaupten wird. Auf die Visionen der Zerstörung folgt stets die Reaction der conservativen Besonnenheit, welche vielleicht philiströs gescholten wird und gleichwohl die einzige Gewähr für die Errichtung eines verläßlichen Zustandes bietet. Je aufgeregter die Stimmung gewesen, desto stärker ist die conservative Selbstbesinnung. Es zeigt sich dann, daß das prächtigste Feuerwerk erstaunlicher Ereignisse nicht im Stande gewesen, das Recht zu verwischen, und indem der Friedenswunsch an die Herstellung erträglicher Verhältnisse geht, knüpft er an das Recht an, welches vielleicht inmitten des Dranges der Thatsachen auf eine Zeitlang verschwunden, oder übersehen, oder gar für das „abgelebte" erklärt worden war.

Die Staatsmänner in Wien wie in Berlin kennen dies Gesetz, sie wissen auch, daß nur derjenige bei der Nachwelt für einen politischen Helden gilt, der bei der Ziehung des Resultates mitgewirkt hat, sie wissen ferner, daß nur derjenige an der schließlichen Feststellung des Ergebnisses theilnehmen kann, der seinen Zusammenhang mit dem Rechte bewahrt hat, — und darum concurriren sie in jenen Depeschen um den Besitz des Rechtsprincips. Preußen betheuert, daß es den Kampf gegen den Feind der staatlichen Ordnung nie aus den Augen verliere, während Oesterreich des Zeugnisses, daß es hochconservative Interessen verfolge, nicht verlustig gehen will.

Vielleicht irren wir uns nicht, wenn wir annehmen, daß gerade wegen dieser tiefinnerlich eingreifenden Concurrenz die Einigung Oesterreichs und Preußens auf dem Wege jenes Depeschenwechsels unmöglich gemacht wurde.

Wir wollen gern glauben, daß Oesterreich sich mit allen seinen Sehnen an die conservativen Traditionen, aus denen Habsburgs Größe entsprang, anzuhalten trachtet. Aber wenn wir sehen, daß Oesterreich das Augustenburgerthum, welches das Gegentheil des schleswig-holsteinischen Rechtes ist, duldet, — wenn wir sehen, daß es die augustenburgische Agitation, welche das Landesrecht dem leeren Phrasenthum in die Arme

werfen möchte, hegt und pflegt, dann müssen wir bekennen, daß jenes Trachten ein höchst verdunkeltes sei. Oder wenn Oesterreich glaubt, daß es durch das bloße Hinhalten einer unnatürlich gespannten und unfruchtbaren Situation dem Rechte Zeit gönne, sich bemerkbar zu machen, so vergißt es den Satz, daß das conservative Princip ernste, ehrliche, unausgesetzte Arbeit verlangt, daß es Wahrheitssucher erfordert, welche sich gegen den Irrthum wappnen, und daß derjenige, der den Sieg des Rechtes dem uncontrolirten Zufalle anheimgiebt, bereits halb von dem conservativen Princip abgefallen ist.

Wegen dieser Lässigkeit Oesterreichs war Preußen auf die Mission hingewiesen, durch ein lebhafteres Spiel von Verordnungen, Kundgebungen, Wünschen, Plänen, Schicksalsverkündigungen die Dinge in Fluß zu halten; und indem wir nunmehr die Rolle, welche beiden Großmächten zugefallen ist, ermessen, so finden wir, daß aus der Reibung der preußischen Activität mit der österreichischen Inactivität, welche nur zum Schutze des Stillstandes die Waffen ergreift und daher ihre Rüstungen für Nichtrüstungen erklärt, die schließliche Erstarkung des Rechtes hervorgehen soll.

Jene Reibung ist nicht zu mildern. Sie steigert sich. — Sie hat sich gesteigert durch die österreichische Circulardepesche vom 16. März, durch das preußische Rundschreiben vom 24. März, durch die Friedensdemonstrationen vom 31. März, vom 6. und 9. April. Sie wird sich steigern durch den Bundesreform-Antrag vom 9. April. Die Bedeutung des letzteren liegt ja darin, daß er ebenfalls zu den Bestrebungen, das Recht zu suchen, gehört, in denen der Wettkampf Oesterreichs und Preußens zu Tage tritt. Obwohl die Conservativen nie Angst haben sollten, so sind doch aus conservativem Lager besorgliche Fragen laut geworden, ob man mit dem Appell an ein Parlament auf dem richtigen Wege bleibe. Wer aber die Thatsache im Gedächtniß behält, daß im Beginne der Reibung zwischen Preußen und Oesterreich das Bekenntniß beider Mächte für das conservative Princip gestanden hat, der wird mit Ruhe einer Entwickelung zuschauen, in welcher das Ende zu dem conservativen Beginne zurückzukehren bestimmt ist.

Correspondenzen.

Berlin, 11. April. Wir wüßten aus den vergangenen acht Tagen nichts zu berichten, als daß diese der Mehrzahl nach durch das schönste Frühlingswetter ausgezeichnet waren. Donner und Blitz erinnerten uns an den Abenden wiederholt, daß der Tag für die jetzige Jahreszeit fast zu warm gewesen sei und doch lachte der helle Sonnenschein uns am nächsten Morgen

wieder entgegen. Wir könnten hiernach mit dem Stande der eigentlichen Wettergläser nur zufrieden sein, ohne dies von denen behaupten zu dürfen, wonach sich unsere Course reguliren. Das Barometer der Börse stieg und fiel so abwechselnd und oft so rapide, daß es fast schien, als sei der Eintritt eines politischen Erdbebens ganz nahe bevorstehend. Auf das große Publikum erstreckte sich jedoch dieses allarmirende Gefühl noch nicht, wenn schon einzelne Ankündigungen von Versuchen sprachen, die Menge auch in die Mitleidenschaft zu ziehen. Die democratische Partei Berlins beginnt jetzt, Volksversammlungen in Aussicht zu stellen, in welchen Krieg und Frieden debattirt werden soll. Wir erinnern an den verkleideten Landwehrmann des Jahres 1848, welcher auch jetzt mit Erfolg auf die Rednerbühne gebracht werden könnte. Die neue Militairorganisation hat jedoch die Familienväter der großen Mehrzahl nach der Pflicht überhoben, der Trommel ins Ausland zu folgen, und die Bürgerwehr in Erinnerung zu bringen, werden sich die Leiter der democratischen Partei wohl selbst hüten. — So ist denn vorläufig die Stimmung der Berliner noch eine ruhige, mit Ausnahme derer, welche an der Börse speculiren oder sich die Emotion beim Bockbiere holen; dieses soll auch in diesem Jahre sich bewährt haben. Ein lieblicher milder Geschmack fällt auf die Zunge, um von dort aus baldigst die Köpfe bis zu einem Grade zu erhitzen, daß die eben erst credenzten Gefäße hin und her fliegen. Jüngst ward berichtet, daß sogar ein Braumeister die Macht seines Fabrikats zu seinem großen Nachtheile hat erfahren müssen, indem er den Angriffen der berauschten Gäste erlegen sei. So viel wir wissen, sind diese öffentlichen Bierlokale die einzigen Vergnügungsorte, deren Inhaber den Besuchern noch keine begleitenden Kunstgenüsse bieten, es vielmehr den Gästen überlassen, sich das nöthige Accompagnement selbst zu verschaffen. Dies geschieht denn mit Singen und Pfeifen beginnend und mit allgemeiner Schlägerei endigend, ein Vergnügen in der That so roh, daß wir wohl wünschten, es möchte möglich sein, einigermaßen zügelnd einzugreifen. Die Zeiten waren doch besser, wo die Besucher solcher Locale Philister gescholten wurden und sich auf Weißbier beschränkten.

Zartere Genüsse bietet in fast ununterbrochener Reihenfolge jetzt das Königl. Opernhaus, in welchem eine gefeierte Tänzerin zum letzten Male ihre beliebtesten Rollen vorführt und Abschied und Triumph verbindet. Die neue Lebensstellung soll, so sagt man, außerhalb Preußens, ja sogar im feindlichen Lager genommen werden und doch begleiten die besten Wünsche des Berliner Publikums die Scheidende. Die Intendanz sucht noch immer nach einem Ersatze der ersten Tänzerin, welcher hoffentlich leichter zu finden sein wird, als dies bei Lücken im singenden und recitirenden Personal der Fall zu sein pflegt. Die equestrischen Leistungen des Herrn Renz theilen sich zwischen Productionen im Freien und in geschlossenen Räumen. Die Erstern zwischen dem Krug'schen Etablissement und dem zoologischen Garten vorgeführt, ziehen zahlreiche Besucher an; jüngst begegneten wir sogar den Renz'schen leibhaftigen vierbeinigen Löwen, welche in wohlverschlossenem Wagen dorthin geführt wurden, ob um auch Wette zu laufen, ob um den

Genossen im zoologischen Garten einen Besuch abzustatten, blieb uns zweifelhaft. Die wenigsten Berliner, welche diese Renz'sche Arena besuchen, werden übrigens wissen, daß sie sich auf einem Terrain befinden, auf welches sich eins der weitgreifendsten Projecte bezieht. Das Terrain ist, so viel wir gehört haben, fiscalisches und wird von einer Actiengesellschaft zu erwerben gesucht, welche nichts Geringeres im Sinne hat, als dort einen Centralpunkt für alles Mögliche zu errichten. Ein stehender Glaspallast fehlt zur Zeit noch in der Nähe Berlins. Dieser soll zunächst dort errichtet werden, und Räume für jede mögliche Ausstellung gewähren. Eine Unterabtheilung soll ganz besonders zu einem landwirthschaftlichen Museum bestimmt sein und da sich die betreffenden Geräthschaften resp. lebendigen Thiere vom künstlerischen Standpunkte aus allein nicht beurtheilen lassen, wird sich ein Versuchsfeld anschließen. Hiermit ist denn der lebendig schaffenden Natur Thür und Thor geöffnet, also Gewächs- und Palmenhäuser und ähnliche Bauten müssen errichtet werden. Gleichzeitig meldet sich der hier bestehende Verein für Pferdezucht und Pferderennen mit der Nothwendigkeit, sich eine andere bessere Bahn zu schaffen und verweist auf den nahe gelegenen Hippodrom, welcher bereits ähnlichen Zwecken diene. Schließlich geht denn der zoologische Garten mit auf in diese Allgemeinheit und so soll in der That ein Plan bestehen, ein weit ausgedehntes Terrain ziemlich von Charlottenburg beginnend und nach Steglitz hin sich erstreckend, zu gewinnen um auf diesem alle die vorstehend nur angedeuteten Zwecke und noch viel andere zu erstreben. Zu den letzteren gehört selbstredend die Errichtung rentabler Stellen, bestimmt für die Erquickung des Leibes der wissensbedürftigen Besucher, an welche sich Vauxhalls und ähnliche ländliche Vergnügungsorte von selbst anschließen. Der Leser glaube nicht, daß wir phantasiren; von glaubwürdigster Stelle ist uns versichert worden, daß der Plan zu einem solchen Unternehmen in der That bestehe und jetzt bereits bis zu dem allerdings schwierigsten Punkte gediehen sei, zur Beschaffung der erforderlichen Geldmittel; seien erst diese gesichert, so soll zur That geschritten werden. So viel wir ferner hören, sollen Actien ausgegeben werden und schaffen diese nicht vollständige Deckung, zur Aushülfe durch eine Lotterie geschritten werden. Wenigstens diese finanziellen Pläne würden nicht neue sein, ob sie aber nicht schon etwas abgenutzt sind, möchte sich doch fragen. Gerade in der letzten Zeit sind die Geldbeutel der reichen Berliner für ähnliche Zwecke sehr in Anspruch genommen worden. Ein besonderer Club ist mit allem englischen Comfort bereits von den ersten Größen unserer Handelswelt und von Mitgliedern derjenigen Beamtenkreise, die vorzugsweise aus Geheimen Räthen bestehen, errichtet worden; die Actien haben die bereitwilligsten Abnehmer gefunden und so prosperirt diese geschlossene Gesellschaft in jeder Art der Geselligkeit, wie diese ihre Ansprüche ohne Zutritt der Damenwelt zu erheben pflegt; d. h. es wird gut gegessen, trefflicher, selbstbezogener Wein servirt, zahlreiche Spieltische sind aufgeschlagen und stets besetzt; Lesezimmer reichlichst mit allen erheblichen Blättern ausgestattet, geben den Stoff zur Erörterung der schwebenden politischen Fragen, und selbst dem Geschäfte sind einzelne Conferenzzimmer und Cabi-

nets mit Schreibmaterialien reservirt. Dieses Unternehmen hat denn unter der Aristocratie Nacheiferung gefunden; während diese sich bisher in den gemietheten Räumen des sogenannten Casino zu versammeln pflegte, soll jetzt auch die Absicht vorliegen, eine eigene Stätte zu begründen. Auch hier ist nach englischem Muster das Project entworfen, was schon darin erkenntlich ist, daß die Kosten nach englischen Geldbeuteln berechnet sind. Wir hörten, daß der Betrag jeder einzelnen Actie auf die erhebliche Summe von 500 Thlr. fixirt worden sei. Wir freuen uns wenn die Geldmittel hierzu disponible sind und freuen uns besonders des Zuges der Selbstständigkeit, welcher sich hiernach auch in den höchsten Regionen der Gesellschaft, selbst unter erheblichen Opfern, geltend macht. Eine Scheidung nach politischen Grundsätzen, wird, wie dies in England der Fall ist, sich von selbst ergeben. Wir halten eine solche Trennung auch in socialer Beziehung für durchaus erforderlich, wie sich unser öffentliches Leben nun einmal entwickelt hat. Bisher war Diesem und Jenem der Ernst seiner politischen Pflichten noch sehr wenig begreiflich. Man trieb bei Tage Opposition und begab sich ganz heiteren Sinnes und Muthes des Abends in Zirkel, deren Existenz auf denjenigen Grundsätzen beruht, die von den Tribünen aus oder sonst so eben erst angegriffen worden waren. Der Grundsatz muß je mehr und mehr zum Durchbruche kommen, daß wer politischer Gegner ist, nicht geeignet sei zu socialer Gemeinschaft. Eine Trennung nach Ständen oder Berufsclassen ist jetzt nicht mehr möglich, ein um so höherer Werth ist auf die Uebereinstimmung der politischen Grundsätze zu legen. Wir wünschen also diesem neu zu gründenden Club zahlreiche Mitglieder, welche das Band entschieden conservativer Gesinnung zusammen halten möge.

Militärische Revue.

Der letzte amerikanische Krieg.

(Fortsetzung).

Es war wirklich etwas Wahres an der Ansicht der nördlichen Journale, wenn sie behaupteten, durch die Niederlage würde ihre Partei stärker, und zwar aus dem Grunde, weil eine solche sie zu neuen Anstrengungen spornte, sie dadurch immer mehr ihre immensen, bis Dato ihr selbst unbekannten Kräfte kennen lernte; dabei wurden ihre Hülfsmittel vervielfältigt und neue Feldzugspläne versucht. 21 Millionen gegen 8, da konnte man schon ein wenig experimentiren!

So ist es zweifellos, daß gerade die so namenlos schimpfliche Nieder-

lage am Bull Run es war, welche den Norden zu der großen Thätigkeit anstachelte, die er seitdem entfaltete; indeß die Südstaaten durch die hier erhaltene Bestätigung ihrer Ansicht: daß sie dem Norden im Kriegshandwerk weit überlegen seien, zu einer Sorglosigkeit verleitet wurden, wie sie das Bewußtsein der Kraft nur zu oft giebt.

In seinem Glückwunsch, den er der Armee darbrachte, betonte der Präsident Davis zum ersten Male, daß der glücklichen Defensive ein offensiver Nachstoß folgen werde.

In der That war es auch hierzu Zeit. Nahehin ein Jahr war es, daß die Südstaaten sich streng an das von ihnen ausgesprochene Programm einer entschiedenen Defensive hielten, in der Hoffnung, England und Frankreich zu einer Anerkennung zu bewegen. Längst aber war die ebenso ehrenwerthe als aufrichtige Politik dieser beiden Großmächte im Süden erkannt worden, und von diesem Moment an war ein energischer Offensivkrieg der einzig richtige Weg.

Doch müssen wir zuvor unsern Lesern das Versprochene erfüllen und zurückgehen auf den interessanten und wichtigen Moment, welcher dem Halbinselkriege vorherging, nämlich

Jackson im Shenandoahthal.

Um Richmond von Norden und Nordwesten anzugreifen, indessen er von der Halbinsel aus vordrückte, hatte Mc. Clellan die Generäle: Fremont, Mc. Dowell und Banks mit 25,000, 40,000 resp. 20,000 Mann am obern Potomac aufgestellt, um seine Operationen durch ein entschiedenes Vorgehen zu unterstützen. Diesen sollte Jackson mit nur 45,000 Mann die Waage halten — und er war der Mann dazu. Nachdem er im Monat April so lange zurückgewichen bis seine Regimenter ihre, aus dem Süden kommende Augmentationen an lebendem und todtem Material, erhalten, ging er mit seiner sprüchwörtlich gewordenen Energie plötzlich zur Offensive über.

Man war allmälig im obern Shenandoahthal angekommen und General Banks hatte eben beschlossen, sich für den kommenden Sommer in dem reichen Lande zu etabliren, als er unsanft ans demselben getrieben wurde.

Am 8. Mai stand General Banks in Milroy in übermüthigem Sicherheitsgefühl. Man muß nur sich klar machen, daß dieser General Banks, ein Schoßkind der wüthendsten Abolitionisten-Partei, in Virginien mit der Miene eines Alexander von Macedonien einmarschirt war. Durch das fortwährende Zurückweichen Jacksons hatte er sich in die phantastischen Siegesträume eingewiegt, die bei mittelmäßigen Generalen mit einer merkwürdigen Regelmäßigkeit der völligen Niederlage vorhergehen.

Erst am 24. April telegraphirte er nach Washington, daß er sich „in ununterbrochenem Vorbringen" befände, daß er sich „in der Nähe von Harrisonburg" befände, daß endlich „der Rebell Jackson da's Thal des Shenandoah für immer verlassen und sich auf den Weg nach Gordonsville begeben hätte" — was man allerdings als eine — unrichtige Meldung — bezeichnen muß!

So stand er denn, der biedere Banks mit 12,000 Mann ruhig und sicher vor den „fliehenden Rebellen" und es läßt sich denken, daß er den Vorpostendienst einem so verachteten Feinde gegenüber auch nicht mit großem Eifer betreiben ließ. So geschah es denn, daß er plötzlich vom General Johnson mit einer Brigade Virginia-Freiwilliger und dem 12. Georgia-Regiment, von zahlreicher Artillerie begleitet, angegriffen, und nach einem kurzen Widerstande in einem $1\frac{1}{2}$ Stunde dauernden Gefecht mit einem Verlust von 700 Mann Todte und Verwundete in die Flucht geschlagen wurde. Indessen Banks, schneller als er gekommen, vor dem nachdrängenden Jackson thalabwärts marschirte, erreichte ihn zum Ueberfluß noch ein Befehl aus Washington, der ihn nöthigte, einen Theil seiner Truppen an Mc. Dovell zu geben, um dessen Stellung am Rappahannock zu verstärken. Am 23. Mai endlich stürzte sich Jackson auf die Vorposten der bei Front Royal stehenden Arriergarde Banks, das 1. Regiment Maryland, Oberst Kenly, das vollkommen überfallen und in wilder Flucht nach Straßburg hineingetrieben wurde.

Wenn man erwägt, daß Front Royal zwei Meilen von Straßburg entfernt ist, so wird man zugeben, daß es ein gehöriger Rückzug war, den die Arrieregarde antrat. Auch die hinter dem Maryland-Regimente stehenden Truppen nämlich wurden mit überrannt und verloren bei diesem Gefecht 1400 Gefangene.

Es war jetzt an Banks selbst, seinen Rückzug anzutreten oder nach der gewählten Ausdrucksweise dieses Kriegsfürsten: „befand ich mich in der Lage, dem Feinde einen Wettlauf oder eine Schlacht anzubieten, um zu entscheiden, wer zuerst Winchester, den Schlüssel des Shenandoah-Thales, besitzen werde!" Erst ein Blick auf die Karte macht die ganze Unverschämtheit dieses Yankee-Puffs klar. Der „Rebell Jackson" aber war nicht gewillt, seinen Gegner durch einen „Wettlauf" allein nach Winchester gelangen zu lassen, er sorgte dafür, daß aus dem „Wettrennen" eine „Parforçejagd" wurde. Mit einem schnellen Marsche warf er seine Kerntruppen, seine Cavallerie unter Ashby an der Tête, von Front Royal aus nach Nordwesten, um den von Straßburg abmarschirenden Banks abzuschneiden. Es war dasselbe Manöver, nur unter günstigern Umständen, das am 6. Februar 1864 die Preußen gegen die Dänen auf dem Marsche von Arnis nach Flensburg versuchten. Seit dem Morgen des 24. Mai marschirten beide Colonnen — eine Viertelmeile vor Winchester erreichte die conföderirte Cavallerie unter dem berühmten Ashby die Arriergarde Banks und zerstiebte sie in einer wilden Attacke. Nur einzelne der „afrikanischen Zuaven", wie sich das Freiwilligen-Corps nannte, welches an der Queue marschirte, erreichten Winchester.

Die ersten Spitzen der Colonne des General Banks fanden keinen besondern Empfang. Die Bürger Winchesters, der baldigen Befreiung durch Jackson sicher, verhehlten ihren Haß gegen die Niggerfreunde nicht.

Noch spät am Abend wurden einige conföderirte Officiere gefangen zu Banks gebracht und versicherten ihm mit Bestimmtheit, daß Winchester mit Tagesanbruch von Jackson gestürmt werden würde.

Banks war nicht gewillt, den „Schlüssel des Thales", obwohl er ihn in „scharfem Rennen" erreicht, festzuhalten. Nach wenigen Stunden Ruhe setzte er den Marsch fort. — Wirklich stürmten die Confederirten noch vor Sonnenaufgang in die Stadt, jagten die letzten federirten Truppen in wenigen Augenblicken hinaus, und verfolgten den nach Martinsburg abziehenden Banks. Dieser hielt auch nicht eher an, bis er den Potomac zwischen sich und Jackson strömen sah. Wieder hatte er im „Wettlauf" gesiegt!

Seine Ausdrucksweise diesen Rückzug betreffend, kann als ein Meisterstück unverschämter Komik angesehen werden. „Der Feind", sagte er, „drängte heftig und kraftvoll, aber unsere Bewegungen waren schnell!" und nachdem er den Potomac überschritten, meldete er nach Washington: „Nie waren unter einer gleichen Zahl Männer *) (??) mehr dankerfüllte Herzen, als an jenem 30. Mai, als wir um Mittag auf der andern Seite (des Potomac) standen!"

Der General Banks war geflohen mit Hinterlassung seines ganzen Brücken- und Munitiontrains. Zu Winchester waren alle seine Bureaus und Proviantcolonnen geblieben. Das ganze Shenandoahthal war in Jacksons Gewalt! — Außer der anderthalb Millionen Dollars betragenden Beute fielen den Confederirten 4000 Gefangene in die Hände, nebst 6 Geschützen und 5800 Gewehren.

Wieder zitterte die Hauptstadt des Nordens, nach allen Seiten blitzte der Telegraph Befehle, um alle erreichbaren Depotcommandos, Sigels deutsche Division, Mc. Dovells Reserven hervorzuholen.

Aber Jacksons Feldherrntalent ließ sich durch die Angst seiner Gegner nicht in seiner klaren Anschauung der Verhältnisse beirren. Durch sein kühnes Vordringen hatte er den federirten General Fremont in seiner linken, Mc. Dovell in seiner rechten Flanke. Jener 25,000, dieser 55,000 Mann stark. Wenn auch beide nur einige Tausend Mann detachiren konnten, so durfte Jackson sich dennoch nicht der daraus entstehenden Gefahr exponiren und trat den Rückmarsch an, die reiche Beute vor sich hersendend.

In der That, es war die höchste Zeit. Fremont selbst mit 8 Brigaden eilte von Westen, Shields von Dovell detachirt, mit 4 Brigaden von Osten heran. Zusammen fast 20,000 Mann stark. — Hinter Harrisonburg verließ Jackson die Hauptstraße und wendete sich nach dem zwei Meilen südöstlich gelegenen Port Republik, am Zusammenfluß der kleinen Quellflüsse des Shenandoah gelegen, der South River und North River, der, angeschwollen, nur auf der einzigen Brücke bei Port Republik zu passiren war. Auf den beiden äußern Seiten des durch die beiden Flüßchen gebildeten Winkels stand östlich Shields mit 4 Brigaden, westlich stand Fremont und Jackson. Letzterer stand mit dem Rücken gegen den North River ohne ihn überschreiten zu können.

Am Morgen des 8. Juni, Sonntags, griff Fremont die Arriergarde Jacksons an, ohne von dessen kritischer Lage, wie von dem drüben heranna-

*) Heißt es nicht anders, lieber Mr. Banks?

henden Shields Kenntniß zu haben, der in der Nähe des Dorfes Republik Anstalten zum Ueberschreiten des Flusses machte.

Der General Ewell commandirte Jacksons angegriffene Nachhut, indessen Jackson selbst bei Republik stand, wo er durch ein heftiges Feuer Shields Versuche zum Ueberschreiten des Flusses zurückwies.

Der Kampfplatz war eine Meile von Harrisonburg. Vom frühen Morgen an begann der Kampf, der in den federirten Annalen den Namen des Gefechtes von Croß Keyes trägt. Zwar trug es im Allgemeinen den Charakter eines Artillerie-Gefechtes, da nur an einzelnen Stellen die Infanterie der Federirten einen Versuch machte, an Jacksons starke Stellung heranzukommen. Ewell hielt dadurch den stärkern Fremont im Schach, daß er in der hügeligen Gegend die hervorragenden Terrainpunkte mit gut bedienten Batterien besetzt hatte, in den Terrainfalten, die meist bewaldet waren, die Infanterie gedeckt und stets parat hielt.

Gegen diese Stellung konnte Fremont seine Infanterie nur auf einer offenen Ebene avanciren lassen.

Kurz vor Sonnenuntergang versuchte derselbe einen Massenangriff mit seiner Infanterie, der aber durch die sehr entschlossen vorbrechende confederirte Infanterie nicht nur total zurückgewiesen, sondern in eine entschieden rückgängige Bewegung der Federirten verwandelt wurde. Fremont erlitt in diesem, für ihn äußerst ungünstigen Gefecht einen Verlust von 1800 Mann, indessen die gut gedeckt fechtenden Confederirten 300 Mann verloren.

In der Nacht führte Jackson sein Corps glücklich über die Brücke bei Republik, ließ nur eine Arrièregarde mit einigen Geschützen zurück, der er den Auftrag ertheilte, am morgenden Tage durch kleine Angriffe Fremont zu täuschen, sollte dieser aber ernstlich nachdrängen, die vorher zum Anzünden vorbereitete Brücke anzustecken und so lange zu vertheidigen, bis sie nieder gebrannt sei.

Er selbst wollte sich am andern Tage mit seiner ganzen Kraft auf Shields werfen, um diesen gefährlichsten Gegner, der seine eigentliche Rückzugslinie bedrohte, zu vernichten.

Erst am späten Morgen des Montag war diese Disposition ausgeführt und Jackson schritt zum Angriff des 3/4 Meilen davon stehenden Shields. Dieser in dem Glauben, er habe den vor Fremonts siegreichem Corps fliehenden Jackson vor sich, hatte ihm, so zu sagen, den Weg verrannt.

Er stand jenseits des hier ost-westlich sich krümmenden North River in einer circa 1000 Schritt breiten Aufstellung quer über ein mit Gras und Maissaat bewachsenes, aber baumfreies Thal. Sein linker Flügel lehnte sich an einen niedrigen, dicht bewaldeten Hügel, den Ausläufer eines bedeutenden, hinter seinem Rücken liegenden Waldes.

Hier und auf den kleinen, die muldenförmige Fläche überragenden Hügeln war seine Artillerie postirt und beherrschte durchaus das Vorterrain.

Es waren die mit einer Defensive verbundenen Vortheile ebenso gewissenhaft wie gestern von Jackson selbst ausgenutzt worden.

Ein Fehler war gemacht, und Jackson war nicht der Mann, ihn zu

übersehen: die Batterie des linken Flügels war ohne jede Infanterie oder Cavallerie zur Bedeckung!

Seit zwei Stunden schon dauerte ein heftiges Artilleriefeuer, hin und wieder ließ Jackson schwache Infanteriecolonnen vorprellen, die auch entschlossen und tapfer vorbrachen. Shields aber sandte einige Geschütze seines rechten Flügels ein paar hundert Schritte vor, welche, jene vordringende Infanterie flankirend, sich mit dem Frontalfeuer vereinigten und den Conföderirten schwere Verluste beibrachten, um so mehr, als es reguläre Artillerie war, welche Shields Heer begleitete.

In diesem, für die confederirte Armee nicht ganz erfreulichen Moment brachen plötzlich aus dem Walde hinter der unbedeckten Flügelbatterie des linken federirten Flügels eine Brigade Louisianatruppen, 2900 Mann stark, unter ihrem General Taylor vor, stürzten sich mit gellendem Kriegsruf auf dieselbe und nahmen sie, ehe sämmtliche Geschütze derselben feuern konnten. Die federirten Artilleristen starben als wackere Männer bei ihren Geschützen!

Auf einem bedeutenden Umwege hatte Jackson sie, nachdem er des Feindes Stellung recognoscirt hatte, abgesendet, um durch einen Angriff auf diesen Schlüssel der ganzen Stellung das Gefecht zu entscheiden. — Durch einen sehr verzeihlichen Irrthum hatten sie auf diesem weiten Marsche sich um ein Weniges in der Richtung geirrt und kamen nun gerade vor dem linken Flügelgeschütz aus dem Walde. Doch so schnell stürzten sie auf die Batterie zu, daß nur das erste und zweite Geschütz zum Feuern gelangten, immerhin warfen die aus solcher Nähe abgefeuerten Kartätschen 68 Mann nieder. Freilich kein theurer Preis für den erlangten Vortheil.

Das Gefecht war hiermit entschieden, der im brillantesten Styl südlicher Furie ausgeführte Angriff der Louisiana-Brigade rollte sofort die der Batterie zunächst stehende federirte Infanterie auf und schnell, wie der Donner dem Blitz, folgte eine wüthende Attacke der virginischen Reiter, unter Ashby, der ächten Reiternatur, dem „gebornen Husarenoffizier“ nach unserer Ausdrucksweise.

Einen Moment noch schwankte das erste Treffen der Federirten, dann aber, als sich auch Jacksons Infanteriecolonnen im Eilschritt naheten, wandte sich Alles zu wilder Flucht in den nahen Wald.

Ashby aber wäre nicht er selbst gewesen, wenn ein Wald seine Gegner gesichert hätte. Zwei Meilen weit saß er den Fliehenden durch Sumpf, Dornen und Dickicht auf den Fersen.

Ungefähr 500 Gefangene wurden an diesem Tage eingebracht, am nächsten noch Einige.

Die Verluste waren auf beiden Seiten ungefähr gleich und nicht gering.

Drei Geschütze waren am Sonntage schon Fremont weggenommen, sieben Geschütze wurden dem Corps des General Shields entrissen.

7000 Mann betrug dies federirte Corps, Jackson war 8700 Mann stark. Der General Shields war nicht anwesend, sondern der federirte General

Tyler — nicht zu verwechseln mit dem confederirten Commandeur der Louisiana-Brigade Taylor.

Sowie der Rückzug des Feindes begann, hatte die obenerwähnte Arrièregarde des General Jackson das Gefecht mit den Truppen Fremonts abgebrochen und die Brücke bei Republik, nachdem sie sich über dieselbe zurückgezogen, abgebrannt. Fremont, der von dem ganzen eben geschilderten Gefecht keine Ahnung gehabt zu haben — scheint, was seiner Avantgarde grade keine Ehre macht — erschien, sehr vorsichtig folgend, vermuthlich mit bedeutend langem Gesichte, auf dem Westufer des Shenandoah, von dem aus er deutlich das Schlachtfeld übersehen konnte, ohne im Stande zu sein, seinem „geschüttelten" Accolyten Beistand zu leisten.

Während er dort ohnmächtig und müßig stand, setzte das Hauptcorps des General Jackson seinen Marsch in aller Ruhe nach Browns Gap*) fort, um dort einige Tage in einer sichern Stellung seine Leute von den Strapazen einer seit 4 Wochen mit Anstrengung aller Kräfte geführten Gebirgscampagne ausruhen zu lassen.

Von hier aus reichte er schon der Defensionsarmee von Richmond die Hand.

Auch Fremont schien Lorbeern genug gesammelt zu haben und ging in Westvirginien in sein Standquartier.

Vergleicht man die Mittel, mit welchen Jackson diese Campagne unternahm, und die Resultate, welche er mit diesen Mitteln erreichte, so muß man sich in Ehrfurcht beugen vor einem solchen Feldherrngenius.

Seine Heldenthaten durchbrachen mit goldenem Glanze die Wolke von Trübsal und warfen ihre blitzenden Strahlen über die langen Vertheidigungslinien des Südens.

45,000 Mann hatte er überhaupt, 14,000 davon mußte er an verschiedenen Punkten seiner Marschlinie als Besatzung von Aufnahmestellungen zurücklassen.

Mit 31,000 Mann also drang er vor am 8. Mai, marschirte mit ihnen im Shenandoahthal 44 Meilen hin und zurück, hatte am 8. Juni den Feind in 2 Schlachten und 5 Gefechten geschlagen, 27 Geschütze, 6800 Gefangene, 14,000 Gewehre, 1½ Millionen Werth an Vorräthen erbeutet, mit einem Verlust von 2800 Mann, an Todten, Verwundeten und Kranken, gegen eine feindliche Macht von — fünfundachtzigtausend Mann!**)

Mc. Clellans Hoffnung, seine rechte Flanke durch Mc. Dowell oder Banks unterstützt zu sehen, war vollkommen vereitelt.

*) Browns gap, gap = Schlucht, Thal, Grund, häufig Ortsname.

**) Mc. Dowell 40,000 Mann,
Banks 20,000 „
Fremont 25,000 „
Summa 85,000 Mann.

(Fortsetzung folgt.)

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstraße 21.

Politische Betrachtungen.

II.

Radicalismus.

Dieser Name kündigt Entschiedenheit an. Man will den Uebelständen an die Wurzeln greifen, sie mit der Wurzel ausrotten. Weg daher mit aller Halbherzigkeit der Grundsätze und all den halben Maßregeln, die dem Liberalismus eigen sind. Zwar hat sich auch der Liberalismus losgesagt von aller Anerkennung einer Autorität, die von oben kommt, und thut man das, so bleibt weiter keine Wahl, man muß die Autorität von unten anerkennen. Auch der Grundsatz des Liberalismus ist es daher: Alles durch das Volk und Alles für das Volk; aber er ist noch weit davon entfernt, diesen Grundsatz consequent durchzuführen. Allerdings die Monarchie, das Königthum von Gottes Gnaden, die Selbstbestimmung des Herrschers muß zerstört werden, doch es ist dem Liberalismus ein zu starker Schritt gleich in die Republik hinüberzutreten, er fürchtet sich doch auch wieder vor dem Volk und wünscht doch auch nicht die Leitung der Staats-Maschine aus seiner Hand wegzugeben. Daß der König das Volk regiere, ist zwar nicht zu dulden, aber daß der Liberalismus, der die Blüthe der Wissenschaft, der Industrie, des Beamtenthums in sich begreift, der Rang und Ehre trotz des Adels besitzt, namentlich das Geld in Händen hat, daß er das Volk eigentlich vorstelle und die übrige Masse zu bevormunden und zu leiten berechtigt sei, versteht sich ihm von selbst, und ist seine stillschweigende Voraussetzung. Das, was er dem Königthume an Macht entzieht, legt er sich darum einstweilen bei unter dem Vorgeben, daß der Gewinn davon dem Volke zufalle. Der König herrscht zwar noch, aber er regiert nicht mehr nach diesem merkwürdigen Sprachgebrauch. Das Volk regiert durch seine Abgeordneten und der Liberalismus ist der Hoffnung, die Stelle des entwertheten Königthums einnehmen zu können, als der natürliche Vertreter des Volkes. Er wirft den Thron noch nicht ganz weg, zu gewissen Schaustellungen — und der Liberalismus liebt ein gewisses Schaugepränge — und zu manchen anderen Zwecken ist er ihm immer noch ein brauchbares Mittel; aber er beruhigt zugleich das besorgte Volk, daß er ihn umgebe mit republikanischen Institutionen, daß von diesem Throne durchaus Nichts zu fürchten sei, daß er, der Liberalismus, als der Wächter der Freiheit, dafür Bürgschaft leiste.

Das geht so lange, als das Königthum überhaupt noch eine Macht ist und ein wirklicher Kampf gegen dasselbe besteht. Da treten die Unterschiede noch nicht so hervor und dem Volke ist Alles willkommen, was nur seine Sache zu führen vorgiebt. Da sind die liberalen Wortführer die populären

Männer, welche die Luft der Volksgunst mit vollen Zügen einathmen können; es ist ihre glückselige Zeit. Da werden vor Allem die Ueberläufer aus den Reihen derer, die eigentlich und naturgemäß auf der Seite des Königthums stehen sollten, mit Jubel begrüßt und als freisinnige Männer gepriesen. Ist irgend ein Beamter, der, statt dem Könige in Treue und Ehrerbietung zu dienen, wie es seinem Namen und seiner Pflicht geziemt, sich gegen die Regierung kehrt und der Advokat der Sache des Volkes wird — Heil seiner Freisinnigkeit! — Er wird auf den Schild erhoben und um so mehr, je höher die Stelle ist, auf der er es wagt, dem Könige Opposition zu machen. Ist irgend ein hoher Officier, ein Adliger, ein Geistlicher, der gegen die Voraussetzung und Erwartung, die man von seinem Stande hegen darf, solchen „Vorurtheilen" seines Standes den Rücken kehrt und sich auf die Seite des Volks stellt — Heil dem edlen würdigen Manne! — das dankbare Volk wird nicht verfehlen, ihn zu ehren und zu seinem Vetreter zu machen.

Doch die Sache ändert sich, sobald der Liberalismus sein Werk vollbracht hat, sobald das Königthum wirklich auf das heruntergebracht ist, wohin er es zu seinen Gunsten bringen will. Er meint nun, seine Herrschaft oder Regierung im Namen des Volkes in Ruhe antreten zu können. Er irrt sich. Wozu überhaupt noch solch ein kostspieliger Popanz eines Königthums dienen soll, wie ihn der Liberalismus doch will stehen lassen, das will denen, die gar keinen Vortheil davon genießen, sondern nur dafür zahlen sollen, nicht einleuchten. Ein König, der des edelsten Vorrechtes jeder Persönlichkeit, einen Willen zu haben, ex officio sich begeben muß, dessen einzige Pflicht ist, die Würde des Volkes in lauter äußerlichen Dingen und materiellen Genüssen zu repräsentiren, indem er glänzend wohnt, ißt, trinkt, sich kleidet, zahlreiche Dienerschaft hält, Feste giebt, Personen feierlich empfängt, dabei aber kein Wort spricht, das ihm nicht zuvor in den Mund gelegt ist, es müßten denn ganz gleichgültige und unbedeutende Dinge sein, der überhaupt nur wie ein Gliedermann sich nach den Fäden bewegt, an denen er von den eigentlichen Regierern, den verantwortlichen Ministern oder den unverantwortlichen Vertretern des Volkes gezogen wird — ist eine Figur, die an sich etwas so Lächerliches und Empörendes hat, ist eine solche Entwürdigung des Menschenthums, daß nur eine geborene Bedienten-Seele oder ein ganz entmannter Geist sie passend und zur Zufriedenheit ausfüllen könnte; und das Volk, welches das besser fühlt als der Liberalismus, der ein solches Machwerk als seine schönste Schöpfung zu Stande gebracht hat, ruft mit Recht: Weg damit! Wir wollen keinen König haben, was soll uns solch ein König! Republik! Und damit tritt der Ernst an den Liberalismus, denn hinter ihm erhebt sich eine andere Partei, das eigentliche Volk. Sie hat es überdies auch bald gemerkt, daß sie im Grunde nur den Herrn gewechselt hat. Die Vortheile der Freiheit sind zu ihr bis jetzt nur in der Gestalt von großen Redensarten herabgekommen, materiell hat sie noch keinen Gewinn davon gehabt, im Gegentheil die Freiheit ist kostbar, die Abgaben sind seit der neuen Aera der Freiheit nicht vermindert, das Verhältniß zu den liberalen Herren Arbeitgebern ist noch ganz dasselbe,

die Arbeit um Nichts leichter, der Lohn um Nichts höher geworden. Dafür sind ihnen einige politische Rechte zugeworfen, die sie nicht satt machen und die ihnen nur zeigen, daß sie nicht zu den bevorrechtigten Klassen gehören. Die Hand, welche die Gliederpuppe des Königthums bewegt, um Ehren und Vortheile aller Art träufeln zu lassen, sind die Höherstehenden, nicht sie, das ist der Liberalismus, die Begüterten, auf sie fallen die Gunst-Bezeugungen; zu ihnen kommen nur die spärlichsten Tropfen herab.

Der Liberalismus hat das Volk unruhig und begehrlich gemacht, er hat das dumpfe Murren oder das laute Geschrei desselben benutzt, um das Ohr der Könige zu schrecken und sie zur Nachgiebigkeit zu bewegen; jetzt erheben sich dieselben brausenden Wellen gegen ihn, um ihn hinwegzuspülen.

Republikaner! Demokraten! Früher waren das Namen, die sich in die geheimen Winkel der Verschwörung zurückziehen mußten, jetzt treten sie offen auf den Markt, man brüstet sich dieses Bekenntnisses ohne Scheu in Wort und Schrift.

Doch was kommt nicht alles unter diesen Namen zusammen. Wie in einen großen Teich viele Bäche fließen von mancherlei Wasser, so auch hier. Wir wollen uns diese Mischung ein wenig ansehen.

Da ist die große Masse, die arbeitenden Klassen, wie man sie zu nennen pflegt, wohl auch in früheren Zeiten unter manchem Druck und mancher Ungerechtigkeit leidend, aber doch ergeben in ihr Loos, denn das Phantom der Freiheit war ihr noch nicht vorgespiegelt und es war noch ein Rest von Glauben vorhanden; aber jetzt ist ihr der Glauben aus dem Herzen hinweggespottet, Geduld und Genügsamkeit sind entflohen, Murren und Unzufriedenheit eingekehrt, denn statt aus dem Worte Gottes, wie in den alten Tagen, wird jetzt die arme Menge täglich genährt von jenen vergiftenden Blättern, die alles Heilige und alles Ehrwürdige verhöhnen, bewitzeln und in Verachtung bringen, die sie mit beständigem Mißtrauen gegen alle Höherstehenden erfüllen, die geflissentlich mit Lügen sie füttern, um sie bis zur Wuth und Empörung anzustacheln.

Da ist ein geistig ruinirtes, glaubensloses, christliches wie jüdisches Literatenthum, das es zu Nichts hat bringen können und das seiner eigenen Verbitterung gegen die menschliche Gesellschaft dadurch Luft zu machen sucht daß es das Volk mit seiner Galle verbittert. Hungernd und genußsüchtig heucheln sie Mitleid mit den Leiden des Volkes, während sie für das Honorar, das sie sich aus den Lumpen der Proletarier erschrieben haben, eilen, ihre Tasse Chocolade in den Conditoreien zu schlürfen. — Doch hält das Volk sie für seine wahren Freunde und glaubt ihren Worten wie einem Evangelium.

Da ist jener noch dunklere Bodensatz, der in allen Staaten sich findet, die Leute, die Ursache haben, mit der christlichen und sittlichen Ordnung der Welt überworfen zu sein, die nur auf einen allgemeinen Umsturz die Hoffnung gründen, daß dann alle ihre Schulden bezahlt und alle ihre Verbrechen zu Tugenden werden gestempelt werden.

Da ist eine ganze Menge halbgebildeter Leute, die aber eine sehr hohe Vorstellung von sich selbst besitzen; sie fühlen sich so beengt in ihren jetzigen

Verhältnissen und lange nicht anerkannt genug, sie möchten einen weiteren Spielraum haben für ihre Kräfte, eine größere Wirksamkeit und freiere Bahn für ihre Talente. Warum könnten nicht auch sie die Rolle eines Lincoln oder Johnson spielen? sie fühlen sich durchaus Mannes genug dazu.

Da sind einige wirklich gebildete und selbst begüterte Leute, sie haben die Caprice Republikaner zu sein. Liberalismus ist ihnen schon zu gewöhnlich, Republikaner ist interessanter. Man sieht mehr auf einen Mann in solchen Umständen, wenn er sich als Republikaner, als Demokrat bekennt.

Da ist die Jugend mit ihrer Unerfahrenheit, mit ihren unreifen Gedanken und schwärmerischen Gefühlen, durch keine christliche Erziehung geregelt, bestochen von dem Klange des Wortes Freiheit, jede Opposition leicht für ein Heldenthum haltend, von jedem geläufigen Schwätzer verführt.

Da giebt es einige wahrhaft redliche, wenn auch verirrte Männer. Sie haben ein starkes erregtes Gefühl und einen brennenden Eifer für Gerechtigkeit. Sie glauben sie nicht in der Welt zu finden, nicht unter den Regierungs-Formen, die bis dahin geherrscht haben, sie wollen die Helfer und Heilande des Volkes sein, es von seinem Drucke und seiner Knechtung unter allerlei Ungerechtigkeit erlösen. Sie sehen keinen anderen Weg dazu, als den Umsturz alles Bestehenden, eine neue Ordnung der Welt.

Da giebt es endlich düstere Fanatiker, Menschen, bei denen man zweifelhaft sein muß, ob man sie zu den Verrückten zu zählen hat. Sie kennen keine Rücksicht, kein Gesetz, sie erschrecken vor keiner That, vor keinem Mittel. Sie sind nicht die ersten, die auf dem Schauplatz erscheinen, aber sie werden hervortreten, wenn die Bewegung wird im Gange sein, sie werden ihre Stimme hören lassen und man wird erstaunen, wie viele auf sie hören.

Das Alles — und wir haben nur in groben Zügen gezeichnet — faßt sich zusammen unter dem Namen Republikanismus, Demokratie. Gewiß eine große Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit, die noch unter einer Decke sich birgt, doch herrscht in dem einen Stücke eine Uebereinstimmung: sie Alle, wollen, daß die christliche Ordnung der Dinge aufhöre, und die christliche Religion selbst, die diese Ordnung hervorgerufen.

Der Liberalismus konnte wohl noch vermeinen, mit dem Christenthum, wenn auch mit einem aufgeklärten und durch die Vernunft gereinigten, im Bunde zu stehen; er behielt den lieben Gott ungefähr in derselben Weise bei, wie er das Königthum beibehielt. Nicht als einen Gott, der die Welt nach seinem Willen regiert, der ihr sein heiliges Gesetz vorschreibt, der in sie eingreift rettend oder strafend, sondern nur als ein höchstes Wesen, von dem auch die Formel gilt, es herrscht, aber es regiert nicht. Die Regierung können die Menschen ihm ganz gut abnehmen, nur bei gewissen Gelegenheiten ist auch er noch ein recht brauchbarer Gegenstand. Doch der Republikanismus, wie er das Königthum des Liberalismus für etwas sehr Ueberflüssiges findet und wegwirft, ist auch darin consequent, daß er einen solchen Gott nicht besser achtet. Der Liberalismus ist ja darin sein erster Lehrmeister gewesen, daß von den Königen und Priestern alles Unheil der Welt gekommen ist, warum denn auf halbem Wege stehen bleiben? Weg mit Beiden und

mit dem Gotte, auf den sie sich stützen, den sie erfunden haben, weil sie ihn nöthig hatten, um die Welt in der Furcht vor sich zu erhalten und die gläubige und geduldige Menge nach ihrem Willen zu leiten. Haß diesem Gotte und allen Denen, die ihn predigen! Keine Hoffnung, daß die Welt eine andere werden und die Menschheit an das Ziel ihrer Glückseligkeit kommen könne, als bis Jeder zu einem persönlichen Feinde jenes Gottes herangebildet wird, bis jede Erinnerung an das Christenthum, das mit dem „Jenseits — jenseits“ die Völker genarrt hat, hinweggetilgt ist. Weg mit dem Christus der Bibel, écrasez l'infame! Weg mit Thron und Altar! Nicht eher Ruhe, bis mit den Eingeweiden des letzten Priesters der letzte König erwürgt ist!

Wir sagen nicht, daß das die Sprache Aller ist, die sich Republikaner zu nennen belieben; wir wissen, daß auch mit diesem Namen Manche nur tändeln aus Unverstand; aber das sind die Stimmen, die aus der Tiefe tönen und vielleicht ist es nicht Allen bewußt, welch eine Breite, welch einen Umfang sie schon gewonnen haben. Vielleicht haben nicht alle von den sogenannten Republikanern Gelegenheit gehabt, in die Werkstätten und Ateliers zu kommen, wo die Arbeiter massenhaft aufgehäuft sind; sie haben die Sprache nicht belauscht, die da geführt wird, es ist keine andere als die wir oben bezeichnet haben und sie wird ihnen beigebracht und gelehrt auf systematische Weise. Armer junger Mensch, der noch mit etwas Glauben und Ehrfurcht in seinem Herzen aus dem elterlichen Hause in diese Werkstätten und Säle hineintritt! Nicht geschäftiger sind die Vögel, den guten Samen hinwegzufressen, als seine Gefährten, ihm durch ihren Spott allen Glauben zu entreißen und alle Ehrfurcht in das Gegentheil zu verwandeln. Nur wenn es ihre Sprache redet, kann er Duldung finden und je besser er sie lernt, je mehr er sich darin hervorthut, desto größer sein Ansehen.

Da geht das Menschliche in das Teuflische über. Es ist das Zeichen, daß noch ein Anderer hinter dieser Bewegung verborgen ist, der es eben so liebt, unerkannt zu sein und sich läugnen zu lassen, als Gott es liebt, erkannt und bekannt zu werden, bis er es kaum noch der Mühe werth hält, sich zu verbergen und sein gräuliches Antlitz zu verhüllen. Jene Sprache hat ihren Ursprung in dem Abgrunde, jener Haß Gottes und Christi ist der Haß des ersten Empörers, der ihn durch Menschen auszuschäumen sucht und wenn er mit den Menschen bis auf einen gewissen Punkt gekommen ist, dann haben sie selbst beinahe ein Gefühl, wem sie dienen, dann ist das Dämonische, das Infernale das Element, in dem sie wühlen. Sie brauchen die Namen wie Ehrennamen, sie haben ihre infernale Regierung und ihre infernalen Katechismen, die sie der christlichen Weltordnung und den christlichen Dogmen entgegensetzen, sie sind die Werkzeuge des Teufels und haben beinahe das Bewußtsein und eine Freude daran, daß sie es sind.

Wo wird diese Empörung gegen die christlichen Ordnungen der Welt ihr Ziel finden? Sicherlich nicht da, wo so viele von unseren Republikanern oder Demokraten es träumen. Muß man über die Einfalt der Liberalen lächeln, welche meinen, die in Fluß gekommene Bewegung mit ihrer Hand

auf dem Punkte, wo es ihnen beliebt, aufhalten zu können, so verdient ein gutes Theil dieser Republikaner dasselbe Lächeln. Sie meinen auch, die Bewegung werde stille stehen da, wo ihre Theorie sie gern feststellen möchte, sie werden sich sehr täuschen. Zuvörderst theilt sich ja auch das große republikanische Lager, obwohl sie sich Alle für Radikale ansehen, in zwei sehr verschiedene Hälften. Die Einen sind sehr radikal in Allem, was die Politik betrifft; aber sie werden auf einmal wunderbar conservativ, wenn es sich um das Eigenthum handelt. Da hört für sie die Brüderlichkeit, die Freiheit und die Gleichheit auf. Doch mit nichten. Hat man einmal von der christlichen Ordnung der Welt sich losgesagt und Gott verworfen als den, der Alles in Ordnung hält, der Jedem das Seine wahrt, dann gilt keine Grenze, dann ist es umsonst, gegen die überströmende Fluth selbstgeschaffene Dämme aufwerfen und den Wogen gebieten zu wollen: bis hierher und nicht weiter. Sie werden nicht darauf hören. Allerdings gebührt schon dem Liberalismus der Ruhm, mit Feierlichkeit gerufen und geschrieben zu haben: „Heilig ist das Eigenthum." Sonderbar, den allein heiligen Gott kann man entbehren, die Heiligthümer der Kirche sind überflüssig, das Alles giebt man dem Volke preis ohne Gram; nun aber macht das Volk Miene, auch etwas materiellere Dinge zu verschlingen, in der Ferne lassen sich einige Stimmen hören: das Eigenthum ist Diebstahl! Da auf einmal ruft man: Heilig, heilig sind unsere Geldsäcke und unsere Wollsäcke, unsere Häuser und Landgüter, unsere Kutschen und Pferde und was uns sonst gehört. Dieser Begriff ist bekanntlich schon sehr elastisch und ausgedehnt geworden, wir sind schon mit einer ganzen Menge neuer Heiligthümer und neuer „Heiligen" beschenkt. Heilig ist die Tribüne, von der wir reden, heilig ist das Volk und vor Allem seine Vertreter, heilig und unverletzlich, selbst wenn sie in gewisser Beziehung mit den Straßen-Jungen wetteifern.

Nun, das heilige Volk, das ja diesen Begriff auch für sich und mit eben so viel Recht in Anspruch nimmt, wird sich sehr wenig daran kehren, ob die Herren Liberalen oder Radikalen mit Kreide oder Dinte auf ihre Besitzthümer heilig, heilig schreiben. Der Egoismus ist doch gar zu grob. Löst man einmal die christliche Ordnung der Welt auf, dann bleibt nichts Anderes übrig als Socialismus, nicht bloß politische Republik, sondern auch sociale Republik. Was sich dazwischen stellen will, muß zerdrückt werden, es sind halbe Gebilde, die nicht des Lebens werth sind.

Ist das Christenthum nicht Wahrheit, volle Wahrheit, dann laßt uns Alle, die da redliche Leute sind, noch heute Socialisten werden, dann giebt es keine andere Religion als den Socialismus und kein anderes Heil als in ihm. Man will alle Privilegien abthun, Nichts bringt ja einen Republikaner und schon einen Liberalen so in Harnisch als ein Privilegium. Es ist unleidlich, daß Jemand ein Recht, eine Herrschaft ausübe, an dem nicht jeder Andere eben so gut Theil nehmen könne, daher weg mit aller Herrschaft der Fürsten und der Aristokratie, das ganze Volk ist Herrscher, Jeder ein König. Gut, aber warum soll das blos von den politischen Rechten gelten? Sind denn die Privilegien des Eigenthums keine Privilegien? Ist es kein Privilegium in der Bel-Etage zu

wohnen und allen Comfort des Lebens zu genießen, während ein Anderer sich genügen lassen muß, in dem Keller oder unter dem Dache sein Unterkommen zu finden? Ist es kein Privilegium Braten zu essen, Wein zu trinken, in kostbaren Kleidern zu gehen, zu fahren, zu reiten und Reisen zu machen nach Gefallen, als Herrschaften über Dienstboten zu gebieten, als Fabrikherr über Arbeiter, als Gutsbesitzer über Knechte und Arbeitsleute oder über alle Mittel der Bildung zu verfügen, Schulen und Hochschulen, dabei Theater und Concerte zu besuchen, Bibliotheken zu halten, Kunstsachen sich anzuschaffen, während Tausende und Millionen von alledem Nichts haben, von Morgen bis zum Abend an ihren Dienst, ihre saure Arbeit, ihre Maschine, ihre Nadel, die Körper und Geist verkümmern machen, gefesselt sind und kaum das liebe Brod dabei erringen. Ist es wirklich Nichts mit dem Christenthum, ist es keine reelle Macht, ist der Gott, den es lehrt, ein Phantom, ist der Trost, den es den Armen zuruft, eitel, nun, dann gehe aus den Fugen, Welt! Was warten und Geduld haben, dann stehen wir uns gegenüber, ein Menschen-Angesicht so viel werth wie das andere, mit gleichen Ansprüchen an dieses Leben, denn ein zweites giebt es nicht, und der sei zum Hochverräther gegen die Menschheit erklärt, der noch sprechen will: das ist mein, das habe ich voraus, das ist mein Eigenthum, mein besonderes Recht, mein Genuß! Jetzt wohl scheint es manchem Manne in leidlich guten Umständen interessant ein Republikaner und Atheist zu sein, vielleicht wird ihm diese Spielerei weniger interessant vorkommen, wenn einst die praktischen Consequenzen werden an ihn hinantreten, denn in der That, man hält meistens Gott nur für eine Theorie, es wird sich zeigen, daß Nichts praktischer ist als dies, daß Gott in Wahrheit der Grund- und Schlußstein dieser Weltordnung ist und daß sie ohne ihn zerfallen und zerbröckeln muß, bis auch kein Stein auf dem anderen bleibt. Die Menschen wollen es nicht anders und Gott wird sie dahingeben in ihres Herzens Sinn. Man will den Versuch machen, eine Weltordnung zu schaffen ohne Gott, ja wider Gott, das Antichristenthum will sich setzen an die Stelle des Christenthums. Es ist der radikalste Versuch, die wirkliche Welt in ihr Gegentheil zu verkehren Es ist Consequenz in ihm, die Consequenz des Satans. Wären es nur Menschen, die es unternähmen, ein Chaos würde daraus entstehen; jetzt wird die Welt etwas Anderes erblicken: einen Kosmos des Satans, Satans-Ordnungen gegenüber Gottes Ordnungen. Wann und wie weit sie zur Herrschaft kommen werden, wer will es voraussagen; aber sicherlich! ihre Herrschaft wird zugleich die furchtbarste Züchtigung und die furchtbarste Lehre für die Menschheit sein, daß Gott allein voll Weisheit und gut ist und seine Ordnungen allein voll Segen und Gnade. Die Menschheit, die Christenheit hat es nicht glauben wollen, die Erfahrung des Gegentheils wird sie überführen.

Hier ist die Monarchei! her zu mir!

Dieser von uns in Heft 12 und Heft 13 gebrachte, am 14. Februar geschriebene (wodurch wir den Druckfehler — 14. 3. 1866 korrigirt haben wollen) Aufsatz, der nichts Geringeres, als die Lösung der inner-staatsrechtlichen Wirren anstrebt, basirt sich verdeckter Weise auf so tiefgreifenden Momenten der Erkenntniß, daß es für die conservative Partei angezeigt sein dürfte, dieselben zur Gemein-Ueberzeugung zu erheben.

Wir hatten da zunächst den Fall, daß die Gerichte in der (Straf-) Rechts-Pflege ihres Amtes thaten, das heißt, ihrem Einschreiten unterlag die Frage: „ob nicht Individuen (Twesten ꝛc.) in den Rechtskreis eines Anderen, vielleicht auch in den Rechtskreis eines Gesetzes verletzend eingebrochen waren?"

Das ist der Richter Amt! das ihre correcte Domäne! So ein Gericht ist die angewandte Gerechtigkeit! Gerechtigkeit aber ist völlig und total unproductiv!

Nicht die Gerechtigkeit Gottes ist es, die der Creatur ihre Macht, Recht- und Befriedigungs-Sphäre zutheilt, aber es ist die Gerechtigkeit Gottes, welche mit Unwandelbarkeit des Willens die einmal zugetheilten Sphären aufrecht erhält.

So ein Gericht ist ein armes Gerechtigkeits-Dings: die zugetheilten Rechts-Sphären empfängt es aus anderer Hand; es ist ein hohes und heiliges Ding: es ist gesetzet, um die Rechtssphären und das Gesetz gegen die Willkür des verletzenden Individuums (dies mag auch eine moralische Person sein) wiederherzustellen, das Individuum just an seiner berechtigten Macht niederzudrücken, in welcher und mit welcher es sich übermüthig seines Kreises überhob.

Allein es trat in Frage: war die Erhebung des p. p. Twesten diese Ueberhebung, war sie nicht vielmehr Gebrauch seines Rechtskreises?

Nicht entfernt war in Frage: ob, wenn wirklich nur Gebrauch, ob nicht dann dieser Rechtskreis ein scheußlicher sei, ob dann diese Zutheilung des Rechtskreises an einen Abgeordneten nicht gegen Staats-, gegen Gemein-Wohl, gegen das Recht anderer Privaten frevele.

War dies in Frage (und wie kann die Scheußlichkeit der beregten Zutheilung nur noch eine Frage sein!) just dann war es nicht eine Frage des Gerichts, denn die Gerechtigkeit ist total unproductiv, vertheilt und ändert die Rechtssphären nicht, sondern hält die gegebenen, auch die scheußlichen, aufrecht in Unverbrüchlichkeit.

War dies in Frage, dann war es nicht Frage des Gerichts, denn dieses hat es zu thun mit einem fertigen Gesetz und fragt, ob etwas an ihm wiederherzustellen ist gegen Individuums-Ueberhebungen, die stattgefunden haben; aber es fragt nicht: ob das Gesetz, um als fertiges zu gelten,

nicht noch Anderes bedeute, und ob dann nicht eine Verletzung stattgefunden habe bezüglich dieser anderen Bedeutung, und ob nicht für das Künftige und das Staats-Ganze diese Bedeutung als Norm und veränderte Rechtszutheilung gelten solle, oder werde.

Es ist ein Charakter der Gesetzgebung, daß sie für's **Künftige** einen Rechtssatz feststellt oder auch auslegt, und es ist ferner ein Charakter des Gesetzes und der Executive und der Polizei, daß sie **für das Ganze** wirken, für das Allgemeine und Oeffentliche und für das **Wohl,** nicht aber sind das Charakterzüge der richterlichen Gewalt, ja sie sind deren Wesen gerade entgegengesetzt.

Gneist in seiner Rede (Reichensperger beantragt Adresse) kreuzt und segnet sich gegen die stumpfe, bureaukratische Weise, die keinen Sinn habe für gesetzliche Institution, da sie aus der Gewohnheit herkomme: immer nur Individuen vor Augen zu haben.

Hätte er sich nicht ebenso vor der richterlichen Weise scandalisiren sollen, die sich nicht zum Staats-Wesen erheben könne im Joche der Gewohnheit, es nie mit einer Anordnung für's Ganze und in's Künftige zu thun habe, wohl aber mit Abwägung der Berechtigung des Individuums gegenüber dem Gesetze!

Denn daß sich das Gesetz nach Gerechtigkeit am übertretenden Individuum erfülle, das ist die Leistung, für welche das Gericht besteht; die Subsumtion des Falls unter die Regel ist der Leisten, auf welchem das Gericht arbeitet, ist sein Zunft-Zeichen, nicht aber sein Wesen, nicht seine Bestimmung.

Diese letztere ist und bleibt (wir sagen das gegen die Theilungs-Theorie der Staatsgewalt in: Regelgebende [Obersatz], subsumirende [Untersatz], executirende [Conclusion]): Entscheidung von Rechtsstreitigkeiten, Eingriff in den Rechtskreis des Individuums zur Wiederherstellung der Gesetze.

In jedem unserer Urtheile liegt ja eine Subsumtion, und wir alle sind deshalb doch nicht Richter.

Es ist sehr richtig, daß der Richter von Seiten seines Verstandes nur Schärfe der Subsumtion herzubringen hat, aber wenn die Gliederung der Staatsgewalten in Rede ist, möchte es ungeeignet sein, für diese Gliederung Eintheilungs-Grund zu entnehmen anthropologisch aus den physischen Kräften, welche diejenigen anzuspannen haben, die in den Gliederungen der Staatsgewalt arbeitend angestellt sind.

Was ist der innerste Gehalt Deines Thuns, Staat? — Je, wie die Antwort ausfällt, darnach gliedert sich die Staatsgewalt!

Nach diesem Eintheilungsgrunde finden wir denn, daß unter Anderem die Eine Staatsgewalt sich auch als richterliche entfalte und zwar mit denjenigen Charakterzügen, die wir vorstehend schon besprochen haben.

Wahrlich nicht mit dem Charakterzug, daß sie Gesetz (Regel, Norm) für's Künftige und das Ganze giebt, oder es durch Ausdeutung, oder sonst verändert, denn damit hätten wir just die Eine, selbige Staats-Gewalt, wie sie sich als Gesetzgebung entfaltet.

Richtig ist ja schon, daß der Richter, indem er die Berechtigung, die für das Individuum bestand, mit der Verletzung vergleicht, die das Gesetz durch dasselbe erlitt, nothwendig muß angeben können, welche Bestimmungen das Gesetz enthält. Da es sich aber von unwandelbar geltenden Gesetzen handelt, so liegt die Interpretation wahrlich nicht in dem eigenen Wesen des Gerichts, nach welchem hin es gravitirt, denn, wäre dem so, würde das Gesetz selbst das Wandelbare, und des individuellen Richters Interpretiren das Constante, das Dauernde sein.

Gegentheilig liegt es in der Bestimmung (Ziel, τελος) des Gerichtswesens, daß eine völlige Durchsichtigkeit (Perspicuitas) des Gesetzes statthabe, daß es sich selbst interpretire, will sagen, daß es, so zu sagen, maschinenmäßig klar sei, so daß 1000 vor dem Gesetze stehende Richter den Tod ihrer 1000fach verschiedenen Individualität feiern, indem diese am Gesetze keinen Raum findet, um ihre Verschiedenheit geltend zu machen.

Das liegt ja wohl auf der Hand, daß ein gegebenes Gesetz nur sich einzeln selbst und nicht sich als eine Mehrheit verschiedener Gesetze meint; läßt aber ein Gesetz rechtlich viele Deutung zu, so ist es nicht es selbst, sondern eine einige wandelbare Potenz, zu einer Vielheit von Anderssein. —

Dennoch wird interpretirt und muß interpretirt werden in und aus einem Nothzustand, denn in dieser unserer Unvollkommenheit ist die Fassung der Gesetze unvollkommen.

Aber ein Nothzustand einer Institution ist gerade das Gegentheil von der Richtung des eigentlichen Wesens, für welche eine Institution geschaffen ist.

Nicht also, daß das Gericht interpretire, ist das Verwerfliche, denn es kann eben das Benöthigte sein, die Entscheidung in der Frage liegt vielmehr in der Materie, in dem Was, das da interpretirt wird, und sie liegt in der Grenzbestimmung, wie weit interpretirt werden dürfe.

Die Gesetze basiren stets auf Rechtsgrundsätzen, und es wird keine Sicherung dagegen geben, daß die Interpretation den, in den Gesetzen (auch Verordnungen, die eine Gemein-Regel enthalten) enthaltenen Rechtsgrundsätzen nicht eine falsche Anwendung sollte geben können; aber gegen das ist eine Grenze gegeben, was diese Rechtsgrundsätze verlängert. Doch diese innerlich gegebene Grenze kann nicht genügen, und es giebt auch einen Außenschutz gegen die falsche Interpretation des Gerichts: der Rekurs an den, in dessen Namen das Gericht spricht, an den, der gleichzeitig das Imperium hat und der gleichzeitig, als Gesetzgeber, ein doppeltes Interesse an der unwandelbaren Festigkeit des Gesetzes nimmt, einmal das Interesse, daß er es ist, der das Gesetz gegeben hat, und sodann das andere Interesse, daß dasjenige in seiner Correctheit gelte, worin Er mit Seinem Volke in ein und demselben Gewissen zusammengebunden ist. Denn das richtig erfaßte Gesetz und das Gericht, beides zusammengeschlossen, bildet das öffentliche Gewissens-Leben, in welchem des Staats-Königs und des Unterthanen Puls gemeinsam schlägt.

Es ist in dieser Beziehung, daß der minder conservative Absolutismus

für Berichtigung eines durch Interpretation entstellten Gesetzes besseres Correctiv giebt, als der mehr conservative (von falscher Doctrin gereinigte) Constitutionalismus. Im Letzteren verliert der bei der Gesetzgebung an geregelte Mithülfe gewiesene König leicht am brennenden Gewissen in Aufrechthaltung des correcten Gesetzes, indem er den Mithelfern einen Theil, wohl gar den größeren Theil der Verantwortung giebt. Der jetzige Conflict ist nur lösbar, indem der König in der Gesetzgebung den eigentlichen Gesetzgeber höher stellt, als den Formalismus der Mithülfe, indem er sich nicht in das Gewalt-Gewissen, sich aber brennend in das Macht-Gewissen (imperium) des Staates stellt, und die materiell und formell hochverrätherische Verfassungs-Interpretation der Mithelfenden durch Declaration vernichtet. Formell für Verfassungs-Veränderung sind jene Mithelfenden berufen, doch nur durch Anwendung des dafür vorgesehenen Paragraphen. — Materiell überschreiten diese Mithelfenden ebenso ihren Rechtskreis hochverrätherisch, denn die parlamentarische Regierung ist die Republik. —

Doch mit all dem war nur das Wieweit der Interpretation beregt, nicht die Competenz-Frage, nicht das Was, das überhaupt interpretirt werden darf.

Wir brauchen nur darauf hinzudeuten, wie Vieles den Gerichten entzogen ist und der Administration unterliegt, und nun gar die Verfassungs-Rechte, diese handhabt lediglich die Behörde des Staates (Minister), und von dieser Handhabe giebt es gegen Verfassungs-Verletzung (Wahlrechts-Entziehung ꝛc.) nur den Recurs an das Verfassungs-Leben selbst (Beschwerde an die Stände); hingegen gegen die Handhabung der Verfassung durch den Staat selbst (nicht Staatsbehörden) giebt es gar keine Berufung.

Und selbst wenn ein besonderer Gerichtshof für Verfassungsstreitigkeiten existiren möchte, so könnte er technisch doch nur einen rechtlichen Spruch thun, nicht aber könnte er (als reelle Macht) rechtspflegerisch Regierung und Stände zur Nachachtung verurtheilen. Wir sagten: vom Staat selbst giebt es keine Berufung, nun wohl, der Staat selbst, das ist der König, er als imperium (Staatsgewalt) und als Gesetzgeber.

Das ist hier eine secundäre Frage, welche Weise für das Gesetzgeben geordnet ist; schließlich ist es immer der Gesetzgeber, der gleichzeitig die Staatsgewalt ist.

Damit ist noch gar nicht die Frage beregt, inwiefern das Staatsgrundgesetz noch etwas Anderes sei oder nicht, als eine bloße andere Nummer in der Gesetzsammlung. —

Diese letztere Frage trägt sich innerhalb der Mächte aus, welche die Verfassung handhaben und läßt deshalb die Frage nach dem Gericht unberührt.

Soll in der Verfassung sich ein Paragraph befinden, welcher die Veränderung des Grundgesetzes an ganz andere Bedingungen knüpft als an die für andere Gesetze?

Hier ist die Stelle, hier in den Mächten der Verfassungs-Handhabe selbst, wo sich die Frage austrägt, ob die Verfassung eine bloße andere Ge-

setzes-Nummer ist oder nicht. Sie ist ausgetragen; wie sie besser hätte ausgetragen sein können, wie es vielleicht ersprießlicher für uns sein würde, wenn wir in diesem Punkte Engländer sein könnten, davon nehme ich jetzt Umgang.

Genug, wir machen nicht den Schluß: weil die Verfassung toto genere ein Anderes ist, als jedes andere Gesetz, deshalb darf das Gericht nicht die Verfassungs-Bestimmungen auslegen; sondern wir sagen: weil dem Gericht eine ganze Gattung von Gesetzen und Verordnungen, deren Handhabe betreffend, entzogen ist, so vor Allem die Verfassung, weil diese innerhalb dieser Gattung die Quintessenz derselben ist, wie das schon rechtlich anerkannt ist durch den speciellen, anderen Modus für die Abänderung des Verfassungs-Gesetzes.

(Fortsetzung folgt.)

Carl.

III.

Wolfgang Strahl hatte nur eben in so kaustischer Stimmung sein comfortables, mit Frauenarbeit reich geschmücktes Zimmer erreicht, als seine academischen Freunde hereintraten.

Tausendmal willkommen, rief er ihnen entgegen. Ihr kommt aus dem Schauspiele, seid ihr befriedigt?

Du verlangst nicht von uns den barbarischen Enthusiasmus der dahingerissenen Freunde deiner Muse, sagte der ernste Sebaldus. Ohne Zweifel hast du bei Abfassung deines Werkes dich bedeutend erhitzt, die Affecte spielen sich tüchtig ab; auf dergleichen geb' ich nicht viel. Deine Gestaltangebung ist vortrefflich im idealen Sinne; rein objectiv Charaktere darzustellen vermochte nur der große Shakespeare. Aber des höchsten Lobes würdig ist die Art, auf welche du die Handlung führst; sie giebt uns die Anschauung und das Gefühl des versöhnenden Geistes, der in verherrlichender Zerstörung des Einzelnen zum Ganzen wirkt. Jenes kalte, unerklärbare, unbegreifliche Schicksal der Alten ist dir eine innig verstandene, weise Vorsehung; die frei wollenden Charaktere fallen nicht einem Moloch zum Opfer, durch Leiden gezeitigt reinigt sich ihr Affect zum hohen Selbstgefühl wahrer Freiheit. — Das läßt deine Tragödie in allem Schmerz beseeligend empfinden, diese Stimmung dank' ich dem Dichter.

Daß dich ein solcher Geist angesprochen, sagte Wolfgang mit Herz, erfreut mich tief. Nur leidend kann Mensch und Gott eins sein, aber dies Einssein ist höchste Seligkeit.

In dieser Weise gesehen, sprach Carl, ist die Weltgeschichte die wahre Tragödie, wir sämmtlich sind Trauerspieler.

Ohne Zweifel, versetzte Wolfgang polemisch. Jedoch hüten wir uns vor dem Dogmatismus, der die Entwickelung unmöglich macht. Absicht verdirbt überall alles. Wenn wir ohne ein inneres Geschehen, ohne die unendliche Vermittelung uns vorweg an die Gottheit drängen, dann ist der Methodismus oder die nackte Verzweiflung vor der Thür. Ueber die lebendige Aneignung der Kraft entscheidet die jedesmalige Culturstufe. Wir, meine Freunde, leben nun einmal noch in dem Aphelium von der Sonne der Wahrheit. Beim Himmel, unsere Theater, wie tief sie gesunken sein mögen, sind immer noch lebendigere Kirchen, als die theologischen Kirchen selbst.

Der Leichtsinn dieser Aeußerung ist groß, sagte Carl.

Leichtsinn gehört zu meinem Metier, antwortete Wolfgang achselzuckend. Bist du etwa mehr gefördert als andere Leute.

Wie meinst du das, fragte Carl.

Ich meine, sprach Wolfgang, der Systematiker hat nichts voraus vor dem Libertiner.

Gutmüthig lächelnd erwiderte Carl: Was berechtigt dich, meine Bestrebungen formell zu nennen, wenn du nach deinem eigenen Geständniß im Aphelium der Wahrheit lebst. Ernst betrachtet sind die bloß künstlerischen Erlebnisse nichts, aber die Phantasie versteht sich auf den Ernst schlecht. Was kritisirst du in solchem Sinn Erfahrungsloser uns gewissenhafte Menschen der That und des Lebens? Ne sutor ultra crepidam!

Gut, gut, entgegnete Wolfgang; ich in meiner Weise durchlebe eure verklärenden Erfahrungen auch; ihr aber thätet gescheidt, die Gefahr der Affectation zu fliehen und zu unserer fröhlichen Fahne zu schwören. Zeit und Stunde wahrer Weltüberwindung ist noch nicht gekommen, Natur will ihr Recht. — Ehrlich gestanden, ist uns allen je nach dem Stande unserer Denkart und Gesinnung noch immer „das Leben" des Lebens höchstes Gut.

Uns Allen? Gewiß nicht, sagte Carl ganz ruhig; doch ich bin diese Sprache gewohnt. Ihr erschreckt vor dem Vacuum, wo wir ein Leben empfinden; ihr nennt diese heilige, einzig wahre Lebensempfindung, wo sie in der That und Wirklichkeit sich geltend macht, unwahr, wider die Natur. O, ihr Anbeter der Natur, ihr alten Kinder, werft euch nur in die Illusion; habt Acht, ob sie euch Stich halte!

Das objective Bekenntniß halt' ich fest wie einer; im Uebrigen, der Himmel erhalte mir die Illusion und lasse dir die deine, sagte Wolfgang zwar herzlich, doch mit einer gewissen Ueberhebung, wie er in diesen Stunden überhaupt redete. — Gleich wandte er sich an Friedrich: Du, der gesprächigste der redenden Menschenkinder, bist ganz still? Womit beschäftigt sich mein Freund?

Wolfgang, entgegnete Friedrich seelenvoll ernst, in der Episode deines Dramas hast du die Liebe meisterlich geschildert, doch bist du meines Wissens nicht in Liebe.

Wolfgang erwiederte leichthin: Unser einen verläßt dies Gefühl fast nie

und die Phantasie gestaltet dasselbe. — Mit großer Theilnahme setzte er hinzu: Ueber dich, mein Friedrich, ist ein schwärmerischer Ernst ausgegossen, der deinem einst zu verständigen Wesen äußerst wohl läßt: wenn mich nicht alles trügt, wir sympatisiren.

Wie das, fragte Friedrich stutzend.

Lieben Freunde, sprach Wolfgang innig vertieft, gönnt mir die Freude eurer Gegenwart bei einem Feste, das ich — hier wendete er sich an Sebaldus und Carl — mit Histrionen zu feiern eingeladen bin.

Mich entschuldige, erwiederte Sebaldus sogleich. Dinge von Wichtigkeit rufen mich, ich darf mich nicht zerstreuen.

Carl sagte mit Aufrichtigkeit: Gern würd' ich dein Gast sein, allein der Präsident, Friedrichs Vater, mein Oheim, lud mich für den Abend.

Nun denn, sagte Wolfgang sich fügend. Ich verspreche, mich in Zukunft wieder mehr zu euch zu halten. Selbst diese Minuten unseres Zusammenseins, wie sehr ich abgezogen bin, haben mir wohler gethan, als die ganze Tiradengeschichte von vorhin.

Die drei Freunde gingen. Wolfgang eilte, für das Künstlerfest sich mit Wahl anzukleiden.

IV.

Durch die schon stiller werdenden Straßen wandelten die drei Gefährten eine Zeitlang schweigend neben einander: Friedrich voll von der Romantik seiner Liebe, in Gefühlen einer unbestimmten Seligkeit, die durch Erinnerung, Nacht und Sehnsucht schauerlich süß genährt wurde; die beiden andern mit dem Geschick und den Reden ihres geliebten Wolfgang beschäftigt.

Seltsam, sprach nun Sebaldus, daß unser Dichter, für den doch alles schlicht individuelle, jegliche Leidenschaft nur eine ironische Bedeutung hat, alles Ernstes in den Affect der Liebe hineingerannt zu sein scheint. Welche Albernheit, auf Kosten der freien, hohen Liebe sich einer Leidenschaft hinzugeben! Betrogen sind sie alle, die frischweg im Individuum die Gattung zu umarmen meinen. Dies Wunder wirkt Natur nur zum Schein; der Geist könnte es offenbaren, hat es vielleicht offenbart. Allein von diesem Geist ist unter Liebenden eben zuletzt die Frage. Ich hoffe, Friedrich, du wirst die absurde Zauberei, der auch du dich sinnlos überlassen, nicht als vernünftig rechtfertigen wollen.

Friedrich entgegnete lächelnd: Dazu fürwahr fühl' ich mich schlecht aufgelegt. Herzliche Liebe weiß, daß sie die Gottheit einschließt, das ist ihr genugsam. Nichts lächerlicher, als ein Liebender, der über die Liebe philosophirt. Wir sind die Glücklichen; euch überlassen wir mit aller Bereitwilligkeit, unser schönes, ja himmlisches Eigenthum philosophisch zu penetriren.

Unerbittlich fuhr Sebaldus fort: Das punctum saliens ist die Beantwortung der Frage, ob Leidenschaftsliebe frei und fromm sein könne, ob die Liebe des Gegenstandes und des Gefühls eins sei. Du, glückseliger, bethörter Jüngling, bejahst das; ich vernein' es. Die Erfahrung möge dich reifen und klären.

Warten wir also ab, versetzte Friedrich; dies wenigstens weiß ich, daß

ich mich nun und nimmer in das Nichtige und Blaue auf- und ausklären werde, bei dem die bloße Philosophie jederzeit ankommen muß.

Ja, solch' ein herzberauschter Naturalist kennt die Gaben der Speculation! meinte Sebaldus. Gehaltlos ist diese Liebesschwärmerei; in der Dienstbarkeit des Stoffs theilt sie dessen Geschick, die Wandelbarkeit und platte Allgemeinheit.

Affectionen einer Logik, die es zu nichts bringt, entgegnete Friedrich.

Mein Freund, betonte Sebaldus gutmüthig, die Wissenschaft ist ein Gut, welches ihren Geweihten alle übrigen Güter mißlich macht.

Unter diesen Worten waren die Freunde vor der Wohnung des Sebaldus angekommen. Er lud sie ein, zuvor bei ihm anzusprechen. Friedrich bangte nach der Geliebten, er hatte Einwendungen; doch Carl wünschte den Besuch, Friedrich gab nach; er war dem Sebaldus gut. In einem dunkeln Flur tappten die drei unter mancherlei lustigen Einfällen zwei enge Treppen hinauf; sie traten in das gleichfalls dunkle Zimmer ein. Sebaldus zündete Licht — aber wie höchst betroffen waren die beiden Freunde, als sie auf dem Ruhebette des Philosophen ein reizendes, sehr junges, süßschlummerndes Mädchen erblickten! In den frischen, ausdrucksvollen Zügen des Kindes mischte Seele und Wildheit sich so sonderbar, daß man nicht leicht zu unterscheiden vermochte, ob diese Geberde ein schwärmerisches oder nur sinnliches Wesen kund gab. Unbefangen trat indessen Sebaldus an das Lager, rief das Mädchen wach und sprach laut, ja heftig: Nun, du kleiner Affe, was machst du da, wo hast du deine Mutter?

Betty rieb die Augen, stand sogleich auf ihren Füßen, und erwiederte mit einer tiefquillenden, holden Mädchenstimme: Mein Herr, ich sollte Ihrer warten, die Mutter ging um etwas einzuholen, das Licht verlosch und ich bin darüber eingeschlafen. Meine Träume — ach — meine Träume!

Hinweg doch, unterbrach sie Sebaldus; schaffe die Mutter herbei, wir wollen essen.

Betty war im Augenblick zum Zimmer hinaus.

Warum hast du sie verscheucht, sprach Friedrich lebhaft. Der schwarze Lockenkopf mit diesen dunkeln, wundersamen Augen hätte seinen Traum erzählen sollen; wir hätten etwas Liebliches, vielleicht Tiefsinniges vernommen.

Etwas Tiefsinniges? fragte Sebaldus durchaus frei. Verliebter, Abergläubiger! Es mag sein, daß weissagende Traumkräfte Niere, Herz und Leber bewohnen; der sebstbewußte Geist weiß dergleichen zu würdigen. Dies Creatürchen, die Tochter meiner Wirthin, zeigt eine so eigen dunkle Anhänglichkeit, daß ich ihrer nicht los zu werden wüßte, es sei denn durch ein ernstes und hartes Bezeigen, wie ihr es saht.

Carl scherzte, hier sei ein poetisches Gebilde für den leicht entzündlichen Wolfgang; gegen Sebaldus setzte er ernster hinzu: cave!

Du bist wunderlich, sagte Sebaldus fast streng.

Die Wirthin kam; von dem behenden Kinde unterstützt servirte sie den Abendtisch. Als Beide still das Zimmer verlassen, rief Friedrich aus: welche seelenvollen Augen, welche Augen voll Gluth und Tücke; und diese wollüsti-

gen, tiefdunkeln Lippen, diese Elasticität in Wuchs, Gang und Benehmen — in Wahrheit, eine Houri des Morgenlandes!

Das ist ein selten schönes Geschöpf, sprach Carl. Mich dünkte, als sie die reichbewimperten Augenlider einmal aufschlug, sie blicke unsern Freund selbstvergessen an, ja mit dem schüchternen Verlangen einer Liebenden. So jung und schon so weiblich zugereift!

Werden wir heute noch etwas Vernünftiges reden, unterbrach ihn Sebaldus; soll uns dies Irrlicht, der Firlefanz die kostbaren Minuten rauben?

Wenn du nur nicht jederzeit, versetzte Friedrich, indeß sie sich zu Tische setzten, die leidige Abstraction für das Wesentliche nähmst; was ist denn die Substanz ohne diese Individuation?

Das Realste, entgegnete Sebaldus fertig, denn sie schließt alle Existenz ein. Gesetzt, daß das Forschen selbst die Frucht des Forschens und das Philosophiren als solches die Aufgabe der Philosophie wäre, besser fürwahr ist's, ihre Wege zu treten, als in dem Strom der Welt sich nichtig zu verlieren. Freunde, es ist eine reine und heilige Lust, alles Einseitige und Relative für die Wahrheit zu gute zu machen, das Einzelne zum Ganzen philosophisch zu vivificiren, sub specie aeternitatis die Welt zu schauen. Wo es mir gelang, den Proceß der Auflösung, mit welcher die Condensation gegeben ist, zu vollbringen, wo es mir gelang, in dem Begriffe der Identität das Immaterielle und Materielle, die an einander sich abgebend sich durchdringen und in dieser Durchdringung wirkliches Leben sind, das Wesen der Welt in Natur und Geist, Geschichte und Kunst zu erfassen, da ward mir Beruhigung, ich athmete die Luft der goldenen Freiheit. So mag ich auch mich selbst um der Wahrheit willen, die alles in allen ist, mit Beifall zergehen sehen, denn die Selbstverleugnung ist das Princip der Wissenschaft wie der Tugend. Jedoch bekenne ich kein Schulsystem, das immer in Gefahr bringt, ströhern formuliren zu müssen.

Sebaldus, Sebaldus, rief Carl aus, du bist seit wir uns zuletzt gesehen von deinem kräftigen, vollebendigen Geist abgefallen, du huldigst dem Pantheismus, der es nur mit Schatten hat. Ich gebe zu, daß diese Ansicht jenen weiten, einfachen, hohen Menschen genug sein mag, die ohne ein wirkliches Eingehen auf den großen Zwiespalt von Welt und Leben, die Vereinigung theisch vorwegnehmen und in dem kinderhaft Allgemeinen sich zufrieden stellen. Aber es giebt im Grunde nicht Unfähigeres, nichts Unsittlicheres als diese Weisheit, deren allverschlingende Substanz die Forderung des Einzelwesens nicht versteht oder nicht will gelten lassen. Die markigen, gewaltigen Geister, die in Zerreißung und Kampf von Geschick und Affect leben, die Gesetz und Vernunft für diamantne Fesseln ihres Willens, ihrer quillenden, schrecklich schönen Leidenschaften ansprechen, jene prometheischen Geister, die trotzend auf ihre Natur in die Zügel knirschen und ein Anstürmen wider den Himmel als ihr Recht proclamiren, diese, in deren Reihen wir Alle, verschieden allein in quantitativer Abstufung, doch wesentlich eins streitend und widersprechend gehen, diese lebendig lebenden Menschen verlachen das dunstige Sühnewort einer schwächlichen, wesenlosen Philosophie.

Nicht minder verwerfen sie die blaß intelligible, palliative Versöhnung durch Kunst und Poesie, und von sich weisen müssen sie jenen Verein in der Gesetzesknechtschaft, mit welcher die Helden geschminkter Tugend sich brüsten. Die empörte Welt ist zu tief für solche Mittel, sie bedarf einer thatsächlichen realen Erlösung; der Gott muß bluten, daß er sie in Liebe sich wieder erobere, durch das Kreuz allein ist die Macht Lucifers zu brechen, die Wiedergeburt muß eine geschichtlich leibliche sein, für Alles Alles hinzugeben heischt der Bund, so nur wird die Wahrheit erworben; der Gott aufersteht und wir haben die unvergängliche Gestalt wiedergewonnen. Mein Freund, bevor die Philosophie nicht Offenbarungskunde geworden, bevor sie nicht auf die Wahrheit als That fußt, wird ihre Sphäre über die Studirstuben nicht hinausragen. Desgleichen wird ohne dies Ferment die allgemeine menschliche Kunst den Bann ihrer Tempel nicht überschreiten. Ohne diesen Geist kann die Afterpraxis der Legalität nur Werke schaffen, die mit ihren Schöpfern vergehen. Der große Geist der Geschichte desavouirt alles nur menschliche Wahrheits- und Sühnestreben. Das Allerpositivste, das zugleich das Allgemeinste ist, der christliche Geist allein ist das wahre Princip von Wissenschaft, Kunst und Leben.

Sebaldus entgegnete sehr ernst: Ich finde allerdings in mir selbst ein Korollar für deine wunderbare Welterklärung. Die Logosidee, die persönliche Vernunft ist ohne Zweifel speculativer Natur; das Denken in ihrem Geist müßte schöpferisch sein und dieses Denkens wären die wirklich Wiedergeborenen theilhaft. In dieser Ekstase freilich würden diejenigen, welche scherzen und küssen mehr als die Tiefgelehrten wissen, zu begreifen müßte wieder so leicht geworden sein wie zu leben, das unvergängliche Wesen wäre an das Licht gebracht. Allein die unio mystica, die corporirte Idee läßt eine deutliche, ausdrückliche Erkenntniß nicht zu, und das Entzücken kann bei den Bedingungen, unter denen wir da sind, uns nicht halten. So bleibt uns denn nur die im höchsten Sinn allerdings atheistische und doch göttliche Vernunft und Freiheit, und trotz ihrer Entäußerung des Persönlichen giebt sie uns die Empfindung der höchsten Glückseligkeit.

Carl stand plötzlich auf, in demselben Moment rauschte der Vorhang an der innern Glasthüre, die zu dem Zimmer der Wirthin führte; Carl machte einen Gang durch das Gemach. Auf die Fragen der verwunderten Freunde antwortete er, als beschäftige ihn ein tiefer Eindruck, zerstreut. Er hatte nämlich während der Worte des Sebaldus zufällig nach der genannten Thür geblickt, hier sahe er den Lockenkopf Betty's hinter der Gardine hervorlauschen. Die großen, schwimmenden Augen des erathmend rosigen Mädchens verweilten auf Sebaldus mit dem Ausdruck der leidenschaftlichsten Liebe und Gluth. Durch Carls unwillkürliches Aufstehen ward die Lauscherin verscheucht. Er bedachte nun, ob es rathsam sei, seinem Freunde eine Mittheilung zu machen, die vielleicht grundlos diesen nur spannen und verwirren könne. Mit dem Entschluß, nichts eigentlich von seiner Beobachtung zu sagen, setzte er sich wieder und führte das Gespräch mit diesen Worten weiter fort: Deine Art zu sein, mein theuerster Sebaldus, giebt mir keine

geringere Besorgniß für deine Zukunft, als die phantastische Lebensweise Wolfgangs. Der Dichter scheint sich auf eine ängstigende Art an die Leidenschaft für das ganz Individuelle zu verlieren, indeß du je mehr und mehr den Erdensohn abstreifst und dich so zu sagen in den Allgeist sublimirst. Die entgegengesetzten Pole reißen euch an sich. Es kann geschehen, daß euer Dichten und Trachten just in dasjenige um- und zurückschlägt, welches ihr eben flieht und hinter euch gelassen zu haben meint.

Etwas deutlicher, sagte Sebaldus aufmerksam.

Wie, wenn Sebaldus, fuhr Carl fort, auf seinen rein geistigen Höhen von der magisch würzreichen Luft der Tiefe umhaucht schwindelte, wenn er dann mitten in den Strom der bewältigenden Poesie niederstürzte? Ich zweifle nämlich, mein Freund, daß dein pantheistisches Principium dich auf die Dauer zu fesseln wird im Stande sein. Meine Ansicht über unsere Welt- und Geistesstellung ist diese: Siehe, wer wie unser Friedrich mit hochbestrebtem Geist vertrauend dem Weltgange sich der christlichen Art und Sitte anschließt, der mag obwohl mit Gefahr ein geordnetes, maßvolles Dasein vollbringen; wer aber des christlichen Bundes mit dem Ewigen in seinem Innersten selbst sich erfreut, immer trachtend, den je und je sich kundgebenden Abfall durch ein hohes Selbstbewußtsein zu überwinden und auszugleichen, ein solcher hat die Verheißung des gegenwärtigen und zukünftigen Lebens, er wird geistwürdig existiren. Du jedoch und Wolfgang, ihr geht andere, selbstgewählte Pfade, sehet zu, ob Philosophie und Poesie stichhaltig sind in wirklichen Lebensconflicten, ob ihre Sühne im Leiden und Tode sich bewähre; sehet zu, ob ihr nicht in schreiender Zerrissenheit endigt, wie froh ihr jetzt auch dahinzuschreiten scheint.

Die Freunde standen auf, indem Sebaldus mit einer Art absichtlicher Heiterkeit sagte: Ich will nicht leben, wenn ich dich eigentlich verstanden habe. Man muß Geduld haben und ein Einsehen nehmen, denn specifischen Christen wohnt nun einmal der unruhige Geist ein, alle, die nicht in dem engsten und eigensten Sinne eurem Panier folgen, durch Bitten und Drohen dem Zuge der Seligen einzugreifen. — Was, unterbrach er sich, ihr greift nach den Hüten, muß es schon sein, mögt ihr nicht etwas noch verweilen?

Friedrich drängte zum Aufbruch und lud noch einmal im Namen seines Vaters den Philosophen zum Besuch jenes Festes ein, das die Elite der Stadt bei dem Präsidenten versammelte. Sebaldus weigerte, dafür zieh' ihn der andere einer schwärmerisch gefährlichen Isolirungssucht. Die Freunde schieden. Friedrich rief zurückgewandt dem Sebaldus jovialisch „für die Fee seiner Studirstube“ einen Gruß zu, den der lachende Philosoph nicht auszurichten versprach.

Warschau's Sonne im Untergange.

(Aus den Papieren eines Reisenden, am Schluß des achtzehnten Jahrhunderts).

(Fortsetzung.) Warschau, Januar 1794.

Die auf sie folgenden größeren Kaufleute, die mit Zucker und Kaffe, Wein, Tüchern, Leder und andern Waaren im Großen handeln, leben mit einem Aufwande, den andere ihresgleichen in andern Ländern nicht bestreiten können. Sie halten Wagen und Pferde für ihre Familie; besitzen Lusthäuser, Gärten und Landgüter; geben ihren Kindern eine vornehme Erziehung, und oft halten sich ihre Weiber Liebhaber noch oben zu, denen sie ansehnliche Beiträge zu ihren Verschwendungen geben. Wenn man in ihren Gesellschaften seltener den besitzlichen, regierenden Adel findet, so trifft man desto häufiger den soldatischen darin an, mit dem man, nur nach einem kleinern Maßstabe, gerade so polnisch lebt, wie der hohe Adel mit den großen Wechslerhäusern zu leben pflegte.

Auch die geringern Kaufleute oder die Krämer leben um einige Grade höher als ihresgleichen in andern Ländern.

An diese schließen sich die deutschen Künstler und Handwerker. Seit den Zeiten der beiden Auguste und während der Regierung des jetzigen Königs ist die Anzahl derselben in Warschau besonders hoch gestiegen. Da die polnischen Handwerker nur die allernöthigsten und gröbsten Arbeiten machten, so war man gezwungen, alles, was man an feineren brauchte, aus Deutschland, Frankreich und England kommen zu lassen. Man fand in Warschau höchstens Schmiede, Schuhmacher, Leinweber, Schneider, Schlosser, Metzger, Sattler und andere von dieser Klasse; aber Silber- und Goldarbeiter, Uhrmacher, Färber, Hutmacher, Schwertfeger, Gürtler, Ebenisten, Gerber und dergl. waren ungewöhnlich selten. Eben so fand man weder Maler, noch Bildhauer, noch Vergolder, noch Baumeister dort, und man mußte diese Künstler oder ihre Arbeiten jedesmal verschreiben.

Jetzt wird man in Warschau nicht leicht nach einem dieser Künstler oder Handwerker vergebens fragen. Die Prachtliebe und der Hang zum Bauen, welche der erstere der beiden genannten Könige zeigte, lockten besonders eine Menge sächsischer Künstler und Handwerker nach Warschau, die damals Polen für eine Geldgrube zu halten pflegten, weil sie nur an die gute Bezahlung ihrer Arbeiten und nicht an die Theure der Lebensmittel in diesem Lande dachten. Sie kamen indessen, auf Versprechungen oder ohne dergleichen, hierher, besetzten sich, heiratheten und blieben; und man kann annehmen, daß wenigstens zwei Drittel der hiesigen deutschen Künstler und Handwerker sächsischen Ursprungs sind. Auch ist die deutsche Mundart unter ihnen noch ganz sächsisch und wenige verrathen durch dieselbe, daß sie Schlesier, Preußen oder

Oesterreicher sind. Diejenigen, die der jetzige König durch seinen Geschmack an den schönen Künsten und durch wahre Fürsorge für sein Land nach Warschau gezogen hat, sind, was die Künstler betrifft, meist Italiener und Franzosen; was aber die Manufakturisten und Handwerker betrifft, größtentheils Deutsche, und diese wiederum meist Sachsen. Wenn jene, sobald sie sich ein kleines Vermögen erspart haben, nach ihrem Vaterlande zurückkehren, so bleiben diese mehrentheils hier und verstärken die Klasse der nützlichen Einwohner, erhalten sich durch ihren Fleiß und pflanzen ihre Gewerbe durch ihre Kinder und durch deutsche verschriebene Gesellen fort. Sie behalten den Charakter, die Sitten, die Lebensart und die Sprache ihres Vaterlandes bei und zeichnen sich dadurch auf den ersten Blick vor den Polen aus. Sie suchen sich ein eigenes Haus zu kaufen oder zu bauen; das Aeußere und Innere desselben ist reinlich; ihr und ihrer Weiber und Kinder Anzug ist anständig und sauber und steht ungefähr auf gleicher Stufe mit dem Aeußern der Handwerker in Dresden und Berlin; und eben so ihre Lebensart. Ihre Lustpartien des Sonntags, ihre Landfahrten und ihre Spaziergänge nach den Wirthshäusern der um die Stadt liegenden Erholungsörter sind dieselben.

Die polnischen Handwerker, die sich an sie schließen, haben immer nur noch, wie sonst, entweder die ganz nationellen oder die gröberen Gewerbe inne. Zu den ersteren gehören diejenigen Schneider, die nur die Nationalkleidung machen, die Schuster, die sich mit Verfertigung der polnischen Halbstiefel abgeben, die Barbierer, die zugleich die polnischen Haarschuren besorgen und etwa noch die Posamentiere; zu den anderen gehören die gemeinen Sattler, Schmiede, Radmacher und dergl. Polnische Friseure, Goldarbeiter, Sticker, Bäcker, Gürtler und andere Gewerbe dieser Art findet man nicht. In Absicht ihrer Lebensart und Sitten grenzen sie unmittelbar an den Pöbel. Der Trunk ist ihre Hauptbelustigung.

Ein Gelehrtenstand, in der Art, wie er sich in Deutschland befindet, ist in Polen eigentlich nicht vorhanden. Die Geistlichkeit gilt für den gelehrten Stand vom Handwerk, und alle übrige, die sich mit den Wissenschaften abgeben, werden nur für Liebhaber gehalten. Der Bürgerstand, der in Deutschland fast ausschließend die Wissenschaften anbauet, thut in Polen für dieselben nichts. Bloß der Adel wetteifert darin mit der Geistlichkeit, und er hat von jeher merkwürdige Namen in der polnischen Gelehrtengeschichte aufgestellt. Auf der andern Seite sind es fast immer nur Mitglieder der höhern Geistlichkeit gewesen, die sich in den Wissenschaften ausgezeichnet haben. Es ist kein Zweifel, daß die politische Lage dieser beiden Klassen diese Eigenheit bewirkt; man sieht dies schon daraus, daß Geschichte, Staatsrecht, Gesetzgebung, Beredsamkeit und Dichtkunst die Fächer sind, die sie am häufigsten bearbeitet haben. Der Umstand, daß die gesammte Regierung und Verwaltung des Staats in ihren Händen ist, leitet sie besonders auf jene ersten Fächer, deren Anbau ihnen unentbehrlich ist; und auf das letztere führt sie ein lebhafter Geist, Lectüre, geselliges Leben und der Reiz der Dichtkunst selbst.

Die niedere Geistlichkeit, die gar keinen Antheil an den Staatsgeschäften

hat, beschränkt sich bei ihren Studien, wenn sie noch studirt, auf alte Sprachen; auf Gottesgelehrtheit, und zwar, der Natur ihres Bekenntnisses gemäß, nur auf predigende und streitende Schultheologie; auf Weltweisheit, die der altkatholische Glaube zügelt; auf Naturlehre, welche die Mosaische Schöpfungsgeschichte beengt; und endlich auf Naturgeschichte und Mathematik, die von den neueren Entdeckungen, die nicht lateinisch oder polnisch niedergeschrieben sind, nichts ahnen.

Die Unwissenheit der niedern Geistlichkeit in den neueren Sprachen ist Ursache, daß sie eine Klasse nicht ganz besetzt, deren sich in Deutschland die Geistlichkeit fast ausschließend bemächtigt hat; ich meine die Klasse der Hofmeister in den Häusern des Adels. Da es unter diesem Ton ist, wenigstens zwei fremde Sprachen zu wissen, so ist man gezwungen, deutsche, französische und italienische Hofmeister kommen zu lassen, die diesen Theil des Unterrichts besorgen, nachdem die polnischen Religion, Lesen, Schreiben und ihr Latein gelehrt haben.

Dem polnischen Theile des Bürgerstandes bleibt für seinen höchsten Ehrgeiz nichts übrig, als der Besitz der Bürgermeister- und Rathsherrnstellen in den kleinern Städten, die man aus dem Vorhergehenden kennt; mithin hat er nicht die geringste Ermunterung, die Wissenschaften zu treiben, ja er hat, um das Wahre zu sagen, keinen Begriff von dem Worte, viel weniger von der Sache, bei der er auch leicht verhungern könnte. Derjenige ist unter der polnischen Bürgerklasse ein gelehrter Mann, der lesen, schreiben und lateinisch gelernt hat; er ist schon ein seltener Mann, denn er kann zu dem Amt eines Schreibers, Verwalters, Schulmeisters, Zolleinnehmers und Durchsuchers (lauter Stellen für bürgerliche Honoratioren) befördert werden, wenn er nicht gerade mit einem Edelmanne der geringsten Klasse, der weit schlechter liest, schreibt und lateinisch spricht, zu gleicher Zeit auf die Wahl zu kommen das Unglück hat. Kein Wunder demnach, wenn diese Klasse sich selten über den kleinen Krämer, den geringen Handwerker und den Tagelöhner hinausschwingt.

Der deutsche Theil des Bürgerstandes steht zwar, dem politischen Werthe nach, um einige Stufen höher, aber die Aussichten für den studirten Theil desselben sind auch äußerst beschränkt. Rechtsgelehrte sind innerhalb des Kreises ihrer städtischen Magistraturen und Gerichtsbarkeiten eingeschlossen. Die Bürgermeister-, Rathsherren-, Schöffen- und Beisitzerstellen in den wenigen, noch übrigen Municipal-Städten sind die einzigen, die für sie offen bleiben, und unter diesen sind die Bürgermeister- und Rathsherrenstellen dem studirten Rechtsgelehrten gewöhnlich auch noch versperrt. Denn da zu denselben weniger gelehrte Kenntnisse, als etwas gesunder Verstand und ein gewisser Einfluß, den man sich in Polen nur durch Wohlhabenheit verschaffen kann, erfordert werden: so gelangt jeder angesehene Kaufmann eher zu solch einer Stelle, als ein Studirter; und da überhaupt die Kaufmannschaft den Stamm der Deutschen in den unmittelbaren Städten bildet, so sind die Ehrenämter in der Magistratur meist in ihren Händen. Die übrigen werden mit Subjekten besetzt, die aus der Stadt gebürtig sind und die zuweilen auf

deutschen hohen Schulen studirt haben. Bei diesen findet man in Polen ausschließend Kenntnisse von den Grundsätzen des Rechts, die sie auch, bei ihren inneren Geschäften, anwenden, die ihnen aber bei ihren äußern Verhältnissen zum Adel und zur Geistlichkeit, und bei Rechtshändeln mit diesen, welche vor den Assessorial-Gerichten entschieden werden, wenig zu statten kommen. Denn die dabei angestellten Richter und Beisitzer, sowie die Advokaten und Schreiber sind geborene Polen, die, wie oben weitläufig bemerkt worden, nichts als ihr polnisches Recht kennen. Deshalb wurden auch in älteren Zeiten (jetzt äußerst selten) manche Criminalsachen, die dem einfachen polnischen Rechte zu dornig waren, an die Städte verschickt, um diese darüber erkennen zu lassen.

Es bleibt also dem deutschen Theile des Bürgerstandes, der die Wissenschaften als Broderwerb treiben will, nichts übrig, als die Arzneigelehrtheit und, wenn man auf die Dissidenten speculirt, die Theologie.

(Fortsetzung folgt.)

Diplomatische Revue.

Wochenschau.

Bekanntlich haben Staatsmänner Inspirationen, in welchen sie den politischen Sprachgebrauch mit Ausdrücken bereichern, die von da an klassisch bleiben, weil sie für ähnliche Situationen die prägnanteste Bezeichnung liefern. Ein solches Product der Eingebung war das Wort des Grafen Clarendon „we are drifting into war". Es entfiel seinen Lippen nicht lange vor dem Russischen Kriege, als die Diplomatie zu der Erkenntniß gelangte, daß die traditionellen Mittel zur Verhinderung des Krieges nicht mehr anschlugen. Die „Wiener Note" hatte ihre Rolle ausgespielt, der Rechtspunkt war nach allen Seiten erörtert worden, die Vermittelung, welche sonst wohl Wunder thut, weil sie in den streitenden Parteien das Bewußtsein des Rechtes zurückläßt, war machtlos an einem Schicksalstriebe abgeprallt, dessen Vorhandensein alle ahnten, ohne seine Nothwendigkeit zu begreifen. Keiner wünschte recht eigentlich den Krieg; doch fühlte man, daß der Krieg vor der Thür stehe und sich nicht werde abweisen lassen. Da entfuhr dem Englischen Staatsmann das Wort, dessen Gleichniß von dem mit der Fluth flößenden Schiffe hergenommen war: „wir treiben allmälig in den Krieg hinein."

Ueber die elementarische Gewalt, durch welche der Fluth die Richtung

angewiesen wurde, gab sich Graf Clarendon keine Rechenschaft. Jene Gewalt aber lag in dem Napoleonismus, der damals seinen Aufschwung feierte. Der Kaiser der Franzosen selber war sich über die revolutionaire Kraft, die ihm die Rolle des Fahnenträgers im orientalischen Kriege anwies, keineswegs klar. Die Anstrengungen, die seine Diplomaten machten, um die Formel eines Compromisses zu entdecken, waren nicht unaufrichtig. Trotzdem repräsentirte Napoleon den Gegensatz wider die Vertragsmäßigkeit, er stellte schon damals jene Abläugnung der Verträge dar, welche ein Jahrzehent später in dem Einladungsschreiben zum Congresse ihre reinste Manifestation empfing.

Der Zweifel also am Rechte war es, welcher, im Stillen an den Ausgleichungsversuchen der Mächte nagend, dem conservativen Willen den Kern raubte und den Frieden zu einem geknickten Rohr umwandelte.

Auch heute dürfen wir sagen, daß wir in den Krieg hineintreiben, und auch heute wird der Krieg unvermeidlich, weil sich ein revolutionärer Stoff in die Frage der Herzogthümer eingeschlichen hat, welcher die Lösung verhindert, der conservativen Bahn zu folgen, und welcher daher durch die Ereignisse hinausgestoßen werden muß, ehe die Herzogthümer und Deutschland zu einer dauernden Gestaltung gelangen können.

Unter jenem revolutionairen Stoff verstehen wir das Augustenburgerthum, welches eine so weitreichende Ansteckung ausgeübt hat, daß der Prinz Friedrich nur noch als eine einzelne unter den mannigfachen Verkörperungen der materia peccans erscheint. Die Staaten und Regierungen, die sich dem Augustenburgerthum hingeben, sind dem Verhängnisse verfallen, das in Eintreibung der Strafe, oder, um schleswig-holsteinisch zu reden, der „Brüche" unerbittlich ist.

Das Augustenburgische Phänomen ist das Widerspiel von Gesetz, Vertrag und Recht, es will die Geschicke der Völker mit einer Phrase erledigen. Weil dieses Phänomen sich vordrängte, um der Sache der Herzogthümer seine Färbung und seine Tendenz aufzuerlegen, deshalb entwickelte sich die andere beherzigenswerthe Erscheinung, daß die Lösungen, welche für die schleswig-holsteinische Frage in Anregung kamen, fast sämmtlich einen revolutionären Charakter trugen, daß sie in phantastischer Weise das Recht bei Seite setzten und daß das Recht, welches schließlich den Ausschlag geben wird, beinahe darauf angewiesen ist, in Verborgenheit und Zurückgezogenheit das Vorüberrauschen des Sturmes abzuwarten. Der Sturm ist revolutionär, weil nur ein solcher die revolutionären Stoffe aus der politischen Luft Europas verjagen kann.

Und hiermit kommen wir zur Begründung des großen Schrittes, den der preußische Minister gethan hat, indem er die Bundesreform und das Parlament in Frankfurt vorgeschlagen. Ist ein revolutionäres Wehen im Anzuge, so erhebt sich derjenige zum Meister der Situation, der schnell und im rechten Moment die starke Hand an die Thür des revolutionären Arsenals legt. Ein aus der Schule der Tories hervorgegangener Staatsmann des conservativen England drohte damit, daß er die Windespforte des Aeolus erschließen wolle. Canning hatte zu den Füßen Pitts gesessen, er zählte nach Pitts

Tode zu den geistigen Leitern des Kampfes, den England im Namen der Ordnung gegen das jacobinisch-bonapartistische Frankreich führte. Er hatte dazu beigetragen, daß sein Vaterland Herr der Elemente wurde. Sein berühmter Ausspruch aber war der Trumpf, mit welchem Canning den Sieg Englands bekräftigte. So auch — wenn Preußen das allgemeine Stimmrecht für Deutschland vorschlägt, ist das keine Concession, sondern es ist der Beweis, daß Preußen der Herr des Parlamentarismus geworden.

Dies giebt uns die Gewähr, daß das letzte Ergebniß unserer Wirren ein conservatives sein wird.

Der politische Körper Europas ist sehr robust, er kann einen Puff aushalten, er kann sich auch einmal den Magen überladen; seine Glieder versagen selten den Dienst und seine Verdauungskräfte sind vorzüglich. Homöopathen, Allopathen, Virchow'sche Trichinen-Theoretiker, Aderlasser, ja sogar Malzextract-Propheten verträgt er, ohne daß sie ihm weiteren Harm anthun. Gewöhnlich reicht ein wenig Diät, ein publicistischer Spazierritt, oder, wenn's hoch kommt, eine Banting-Cur hin, um ihn in's Gleichgewicht zu bringen. Die diplomatischen Dosen, die er empfängt, sind dann eigentlich nur Verschönerungen der Natur-Cur, die er durchmacht. Doch kann er auch in Krisen verfallen, wo die natürliche Rückwirkung seiner Kräfte nicht zur Entfernung einer durchgehends krankhaften Stimmung hinreicht. In einer solchen Krisis befindet er sich jetzt. Sie greift tief und erfordert eine gründliche Behandlung. Aber je fieberhafter die Erschütterungen, desto inniger, desto dauerhafter, desto überzeugungstreuer wird auch die Rechtssehnsucht sein, welche bei der Reconstituirung Europas die Lebensgesetze zu dictiren berufen ist.

Berlin, 17. April. Während la multitude moutonnière andauernd durch einen blind gewordenen Tubus die Dinge betrachtet, glaube ich nun und jeder, welcher dem Gange der Ereignisse gefolgt ist und offenen Sinn hat, muß so glauben: daß der Oxenstierna redivivus, unser Bismarck (daß Gott ihn noch lange erhalten möge), zwei Axieme oder Maximen fest im Auge hat: 1) Deutschland kann nur durch Eisen und Blut einig und groß gemacht werden (Jemand sagte 1848: Deutschland kann nur auf dem Schlachtfelde zusammengedonnert werden), und 2) Oesterreichs Schwerpunkt ist in Pest.

Wie geschickt hat nun der große Staatsmann seine Dispositionen getroffen! Wie geschickt den Artikel 11 der Bundesacte parirt durch die Parlamentsproposition auf der Basis von 1848. Aber mein Gott, was werden wieder 1000 Paulskirchenmenschen für Confusion und Revolution anrichten?! Man beruhige sich; denn die Paulskirche kömmt nicht zu Stande. Im Uebrigen hat für Preußen selbst eine solche Paulskirche keine Gefahr, da wir bei

unseren militairischen Einrichtungen und den gouvernementalen mit leichter Mühe ihrer Herr werden. Aber nicht so Oesterreich, eine Mosaique de toutes choses.

Wie genial suchte Bismarck Oesterreich von dem Hauptfactor der Kleinstaaten zu isoliren, ich meine Baiern, dadurch, daß Baiern die erste Stellung in der Südstaatengruppe einnehmen soll (nach B.'s Programm). Der junge König von Baiern ist notorisch sehr ehrgeizig. So ist Baiern von Oesterreich getrennt und die Baiersche Mittheilung von Herrn v. d. Pfordten, welche die Ueberschrift „Ein Schritt zum Frieden" trägt, athmet bereits eine eigene, man kann sagen erfrischende Luft.

Preußen wird, wie ich sicher weiß, im Fall in Frankfurt a. M. nichts zu Stande kommt, aus dem deutschen Bunde austreten. Dann aber sind die Kleinstaaten aufgegebene Personen. Preußen kann dann auf sie keine Rücksicht mehr nehmen. **Und das wissen sie!** Was aber wird Oesterreich nun beginnen? Nun, spätestens Anfangs Juli, nachdem es Venetien an Florenz zu einem mäßigen Preise verkauft hat, den Krieg beginnen um die Suprematie in Deutschland.

Uebrigens versteht sicher Bismarck es ebenso gut wie L. Napoleon: für den Plebs bestimmte Intermezzisten in Gang zu bringen und wehe dem Staatsmann, der dies nicht versteht! Mag der brave Herr Duncker noch so viel schreien: „Bismarck wird es nie zu einer rechten Gemeinschaft mit uns bringen," seine Zuhörer sind dennoch bei dem Gedanken an Wahlen für Frankfurt a. M. à la 1848 wonniglich erregt.

Heut früh hörte ich einen schlimmen Demokraten sagen: König Wilhelm besitzt schlichte Ehre in treuer Brust. Wenn nur Bismarck weniger Junker wäre; nun vielleicht ändert er sich, ach, er hat sich schon gebessert, der große Mann, in der Politik nach Außen.

Soll ich nun zum Schluß dieser Zeilen in Bezug auf den Ausgang dieses Krieges um die Hegemonie in Deutschland ein Prognosticon stellen, so sage ich: finis Austriae! Niemand baut fest auf einem vermoderten Grund, sagte, wenn ich nicht irre, Johannes von Müller in seinem Werke „schweizerische Eidgenossenschaft". G.

Militärische Revue.

Der letzte amerikanische Krieg.

(Fortsetzung).

Leider befand sich unter der kleinen Zahl von Todten, welche dieser Feldzug gekostet, auch der Name eines Mannes, der dem Süden werther als eine ganze Brigade Truppen war — Oberst Turner Ashby. Am 5. Juni traf in einem kleinen Arrièregardengefecht eine Kugel diesen tüchtigen Reiteranführer, der fast ebenso populär wie sein General en chef Jackson Stonewall war. Grade Turner Ashby war die verkörperte Idee eines Virginia-Cavaliers, wie wir seine Erscheinung weiter oben geschildert haben.

„Zuletzt sah ich ihn," schreibt sein Waffenbruder und Freund, Oberst Bradley T. Johnson von den regulären Maryland-Truppen, „an der Spitze der Colonne mit General Ewell reitend, sein dunkles Gesicht strahlend vor Kampflust. In jeder Miene blitzte die Freudigkeit des ächten Reiters. Ich sagte noch zu meinem Adjutanten: „Sehen Sie, wie sich Ashby freut!"

Wenige Stunden darauf war der Stolz Virginiens, der Schrecken des Nordens ein kalter Leichnam! Die Arrieregarde Jackson Stonewalls hatte unter Ashby's Führung einen jener blitzschnellen Offensivstöße gemacht, welche den „daherduselnden" Yankee-Avantgarden schon so viele Gefangene gekostet.

Die Avantgarde des Feindes hatte sich, zurückgeworfen, in ein Gehölz und eine daranstoßende Fenz geflüchtet, um dort den Anmarsch von Verstärkungen zu erwarten. Das 59. Virginia-Regiment sollte die Federirten von hier vertreiben. Ashby befand sich an der Tête desselben. Er beschwor die Leute, das unwirksame Schießen zu lassen und zur Attacke überzugehen. Und als die ins Gefecht Verbissenen nicht gleich hörten, rief er noch einmal mit heller Stimme, die Hand hebend: „Zur Attacke, Virginier!" In diesem Augenblick stürzte sein tödtlich getroffenes Pferd unter ihm zusammen. Im Nu war er wieder auf den Füßen: „Leute! — hört auf zu feuern, um Gottes Willen — zur Attaque!" Im nächsten Moment sprang er hoch empor, wie der edle Hirsch, und brach todt zusammen.

Einen Moment standen die Virginier erstarrt — dann ein gellender weithin dröhnender Kampfruf — ein kurzes Gemetzel, und die federirte Armee zählte 278 Infanteristen weniger! — —

Turner Ashby war der zweite Sohn des verstorbenen Oberst Turner Ashby auf Rosebank, Grafschaft Fauquier im nördlichen Theile Virginiens. Er hinterließ 6 Kinder, das älteste 12 Jahr alt. Vor dem Kriege lebte er auf seinem bedeutenden Landsitze, im angenehmsten geselligen Kreise, dessen Mittelpunkt er durch seine Liebenswürdigkeit und Sportkenntniß war. Er war ein unfehlbares Orakel in allem, was Reiten und Hetzen betraf. Unter

den Hunderten von Pferden, die er jährlich züchtete, befanden sich die edelsten Racen.

Wohlbekannt in ganz Virginien war sein Reiterstücklein, das er einst zu Fauquier Springs ausführte. Dort befand sich eine große Gesellschaft der umliegenden Grafschaft zum Pferderennen versammelt, und bei einem improvisirten Ball erschien plötzlich in dem 22 Stufen hoch gelegenen Ballsaal Turner Ashby auf seinem Leibpferde, theilte an die anwesenden Damen Bouquets aus und ritt unter der mit Bangen gemischten Bewunderung der Gesellschaft wieder die steile Treppe hinab.

Als der halbverrückte John Brown seine Mordscene von Harpersferry unternahm, war Turner Ashby einer der ersten, der an der Tête einer Gesellschaft von Bergschützen sich zur Verfolgung jenes Gesindels aufmachte. Er war einer der Ersten, welcher damals die bestimmte Ansicht aussprach, daß man an der Schwelle großer Ereignisse stehe; seit der Zeit war er stets gefaßt auf eine plötzlich hereinbrechende Katastrophe. Dennoch hoffte er immer noch auf die Erhaltung der Union, bis zur Wahl Lincolns, von diesem Moment an wußte er, daß der Kampf mit der an's Ruder gelangten Partei ein unvermeidlicher und erbitterter sein würde.

Und ohne sich auf große Phrasen einzulassen oder sich bei den vergeblichen Compromißversuchen zu betheiligen, legte er sofort seinen ganzen Einfluß in die Wagschale, um eine bedeutende Anzahl von Männern um sich zu versammeln, die er sofort in eine Escadron formirte, und möglichst gut einexercirte.

Am 17. April 1861 war er in Harpersferry stationirt, um mit seinen Reitern den Flußübergang zu bewachen, und war der Erste, der Virginiens Landesflagge, mit dem später so bekannten Wahlspruch, entfaltete.

Im Frühjahr 1861 übernahm er das Commando eines irregulären Cavallerie-Regiments, zu dem seine Escadron den Stamm geliefert hatte.

Auch Ashbys einziger Bruder stand bei diesem Regiment. Derselbe fiel in einem Scharmützel mit feindlicher Infanterie, an der Ohio-Eisenbahn, während Ahsby selbst in der Nähe. Nach beendigtem Kampfe stand der Oberst lange stumm neben der Leiche seines Bruders. Noch einmal ergriff er dessen erstarrte Rechte, dann nahm er des Todten Säbel, zerbrach die Klinge und schleuderte sie mit einem Blicke des wildesten Hasses dem weichenden Feinde nach ins Feld. Dann ohne ein Wort zu sprechen, stieg er auf's Pferd und jagte davon.

Von jener Zeit an war sein Name der Schrecken der Yankees. Zur Zeit als Banks den Potomac überschritt, im Februar 1862, hatte Ashby ein Detachement von 800 Mann Scharfschützen zu Fuß außer seinem freiwilligen Reiterregiment um sich versammelt; mit dem ihm eignen Talent der Organisation hatte er sehr bald dieses fliegende Corps auf eine Stufe kriegerischer Tüchtigkeit gebracht, welche es zu einem Gegenstande fast abergläubischer Furcht bei seinen Gegnern werden ließ.

Gerade sein Corps war es, das die Federirten schließlich dahin brachte, den kleinen Krieg fast gänzlich aufzugeben, und sie in steter Ungewißheit über

Absichten und Bewegungen des Feindes ließ. Während der ganzen Zeit, daß die Confederirten im Lager von Flowing Springs standen, finden wir Ashby stets bei seinen Leuten im Lager. Weder die Bewunderung seiner Landsleute, noch Festlichkeiten oder Diners konnten ihn bewegen seiner Pflicht untreu zu werden. Zu jeder Stunde der Nacht war er bereit in den Sattel zu springen, und auf den Feind anzureiten. Seine Leute vergötterten ihn, und ohne irgend welche Strafen war er im Stande, sie unter den oft sehr schwierigen Verhältnissen dieses Feldzuges in Ordnung zu halten.

Dazu verhalf ihm die Macht seiner Persönlichkeit, er ritt besser, er schoß besser, er focht besser, als ein Mann seines Regimentes. Bald an diesem, bald an jenem Flügel, einem Phantom gleich, erschien oder verschwand der Schimmel mit schwarzer Mähne, sein Leibroß, und sein strafender oder aufmunternder Blick war überall.

Oft schon hatten seine Freunde ihn gebeten, den auffallenden Schimmel nicht mehr zu reiten, aber obwohl er andere Pferde häufig ritt, ins Gefecht kam er stets auf diesem Schimmel, in der That auch wurde er nie verwundet, ehe ihn die Todeskugel traf.

Man konnte von ihm, wie von Wilhelm dem Oranier sagen: „die Gefahr wirkte auf ihn, wie auf gewöhnliche Menschen der Wein." Der sonst so schweigsame Mann war lustig und scherzhaft gestimmt, so wie die ersten Schüsse fielen. Sein dunkles Auge blitzte vor Kampfslust, und seine helle Stimme klang so fröhlich und klar, wie Trompetenklang.

Turner Ashby war sicherlich der vollkommene Vertreter der ritterlichen Bevölkerung des Südens. Seine brillante Tapferkeit, seine zarte Rücksicht den Damen gegenüber, sein offnes gerades Wesen, sein Haß gegen jede niedere und selbstsüchtige Natur, verbunden mit seinen glänzenden körperlichen Vorzügen ließen glauben, einer der alten „Cavaliere" Carls I. sei aus seiner Gruft gestiegen, zu kämpfen an der Enkel Seite! — —

Wir gaben diese kurze Skizze unsern Lesern, um sie mit den „schuftigen Rebellen" etwas näher bekannt zu machen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Dies war „die Campagne im Shenandoahthal", welche Mc. Clellan der erwarteten Hülfe beraubte. Dieser selbst lag noch vier Wochen unter den Kanonen des befestigten Lagers von Monroe, ohne im Stande zu sein seinen Angriff auf Richmond zu wiederholen. Er hatte wochenlang damit zu thun, die zerschmetterten Ringe der „Anaconda" zu flicken.

Stören wir ihn nicht in dieser angenehmen Beschäftigung und wenden uns den andern Kriegsschauplätzen zu.

Das Gefecht von Secessionville.

Wenige Tage, bevor der Riesenkampf um Richmond begann, versuchte ein Detachement der atlantischen Flotte der Federirten eine ähnliche Operation, wie sie im vorigen Winter fast an allen Punkten der confederirten Küsten geglückt waren — bei Charleston, jener Hauptstadt Süd-Carolinas, die den ersten Schuß in diesem Kriege gefeuert hatte.

Dort die Schanzen vor Secessionville auf der James-Insel, die eine sichere Operationsbasis oberhalb Charleston darbieten, sollten genommen werden.

In der grauenden Morgendämmerung näherten sich 3 Dampfkanonenboote und 1800 Mann mit 12 Feld-Geschützen den confederirten Schanzen, die aus einer offnen Schulterfleche und zwei dahinter liegenden geschlossenen Redouten bestanden.

Der Oberst J. G. Lamar kommandirte den Posten, der mit 6 gezogenen achtpfündigen Geschützen und 580 Mann besetzt war.

Die vorgeschobenen Posten der Confederirten schliefen vermuthlich, denn es gelang der ausgeschifften federirten Infanterie, sie vollkommen überrascht in die Schanze zurückzutreiben. Deren Besatzung aber war schnell bei der Hand, und die Kanoniere der geschlossenen Redoute Nr. 1, welche den ersten Stoß aushalten mußte, bearbeiteten die anrückende federirte Colonne so wacker, daß sie zurückprallte.

Indessen hatte sich eine Compagnie Charleston-Freiwillige gesammelt, und von ihren Officieren energisch geführt, brach sie hinter der Redoute 2 vor und warf sich den stutzenden Federirten mit dem Bajonett in die linke Flanke. Sie warteten den Stoß nicht ab. Es war halb fünf Uhr Morgens, und in der durch den Seenebel vermehrten Dämmerung verfehlten die Federirten die Richtung und geriethen in das Feuer der großen, nur mit Infanterie besetzten Fleche. In völliger Deroute stürzten sie zurück auf ihre Reserven.

Zweimal noch wiederholten die Federirten den Angriff, bei der nun eingetretenen Tageshelle durch Feuer der Bootskanonen unterstützt.

Das anhaltende Feuer aber hatte die auf dem festen Lande liegenden Truppen mobil gemacht, und von den Federirten unbemerkt, war ein Bataillon Louisiana-Infanterie, auf den für diesen Fall stets bereiten Fähren übergesetzt, und warf sich mit ganzer Wucht auf die eben zu einer neuen Attacke sich Formirenden. In vollem Entsetzen drängten sich die Federirten der Landungsstelle zu, da auch die Reserven der Schanzenvertheidiger vorbrechend jenen Angriff der Louisianer unterstützten.

Ohne die Kanonenboote, deren Feuer die Südlinger im Zaume hielt, wären die 12 Geschütze der Federirten sicher verloren gewesen, da sie durch ihre eigenen Leute maskirt, dem Anlauf von 600 siegestrunkenen Infanteristen blosgestellt waren.

So kamen die Unionisten mit Verlust von 372 Mann, todt und verwundet, welche sie zurücklassen mußten, davon.

Wenden wir uns nun nach dem Westen, zum Thale des

Missisippi,

dort hatten wir Beauregard nach der siegreichen Schlacht von Corinth verlassen. (Anfang April.) Seit der Zeit war er plötzlich dem federirten General Buell unter den Händen verschwunden, und dies geheimnißvolle Verschwinden hatte dem Washingtoner Cabinet viel Kopfzerbrechen verursacht. Zweimal war er, wie der Fuchs aus seinem Bau, aus seinen uneinnehmba-

ren Verschanzungen hervorgekommen, um Buell eine Schlacht anzubieten, doch hatte dieser sie nicht angenommen.

Am 30. Mai verschwand er aus der Gegend, nachdem er wochenlang Alles vorbereitet. Er wußte einerseits, daß die federirten Streitkräfte einen Schlag auf Memphis ausführen wollten, andererseits, daß sie beabsichtigten ein Streifcorps zur Unterbrechung der Memphis-Charleston Bahn abzusenden. Ferner mußte er einen großen Theil seiner Truppen nach Richmond senden.

Dies waren die Gründe warum er sein Corps in fliegende Colonnen auflöste, die den Feind an zehn Punkten zugleich harcelirten, indeß er mit der größten und stärksten Colonne sich im Mittelpunkte dieses eisernen Netzes aufhielt.

Bei einer so loyalen Bevölkerung, wie sie der Staat Mississippi besaß, gelang das kühne Spiel vollkommen, die Federirten hatten entweder gefälschte oder gar keine Nachricht über Stärke und Stellung der conföderirten Corps, ermüdeten sich in Luftstößen, und verloren enorme Massen von Vorräthen aller Art, welche die leichten Truppen Beauregards mit Kosackengeschicklichkeit zu finden wußten.

Als Beauregard am 30. Mai die Stellung von Corinth räumte war er nur noch 47,000 Mann stark, den Rest hatte er müssen nach Richmond abgeben, und gerade seine „besten Beißer." Während der neu ernannte federirte General en chef Pope an der Spitze von 90,000 Mann stand!

Wie unermüdlich und geschickt aber Beauregard auch gegen eine doppelte Uebermacht Mississippi und Alabama vertheidigte, die Hauptsache, den Fluß Mississippi, konnte er nicht gegen die mit großer Kraft und Umsicht geführten Angriffe schützen, dazu hätte es einer besser organisirten Marine-Verwaltung bedurft, als Mr. Mallory in Richmond zu leisten fähig war.

Memphis bildete, nachdem im Beginn des Krieges die oberhalb gelegenen Stützpunkte der Conföderation durch Nachlässigkeit freigegeben waren, gegenwärtig den Schlüssel für die freie Schifffahrt auf dem Mississippi. Der Norden mußte diese um jeden Preis in seine Hand zu bekommen suchen, da die Nordweststaaten dies zum Preise ihres definitiven Beitritts machten.

In der That war es für sie eine Lebensfrage. Ein zu St. Louis zur Zeit publicirter statistischer Bericht weist für das Jahr 1860, also noch vor dem Ausbruch des Krieges, die enorme Summe von einer Million Tonnen, davon 400,000 von St. Louis — für den Schiffsverkehr auf dem untern Mississippi nach. Da nun die Mehrkosten des Landtransportes zehn Dollars für die Tonne*) betragen, so repräsentirt dies mit Rückfracht eine Summe von 15 Millionen Dollar, die jährlicher Schaden für die Kriegszeit zu berechnen seien. —

Es läßt sich also leicht ermessen, daß der Norden gewaltige Anstrengungen machen würde, um sich in Besitz des Flusses zu setzen. Hier treffen wir wieder die traurige, aber leicht erklärliche Erscheinung, daß die ersten Punkte des Stromes mit sträflichem Leichtsinn blosgegeben wurden, während nachher,

*) Tonne = 2000 Zoll-Pfund.

je hoffnungsloser der Kampf, desto heroischer und riesenhafter die Anstrengungen wurden. Eine Erscheinung, die mit grauenhafter Regelmäßigkeit sich durch die ganze Geschichte der vier Kriegsjahre hinzieht.

Man denke an die furchtbar schöne Vertheidigung von Mobile, die den Schlußakt bildete. Das Herz muß Einem bluten, wenn man denkt, wie viel Tausende von braven Herzen mit ihrem Blut die Erde tränkten, in Folge so unseliger Verblendung! —

Weil der Süden mit einem moralisch verächtlichen Gegner zu kämpfen hatte, verachtete er auch dessen enorme materielle Kraft! —

So glaubte auch die Besatzung von Memphis vollkommen Genüge zu thun, wenn sie außer ihren vier Kanonenbooten noch ein paar Erdwerke am Strom aufwarf, anstatt mit Arbeit von vielleicht vierzehn Tagen an der steilen und hohen Leven sich eine Batterie errichten ließ, die den Strom schloß. Mit den Kräften der großen Eisenfabriken in Memphis hätten sich mit Leichtigkeit die Kanonenboote, die Batterien panzern lassen.

Von alle dem geschah Nichts. Man ließ den Feind kommen, nachdem er sich mit allen Mitteln der neueren Kriegskunst versehen; dann ging man ihm entgegen, schlug sich brillant, in einer Weise, die der alten Römer würdig war — wurde geschlagen und da man zum Fliehen zu stolz war, vernichtet.

180 Todte, 560 Verwundete, 4 Kanonenboote mit wehender Flagge gesunken und — Memphis verloren! Das war der 6. Juni 1862 für die Confederirten!

Der Verlust von Memphis war ein empfindlicher Schlag für die Confederation, wenn auch deshalb der Mississippi dem Feinde noch lange nicht offen stand. Aber näher und näher rückten die federirten Colonnen dem Herzen der Confederation, gelang es ihnen, den Mississippi zu beherrschen, trennten sie die an lebendem und todtem Kriegsmaterial so überreichen Staaten Missouri, Arkansas, Louisiana, Texas und die Territorien von den östlichen Staaten, dann war der endliche Untergang der Confederation, der zehnfach gegen sie anstürmenden Uebermacht vis-à-vis, mit Sicherheit zu prophezeihen. Die zähe Tapferkeit der Südlinger mochte die Entscheidung noch so lange hinausschieben — Carthaginem esse delendam! — — Einen schwachen Trost mochte den leicht erregbaren Herzen des südlichen Mississippithales der 24. Juni gewähren.

An diesem Tage gaben die Federirten das Bombardement von Vicksburg auf, und schienen die Unüberwindlichkeit dieses Süßwasser Gibraltar anzuerkennen.

Sechs Wochen lang hatte, von Süden kommend, eine Flotille von 18 Kanonen- und Mörserbooten, 5 Kriegs-Schaluppen und 70 Transportschiffen unter dem Commando der Admirale Farragut und Porter; — von Norden kommend — eine Flottenabtheilung unter Commodore Davis, 11 Kanonenboote und Panzerschiffe stark, mit 13 Transportdampfern; total: 17 Kriegsschiffe mit 11,000 Mann vor dem Felsennest gelegen. 25,000 Geschosse

waren in dieser Zeit von den Belagerern in Stadt und Festung geschleudert worden.

Eine weiße Frau und ein Neger waren in der Stadt getödtet worden, 22 Mann der Besatzung waren gefallen — ein „most glorious result“.

Vicksburg liegt unter 32° 10′ n. B. am Ostufer des Missisippi oberhalb eines ca. 400′ hohen Bluff oder steil überhangenden Felsens, der auf seinem Gipfel ein Plateau von einachtel Quadratmeile trägt. Dieser Felsen war mit in den Felsen eingesprengten Batterien befestigt. Dann umgaben in einem weiten Halbkreise mit dem Radius einer Viertelmeile eine Kette geschlossener Schanzen Stadt und Citadelle. Vorgeschobene Werke machten aus dieser Stellung ein fast uneinnehmbares, verschanztes Lager für 150,000 Mann — die leider fehlten!

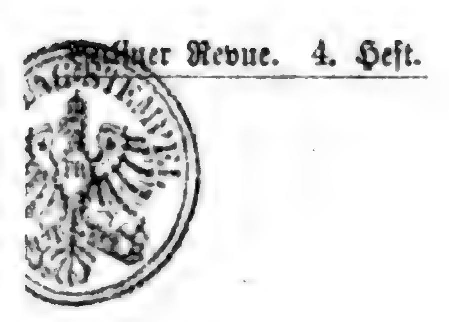
New-Orleans, Baton-Rouge, Natchez und Memphis waren in Gewalt der Yankees, aber mit beispielloser Energie hielt die, damals nur 8000 Mann starke Besatzung den eisernen Sturm aus, der sechs Wochen lang über die „königliche Stadt der Felsen“ hinbrauste.

Noch mancher Mutter Sohn sollte den bittern Tod vor jenen sonndurchglühten Felsen erleiden, ehe dieser dem Norden gehörte.

Vorläufig versuchte der Norden mit seiner zähen Energie dasselbe Werk im Großen auszuführen, was bei dem Eiland Nr. 10 (siehe Band 43) geglückt war — dem Missisippi ein neues Bett zu graben. Wir müssen später uns näher mit diesem Kampf beschäftigen.

(Fortsetzung folgt.)

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstraße 21.



Das politische Genie auf der Breslauer Wähler-Bühne.

Herr Ziegler ist ein genialer Mensch, der nebenbei eine erkleckliche Menge von Dingen gelernt hat. Er hat viel gelesen, viel gesprochen, viel reflektirt und vieles betrachtet. Sein Vermögen, sich eine Thatsache anzueignen und dieselbe sofort wieder in Gestalt eines geistreichen Aperçu von sich zu geben, ist großartig. Ueberhaupt geht seine Capacität vor Allem dahin, historischen, politischen, literarischen Stoff in sich aufzunehmen, nicht damit sein Geist diese Materien zu einer Gesammtanschauung verarbeite und dieselben durch einen haltbaren Gedankenfaden verknüpfe, sondern damit Herr Ziegler aus jenen Materialien das blitzende und knallende Pulver gewinne, mit welchem er seine oratorischen Raketen anfüllt.

Vieles also hat Herr Ziegler sich angeeignet, — nur Eines nicht, nämlich sich selber. Ueber sein eigenes Ich ist sich Herr Ziegler nicht klar geworden. Wenn er im besten Redeflusse dahinrauscht, so stößt er plötzlich auf einen Kiesel, den er nicht zerlegen kann: und dieser Kiesel heißt Ziegler. Wenn er Alles deutet, was zwischen Himmel und Erde passirt, so bleibt ihm schließlich doch noch ein Räthsel, das er nicht zu lösen vermag, und dieses Räthsel ist die Ziegler'sche Persönlichkeit. Bin ich ein Demokrat? Bin ich ein Absolutist? Bin ich ein Mann des suffrage universel? Bin ich ein Geistes-Tyrann, der den Massen seine Gedanken und seinen Willen octroyirt? Bin ich gar nur jenes unglückselige Wesen, welches die Schaar der politischen Wiederkäuer mit dem Namen eines „bedeutenden Menschen" zu belegen gewohnt ist?

Indem sich Herr Ziegler dergestalt vor den Spiegel pflanzt und seine geistige Physiognomie zu ergründen strebt, will er doch die anderen Leute nicht in das Geheimniß seiner Unklarheit einweihen. Die geehrten Mitbürger wenigstens sollen über ihn in's Reine kommen, und so ist denn das Thema, auf welches er nach mancherlei Abschweifungen stets zurückbiegt, — Herr Ziegler.

Ich bin von Jugend auf Annexionist gewesen, betheuert er den Breslauer Wählern. Ich habe mich in meinem „Landwehrmann Krille" über meine Anschauungen ausgesprochen. Der Artikel „Meine erste Rebellion" in der Vossischen Zeitung (den natürlich, fügt Ziegler im Stillen hinzu, jedes Preußenkind gelesen) hat eigentlich ein versteckter Rechenschaftsbericht sein sollen.

Kann Herr Ziegler sich nicht mehr mit seiner eigenen Kerze beleuchten,

so ist er keineswegs um Aussprüche verlegen, die Andere über ihn gethan. Solch ein remarkabler Mann muß ja der Gegenstand von allerhand Bemerkungen gewesen sein. Ein liebenswürdiger Freund hat mich einen rechten Cavalier genannt. Ich acceptire Das. Herr von Kirchmann hat von mir das und das gäußert. Ich unterschreibe es unbesehen; denn eigentlich ist Alles, was man über mich sagt, richtig, vorausgesetzt, daß man mich nicht als einen gewöhnlichen Menschen schildere.

Ja, noch mehr, nicht blos Zeitgenossen haben ein Bild von mir entworfen, sondern Helden und Denker der Vergangenheit haben gedacht wie ich, so daß mein Geist wahrlich das prädestinirte Sammelgefäß ist, nach welchem sie instinctmäßig sich sehnten.

„Washington hat so gedacht, wie ich.“ Herr Ziegler berichtet es den Breslauern, und die guten Breslauer müssen es glauben. Helvetius hat so gedacht wie ich, „nicht ich spreche, sondern der große Philosoph Helvetius spricht aus mir heraus.“ Des Grafen Mirabeau Leistungen und Schicksale sind nur der Schatten, den die Ziegler'sche Zukunftssonne vor sich her warf. Endlich — Wunder über Wunder — auch der Horatier, der für Rom gegen Alba kämpfte, hat bereits gesprochen wie Ziegler, und nicht etwa der Horatier der Geschichte, sondern der Horatier, der von dem poetischen Genius des Corneille reflektirt wird, so daß sich hier ein Prozeß vollzieht, wie ihn noch kein Breslauer beobachtet hat: nämlich ein reflektirter Held, der in der Reflexion Zieglers zu lebendiger Wahrheit wiederersteht.

So schildert Herr Ziegler sich in sich, sich in Anderen, und Andere in sich. Seid ihr hartköpfigen Breslauer immer noch nicht klar über mich? Nun davon will ich euch jedenfalls überzeugen, daß ich etwas Außerordentliches bin. Bildetet ihr euch etwa ein, ich würde euch die landläufigen larmoyanten Phrasen über das preußische Budgetunglück vorpredigen? Nein, das überlasse ich meinem gesinnungstüchtigen Jacobi, den ich ehre. Ich spreche euch von der Staatsidee, und von der „Ananke.“ Dachtet ihr, ich würde in den Jammer der Friedensresolutionen einstimmen? Nein, das mag mein Nachbar Dunker thun. Ich zeige euch in mir den tüchtigen Kerl, dem der Muth in der Brust seine Spannkraft übt, und ich lasse zwischen mir und den Friedensseligen ein ehernes Thor niederrasseln. Ihr sollt, ihr müßt gestehen, daß ich nichts Gewöhnliches bin.

Nun ja, das gestehen die Breslauer gerne ein, aber damit ist ihnen herzlich wenig geholfen. Denn was ihnen Herr Ziegler klar machen wollte — nämlich Herrn Ziegler — darüber sind sie confuser als je. Er ist ein prächtiger Mensch, ein geistreicher, ein genialer, ein unterhaltender Redner, aber was will er? Mit dieser Frage quälen sich die Breslauer. Herr Ziegler hat eben nichts weiter erreicht, als daß die Selbstqual, mit der er vor dem Spiegel stand, sich zu einer Breslauer Qual verallgemeinert hat.

Herr Ziegler wird sich nie selber finden, denn wenn man die Aneignungs- und Aperçu-Fabrikations-Maschine von ihm wegnimmt, so bleibt eben nur eine kieselartig starre Individualität, ohne organisches Leben, eine Individualität, die sich fortwährend zu etwas Selbstständigem und Eigenem ge-

stalten möchte und dies doch nicht vermag, weil solche steinige, borstige, aufdrängerische Ichs im Grunde keinen höheren Werth haben, als den des Vacuums. Einen Mann zu hören, der, unbesorgt um den Eindruck, den er macht, die Thatsachen durch seinen Mund sprechen läßt und der gerade dann sich selber am besten schildert und hingiebt, wenn er von seiner Persönlichkeit schweiget, das ist ein Schauspiel für Götter. Aber einen Mann zu hören, der sich und anderen mit seinen hastig haschenden Einfällen ein Blindekuhspiel bereitet, das ist höchstens ein Schauspiel für preußische Dreiclassenwähler, die besser thäten, wenn sie den Mann umzügisch in Pacht nähmen und ihn heute Abend in dieser, morgen Abend in jener Theegesellschaft sein Feuerwerk abbrennen ließen.

Mit Herrn Ziegler ist die Fortschrittspartei in Nebel aufgegangen. Es war eine falsche Einbildung, wenn Herr Ziegler glaubte, er sei etwas anderes als die Fortschrittler, und es war eine übertriebene Bescheidenheit, wenn die Fortschrittsleute Herrn Ziegler eine eximirte Stellung einräumten. Sämmtliche Parteigenossen des genialen Breslauer Politikers sind gerade ebenso von dem einzigen Streben besessen, sich als ganz vorzügliche Burschen dem preußischen Volke zu octroyiren, sie sind eben so leer und eben so eitel. Eine Art von Haltung gaben sich diese windigen Geister, indem sie das Schnürleibchen der Verfassungs- und Volksrechte anthaten. Ziegler, der reine Geist, unterschied sich nur dadurch eine Zeit lang von ihnen, daß er gegen jene Einschnürungen rebellirte, weil sie seine launische Productivität zu zerstören drohten. So lange die Verfassungsphrase Stand hielt, so lange wußten die Parteigenossen den gefährlichen Ziegler zu zügeln, daß er nicht durch einen vorzeitigen Ausbruch ihr Geheimniß verrathe. Sie deuteten auf Ziegler hin, um zu erhärten, daß sie auch Geist unter sich hätten, nur sollte dieser Geist ein latenter bleiben. Aber in demselben Augenblick, wo das constitutionelle Gefüge zerplatzte, da mußte auch Zieglers Geist ganz frei werden, da mußte Ziegler das Geheimniß seiner Freunde verrathen, da mußte in ihm und mit ihm die ganze Gesinnungstüchtigkeit zerrauschen, und nach der Katastrophe bleiben nur einige Urwähler übrig, welche sich der unseligen Aufgabe befleißigen, hier und da die Reste des versprengten Gewebes aufzusuchen.

Organischer Zwang und Drang.

Beitrag zur Natur der Sprache, der Lüge, des Wahnsinns und der politischen Neuerungssucht.

Mitgetheilt vom Medizinalrath Dr. Gustorf.

> Aber ich sage euch: Die Menschen werden am Gerichtstage von jedem unnützen Worte, das sie reden, Rechenschaft geben müssen.
>
> Mathäus 36.

> Keine Lüge kann man sprechen oder handeln, ohne daß sie nach längerem oder kürzerem Umlauf gleich einem Wechsel, der auf die Wirklichkeit der Natur ausgestellt ist, kommt und zur Zahlung vorgezeigt wird.
>
> Thomas Carlyle.

Einleitung.

Wir werden niemals die geheimnißvollen Rückwirkungen der Sprache*), dieses telegraphischen Handwerkszeuges unseres Geistes (dieses Theils seiner Naturkunde, wie sie A. v. Humboldt bezeichnet) auf unsere Denk- und Vorstellungsarten begreifen lernen. Wer erklärt uns z. B. eine häufige Erfahrung die jeder an sich selbst eingesteht, daß man ein zu treu Memorirtes aus seiner Gewalt verliert. Darüber beklagen sich nicht selten die Schauspieler selbst. Wir suchen nach einer Erörterung und sagen: der Geist hält sich eher eine innere Ordnung als eine äußere fest, weil der inneren eine Nothwendigkeit inwohnt. Wir sind bei Weitem mehr gezwungen nach bestimmten Gesetzen zu denken, um auf ein bestimmtes Resultat zu kommen, und daher mag es auch thunlicher sein, eine Logik zu schreiben als eine Grammatik, denn auf dem Gebiet der Sprache berühren sich Willkür und Freiheit zuweilen auf ganz unsichtbaren Punkten. Die meisten Grammatiken sind daher auch nur sehr schülerhaft ausgefallen**) und zwar aus dem Grunde, weil der vorwitzige Verfasser glaubte, die Sprache sei ein Klumpen Thon in beliebige Formen zu drücken. Durch diesen Irrthum verdunkeln wir uns am meisten unser Verhältniß zur Sprache.

In der Darstellung eines Empfundenen oder Gedachten ist eine größere Freiheit gestattet und diese Freiheit zeigt sich schon zur Genüge in den eigenthümlichen Darstellungsweisen mancher deutschen Dichter. Es entsteht ein zufälliger Zusammenhang unter den Gedankenfolgen, der aus Ermangelung eines inneren Gesetzes nicht so leicht bei jeder Gelegenheit wieder aufgefun-

*) Im Griechischen und im Italienischen wird die Sprache und Vernunft durch dasselbe Wort bezeichnet: ο λογος, il discorso. Vernunft kommt von vernehmen.

**) Beispielsweise nehmen wir die „deutsche Grammatik“ von Jakob Grimm aus, welcher auf historischem Wege den Bau und die Fortbildung des germanischen Sprachganzen entwickelte.

den wird. — Warum geht uns meist das Selbstgeschriebene am schnellsten verloren? Nun ist es aber besonders bei treuen und strenggesinnten Menschen ein tief inwohnender Drang, sich an die äußere Form zu halten, und in dieser Selbstbeschränkung gehen ihnen die inneren Merkmale verloren. Sobald sie in die äußere Form den leisesten Verschub hinein bringen, so fällt das Ganze wie alles Künstliche in größter Anarchie zusammen. Das führt darauf hin, daß wir uns nicht etwa nach einer trockenen Regel des Verstandes, sondern mit dem vollen lebendigen Instinkt der Sprache bedienen und vor ihrer Macht und Würde eine vertrauende Demuth hegen sollen. Den Lügnern entwickelt sich meist das Vergnügen und die Absicht der Lüge erst dann, wenn ihre Darstellung vor ihnen selbst einen unerwarteten geschwätzigen Schwung und eine gleichsam homerische Ausbreitung gewinnt. (Aristot. sagte, daß Niemand Andere besser in der Kunst Lügen zu erzählen unterrichten könne, als Homer).

Es wäre aber demnach eine interessante Untersuchung, die ersten natürlichen Verhältnisse zur Sprache auszuforschen. Eins wiederholt sich in jedem Leben, weil es dem Bedürfnisse entspringt: wir lernen nämlich zuerst das Sinnliche der Sprache kennen und gewöhnen uns so zu sagen mechanisch — empirisch daran die Befriedigung alles kindischen Verlangens in ihr zu finden. Wenn sich die Gegenstände um uns herstellen, seltsam verschiedene Bilder in denen wir keine Nothwendigkeit zu deuten wissen, ohne sie in ihrer einfachen Individualität zu begreifen, so macht uns die Sprache erst heimisch auf der Welt; sie nimmt etwas Mütterlich-Liebevolles, Ernährendes und Hülfreiches gegen uns an, das eine Dankbarkeit in jedem guten Gemüthe erweckt. — Daher suchen wir in einer rückwirkenden Hingebung, wie es an der innigen schaffenden Sorge wahrhaft großer Dichter wahrzunehmen ist, die Sprache aus uns wieder zu bereichern, und dennoch wissen wir in diesen Fleiße nicht ob es mehr ein innerer Trieb der Sprache selbst zur Entwickelung oder persönliche Zeugungsfähigkeit sei, das den Reichthum ausbilde.

Die Sprache verhält sich zum Einzelnen wie alles Gemeinsame zum Individuellen, wie das Recht zur Lebensphilosophie und Lebensart des Einzelnen oder der Person steht. Doch wie die Entfaltungen und ursprünglichen Gedichte der Geschichte alle Erfindung und Darstellung eines einzelnen Dichters überragt, wie diese am Ende immer nur unbewußt zu jenen zurückkehren, so halten sich auch die einzelnen Denk- und Aeußerungsarten immer an das Gemeinsame der Sprache. Wenn wir bedenken, wie viele Triebe und Kräfte an diesem Gemeinsamen beschäftigt waren, unter wie mancherlei äußeren Begünstigungen und Erweckungen es sich hat ausbreiten können, so wird seine Macht dem Willen und Talent eines einzelnen Menschen gegenüber uns ängstlich und furchtbar werden. Daher betrachten es auch Manche wie einen völligen Wahnsinn, wenn sich unsere Philosophen ein allumfassendes Sprachsystem zurechtdrechseln, in dem alle menschlich-möglichen Begriffe Raum finden sollen. Es sei dies nichts anderes als ein οιδημα und barbarischer Wortkram der alten Sophisten, welcher ja bekanntlich zur wahren Plage geworden; es sei nichts anderes als die Grille anderer Leute ihr

Lebelang in bestimmten Gleichnissen und Bildern Eines Standes, der Jägerei der Seeschifffahrerei zu sprechen und über ihre Trauer wie über ihre Freude, über ihren Schlaf wie über ihr Wachen, über ihr Geschäft wie über ihre Muse immer dasselbe Kleid von Steifleinewand zu ziehen. In der That gelange diese eigene Sprache (Terminologie) und passende Wortzusammenstellung zu jenem hohen Range nur durch die Phantasie und Willkür eines hervorragenden und tonangebenden Kopfes, und durch Zuthun der Angewöhnung vermittelst zahlloser Wiederholung eben desselben Wortes in diesem Kopfe und in den Köpfen der ihm entsprechenden, den Formeln des Systems nachlaufenden philosophischen Schüler. Sie hielten sich auf dieser Höhe in Gebrauch und Ansehen nur so lange, bis Jemand in oder außer der Schule, an dem Losungsworte oder Princip, eine bis dahin unbemerkte Ungereimtheit entdecke, hervorziehe und auffallend darstelle und an der Stelle des entzauberten, und außer der Mode gesetzten Wortes ein anderes geltend mache, welches in dem neuesten System dieselbe Rolle spiele und dasselbe Schicksal erfahre. „Cadent quae nunc sunt in honore vocabula, si volet usus." — Arthur Schoppenhauer, der Adept der ascetischen Weisheit der Inder, hat Philosophen gekannt, welche in den Ketten ihrer ihnen so lieb gewordenen Sprachmethode einhergehend, jede freiere Bewegung in der natürlichen Sprache gleichsam verachteten. Diese Herren hatten sich durch ihre schulmethodistische Spracheinschränkung der nicht kleinen Gefahr ausgesetzt gar nicht mehr sprechen zu können. Ein wahrer Philosoph, sagte Göthe, ich meine einen den sein Kopf und nicht bloß Methode dazu gemacht hat, wird sich auf solche Sprachabtrünnigkeit nicht einlassen. Und doch ließ sich der ungewöhnliche Denker Kant, seit Aristoteles der größte, bis jetzt nicht übertroffene Denker verleiten, zur Bezeichnung schwankender, unbestimmter Begriffe, höchst schwierige complicirte Ausdrücke aus fremden Sprachen zusammenzusuchen, um solche fortwährend zu gebrauchen, z. B. „transscendentale synthetische Einheit der Apperception, Einheit der Synthesis", wo Vereinigung ganz allein ausreichte.

Will man es am deutlichsten sehen wie tief die Sprache auf den Menschen zurückwirke, so verfolge man nur das Blühen und Verfallen der Poesie und Wissenschaften bei allen Völkern. Anfangs scheint die Sprache dem glorreichen Genie und der Nationalkraft untergeordnet, nun erweitern sich die Lebenskreise des Volks, mit ihnen seine Denk- und Sprachweise; der unvollkommene Wohllaut der Sprache verklärt sich in der Poesie zur Musik, es finden sich verwandte Töne zu einander und es entstehen hörbare Bezüge und Anklänge, an die früher nicht gedacht wurde. Wir verweisen hier auf die Minnesänger oder Romanciers des Mittelalters (welche wir mit den Troubadours der Franzosen nicht auf eine Linie stellen können, da es sich bei diesen nur um französische Galanterie und Minnesold und besonders um Verschwiegenheit der Gunstbezeugungen und selten um etwas mehr handelte), die auf dem dunklen heiligen Wege der Sehnsucht, Liebe und Lebensfreude eine Verwandtschaft der Wörter und Laute unter sich, aus einem tiefen Zusammenhang der Gedanken und Gefühle mit ihnen zu entdecken wußten;

denn daraus entspringt ja der Reim, daß die Gedanken und Gefühle wie sie sich folgen und suchen, eine gleiche Sehnsucht der Laute und Wörter unter sich hervorbringen, daß diese eine Vereinigung wünschen und zu stande bringen. Das Sprachgeheimniß geht durch alle schwächeren Grade, der Assonanz, der Alliteration, des Wortspiels hinunter und nimmt kein Ende das wir mit Augen sehen oder mit Ohren hören könnten. So wird die Poesie, wie die Literatur überhaupt, eine der Offenbarungen des Nationalgeistes, dessen Gepräge und Schattirungen sie trägt. Nun sinkt aber der Geist der Nation, das Genie des Volkes und die entwickelte ungeheure Form der Sprache bleibt stehen für ärmere, schwächere und gebundenere Nachkommen; wagen diese die Bildung eines mächtigeren Geschlechts zu ihren Zwecken zu gebrauchen, so gewinnt die Form eine zwingende Gewalt über den Menschen. Gerade an den jungen Dichtern aus den ersten Decennien unseres Jahrhunderts, an denen ein besonderes Talent für schöne Sprache gepriesen wird, ohne daß man bedenkt, daß die Sprache nur selbst, aus eigener Herrschaft sie zwingt, sie fortzusetzen und zu tradiren, damit sie einem kräftigeren und tüchtigerem Geschlechte aufbewahrt bleibe, wähle ich mir ein lebhaftes Beispiel für meine Behauptung. Jene jüngeren Leute von mittelmäßigen Denk- und Dichtertalenten haben also nicht die Sprache bereichert und weiter gebildet, sondern die fertige gebildete Sprache war es, welche solche mittelmäßige Talente überhaupt als Etwas erscheinen läßt. Wenn in einer großen Zeit große Originale, des Denkens vollkommen Meister, die hellsten Beobachter und scharfsinnigsten Beurtheiler eine kräftige, gewandte und klare, eine klassische Sprache gebildet haben, dann pflegt in einer folgenden Zeit von geringerem Werthe die Sprache selbst sich die Männer zu bilden und die Entartung des allgemeinen Sinnes selbst in der weichlicher und leichtfertiger gewordenen Sprache, in langweiligen Copieen oder Daguerreotypen der Modesitte und des Modetreibens zu Tage zu kommen. Dort also theilen die Leute der Zeit ihre Eigenthümlichkeit mit, hier tragen die Charaktere das Gepräge der Zeit. In diesem Sinne sagte ein romantischer Lyriker Ende der dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts von der damaligen französischen Literatur: „notre litérature est un mort que nous galvanisons.“ Es ist deswegen eine belohnende Bemühung bei der Darstellung von Charakteren zu ermitteln, wie weit ein solcher Charakter es vermocht, seine Eigenthümlichkeit der Zeit mitzutheilen, oder auf der andern Seite, wie weit er das Gepräge der Zeit trage. Es ist dies nicht so leicht, als man auf den ersten Blick glauben könnte, da die Zeit oft auf das imponirendste und künstlichste eine Realität lügt, die ihr nicht zukommt.

Wenn man doch einen Menschen beobachten könnte, wie er in der Sprache allmählig aufwächst und seine Wurzeln schlägt, mit diesen oder jenen Ausdrücken in einer bestimmten Folge bekannt wird, und so das Einzelne, das ihm durch Erziehung und Lehre zukommt, zu verbinden sucht je nachdem ihn Bedürfniß, Liebe und Nachdenken leitet! Welch einen Einfluß würde es haben auf ein Kind, wenn man es zuerst auf Begriffe des Uebersinnlichen, Höchsten in der Sprache hinführte? Ich habe einen Engländer gekannt, der, nach

Deutschland kommend, unsere Sprache zuerst an den Dichtern erlernen wollte. Er flickte sich aus poetischen Lumpen eine Sprache zusammen, mit denen er seine Gedanken behing, besprach das Trivialste mit einem verschwenderischen Geistesreichthum poetischer Kühnheit und geberdete sich wie ein natürlicher Narr, indem er das Ernsthafte und Scherzhafte, Gemeine und Vortreffliche, ohne es zu wollen, mit heiterem Selbstlächeln in einander verkehrte, so daß man wie bei feurigen Menschen, wenn sie sprechen, den Superlativ zum Positiv herunter zu setzen genöthigt war. Er konnte es, so lange ich ihn kannte, nicht dahin bringen, in die Natur der Sprache einzudringen. Was aber Erstaunen macht, ist, daß er die Herrschaft über seine Muttersprache verlor und alle seine Gedanken steif und unbeholfen, den Zuhörer belästigent und ermüdend, mit den lang gedehnten Sentenzen Johnson's und Burke's begabte. Wie mich spätere Freunde versichert haben, ward er erst lange nachdem er nach London und unter seine Landsleute zurückgekehrt war, zum Verständniß seiner Sprache und zu einem natürlichen Vortrage wieder fähig. Wir sehen aus dem Wenigen, das ich hier für mich angeführt habe, daß die Sprache nur halb ein selbstständiges Erzeugniß des Menschen sei, sofern wir im Bewußtsein die Blüthe und Würde des Menschen anerkennen wollen. Aus dem Gesagten fasse ich nun die Ansicht zusammen, daß die Sprache zur sinnlichen Form gehöre, worin wir unseres Inneres darstellen. Wenn der Fürst von Talleyrand, dem das Prädikat des Unerforschlichsten und eines Vaters der arrières pensées zukam, behauptete, daß die Sprache nur dazu diene, um die Gedanken zu verbergen, so muß diese Behauptung eben nur als une saillie ingénieuse dieses geschicktesten diplomatischen Voltenschlägers seiner Zeit (von seinen Landsleuten „le diable en fraque“ bezeichnet) angesehen werden.

Die sinnliche Form, worin wir unser Inneres darstellen, hat den doppelten Zweck, für uns selbst und für Andere die Wahrheit an's Licht hervorzukehren, oder uns selbst und mit uns das Weltganze zu einer Entwickelung und zum Wachsthum zu bringen. Das Wort kann im vollsten Sinne zur That werden in Bezug auf Andere oder auf uns selbst, und welche Folge von nothwendigen Thaten sich oft an ein einziges Wort knüpfte, würde man aus der Geschichte tausendfach nachweisen können, wenn uns nicht die gemeine Erfahrung darüber täglich belehrte.

So wie manche, das „Quantum a rerum turpitudine abes, tantum a verborum libertate sejungas“ des Cicero beständig vor den Augen habend, sich aus Charakter und Maxime, also mit selbstbestimmtem Willen, an ein einmal ausgesprochenes Wort binden, es möge nun leichtsinnig oder falsch ausgesprochen sein, so finden wir auch im Fall der Lüge, daß der Mensch am Ende ohne selbstbestimmten Willen, ja sogar wider Willen, durch häufige Wiederholung sich in dieser Richtung festbanne. Und allerdings muß überall eine Strafe vorkommen, wo ein Gesetz verletzt wird, es sei in der Natur oder im Staate. Betrachten wir die Sprache ihrem Doppelcharakter nach als Geoffenbartes und selbstständig

ausgebildet, so finden wir hier, nämlich im Fall der Lüge, ein Gesetz der Natur und Sittlichkeit verletzt, denn die Lüge ist eine Verneinung des Positiven, die sich neben dem Recht der Vernichtung noch ein anderes anmaßt, nämlich das: ihre eigene Fiktion an die Stelle der Wahrheit zu setzen. Daher pflegt sich die Lüge, gleichsam zur Warnung, schon anfänglich zu bestrafen, ehe sie noch ausgebildet ihrem Erzeuger über den Kopf wächst: der unfertige Lügner zeigt uns einen Unzusammenhang zwischen dem mimischen Ausdruck und der Sprache. „Heu quam difficile est, crimen non prodere vultu.“ Auf diese Weise scheint es, will die anfänglich standhafte, dauerhafte Natur uns von dem Verbrechen selbst zurückziehen; sie zeigt es uns als ein Gewaltiges und Gefährliches, dem wir nicht gewachsen sind, um uns auf die bequemere Sittlichkeit zurückzuführen. Aber wie so viele Menschen im Unerreichbaren einen Reiz finden, wie sie sich überall gern darauf einlassen, große Schwierigkeiten zu bekämpfen, ohne sich fast um den Zweck ihrer Anstrengungen zu bekümmern, so ergeht es auch den Lügnern hier; eben dieser Trieb nach grenzenloser Freiheit läßt sie endlich die Dinge ihrem Inhalte und ihrem Zwecke nach verwechseln, und es geht ihnen hier wie wir es an einer einzelnen Gewohnheit eines Menschen bemerken: die Hand greift zur That und der Mund spricht das Wort, ehe der Geist ausdrücklich seinen Willen ausgesprochen hat. Die Gewohnheit kann durchaus objectiv werden, eine Kraft, die sich außer uns hinstellt und von außen her auf uns einwirkt; gewissermaßen ein organischer Zwang und Drang, eine Reflexaction. Im weitesten Sinn ist die Sprache eine Gewohnheit des Menschen zu nennen, die sich aber rein aus seiner inneren Natur entwickelt, also naturgemäß ist, und die Lüge tritt ihr insofern als ein Entgegengesetztes gegenüber, das durch die Willkühr aber zu einer Gewohnheit ausgebildet, weit heftiger und unerbittlicher seine Rechte verlangt. Diese Willkühr und Gewohnheit zeigen sich immer weit mächtiger auf dem Wege des Vernunftwidrigen als auf dem des Vernunftgemäßen; die Erfindung, der ganze impetus in Gedanken und Werken ist hier weit concentrirter, und schwerlich reicht die ruhige Vernunft an die Berechnungen eines durchaus bösen Menschen an. Alles Gesetzwidrige kündigt sich ja als gewaltsam an, das Gesetzmäßige hingegen schreitet in ruhiger und gehaltener Ordnung, in fast unbemerkbarer Bewegung vorwärts. (Wisse man doch kaum, daß man lebe, wenn man jung und frisch sei. Das Gefühl von Gesundheit erwerbe man sich nur durch Krankheit, sagte Georg Lichtenberg.) So sehen wir es an Individuen, so an den Staaten und so endlich an der Natur außer uns. Wenn wir im Sinne unserer Kirche eine objective Gerichtsbarkeit oder Gerechtigkeit annehmen, so nimmt nichts desto weniger die Natur, wie sie einmal geschaffen ist, ihren Fortgang, denn in ihrer Erschaffung ist das Gesetz mit begriffen nach dem sie sich fortbildet, auflebt, entwickelt, sich selbst zerstört und regenerirt.

Ich sagte, das Gesetzwidrige wirke gewaltiger als das Gesetzmäße, und ich setze noch hinzu: daß es auf die Zerstörung (Umwandelung) des Daseins gehe, woraus es sich entwickelt hat. Was uns an Individuen undeutlich

bleibt, wird uns am ganzen Volksleben sichtbar und so wähle ich mir das Beispiel der Revolution dem Zustand der Ordnung gegenüber. Es ist ein erwiesener Nachtheil der Lüge, aber am Individuo selbst, daß es die Beherrschung seiner Persönlichkeit verliert, indem es sich selbst belügen muß. So sind es auch in der ersten französischen Revolution, dem Anschein nach die höchsten, sensitivsten Kräfte, die den anstoßenden Aufruf gaben, gleichsam der Geist der Nation.*)

Denkende Köpfe, deren Richtung sogar einer guten Regierung gefährlich gewesen wäre, die nun aber zu ihrem verderblichen Zweck die Fehler und Gebrechen einer schlechten benutzten, die in der Fäulniß und den Miasmen der Regentschaft aufgegangen waren und sich unter Ludwig XV. mit einer furchtbaren, Alles bedrohenden Gewalt entwickelten, benutzten Historiker, welche die Geschichte nach ihren Favoritideen und nach temporellen Rücksichten behandelten; gewandte Stylisten, auf Blendung ausgehende Dialektiker, Rhetoriker und μετα- oder besser bezeichnet παρα- (ultra-) Politiker; alle Wahrheit aus den Augen verlierende skeptisch-philosophische Construenten, Ueberredungskünstler, welche die Verhältnisse der Begriffssphären nur einer oberflächlichen Betrachtung unterwarfen, und sie dann ihren Absichten gemäß einseitig bestimmten; glänzende Dichter, geistreiche, anmuthige, witzige und meist epikuräische Autoren, denen eine tief speculirende Einsicht selten zu Theil ward, so daß sie pikante Irrthümer erfanden und Institutionen zu paralysiren bemüht waren, welche dem Deismus gleichsam als letzte Verschanzung dienten**) und die Nation, die Masse, sensibel, leichtsinnig, sanguinisch — zudringlich „potentibus infides, sperantibus fallax", wird als oppositionelle Naturkraft, als das Fleisch und die Fülle lebendiger Empfindungen und Triebe, frappirt, phrasengeblendet, von „links" und „rechts" gemißbraucht, auf der via mala et dolorosa der Revolution und in Drangsalen der halsbrecherischen Unternehmungen, in den Verlust alles Daseienden verwickelt. So nur konnte durch das „stat pro ratione voluntas" die Apotheose des Henkers und seiner genossenschaftlichen Guillotine, die Vocation eines raschen präcisen Conspirirens, fast möchte man sagen: jetzt so nothwendig als das Respiriren, zu Stande kommen und die irritablen und monströs entwickelten Dynamiden Marat, Danton und Robespierre***) heraus präparirt werden. So nur

---

*) Schlosser in seiner Geschichte der französischen Revolution. Eggers Geschichte der französischen Revolution Th. I. Macferlan über die Armuth. Reichard's Vertraute Briefe Th. II. Gustav Freytag (Neue Bilder aus dem Leben des Volkes, Leipig, 1862). Dieser bemerkt: „Es ging bei Gelegenheit des großen Bauernaufstandes auch hier, wie immer bei Volksaufständen: zuerst erregten die Maßvolleren, Weiterblickenden, die Feineren und Edleren, dann verloren sie die Herrschaft an eitele und rohe Demagogen, wie Andreas Karlstadt und Thomas Münzer."

**) Wenn Charles Nobier den barbarischen Wunsch ausgesprochen hat, die Erfindung, das geflügelte Wort durch die Druckerpresse zu fixiren, möchte nicht gemacht worden sein, so hätte er offenbar die Encyclopädisten, die einflußreichste und verderbenbringendste Klasse der französischen Gesellschaft, vor Augen. Schon Seneca klagte: Literarum quoque intemperantia laboramus; was ein altes französisches Sprüchwort ähnlich ausdrückt: faut de savans, pas trop n'en faut.

***) Diese scheußlichen Exemplare aus der Fabrikwaare der Natur: der unfläthige Pferdedoctor Marat, der feiste nach Hab und Gut hungrige Bulldogg Danton und der beschauliche, resignirende, unbestechliche Philosoph und gemüthliche Welterlöser, der berechnendste und arg-

ward ermöglicht, daß der Haß gegen den energielosen gutherzigen König,*) welcher vergaß, daß Güte ohne Festigkeit verderblicher ist als böser Wille, und eine in Vermittlungsversuchen verbrauchte Regierung, bis zu solch einem Grade der Erbitterung gedieh, daß alles, selbst das Vageste im Sinne des Mißtrauens gedeutet ward und man König und Minister dreist beschuldigen konnte: die Seine in Brand stecken zu wollen, ohne daß die Unwahrscheinlichkeit oder Unmöglichkeit den rohen, confusen, wüsten und leeren Gemüthern voll gesetzloser Leidenschaft, diesen inspirirten Schafen (la multitude moutonnière) aufgefallen wäre. Welch ein Irrsinn mit Methode und wie ward hier das „homo homini lupus" zur grauenerregenden Deutlichkeit!

Carl.

V.

Mit dem Freunde allein durch die nun wenig belebten, mondhellen Straßen wandelnd, sprach der Liebende am Arme des Vertrauten recht aus dem Innersten heraus: Du wirst sie nun sehen. Ich möchte sie dir in Worten zeichnen, doch Worte schildern immer nur schwach. O, sie ist sehr hold; ihr sanftes liebliches Gesichtsoval, diese demüthigen, mit dem Allernächsten beschäftigten Augen, die leichte, zierliche Gestalt, ihre sehr zarte Stimme — dies Alles beseelt von jener süßen Jungfräulichkeit, die eine wundersame Zukunft schüchtern ahnt: doch du wirst sie sehen!

Carl sagte mit herzlicher Theilnahme: Elise ist die Nichte deines Vaters, die seit kurzem verweist in eurem Hause eine Zufluchtsstätte gefunden?

Ganz so, so ist's, erwiederte Friedrich und verlor sich in eine vertraute Mittheilung über Elise und seinen Bund mit ihr. Ihre aufkeimende Neigung vereine sich auf das rührendste mit ihrer innigen Trauer um die dahingeschiedene Mutter, eine Schwester seines Vaters. Die holde Elise sei durch einen seelenvollen, lieben Ernst wie verklärt. — Unter solchen Gesprächen traten die beiden in das noch hellerleuchtete, von einer rauschenden Musik tönende Haus des Präsidenten. Dieser war mit einer Schwester Lindau's vermählt gewesen, die kurz nach der Geburt ihres einzigen Kindes, einer Tochter, starb. Die Schwäger hatten alsdann sich nur selten wiedergesehen;

---

listigste aller Demagogen Max Robespierre bezeichneten die Guillotine als ein mustergültiges critisches Vorgehen, als ein Mittel, um das gesellschaftliche Ideal zum menschlichen anzubahnen, als ein großes Erziehungsinstitut des Staates, als eine passende, richtige Staatsdiät und materia medica, um die angeborene Anlage zum Royalismus, diese schlechte Sitte, gänzlich zu vertilgen; „l'apothéose au bourreau, le mépris aux victimes."

*) Nicht leicht hatte ein König mit redlicheren Gesinnungen als er den Thron bestiegen, der jedes Jahr seiner Regierung mit freiwilligen Wohlthaten seiner Nation bezeichnete. Spittler's europäische Staatengeschichte Theil I.

Carl betrat das Haus seines Oheims zum ersten Male. Er fand eine große Gesellschaft, die schon seit Stunden versammelt sich nach einer eben nicht charaktervollen Thee-, Lese- und Musikzeit mit Enthusiasmus dem Tanz überlassen hatte. Es war spät. Die Aeltesten und Angesehensten schickten sich bereits an, das gastliche Haus zu verlassen. Der Tanz, welcher so eben begonnen, schien der letzte des heutigen Cyclus zu sein. Obgleich der Wirth unter diesen Umständen mit seinen Gästen vielbeschäftigt sein mußte, nahm er sich doch die Zeit, mit einigem Verweilen seinen Neffen willkommen zu heißen. Er begrüßte den Jüngling mit jenem steifen, ritterlichen Anstande, der den gewesenen Militär ankündigte; seine Brust schmückte das eiserne Kreuz. —

Mit besonderem Interesse, sagt' er, las ich einige Ihrer litterarischen Versuche; ich freue mich, Sie zu sehen.

Auch bezeigte er eine aufrichtige Theilnahme über Luisens glückliche Vermählung. Zugleich fragt' er seinen Sohn, warum er nicht auch die andern beiden Freunde ihm zugeführt. Des Dichters Name erinnerte ihn an den heutigen Theaterabend und er erkundigte sich nach dem Ausfall desselben. Friedrich beeilte sich, dem Vater das Nöthige zu berichten — indem schwebte aus dem Ballsaal ein sehr junges Mädchen herein und hing dem Präsidenten am Arme. Nach wenigen Augenblicken folgte ihr ein bildschöner Offizier und bat um ihre Hand zum Tanz. Das feine Kind sahe ihren Vater fragend wie mit einem seufzenden Lächeln an; der Präsident winkte bejahend und sie überließ ihre Hand dem Jüngling. Nun sprach der Präsident den Wunsch aus, die jungen Männer, nachdem er die Gesellschaft entlassen, noch bei sich zu sehen. Er ging.

Friedrich eilte, Elisen zu begegnen. Carl blieb einen Moment allein. Lebhaft erinnerte ihn das ätherische Wesen an die junge Gräfin, an die blauäugige Athene; die Wärme und Blüthe ihrer Erscheinung berührten ihn wundervoll. Unabsichtlich folgt' er ihrem Gang, schüchtern blieb er auf der Schwelle des Ballsaales stehen. Nicht sobald sahe er die zierliche, süß ernste Gestalt durch den sonnenhellen Salon schweben, als ihm Friedrich ein junges Fräulein vorstellte, die in aller Anmuth mit sanftem, innig ruhigem Blick ihn begrüßte. Friedrich sagte mit herzlichem Wort zu der Geliebten: Dieser ist mein Freund unser Vetter, von dem ich so viel Liebes und Herrliches zu sagen hatte.

Das zarte Mädchen neigte vor Carl, der in ihrem Anschauen sehr bewegt erschien. — Die Gäste brachen auf, bald war der Saal leer und still. Der Präsident begleitete die Fortgehenden in die Vorhallen. Nur Elise und Virginie waren zurückgeblieben, an ihrer Seite Friedrich und Carl.

Virginie sagte erseufzend: Vorbei, vorbei! Vergeßlichkeit, steh' mir bei! Dem Himmel Dank, daß man sich selbst wiedergegeben ist.

Carl sahe sie nicht ohne Verwunderung an; unbefangen fuhr sie fort: Dies Schwirren und Wirren, diese hüpfende, seelenlose Musik, dies Blinken und Glänzen — wie traurig kann das machen!

Carl erfreut und bewegt von diesen nachdenklichen Worten erwiederte

gleich in ihrem Geist und Sinn: Leider haben unsere Tänze weder idealschönen, noch charakteristischen Werth; durch ihre Carricatur äffen sie das Gemüth, durch die nur äußerliche Aufregung verwirren und betäuben sie uns. So kann es geschehen, daß Vergnügungen solcher Art uns zuletzt mit einer Traurigkeit erfüllen, über deren Tiefe und Gewalt bei anscheinend so geringem Anlaß wir erschrecken.

Virginie sahe ihn lebhaft zustimmend, flüchtig und rührend an; sie ging still an das Fenster und blickte in die Mondnacht hinaus.

Was sagt uns Fräulein Elise, fragte Carl nicht ohne Zwang.

Elise erwiederte: Bei diesem Vergnügen, um aufrichtig zu sein, denke ich mir garnichts.

Es ist auch ein gedankenloses Thun, sprach Friedrich lächelnd; diese Springereien wie auf dem Theater, so in den Salons haben mit dem Schönen wenig zu schaffen. Zuletzt kömmt alles auf eine lebhafte Motion hinaus.

Der Präsident kehrte zurück. Kommt, kommt, sprach er zu den Mädchen, wir wollen noch einen Gang durch den Park machen.

Ja, sagte Virginie herkommend. Die himmelschöne, ernste Nacht ward durch unsere dummen, lustigen Tänze so entstellt, daß es für mich wenigstens hohe Zeit ist, in besserer Verfassung mich mit ihr zu versöhnen. Dauerte diese Spannung länger fort — mein Himmel, so weint' ich gar hinaus.

Elise stimmte schüchtern, Friedrich begeistert zu dem Gange ein.

Sie, mein werther Neffe, begleiten uns? fragte der Präsident, wartete jedoch die Antwort nicht ab, winkte den Bedienten; es wurden Tücher für die Damen, für ihn Oberrock und Hut gebracht. Alle begaben sich in die schöne Sommernacht, in den musterhaft gehaltenen Park.

VI.

Friedrich und Elise wandelten alsbald allein. Carl blieb zur Seite des Präsidenten, dem nach ihrer Gewohnheit Virginie am Arme hing. Durch die Wendung des Gesprächs, die sein Oheim sogleich beliebte, fühlte er sich sonderbar frappirt. Er hatte einige Bücher edirt, auf sie zog des Mannes Rede zu. Mit einem festen, männlichen Tone sprach der stattlich große Mann: Das Trauerspiel Ihres Freundes hat Glück gemacht, bald wird der talentvolle Mann einen berühmten Namen haben. Ihr Schicksal ist so günstig nicht, und ich glaube, in Ihrem Falle gilt das Sprüchwort: ein Jeder ist seines Glückes Schmied. Geist, Gemüth und Kraft blitzen aus Ihrer Schrift hervor, allein sie bleibt dem Gemeingefühl fremd, sie findet kein Publikum, weil der Autor nicht für das Leben als solches sich interessirt, vielmehr für die Bedeutung desselben. Alle Welt lebt nur in den Affecten, Sie aber skizziren diese, verweilen bei dem Geist, Sie geben mit wenigem Schein viel Sein, Sie legen kein Gewicht auf das Zufällige, vielmehr dringen Sie interessirt dem Wesentlichen zu. Man ließe sich dies noch gefallen, wenn es rein philosophisch hervorträte, allein den Personen selbst wird der gleiche Hang nach dem Innern angedichtet, ja angedichtet, denn Keiner lebt und denkt zugleich, die Menschen sind immer nur in ihrer Beschränkung mit

sich selbst und mit einander beschäftigt, eine Leidenschaft für die Wahrheit und Freiheit, für den Himmel giebt es nicht, kann es vielleicht gar nicht geben. Ihre Personen sind voll besonnenen Affects, erscheinen um deshalb unwahr, wenigstens unwirklich, Sie opfern die Natur der Dinge einem speculativ religiösen Principium, das in Praxi garnicht angetroffen wird. Ich rathe Ihnen, mein Neffe, in der Qualität als Dichter den Thabor wieder zu verlassen. Geben Sie dem Olymp die Ehre, der im Bunde mit einer geläuterten, vergeistigten Moral auch jetzt noch alles beherrscht. Wenn Sie bei Ihrem jetzigen Streben beharren, könnten Sie dereinst über ein verfehltes Leben zu klagen haben.

So mit Tadelrede überstürzt blieb Carl zwar innerlich gelassen, aber er fühlte keine Aufforderung, ohne directe Anfrage etwas zu erwiedern. Wie sehr sollt' er erstaunen, als Virginie statt seiner lebhaft antwortete: Wenn Jemand Alles, was er erlebt, in einem Lichte schaut und verkündigt, das die Leute nur aus ihrem leidigen Catechismus kennen, so wird er ein Prophet in der Wüste sein, allein wer hat Recht, der geistvolle Prophet oder die wüsten Leute?

Du bist ein Kind, sagte der Präsident, was urtheilst du über diese Dinge! — Er wendete sich wieder an Carl: Der Mangel an Hinreißung in den Schein, die polemische Behandlung der Leidenschaft, Ihre Begeisterung für eine uneigennützige Liebe, die hinnieden nicht angetroffen wird, ist Ursache, daß Sie nicht verstanden und erkannt sind.

Carl, gleich sehr verwundert als versöhnt durch Virginiens Worte, erwiederte nun: Mein Oheim, auch der Dichter als solcher glaubt nicht an die Erscheinungswelt, er stellt sie in ihrer eigenen Theorie dar und läßt sie sich zerstören, doch er genießt und liebt sie, lebt und webt in ihr und muß um deshalb bei der unerweckten Menge wie bei seinen selbstbewußten Gesinnungsgenossen Anspruch finden. Mir giebt das Leben in seiner bloß natürlichen Gestalt Angst und Pein, im höchsten Sinne gewährt mir diese Poesie nichts, meine innerste Befriedigung entspringt lediglich aus dem christlichen Geist. In diesem Lebens- und Weltgefühl dicht' ich und kann nur deshalb der großen Masse nicht verständlich sein, die das unsichere Wohlsein, das sie Glück heißt, entweder ganz flach für das höchste Gut nimmt, oder darüber hinausgeführt in dem poetischen Weben und Schweben ihr Genügen hat. Jedoch ich würde auch bei meiner Anschauung der Dinge einen größeren Anhang erwerben und mich einer weiteren Gemeinschaft erfreuen, wenn ich die Befriedigung nicht vorzugsweise als ein Gut der Hoffnung, sondern phantastisch wie so mancher Dichter, als eine schon gewonnene Seligkeit vorstellte. Doch diese Seligkeit ist ja erst mit der Vollendung gegeben; mit ihrem wirklichen Besitze mir selbst und der Welt zu schmeicheln, das vertrüge sich mit meinem Wahrheitsgefühl schlecht. Gewiß hat nur die geistige, verborgene Welt, die umbildend der Natur einwohnt, Wesen und Kraft, allein noch bricht sie nur in einzelnen Strahlen hervor und wird zunächst von der Nacht des sinnlichen Lebens überwunden. Ich weise demnach sowohl im Gebiete der Natur als im Gebiete des heiligen Geistes auf eine Objectivität

hinaus, das Leben ist mir, ernst genommen, vorherrschend Entbehrung und Qual. So dicht' ich. Die Menge, durchaus in Illusionen hinlebend, von ihren mit dem Gefühl der Einheit sich selbst schmeichelnden Dichtern geschmeichelt, findet sich von einem Poeten nicht angesprochen, der wahr ist. Um Alles in Eins zu fassen, meine Art zu sein und zu dichten ist der grade Gegensatz derjenigen Denk- und Dichtweise, die an dem blos Menschlichen, an dem edel Heidnischen ein Genügen hat; nichtsweniger contrastirt meine Gesinnung und Darstellung mit dem christlichen Optimismus der vielgelesenen, vielwirksamen Dichter, die das Christenthum poetisch gegenwärtig empfinden und nicht vorzugsweise nur erhoffen und ersehnen.

Der Präsident erwiderte hierauf, daß das Christenthum bis jetzt mehr auf eine nur geistige, innerliche Erhebung, als auf die practische Erfüllung seines erhabnen Gebots der Einheit des Menschlichen und Göttlichen Anspruch machen zu dürfen scheine; daß die Familie, der Staat, ja die Kirche selbst in den Sphären des Gesetzes sich halte; daß er nur deshalb rathe, wenn es denn doch christlich gedichtet sein müsse, die poetische Erklärung, die allein übrig bleibe, nicht hinterstellig zu behandeln. Die Versöhnung könne nun einmal nur angeschaut, gedacht und vorgestellt, aber nicht gelebt werden; so sei es in der Welt, und wer in dieser Welt wirken wolle, müsse ihr Lied singen.

Carl entgegnete, daß er, der das Vernehmen der heiligen Wahrheit habe, sich nicht verleugnen könne und dürfe.

Mein Oheim erlaube mir, fuhr er fort, mich im Besondern zu erklären. Allen Menschen, die nicht auf dem Grunde der persönlichen Vereinigung des Unendlichen und Endlichen streben und ringen, wird der Geist nur einen formalen Werth haben, die Lust ist ihre wahre Realidee. Sie müssen für jede scheinbar uneigennützige Thätigkeit, die in ihrer Reinheit ihnen schlechterdings ein inhaltloses Abstractum ist, durch den Genuß der selbstigen Liebe sich entschädigen, deren Bekenner eben so nothwendig in der Narrheit des Leeren endigen. Die Vereinigung aber des Hüben und Drüben ist an sich nur ein Gut der Contemplation, sie ist nicht zu practiciren. Wehe den Aermsten, die ein Scheinglück sich erhalten möchten, untheilnehmend zertrümmert sie das ungesühnte Schicksal. Augenfällig waltet der Alleinwahre mit furchtbarem, ungeheurem Ernst in seiner abfälligen Welt. Verloren sind Alle, die außerhalb des Heiligthums, das ihnen zu ihrer Rettung aufgerichtet ward, leichtsinnig, verblendet in einem lebendigen Tode dahinleben; denn die Zuckungen der Sühne in Natur, Kunst und Wissenschaft, die lediglich dadurch, daß sie das Mysterium weissagen, einen Werth haben, zerrinnen in Nichts vor der Macht der Wirklichkeit und des Todes. — Wie sollt' es geschehen, daß auch ich in dieser genußvollen Thorheit meine Tage verspielte und Andere durch poetischen Zauber in ihrer Täuschung erhielte, wenn ich doch im Geist zu stehen fühle? Gesetzt, ich wollt' es auch, ich kann nicht mehr zurück; ich bin gebunden in meiner Wahrheit und muß vorwärts auf ihrem Wege, welches auch mein irdisches Schicksal sei.

Virginie, welche nach Carl's Worten mit einer weltvergessenen Innigkeit

gelauscht, ging auf einmal weg. Ihr Vater, in der Meinung, es habe sie etwas Gleichgültiges entfernt, ließ sie gewähren. Sie kehrte nicht zurück.

VII.

Es ist ungewiß, ob der Präsident, eisern beharrlich wie er war, dem Jüngling auf's Neue opponiren wollte, denn das Gespräch Beider ward auf eine schöne und rührende Weise unterbrochen.

Friedrich und Elise durchwandelten während dieser Minuten unter herzlichen Worten die Gänge des Gartens; ihre Rede verweilte mit innigstem Interesse auf dem jüngsten Lebensereigniß Elisens. Die edle Theilnahme Friedrichs beruhigte und kräftigte die klagende Tochter. In dieser Sympathie erschlossen sich ihre Seelen in beglückendem, gegenseitigem Zutrauen.

Wahr ist es, sagte Friedrich nun, die Liebe macht unentbehrlich; aber dies Wort geht auch uns an; Elise darf diesem Leiden sich nicht ausschließlich überlassen.

Von der plötzlich persönlichen Wendung des Gesprächs zwar nicht befremdet, vermochte doch Elise nicht sogleich zu entgegnen. Friedrich blieb stehen, nahm schüchtern ihre Hand und sagte mit feuchten Augen: Sollte Elisens Verlust mit nichts zu ersetzen sein — bin ich Dir Etwas, Elise? O ich liebe Dich so sehr.

Friedrich! sagte sie in Thränen, liebe- und schaamverherrlicht — und Friedrich hielt die Braut in den Armen. Jetzt kam der Präsident mit Carl daher. Bei dieser Begegnung war das Bezeigen Elisens hinnehmend schön, ihre ganze Seele offenbarte sich in der entschiedenen Lebenslage. Die bescheidene Tochter, die keusche Jungfrau, die verschämte Braut — athmete in diesem Bilde der zartesten, lieblichsten Weiblichkeit. Der Präsident bestätigte mit Freuden die würdige Wahl des entzückten Sohnes, und die warme Theilnahme Carl's erhöhte die seltene, häusliche Feier.

Elise vermißte Virginien, sie ersehnte ihre Nähe; Friedrich entließ die Braut nach einem herzlichen Kusse ungern. Carl ging, denn es war spät; Vater und Sohn schienen einer gegenseitigen, vertraulichen Mittheilung bedürftig.

VIII.

Während hier eine Familienfeier geschahe, deren ungeschmückter, inniger Charakter eine schöne, geistwürdige Zukunft verhieß, wurde das erwähnte Künstlerfest von poetisch berauschten Menschen mit allen Zeichen einer glühenden Phantasie begangen.

In einem wohl geräumigen, doch für eine solche Anzahl von Gästen nicht recht ausreichenden Saal, saßen Dichter, Schauspieler und Schauspielfreunde um eine etwas prunkend geschmückte, nicht hell genug erleuchtete, gut servirte Tafel und feierten laut, ja bacchisch des Dichters Muse. Wolfgang, zwischen der Wirthin und Charlotten placirt, schien der Beendigung des fast lärmenden Gastmahls mit heftigem Wunsche entgegenzuharren; Mitternacht war längst vorüber. Madame Wunder bezeigte sich erstaunlich froh und lustig. Witzworte, seltsame Anspielungen wechselten mit Blicken voll Schärfe und Rührung; dem sinnlichen Feuer des Moments ward kaum

mehr die gewohnte Grazie. Charlotte dagegen war sehr still geworden; schon verrieth sie durch manche Zeichen von Ungeduld, daß sie in der Gesellschaft sich nicht mehr heim fühle. Jedoch bemächtigte sich soeben ein besonderer Schwung der Gemüther, als ihre Schwester mit ungeheuchelter Begeisterung für die Kunst ein Gespräch über den heutigen Zustand des Theaters auf die Bahn brachte. Man klagte das Directorium an, das die Bühne für den seichten Zweck eines frivolen Zeitvertreibs mißbrauche; man tadelte das Publikum, weil es in aller Freude auf diesen Zweck eingehe. Der modernsten Oper ward mit Widerstreben und Satyre, des Ballets mit beißendem Spott gedacht. Enthusiastisch nahm man den Gedanken auf, daß dem Theater eine Regeneration bevorstehen müsse, daß diese Erneuerung von dem heutigen, epochischen Abend zu datiren scheine; und als Madame Wunder in einer gut klingenden Rede divinirte, daß die erhoffte neue Aera von unserm Dichter beginne, fand der Bedarf der Aufregung erst recht seinen Gegenstand. Die mögliche Verbesserung ward für zweifellos und nahe bevorstehend erachtet, die besten eigennützigsten Träume eines Jeden erhielten die Farbe der Gültigkeit. Des Gewirrs und Geredes wollte kein Ende nehmen, bis denn alle ihren Herzen Luft machten in dem Jubelruf von Wolfgangs Namen; sie ließen den Dichter hoch leben, der ihnen Veranlassung gegeben zu einem so begeisterten Moment, zu einer so vortrefflichen Perspective in die Zukunft. Die Reihe war nun an ihm, er mußte erwiedern. Rasch stand er auf und sagte gemäßigt diese fröhlichen Worte: Zu viel Ehre; wenn ich der Erlesene wäre, der Ihre seltenen Hoffnungen nur einigermaßen als rationell zu rechtfertigen hätte, dann müßte ich mit Einsicht bestrebt gewesen sein, der bankerotten Theatermuse auf die Beine zu helfen. Aber ich muß leider bekennen, daß ich mich lieber gar nicht um das Bühnenwesen bekümmert, ich habe mein Drama lediglich im poetischen Antriebe gedichtet. Daß es als Theaterstück Zustimmung erworben, ist ein purer, guter Zufall; meine nächste Arbeit könnte just den umgekehrten Erfolg haben. Verehrteste, ich bin im Sinne des Worts ein Musensohn, die bretterne Welt chicanirt mich nicht, ein Bühnendichter kann ich nicht sein, für Ihre Wünsche ist also an mir nichts zu halten. Wie aber, wenn im Allgemeinen Ihr ungestalter Traum einer Palingenesie des Theaters eben nur Traum bleiben müßte? Das wahrhafte Theater, das Spiegelbild der Geschichte, kann nur aus einem wahrhaft öffentlichen Leben entspringen, dessen wir in aller Hinsicht entbehren. Gerade im Widerspruch der alten Griechen und Römer, bei denen die Bühne bekanntlich zeitweise eine sittlich große Bedeutung hatte, treiben wir Subjectivisten und Spiritualisten entweder unsere sieben Sachen ein Jeder auf seine eigene Faust, oder wo wir gezwungen sind, die großen Interessen wahrzunehmen, siehe, da gerathen wir im Tüchten und Trachten sofort in das Weite und sind unerträglich abstract und nichtig. Sollte die Bühne in ihrer Art den Geist der Gesetzgebung einimpfen, oder die Liebe zum Vaterlande herausrufen, wenn uns Gesetzgebung und Vaterland nicht viel mehr als Namen sind? Der große Geist, der in Politik und Legislative, in Wissenschaft und Kunst, in Liebe und

Freiheit lebt und webt, hat mit ihr unmittelbar nichts zu schaffen, weil wir nur seinen Herrscherzwang empfinden, weil wir uns, gemein genug, mit ihm nicht verträglich und heimisch einzurichten wissen. Obgleich angehalten, zum Ganzen zu streben, hat Jedermann doch sein Glück für sich, und in solcher Zerreißung erwartet er, daß auch die Bühne sich eines wichtigen und großen Interesses nicht bemächtige, vielmehr den freilich so angesehen sehr langweiligen Ernst des Lebens vergessen mache, die Neugier spanne, die Privataffecte reproducire, überhaupt, daß sie zerstreue und nur ergötze. Meine Freunde, die Kunst ist dem sogenannten Lebensernst gegenüber zur Liebhaberei geworden, das Theater kann für jetzt nichts schaffen, als den Geschmack zu castigiren, die kleinen, eigennützigen Leidenschaften zu reinigen, kurz, das gesellige Leben formell zu veredeln. O wenn es diese Aufgabe nur erfüllte, wenn es nur wenigstens nicht den Geist carrikirte und den Geschmack depravirte! — Ihre Hoffnungen, daß die Zeit einer Verbesserung und Erhebung der Bühne nahe sei, kann ich nicht theilen, wohl aber Ihre Wünsche, die sich einmal, doch einmal erfüllen müssen, doch wie ich fühle, in einer anderen Gestalt, als wir sie uns vorzustellen in der Verfassung und Laune sind. Mögen denn unsere Gläser immerhin von dem Dank erklingen, den wir der Theatermuse haben für das, was sie uns gewährt, aber aus voller Brust bringe ich ihrer Zukunft ein vivathoch, in welcher sie auf eine neue Weise walten und gestalten wird in dem Geiste des Großen und Ganzen.

Auf diesen Toast stieß man lebhaft an; doch weil sich Wolfgang nicht wieder setzte, auch Charlotte aufgestanden war, so mußte man die Tafel für aufgehoben erachten. Zum besinnen veranlaßt und doch dem Augenblick ergeben verloren sich die Gäste einigermaßen unzufrieden in die anstoßenden Gemächer. Noch weilte Wolfgang, dann aber folgte er Charlotten, die unmittelbar nach Tische auf den an den Saal grenzenden, abgeschlossenen Altan hinausgetreten war. Hier unter dem freien Himmel suchte und fand er die Geliebte.

Der Religionszustand in Polen kurz vor dem Untergange der Republik.

(Fortsetzung von Warschaus Sonne im Untergange.)

Aus den Papieren eines Reisenden am Schluß des achtzehnten Jahrhunderts.

Warschau, Juli 1793.

Man muß bekennen, daß die Polen der höhern Klasse, überhaupt genommen, den äußern Schein in kirchlichen Dingen zu bewahren suchen. Sie scherzen nicht über ihr Bekenntniß; sie lassen sich nicht auf Erörterungen darüber ein; sie machen bei vorkommenden Gelegenheiten die Gebräuche der Kirche mit; sie haben die gebührende Ehrfurcht für deren Diener; sie lassen sogar nicht einmal merken, daß sie den Auswurf derselben, die Mönche, verachten; sie haben sich endlich den Vorwurf der härtesten Unduldsamkeit zugezogen, die sich, in den grausamsten Bürgerkriegen, Jahre hindurch, auf das deutlichste geoffenbaret hat.

Der Grund dieser Erscheinungen ist aber weniger kirchlich als politisch. Das römisch-katholische Bekenntniß war von den ältesten Zeiten her die Bedingung und Grundlage der polnischen Staatsbürgerschaft und aller daraus fließenden Ehren- und Geldvortheile. Man achtet ersteres, in sofern es letztere verschafft, man hütet sich also, es durch Spott über dessen Lehren und Gebräuche zu untergraben; man nimmt sich in Acht, sich in Erörterungen darüber einzulassen, theils, weil man es nur sehr dürftig kennt, theils, weil man anders Denkenden den Vorzug ihres Bekenntnisses nicht einräumen kann, ohne einzugestehen, daß es folgewidrig sei, sie, eben ihres verständigern Bekenntnisses wegen, von den Staatsvortheilen auszuschließen; sie nehmen, bei feierlichen Gelegenheiten, z. B. bei den verordneten feierlichen Messen vor und nach den Reichstagen, an den Gebräuchen der Kirche andächtig Theil, weil einmal das Wesen ihres Bekenntnisses darauf beruhet, und weil es von dem Gesetze geboten ist und mithin eine politische Handlung wird; sie achten die Diener der Kirche vom erstern Range als Staatsbeamten vom ersten Range, als politisch-wichtige Personen, als Ihresgleichen in staatsbürgerlicher Hinsicht, als Inhaber von Stellen, die einer oder der andere ihrer Vorfahren besessen hat, die einer oder der andere ihrer Verwandten noch besitzt, zu denen sie selbst einen oder den andern ihrer Söhne bestimmt haben; sie verachten die Mönche nicht öffentlich, weil sie doch immer die Handlanger eben dieses für sie so politisch- und ökonomisch-wichtigen Bekenntnisses sind; sie hassen und verfolgen endlich die Andersdenkenden, nicht aus Abscheu vor ihren Lehren, sondern als politische Nebenbuhler, nicht aus religiösem, sondern aus politischem Fanatismus, gerade wie

es im protestantischem England nach der Vertreibung der Stuarts war, wie denn überhaupt der Leser gefunden haben wird, daß die polnische Reichstags-Republik viel Aehnlichkeit in ihrer Anlage mit England hatte. Der Umstand macht dies klar, daß sie das jüdische Bekenntniß, unstreitig das feindseligste gegen andere, und das schädlichste für den Staat, nie einschränkten, nie verfolgten. Aber die Anhänger desselben haben auch nie Ansprüche auf staatsbürgerliche Freiheit und Gleichheit gemacht.

Als die Polen, nach der Mitte des zehnten Jahrhunderts, unter Voranschritt ihres Königs Miezislaus, zur christlichen Religion übertraten, nahmen sie das römisch-katholische Bekenntniß an. Es war so lange das einzige herrschende im polnischen Gebiete, bis gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, Kasimir der Große Rothreußen hinzufügte, in welcher Provinz der christliche Glaube, nach der griechischen Lehrform herrschte. Der König versprach den Einwohnern seines neuen Landes die Aufrechthaltung ihres Bekenntnisses und von der Zeit an blüheten das römische und griechische in Polen neben einander, jedes für sich. Als man im funfzehnten Jahrhundert besorgte, daß die Lehren Hussens eindringen möchten, erließ Wladislaus Jagello eine Verordnung, kraft deren alle Ketzer, die sich im Reiche finden ließen, aufgehoben und bestraft werden sollten; und unter der Regierung seines Sohnes traten Geistlichkeit, Adel und Städte in einen Bund gegen diese Ketzer und ihre Begünstiger zusammen.

Als in dem folgenden Jahrhundert die Kirchenverbesserung in Deutschland ihren Anfang nahm und sich mehrere Bekenntnisse bildeten, deren eines gegen das andere war; als, in Italien, Socinus die Lehrsätze des Arius wieder hervorsuchte und mit neuen vermehrte: da gingen auch in Polen viele von den Katholiken ab und zu den Lutheranern, Calvinisten und Arianern über, die sämmtlich von jenen mit dem Namen der Ketzer bezeichnet wurden. Siegmund der Erste erließ Verordnungen gegen sie, aber ihre Anzahl vermehrte sich täglich. Unter Siegmund August stieg sie noch höher, weil er den Verwandten des Augsburgischen Bekenntnisses freie Religionsübung erlaubte. Als er, auf dem Reichstage vom Jahre 1566, anrieth, den gefährlichsten Sekten, besonders denen, welche die Ehre Christi herabsetzten (den Arianern) Einhalt zu thun, blieb dieser Rath schon ohne Kraft, weil viele der Landboten selbst den Arianischen Lehrsätzen anhingen.

Während des Zwischenreichs nach dieses Königs Tode, konnte man die Anzahl und das Uebergewicht der Nichtkatholiken daran erkennen, daß ihrer im Senat, wo nicht mehr, doch eine gleiche Anzahl mit den Katholiken waren, und daß sie im Ritterstande die Mehrheit ausmachten. Man fing an, Religionskriege zu besorgen, wie sie damals in Frankreich wütheten. Um ihnen zuvorzukommen, gelobten die Stände des Konvokations-Reichstages (1573) die sich mit dem allgemeinen Namen „Verschiedendenkende in der Religion" (dissidentes de religione) bezeichneten, einander wechselseitig, für sich und ihre Nachkommen, auf ewig Frieden unter einander zu erhalten; wegen der Verschiedenheit ihrer Bekenntnisse nie Blut zu vergießen; keine Strafe darauf zu setzen; keinem Gerichtshofe, wenn er eine solche vollstrecken wollte, be-

hülflich zu sein, ja, sich dem zu widersetzen, der aus dieser Ursach Blut zu vergießen trachten würde, selbst wenn er einen Urtheilsspruch oder einen Rechtshandel vorschützte. Man fügte hinzu: daß alle geistlichen Stellen, die der König, vermöge seines Patronatrechts, zu vergeben hätte, als Erzbisthümer, Bisthümer und andre Pfründen, nur römisch-katholischen, eingebornen, so wie die Stellen der griechischen Kirchen, nur Geistlichen vom griechischen Bekenntnisse, gegeben werden sollten. Zum Beweise, daß dieser Beschluß von allen Ständen einmüthig gefaßt sei, unterschrieben sich alle geistliche und weltliche Senatoren, der gesammte Adel und die Städte der Einen und unzertrennbaren Republik. Daß sich übrigens die am Reichstage vorhandenen Katholiken zu diesem Beschluß willig finden ließen, kann man sich, nicht aus den gewöhnlichen Grundsätzen ihres Bekenntnisses, sondern nur aus dem obenerwähnten Umstand erklären, daß sie die schwächsten waren. Uebrigens versteht sich von selbst, daß die Unkatholischen nicht von den Vorrechten, welche die Katholischen genossen, ausgeschlossen wurden und werden konnten.

Heinrich, der nun König ward, bestätigte und beschwor in den „pactis conventis", die eben dieser Reichstag für ihn entwarf, dessen Beschluß in Absicht der Erhaltung des Friedens unter den Verschiedendenkenden in der Religion. Auch in den Artikeln, die nach der Wahl dieses Königs für ihn und seine Nachfolger entworfen wurden, erwähnte man der Erhaltung dieses Friedens; aber die Katholiken, die sich wieder verstärkt hatten, stellten jetzt die Sache so vor, als ob nur eine gewisse Anzahl Staatsbürger für denselben eine Conföderation eingegangen wäre, und zogen den Sinn des Wortes „Verschiedendenkende" so zusammen, daß bloß diejenigen darunter verstanden wurden, die verschieden mit den Katholiken dachten, da doch bei jener Convocations-Conföderation (1573) auch die Katholiken darunter verstanden wurden. Dadurch erhoben sich die letzteren aus dem Stande der Mitbegünstigten offenbar zu Begünstigern. Man wird die Folgen davon leicht errathen.

In dem Zwischenreiche nach dem Tode des Königs Stephan wurde der Conföderations-Beschluß vom Jahre 1573 als ein Bund unter den „Verschiedendenkenden in der Religion" dergestalt bestätigt, daß unter letzteren alle christlichen Sekten, katholische und nichtkatholische, verstanden wurden; aber in den Conföderationen der folgenden Zwischenreiche verstand man nur noch die darunter, die von den Katholiken in der Religion verschieden dachten, das heißt, nur die Lutheraner, Kalvinisten und Griechen. Die Arianer waren also ausgeschlossen.

Nur jenen wurde sonach in den Conföderationen der Zwischenreiche nach Siegmund des Dritten Tode (1632, 1648, 1668, 1674) Friede und Sicherheit gelobt und bestätigt. Dasselbe geschah in den „pactis conventis" Wladislaus IV. und seiner Nachfolger. In Absicht der äußerlichen Religionsübung wurde den Dissidenten erlaubt, in den königlichen Städten, in Kirchen, die sie selbst erbauet und worin sie „bisher" Gottesdienst gehalten hätten, vor wie nach denselben zu üben, doch sollten sie an andern Orten, wo sie noch keine Gotteshäuser besaßen, um Unruhen zu verhüten, keine neue

erbauen, sondern in Privathäusern Gott dienen. Dies Gesetz wurde bei der Conföderation von 1632 sanctionirt und bei den folgenden wiederholt. Im Jahre 1696 wurde es stillschweigend gebilligt, da man nichts gegen die Conföderation von 1674, die zu Gunsten der Dissidenten war, einwandte; und man kann sagen, daß das Wort „bisher", dessen man sich in dem Conföderationsbeschlusse von 1632 bediente, bis zum Jahre 1696 gegolten habe. Auf diese Conföderations-Beschlüsse berief man sich im Jahre 1716 bei Abschaffung des Warschauer Vertrags und befahl, daß die, trotz denselben in neueren Zeiten erbaueten Gotteshäuser niedergerissen und daß den an solchen Orten befindlichen Dissidenten alle Versammlungen, öffentliche oder besondere, worin Predigt gehalten oder gesungen würde, untersagt sein sollten, bei Geldstrafe im ersten Uebertretungsfalle, bei Gefängnißstrafe im zweiten, bei Verbannung im dritten. Bloß den Botschaftern fremder Mächte ward erlaubt, Privatgottesdienst zu halten, doch nur mit ihrer Dienerschaft; wenn Inländer daran Theil nähmen, sollten sie in die erwähnten Strafen verfallen. Die Dissidenten, die in diesem Vertrage für ihr Bekenntniß Gefahr sahen, ließen sich durch ein königliches Rescript die Rechte versichern, die in den Conföderationen und den „pactis conventis" ihnen zugestanden worden. Die Conföderation von 1732 führte jene früheren Conföderationen an, bezog sich aber auch auf den Warschauer Vertrag und versicherte nach dessen Vorschrift den Dissidenten Frieden, worin auch die Constitution von 1736 willigte.

Man kann denken, daß es bei jenen frühern, für die Dissidenten günstigen Beschlüssen, nicht an Katholischen fehlte, die mißvergnügt darüber waren. Schon bei der Konföderation von 1632 setzten einige davon ihrer Namensunterschrift die Klausel „ungefährdet den Rechten der römisch-katholischen Kirche", oder „ausgenommen den Artikel, der die Dissidenten betrifft", hinzu. Die Dissidenten beklagten sich über diese Neuerung bei dem darauf folgenden Wahlreichstage, und brachten es dahin, daß in den Pakten Wladislaus des Vierten der Friede für die Dissidenten bestätigt wurde, ungeachtet jeder Protestation, die gegen jenen Konföderationschluß eingelegt worden, allerdings den Rechten der katholischen Kirche ungefährdet, aber auch dem Frieden und der Sicherheit der Dissidenten.

Dennoch behielten die Katholiken bei den folgenden Konföderationen jene Art sich zu unterschreiben bei, und zwangen dadurch die Dissidenten, ihrerseits ein Gleiches zu thun. Diese unterschrieben von 1648 an ihre Namen mit der Klausel „ungefährdet dem Frieden der Dissidenten", und die Könige wiederholten in ihren Pakten die Worte, deren sich Wladislaus über diesen Gegenstand bedient hatte, bis auf August II., der hinzusetzen mußte; „ungefährdet den Rechten der katholischen Kirche und unter Bestätigung der Rechte der Provinzen Masau und Liefland."

Die Erwähnung der Rechte der Provinz Masau bezieht sich auf eine Verordnung, die im Jahre 1525, als diese Provinz noch ihre eigenen Herzoge hatte, gegen die Lutheraner gegeben, und wodurch ihnen aller öffentliche Gottesdienst verboten wurde. Schon 1668 wurde für jene Provinz dies Gesetz bestätigt, doch mit der Einschränkung, daß es denjenigen adeligen

Dissidenten, die in Staats- oder Rechtsgeschäften, oder anderer Ursachen wegen, nach Warschau kämen, oder bei Hofe wären, erlaubt sein sollte, in ihren Wohnungen, doch ohne förmliche Versammlung, ohne Predigt und Gesang, Gott nach ihrer Weise zu dienen; bürgerlichen Personen aber, selbst wenn sie königliche Schutzverwandten wären, sollte die Erlaubniß nicht zu statten kommen. Dies wiederholten die Konföderationen von 1674 und 1696 und der Warschauer Vertrag vom 1716sten Jahre.

Vorher waren die Dissidenten den Katholischen darin ganz gleich, daß sie Senatoren und Landboten werden und jede andre Staatsstelle besitzen konnten. Aber der Konföderations-Beschluß von 1733, der ihnen Frieden, Sicherheit des Eigenthums und Gleichheit, nach Maßgabe der frühern Konstitutionen, besonders der von 1716, versicherte, nahm ihnen gleichwohl die Aktivität als Landboten und als Mitglieder der Gerichtshöfe und Kommissionen, und machte sie unfähig, woiwodschaftliche Aemter und Land- und Kriegsstellen zu bekleiden. Doch, ehe dieser Beschluß niedergeschrieben wurde, hatte man den dissidentischen Landboten den Zutritt zu der Landbotenstube versagt, damit sie sich demselben nicht widersetzen möchten. Damals wurde auch ausgemacht, daß die Dissidenten für Meineidige angesehen und als solche bestraft werden sollten, wenn sie sich an auswärtige Mächte wenden und durch diese eine Wiedereinsetzung in ihre vorigen Rechte betreiben würden. Da aber mehrere der Dissidenten Land- und Grod-Aemter besaßen, so wurden diese ihnen gelassen, doch so, daß sie nach ihnen Katholiken anheim fallen sollten. Die Konstitution von 1736 bestätigte diesen Konföderations-Beschluß.

Die Dissidenten hatten diesen Verlust ihrer Rechte eben so sehr ihren eigenen Uneinigkeiten, als der Herrschsucht der Katholiken zu danken. Anstatt durch Eintracht einen Wall gegen den Eindrang dieser zu bilden, schwächten sie sich selbst durch ärgerliche Intoleranz; und die Katholiken nutzten den feindseligen Grundsatz: „unterhalte Zwiespalt und du bist Herr," mit dem glücklichsten Erfolge. Sie veruneinigten die Griechen unter einander, indem sie dieselben mit ihrer Kirche zu verbinden suchten. Einige griechische Bischöfe gingen in diesen Plan ein, schlossen sich an die katholische Kirche und huldigten dem Papst; andere arbeiteten mit Macht dagegen. Eine vollkommne Spaltung war die Folge davon. Die eine Partei nannte sich die unierte, die andre die nichtunierte griechische Kirche; diese erkannte für ihr höchstes kirchliches Oberhaupt den Patriarchen von Konstantinopel, jene den Papst. Die nichtunierte führte unaufhörlich Klage gegen die unierte, daß sie den Glauben ihrer Väter untergrabe, geistliche Aemter und griechische Kirchengüter sich anmaße und sich andre Dinge erlaube, die den Vorschriften der Väter zuwider liefen. Bei allen Konfönderationen und an mehreren Reichstagen wurden den Ständen Beschwerden darüber vorgetragen; aber diese fanden nicht rathsam, etwas Klares und Bündiges darüber festzusetzen; und so wurde die Eintracht unter den Griechen nie wieder hergestellt. Da die nichtunierten Griechen mit unter denjenigen Dissidenten begriffen waren, welche die Beschlüsse von den Jahren 1732 und 1736 ihrer staats

bürgerlichen Rechte beraubt hatten, so wurden sie in diesem Punkt nicht anders behandelt, als die Lutheraner und Kalvinisten.

Diese waren unter einander nicht weniger uneinig, als die Griechen, und nicht weniger unduldsam gegen diese und die Arianer, als die Katholiken selbst. Sie hatten die Unüberlegtheit so weit getrieben, mit letztern gemeinschaftliche Sache zu machen, als sie den Entschluß faßten, die Arianer in Polen ganz zu vertilgen. Sie ahnten in ihrer fanatischen Verblendung nicht, daß an sie selbst die Reihe kommen würde, wenn jene ausgerottet wären.

Die Arianer hatten geglaubt, daß sie mit zu denjenigen Dissidenten gehörten, denen durch die Gesetze Friede und Sicherheit versprochen worden; aber weder die Katholiken noch die Griechen, Lutheraner und Kalvinisten wollten mit ihnen Gemeinschaft haben. Schon unter Wladislaus des Vierten Regierung ging man damit um, sie von den öffentlichen Ehrenstellen und Berathschlagungen und von dem Besitze der Landgüter auszuschließen. Als nach dessen Tode auf dem Konvokations-Reichstage von dem Frieden der Dissidenten die Rede war, erklärten die Katholiken, theils mündlich, theils im Warschauer Grodbuche schriftlich, nur diejenigen gehörten zu den Dissidenten, die an einen dreieinigen Gott glaubten, die Arianier könnten also nicht dazu gezählt werden. Im Jahre 1648 verweigerte man einem arianischen Landboten das Recht, seinen Namen unter den Verhandlungen der Konföderation zu verzeichnen; im Jahr 1658 wollte der König einen arianischen Landboten nicht zum Handkusse zulassen, und die Landbotenstube beschloß, keinen Arianer in ihrer Mitte zu dulden. Darauf erfolgte das Gesetz, welches die Arianer einer Verordnung des Königs Wladislaus Jagello unterwarf, vermöge deren sie und ihre Begünstiger den Kopf verlieren sollten; doch wurde die Vollstreckung derselben noch auf drei Jahre hinausgesetzt, während welcher sie sich bekehren, oder ihre Geschäfte in Ordnung bringen und auswandern könnten. Zugleich wurde ihnen, bei Verlust ihres Kopfes, verboten, nach ihrer Weise Gottesdienst zu halten und an öffentlichen Geschäften Theil zu nehmen. Diese dreijährige Frist ward bald nachher in eine zweijährige verwandelt, und nun verließen die Arianer, „als Verbannte," ihr Vaterland und begaben sich in andre Länder. Die Gerichtshöfe hatten Befehl, die Zögernden aufzuheben und nach den Gesetzen zu bestrafen; und dieser Befehl wurde ein Jahr nachher (1662) dahin verschärft, daß selbst diejenigen, die das katholische Bekenntniß angenommen, aber noch eine arianische Frau hätten und ihre Kinder in jenen Irrlehren unterrichten ließen, oder mit deren Lehrern in schriftliche Verbindungen ständen, mit ihren Frauen zugleich jene Strafe leiden sollten. Endlich wurde im Jahre 1670 den Starosten aufgetragen, ohne alle Abberufung, dies Gesetz auch an den Begünstigern der Arianer zu vollstrecken. So wurden diese, unter Beihülfe der Dissidenten, zwar ausgerottet, aber wenige Jahre nachher erfolgten denn auch die oben erwähnten Gesetze, die letztere auch ihrerseits der Staatsbürgerschaft beraubten. Uebrigens wurden im Jahre 1668 diejenigen den Arianern zugezählt, die von dem katholischen und unirt-griechischen Bekenntnisse abfielen, und man setzte für sie die Strafe der Verbannung fest. Ihnen wurden endlich noch die Quäker, Afterläufer und Mennoniten hinzugefügt.

Jene nachtheiligen Gesetze gegen die Dissidenten bestanden in aller Kraft bis zur Abfassung der Constitution von 1768. Zwar hatten jene nicht versäumt, sich dagegen zu regen, aber ihre Vorstellungen bewirkten nichts, da sie nun die schwächsten geworden waren. Sie hatten diejenigen Mächte, die über den Frieden von Oliwa (1660), der ihnen die Erhaltung aller ihrer Rechte versicherte, die Gewähr geleistet, um ihre Vermittelung gebeten, aber darauf hatten die Katholiken, wie oben erwähnt, mit einem Gesetze geantwortet, das sie für Hochverräther erklärte, wenn sie bei auswärtigen Mächten um Beistand ansuchten. Hier waren politische Besorgnisse zum kirchlichen Verfolgungsgeiste und zur staatsbürgerlichen Eifersucht getreten und hatten diese um so wilder und hartnäckiger gemacht.

So fand der jetzige König, als er den Thron bestieg, die Stimmung der Gemüther, und er war gezwungen, in seinen Pakten alle den Dissidenten nachtheilige Gesetze zu wiederholen und zu beschwören. Zwar gaben die Gewährleister des Oliwischen Friedens (Rußland, Preußen, England, Dänemark) Vorstellungen zu Gunsten der Dissidenten am Reichstage von 1766 ein; aber dieser verstand sich zu nichts, bestätigte sogar jene Gesetze durch die Mehrheit. Die Bischöfe hatten auf Befehl des Reichstags einige Punkte, die zum Vortheil der Dissidenten sein sollten, abfassen müssen; aber den Gewährleistern des erwähnten Friedens, besonders Rußland und Preußen, leisteten sie kein Genüge, sondern sie wollten alle für die Dissidenten nachtheilige Gesetze gänzlich aufgehoben wissen.

Während Rußland gegen das Benehmen des Reichstages aufstand, bildeten sich an vielen Orten im Reiche zugleich dissidentische Konföderationen, die durch eine Anzahl russischer Truppen und selbst katholischer Mißvergnügten verstärkt wurden und sich nach und nach in Thorn in eine große Konföderation vereinigten. Die Beschwerden und Forderungen derselben betrafen aber nicht bloß kirchliche Gegenstände, sondern auch politische. Jetzt traten noch andere Konföderationen, von dem katholischen Adel selbst gebildet, im Reiche auf, versprachen, um ihre politischen Plane durchzusetzen, den Dissidenten Duldung, und nachdem sie sich, den Fürsten Radziwil (eben denselben, der ein eifriger Gegner der Wahl Stanislaus Poniatowski's war) an ihrer Spitze, unter dem Namen der Mißvergnügten, zu einer einzigen verbunden hatten, verstärkten sie sich noch durch die dissidentische, mit der sie in Unterhandlung und nachher in einen förmlichen Bund traten. Um einem bürgerlichen Kriege zuvor zu kommen, berief der König einen außerordentlichen Reichstag nach Warschau, der die entgegen strebenden Parteien vereinigen sollte, aber so lange unfruchtbar blieb, bis unsre Regierung die ärgsten Schreier an demselben, namentlich den Bischof von Krakau und seine Anhänger, aufhob und in sichere Verwahrung nahm. Nun erwählte der Reichstag eine Kommission, welche die Sache der Dissidenten sehr günstig behandelte, und deren Gutachten dahin ging, daß man alle gegen sie gegebene Gesetze widerrufen und ihnen alle alten Vorrechte wieder herstellen müsse. Der außerordentliche Reichstag machte dies Gutachten zum Gesetz; aber kann sich selbst denken, wie viel guter Wille dabei sein mochte. (Schluß folgt.)

Diplomatische Revue.

Wochenschau.

Die in den Blättern befindlichen Angaben über die jüngste Scene des Rüstungs-Dramas sind ziemlich zutreffend. Im Laufe des Sonnabends wurde auf den österreichischen Antrag die mündliche Erwiderung gegeben, daß die preußische Regierung in der Kundgebung des wiener Kabinets ein Mittel friedlicher Auseinandersetzung anerkenne, mit dem Hinzufügen, es werde noch im Laufe desselben Tages die schriftliche Antwort abgefaßt werden. Die letztere ist denn in der That spät Sonnabend nach Wien abgegangen. Preußen constatirt mit Befriedigung, daß Oesterreich seinen friedlichen Versicherungen in der Rücknahme der seit mehr als vier Wochen ergriffenen militärischen Maßregeln einen factischen Ausdruck geben wolle. Da die Rüstungen Preußens in den Veranstaltungen Oesterreichs ihren Anlaß hatten und immer nur den Progessen derselben folgten, so kann die erstere Macht keinen Anstand nehmen, ihre Rüstungen in demselben Maaße, in welchem Oesterreich die seinigen rückgängig macht, ebenfalls zu redressiren.

Der Wortlaut der preußischen Depesche ist am Dienstag bereits veröffentlicht worden.

Wenn man von einem nahen Termine gesprochen hat, binnen welchem somit der status quo wiederhergestellt sein würde, so dürfte diese Erwartung nicht ganz der thatsächlichen Lage entsprechen. Es ist ja ersichtlich, daß bei den bevorstehenden Anordnungen eine gewisse beobachtende Abwägung Platz greifen wird. Es hängt zum großen Theile von Oesterreich ab, in wie raschem oder langsamem Tempo die Abrüstung erfolgt. Beschränkte sich Oesterreich auf die Entlassung der „in kaum nennenswerthem Umfange" einberufenen Urlauber, so würde auch Preußen nur mit sparsamer Vorsicht die Spannung seiner militärischen Kräfte mildern können. Jedenfalls wird Preußen erwarten dürfen, daß die österreichische Regierung die an der böhmischen Grenze zusammengezogenen Truppen in ihre früheren Standquartiere zurückbeordere, und vor einer vollständigen Durchführung dieser Operation würde es kaum gerechtfertigt sein, wenn Preußen die defensiven Anstalten, die es an seiner Grenze getroffen hat, gänzlich aufheben wollte.

Erwägen müssen wir noch, daß der eigentliche Charakter der Situation durch diese Abrüstungs-Scene wenig alterirt werde. Wir haben es hier nur mit einem Intermezzo zu thun, da die Rüstungen und Gegenrüstungen nicht die Quelle, sondern blos ein einzelnes Symptom der Krisis waren. Es bleibt die Aufgabe, Schleswig-Holstein zu constituiren, es bleibt die Nothwendigkeit, den Bund zu reformiren.

Ueberdies hat sich eine Thatsache während des Verlaufes der letzten Wochen herausgebildet, die bis dahin nicht diplomatisch festgestellt war. Bis Mitte März existirte noch das Wort von der österreich-preußischen Allianz. Dieses Wort ist nunmehr widerlegt, nicht blos durch die drohende Haltung, welche Oesterreich seit dem März annahm, als auch durch wiederholte Erklärungen des wiener Kabinets, welche schwerlich noch eine Hoffnung übrig lassen, daß Oesterreich sich dem Standpunkt Preußens in Sachen der Herzogthümer nähern werde. Ward früher die Situation durch die österreichisch-preußische Allianz beherrscht, so muß nunmehr die Thatsache der durch Oesterreich bewirkten Auflösung der Allianz die Ereignisse, Actionen und Entschlüsse bedingen.

Berlin, 24. April. Das Ministerium Bismarck ist der personificirte Gedanke: Preußen muß groß werden. — Graf Bismarck nahm eine Sache in Angriff, welche zu den verschlepptesten gehört, welche jemals spielten, und dieser Angriff gehört sicher zu den kühnsten, die in der Weltgeschichte unternommen wurden. Gelingt er, so war es ein unsterblich Unternehmen. Sein Ziel ist: ein gutes Stück compactes Deutschland zu bilden, auf daß niemals wieder eine Olmützer Schmach und Schande zu Stande kommen könne und der Habsburger zerstörende Eifersucht unter Schloß und Riegel gelegt werde. Es tritt dann für Preußen der zweite große Moment der Erlösung von Oesterreich ein. Aber mit welchen Schwierigkeiten hat Graf Bismarck nicht zu kämpfen; wie muß er nicht nach allen Seiten hin Front machen! Front gegen verjährte Vorurtheile der Conservativen, Front gegen vornehme und mächtige Traditionen, Front gegen den verwilderten Nationalverein, Front gegen allerlei Gedränge und was die Hauptsache ist: Front gegen die Habsburger Erbitterung, diese ist bitterer als Quassia und Absinth, sie ist ein Habacuc capable de tout, um mit Voltaire zu reden. Was denn aber schadet's? Etwas tourbillon ist heilsam, auf daß die „vergnügsame Coupons-abschneidende Bourgeoisie", die radicalen Träger des flottanten Besitzers, welche aller Orten zur gewerbmäßigen Opposition gehören, und die liberalen conspirateurs de l'eau douce (die Süßwasserverschwörer) einmal wieder Gott den Herren erkennen lernen und auf den Knieen flehend die Macht anrufen, die von Gott auf Erden eingesetzte und von ihnen mißachtete und mißhandelte Macht und Autorität. Auf denn! Man ziehe einen neuen Pavillon auf, unter welchem Alle Platz haben, Alle, sie mögen einer Partei angehören, welcher sie wollen (locus est et pluribus umbris), eine neue Standarte. Ohne Oriflamme giebt es keine Geschichte! G.

---

* Altona, 23. April. Daß während der letzten Wochen, wo Existenzfragen auf dem Spiele zu stehen schienen, die Erörterung des Rechtes in den Hintergrund gedrängt war, ist begreiflich genug. Es geht in der Politik wie im bürgerlichen Leben: so lange uns die Noth des Tages, die Sorge

um das Brod, die Rüstung zur Abwehr des Feindes in Beschlag nimmt, so lange finden wir kaum Zeit, uns über die Prinzipien Rechenschaft zu geben, nach denen des Menschen Thun sich richten soll, und wir müssen uns schon glücklich preisen, wenn nur der Instinkt des Guten bei uns aushält. So auch giebt es in der Politik Perioden, wo die Leidenschaft der Selbsterhaltung oder der Drang nach factischer Bewährung uns in dem Grade in Anspruch nimmt, daß wir der ruhigen Erörterung des Rechtes kaum einen Moment widmen können und daß wir froh sein müssen, wenn uns nur das Gefühl und das Bedürfniß des Rechtes nicht verläßt. Die Wogen der Ereignisse können an und für sich eben so wenig eine bleibende Gestalt schaffen, wie die Wellen des Meeres es zu thun vermögen. Sobald sie sich jedoch besänftigen, werden wir zum Rechte zurückgetragen, und gerade nach der sturmvollsten Entwickelung flüchten wir uns um so lieber nach dem Eilande des Rechtes, bauen wir um so eifriger an dem Hause, das allein auf dieser terra firma ein dauerndes sein kann.

Gründliche und unparteiische Untersuchungen über das Recht in Sachen der Constituirung Schleswig-Holsteins gelten jetzt fast als antiquirt. „Die Thatsachen werden ja entscheiden.“ Und doch wird die Zeit kommen, wo man auf's Neue mit Begier nach der Rechtstradition suchen wird, an welche das Definitivum anzuknüpfen wäre.

Wer im jetzigen Augenblicke von dem Warschauer Protokoll, von dem Gottorpischen Rechte, das demselben zu Grunde liegt, oder gar von den Familienverträgen der Oldenburgischen Dynastie aus den Jahren 1767 und 1773 spricht, den nennt man einen Pergamentenkrämer. Trotzdem werden diese Transactionen in dem Momente, wo aus den Thatsachen das Resultat gesichtet wird, sofort wieder im Vordergrunde stehen, und nur der Staatsmann, der einen Einblick in diese Dinge sich verschafft hat, wird fähig sein, bei der Herausbildung jenes Resultats mitzuwirken.

Das Gutachten des Kronsyndikats hat bis jetzt in der staatsrechtlichen Literatur wenig Bewegung hervorgebracht, weil die Verwunderung des Volkes über das Geschehende und Erstrebte kein Interesse am juristischen Raisonnement gedeihen ließ, aber es ist anzunehmen, daß die Kritik und die Wißbegierde, wenn sie sich erst wieder mit einer Ehrlichkeit, die vor erlangter Klärung nicht ruhen will, des schleswig-holsteinischen Stoffes bemächtigen, von einer Beurtheilung jenes Gutachtens ihren Ausgangspunkt nehmen werden. Als Vorläufer einer solchen Literatur betrachten wir die Schrift des Professor Mejer in Rostock: „Zur Kritik des Preußischen Kronsyndikats-Gutachtens über die schleswig-holsteinische Frage 1) Oldenburg und der Gottorper Antheil.“

Der Verfasser begründet seine Aufgabe, die Deductionen des Kronsyndikats zu beleuchten, durch den Satz, daß gerade von conservativer Seite diese Aufgabe übernommen werden müsse, weil die Ehrfurcht vor allem Recht das Wesen der conservativen Partei sei und weil, wo diese Gesinnung aufhöre, auch die conservative Partei geistig nicht mehr bestehe. Hierauf bestrebt sich der Verfasser, den Wiener Frieden vom 30. October zu den prä-

existenten Rechten in das entsprechende Verhältniß zu bringen; und wir glauben, daß dem Friedensvertrage selber durch solche Bemühungen ein Gefallen geschieht. Denn nicht indem man den Wiener Frieden als ein Phänomen auffaßt, welches mit den schleswig-holsteinischen Traditionen in gar keinem Zusammenhange stehe, sondern nur indem man den Traktat in das System jener Traditionen versetzt, ihn aus denselben erklärt, ihn gleichsam mit ihnen vermählt und somit den neuen Zustand aus einer Vermittelung zwischen der Gottorpischen Rechtstradition und den durch den Traktat geschaffenen faktischen Zuständen entspringen läßt — nur dann, sagen wir, können die Wiener Stipulationen eine geschichtliche That werden. Jedenfalls dürfen wir den Leser ermuntern, der Literatur, für welche die Schrift des Professor Mejer die Bahn zu brechen scheint, seine Aufmerksamkeit zu widmen. Denn in der guten und sachgemäßen Erwägung des Gottorpischen Rechtes liegt ein Zukunftskeim.

---

* Aus der Lausitz, Mitte April. (Von einem Landmanne.) So kriegslustig unser Volk im Allgemeinen ist, so drängt sich in der gegenwärtigen Krisis das bemerkenswerthe Zeichen auf, daß es sich zu keiner recht kriegerischen Stimmung geneigt zeigen will. Es offenbart eine gewisse Zurückbiegung vor dem Kriege, besonders der besitzende Theil. Hat er in demselben doch unendlich viel zu verlieren, und wie er glaubt, wenig zu gewinnen. Je mehr man sich den südlichen Grenzen nähert, desto drückender wird die Stimmung. Der Bauer hier in der Lausitz ächzt und seufzt bei dem Gedanken eines Krieges; trotzdem daß der Kampf gegen unsern Erbfeind — Oesterreich — geführt werden soll. Denn als solcher wird Oesterreich seit dem dreißig- und siebenjährigen Kriege von dem gemeinen Manne noch immer angesehen. Oesterreich hat mit zu blutigen Zügen und dem Greuel der Verwüstung die hiesige Gegend gezeichnet, als daß je der durch die Muttermilch eingesogene Groll und die Ueberbleibsel verschwundener Ortschaften verwischt werden könnten. Dennoch mag man heute Nichts von einem Kriege wissen; während im Jahre 50 ein Jeder gern freiwillig den Pflug verlassen hätte, um nur Theil nehmen zu können an dem Kampfe gegen das falsche Oesterreich. Wie mag das zugehen? Hat die Zeit so sehr seine Denkweise, seine Gesinnung verändert? Das gewiß nicht. Allein die letzten Jahre, namentlich das letzte mit seiner fast völligen Mißernte haben die Lasten und Sorgen außerordentlich vermehrt, so daß man nur mit der größesten Anstrengung sein Besitzthum ohne vermehrte Schulden zu erhalten vermochte. Nun noch ein Krieg! Konnte man so kaum bei den geringen Ernten und niedrigen Preisen die Steuern erschwingen, wie soll es nun werden, wenn man vermehrte Lasten tragen soll? — Mit bangem Herzen sieht man täglich den Futtervorrath an, und glücklich, wer noch einen kleinen Rest von Stroh und Heu auf dem Boden hat; allein bei Vielen bezeugen es die hellen Räume,

daß der letzte Rest verbraucht ist. Tritt nun der Krieg ein, woher dann die Naturalien nehmen, die wir unbedingt liefern müssen; woher dann die Gespanne requiriren, da unsere eigenen unmöglich einen Marsch von mehreren Meilen machen können? — Mehr wie irgend wo fühlt man hier die Schwere der gegenwärtigen Krisis. Oesterreich provocirt in der Berechnung, die andern deutschen Staaten würden ihm folgen. Preußen hingegen kann seiner ganzen Machtstellung nach so unheilvolle Zustände nicht beständig werden lassen, will es sich nicht selbst aufgeben. — So muß endlich — das fühlt ein Jeder von uns instinktmäßig — es einmal zum Kampfe kommen, den Preußen um seiner Selbsterhaltung willen aufnehmen muß. So klar wir auch nun einsehen: Zum Entscheidungskampfe zwischen Oesterreich und Preußen muß es einst kommen, soll das deutsche Volk nicht ewig von fremden Elementen an der Nase herumgeführt werden; soll es nicht ewig unter dem lähmenden Einflusse Oesterreichs leiden, welches nur seine Sonderinteressen verfolgt und den Kuckuk darnach fragt, ob noch verschiedene Theile Deutschlands aufgeopfert werden, wenn es ihm nur zur Ausbeute und zum Schemel seiner Füße dient; so klar wir auch ferner einsehen, daß Preußen Deutschland um seiner selbst willen stark und mächtig sehen und um seiner selbst willen concentriren will, beseelt uns augenblicklich dennoch der Wunsch nach Vertagung. Es mag dazu das instinktmäßige Fühlen dieses großen Gegensatzes, die Bedeutungsschwere eines solchen Kampfes, der ein Riesenkampf werden muß, nicht wenig beitragen; allein sollte Oesterreich wagen, uns anzugreifen, dann wird der alte Groll auch die Leidenschaften entfesseln und uns die Leiden und Entbehrungen vergessen lassen, die ein solcher Kampf nothwendig im Gefolge hat; es wird uns entschlossen finden, wie im siebenjährigen Kriege. Bis dahin wünschten wir nur noch von ganzem Herzen, daß die beiden Strömungen im eigenen Vaterlande aufhörten und Jeder mit uns die innige Zusammengehörigkeit mit unserm Könige so fühlen möchte, wie wir. Dann sind wir gewiß, daß der Feind aufhören wird, uns schädigen zu wollen, wie es jetzt und schon immer der Fall gewesen ist. L.

Correspondenzen.

Berlin, 21. April. Gestern Abend hielt der Verein der Conservativen im zweiten Wahlbezirk (Louisenstadt und Cöln) eine Versammlung im großen Saale des Café „Vorwärts", in welcher der Antrag Preußens bei der deutschen Bundesversammlung auf der Tagesordnung stand. Die Versammlung

war zahlreich besucht. Der Vorsitzende, Professor Dr. Glaser, setzte in einem ausführlichen Vortrage die Bedeutung dieses Antrages auseinander. Er ging aus von dem Erstaunen, welches dieser Antrag bei den verschiedenen Parteien hervorgerufen habe und welches er auf die unzulängliche Beobachtung des Ganges der preußischen Politik zurückführte; denn der Antrag sei die in den Verhältnissen liegende nothwendige Consequenz derselben.

Niemand in Deutschland werde die Fähigkeit und das Bedürfniß einer Verbesserung der Bundesverfassung in Abrede stellen. Die Unzulänglichkeit der Bundesverfassung sei sogar von Oesterreich, welches mit Hartnäckigkeit an derselben festgehalten und welches sich mit sehr unvollkommenen Verfassungsverhältnissen zu behelfen wisse, laut anerkannt worden. Preußen habe sie schon vor Jahrzehnten gefordert. Der von Oesterreich in Uebereinstimmung mit den Mittelstaaten im Jahre 1863 vorgelegte Reformplan sei aber nicht geeignet gewesen, den Uebelständen abzuhelfen; er hätte die Schäden nicht beseitigt, sondern durch Drappirung versteckt. Schon vor 1848 habe König Friedrich Wilhelm IV. eine den realen Verhältnissen entsprechende, den Bedürfnissen und Interessen des deutschen Volkes genügende Verfassung Deutschlands gefordert und anzubahnen gesucht. Seitdem habe Preußen diese Aufgabe niemals aus den Augen verloren. Minister der verschiedensten Parteistellung hätten an der Verwirklichung derselben gearbeitet. Die Lösung sei jetzt durch die Verhältnisse nothwendig geworden. Die Herzogthümerfrage sei so mit der deutschen Frage verflochten, daß beide mit einander einer Lösung entgegengeführt werden müßten. Der Redner suchte dann zu zeigen, daß auch der Inhalt des Antrags nicht neu sei. Auf Bildung einer aus directer Wahl hervorgehenden Nationalrepräsentation habe Graf Bismarck schon seit Uebernahme der Leitung des Staatsministerium gedrungen. Der Gedanke sei durch den preußischen Gesandten bereits Ende 1862 in der Bundesversammlung geltend gemacht worden. Neu sei der Punkt, daß die Wahlen nach der Kopfzahl der Bevölkerung vorgenommen werden sollten. Dieser Modus sei durch die Verhältnisse geboten, indem er für jeden andern Modus in gleichartigen Voraussetzungen in den deutschen Staaten fehle; er gewähre aber auch andere Vortheile; es würde allen Parteien Gelegenheit geboten sich an der großen nationalen Angelegenheit zu betheiligen und dadurch der Agitation die Spitze abgebrochen — daher die große Mißstimmung in der sogenannten Fortschrittspartei. Er werde schon deshalb ein conservativeres Resultat gewähren, als unser „Wahldestillationssystem", weil die Parteien aus ihrem Programm geworfen seien. Daß das Parlament nicht Uebergriffe mache, werde dadurch verhütet, daß es sich über Vorlagen der Regierungen auszusprechen habe. Durch die vorgängige Festsetzung des Termins für die Einberufung der Nationalrepräsentation werde der Verschleppung der Sache vorgebeugt. Durch den Antrag Preußens sei zur endlichen Lösung einer großen nationalen Aufgabe der Weg gebahnt. In der Lösung derselben lägen auch die Bedingungen zur Ausgleichung der Parteibestrebungen und der Beseitigung unseres Verfassungsconflicts. Die Nationalität sei noch das Einzige, was alle Parteien als über sich stehend, anerkennten und der

sie ihre Bestrebungen unterordneten. Eine Verbesserung der Bundeskriegsverfassung werde die Militärlast Preußens erleichtern; es würden die Mittel gewonnen, um die Küstenvertheidigung herbeizuführen und die Marine auszudehnen. Eine sachgemäße Bundesreform sei so der Ausweg für zahlreiche gemachte Einrichtungen. Möchten doch alle Parteien ihren Wetteifer in der Verwirklichung derselben setzen.

Der Vortrag wurde mit großem Beifall von der Versammlung aufgenommen. Auch mehrere andere Redner, so Oske Brebeck u. A., sprachen sich in demselben Sinne aus. Mit lebhaftem Beifall wurde der Antrag aufgenommen einer Freude über die Wiedergenesung des Herrn Ministerpräsidenten durch ein Hoch Ausdruck zu geben. Die Versammlung schloß mit der Unterzeichnung der Adresse der patriotischen Vereinigung an das Staatsministerium.

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstraße 21.

Ist Oesterreich ein deutscher Staat?

I.

Die verschiedenen Nationalitäten Oesterreichs.

Nach der Zählung vom 31. Oktober 1857 betrug Oesterreichs Bevölkerungszahl 35,018,988 und zwar in den einzelnen Landestheilen: Oesterreich unter der Enns: 1,681,697; Oesterreich ob der Enns: 707,450; Salzburg: 146,769; Steiermark: 1,056,773; Kärnten: 332,456; Krain: 451,941; Görz, Gradiska, Istrien und Triest: 520,978; Tyrol und Vorarlberg: 851,016; Böhmen: 4,705,525; Mähren: 1,867,094; Schlesien: 443,912; Galizien: 4,597,470; Bukowina: 456,920; Dalmatien: 404,499; Lombard.-Venet. Königreich: 2,446,056; Ungarn: 9,900,785; Croatien u. Slavonien: 876,009; Siebenbürgen: 1,926,727; Militairgrenze: 1,064,922; aktives Militair: 579,989.

Nach einer Berechnung Brachelli's, der der letztern das Verhältniß der Geburten zu den Sterbefällen zu Grunde legte, beträgt die Bevölkerungsziffer für 1862 36,195,000, welche übrigens schon deshalb nicht entfernt für zuverlässig oder auch nur annähernd genau gelten kann, weil bei ihr die so erheblichen Momente der Einwanderung und Auswanderung nicht in Betracht gezogen sind.

Von der Ziffer 35,018,988 wohnen 12,802,944 Personen in solchen Ländern, mit denen Oesterreich dem deutschen Bunde beigetreten ist; auf die nicht zum Bund gehörigen Landestheile kommen 22,216,044.

Gesammt-Oesterreich ist bewohnt von Theilen des lateinischen, slavischen, gräcoslavischen, kaukasischen, semitischen, finnischen und germanischen Stamms.

Nach v. Czörnig ist die Ziffer der dem lateinischen Stamm Angehörigen: 5,632,493, welche wiederum auf 14,498 Ladiner, 416,725 Friauler, 2,558,317 Italiener und 2,642,953 Romanen (Rumänen oder Wallachen) sich vertheilt.

Derselbe Schriftsteller berechnet die Ziffer der dem großen slavischen Stamm Angehörigen mit 15,027,646. In der letztgenannten Zahl sind inbegriffen: 11,044,872 „Nordslaven", nämlich 6,132,742 Czechen, Slowaken und Mähren; 2,159,648 Polen; 2,752,482 Ruthenen und 3,982,774 „Südslaven", nämlich: 1,438,201 Serben mit Dalmatinern und Slavoniern; 1,337,010 Kroaten; 1,183,533 Slovonen; 24,030 Bulgaren.

Zum gräco-slavischen, gemeinhin hellenischen Stamm gehören: 3,175 Albanesen und 2,255 Griechen und Zinzaren.

Den „kaukasischen" Stamm repräsentiren 16,131 Armenier.

Der „semitische" Stamm ist vertreten durch 1,049,871 Juden und 146,100 Zigeuner, welch letztere wir nach dem Vorgang einiger Gelehrten wohl dem „semitischen" Volksstamm beizählen dürfen. —

4,947,134 Magyaren erscheinen als die Vertreter der finnischen Völkerfamilie.

Deutsche als Repräsentanten des germanischen Stamms zählt v. Czörnig 7,889,925 auf; von diesen wohnen in den zum deutschen Bund gehörigen Landestheilen 6,090,379, und in den übrigen: 1,799,546.

Den 7,889,925 Deutschen Gesammtösterreichs stehen 27,129,063 „Nichtdeutsche"; den 6,090,379 Deutschen in den zum Bundesgebiet gehörigen Ländern 6,712,565 „Nichtdeutsche"; und den 1,799,546 Deutschen der nicht zum deutschen Bund gehörigen Länder Oesterreichs 20,416,498 „Nichtdeutsche" gegenüber.

II.

Räumliche Vertheilung der Deutschen in Oesterreich.

Als „reindeutsche" Länder kann man lediglich Salzburg und das Erzherzogthum Oesterreich bezeichnen. Die Reichshauptstadt Wien freilich trägt diesen reindeutschen Charakter keineswegs und ist in kleinem Maßstab ebenso ein Völkerconglomerat wie der ganze Kaiserstaat im großen. Zählte doch Czörnig für 1856 für die genannte Stadt auf: 83,000 Czechen, Mähren und Slowacken; 6000 Polen und Ruthenen; 10,000 Kroaten, Serben und Dalmatier; 3000 Slovenen — ferner 6000 Magyaren, 500 Rumänen und 15,000 Italiener. In Steiermark stehen schon 640,806 Deutschen nicht weniger als 369,246 Slovenen gegenüber und in Kärnten 231,558 Deutschen 92,767 Slovenen; im Süden Steiermarks treten die Deutschen nur „inselartig" auf. In Tyrol und Vorarlberg sitzen neben 525,092 Deutschen nicht weniger als 339,913 Westromanen.

In Schlesien ist das slavische Element neben dem deutschen ungefähr gleich stark vertreten: es giebt 234,843 Deutsche und 223,928 Nordslaven, Polen und Horaken; in den schlesischen Städten herrscht zwar durchschnittlich die deutsche Sprache vor: aber in vielen, ja den meisten Dörfern überwiegen noch die Slaven, die älteren Bewohner des Landes.

In Mähren dagegen ist das slavische Element schon ganz entschieden überwiegend und beherrschend: 483,518 Deutschen gegenüber befinden sich 1,351,982 Nordslaven — Horaken, Hannaken und Polen. Die Deutschen sitzen bekanntlich in den Kreisen Titschein und Znahm und prävaliren in den großen Städten. Auf dem flachen Lande hat der Slavenstamm durchaus das Uebergewicht und die Städte Brünn (slav. Brno — Furdt) und Olmütz (Holomauce) sind so zu sagen völlig deutsche Sprachinseln im Slavischen.

Auch in Böhmen sind die Deutschen, welche ringsum in den Grenzgebieten wohnen, bei Melnik weiter eingreifen und bei Budweis eine Insel im slavischen Gebiet bilden, entschieden in der Minderheit. Man zählte 1857 in Böhmen 1,766,372 Deutsche und 2,925,982 Czechen.

Das deutsche „Bundesland" Krain — Krazna — muß man aber schon

als ein rein slavisches Land auffassen. Man zählte 1857 bei einer Gesammtbevölkerung von 451,941 Seelen 421,398 Slovenen — Bohinci, Gorenzec, Dolenzec, Spavec. —

Die 20—30,000 Gotscheer, welche an der Südgrenze Unterkrains sitzen, bilden namentlich in linguister Hinsicht eine recht interessante historische Curiosität, haben aber den geistigen Zusammenhang mit dem großen deutschen Volkskörper längst und gänzlich verloren. Die Gotscheer sind ihrer Abstammung nach Deutsche und zwar Franken und Thüringer und wanderten unter Kaiser Carl IV. zwischen 1350—60 in ihre dermaligen Wohnsitze ein. Sie haben, mitten unter Slaven wohnend, ein halb Jahrtausend hindurch ihre deutsche Muttersprache ziemlich unvermischt erhalten; da sie aber außer allem geistigen Verkehr mit der deutschen Nation waren, und sie selbst nicht zahlreich und kräftig genug, diese Muttersprache weiter zu entwickeln, so haben sie merkwürdigerweise die alten Dialekte beibehalten. Für deutsche Sprachforscher bietet dieses Völkchen daher des Interessanten ungemein viel: allein hiervon abgesehen, muß man constatiren, daß, was Sitten, Trachten und Lebensweise betrifft, die Gotscheer als „slavisirt" gelten können.

Auch das sog. österreichische Küstenland — der Kreis Görz, namentlich die Grafschaft Görz und die Grafschaft Gradisca umfassend; der Kreis Istrien und die Stadt Triest mit ihrem Territorium — muß man ganz entschieden, wenn auch Oesterreich von dem genannten, 145 geogr. Quadratmeilen umfassenden Gebiet 84 Q.-M. mit 361,972 Einwohnern zum „deutschen" Bundesgebiet geschlagen hat, als ein „rein nichtdeutsches" Land bezeichnen.

In dem genannten Kronland wohnen 331,042 Südslaven — Slovenen, Kroaten, istrische Serben und Morlachen; 162,326 Westromanen — Italiener und 40—50,000 Friauler oder Furlaner; und 8150 Deutsche, welche fast ausschließlich in den größeren Städten, vorab Triest, leben und größtentheils Civil- und Militairbeamte, stellenweise Handwerker und Handelsleute sind.

Eine „Nationalität", die hauptsächlich in einer Schaar von Beamten und Soldaten sich kund giebt, kann unmöglich Anspruch darauf machen, als bedeutsam oder zukunftsvoll für ein Land zu gelten. —

Speziell Triest, diese „deutsche" Bundesstadt, gleicht auf ein Haar einer italienischen Hafenstadt, aber nicht im Entferntesten einer deutschen Seestadt. Die Sprache der Triester, die Bauart ihrer Häuser und Villen, das ganze öffentliche Leben und Treiben, Theater, Börse, Carneval, Wirths- und Kaffeehäuser, die Firmen der Läden, die Trachten, alle öffentlichen und privaten Auf- und Inschriften, der gesellschaftliche Ton — dies Alles ist entschieden nichtdeutsch, sondern entschieden italienisch.

Die 1,799,546 Deutsche in den nicht zum deutschen Bund gehörigen Ländern Oesterreichs erscheinen in den weiten Gebieten der letztern rein „inselartig" und als „verlorene Vorposten" des germanischen Stamms. Die 351,730 in der Baska, dem Banat und Sirmien wohnenden Deutschen werden neben 232,730 Magyaren, 416,930 Walachen und 463,770 Slaven,

namentlich Serben, niemals eine „imponirende", einflußreiche, das deutsche Element und die deutsche Cultur weiter verbreitende Stellung einnehmen.

Ganz dasselbe gilt von den Deutschen der Zips, von den deutschen Colonien bei Kolomea, Lemberg und Landskron in Galizien, endlich von den in der Tabelle des k. k. statistischen Bureaus aufgeführten 37,855 Deutschen der Bukowina, welche neben und mitten unter 194,608 Ruthenen und 175,679 Rumänen lebend, bereits stark mit den oben genannten Volksstämmen sich vermischt haben und solches in Zukunft noch weit mehr thun werden.

Auch die circa 200,000 Sachsen Siebenbürgens, welche seit der Zeit Königs Geisa's II. vom Niederrhein, vom Harz und aus Thüringen einwanderten, können neben 517,577 Magyaren und 1,104,322 Rumänen niemals für eine nachhaltige und tiefgehende Verbreitung deutscher Civilisation bedeutsam werden. Die Deutschen bilden die Sprachinsel von Hermannstadt und sind im Kronstädter und dem im Nordosten von den Grenzen der Bukowina getrennt liegenden Bistritzer Distrikt und in einzelnen Städten verbreitet resp. zerstreut. Die die Mehrzahl bildenden Rumänen sitzen im Norden, Westen und dem mittleren Theile des Landes und treten außerdem fast überall vermischt mit den andern Nationalitäten auf. So sind auch drei Vorstädte von Hermannstadt von Rumänen, und die Vorstädte Kronstadts — Bulgarei, Altstadt und Blumenau — von „verschiedenen" Nationen bewohnt.

Sogar für das Lombardisch-Venetianische Königreich führt das k. k. statistische Bureau 12,250 „Deutsche" auf; wollte man aber die Bevölkerung der um Asiago sich gruppirenden Sette communi, welche nach Einigen von Cimbern, nach Andern von Allemannen und Thüringern abstammen soll, dem deutschen Volksstamm beizählen, so müßte man auch ganz Mecklenburg zu den Slavenländern zählen.

Recapituliren wir: Reindeutsche Länder sind lediglich das Erzherzogthum Oesterreich und Salzburg; in Schlesien, Steiermark und Kärnten steht der deutschen eine sehr starke slavische Bevölkerung gegenüber und in Tyrol der deutschen eine sehr ansehnliche romanische. In den Kronländern Böhmen und Mähren ist die deutsche Population gegenüber der slavischen entschieden in der Minorität. Krain und Görz — Istrien — Triest muß man ohne Zweifel als „rein nichtdeutsche" Gebiete bezeichnen. In allen nicht zum deutschen Bund gehörigen Ländern Oesterreichs kommen meistens die Deutschen so inselartig vor, wie etwa die deutschen Colonien in Südrußland.

III.

Vergleiche mit anderen Staaten.

Wie man im Angesicht solcher Thatsachen immer noch von Oesterreich als einem deutschen Staat, als einer deutschen Vormacht reden mag, ist schier unbegreiflich. In Frankreich leben im Elsaß, Lothringen und Franche-Comté 1,560,000 Deutsche (nach Andern sogar circa 2 Mill.) und rechnet man zu diesen 970,000 Flamänder, so ergiebt sich für Frankreich eine germanische Bevölkerung von 2,530,000 Köpfen. Die germanische Bevölkerung

Frankreichs ist also größer als die des nicht zum deutschen Bund gehörigen Oesterreichs. Die Königreiche Holland, Dänemark und Schweden und Norwegen sind rein germanische Staaten und ihre Bevölkerungen kann man mit weit größerem Recht als „Bruderstämme" der Deutschen bezeichnen als die Slaven, Romanen und Magyaren Oesterreichs. Auch das Königreich Belgien, in dem 2,817,000 Flamänder 1,962,000 Wallonen gegenüberstehen; in dem von 1000 Landbewohnern 556 nur vlämisch reden und in dem nicht weniger als 40 Zeitungen in vlämischer Sprache erscheinen — — könnte sich — da doch in ihm das Germanenthum entschieden stärker als das Wälschthum vertreten ist — mit weit mehr Fug einen „germanischen Staat" nennen als Oesterreich.

Weit mehr aber als Oesterreich darf die Schweiz, — nicht blos als ein „germanischer", sondern geradezu als vorwiegend „deutscher" Staat bezeichnet werden. In der Schweiz hat man auf 8891 romanische, 26,684 italienische und 123,442 französische Haushaltungen 365,151 Deutsche mit deutscher Sprache gezählt — aus welcher Berechnung sich das ganz entschiedene Uebergewicht des deutschen Elements über das Wälsche in der Schweiz ergiebt. Und hierbei muß namentlich noch hervorgehoben werden, daß die deutsche Schweiz, ganz anders wie das niederdeutsche Holland, — in allen Fragen der Kunst, Wissenschaft, Sprache und Literatur auf's innigste mit dem großen Deutschland verbunden ist. Die deutschen Schweizer waren eine Zeit lang in Gefahr, die französische Sprache — da ihr eigenes Mittelhochdeutsch sich als ungefügig erwies und die neuhochdeutsche Sprache sich nur sehr allmälig Eingang verschaffte — als eigentliche Umgangssprache, zumal der Gebildeten, anzunehmen. Bedienten sich doch viele der gebildeten deutschen Schweizer noch im vorigen Jahrhundert der französischen Sprache, wenn sie eine Schrift entwerfen wollten. Aber durch die Schweizer: Breitinger, Bodmer, Haller, Lavater, Iselin, Hirzel, Salis, Sulzer, Joh. von Müller, Geßner wurde nicht allein die Seitens des Romanismus drohende Gefahr siegreich abgeschlagen, sondern sogar von Zürich, Basel und Bern aus — auf das große Deutschland, auf Männer wie Klopstock, Wieland und auch Göthe — in allen literarischen Fragen ein mächtiger Einfluß ausgeübt. Während so das deutsche Schweizerthum den andrängenden Romanismus erfolgreich aus dem Felde schlug, ließ sich das Deutschthum Oesterreichs das Slaventhum im Königreich Illyrien, in Böhmen und Mähren entschieden über den Kopf wachsen. Auch darf man dreist behaupten, daß das Deutschthum Oesterreichs, das der geistigen Entwickelung Deutschlands verhältnißmäßig entschieden ferner stand, als das deutsche Schweizerthum, niemals einen so tiefeingreifenden Einfluß auf die deutsche Literatur ausgeübt hat, wie es, wie oben erwähnt, Seitens der Schweiz im vorigen Jahrhundert unzweifelhaft geschehen ist. Die moderne österreichische Lyrik wollen wir hiermit nicht herabgesetzt haben; aber die schwäbische Dichterschule war doch beispielsweise weit bedeutsamer für die Entwickelung des geistigen Lebens in Deutschland als die moderne österreichische und vielleicht hat, um bei den

Neuern stehen zu bleiben, der eine Heine mehr Anregung gegeben als alle Mitglieder dieser österreichischen Schule.

IV.

Zurückweichen der deutschen vor den andern Nationalitäten Oesterreichs.

Auch der russische Staat bietet das Schauspiel eines großartigen Völkergemenges. Neben Großrussen, Kleinrussen, Weißrussen, Polen und Litthauern wohnen Romanen, Deutsche, Finnen, Letten, Esthen, Tartaren, Lappen, Kalmüken, Kirgisen, Baschkiren, Samojeden, Tungusen, Mongolen, Kaukasier, Griechen, Juden, Zigeuner, Armenier, Perser. Aber die Russen, speziell die Großrussen, welche nicht allein in Großrußland, sondern in allen Gouvernementssitzen wohnen, beherrschen doch unbedingt und widerspruchslos und prägen dem ganzen Staatskörper den Charakter straffer Einheit auf.

Daß die Deutschen trotz ihrer in den vorhergehenden Abschnitten nachgewiesenen Minderzahl eine ähnliche Mission für Oesterreich hätten, wird noch täglich von einigen Organen der deutsch-centralistischen Partei in Wien behauptet.

Aber diese Mission der Deutsch-Oesterreicher für Verbreitung deutscher Sprache, deutscher Sitte, deutscher Cultur und deutschen Wesens innerhalb der weiten Gebiete des österreichischen Staats hat — wenn man auch dieselbe für frühere, zum Theil weit zurückliegende Zeiten zugeben mag — schon seit geraumer Zeit ihre Endschaft erreicht.

Einestheils weichen die Deutschen mit ihrer Sprache und Cultur immer mehr und mehr vor dem Andrängen der Slaven, Romanen und Magyaren zurück; anderntheils sind die drei eben genannten Stämme in der neuern und neuesten Zeit auf's festeste entschlossen, dem von Wien aus in's Werk gesetzten Germanisirungsprozeß den zähesten, energischsten Widerstand entgegen zu setzen, und gleichzeitig, anstatt der deutschen Civilisation sich zu unterwerfen, ein eigenes slavisches, romanisches und magyarisches Culturleben zu entwickeln.

Mit einer näheren Begründung dieser beiden Sätze wollen wir uns im Folgenden beschäftigen.

Daß die Deutschen in Oesterreich — „vor dem Andrängen der Slaven, Romanen und Magyaren immer weiter zurückweichen," muß selbst Freiherr von Czörnig entschieden einräumen. Derselbe sagt in seinem anerkannt tüchtigen Werk — Charakteristik der verschiedenen Völkerschaften des österreichischen Kaiserstaats — —:

„Wo sie (die Deutschen) mit andern Volksstämmen in nähere Berührung treten, gewinnen sie an Beweglichkeit, Gewandtheit und Unternehmungslust — verlieren aber an nationellem Charakter und nehmen leicht fremde Sitte und Kleidung, zuletzt auch fremde Sprache an, ohne jedoch ihre übrigen deutschen Eigenthümlichkeiten zu verlieren, und nur der stete Zuzug von Stammesgenossen bewirkt es, daß sie die Ausdehnung ihrer Wohnsitze erhalten, indem diese sich bald verengt, bald erweitert. Im Ein-

zeln haben sie im Contacte mit anderen Nationalitäten die wenigste Widerstandsfähigkeit. Am leichtesten vermischen sie sich mit den Magyaren, deren Adel reine deutsche Familien und deutsches Blut in sich aufgenommen hat; deren Städte eine Bevölkerung aufweisen, welche mitteninne zwischen Magyaren und Deutschen steht. Auch dem slavischen, namentlich dem nordslavischen Wesen ist der Deutsche zugänglich; Czechen und Polen verstärken sich durch Deutsche und der einstige Zusammenhang der deutschen Colonie in Oberungarn ist bereits längst durch Slowaken durchbrochen: Viele Deutsche sind daselbst slowakisirt. Bei den Slovenen kommt Aehnliches vor; in Südsteyermark giebt es Gegenden wo die slovenischen Bauern häufig deutsche Namen, ein Merkmal ihrer Abstammung — tragen. In Südtyrol schreitet das Italienische, wohl nur mehr wegen äußerer Verhältnisse nach Norden vor, immer aber fügt sich der Deutsche leichter dem Italienischen und nimmt es eher an, als der Italiener das Deutsche."

So weit Czörnig — dessen Behauptungen übrigens auch durch anderweite Berichte entschieden bestätigt werden. So erzählt ein scharfsichtiger Reisender über die deutschen Colonisten in Galizien:

„Ich habe in Galizien die deutschen Ansiedelungen gesehen: allenthalben erblickt man bei ihnen ein schleuniges Aneignen der slavischen Gewohnheiten, eine Annahme der Sprache und des Volkslebens. Im Kreise von Sandec, in dem Dorfe Kadec am Dunajec kleiden sich die deutschen Colonisten wie polnische Bauern, sprechen sehr gut polnisch, trinken Branntwein wie der geborne benachbarte Pole und haben sich in allem so polonisirt, als seien ihre Väter schon vor Boleslaw in diesem Lande geboren worden; der einzige gewöhnliche Unterschied ist, daß sie eine geordnetere Wirthschaft und bessere Wohnungen haben. In Cermin einem Dörfchen im Kreise Tarnow sprechen die deutschen Colonisten so vollkommen polnisch, daß man aus ihrer Sprache sie nicht als Fremde erkennt. Doch haben sie in Cermin ihren Kleiderschnitt beibehalten: denn sie hausen auf diesem Boden noch nicht lange; nichts desto weniger nehmen ihre Sitten bereits die slavische Färbung an. Die deutschen Ansiedelungen im Rusinenlande unterliegen derselben unvermeidlichen Umgestaltung und der dortige Ansiedler spricht vollkommen rusinisch, wie ein Bauer in der Nähe von Przemysl."

Von den deutschen Colonisten in der Zips in Ungarn wird in einem Aufsatz in Karl Andree's Globus, B. VII. — „Die hohe Tatra und ihre Anwohner" — in ähnlicher Weise wie folgt berichtet:

„Noch schätzt man die Zahl der Deutschen in der Zips auf 54,000 — aber das Deutschthum stirbt dort aus. Schon seit dem 15. Jahrhundert begann dieser Proceß des Absterbens; besonders in den zerstreuten Ortschaften, nahm das Slaventhum, welches mehr Nachschub hatte, zu. Die Städte, welche einst der Heerd deutschen Bürgerwesens, deutschen Gewerb- und Handelsfleißes, deutscher Bildung waren, nehmen allmälig ein ganz magyarisches Aussehen an."

Auch in den meisten der übrigen Städte Ungarns, abgesehen von den

deutschen Niederlassungen in der Zips — waren die durch die Könige Stefan I. und Geysa II. ins Land berufenen Deutschen in früheren Zeiten entschieden vorherrschend. Und diese größtentheils von Deutschen begründeten und bevölkerten Städte Ungarns bewahrten auch lange Zeit hindurch einen rein deutschen Charakter. Nannte man doch im 12. Jahrhundert die Stadt Pesth eine deutsche Stadt — urbs germanorum. Deutsche Städteverfassungen; deutsche Handelsgebräuche; deutsche Sprache und deutsche Sitten wurden in diesen von Deutschen im Ungarland gestifteten Städten mit Eifer und Treue eingeführt und gehegt. Neben den stattlichen urbes germanorum glichen die wenigen rein ungarischen Städte — wie Szegedin und Debreczin mehr lagerartigen Sammelplätzen von Menschen, als civilisirten Wohnsitzen mit dem Beruf, dem Handel, der Kunst, der Wissenschaft und dem Handwerk eine gastliche Stätte zu bereiten.

Aber gleich den Städten der Zips, haben auch die des übrigen Ungarlandes ihr ursprünglich deutsches Ansehen und Wesen im Lauf der Zeiten allmälig gänzlich eingebüßt. Diese Städte wurden fast alle „vollständig" magyarisirt. Sprache, Kleidung und Sitten wurden magyarisch. Die deutschen Städtebezeichnungen kamen immer mehr außer Gebrauch und mußten den magyarischen Benennungen Platz machen. Statt Preßburg sagt man Posony; statt Gran — Esztergom; statt Waitzen — Vacz; statt Oedenburg — Soprony; statt Eisenstadt — Kismartony; statt Stuhlweißenburg — Szekes-fejervar; statt Königsberg — Nowa Banya; statt Fünfkirchen — Pecs; u. s. w.

Und wie die ungarischen Städte nur noch mit magyarischen Namen bezeichnet werden, so sind auch deren deutsche Bewohner, welche noch „deutsche Familiennamen" führen, emsig darauf bedacht, unter Abschüttelung der letztern, rein und vollklingende magyarische Namen anzunehmen.

Bis in die allerneueste Zeit hinein kann man dieses fortwährende „Zurückweichen" der Deutschen vor den anderen Nationalitäten Oesterreichs verfolgen. So heißt es in einer Correspondenz der centralistischen alten Wiener „Presse", vom 20. Oktober 1865 aus Neubydschow: „Man sieht, wir ahmen das von Prag gegebene Beispiel so gut als möglich nach. Von Prag aus kam die Parole, heuer zum erstenmal wird der 20. Oktober auf dem Lande festlich begangen und schon zählt unser Kalender einen Festtag mehr. Dabei ist die Stimmung im Allgemeinen trübe und gedrückt, Reibungen zwischen Czechen und Deutschen stehen auf der Tagesordnung, viele der letztern sehen sich „gezwungen" alles mitzumachen, um nicht auf die Proscriptionsliste der „Feinde der nationalen Bewegung" gesetzt zu werden und mancher von ihnen kokettirt leider jetzt mit den Czechen — um zu ihren Bällen und Festlichkeiten eingeladen zu werden." Wenn die Deutschen in Böhmen so leicht sich „zwingen" lassen und ihnen sogar ein „Ball" mehr gilt als die Wahrung ihrer nationalen Würde, so ist der endliche Ausgang des in diesem Lande so heftig entbrannten Nationalitäten-Kampfes unschwer vorauszusehen. In einem Briefe der ebengenannten Zeitung aus Triest vom 1. Februar 1866 heißt es: „Man begeht wohl keine Uebertreibung

wenn man sagt, daß in Triest noch kein Italiener germanisirt worden ist; dagegen fehlt es nicht an verwälschten Deutschen, die, — wie z. B. in Ungarn — sich zu Schleppträgern fremder Nationalitäten hergeben."

Wenn diese Deutschen in Oesterreich selbst ihren Landsleuten dieses Armuthszeugniß, über die Art und Weise, wie sie der „deutschen Mission der Deutschen in Oesterreich" gerecht werden, ausstellen, so haben wir in dieser Hinsicht nichts weiter anzuführen.

V.

Die Magyaren.

Wir sagten oben: die nichtdeutschen Stämme Oesterreichs seien, weit entfernt davon, sich der Suprematie des Germanismus, des Deutschthums zu unterwerfen, vielmehr aufs eifrigste und eifersüchtigste darauf bedacht, ihre nationale Selbstständigkeit zu wahren, und die Bedingungen zu einem eigenen nationellen, den Einfluß des deutschen Elements abweisenden Culturleben nunmehr im herzustellen.

Hinsichtlich der Magyaren, Slaven und Romanen: wollen wir dies Einzelnen näher nachweisen.

Das Streben der Magyaren nach „nationaler Selbstständigkeit" stammt keinesweges aus der neueren und neusten Zeit; es zieht sich vielmehr als rother Faden durch die ganze Geschichte der ungarischen Nation, seit ihrer Verbindung mit dem Haus Habsburg-Lothringen. Seit Ferdinand I. (1526) bis Ferdinand V. (1848) wurde der Kampf um die Selbstständigkeit des Reichs des heiligen Stephan in den Parlamentssessionen und Comitatsversammlungen mit scharfer und markiger Rede, nicht selten aber auch auf den weiten Gefilden Ungarns mit Büchse und Säbel gekämpft. Doch gab es Pausen in diesem Kampf Ungarns gegen die Germanisirungsversuche Oesterreichs, mitunter lange, mitunter für die Selbstständigkeit Ungarns in der That höchst gefahrvolle. Eine solche große Pause war die Regierungszeit Maria Theresia's. Allmälig war in allen Zweigen des öffentlichen Lebens die lateinische Sprache an die Stelle der ungarischen getreten. Hierdurch wurde die Entwickelung der letzteren entschieden gehemmt. Mehr und mehr erschien sie als das bloße Verständigungsmittel der misera plebs. Der ungarische Edelmann, der nur seine Muttersprache verstand und gebrauchte, galt für roh und ununterrichtet. Die Kaiserin dankte der Opferfreudigkeit der Magyaren Krone und Reich. Durch Verleihung von Hof-, Militair- und Civil-Aemtern, durch Uebertragung wichtiger diplomatischer Posten und Missionen, durch verschwenderische Ertheilung von Würden, Auszeichnungen und Gunstbezeugungen jeglicher Art suchte sie ihren Dank gegen die Vornehmen Ungarns zu bethätigen. Letztere fanden sich zahlreich an dem ihnen so sehr huldigenden Wiener Hofe ein; nach und nach bequemten sie sich sogar dazu deutsche Trachten und deutsche Sitten gegen ungarische auszutauschen. Deshalb sagt ein gefeierter ungarischer Geschichtsschreiber:

„Maria Theresia wirkte unablässig dahin, den dem deutschen Element

so feindlich gegenüberstehenden Ungar nachgiebiger zu machen und allmälig zu germanisiren. Dieser mit überaus feinem Takt angelegte und ausgeführte Plan, war bereits im vierundzwanzigsten Jahre ihrer Regierung soweit gediehen, daß schon 1764 ein ungarischer Schriftsteller bitter klagt: die ungarischen Sitten seien so sehr verfallen, daß die meisten Ungarn mit einer fremden Sprache prunken, und nicht nur die ungarische Sprache nicht pflegen, sondern, wenn sie dieser auch mächtig, sie verachten und sich schämen, sie zu gebrauchen."

Das Werk, welches Maria Theresia mit Feinheit und List begonnen, wollte ihr Sohn mit auffallender Härte und Rücksichtslosigkeit zu Ende führen. Das allmälige Erschließen der Knospe wollte Joseph II. nicht abwarten: mit rascher, ungeduldiger Hand wollte er sie vorzeitig öffnen. Damit verdarb er Alles und zerstörte vollständig das unter der Regierung seiner Mutter schon so weit gereifte Unternehmen.

In der That muß man das so energische Wiedererwachen des magyarischen Volksgeists in neurer Zeit von der Regierungsepoche Kaiser Joseph's, der seinerseits keinen größeren Wunsch als die völlige Germanisirung Ungarns hegte, datiren.

Um nicht in seinen Centralisations- und Germanisirungsplanen behindert zu sein, wollte er sich zur Ableistung des die Unverletzlichkeit der ungarischen Constitution garantirenden hergebrachten Krönungseids nicht verstehen. Offen und unverholen erklärte er der „magyarischen" Sprache, die er durch die „deutsche" zu ersetzen gedachte, den Vernichtungskrieg. Die Comitatsverfassung, an der die Ungarn bis in die allerneueste Zeit mit äußerster Zähigkeit und seltener Consequenz festgehalten, warf er bei Seite und theilte das ungarische Reich, nach der Weise der österreichischen Erbländer, in zehn Kreise.

Durch diese dem ungarischen Nationalgefühl zugefügten Faustschläge erstärkte das letztere so rasch und so gewaltig, daß Joseph sich genöthigt sah, auf seinem letzten Krankenlager die von ihm über Ungarn verhängten Maßregeln zurückzunehmen. Andern Falls würden seine letzten Lebensstunden durch stürmisches, revolutionaires Waffengeräusch verbittert worden sein. Sein Nachfolger, König Leopold, mußte den Passus des Inauguraldiplom's: „Ungarn ist unabhängig von den übrigen Staaten der Monarchie und kann nur nach seinen eigenen Gesetzen regiert werden" — annehmen und beschwören. Er sowohl wie der auf ihn folgende König Franz sahen von allen Germanisirungs- und Centralisationsversuchen gänzlich ab. Die Magyaren aber suchten seit dem Regierungsantritt Leopold's bis zum heutigen Tage alle auf Weckung und Hebung des Nationalgefühls, sowie alle auf Herstellung der Selbstständigkeit und Unabhängigkeit der ungarischen Nation gerichteten Bestrebungen mit nie ermüdendem Eifer und beispielloser Ausdauer zu fördern. Vor allem waren sie bemüht, der bisher so vernachlässigten, ja verachteten magyarischen Sprache wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen. Man hatte der letztern den Vorwurf gemacht, sie sei zu unentwickelt und ungeschliffen, um sie je zur Abfassung wissenschaftlicher Werke und in den

öffentlichen Geschäften gebrauchen zu können. Szabó, Anyos, Diegonics, Báróczy, Révay und viele Andere führten durch ihre gehaltvollen, in ungarischer Sprache abgefaßten Schriften den Beweis des Gegentheils. Eine „magyarische Gelehrtengesellschaft" und ein magyarisches Theater wurden bereits im Jahre 1790 in Anregung gebracht. In vielen ungarischen Städten wurden Societäten gestiftet, welche sich die Wiederbelebung und Fortbildung der ungarischen Sprache zur Aufgabe stellten. Zeitschriften in ungarischer Sprache wurden edirt. Was den Reichstag betrifft, so protestirte er bereits in den von König Leopold noch vor der Krönung zu genehmigenden Artikeln gegen die Einführung einer „fremden Sprache" in Ungarn indem er zugleich begehrte: daß auch in den Erlassen der Landesregierung die ungarische Sprache, deren sich auch die Gerichtsbehörden bedienen sollten, und die außerdem in allen Gymnasien gelehrt worden solle möglichstbald anstatt der lateinischen zur Anwendung kommen möge. Der Reichstag von 1807 verlangte, die Offiziere und Unteroffiziere der ungarischen Regimenter sollten der ungarischen Sprache mächtig sein.

Der erste Reichstag nach dem Wiener Congreß, der von 1825 faßte den Beschluß der Errichtung einer ungarischen Akademie.

Im Jahr 1830 wurde vom Reichstag beschlossen: in Sachen, die den Gerichten in ungarischer Sprache vorgetragen würden, sollten dieselben auch stets in dieser Sprache ihre Sentenz abgeben; auch solle in der Militairverwaltung die ungarische Sprache eingeführt und ohne Kenntniß der letzteren Niemand zu einem öffentlichen Amt oder zur Advokatur zugelassen werden; 1832: unter beigefügter lateinischer Tradition sollten die Gesetze in ungarischer Sprache erlassen werden; 1840: alle Staatsrechnungen müßten ungarisch abgefaßt sein; in den Correspondenzen der Verwaltungsstellen mit der Landesregierung; in den Berichten und Erlassen der Geistlichkeit; nicht minder in den Verfügungen der Statthalterei solle das Ungarische zur Anwendung kommen.

Der bekannte Graf Stephan Szechényi bediente sich zum ersten Mal der magyarischen Sprache im ungarischen Reichstag in Presburg; und bereits im Jahr 1843 beschloß der letztere, daß, nach gewisser Frist — bloß von der magyarischen Sprache, und namentlich nicht von der lateinischen in der Reichsversammlung Gebrauch gemacht werden dürfe.

Im Anfang des Jahres 1848 faßte die Deputirtentafel den Beschluß, daß in Zukunft alle Dokumente unverbindlich und nichtig sein sollten, falls sie nicht in der ungarischen Nationalsprache verfaßt seien; den Kroaten solle es jedoch unbenommen sein, in ihren „inneren Angelegenheiten" sich jeder beliebigen ihnen gut dünkenden Sprache zu bedienen. —

Hand in Hand mit diesen Bestrebungen, welche auf die Wiederbelebung und Ausbildung der ungarischen Sprache, ja auf die Herrschaft der letzteren in den weiten Gebieten der Länder der Stefanskrone gerichtet waren, gingen die, welche sich die Emanzipation Ungarns von dem österreichischen Bevormundungssystem in allen volkswirthschaftlichen Fragen, welche sich die selbstständige, industrielle und merkantile Entwicklung Ungarns zur Aufgabe stellten.

Der ebengenannte Graf Szechenyi und dessen zahlreiche Anhänger waren besonders in dieser Richtung thätig. Die Regulirung der Canäle und Flüsse, namentlich der Theiß; die Herstellung guter Straßen und Brücken; die Einführung der Dampfkraft in den industriellen Etablissements und die Begründung der Dampfschifffahrt auf der Theiß und der Donau — sowie alle übrigen auf Förderung der materiellen Interessen Ungarns abzielenden Maßregeln, sollten den Beweis führen, daß Ungarns Nationalwohlstand sich aus eigener Kraft und ohne Beihülfe der „österreichischen Büreaukratie" begründen und entwickeln könne.

Auch der von Kossuth gestiftete „Vedegijlet" (Schutzverein), der den Beitretenden zur Pflicht machte, ihre resp. Bedürfnisse lediglich aus ungarischen und nicht aus „österreichischen" Fabriken und Manufacturen zu beziehen, verfolgte diese Tendenz der Emancipation Ungarns in allen Fragen der Volkswirthschaft. —

Als dann die Märzbewegung des Jahres 1848 hereinbrach, beeilten sich die Führer der Ungarn auch in rein politischer Hinsicht das größtmöglichste Maaß von „Selbstständigkeit" zu erreichen. Die Forderungen der Ungarn, welche fast ausnahmslos von König Ferdinand V. gutgeheißen wurden, waren in ihrem Kern auf Herstellung der „nationalen Unabhängigkeit" gerichtet. Die erste Forderung lautete: „ein der ungarischen Nation verantwortliches und unabhängiges, ungarisches Ministerium", und eine weitere, mit dieser eng zusammenhängende, bezog sich auf „die Aufhebung der Hofkanzlei und der Statthalterei."

Ein von Wien unabhängiges Ministerium wollte die österreichische Diplomatie, wiewohl ein solches dem Ungarnvolk wiederholt und feierlich von König Ferdinand V. eingeräumt worden war, nicht zugestehen. Auf die heftigen parlamentarischen Kämpfe folgten blutige Schlachten. Dann nach der Besiegung Ungarns durch die Russen lange Jahre völliger Rechtlosigkeit. Und nach 17 Jahren gänzlicher Verfassungslosigkeit stellen die Ungarn — um so zu sagen einstimmig — wiederum mit seltener Zähigkeit die Forderungen eines selbstständigen Ministeriums und einer völlig autonomen Landesverwaltung in Comitaten, Städten und Distrikten. Und wenn die Ungarn auch „heute" oder „morgen" ihr „volles", verantwortliches, im Jahre 1848 durch König Ferdinand bewilligtes Ministerium nicht erlangen können, immer und immer werden sie — darauf können sich die Wiener Centralisten gefaßt machen — auf diesen Cardinalpunkt zurückkommen, bis ihnen ihr 1848er Recht ganz und voll zu Theil geworden ist. Die Forderung eines selbstständigen Ministeriums für Ungarn läuft aber im Grunde auf nichts mehr oder weniger als die reine Personalunion der Länder der Stefanskrone mit den übrigen Kronländern der österreichischen Monarchie hinaus. „Gemeinsame Angelegenheiten" und eine irgendwie gestaltete „Verhandlung" gemeinsamer Angelegenheiten, sind neben einem solchem verantwortlichen Ministerium für Ungarn — das doch von der Stunde seiner Geburt an mit Eifer und Fleiß trachten wird, nach und nach alle öffentlichen Angelegenheiten in sein Bereich zu ziehen — eigentlich gar nicht wohl denkbar.

Das ungarische Reich zählt ohne die Militairgränze, Siebenbürgen, Kroatien und Slavonien 3896 Quadr.-Meilen; mit den letztgenannten Ländern 5754 Quadr.-Meilen.

Bei einer solchen Ländermasse haben die Ungarn das tiefeingewurzelte Gefühl auf eigenen Füßen stehen zu können. Von einer Geltendmachung oder gar einem Wachsen des Einflusses des germanischen, des deutschen Elements ist aber in Ungarn absolut keine Rede mehr. Selbst in Wien giebt man sich hierüber keinen Illusionen hin, wiewohl man es daselbst liebt, die draußen im „Reich" in argen Illusionen über die hier fraglichen Dinge zu erhalten. Will die österreichische Staatskunst dem unablässig vorwärts dringenden Magyarismus von Zeit zu Zeit Hindernisse in den Weg wälzen, so bedient sie sich nicht des Germanismus und der in Ungarn wohnenden „Deutschen", deren es doch nach einer Berechnung des k. k. statistischen Bureaus vom Jahre 1857 nicht weniger als 1,221,714 — eine Zahl, die weit mehr als die der in Ungarn sitzenden Südslaven und sogar mehr als die der allda angesiedelten Wallachen beträgt — geben soll — sondern der Slaven, die eine ganz andere Energie in der Bethätigung ihrer nationellen Selbstständigkeit bethäthigen, als die Deutsch-Oesterreicher. Gerade wegen der traurigen Leichtigkeit, mit der die in den österreichischen Ländermassen zerstreuten Deutschen die Nationalität je nach der Landschaft, einer Jacke gleich, wechseln, sind dieselben bei den stolzen Magyaren, denen das Vaterland über Alles geht, keineswegs besonders geachtet.

Politische Betrachtungen.

III. Monarchismus.

Es giebt viele Personen, welche Monarchismus und Absolutismus nicht zu unterscheiden vermögen. Wenn sie von Monarchie im Gegensatz zu Republik und constitutioneller Staatsform hören, meinen sie unvermeidlich in den Absolutismus gerathen zu müssen und erheben dagegen ihr Geschrei. — Aber Monarchismus und Absolutismus sind nicht nur nicht dasselbe, sondern Gegensätze. Der Absolutismus ist innerhalb der christlichen Weltordnung eben so gut eine Revolution wie der Radikalismus, nur daß dieselbe nicht von einer Menge ausgeht, sondern von einem Einzelnen, von dem, der die Macht in Händen hat und daher gewöhnlich auf eine unblutigere und widerstandslosere Weise sich zu vollziehen pflegt. Es ist sehr wichtig, den Unterschied von Monarchie und Absolutismus hervorzuheben und zum Bewußtsein zu bringen, denn die Menschen sind irre daran geworden, weil sie so wenig die Erfahrung der Wahrheit gemacht haben. Es läßt sich ja leider nicht

läugnen, daß die christlichen Völker an vielen Beispielen erlebt haben, was Absolutismus ist, aber nur an sehr wenigen und auch da nur annähernd, was eine christliche Monarchie ist. Gleichwohl haben auch die absolutesten Herrscher mit diesem Namen sich geschmückt, ja, je mehr sie sich von dem rechten monarchischen Regiment entfernten und absolutistisch wurden, je mehr haben sie es oft betont, daß dies die wahre Monarchie sei und haben ihr Recht so zu regieren als ein göttliches in Anspruch genommen. So ist es denn nicht zu verwundern, daß die Völker über das wahre monarchische Regiment in Unwissenheit gerathen sind und daß dieser Namen sie mit Mißtrauen erfüllt und es ist sehr schwer, ihnen das Vertrauen zu der Wahrheit wieder einzuflößen.

Das ist eine schwere Schuld der Fürsten, die Niemand bemänteln und hinwegläugnen sollte. Es giebt einen Legitimismus und Royalismus der unbußfertigsten Art. Wie es der Unverstand des Liberalismus und Radikalismus ist, alle Schuld nur auf Seiten der Fürsten und des Adels zu finden, während das Volk, das voll Tugend ist, frei ausgeht, so giebt es Legitimisten und Royalisten, die immer nur das Volk anklagen, welche die Revolution immer nur auf Seiten des Volkes sehen oder bei den geheimen Leitern desselben, den Illuminaten, den Freimaurern, den Carbonaris; von da geht alles Unheil aus, niemals von den Fürsten oder dem Adel; diese scheinen ihnen eine Menschenklasse zu sein, die von der Erbsünde ganz unberührt wären. Diese Leute widersprechen nicht blos aller Geschichte, sondern sie verhärten sich geradezu gegen alle Züchtigungen und Gerichte Gottes. Sie hören Gott nicht, so ernst und vernehmlich er auch zu ihnen redet. — Man soll es nie vergessen, wenn jetzt Völker voll revolutionären Geistes sind, geneigt alle göttlichen und menschlichen Ordnungen in der Welt zu zerreißen, daß die Revolution in der Höhe, auf den Thronen, angefangen hat. Ein Ludwig XIV. mit seinem l'état c'est moi, mit seiner rücksichtslosen entsetzlichen Politik im Innern, wie sie Tocqueville in seiner Schrift: La revolution avant la revolution so treffend gezeichnet hat, mit seiner eigensüchtigen, hinterlistigen, grausamen, man möchte sagen diabolischen Politik nach außen, ist kein geringerer Revolutionär, als irgend einer der Schreckensmänner des Jahres 1793, darum nicht besser, daß er in die Religion seine königlichen Verbrechen hüllte. Und sein Beispiel wurde nur zu sehr nachgeahmt von den Fürsten Europas. Sie zerschlugen die Rechte des Volkes, sie behandelten es als eine ihrer Willkühr überlassene Horde. Durch den Mißbrauch der Religion oder auch durch Religions-Spötterei, durch ihre Sitten und ihr ganzes Verhalten untergruben sie selbst die Ehrfurcht, die Anhänglichkeit, die Treue in den Herzen ihrer Völker. Sie ahneten nicht, daß sie dadurch in die gefährliche Lage von Bäumen kommen, denen die Erde von ihren Wurzeln immer mehr weggespült wird. Noch ein Regenguß, noch ein Windesbrausen — und Gott schickte es zur Rache — und die stolzen Stämme, viele Geschlechter alt, lagen da, umgestürzt unter dem Wehklagen derer, die noch länger unter ihrem Schatten zu wohnen verhofften, aber unter dem wilden Geheule derer, die schon lange auf ihr Fallen sich freuten.

Wer darin nicht die Thaten der Gerechtigkeit Gottes sieht, mit dem ist es umsonst zu reden. Der Legitimismus und Royalismus, der keine Buße kennt für die Sünden der Fürsten und des Adels, der sie nur dem Volke zumuthen will, ist eben solch ein Feind der christlichen Welt-Ordnung, eben so fern vom Verständniß derselben als der Liberalismus und Radikalismus; auch er lebt nicht in der Welt des heiligen Gottes, die da wirklich ist, sondern in der erträumten Welt seiner Götzen, nur daß diese einen andern Namen und einen andern Anstrich haben, als die seiner Gegner. Auch er kann nur beitragen zur Verwirrung der Welt, zur Vermehrung der Zwietracht und des Partei-Hasses, zur Zerstörung des noch vorhandenen Guten, aber niemals zum Aufbau einer heilbringenden Ordnung der Welt aus den Träumen der Gegewart. Nicht die Monarchie würde er aufrichten, sondern immer nur wieder den Absolutismus oder den vielberufenen Feudalismus und dadurch die Revolution nur verewigen.

Wir können uns daher nicht unbedingt mit dem identificiren, was man die große conservative Partei nennt. Auch dieser Namen faßt nicht minder wie der des Republikanismus und jeder Partei-Namen Elemente zusammen, die von einander sehr verschieden sind. Viele scheinen nur darum conservativ zu sein, weil sie darin noch am meisten ihren Vortheil zu finden glauben, aus keinen tiefer liegenden Gründen; viele scheinen nur conservativ zu sein in ihren politischen Ansichten, aber in Bezug auf Kirche und Religion, Sitte, Gewissenhaftigkeit in der Haltung der Gebote Gottes, in der Rücksicht auf ihre Untergebenen, in Bezug auf Ehe und Sonntags-Heiligung u. s. w. sind sie ganz auf Seite nicht blos liberaler, sondern libertinischer Gesinnungen und bringen dadurch ihr politisches Bekenntniß nur in Verruf.

Mit Hinblick auf solche und ähnliche Elemente möchte man sagen, des Volkes ist noch zuviel, eine geringere und auserlesenere Schaar würde mehr Hoffnung erwecken. Es gilt eine große und edele Aufgabe, die nur in religiösem und sittlichem Ernste erreicht werden kann, die wahre Monarchie aufzurichten, wie sie in der Familie christlicher Völker bestehen sollte. Es ist das — zu unserer Beschämung sei es gesagt — ein Ideal, das eigentlich noch nie erreicht worden ist, so lange die christliche Völkerfamilie auch schon besteht. Wir mögen uns Alle, Fürsten wie Völker, darüber vor Gott beugen, denn die Verschuldung ist eine gemeinsame. Die Fürsten mögen sich das rechte Bewußtsein ihrer Würde und die Völker den rechten Geist des Gehorsams erbitten, denn Alle sind gewichen aus ihrer Stellung und sobald das geschieht, sind Gottes Segnungen verhindert zu fließen.

Was ist die wahre christliche Monarchie? Sie ist nichts Geringeres, als eine Darstellung des Königthums Christi. Alle Getauften sollen, ein Jeder in seiner Stellung, das Leben Christi darstellen, Christi Tugenden Jeder in seiner besonderen Stellung offenbaren; ein christlicher König soll uns daher ein Bild geben von Christus als König. Das ist seine Aufgabe, nichts Geringeres. Fürsten und Könige sind Stellvertreter Christi auf Erden, mit einem besseren Anspruch auf diesen Titel als der Papst, jeder in dem Kreise seiner Herrschaft. Daß diese Würde nicht blos Rechte ertheilt,

daß sie Pflichten von solchem Gewichte auflegt, daß nur der, der beständig von Gott die Stärke dazu erfleht und empfängt, sie tragen kann, daß jeder Absolutismus, jede Willkür-Herrschaft, jede Gesetzlosigkeit dabei ausgeschlossen ist, macht sich von selbst fühlbar. Allerdings darf der Fürst, der durch die Vorsehung Gottes zu dieser Würde gekommen ist, sagen, daß er seine Würde trage von Gott und nicht von Menschen, durch Gottes und keines Menschen Gnade; aber er wird auch dabei zugleich fühlen, daß er diese Würde empfangen hat, als einen Dienst, daß das Volk nicht geschaffen ist, um der Fürsten willen, sondern die Fürsten um der Völker willen, daß Gott sie nur darum zu dieser Würde erhoben hat, um durch sie auf die wirksamste Weise die Völker zu leiten und zu segnen.

Haben die christlichen Fürsten und Könige dies Bewußtsein stets in sich getragen, in diesem Sinne ihr hohes Amt geführt? Sie mögen sich das selbst beantworten. — Was ist schwerer und verantwortungsvoller als das fürstliche Amt? Was gehört dazu es recht zu erfüllen? Manche Fürsten, wenn sie jetzt den Haß der Völker sehen, die blinde, wilde, thierische Wuth, die sich oft so erschreckend zeigt, sind wohl geneigt zu fragen: womit haben wir das verdient, was haben wir denn so Böses gethan? Aber ach! für Fürsten ist es nicht genug nichts Böses gethan zu haben, für sie, wenn für irgend welche Menschen, gilt der Spruch, der eine so schwere Verantwortung auf uns legt: wer Gutes zu thun weiß und thut es nicht, dem ist es Sünde. Die Frage ist, was haben wir Gutes unterlassen? Gott hat durch sie seine Segnungen bis zu dem Letzten ihrer Unterthanen verbreiten, Allen ihr Recht bewahren, Allen ihre gesetzmäßige Freiheit gewähren wollen, überall sollte durch sie Ungerechtigkeit verhütet, Druck und Elend gelindert, Frieden gesichert, Gedeihen und Wohlsein möglich gemacht und gefördert werden? Ist das geschehen?

Freilich ist das nicht die Sache eines einzelnen Menschen; kein Fürst, kein König kann das allein ausrichten. Er soll es auch nicht. Er soll nicht Alles allein thun wollen oder in die Einzelheiten sich verlieren, er soll nicht arbeiten wie ein niederer Beamter, er soll seine Organe haben. Ein Königthum ist ein Organismus, das Königreich Christi, wenn es erscheinen wird, wird der herrlichste Organismus sein und jedes Königthum soll es jetzt schon im Vorbilde abspiegeln. Des Königs Sache ist es, die Werkzeuge zu finden und Jeden an seinen Ort zu setzen, wo er an seiner Stelle ist, wo er die Gaben, die Gott in ihn gelegt hat, zum gemeinen Wohle am wirksamsten kann in Anwendung bringen. Dazu ist Weisheit erforderlich, die Weisheit, welche die besondere Eigenschaft der Könige sein sollte, eine Weisheit, die ihnen nur von oben kann gegeben werden, die sie sich als die Salbung des Herrn von oben herab erbitten sollten. Und Gott giebt Jedem nach seiner Stellung, er wird die Salbung der Könige nicht eine bedeutungslose Ceremonie sein lassen, wenn Menschen nur begehren, daß Gott sie mit seinem Inhalte erfülle.

Wie erhaben ist die Vorstellung von einem Könige, wie wir sie in den Sprüchen Salomonis finden. Wir wollen einige derselben anführen:

„Weissagung ist auf den Lippen des Königs, sein Mund fehlet nicht im Gericht. Unrecht thun ist der Könige Gräuel, denn durch Gerechtigkeit wird der Thron bestätigt. Gerechte Lippen sind der Könige Wohlgefallen und wer recht redet, der wird geliebt. Wenn des Königs Angesicht freundlich ist, das ist Leben, und seine Gnade ist wie eine Wolke des Spatregens. Der Schrecken des Königs ist wie das Brüllen eines jungen Löwen, wer ihn erzürnet, der sündigt wider sein Leben. Ein König, der auf seinen Stuhl sitzt, zu richten, sichtet alles Arge mit seinen Augen. Wie Wasserbäche ist des Königs Herz in der Hand des Herrn, wohin er will, neigt er es. Es ist Gottes Ehre, eine Sache verbergen, aber der Könige Ehre, eine Sache erforschen. Wie der Himmel nach der Höhe und die Erde nach der Tiefe, so ist der Könige Herz unerforschlich. Man thue die Schlacken vom Silber, so gehet ein Gefäß dem Goldschmidt daraus hervor, man thue die Gottlosen vom Könige, so wird sein Thron mit Gerechtigkeit bestätigt. Ein König, der die Armen treulich richtet, deß' Thron wird ewiglich bestehen."

Aus diesen Worten tritt uns das Bild eines Königs, wie er nach dem Sinne Gottes sein soll, entgegen, begabt mit der Weisheit Gottes, erfüllt mit dem Bewußtsein seiner Würde, unabhängig von Menschen, abhängig von Gott nach seinem Gewissen, in seinem Herzen die Gedanken Gottes erwägend, als höchster Richter seines Volkes von der Erkenntniß Gottes erleuchtet, Alles durchdringend, alle Schwierigkeiten lösend, nie von Rath verlassen, der Trost aller derer, die auf dem Wege des Rechts wandeln, ein Schrecken aller Ungerechten und Uebelthäter, ein Freund und Helfer aller Armen, ein Feind aller Bedrücker, stark durch den Beistand Gottes, auf den er vertrauen kann, gefürchtet von seinen Widersachern, selbst vor Niemandem sich fürchtend, so lange er in der Furcht Gottes sein hohes Amt verwaltet.

Ein Königreich ist eine Zusammenfassung vieler Klassen von Menschen, eine Vereinigung einer Mannigfaltigkeit von Unterschieden, von Ordnungen und Unterordnungen, die nicht verwischt werden sollen. Jetzt setzen Viele freilich die Vollkommenheit eines Staates darin, daß alle Verschiedenheit der Stände aufgehoben und alle Unterschiede gleich gemacht werden. Das widerspricht allem Thun Gottes in seiner ganzen Schöpfung. Gott hat am Himmel Sonne, Mond und Sterne geschaffen, und unter den Sternen einen leuchtender und bedeutungsvoller als den anderen; er hat auf Erden Berge, Hügel und Ebenen gemacht, Bäume, Sträucher und Gräser wachsen lassen, und das Alles zum Abbild für die Menschenwelt gegeben, für seine Ordnungen sowohl in dem Staate wie in der Kirche. Niemand, der eine schöne Gegend herstellen will, wird damit anfangen, die Berge abzutragen, die Bäume niederzuhauen und Alles zu einer gleichen grasbewachsenen Ebene zu machen. Die Prairieen sind bekanntlich sehr öde. Gleichwohl ist es die Bemühung des Liberalismus und des Radikalismus, den Staat zu einer solchen Prairie zu machen. Kein Baum und kein Hügel soll daraus hervorragen; das neidische Gras der Ebene fühlt sich dadurch beleidigt. Doch ist dies Bemühen vergeblich. Was in der Natur allenfalls gelingen kann, das ist unmöglich in der Menschenwelt, denn Gott hat einmal Hohe und

Niedere, Arme und Reiche, Gebietende und Dienende geschaffen und gewollt. Wenn man die natürlichen, geschichtlich gebildeten, von Gott gewollten Ordnungen umstößt, werden alsbald andere zum Vorschein kommen, die naturwidrig und viel unerträglicher sind, als die, deren man sich entledigen wollte.

Der König soll der Erhalter und Beschützer aller dieser Ordnungen und Unterschiede sein, nicht ihr Zerstörer. Er gehört keiner derselben an, er steht über Allen, aber Alle gehören ihm und er soll Allen ein Schützer ihrer Rechte sein, ihr Vertreter und Wahrer gegen die Uebergriffe, Beeinträchtigungen und Bedrückungen der übrigen. Der große Regulator, daß Alles im Staate sich in seiner Bahn gemessen und in Einheit mit den anderen bewege. Wenn er der Natur nach seinen Umgang zumeist mit denen pflegen wird, die ihm die nächsten an Würde sind, so soll sein Herz doch Allen gehören und am meisten gerade den Bedürftigsten und Aermsten. Das Geschrei der Unterdrückten, die sonst keinen Helfer haben, soll sein Ohr erreichen und nie vergeblich an dasselbe tönen.

Was zeigt die Geschichte der Staaten für ein trauriges Bild; neben den äußeren Kämpfen den beständigen inneren Streit der verschiedenen Stände gegen einander. König, Adel, Bürgerthum und zuletzt das Volk, Alles wider einander gekehrt, bald der König im Bunde mit dem Adel, um das Bürgerthum und Volk niederzuhalten, bald mit dem Bürgerthum und Volk verbunden, um die Macht des Adels zu brechen, bald Bürger und Volk aufstehend, um Fürsten und Adel zu demüthigen, zu verjagen, endlich Volk und Bürgerthum streitend und Beide einem Cäsar anheimfallend, der den Absolutismus in noch willkürlicherer Form als zuvor ausübt.

Wann wird das wahre Königthum erscheinen, das diesem Streite ein Ende macht, nicht durch eifersüchtige Befeindung und Vertilgung der Unterschiede der Stände, nicht durch Vernichtung ihrer Rechte, sondern durch ihre Anerkennung und Erhaltung, durch Förderung ihrer Freiheit in dem Maße, als sie zur Erhaltung und nicht zur Störung der Anderen dienen. Nur unter dem wahren Königthum wird wieder wahre Freiheit gedeihen können, die jetzt aus der Welt entflohen ist.

Wer sehnt sich nicht nach Freiheit, welcher Mann mag leben unter der Kirchhofsstille des Absolutismus oder in der dumpfen Luft einer Schreiberstube, zu welcher die Bureaukratie einen Staat entwürdigt; aber wiederum kann auch keine Freiheit bestehen ohne Autorität. Wo die Autorität untergraben wird, wo sie ihren unwillkürlichen Einfluß über die Gemüther nicht mehr ausübt, wo Fürsten und Könige nicht willig im religiösen Glauben anerkannt werden, da tritt ein Zustand der Gewalt ein. Fürsten sind genöthigt, Gewalt-Maßregeln zu gebrauchen gegen ein Volk, das nicht gehorchen will. Es ist eine traurige Sache, wenn zwischen Fürst und Volk eine Art von Kriegszustand besteht, mag die Schuld auf der einen oder der andern oder auf beiden Seiten sich finden.

Es ist leider wahr, daß die Autorität der Fürsten bei den Völkern geschwunden ist und keine Gewalt kann sie zurückbringen. Kehren die Völker

nicht wieder zum religiösen Glauben zurück, erkennen sie nicht die christliche Ordnung der Welt, als die die einzige, wirkliche, heilsame, die Welt erhaltende und segenbringende an, dann ist alle Hoffnung auf die Zukunft verloren, dann kann nur Alles enden im Chaos oder im fürchterlichsten Despotismus.

Wir geben uns keiner Täuschung hin, wir glauben es nicht, daß die Völker in der nächsten Zukunft zu jener Umkehr schon geneigt sein werden, sie wollen und werden erst die Erfahrung machen, was die Verwerfung der christlichen Welt-Ordnung bedeutet. Sie wollen die wirkliche Welt, die Welt Gottes in das Gegentheil verkehren. Nun wohl, „sie sollen essen von den Früchten ihres Wesens und ihres Rathes satt werden;" aber die göttliche Weisheit setzt auch hinzu, „das die Albernen gelüstet, tödtet sie, und der Gottlosen Glück bringt sie um." Sie werden aus dem Kelche des Todes trinken und nur die Barmherzigkeit Gottes wird sie erretten.

Wir wenden uns mit unserem Mahnruf nicht an die Völker, sie werden uns nicht hören, wir wenden uns an die Fürsten. Als die Sündfluth auch die höchsten Berge bedeckte, da war sie vollkommen und die Erde schien verloren; als aber der Berge Spitzen wieder hervorgingen, da brach für die Erde wieder der Tag der Hoffnung an. — Jetzt droht eine revolutionäre Sündfluth Alles zu übersteigen. Auch die Throne der Fürsten sind von ihr theils hinweggespült, theils überdeckt. Fürsten selbst haben das Bewußtsein ihrer Würde verloren, sie huldigen den Grundsätzen der Revolution, sie beugen sich vor der Macht, die von unten aufsteigt, sie erkennen sie an, sie nehmen von ihr ihre Krone. Thöricht, wenn sie meinen damit das weitere Anschwellen der Fluthen verhüten oder ihre eigene Throne sichern zu können. Keine Sicherheit, als in der Rückkehr zu dem wahren Bewußtsein ihrer Würde, in der Beugung vor Gott, aber nicht vor den Menschen, in der Anerkennung Christi, aber nicht in der Anerkennung des Volkes, das da spricht: Wir wollen nicht, daß dieser über uns herrsche.

Wir können den Fürsten nicht versprechen, daß ihr Kampf ein leichter sein werde, wenn sie, wie sie es sollten, als die Vorkämpfer des Königthums Christi den empörten Völkern entgegentreten, die dieses Königthum verwerfen und den Menschen an die Stelle Christi erheben. Es müßte jeder Fürst gefaßt sein, auch in solchem Kampfe zu fallen, doch würden sie fallen als Fürsten und Könige und ihre Krone würde ihnen nicht verloren gehen. Sie würden sie im Verlieren gewinnen. Endlich wird doch die Zeit kommen, wo der Berge Spitzen aus den bedeckenden Fluthen hervorgehen werden. Gott wird die Gewässer schelten und sie werden fliehen, Hügel und Thäler werden wieder sichtbar werden, eine neue geordnete Welt wird wieder erscheinen, in der endlich Friede wohnen wird; das Königthum Christi ist dafür Bürge.

Organischer Zwang und Drang.

Beitrag zur Natur der Sprache, der Lüge, des Wahnsinns und der politischen Neuerungssucht.

Mitgetheilt vom Medizinalrath Dr. Gustorf.

2. Trieb, Verbrechen, Individualität.

Die Lüge steht in sich selbst verrucht da, und nicht etwa wegen des Schadens, den sie äußerlich anrichtet; jeder Mensch hat wie jeder Staat erst seine inneren Verhältnisse zu ordnen und wird nach seinem inneren Haushalt wie der Staat nach seiner inneren Rechtspflege geschätzt und beurtheilt, und überhaupt fallen wohl die Pflichten gegen uns selbst mit allen übrigen zusammen, die wir gegen ein Extranes zu vollbringen haben, weil unser eigenes Dasein nur unter den gegebenen Bedingungen dieses Extranen hervorgebracht wird. Die Lüge zeigt sich als ein Verbrechen gegen das sittlich-vernünftig-gesellige Streben der Menschheit, weil sie gleichsam den Lauf der göttlichen Erkenntniß nach der Wahrheit hemmt und unmöglich macht. Jedes Zeitalter empfängt die Sprache wie ein sorglich gepflegtes Erbgut aus den Händen oder dem Nachlaß seiner Voreltern und es ist mit ihm ein bestimmtes Eigenthum überliefert, das nicht allein nach seinen ehrwürdigen Zwecken genutzt werden, sondern auch als Fideicommiß auf künftige kräftige Kinder wieder übergehen soll. In diesem Sinne müssen wir uns mit allen Zeiten verbinden, und ohne eine überlieferte Glaubensansicht des ewigen Lebens schon aus eigner Erkenntniß unsterblich fühlen; in diesem Sinne soll jeder Gelehrte der Wissenschaft seine Kräfte widmen, jeder Staatsmann seinem Berufe, denn so läßt sich die Liebe und der Eifer für eigene Entwickelung und Vervollkommnung, statt in einen Geiz des Gemüths und Egoismus zu verfallen, wieder auflösen in ein Hingeben und Aufopfern für Andere. Wenn wir uns eine Zeit denken, wo die Lüge sich einen freien Raum machen kann, so müssen wir uns zugleich die Sprache des Volks, in dem sie mächtig geworden ist, zu einem Chaos verwildert vorstellen und für die Erben der Zeit zittern, und ich frage ob nicht in unserer malcontenten, hochweisen, alles anzweifelnden Zeit, welche aus der gesunden Besonderheit heraus ist und die Erkennung und Hochachtung der Form verloren hat; wo jeder gern seinen eignen Beruf gewissermaßen zu dem eines Volkstribunen und Reformators der Gesellschaft erheben möchte, einer Zeit voll prunkender, eitler und leerer, Lafayette'scher bonhommistischer Schwatzhaftigkeit (der General Lafayette war ein leerer, schwatzhafter Mensch, dessen Mund von Ordnung überfloß und der die Zerstörung mit prunkender Gutmüthigkeit aussäete. Geschichte der Revolutionszeit von 1789 bis 1795. Bd. I. von Heinrich v. Sybel. Düsseldorf 1853) [1848 in den Märztagen, erblickten wir Lafayette's Schatten am Molkenmarkt, bei den Volksversammlungen unter den Zelten, in der

famosen Zeitungshalle, auf den Stuben der Polen und im Palais des Prinzen von Preußen]) schon ein Mißbrauch der Sprache, eine Art Sprachverwirrung eingerissen ist, durch den uns die ursprüngliche Bedeutung einer Menge Wörter entflieht, und durch den wir einseitig, befangen und confus werden, und das gegenseitige Verständniß und das einseitliche Wirken behindert wird. In wie tausendfachen Beziehungen wird nicht, um eines Beispiels willen, das Wort „Freiheit" gebraucht? *)

Wie wird nicht das Wort „Verfassung", „Fortschritt", „Liberalität oder Liberalismus", ja wie werden nicht selbst die Worte „Gott" und „Ewigkeit" in's Vacuum hineingetrieben? Wahrlich, es ließe sich jetzt vortrefflich eine Pathologie der Sprache schreiben. Bei den Römern und den Völkern, die dem romanischen Stamm angehören, war es freilich von jeher eine beliebte Weise, unter Freiheit nichts anderes zu verstehen als ein „suis sumptibus alere". „Ils vouloient toujours labourer la force à la main, les champs des autres" (St. Evremont du genie des Romains) „Ote toi de là que je m'y mette".

Verfolgen wir nun die Wirkung der Lüge auf das Individuum selbst. Erst aber will ich den Umfang der Lüge genau erklären. Die Lüge besteht nicht allein darin, daß wir im sinnlichen Ausdruck anders erscheinen, als wir innerlich gestimmt oder gesonnen sind, wir sehen sie da ihren Anfang nehmen, wo im Innern des Menschen nur etwas schon versäumt, vernachlässigt, aufgegeben, ruinirt ist, es sei nun dies etwas Gemeinsames, Sittliches oder Persönliches. Der sittliche Mensch hat einen eingeborenen Trieb und eine Kraft zu großen Tugenden und Naturäußerungen, die er achten und ausbilden muß; sobald dies nicht geschieht, so verneint er ein Positives, Gegebenes, das zur Ausführung kommen sollte, und ist mit und ohne Wissen ein Lügner. Mit diesem Gemeinsamen ist auf eine mystische Weise das Persönliche verbunden. Die Natur muß nämlich bei der Hervorbringung der Individuen wie diese in einer Zeit neben einander folgen, einen Weltzweck haben, nach dem die persönlichen Grundverschiedenheiten der Menschen nothwendig sind. Es bildet diese unerfaßliche Grundverschiedenheit ein Analogon zu der Grundverschiedenheit in der ethischen Richtung der verschiedenen Völker, deren Ursache und Umstände sich vielleicht in der Nacht der Zeiten verlieren. Also „poeta nascitur" oder „non omnia possumus omnes", denn die Menschen trennen sich unter einander durch verschiedene Neigung, manche Talente, oft durch eine Fertigkeit der Sinne u. s. w. und sind unter sich unendlich verschieden. Das System des Helvetius, daß die Menschen an Anlagen alle unter einander gleich wären [„de l'homme"] ist nicht stichhaltig und mehr aus literarischer Ruhmsucht und aus encyclopädisch-materiellen Anschauungsweisen, wie sie zu Montesquieu's und Voltaire's Zeit Mode waren, hervorgegangen. Die Verwirklichung jenes Weltzweckes stören wir aber willkür-

*) Es ist ein treffender Blick auf das ganze Gebiet der neuen Gesetzgebung, wenn Friedrich Wilhelm III. gleich bei dem Anlauf zu dem ersten umbildenden Gesetz, dem Edict vom 9. October 1807, zur größten Vorsicht in der Fassung ermahnt, da Worte, wie Freiheit und Knechtschaft auf das Gefahrvollste gemißdeutet werden können.

lich, wenn wir als Individuen eine solche bestimmte Anlage in uns versäumen oder wohl gar unterdrücken. Jede Neigung, jede solche Kraft ist auch auf ihren Gegenstand (ihre Befriedigung) heftig hingerichtet und läßt sich wohl auf eine Zeitlang einschläfern aber niemals ganz unterdrücken, ohne daß auch der ganze Zusammenhang des Menschen verletzt und am Ende aufgehoben wird. Ich will hier keineswegs den Begierden (ausgebildeten Trieben) und Leidenschaften des Menschen, (welche oft selbst die besten Männer verdreht, wenn sie herrschen, sagt Aristoteles), das Wort reden, als ob sie in ihrem Wachsthum allzusehr befördert werden müßten oder wohl gar wie französische Philosophen in und vor der Revolutionsperiode thaten, sie beliebig unter den Begriff der größten Kraft, des mächtigsten Agens in der Welt subsumiren; es ist uns das „decet affectus animi neque se nimium erigere, nec subjacere serviliter" des Cicero ausreichend bekannt; wir verstehen hier vielmehr unter diesen persönlichen Anlagen, Kräfte, die auf eine bestimmte Art von Productivität gerichtet sind, so daß sie, weil das ganze Leben des Menschen überhaupt auf Productivität gerichtet ist, den wesentlichen Bestandtheil seiner persönlichen Beschaffenheit ausmachen; die Begierden und Leidenschaften sind dagegen nicht auf Production, sondern vielmehr auf Zerstörung gerichtet, und finden grade nur in der Zerstörung ihres Gegenstandes ihren Genuß und ihre Befriedigung. Wenn wir aber andererseits auch den Trieb als ein Streben nach Genuß, welches nicht minder durch die Natur in uns gesetzt zu sein scheint, anerkennen, so dürfen wir dieses doch nur in dem Sinne thun und auffassen, welcher den Genußtrieb in voller Harmonie mit dem Productionstrieb darstellt, d. h. um es kurz auszudrücken, der Genuß muß sich als Genuß an der Production (der eigenen oder fremden) und nicht blos am Product betheiligen, und darum weit entfernt auf Vernichtung gerichtet zu sein, vielmehr nur dem Productionstrieb als ein Hebel dienen. Dies ergiebt dann auch das wahrhaft sittliche und würdige (und dennoch nicht ascetische) Verhältniß des Individuums zur Gesammtheit, daß es durch seinen sittlichen Trieb in der Production seine That für das Allgemeine hinstelle. So ist z. B. der Geschlechtstrieb in seiner natürlichen und gemäßigten Anlage auf Production, Fortpflanzung gerichtet; sobald er aber zur Wollust, also zur Begierde ausartet, geht er zum Zweck seines Genusses auf Vernichtung der Individualität, die ihm den Genuß gewährt, denn in den heftigen Affekten und gewaltigen Leidenschaften bejaht das Individuum nicht blos sein eignes Dasein, sondern verneint das der übrigen und sucht es aufzuheben, wo es ihm im Wege steht. So erklärt sich ein Hang zur Plackerei und Grausamkeit an den Menschen, denen der unmäßig gewordene Geschlechtstrieb bereits ausgestorben ist. Hier ist nur noch die allgemeine Form der Begierde, die sich auf Zerstörung hinwendet, übrig geblieben. *)

*) Spieß Biographien der Wahnsinnigen — Schlachtaltäre der Hindu — und anderer Götzen — der Mädchenschlächter „Andreas Bichel in Bayern", von Feuerbach berichtet, im neuen Pitaval vollständig erzählt, in England fast in allen Volksbüchern aufgenommen — die „Zopfabschneider" in der jüngsten Zeit: „La soif de la volupté finit par se confondre avec la soif du sang, et la cruauté est un des symptomes de l'excessive dépra-

Wir finden auch meistens, daß das Verruchte, Verbrecherische oder Verwerfliche am Menschen, nur eine unselige Ausartung eines von Natur guten und nützlichen Triebes ist, dem sein entsprechender Gegenstand nicht entgegenkam, ein Trieb, der mit den Verhältnissen und Umständen in Widerspruch, kein rechtes Gebiet fand, worauf er auf heilsame Weise thätig sein konnte. Ich muß hier vornämlich von einer Gattung solcher persönlichen Anlagen sprechen, die durch einen Widerstand der Verhältnisse in's Verbrecherische verkehrt werden kann, weil sie mir am meisten aufgestoßen ist; es ist das Schauspielertalent. Personen, welche durch entschiedene natürliche Anlage für die Bühne bestimmt sind und die durch eigene Täuschung oder Schwäche gegen hindernde Umstände von ihrem Berufe abgehalten werden, nehmen, wie ich meist bemerkt habe, dieses Talent in das Leben mit sich hinein, indem sie die Welt wie eine Schaubühne, sich selbst aber wie Schauspieler auf dieser Bühne betrachten; sie fassen eine Rolle nach der anderen auf, die sie kunstgerecht durchführen und indem sie Andere und sich immerwährend belügen, wissen sie sich so eine Befriedigung zu verschaffen. Wer wird mir nicht Recht geben, daß diese Menschen die höchste Anlage zum Bösewicht in sich tragen, die sich gar von selbst entwickelt? Wir bemerken hier, wie es den Frauen ganz vorzüglich in der Bühnenkunst gelungen ist, sich den Männern an treuer und kräftiger Darstellung gleich zu stellen, denn in den Frauen wohnt ein prävalentes Talent zur Verstellung, (mulieri, et ne mortuae quidem credendum est") und so lange sie diese noch als Halbkunst, d. h. in Verbindung mit ihrer Subjectivität und nicht als ein Objectives außer sich zu geben haben, sind sie Meisterinnen, Meisterinnen im leichten Scherze, Meisterinnen in der erhabenen Tragödie. Aus eben diesem Grunde, weil die Frauen hier eine größere Bildungsfähigkeit besitzen, sollten wir mehr als es geschieht, auf ein verunglücktes Dasein bei ihnen hinstoßen, aber glücklicherweise hält sich bei ihnen die Lüge meistens auf der Oberfläche und wird von ihnen zu unschuldigeren und vorübergehenden Zwecken, zu Galanterien (die feine, die leichte, die immerwährende Lüge der Liebe, Montesq. Esprit des lois. Liv. 28 ch. 22) und zu Exequis von Intriguen gebraucht.

Ich werde auf das Verfehlen des inneren Berufs noch einmal zurückkommen; hier hingegen, da sich unserer Zeit immer mehr und mehr das Gefühl der Unbedeutendheit des Einzelnen im Weltraum bemächtigt und die Zeit der hochgehaltenen Formen, einer breit basirten, brüderlich-gemeinschaftlichen Misère, der „freien organischen Entfaltung" (eine Hauptphrase der Fortschrittspartei de dato) den Platz geräumt hat, scheint es eine schickliche Gelegenheit, und es möge mir erlaubt sein, ein Wort gegen Fichte's „Volks-

---

vation dans l'amour, Pinel. — Die männlichen Insekten stürzen sich mit solcher Wuth auf das Weibchen, daß man Weibchen vom Gespenstkäfer und von der Heuschrecke gesehen hat, welche den Kopf ihrer Männchen förmlich zernagten, ohne daß diese dadurch abgehalten wurden mit diesen allzugrausamen Schönen den Trieb der Natur zu befriedigen, vielleicht aber befriedigt sich bei diesen Weibchen eben durch jene Wuth zu beißen der höchste Grad der Wollust, denn etwas ähnliches finden wir beim Menschen. In der Salpetriere, einem Frauengefängniß befriedigten in den Tagen der weltberüchtigten Septemberschlächterei, die Arbeiter der Communen, an den Opfern zuerst ihre Wollust, dann ihren Blutdurst. Im alten Phönizien standen die Tempel der Astarte neben denen des Moloch.

reden" zu erheben, die allerdings mit der Miene des tiefsten Ernstes und dem lebhaftesten Eifer eines großen rhetorischen Talents gehalten, in Verbindung mit ihrer Zeit, mit guter Absicht und nicht geringem Nutzen geschrieben wurden. Es hatten diese Reden denselben patriotischen Zweck, den wahrscheinlich unter Solon und den Pisistraten die wieder erweckten Dichtungen des Homer hatten, um dem herannahenden Sturm, der erst unter Darius und Xerxes gegen den griechischen Continent losbrach, zu begegnen. Der Muth des muthig-rührigen Fichte, einer aurora borealis in desperaten Tagen voll des größten Risikos, hatte ihnen für eine lange Zeit einen Eingang verschafft, der ihnen nicht offen bleiben konnte. Wir werden durch diese „Volksreden an das Deutsche Volk", in das kraftvolle Alterthum, nach Sparta und Athen zurückversetzt, und sehen, wie dort die Individualität, welche das Christenthum mit aller seiner Liebe und Anerkennung beschützen will, vernichtet und in ein Allgemeines aufgelöst ist, das unter dem heidnischen Namen Volk, zu seiner Existenz alles Einzelne erst gleichmachen, nivelliren und zerstören will, statt es liebevoll in seinem mütterlichen Schoß zu hegen und zu pflegen. So mußten, um mich eines grob-sinnlichen Beispiels zu bedienen, die jungen Spartaner sich alle zehn Tage vor den Ephoren nackend zeigen, die denjenigen, welche anfingen ein Unbedeutendes fett zu werden, sofort eine strenge Diät auflegten, damit sie einen zähen, mageren und elastischen Leib behielten, gerade so wie es heut zu Tage den Jockeys zu geschehen pflegt, die die Pferde bei den Wettrennen reiten. So mögen denn die einzelnen Individualitäten hintangesetzt werden oder untergehen, damit die Centralisation, das Volk bestehe; wie es bestehe ist also einerlei und daß es bestehe, ist die Hauptsache. Welcher einzelne Mensch mag aber das Leben nur des Lebens willen schätzen und gegen seinen Inhalt gleichgültig sein? Wer ist z. B. enthaltsam, mäßig, vorsichtig, ruhig und klar nur des Utilitätsprincips wegen; nur um seine Gesundheit d. h. die äußere Bedingung seiner Fortdauer zu erhalten? Die Tugend gehörte zur Belohnung an den Pranger, wenn sie nur für leibliches Wachsthum, für materielle Verhältnisse, wenn sie nur dazu da wäre den Säuferwahnsinn (das delirium tremens) und die Freudenmädchenkolik (colica scortorum. Rave de peculiari quadam colicae specie. Berolin. 1824.) zu verhüten, das leibliche Behagen und das irdische Wohlsein zu erhalten. Deswegen, und da die deutsche und christliche Monarchie von Anbeginn ihr Lebenselement in der Achtung der Persönlichkeit hatte und da nur die Wahrung der Individualität, das höhere Bewußtsein seiner selbst, eine Hauptstütze der deutschen Staaten zu sein scheint, und es also ihr Bestreben sein muß keine Gattungen sondern Individuen zu erziehen, eine Staatspflege, die ein gemeinschaftliches Bestreben der Edleren unter vierzig Millionen Sprachgenossen, ihre Seele, um mit Horaz zu reden, für das Vaterland zu verschwenden, nicht ausschließen kann, stelle ich den Reden jenes Philosophen der Vernunft, welcher den Kampf mit Frankreich zur ritterlichen Aufgabe machte, ein Buch als heilsames Gegenmittel gegenüber, welches höchst merkwürdiger, ich möchte fast sagen: erschreckender Weise, den Todfeind Fichte's, den gewaltigen Soldaten Napoleon Bonaparte zum

Verfasser hat. „Quelles opinions (Gesinnungen) sont le plus propres à faire le bonheur des hommes?“ Ouvrage de concours couronné par l'académie de Lyon 1786. Hier wird uns von dem verstandesmächtigen großen Cäsar, welcher in seiner hartnäckigen Politik und in der nie rastenden Ehrsucht des Eroberers, die Menschen mit der größten Perfectibilität kuppelte und sie alle, freilich oft genug im Ernst der Nothwendigkeit, worin er aufhörte ein einzelnes, für sich bestehendes Individuum zu sein, mit Raschheit und Präcision, fast mit kindlicher Harmlosigkeit, dem Acheron entgegentrieb, die zarte behutsame Entwickelung der heiligen Persönlichkeit gelehrt. „Spectatum admissi risum teneatis amici?“ Wir verspüren hier eine plötzliche Anwandlung des unauslöschlichen Lachens der Olympier; welche Ironie! Freilich muß man bedenken, daß, als Buonaparte so schrieb, er Demokrat war und christlichen Grundsätzen demokratischer Art huldigte, die jeden Einzelnen begünstigten, mit denen aber wie Cardinal Richelieu behauptet, eine Centralmacht unmöglich ist. Hier sollen wir nach dieses Verfassers Anweisung, in jedem Menschen seinen eigenthümlichen genialen Menschen erfassen und das heißt wohl mit anderen Worten: wir sollen uns die Idee aufzufinden bemühen, welche die Natur bei seiner Hervorbringung hatte.*) Wir werden hier lebhaft an Jean Paul's „Levana“ erinnert. Jean Paul glaubt, daß die Organisation des Menschen ihn bei Aufsuchung des Glücks leiten müsse, das in nichts Anderem bestehe als in dem, was am besten mit dieser Organisation übereinstimme.**) Es scheint diese Schrift aus einer tiefsinnigen Betrachtung der Natur und des Lebens und einer genauen Beschäftigung mit dem Menschen geschöpft zu sein.

Der Religionszustand in Polen kurz vor dem Untergange der Republik.

(Fortsetzung von Warschaus Sonne im Untergange.)

Aus den Papieren eines Reisenden am Schluß des achtzehnten Jahrhunderts.

(Schluß.) Warschau, Juli 1793.

Dies Gesetz, unter dem Namen der Konstitution von 1768 bekannt, enthielt aber nicht bloß Vorschriften, die Dissidenten betreffend, sondern auch

---

*) Und in diesem Sinn ist auch der Code Napoléon ein unvertilgbares Denkmal der Kaiserlichen Regierung.

**) „Es ist Alles am Erkennen und an der wichtigen Benutzung von Persönlichkeiten gelegen“, sagt der noch unter uns lebende, reichbegabte Schriftsteller und Dichter Fontane. „Sehet zu, daß ihr allmählig erfahret, was ihr zu schaffen im Stande, denn es ist die erste und letzte Aufgabe für jeden Menschen, einzusehen, wofür er eigentlich gemacht ist.“ (Carlyle bei der Uebernahme des Rectorats der Edingburgher Universität.)

manche politische Verordnungen, die Rußland und Preußen zur Sicherheit ihrer Grenzen durchsetzen zu müssen glaubten, die aber von den Polen für Eingriffe auf ihre Unabhängigkeit, für gänzliche Aufhebung ihrer alten Verfassung erklärt wurden. Nach einem kleinen ruhigen Zwischenraum, traten einige Große in eine neue Konföderation zusammen, die unter dem Namen der Barer berüchtigt wurde, und sich bis zum Jahre 1772 erhielt. Sie hatte die Hofpartei und einige tausend Mann russischer Truppen gegen sich, wurde aber von der Pforte, von Oesterreich und von Frankreich, doch von beiden letztern nur so begünstigt, daß sie mit Rußland und Preußen ihretwegen nicht brechen wollten. (Man vergleiche über das ächtpolnische Wesen dieser Konföderation die Nachrichten eines Augenzeugen und Theilnehmers. Vie du General Dumouriez, Tom. I, pag. 179—277.) Der Unruhen, der Verheerungen, der Grausamkeiten, die, während sie bestand, vorfielen, waren viele; nur muß man, wie oben bemerkt, sie mehr dem politischen, als dem religiösen Fanatismus zuschreiben, und man muß wohl unterscheiden, daß die Häupter dieser Unternehmungen, die ganz politische Plane durchsetzen wollten, sich nur der religiösen Vorurtheile des Volks und der Soldaten bedienten, um sie zur Wildheit wider ihre Gegner zu entflammen.

Durch die Konstitution von 1768 erhielten sonach die Dissidenten ihre alten staatsbürgerlichen Rechte zurück, und sie konnten wieder Senatoren, Landboten und Starosten, doch ohne Gerichtsbarkeit, werden. Sie genießen sie allerdings noch, ob aber ohne Eifersucht, und gesetzlich von den Polen anerkannt, das schließe man aus dem Widerwillen, den letztere gegen diese Konstitution haben; aus dem Umstande, daß der Revolutions-Reichstag sie gänzlich aufhob; daß er das katholische Bekenntniß als das allein herrschende, und mithin als die Quelle der staatsbürgerlichen Rechte, wieder einsetzte und in seiner neuen Regierungsverfassung*) der Dissidenten nur in so fern ganz unbestimmt erwähnte, als er ihnen freie Religionsübung, aber nichts weiter, zusicherte.

Wie die Dissidenten noch bis jetzt den Widerwillen der Katholischen tragen müssen, eben so leiden sie noch unter ihrer Verachtung; denn, anstatt friedlich unter einander selbst zu leben, was der erste Grundsatz einer gedrückten Gesellschaft sein sollte, haben sie allen erdenklichen Uneinigkeiten, die so kleinlich, so ärgerlich sind, Thür und Thor geöffnet. Seit dem Jahre 1768, wo sie wiederum ein politisches Dasein bekamen, waren Gemeinen gegen Gemeinen, und in diesen die bürgerlichen Mitglieder gegen die Adelichen, die adelichen Vorsteher gegen die bürgerlichen, in einer beständigen, höchst erbitterten Fehde begriffen. Die Grundsätze der politischen Verfassung, die eine Aristokratie begründen, wurden von dem dissidentischen Adel auf die kirchliche Verfassung angewandt, und er suchte eine kirchliche Aristo-

*) In welcher es, im ersten Absatze, bloß heißt: „Wir sichern hiermit, unsern Landesbeschlüssen gemäß, die Freiheit aller religiösen Gebräuche und Bekenntnisse in den polnischen Landen.“ — Was sind dies für Landesbeschlüsse? Warum werden sie nicht genannt? Sind es die aus den Zeiten Siegmund Augusts? Sind es die von 1768? — Gewiß nicht. Denn jene haben die Katholischen nur zum Theil anerkannt und nie gehalten; und letztere hatte man aufgehoben.

kratie durchzusetzen. Er maßte sich die Gesetzgebung und die Verwaltung der kirchlichen Oekonomie an, und verweigerte den bürgerlichen Mitgliedern der Gemeine in diesen Dingen eine gültige Stimme. Die Streitigkeiten, die daraus entstanden, legte man nicht selbst bei, sondern man brachte sie vor mehrere Reichstage und vor die Gerichtshöfe seiner eigenen Nebenbuhler, deren Entscheidungen jedesmal neue Quellen von Uneinigkeiten wurden.

Büsching hat sich die Mühe gegeben, eine umständliche, beurkundete Geschichte der dissidentischen Irrungen zu sammeln. Sie befindet sich in den letzten Bänden seines historischen Magazins, zu denen ich den Leser verweise, der umständliche Auskunft darüber verlangt. In dem 21ten Bande des gedachten Magazins S. 634 fg. findet sich ein „Resumé de l'affaire des Dissidens," das sehr lehrreich und vortrefflich geschrieben ist. Es ist von der Hand des Geheimen Legationsraths Sartorius von Schwanefeld, in Warschau, eines vortrefflichen Kopfes, dessen ich hier mit Achtung und Vergnügen erwähne.

Diplomatische Revue.

Wochenschau.

Um die Verpflanzung der Krisis nach Italien zu verstehen, muß man gegen die erhabene Selbstbelobigung unseres Zeitalters, welches sich so gern die elektrische Epoche nennt, einigermaßen abgestumpft sein. Wie derjenige Politiker am besten mit den Ereignissen zurechtkommt, welcher ein tüchtiges Exercitium im Achselzucken durchmacht, so ist es auch rathsam, keinen gar zu starken Glauben an etwaige schwunghafte, zündstoffhaltige, schleunigst erregbare Eigenschaften der Gegenwart und ihrer hochachtbaren Sippen zu hegen. Freilich wir leben in den Tagen der Telegraphie, der Eisenbahnen, der Augenblicksbilder u. s. w. Der herrlich cultivirte Neuzeitler wird uns beweisen, daß ein einziger Gefühls- und Willensstrom durch die moderne Gesellschaft gehe, daß das fernste Winkelstädtchen sich nicht mehr dagegen schützen könne, im Momente die Empfindungen mitzumachen, welche durch die Mittelpunkte der Geschichte hindurchzucken. Aber das, was heute vor unseren Augen passirt, stellt denn doch jener Verherrlichung ein arges Armuthszeugniß aus.

Wodurch ist denn die Krisis jenseits der Alpen erzeugt, wenn nicht dadurch, daß die venedigsüchtigen Italiener vier Wochen hinter den Ereignissen

zurückblieben? Trotz aller Telegraphen gelangte die Kunde von der im Norden begonnenen kriegerischen Erschütterung erst Mitte April nach dem Süden, obwohl ihre ersten Stöße bereits Mitte März in Deutschland fühlbar gewesen waren. Es ist also nichts mit dem elektrischen Strome, der die Nationen verbinde. Vielmehr muß die Wetterwissenschaft erst noch erforscht werden, nach deren Gesetzen sich politische Phänomene von einer Gegend in die andere verpflanzen. Während des vorjährigen kalten Winters bewies ein berühmter Meteorologe, daß uns damals die gründliche Erkältung der Atmosphäre aus dem Süden gekommen sei. Im diesjährigen Frühling wollten wir Böses mit Gutem vergelten; wir wollten den Italienern vom Norden aus die Gluth des Emancipationskampfes senden. Aber weiß der Himmel wie es zusammenhängt, die nordische Hitze muß sich in den Gletschern der Alpen verirrt haben, sie muß dort durch manche aufhaltsame Fährlichkeit hindurchgegangen sein. Genug, in Folge einer Verspätung, deren Gründe noch zu erkunden sind, ist die Gluth erst kürzlich in Italien angelangt, wo sie allerdings aufs beste zündete. Ihrem Charakter getreu stehen die Unterthanen Victor Emanuels nun in Flammen, sie predigen den hehren Befreierberuf des italienischen Volkes, sie stürzen zu den Waffen, sie schwenken die Fahne, sie schreien nach dem Tode, falls die geliebte Venetia nicht in ihre Arme sinke, sie schwören Rache gegen die Barbaren:

S'il barbaro tenti
La nostra contrada
La spada
Pentir lo farà —, und so fort in infinitum.

Das ist Alles herrlich, aber es kommt zu spät; die verwünschten Alpen haben dem nordischen Sommer ein Bein gestellt, daß er vier Wochen nach der rechten Zeit über das Land der Citronen hereinstolperte. Preußen nimmt gewiß an dem südländischen Schauspiel, welches bei uns seinen Ursprung hatte, herzlichen Antheil, es wird auch dazu helfen, daß den Italienern das meteorologische Unglück nicht theuer zu stehen komme; aber Preußen verkennt nicht, daß es unmöglich sei, das Nachspiel zum Hauptdrama umzuwandeln. Nicht als ob Preußen ermüdet wäre oder seine geschichtliche Aufgabe aufgegeben hätte! Die Sache liegt vielmehr dergestalt, daß sich diese Arbeit mitlerweile bei uns vertiefte und daß sie an Ernst zugenommen hat. Wenn im März noch die Annahme, daß es sich blos um einen Zwischenfall in dem Verhältnisse Preußens zu Oesterreich handele, entschuldbar war, so hat nunmehr die Anregung der Bundesreformfrage gezeigt, wie weit der Conflikt reiche, welche Institutionen, welche Dynastieen er in sein Bereich ziehe. Einige mittelstaatliche Minister bilden sich noch ein, sie könnten einer Entwickelung, die immer umfassendere Kreise zeichnet, Schranken entgegenstellen. Die Bemühung aber ist vergeblich. Die Mittelstaaten können sich nicht mehr auf das Bundesrecht stützen, seitdem sie danach getrachtet haben, das Bundesrecht zu einem Werkzeuge für die ungesundeste aller politischen Creaturen, nämlich für das Augustenburgerthum, zu machen. Wie kann die Weisheit der Beust und Genossen, welche sich für den Augustenburger verblenden ließen,

noch ausreichen, wo die Rechtsgrundlagen der ganzen deutschen Nation ins Spiel gekommen sind!

Maßstab für die freundliche Fürsorge des Oesterreichischen Nachbars.

— — — — — ab ovo
Usque ad mala — —
Hor. Sat.

Von jeher gab es zu Wien in der Hofburg fromme Seelen, welche glaubten, Brandenburg todtbeten zu können und denen, wie der Tod dem Lord Byron, preußische Successe das größte Räthsel waren. Ihnen galt es immer als großen Grundsatz: die Hohenzollern zu Falle zu bringen, wo es sich nur thun ließe. Schon vor der Zeit des großen Kurfürsten war man in Wien scharfsinnig neidisch wie Pompejus auf den Cäsar: Welche Schmerzen empfand nicht Habsburg, als es den Königstitel anerkannt hatte, welchen es in seiner Herzensangst um 20,000 Mann Hülfsvölker im spanischen Erbfolgekriege dran gab. Zwei Friedensschlüsse, der eine zu Breslau, der andere zu Dresden, und noch oben drein eine Reichsgarantie, sollten Friedrich dem Großen den Besitz von Schlesien sichern, nichts desto weniger zettelte man ein Bündniß an, wodurch der Preußische Staat womöglich erdrückt werden sollte, und zu diesem Zweck wurde ein Krieg begonnen, den man mit Recht mit dem Zuge des Xerxes vergleichen kann.

Und die Sage berichtet vom verstorbenen Premier, dem Fürsten Schwarzenberg: er habe zur Zeit „Olmütz" in gewissen Kreisen die remarquablen Worte fallen lassen: „L'empereur m'a nommé son chef de cabinet et comme tel je casse Brandebourg, j'y attacherai, à la Cromwell, un écriteau avec les mots 'maison à louer'." — So erscheint uns jetzt der feste Graf Bismarck wie ein neues Mittel, wodurch die sittliche Idee ihr Gericht vollzieht.

Es erklärte Oesterreich in seiner Antwort auf die preußische Depesche vom 15. d. M., daß es bereit sei, die getroffenen militairischen Vorkehrungen rückgängig zu machen. Was bedeutet dies? Nichts anderes als „Zeit gewonnen, viel gewonnen." Das ist der Spruch für einen Jeden, der sich im Drange chronischer Verlegenheiten befindet, denn man braucht jetzt gerade keinen Frauenhofer'schen Tubus, um am Oesterreichischen Horizont die tiefschwarzen Flecke zu erkennen. — So viel steht aber fest: Habsburg hat für den Augenblick einmal wieder „die Rechnung ohne den Wirth" gemacht. G.

Altona, den 1. Mai. In dem von Herrn Neergaard so warm empfohlenen Hamburger Correspondenten befand sich vor einiger Zeit eine Correspondenz aus Schleswig-Holstein, auf die ich in Ihrem Blatte wegen der darin niedergelegten, fast merkwürdigen Geständnisse heute nochmals zurückkommen möchte. Nachdem der Verfasser im Eingang behauptet: das Wort „Lieber Dänisch als Preußisch" — von Mommsen bekanntlich für immer als „frech" gebrandmarkt, sei ausgegangen von der Leidenschaft jener politischen Partheigänger, welche „stets an den Extremen einer politischen Bewegung zu finden sind", — kommt er doch im Verlauf seiner Deduktion zu folgenden Sätzen:

„Wer die Geschichte Schleswig-Holsteins unparteiisch prüft, wer die leitenden Ideen der Bevölkerung des Landes in ihrer Mitte näher kennen gelernt hat, der muß mit uns zu dem Schluß kommen, daß die schleswig-holsteinische Bewegung zum Zweck der Lostrennung der Herzogthümer von Dänemark, durchaus nicht als vorzugsweise von dem nationalen Gegensatze zwischen Deutschen und Dänen ausgehend bezeichnet werden kann. Wir verkennen keineswegs, daß dieser nationale Gegensatz namentlich in Schleswig seine bedeutende Rolle gespielt hat, und daß er in der Periode von 1851—63 durch die Schuld der national-dänischen Partheiregierung in Kopenhagen zu einer ganz besonderen Schärfe gediehen war, aber wir brauchen andererseits nur auf Holstein, den eigentlichen Sitz und Heerd der Agitation für die Lostrennung der Herzogthümer von Dänemark, woselbst man von nationalen Conflikten kaum etwas gespürt hat, hinzuweisen, um darzuthun, daß die nationale Antipathie zwischen Deutschen und Dänen nicht das Alpha und Omega der schleswig-hosteinschen Bewegung gewesen ist."

Nach Betonung der „400jährigen Mischung" deutscher und dänischer Elemente, der „unzähligen Verschwägerungen" zwischen deutschen und dänischen Familien; des Vorhandenseins einer so „großen Zahl" dänisch redender Schleswiger; der Gemeinsamkeit so mancher Interessen zwischen den Dänen des Königreichs und den Deutschen der Herzogthümer — wird weiter bestimmt behauptet: „daß die verschiedene Nationalität in der dänisch-deutschen Monarchie wohl einen modus vivendi hätte finden lassen, welcher Deusche und Dänen friedlich in einem Staatswesen vereinigt hätte, ähnlich wie z. B. in der Schweiz sogar drei Nationalitäten ein gemeinsames und zwar ruhiges und glückliches Staatswesen bilden; und noch sei es wohl keinem „Nationalfanatiker" eingefallen, die französischen Schweizer zu verunglimpfen, weil sie nicht an Frankreich, die italienischen, weil sie nicht an Italien, die Deutschen, weil sie nicht an Preußen fallen wollen." Aber — so fragt man sich erstaunt — weshalb ist denn eigentlich die so viel in Deutschland vom „nationalen Standpunkt" gefeierte Bewegung der Schleswig-Holsteiner ausgebrochen? Auch diese Frage beantwortet der Verfasser und zwar mit reizender Naivetät; er enthüllt der Welt, die Schleswig-Holsteiner hätten das Bedürfniß eines Augustenburgers und den Drang nach der Augustenburgerei gehabt. Er sagt: „Wir glauben uns keiner Ent-

stellung der geschichtlichen Verhältnisse schuldig zu machen, wenn wir behaupten: ohne die Existenz eines eigenen schleswig-holsteinschen Erbfolgerechts, ohne das Bedürfniß und den Drang der Bevölkerung nach staatlicher Selbstständigkeit wäre es niemals zu einem erheblichen Nationalitätsconflikte innerhalb der ehemaligen dänischen Regierung gekommen; hätte sich in den Herzogthümern ebenso wenig je eine Secessionsbewegung gebildet, wie sie im Elsaß und Lothringen, in der deutschen Schweiz, in den deutsch-russischen Provinzen u. s. w. zu spüren und zu gewärtigen ist.“ Nun wissen wir klärlich, daß des „verrathenen Bruderstamms“ Sehnsucht nach einem Dolziger Herzog, mit eigenem Hof und eigener Polizei und eigener Armee — nicht aber auf eine Verbindung mit Deutschland gerichtet war! — Das also war des Pudels Kern? Der Casus macht mich herzlich lachen!

Aus Süddeutschland, Anfang Mai. Ein von Ihren Resolutionen-Einpeitschern bis zum Ueberdruß gehörter Satz ist der: daß die schleswig-holsteinische Frage glatt wie Oel hinuntergehen werde, und daß das ganze nichtpreußische Deutschland mit Pauken und Trompeten in das preußische Lager übergehen werde, wenn nur erst ein anderes, ein den Wünschen dieser Einpeitscher entsprechendes Ministerium am Ruder wäre. Nichts kann aber unwahrer sein, als dies so oft wiedergekäute Dogma. Ueber viele Dinge in Süddeutschland scheint man aber im Norden unseres Vaterlandes herzlich schlecht orientirt, und höchst ungenügend informirt zu sein. Als der baierische Abgeordnete Kolb, zugleich Mitredacteur der N. F. Z., in der baierischen Kammer ausrief: — „Was die preußische Hegemonie betrifft, so bin ich ihr Feind, gleichviel ob in Preußen Bismarck oder ein Liberaler Minister ist“ — wußte er sehr wohl, daß in diesem Punkt die große Majorität der Kammer vollständig mit ihm übereinstimme. Und als in der württembergischen Kammer gelegentlich des bekannten „Rendsburger Conflicts“ sich sehr heftige und leidenschaftliche Debatten entwickelten, gingen einige, im übrigen in Württemberg sehr populäre Abgeordnete so weit, zu erklären, sie zögen es vor sich an Frankreich, anstatt an Preußen anzulehnen. In den gelesensten süddeutschen Blättern kann man täglich auf Stellen stoßen, die nicht blos eine unfreundliche Gesinnung gegen dieses oder jenes Ministerium, sondern gegen den preußischen Staat und das preußische Volk selbst bekunden. Auch Ihre Fortschrittsmänner werden seit Jahr und Tag in diesen Blättern durchaus nicht mit zarten Rosenfingern angefaßt und Namen, die in Ihren Fortschrittskreisen einen gewaltigen Klang haben, werden in ihnen mit sehr wenig Respect behandelt. Die tragikomischen Vorurtheile der Süddeutschen gegen das Norddeutsche und Preußische bestehen leider — aber entschieden vom Uebel ist es, diese Thatsache fortwährend zu verkleistern und zu vertuschen.

Nur eine feste und selbstbewußte Haltung des preußischen Volks, die keinen Zweifel darüber aufkommen läßt, daß das letztere in sich selbst seinen Schwerpunkt sucht und sich in letzter Instanz auf seine eigene Kraft verläßt,

wird die kleinstaatlichen Windmacher verstummen machen. Aber das ängstliche „Buhlen" um die Gunst dieser Kleinstaaten, wie es von einigen thatenarmen und wortreichen Nationalvereinshelden in verschiedenen süddeutschen Städten in wahrhaft rührend-kläglicher Weise in Scene ging; das fortwährende Accomodiren an die Cantönli-Schrullen und das unaufhörliche Pactiren mit den Stammes-Velleitäten wird den Dünkel der Kleinen und Kleinsten nur noch immer mehr aufblähen. Vor dem letzten Krieg mit Dänemark hörte man in Süddeutschland täglich das Gespenst des Schimmels von Bronzell citiren; man zuckte hämisch die Achseln, wenn auf Preußen die Rede kam. Nach den Tagen von Düppel und Alsen hat dieses Achselzucken entschieden aufgehört und bei gar manchem ist an die Stelle des „Preußenhasses" — die „Preußenfurcht" getreten. Zeigt sich nur Preußen allewege fest und entschlossen, so wird man auch in Süddeutschland trotzalledem mehr einsehen, daß da, wo Preußen ist, Deutschland ist — und daß es kein Deutschland ohne Preußen giebt.

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstraße 21.

Ist Oesterreich ein deutscher Staat?

VI.

Die Slaven.

Das Erwachen des slavischen Volksgeistes in Oesterreich ist entschieden neueren Datums.

„Gleich jenen Wunderströmen des slavischen Krain, an ihrem Ursprunge schon mit vollem Gusse hervorbrechend, drang sie — (die Idee der slavischen Gegenseitigkeit) — kaum ausgesprochen durch alle slavischen Länder Oesterreichs wie eine neue Religion. Ein lange unbeachteter Sonderling, der böhmische Sprachforscher Dobrowski zu Prag, war es, der durch einen kurzen Zuruf den Slaven Oesterreichs die Gemeinschaftlichkeit der Interressen zum Bewußtsein zu bringen unternahm, die sie als Stamm- und Sprachgenossen verbindet, und die bis dahin unter dem Drucke schmerzlicher Erinnerungen, materieller Noth und pedantischer deutscher Verwaltung in Civil und Militär bis auf den Begriff davon in Vergessenheit gerathen war. Sein Ruf wirkte wunderbar; er weckte gleich dem des Sonntagskindes im Märchen eine ganze verzauberte Welt nationaler Thätigkeit. In Böhmen, Mähren, Kärnten, Krain, Dalmatien, Kroatien, unter den Serben und Slovaken Ungarn's wurden nicht blos die Sprachlehre, die Druckschrift, die Literatur das Ziel der lebhaftesten, oft leidenschaftlichen Bestrebungen; es machte sich auch überall das Bewußtsein gemeinschaftlicher historischer Berechtigung, politischer Ansprüche geltend. Bald erweiterte sich das lokale und provinzielle Selbstgefühl zu den poetischen und culturhistorischen Anschauungen von der inneren Einheit, von der in künftigen Verhängnissen gezeichneten staatlichen Solidarität der Slavenvölker." —

Die Idee der slavischen Solidarität wurde von Johann Kollar in seiner Slava bcerna (1827) näher begründet und durch die Schriften P. Schafarik's „wissenschaftlich" entwickelt. Daß die „Panslavisten" Oesterreichs einestheils mit Mitgefühl und Theilnahme auf ihre unter der Herrschaft der Osmanli schmachtenden Brüder — anderntheils mit Stolz und Genugthuung auf das sich mächtig, groß und selbstbewußt entwickelnde Czaarenreich im Osten blickten, ist gewiß und unbestritten, wie denn auch umgekehrt die Slaven Rußlands und der Türkei denen Oesterreichs bei allen Anläßen energisch ausgesprochene Sympathien entgegentrugen. — Von Moskau aus werden alle auf nationale Selbstständigkeit gerichteten Bestrebungen der Slaven Oesterreichs, mit Beifall begrüßt und der fortgesetzten Aufforderung zur „Ausdauer" im Kampfe begleitet. Von Moskau aus erschallte noch im

Herbst 1865, nach Erlaß des Patents vom 20. September in der „Moskauer Zeitung" der Mahnruf, an die „Slaven Oesterreichs", „daß sie Schutz für ihre Nationalität nur durch Vereinigung erlangen könnten." Auch an Versuchen russischer Schriftsteller, bei den Slaven Oesterreichs die russische Sprache als „allgemein diplomatische und wissenschaftliche" einzuführen, hat es nicht gefehlt. Die Ausbreitung des Russischen, auch bei den nicht russischen Slaven, sagt V. S. Lamansky in seiner Schrift „Serbien und die südslavischen Provinzen Oesterreichs" ist eine „slavische Pflicht"; durch die Ausbreitung des Russischen als der „allgemein slavischen Literatursprache" — würde die „weitere Zunahme des Schwabenthums und des Pariserthums der deutschen und französischen Idee abgewendet." — Gleichwohl würde man sehr irren, wollte man annehmen die österreichischen Slaven hätten dem idealen Traum eines vagen und in allen Fällen der Zeit höchst unpraktischen Panslavismus nachgejagt; sie setzten sich vielmehr ganz praktische erreichbare Ziele und faßten vor allem die festere Vereinigung den Panslavismus der in „Oestereich lebenden Slaven" ins Auge. Zusammenfassen der Nordslaven und der Südslaven in je 2 oder 3 größere Gruppen, welche zunächst in Beziehung auf Unterricht und Verwaltung, dann nach und nach — für das politische Leben überhaupt, einzelne organisch geeinigte Gliederungen darstellen sollen; dann sorgsame Pflege des allen Slaven, im Norden und Süden Oesterreichs, Gemeinsamen in Sprache, Geschichte, Literatur und Sitten; endlich Verbindung der einzelnen organisch gegliederten Gruppen zu einer höheren politischen Einheit — das sind die Ziele, welche von den Slaven unter dem habsburg-lothringischen Scepter mit immer größerer Klarheit und mit stets wachsender Energie angestrebt werden.

Der Gedanke — alle in dem weiten Donaureich angesiedelten Slaven als Glieder einer großen Gemeinde, oder Familie, als „Brüder" zu betrachten, hat bereits tiefe Wurzel geschlagen. Kein Klaglaut in der Bacska oder in Kroatien über magyarische Uebergriffe wird laut, ohne daß er in Lemberg und Prag ein bereitwilliges lautes Echo fände; jede Beschwerde des Slavonen über deutsche Bevormundung betrachtet der Czeche wie der Kroat als seine eigene. Die südslavischen Blätter, wie Narodne novine und Domobran — die in Galizien erscheinenden — Gazeta narodowa, Czas, Haslo, Slowo — und die czechischen — wie Narod, Narodny Listy — unterstützen sich gegenseitig bei jeder Gelegenheit in lebhafter und höchst planmäßiger Weise.

Welche Energie, welche Spannkraft dies Gefühl der „Zusammengehörigkeit", der „Gegenseitigkeit", unter verschiedenen slavischen Stämmen Oesterreichs bereits erlangt hat, kann man aus einem in den Spalten der Narodny listy im August 1863 abgedruckten Manifest, in dem die Slaven zu einer lebhaften Betheiligung an der Cyrill- und Methud-Feier aufgefordert werden, deutlich entnehmen. Und weil dies Actenstück zugleich sich sehr unumwunden über die Stellung der österreichischen Slaven gegenüber den „österreichischen Deutschen" ausspricht, so halten wir es für angemessen hier die bedeutsamsten Stellen daraus folgen lassen. „Nach Brünn! heißt es da, nur noch einige Monate und das Jahr des tausendjährigen Andenkens der

Einführung der Lehre Christi im Slaventhum ist vorüber. Die Feier dieses Andenkens, die bisher nur einen kirchlichen Charakter hatte — ist noch nicht beendet, nur ihr erster Theil ist vorüber; — am 24., 25. und 26. dieses Monats (August) schreitet man zum zweiten Theile derselben; an diesen Tagen werden in Brünn großartige Gesangsfeste abgehalten werden. Dieser Augustfeier legen wir eine wichtige und tiefe Bedeutung bei und wünschen aus der Tiefe des Herzen's, daß sie im ganzen Slaventhum Beachtung und Betheiligung finde. Denn so wichtig die Cyrill- und Methudfeier in kirchlicher Beziehung ist, so hat sie auch eine überaus wichtige nationale und politische Seite: sie ist ausschließend slavische und allslavische Gedenkfeier."

„Es ist nicht nothwendig hier zu wiederholen, was schon seit lange und oftmals gesagt wurde — daß die beiden slavischen Apostel, indem sie unter unseren Vorfahren den Glauben Christi durch das Werk der Liebe verbreiteten das westliche Slaventhum vor jener vertilgenden deutschen Propaganda bewahrten, welche unter der heuchlerischen Maske, den heiligen Glauben der reinen Liebe und der edelsten Menschlichkeit zu verbreiten, ihr Apostelthum mit dem mörderischen Schwerte umgürtete; denn sie suchte nie anderes auf das Slaventhum einzuwirken und wollte es auch nicht anders, als durch Unterjochung, durch Rauben und durch Morden."

„Indem wir diese tausendjährige Erinnerung feiern, werden wir die Namen der 2 Männer verherrlichen, welche von dem westlichen Slaventhum jene blutigen deutschen Schwerter abwehrten, mit deren Hilfe die deutsche Propaganda den nordwestlichen Slavenstamm, der sich an den Ufern der Ostsee bis zur Mündung der Elbe ausbreitete, unbarmherzig ausgerottet und gänzlich hinausgeprügelt hat."

„Indem wir diese tausendjährige Erinnerung feiern, feiern wir unser tausendjähriges Sein in der christlichen Epoche. Wir werden nach tausend Jahren in der Nähe des geheiligten Welehrad zusammenkommen, um uns die Schicksale des Slaventhums, welche während der abgelaufenen Epochen bald glücklich bald traurig werden, in Erinnerung zu bringen."

Nachdem dann weiter hervorgehoben, daß man sich nicht des „schweren Schicksals", das wie ein „Fluch des friedfertigen slavischen Charakters" auf einer großen Zahl von Völkern slavischen Bluts laste — erinnern werde und auf das Loos der in Rußland und der Türkei lebenden Slaven hingewiesen worden, wird speciell von der Regierung Oesterreichs behauptet — daß solche „keine anderen Verpflichtungen gegen ihre slavischen Völker zu haben vermeine, als nur die, sie zu entnationalisiren, den Typus der Väter derselben von ihnen abzustreifen und sie wie irgend eine ausgepreßte Waare und wie eine eroberte Beute zu den Füßen des Nachbarvolkes hinzuwerfen."

Dann heißt es gegen den Schluß:

„Nur keine Trauer und keine schmerzlichen Erinnerungen! Wir werden in Brünn zusammenkommen, um uns freudig die Hände zu drücken, um uns zu freuen, daß wir uns nach tausend Jahren wiedergefunden; daß wir alle

diese blutigen Stürme durch so viele Jahrhunderte überstanden und brüderlich werden wir uns „ewige Zusammengehörigkeit" schwören, welche uns, so Gott will, schon binnen Kurzem siegreich in bessere Verhältnisse führen wird. Möge zu dieser tausendjähriger Feier „slavischer Zusammengehörigkeit" kommen, wem es nur immer möglich und wem im Busen ein treues slavisches Herz schlägt." —

Dieses den Grundsatz der „Zusammengehörigkeit" aller österreichischen Slaven so feierlich ankündigende und einen so tiefen und energischen Groll gegen das „Deutschthum" athmende Manifest, sowie diese Brünner Cirill- und Methudfeier traten gerade zu der Zeit an's Licht, als die österreichischen Staatsmänner Rechberg und Schmerling den so kläglich gescheiterten Versuch machten, einestheils die so sehr widerstrebenden slavischen Elemente an die Geschicke eines deutschen Bundesstaats zu fesseln und damit möglicherweise für immer niederzukämpfen, anderntheils die Interessen der deutschen Nation durch Zuführung solch unzuverlässiger, ja feindseliger „Bundesgenossen" in heilloser Weise zu verwirren und auf's höchste zu gefährden.

In der That das hier angezogene Slavenmanifest war Angesichts dieses frankfurter Fürstentages ein unzweifelhafter und energischer Protest gegen alle von Oesterreich in „deutschen Dingen" ausgehenden Reformversuche.

Indem wir nunmehr auf die „einzelnen" Stämme der österreichischen Slaven näher eingehen, können wir die lebhaften auf nationale Selbstständigkeit abzielenden Bemühungen der „Serben", deren Zahl in Oesterreich beiläufig 1½ Millionen beträgt und die an den 1,120,000 Bewohnern des Fürstenthums Serbien, den 150,000 Montenegrinern und den zwischen 950,000 bis 1,000,000 zählenden Bosniaken, einen sicheren und bedeutsamen Rückhalt haben — und der 1,337,010 zählenden österreichischen „Croaten", die ihrerseits sich an die in der Türkei wohnenden Croaten anlehnen und seit der Mitte der dreißiger Jahre, angeregt und angespornt durch den Grafen Johann Draskowich und Ludwig Gaj mit stets steigendem Eifer an der Durchführung ihrer Forderungen arbeiten — — — als bekannt wohl voraussetzen.

Allerdings sind Serben und Kroaten zunächst und hauptsächlich mit den Ungarn im Kampfe um die Rettung und Befestigung ihrer Nationalität; aber von einer „Germanisirung" wollen diese slavischen Stämme eben so wenig wissen als von einer „Magyarisirung" und das Deutschthum erfährt nur deshalb weniger Angriffe, weil es, ungleich dem Magyarenthum, auf jede Befestigung und Weiterverbreitung deutschen Wesens, deutscher Cultur und deutscher Sprache vollständig und entschieden Verzicht geleistet hat.

Wenn man anführt, daß diese südslavischen Stämme von Bitterkeit und Mißtrauen gegen die Ungarn beseelt seien, so muß man leider auch zufügen, daß ihre Herzen nicht minder von Geringschätzung und Verachtung gegen die „Schwaben" erfüllt sind.

Auch haben insbesondere die Serben bei ihrem blutigen Aufstand des Jahres 1848 — ihre Gewaltthätigkeiten nicht bloß gegen die Ungarn, sondern auch namentlich gegen die „Deutschen" gerichtet.

Die österreichischen Ruthenen wollen zwar nicht polonisirt werden aber noch viel weniger denken sie daran sich germanisiren zu lassen; in ihrem im Herbst vorigen Jahres in ihrem bedeutendsten Parteiorgan — Slowo — veröffentlichten Programm ist die Forderung, der „Hebung und Kräftigung der ruthenischen Nationalität auf rein nationaler Basis" wesentlich betont. Weit eher als zu „deutschfreundlichen" Tendenzen neigen die Ruthenen zu „russenfreundlichen", wie denn auch die Gazeta Narodowa noch ganz neuerdings dieselben solcher „Russenliebe" beschuldigt hat.

Was die Polen in Oesterreich selbst betrifft, so sind auch sie von einer Neigung — sich von Wien aus germanisiren zu lassen „weit entfernt." Noch im Anfang dieses Jahres erklärte der „Czas" sehr nachdrücklich: Galizien müsse sich vor allem das Uebergewicht des deutschen Elementes fern halten. Die Polen, sagte der Czas — verlangen Autonomie in Landesangelegenheiten, wollen den Traditionen ihrer Väter und ihrer Geschichte leben, wollen die Centralisten und Bureaukraten auf immer entfernt wissen und die Segnungen der Freiheit und Civilisation (d. h. der slavischen und nicht der germanischen) genießen." Und als am 13. März l. Jahres sich im galizischen Landtag gelegentlich einer Petition der krakauer Bürger — „um Wiedereinführung des Studiums der polnischen Geschichte und Literatur an der krakauer Mädchenschule" eine sehr erregte Debatte entspann, bemerkte im Verlaufe derselben, der Abgeordnete Sawczynski, Mitredakteur des Czas — ohne Hehl und ohne jeglichen Rückhalt: die „lächerlichen Germanisirungs-Tendenzen" seien noch immer nicht verschwunden und noch immer sei man bestrebt, die „Schule zum Mittel der Ausrottung des nationalen Gefühls" zu machen; in einer Currende des Consistoriums sei die Bevorzugung der „vaterländischen das heißt: österreichischen Geschichte" gegenüber der „polnischen" angeordnet worden; doch müsse man sich gegen eine derartige Auffassung, die die Begriffe „Staat" und „Vaterland" verwechseln, in entschiedener Weise erklären; vor allem müsse die Geschichte Polens jedem polnischen Kinde heilig sein; und wenn die „Stiefmutter" nicht alle Liebe verlieren wolle, dürfe sie der Waise nicht verbieten, ihrer Mutter zu gedenken."

Dieser „Stiefmutter," Deutsch-Oesterreich, gegenüber, suchen sich die Polen so „unabhängig" wie möglich zu stellen. Zunächst trachten sie dahin, daß die höchsten wie die niedrigsten Aemter und Stellen — ausschließlich mit „Landeskindern" besetzt werden. Ihr weiteres Bestrebniß ist darauf gerichtet, daß dem galizischen Landtage die Macht und das Recht verliehen werden, sich mit den „Landesangelegenheiten" eingehend befassen und Reformen jeglicher Art im nationalen — also polnischen — Sinne — einführen zu dürfen. Ihr letztes Ziel ist eine eigene „polnische Hofkanzlei", welche der „Czas" unumwunden für die „einzige Sicherstellung" der vollsten Landes-Autonomie erklärt; und bezüglich welcher alle polnischen Stimmen behaupten: das ganze Wohl und die ganze Zukunft des Landes hange von der Creirung dieses Postens ab.

Wie völlig aussichtslos das Begünstigen „germanischer Tendenzen" in

Galizien bei solchen Zielen und solchen Stimmungen sein müsse, bedarf keiner weitläufigen Darlegung.

Eine größere Aufmerksamkeit wollen wir jedoch den nationalen Strebungen und Zielpunkten der Czechen und Slovenen zuwenden; und zwar weil diese beiden slavischen Stämme in deutschen „Bundesländern" wohnen und ihre slavischen Tendenzen im direktesten Gegensatz gegen die Interessen des Deutschthums verfolgen; und weil außerdem die Czechen ohne Zweifel für die entwickeltsten und begabtesten unter den einzelnen Slavenstämmen Oesterreichs gelten müssen.

VII.

Die Czechen.

Auch in Böhmen war der Slavismus, ähnlich wie der Magyarismus in Ungarn, gegen das Ende des vorigen und im Anfang des laufenden Jahrhunderts ungemein erschlafft. Bei dem Adel und in den Städten, im Handel und in der Industrie, in den Bildungsanstalten und den Gerichtshöfen hatte das deutsche Element eine bedeutende Geltung erlangt. Doch der Czechismus schlummerte blos — er war nicht todt.

Seit 1815 bildete sich eine Art von czechischem Carbonarismus, zunächst unter den Zöglingen der gelehrten Anstalten, dann aber auch mit Verzweigungen unter der niederen Geistlichkeit, unter den Beamten und unter den höheren Bürgerklassen. Vorerst gingen die Nationalen Böhmens, gerade wie die Ungarns auf Wiederbelebung des geschichichtlichen Sinns, und auf Erhaltung und Fortbildung der heimischen Literatur aus.

In dieser „literarischen Propaganda" und für die Ehrenrettung der böhmischen Sprache, die gleichzeitig sanft und nachdrucksvoll ist, und die vordem die Trägerin einer keineswegs „nichtssagenden" Literatur und unter Carl IV. und Rudolf II. sogar Hofsprache gewesen — waren besonders außer dem schon obengenannten Dobrowski — Hanka, Negedly, Jungmann, Sedlaczek thätig. Das böhmische Museum wurde, gleich der ungarischen Akademie, rein für nationale Zwecke ausgebeutet. Journale in czechischer Sprache wurden begründet und in Prag ein czechisches Theater ins Leben gerufen. Die classischen Werke fremder Nationen wurden emsig ins Czechische übertragen. Zahlreiche Schul-, Lehr- und Geschichtsbücher wurden in böhmischer Sprache abgefaßt.

Die Erinnerungen an die reiche Sagenwelt, wie die Glanzperioden der böhmischen Geschichte — an Libussa und Wlasta, an Primislaw und Wenzeslaw, an Ottocar II. und Carl IV., an Huß und Ziska wurden eifrig belebt. Und nicht ohne große Erfolge.

Heute — „erzählt jedes Kind mit bewundernswürdiger Fertigkeit die Thaten der böhmischen Herzöge, der Heldenkönigin Libussa und der Urheberin des Mägdekrieges, der schönen herrschsüchtigen Wlasta. Ziska's Leben kennt jeder Böhme bis in die kleinsten Details, sein Bildniß hängt in allen Schlössern und Klöstern des Landes, und bei Tabor, in seiner Heimath, schnitzen die Leute die groben und grauenhaften Züge des Helden in Holz und bieten sie den Fremden als Spazierstockknöpfe an. An den Wänden der

böhmischen Wirthshäuser liest man die Namen der böhmischen Herzöge, sieht auch wohl ihre Portraits in grotesken Wandgemälden, und hört ihre Geschichte erzählen."

Hand in Hand mit diesen eifrigen Bestrebungen für czechische Sprache und czechische Literatur, mit dieser Weckung und Pflege der Liebe des Volks zu seiner vaterländischen Geschichte — Hand in Hand mit dieser literarischen Propaganda ging die „sociale".

In den höheren wie niederen Schichten der Gesellschaft gründeten die czechischen Propagandisten Societäten, Kränzchen, Casino's, Bälle, bei denen scharf darauf gehalten wurde, daß nur czechisch gesprochen wurde. Kaffeehäuser, Weinstuben und Bierhallen wurden errichtet, in denen Alles von den Speisen, Schildern und der Aufwartung bis zu den Preislisten und Weinkarten einen streng czechischen Zuschnitt haben mußte.

Auch die gewerblichen und landwirthschaftlichen Vereine wurden und werden als Fortpflanzungsanstalten des Czechismus benutzt.

Der Adel Böhmens, der die Erinnerung an eine eigene böhmische Nationalität so zu sagen gänzlich verloren hatte, und der fast ausnahmslos vollständig und in allen Hinsichten „deutsch" geworden war — verhielt sich gegenüber diesen nationalen Bestrebungen nicht allein nicht feindselig, sondern ging sogar allmälig förmlich zur czechischen Nationalpartei über. Etliche des reichen grundbesitzenden böhmischen Adels entwickelten eine große Thätigkeit zur Hebung der czechischen Literatur und der czechischen Sprache, welch letztere Graf Kolowrat zuerst bei den böhmischen Ständen in Aufnahme gebracht hatte; andere wurden förmlich anerkannte und gefeierte „Führer" der Czechenpartei, welche ihrerseits, das Gewicht des Uebergangs des böhmischen Adels in das Lager der nationalen Partei vollkommen würdigend, keinen Anstand nahm, in rein politischen Fragen dem großen adeligen Grundbesitz Concessionen mancherlei Art zu machen.

Auch die Geistlichkeit Böhmens wurde nach und nach — ein ebenwohl schwer in's Gewicht fallendes Moment — gänzlich für die czechische Sache gewonnen.

Die czechischen Agitatoren strebten darnach, Anhänger des Czechenthums in die Bischofssitze, die Domcapitel und wo möglich in alle kirchlichen Aemter zu bringen. Insbesondere sorgten sie auch dafür, daß die Lehrstühle an den theologischen Seminarien in Prag und Budweis (desgleichen in Brünn und Olmütz) durchgehends in czechische Hände gelangten. Die aus diesen Seminarien hervorgehende niedere Geistlichkeit wird mit Recht für ein „Hort" der nationalen Bewegung Böhmens gehalten. Von den Landpfarrern sind die Volksschullehrer, welche ihrerseits in umfassender und nachdrücklicher Weise auf das Volk einwirken — vollständig abhängig.

Als dann die Märzbewegung des Jahres 1848 hereinbrach, fand sie die böhmische Nationalpartei als eine sehr zahlreiche, höchst energische, wohldisciplinirte und mit gut berechneter Taktik geführte — bereits vor. In den, in der Versammlung im Wenzelsbad vom 11. März angeregten Märzforderungen der Böhmen, für die nicht blos die Czechenführer Gabler,

Pinkas und Dr. Trojan, sondern auch verschiedene Edelleute, namentlich Graf Albert Deym thätig waren, ist, wie in Ungarn, der Hauptnachdruck nicht sowohl auf „politische" als „nationale" Desiderien gelegt. Die Böhmen verlangten: völlige Gleichstellung der beiden Nationalitäten, ‚und zwar in allen Hinsichten, und sodann die politische Verbindung der ‚seit alten Zeiten" zusammengehörenden, und so lange engverbundenen Kronlande Böhmen, Mähren und Schlesien, und als thatsächliche Anerkennung dieser Zusammengehörigkeit, eine gemeinsame Volksvertretung für die genannten drei Länder.

Gerade in den genannten Märztagen und den ihnen folgenden Monaten der Jahre 1848 und 1849 richtete aber auch das Czechenthum zum ersten Mal vollständig nackt und rücksichtslos, seinen tiefeingewurzelten, energischen Haß gegen alles Deutsche.

Von jeher waren die Czechen gegen die Deutschen nicht freundlich gesinnt. Bemerkt doch schon der alte Franck: „Behem, ein reich, habhafftig Volk, doch mit untrew und feindschafft gegen den Teutschen — deren freundt herrschafft halb sy sein sollten — beruchtiget." Mit dem Einschlummern des czechischen Nationalgefühls war auch dieser Haß eingeschlummert; aber mit dem mächtigen Erwachen des ersteren, erwachte auch der letztere wieder mächtig In den Märzen wurden Hader und Zwietracht durch das Prunken mit slavischen Trikoloren, durch czechische Nationallieder und feurige Reden und Ansprachen fortwährend genährt. Besonders goß die gesammte slavische Presse unaufhörlich Oel in die Flamme des Hasses.

Bis zur Wuth reizte die Czechen, wer ihnen darzuthun unternahm: Das Land Böhmen sei von jeher und bis in die neueste Zeit ein integrirender Bestandtheil „Deutschlands." Zum Beweis des Gegentheils beriefen sie sich auf ihre ganze Geschichte und namentlich auch auf eine von Carl V. auf dem Reichstag von 1547 abgegebenen Erklärung, worin es heißt:

„So haben diese Landen und Herrschaften (Böhmen, Mähren, Schlesien, Lausitz) vom römischen Reiche weder Schutz noch Schirm, Friede noch Recht, sondern sogar von dem Reiche Teutscher Nation in ein ander sonderes Reich und Nation von Alters her abgesondert und demselben nicht incorporiret und also des Reichs Teutscher Nation Bürden, Anschlägen und Contributionibus nicht unterworfen."

Die Länder der böhmischen Krone sagten diese eifrigen Czechen, hätten zu keinem „Reichskreise" gehört, hätten zu den „Reichslasten" nie beigesteuert und seien nie den „Gerichten" des römischen Reichs deutscher Nation „unterworfen" gewesen. Daher wiesen denn auch die Czechen im Jahr 1848 jede Betheiligung an der Gründung eines deutschen Reichs und insbesondere an den Wahlen zu einem deutschen Parlament, mit Bestimmtheit, ja mit „Entrüstung" zurück und Palacky sprach lediglich die von sämmtlichen Czechen getheilte Meinung aus, als er die Aufforderung des Vorparlaments, die Wahlen zum Frankfurter Parlament einzuleiten, im April 1848 rein ablehnend und namentlich mit dem Motiv beantwortete: daß die Böhmen gar keine Deutsche seien.

Außerdem erklärte der bekannte „Slavencongreß", mit dem die Slaven dem Parlament der Deutschen zu Frankfurt ein „Parlament der Slaven" entgegensetzen wollten, alle Frankfurter Beschlüsse seien für Böhmen, Schlesien und Mähren vollständig unverbindlich — und Thatsache ist, daß, ungeachtet der mannigfachen Bemühungen des Frankfurter Parlaments, die Czechen zu einer Theilnahme an den Verhandlungen des letztern zu bewegen, — kein czechischer Abgeordneter „auf den Bänken von St. Paul" gesessen hat. — —

(Fortsetzung folgt.)

Politische Betrachtungen.

IV.

Verfassung.

So oft wir Gelegenheit hatten, einer Sitzung unseres Abgeordnetenhauses beizuwohnen, von der Gallerie auf jene Arena herabschauten und die Reden und Gegenreden der verschiedenen Parteiführer vernahmen, mußten wir uns die Frage vorlegen, ob wohl, wenn einem Menschen die Aufgabe gestellt wäre, ein Mittel zu ersinnen, durch welches ein Staat auf die schnellste und unwiderstehlichste Weise bis in seine Grundvesten erschüttert und gelockert werden könnte, ein passenderes und wirksameres Werkzeug möchte zu erfinden sein, als solch ein Haus oder eine Verfassung, die ein solches möglich mache. Die Versammlung da unten kam uns denn vor wie eine überheizte Maschine, die beständig mit Hochdruck arbeitet, die das ganze Gebäude, in welches sie eingefügt ist, in fortwährende fieberhafte Bewegung versetzt. Balken und Mauerwerk kommen zu keiner Ruhe, kein Mörtel kann auf die Länge halten; es läßt sich die Zeit voraussehen, wo Alles wird aufgelöst sein, wo das Gebäude, und wäre es ursprünglich auch noch so fest gebaut, zusammenstürzt und in seinem Falle seine Bewohner unter sich begräbt.

Es giebt nur ein Mittel der Rettung, daß man die Maschine aufhören läßt zu arbeiten.

Aber, ruft man, wie ist das erlaubt? Das ist gegen Gesetz und Recht, das ist ja gerade die Verfassung, daß die Maschine so und nicht anders arbeitet; die Verfassung ist verbrieft und sogar beschworen, darum Recht muß Recht bleiben, fiat justitia, pereat civitas, die Maschine darf nicht gestört werden.

Also das soll unser Trost sein, wenn wir, die wir als ruhige Bürger in diesem Staate leben, die wir mit der Verfassung und ihren Parteikämpfen gar nichts zu thun haben, die wir nur nothgedrungen in diese Fragen uns

mischen, weil die Gefahr anfängt, für Jeden bedrohlich zu werden, — das soll unser Trost sein, wenn die Mauern Risse gewinnen und das Dach des Staates, das uns so lange beschirmt hat, eines Tages über uns zusammenbricht, daß wir ganz verfassungsmäßig zu Grunde gehen?

Nein, ehe wir uns in dies Loos ergeben, liegt es uns doch näher, zuvor zu untersuchen, woher denn diesem Zerstörungs-Werkzeuge sein Recht, uns zu Grunde zu richten, eigentlich herkommt, ob wir es wirklich noch als eine besondere Gesetzmäßigkeit zu verehren und wie von heiliger Hand hinzunehmen haben, wenn wir durch dasselbe mit unserem Untergange bedroht sind.

Woher hat diese Verfassung ihren Ursprung? Ist sie entstanden aus der Anerkennung der von Gott gegründeten Ordnung der Welt, der einzigen, die zu Recht besteht, von der abzuweichen das Unrecht ist? Sucht sie sich in Uebereinstimmung zu bringen mit den Gesetzen Gottes, die allein welterhaltend wirken, ist sie von Pietät, von Gehorsam gegen dieselben durchdrungen?

Oder ist nicht gerade das Gegentheil der Fall? Sind diese Verfassungen nicht die Kinder der Revolution, verdanken sie ihren Ursprung nicht der großen Umwälzung, die gegen die bestehende christliche Ordnung der Welt gerichtet ist, wodurch dem, was nach Gottes Ordnung Gesetz und Recht ist, ein anderes Gesetz und ein anderes Recht, das vom Volke stammt, entgegengestellt wird?

Daß es so steht, daß die Constitutionen oder Verfassungen, mit welchen die christlichen Völker seit 1789 beschenkt worden sind, nicht aus der Uebereinstimmung mit der christlichen Ordnung der Welt, sondern aus ihrem Gegensatze entsprungen sind, daß sie nicht die Autorität von oben stärken, sondern die Autorität von unten erheben, daß sie nicht das selbstständige Königthum aus Gottes Gnade erhalten, sondern das Königthum aus dem Willen des Volkes an die Stelle setzen, wenn sie es nicht ganz auflösen, daß sie den Schwerpunkt der Macht nicht in die Hände des Königs und seiner Regierung, sondern in die Hände des Volkes und seiner Vertreter verlegen, ist zu offenbar und dürfte eben sowohl von den Gegnern wie von den Anhängern dieser Verfassungen, wenn sie ungeheuchelt sprechen, zugestanden werden.

Und doch kommt in einem Staate Alles darauf an, aus welcher Quelle die Regierung ihre Autorität und Vollmacht ableitet. Vollzieht sich die Umwälzung an diesem Cardinalpunkte, tritt an die Stelle der Vollmacht in dem Namen Gottes die Vollmacht in dem Namen des Volkes, dann ist die Umwälzung vollendet und die Ordnung Gottes ist völlig umgekehrt.

Doch die Revolution kann wohl Gesetze geben, auch Verfassungen zu Gesetzen erheben, das kann jede Gewalt, welche zur Herrschaft kommt; Recht werden sie gleichwohl dadurch niemals, denn es giebt nur ein Recht, das Recht Gottes.

Nach dem Gesetz sind alle Märtyrer verurtheilt, indem sie zeugten für Gottes Recht gegen das, was menschliche Gewalt im Widerstreit gegen Gottes Ordnung zum Gesetz erhoben hatte.

Es ist eine peinliche Lage, in welche jetzt die christlichen Völker fast durchweg gekommen sind, daß in ihnen Recht und Gesetz nicht mehr zusammenfällt, daß etwas Anderes öffentliches Gesetz, Staats-Grundgesetz, Staats-Verfassung geworden ist, als was nach der göttlichen Ordnung Recht ist. Gesetz und Recht streiten wider einander; welche Verwirrung der Begriffe, welche Beunruhigung der Gewissen ist daraus entstanden und muß daraus hervorgehen!

Wir haben niemals die Paragraphen unserer Verfassung zu unserem Studium gemacht, wir sind glücklicher Weise in der Lage, es nicht zu bedürfen, wir sehen überhaupt jenem Kampfe, der sich um sie bewegt, nur in der Ferne zu. Um so deutlicher vielleicht läßt es sich da erkennen, daß jenes arme Stück Papier, Verfassung genannt, eigentlich gar nicht der Gegenstand des Kampfes ist, sondern nur der Vorwand, die Handhabe, die Waffe. Die Einen brauchen diesen Paragraphen zum Schwert, die Andern jenen zum Schilde; aber Beide berufen sich auf den Geist, wo der Buchstabe widerwillig ist, Beide üben die Kunst der Interpretation nach dem Geiste, der diese Verfassung nach ihrer Ansicht dictirt haben soll, Beide sind bereit, diese Verfassung preiszugeben, wo sie sich als ein nur höchst unwillkommener oder verfehlter Ausdruck jenes Geistes erweist.

Doch da es nicht zu leugnen ist, daß die Opposition oder Die, welche die eigentlichen Träger und Vertreter des Geistes der Revolution sind, mit viel besserem Grunde als die Regierung diese Verfassung als ein Kind ihres Geistes in Anspruch nehmen können, so sehen sie sich auch als die natürlichen und authentischen Interpreten derselben an, als die, welche das eigentliche Geheimniß derselben zu erschließen haben, die im Besitz ihrer Grundsätze sind, jederzeit im Stande, wenn durch irgend einen Zufall der Buchstabe dieser Verfassung sollte verloren gehen, der Welt eine neue und dem Geiste noch entsprechendere zu schenken. Daher ist es auch nicht zu verwundern, wenn von dieser Seite aus die Vorwürfe der Verfassungs-Verletzung, des Verfassungs-Bruches und Eid-Bruches der Gegenpartei mit größerer Emphase entgegengeschleudert werden. Sie ihrerseits können niemals verfassungsbrüchig oder eidbrüchig werden, mögen sie heute einen Paragraphen, weil er ihnen gerade paßt, als Fahne und Panier über ihr Haupt schwingen, und morgen einen andern, weil er nicht paßt, unter ihre Füße treten, denn diese letzteren sind ja nur Verunstaltungen, Verfälschungen, Widersprüche gegen den Geist oder das Urbild der Verfassung, welche die Reaktion hineingebracht hat.

Es ist darum wohl offenbar, daß es sich hier nicht sowohl um jenes verzerrte Stück Papier, als um einen ernsten Kampf zweier im Gegensatz zu einander stehenden Principien handelt. Die Einen bringen diese Anschauung vom Staate, seiner Ordnung und Regierung mit, die Anderen jene, die Einen stützen sich auf Gottes Ordnung und es indignirt sie, daß Gottes Ordnung nicht auch als Recht soll zur Geltung kommen, die Anderen stützen sich auf das Gesetz, soweit es über Gottes Ordnung schon die Oberhand gewonnen hat; sie rufen Recht! Recht! um mit diesem Rufe zu verwirren und zu schrecken, doch im Grunde ist es nicht eine Frage des Rechtes, sondern eine Frage der Macht. Es wird wenigstens zuletzt immer mehr eine Frage der

Macht; kein Staat kann auf die Länge diesen Gegensatz in sich vertragen, er muß dadurch aufgelöst werden. Je bewußter die beiden Principien einander begegnen, desto heftiger wird der Kampf entbrennen, um so erschütternder muß derselbe auf das ganze Gefüge des Staates wirken. Der Augenblick kommt unvermeidlich, wo die christlichen Ordnungen sich entschließen müssen, entweder in der Revolution unterzugehen oder derselben gewaltsam Einhalt zu gebieten.

Wie weit es in unserem Vaterlande mit der Auflösung bereits gekommen ist, das zeigt sich am deutlichsten in dieser Zeit der Gefahr. Von äußeren Feinden bedroht müssen wir das schamvolle Schauspiel erleben, daß gleichwohl die Regierung von ihren Gegnern selbst in der Vertheidigung des Landes gehemmt wird, daß man versucht sie wehrlos zu machen. So führt der Parteikampf bis zum Preisgeben aller Ehre, bis an die Grenze des Landes Verrathes. Und ist es dann nicht Zeit, daß jeder auch sonst ruhige Bürger sich aufgefordert fühlen muß, seine Stimme dagegen zu erheben? Schwebt doch die Gefahr bereits auch über seinem Haupte.

Freilich die, welche das Land in diesen Zustand der Unruhe und Gefahr versetzen, welche es zu ihrer Aufgabe und angestrengten Arbeit machen, die jetzige Ordnung des Staates aufzulösen und mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln zu zerstören, werden keineswegs zugeben, daß sie die Feinde aller Ordnung seien, daß sie immer nur zerstören wollen. Nein, im Gegentheil! Zwar diese jetzt bestehende Ordnung und Regierung muß fallen und um jeden Preis beseitigt werden. Dazu mag man sich selbst mit der Lüge und mit dem Feinde verbinden; — aber wenn diese Ordnung wird gefallen sein, dann wird man anfangen zu bauen und ein viel herrlicheres Gebäude aufführen als das, welches gestürzt ist. Die Pläne sind bereits fertig in den Köpfen und Mappen der Vertreter unseres engeren und weiteren Vaterlandes, sie sind ein wenig einander widersprechend, das thut Nichts; — nur erst der Einsturz des bestehenden Gebäudes, des letzten Restes der christlichen Ordnungen, dann wird man auf dem von Schutte befreiten Grunde das edle Gebäude der Zukunft erstehen lassen.

Das der Traum, die Vorspiegelung; den Beweis ist man allerdings noch schuldig geblieben nicht blos für die Zukunft, sondern auch für die Vergangenheit, denn diese Verfassungen haben ja auch schon ihre Geschichte.

Wenn man uns die Vortrefflichkeit dieser Verfassungen vor die Augen demonstriren will, dann pflegt man uns hinzuweisen auf einige Staaten, Musterstaaten, in denen die Constitution in edelster Blüthe steht und die nach der Aussage dieser Leute das Glück derselben in vollen Zügen genießen. Sehen wir uns diese Staaten näher an, so sind es zumeist solche, welche gar keine geschichtliche Bedeutung haben. Kleine Staaten, die man in Ruhestand verwiesen hat, die in den geschichtlichen Fragen der Zeit nicht mitsprechen dürfen. Man läßt es ihnen als ihr häusliches Vergnügen, bald dieses Ministerium, bald jenes zu stürzen. Die Welt wird freilich dadurch nicht erschüttert und doch ruiniren sie sich im Innern mehr und mehr. Es geht ihnen wie den Mühlen, wenn kein Getreide aufgeschüttet wird, zerreiben sich

die Steine selbst. Wie gründlich auch in diesen Staaten alles zu Staub zermahlen wird, kann keinem unbefangenen Beobachter entgehen. Sie bringen sich in einen Zustand, der sie trefflich vorbereitet von der Hand aufgenommen zu werden, die sie in den großen Thurm Babels einbauen wird. Das allerdings wird ein Gebäude der Zukunft sein, vielleicht aber nicht ganz nach dem Plane und den Ideen unserer Verfassungs-Seligen.

Aber da ist ja noch Nord-Amerika, das Land idealer Zustände, das Land, nach welchem aus dem abgelebten Europa die Geschichte flüchtet, das Land, nach dessen Vorbild wir uns umzubilden haben, um wieder Jugendkräfte zu gewinnen; Andere freilich nennen es das Land der Rohheit, in welchem durch den Mangel des Unterschiedes der Stände Sitte und Ehrfurcht in erschreckender Weise fehlen, sie blicken mit weniger Bewunderung als Grauen auf ein Land, welches eben einen Bürgerkrieg durchgemacht hat, der an rücksichtsloser Aufopferung von Menschenleben, Verschwendung von Geld, Verwüstung des Bodens und Eigenthums, in der Geschichte der christlichen Völker seines Gleichen noch nicht gehabt hat. Doch wenn wir dies Alles für gar Nichts ansehen sollen und wir auf die ideale Zukunft hingewiesen werden, die sich nun erst entwickeln wird, so ist der Augenblick nicht der günstigste, uns zu Gläubigen derselben zu machen, da nach kaum eingetretener Ruhe das Land bereits wieder mit einem Verfassungs-Conflikt bedroht ist und Präsident und Kammern sich in einer ähnlichen Lage befinden, wie in unserm lieben Vaterlande Regierung und Abgeordnetenhaus. Warten wir den Ausgang ab.

Wo bleiben also die geschichtlichen Beweise dieser Constitutionellen für die Behauptung, daß es wohl Staaten gebe, die mit dieser Verfassung bestehen und durch sie beglückt werden können? Sie scheinen ihnen wie die Kunstwerke des Dädalus davonzulaufen, denn noch unglücklicher sieht es damit aus, wenn man auf das Land blickt, welches diesen Constitutionen den Ursprung gegeben hat und ihre Segnungen sollte im reichsten Maße aufweisen können — auf Frankreich. In der That, diesem Lande hat es ja an Constitutionen nicht gefehlt; aber der Beweis, den es damit geliefert hat, ist der, daß durch sie keine Regierung zu Stande kommt. Ist die christliche Ordnung eines Staates zerstört und aufgelöst, so kommt die Auflösung an jede folgende, mag sie einen Namen haben, welchen sie will: Monarchie, constitutionelles Königthum oder selbst Republik. Jedes Regiment wird vernichtet, diese Maschine erweist sich eben nur als eine Zerstörungsmaschine, als eine Mühle, die Alles zermalmt, indem sie fortwährend in Bewegung gesetzt wird durch den Wind, der vom Volke her weht oder der aus noch unheimlicheren Orten und Abgründen kommt.

Organischer Zwang und Drang.

Beitrag zur Natur der Sprache, der Lüge, des Wahnsinns und der politischen Neuerungssucht.

Mitgetheilt vom Medizinalrath Dr. Gustorf.

3. Genie, Jugend, Selbstmord.

Ich bin somit aber in Gefahr gekommen, über Erziehung zu schreiben, allein es kann nicht im Zweck dieser wenigen Zeilen liegen, ihre verschiedenen Methoden zu beleuchten, und ich habe nur auf ihre Wichtigkeit deutlich hinweisen wollen, denn es sind noch viel verbreitete Ansichten über Erziehung, die noch in jüngsten Tagen sich Geltung verschaffen wollten, etwa die: derjenige Mensch, welcher die ausgezeichnete Gabe besitze, Beziehungen (Verhältnisse) aufzufinden, welche man noch nicht bemerkt hatte, das Genie, breche sich immer aus eigner Kraft seine Bahn, und die anderen Menschen, welche nicht so vortheilhaft begabt, aber in großem Umfange, wie die Pudel abrichtungsfähig wären,*) könnten sich ohne Verkürzung in die erste die beste vorhandene Form (also eine Art phalanstère), wie deren der Staat so viele habe, hineingewöhnen; die Lehrer müßten ihnen nur ab und zu, um den animus zu conserviren („habent quidem animum sed non satis animi") viel aus dem Plutarch und Friedrich dem Großen vorerzählen. Wie wenige sieht man aber jetzt auch, denen es um eine individuelle Bestimmung zu thun ist; woher rührt dies anders, als aus einer Gleichgültigkeit der Eltern gegen die Bedürfnisse der Kinder und aus dem um sich greifenden Hang zum Erwerb und zum reinen Ertrage, mit Hintenansetzung aller inneren Freude und Vervollkommnung. Bei dieser verbreiteten Tendenzerziehungsweise ist nicht von einzelnen schädlichen Einwirkungen und Beschränkungen bloß die Rede, sie zielt auf eine tödtliche Weise in das Herz des Lebens hinein, indem sie alle Kräfte aus ihren inneren Richtungen an die Oberfläche hin zwingt, und für die Sorge, für den Calcül, für den öffentlichen Markt, für das absolut Nützliche, das absolut Reiche und für eine gewisse Associatur, für ein gewisses Self government und eine gewisse Opposition, kurz und gut für den Amerikanismus, unter dem Vorwande gefangen nimmt, daß wir in einer Zeit leben, in welcher nach jedem Verlauf von vierundzwanzig Stunden ein Jahrhundert verflossen; dieses Jahrhundert aber eins der Concurrenz auf Tod und Leben sei und alles auf den olympischen Griff, der des Ganzen mit einem Male Herr werde, ankomme. So sehen wir denn jetzt mehr denn je frivole Waghalsigkeit, Mangel an sittlicher Ergriffenheit, an sittlichem Zuge und Triebe; wir sehen einen gewissen Cynismus und Weltschmerz, eine fast unheilbare Unzufriedenheit das bewegende Princip des Lebens werden und

*) Lessing (Dramaturgie Th. I.) verlangte nur von denen, die keine Genies sind, daß sie fleißig in die Schule gehen sollten, damit sie nicht vollkommene Dummköpfe blieben.

den principiellen Malcontentismus in ein politisches System gebracht und so erscheinen uns jetzt eine große Zahl der männlichen Bewohner unserer Metropolen als Hypochonder; es fehlt ihnen, während sie sich Tag und Nacht abquälen mit dem Gedanken was „wahrhaft constitutionell sei oder nicht," an constituirendem Seelenfrieden. „Haben oder Nichthaben" das ist die Frage, und wenn man hat, so ist man. (Friedemann Bach, ein Roman von Brachvogel 1858.)

Wenn ich nun aber hier von den christlichen Grundsätzen demokratischer Art, die jeden Einzelnen begünstigen, spreche; wenn ich glaubte, daß jedem Menschen das als ein Theil seiner Religion gelten müsse, was sein höchster Beruf ist, und daß hierin des Individuums Wichtigkeit für den Staat liege, seine Verpflichtung für denselben, so sind wir hier doch nicht gewillt, das Individuum zu atomisiren, souverain erklären zu wollen, denn die Souverainität des Staates geht unter wo das Individuum souverain erklärt wird. Daß die Devise von 1789 „Emancipation des Individuum's" dasjenige Programm nicht ist, welches die Geschichte zu verwirklichen befiehlt, werden wir am deutlichsten an Louis Philipp gewahr, welcher demüthigend sich gegen jeden Pariser gebehrdete und „ihm gnädig die Rechte schüttelnd" (wie einst der Atride Agamemnon jedem Griechen, als er vor dem Ausbruch des trojanischen Krieges um das Oberkommando des verbündeten Griechenheeres sich bemühete)*), an dieser schmeichelnden Unterwerfung, wobei das französische Volk allen Respeckt vor seiner herausballotirten Obrigkeit verlor, zu Grunde ging. Wer auch fühlte hier nicht, daß einem Wahlkönige weniger zustehe, als einem Herrscher der sich auf Erbrecht stützt! — So braucht man auch gerade kein Lord Chesterfield-Talent zur Prophetie zu besitzen (er prophezeihete 1753 auf das Bestimmteste die französische Revolution), um Englands, des frommen Gott fürchtenden und den Teufel verachtenden Englands, (die jüngste Schreckensregierung auf Jamaika!) Verfall vorauszusehen, wenn der souveräne Krämergeist und der seichte hohle Liberalismus noch Jahre lang andauern sollte.

Freilich ist die große Frage in wie weit das Individuum der Gesammtheit gegenüber befugt ist eben so wenig ausreichend beantwortet, als die Frage, in wie weit der Individualglaube dem kirchlichen Rechtsinstitut gegenüber befugt ist. — So viel aber steht fest: der Mensch ist sich selbst schuldig, den Menschen in sich zu bewahren; („Was hülfe es auch dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele?") aber er hat die Verpflichtung an den Staat, der ihn schützt und ernährt, sich ihm als Bürger zu widmen.

Beobachten wir das individuelle Leben des Menschen, so hat es zwei entgegengesetzte Neigungen: einmal die, das Fremdartige und Extrane zu ergreifen und in sein Wesen zu verwandeln, zweitens die, sich selbstständig abzuschließen und zu behaupten, eine Regel zu der wir am Körper schon eine Erklärung finden: in der Kindheit ist der Trieb zu reproduciren, das soge-

*) Manus prensare: Die Hände drücken, hieß auch bei den Römern: sich um ein Amt bewerben.

nannte reproductive System mit lebhafteren Kräften begabt; in der Kindheit lassen wir aber auch alle äußeren Einflüsse willig auf uns einkommen und hier bewährt sich nur ein heilsames Naturgefühl: das Bedürfniß, die ursprüngliche Neigung ist überall fruchtbarer als der Wille des Menschen, und vielleicht nur aus dem einfachen Grunde weil der Wille sich meist im nachtheiligen Conflikt mit dem Empfindungs- und Begehrungs-Vermögen befindet und in diesem Conflikt zu häufig seine nächststehende Schwäche empfindet. So lange der Wachsthum des Menschen dauert, der geistige und sinnliche, muß die Außenwelt ihn mit ihren Kräften vermehren, und sowie das reproductive System, mit lebhafterer Kraft begabt in der Jugend, williger empfängt und in die Lebensmasse ableitet, so zeigt sich auch der Geist in der Jugend; er hat freiere Zugänge und das Gemüth empfängt von ihm reicher und schneller. So nimmt er Sitte und Unsitte begierig auf, und es gehört nicht allzuviel Uebung dazu, um den Menschen bis in sein spätestes Alter beide anzuwittern. So finden wir auch in der christlichen Glaubenslehre das Dogma von der Prädestination (Röm. 9. 11. 24) aus der Einsicht entsprungen, daß des Menschen Leben und Wandel auf der Entwickelung entschiedener schon im Kinde wahrnehmbarer, unveränderlicher Anlagen beruhe, daher gleichsam schon bei seiner Geburt sein künftiger Wandel fest bestimmt ist und sich bis an's Ende im Wesentlichen gleich bleibt.

Es ist in der Jugend, kurz gesagt, eine größere Liebe für alles Umgebende, daher auch ein stärkerer Beobachtungsgeist, ein vortreffliches Gedächtniß vorhanden, die uns mit ihm in Berührung und Sympathie setzen. Aber so zeigt sich auch, wenn wir in die Jahre kommen wo die nothwendigen Stufen des Wachsthums durchgegangen sind, ein Nachdenken, ein Urtheilen, ein Scharfsinn, ein Bedächtniß die uns auf einen selbstständigen Stand in der Welt verweisen: wir haben erfahren wie das Fremde nicht selten schädlich auf uns einwirkt, wie vorzüglich die Masse uns leicht überwältigt und uns in Bahnen und Richtungen treibt, die uns zu Grunde richten können. Ehe dieses Nachdenken eintritt, hat die Erziehung gewaltige Wirkung auf uns, hier fangen wir an uns selbst zu erziehen. Diese Abschließung ist nicht als Egoismus zu betrachten, ja geschieht sie in rechtem Maße, so entspringt daraus eine Hochachtung alles Individuellen, denn indem wir das Eigenthümliche an uns selbst schätzen lernen und zu erhalten suchen, lassen wir fremde Eigenthümlichkeit und specifische Thätigkeit unbeschadet, geben uns über das Unerreichbare zufrieden und lassen allen falschen Dünkel und daraus entstandene Vermessenheit fahren. Der Charakter der verschiedenen Alter bietet eine Menge Erklärungen dar für manche Krankheiten des Lebens und ich werde noch in einer besonderen Schrift darauf zurückkommen; hier war es mir aber darum zu thun, die Empfänglichkeit der Jugend als Argument zu gebrauchen, wie leicht wir über unsere natürliche Bestimmung getäuscht werden, wie leicht sie uns selbst entgehen kann und wie eine an sich gute und erfreuliche Seite der Menschennatur, uns auf die Zeit unseres ganzen Lebens zu Heuchlern und Lügnern machen kann. Man schaue nur um sich, wie viele Unzufriedene es jetzt in der Welt giebt, von denen nicht zu sagen

ist: dies oder das fehlt ihnen, die sich selbst nicht aufzuklären wissen: dies oder das begehren wir, und denen nicht geholfen sein würde, wenn man ihnen dies und das gewährte, denn indem wir unsere Kräfte auf das Widersprechende wenden, geht die eigentliche Naturanlage selbst verloren und wenn wir zur Erkenntniß unseres Irrthums, unserer Lüge kommen sollten und in diesem Falle unsere Naturanlange zu benutzen suchen, indem wir die Weltlage oder ein Geschäft, das ihr Nahrung und Beschäftigung giebt, verfolgen, so fühlen wir uns nichtsdestoweniger unglücklich; ja wir nehmen in unserem Mißvergnügen und Verdrusse zu, weil wir nun nicht mehr im Stande sind jener Weltlage, jenem Beruf zu genügen. Je tiefer nun die Selbsttäuschung in die Menschennatur eingreift, desto leichter richtet sie sich auf die Verwüstung der ganzen Persönlichkeit hin. Nach Göthe (Wilhelm Meister) sind es besonders wiederholte Täuschungen in der Liebe, welche die Menschen in einen Lebensüberdruß hinreißen. Hier ist es allerdings sehr gefährlich, sich wiederholt selbst zu belügen. Diese Täuschung ist einer von den Gründen warum wir den Liebenden nachher so häufig eine Gleichgültigkeit und Abneigung oder auch einen entsetzlichen Haß gegen den früheren Gegenstand seiner Zärtlichkeit fassen sehen. Zuweilen ist diese plötzliche Gleichgültigkeit, Abneigung, Haß, besonders bei Frauen, mit Sinken des Geschlechtstriebes verbunden, ein allgemeines Merkmal einer beginnenden Seelenstörung. — Dieses Verhältniß bildet sich nicht allein unter Personen aus, es ist auch zwischen dem Menschen und seinem Geschäft, seiner Lage. Wenn man aber von den Engländern zu behaupten pflegt, daß sie sich todt schießen, weil ihnen die Wiederkehr gewisser Beschäftigungen langweilig wird, und sich namentlich auf einen besonderen Fall bezieht, daß ein Engländer dasselbe gethan habe weil er sich täglich habe anziehen müssen, so giebt vielleicht ein Selbstmord in Beziehung auf diesen Fall eine Aufklärung.

Ein fein gebildeter, in seinen besten Jahren zu Berlin lebender Engländer, welcher sich niemals grobe Verstöße gegen die macrobiotischen Prinzipien hatte zu schulden kommen lassen, und so oft ich ihn sprach, bei klarem Verstande und Kraft der Intelligenz, erschoß sich. Es war keine Ursache aufzufinden die den Selbstmord hätte begründen können. Aber dieser Mann war ein Narcissus „sua ipsius forma captus“; er hatte einen guten Theil seines Lebens selbstgefällig, eitel und thöricht in einer Lüge zugebracht und sich jeden Tag drei auch wohl vier Mal vor dem Spiegel um — aus — und angezogen und den Reflex seines eigenen Bildes betrachtet, bewundert und sicher einst sehr mißfällig analysirt; so wurde er in diesem „Spleen Narcisse“ ein neuer Brotheus (qui ob deformitatem se combussit). Selbstverständlich war man geneigt, diesen Selbstmord auf die seltsame Mischung von Eigenschaften zu schreiben, wie sie in der britischen Nationalität häufig vorkommen; auf jene Vorliebe für das Seltsame, Ungewöhnliche, die so häufig zu den Excentrics führt, Anglomanien benannt. Wenn wir in die Geschichte hinab steigen, so finden wir der Beispiele viele, wie sich eine Lüge durch das ganze Leben erstrecken konn, und so behaupte ich, daß man Menschen findet, welche ihre Lüge erst auf dem Sterbebette mit dem letzten

Athemzuge aufgeben. Selbst das „Plaudite" des Octavian, welches das Gegentheil zu beweisen scheint, spricht für meine Behauptung. — Gerade die Meinung, daß er eine Rolle gespielt habe, war die Lüge mit der er sich selbst belog und die er, vor dem Spiegel seine Locken ordnend, am Ende des Lebens noch verherrlichte. Die Büste des Kaisers zu Florenz, hat ein sehr offenes, freies Gesicht.

Wir haben nun das eine Lüge genannt, wenn der Einzelne ein Gemeinsam-Menschliches oder auch den Inhalt seiner individuellen Beschaffenheit verläugnet. — Sonach ist es aber wahrscheinlich, daß wie Lebensüberdruß, „Opposition quand même" Feindschaft gegen sich selbst, auch der Wahnsinn aus der Lüge entspringe. Wir läugnen damit die Entstehungsgründe kranker Actionen der Geistesthätigkeit nicht, welche mit der rein physischen Natur des Menschen, seinen somatischen Bedingungen zusammenhängen; auch diejenigen nicht, welche von gewissen, durchaus eigenthümlichen Dispositionen im Hirn abhängen (wenn wir auch in sehr vielen Fällen, besonders in denjenigen, wo die Geisteskrankheiten erblich sind, die feineren, materiellen Veränderungen, den feinsten zoochemischen Mischungswechsel, die verletzte Integrität der Fasserung und der Mischung des Hirns, bei unserem beschränkten Erkennen nicht ermitteln). Ferner können wir auch die Entstehungsgründe des Wahnsinns nicht in Abrede stellen, welche von äußeren Thatsachen, von tief das Nervensystem oder das affective Prinzip ergreifenden Ursachen herrühren; es ist hier eine äußere Thatsache, kein vorbereitender Zustand ging in uns voran; wir haben es nicht verschuldet, obgleich auch hier in der Majorität der Fälle, in welchen psychische Schädlichkeiten den Hauptausschlag geben, eine physische Anlage (eine sogenannte causa praedisponens) als Mitmoment stattfindet und der wahnsinnigmachende Affekt nur die Occasion, die Gelegenheitsursache (die sogenannte causa occasionalis) war. Wir gedenken hier des Wahnsinns der Wöchnerinnen, der Puerperalmanie, welche wir meist durch Schreck entstehen sahen. Wahrscheinscheinlich würden diese Frauen als Mädchen niemals geisteskrank geworden sein. Wöchnerinen aber haben eine ungeheure physische Catastrophe erlebt, und es bedarf in puerperio nur eines geringen Gemüthsaffectes um die Manie zu erzeugen. — Freilich ist die causa praedisponens bei Wöchnerinnen somatisch nur auf der Oberfläche liegend. Daher denn auch die Prognosis eine gute ist. Diese Seelenstörungen der Wöchnerinnen, werden in 20 Fällen 19 Mal geheilt. So kann man dreist behaupten, daß niemals ein Mensch weniger diese prädisponirende Ursache besaß, als der verstandesmächtige, reell unglückliche Napoleon I. History of the captivity of Napoleon at St. Helena etc. By William Forsyth London 1853.

Ueber Constitutionalismus und parlamentarisches Regierungssystem.

Aus einer Rede des ungarischen Magnaten Grafen Anton Szecsen.

Unter den Verfassungskämpfen der Gegenwart nimmt der Ungarische eine hervorragende Stelle ein, und er wird uns dadurch noch interessanter, daß gewisse Parallelen desselben mit unseren Zuständen offener als bei anderen Kämpfen ähnlicher Art, wie sie eigentlich jetzt — und nicht erst seit Kurzem — die ganze gesittete Welt aufregen, hervortreten.

Gemeinsam freilich ist allen diesen Kämpfen, wie sie in wechselnden Formen England, Italien, Spanien, ja auch Frankreich und mit ihren formloseren Anfängen sogar Rußland bewegen, das Verlangen nicht bloß des Volkes, sondern auch der anderen kämpfenden Seite, aus der Lüge des Constitutionalismus, welche bald in dieser, bald in jener Gestalt auftritt, herauszukommen, eine Lüge, welche Talleyrand in Bezug auf England mit den Worten ausdrückte: „Die Englische Constitutionalität wird so lange bestehen, als sie eine Fiktion bleibt," welche in Italien als Freiheit einer Nation auftritt, deren uralte und den politischen Charakter des Landes bildende Municipal-Autonomie im Namen dieser centralisirenden Freiheit unterdrückt wird, welche in Frankreich in einem corps législatif thront, der nur die niederen Interessen der einzelnen Vertreter und die solidarische Verbundenheit dieser Interessen mit dem Bestande der gegenwärtigen Regierung vertritt, so daß das eigentliche Volk ihn verachtet und angreift und man in Folge dessen dem Kaiser Napoleon III. in neuester Zeit bereits ernstlich den Gedanken zugeschrieben hat, zu Gunsten der Autonomie im Lande mit Beseitigung dieses Körpers die Diktatur wieder einzuführen.

Diese Lüge des Constitutionalismus, so vielgestaltig sie ist, läßt sich doch auf eine Grundform zurückführen: Während das Volk in seinen einzelnen Lokal-, Staats- und Thätigkeits-Kreisen die Freiheit will, die Freiheit unter dem Schutze des naturgemäß zur gerechten Abwägung der einzelnen Ansprüche und zu ihrer Ausgleichung berufenen Fürsten: wollen die ihres ursprünglichen geschichtlich nachweisbaren Zweckes vergessenen Abgeordnetenschaften für sich die Macht nehmen und auf Kosten der Fürsten und zwar nicht sowohl zur Geltendmachung der eben angedeuteten Fürstenaufgaben, als vielmehr zur Realisirung einer sogenannten öffentlichen Meinung, genauer ausgedrückt, der Sonder-Interessen einer bestimmten Gesellschaftsschicht, welche in Folge materiellen und geistigen Emporkommens augenblicklich die öffentliche Meinung, d. h. die Gesinnung des fluctuirenden Theiles der Bevölkerung großer Städte macht.

Und weil das Ziel dieser Abgeordnetenschaften stets nur ihre Macht, nicht die Freiheit des ganzen Volkes ist, darum ist ihre Thätigkeit auch stets

auf größere Centralisation und Büreaukratisirung des Volkes, das sie durch Listen und Vorspiegelungen an sich zu fesseln wissen, gerichtet, auf eine Centralisation, die keinen Zweck hat, als die Macht des Parlaments zu verstärken.

In Ungarn sehen wir dasselbe Schauspiel: ein einzelner, nicht einmal die Hälfte der Landesbevölkerung ausmachender Volksstamm oder vielmehr auch nur seine adelige Kaste will die altererbte Macht neu befestigen und auf Kosten der Freiheit des ganzen Volkes und der andern Nationalitäten (Slowaken, Sachsen, Serben, Croaten, Rumänen) will es darum eine Centralisation des altavitischen auf die freien Municipien gegründeten Verfassungswesens, welche es unter Hülfe der bekannten „constitutionell parlamentarischen" Forderungen zu erreichen sucht.

Hat Oesterreich, hat Ungarn noch eine Zukunft, so wird nichts übrig bleiben, als daß dort wie anderswo der König sich auf die Seite der Minorität und der Municipalfreiheit, d. h. der wirklichen Volksfreiheit, gegen die Majorität des Pesther „Reichstages", welche nur die Machtansprüche eines sich zur ewigen Herrschaft berufen wähnenden adeligen Clubbistenthums vertritt, mit ganzer Kraft und Entschlossenheit stellt.

Ein Ungarischer Staatsmann croatischer Abkunft, der freilich in allen anderen Dingen den Magyaren angehört, Graf Anton Szecsen, 1860 bis 1861 eine kurze Zeit k. k. Minister ohne Portefeuille, einer der Verfasser des Oktoberdiploms, hat jüngst (18. April 1866) bei Berathung einer zweiten an den König Ungarns zu richtenden Mißtrauensadresse des Pesther Unterhauses, welche Ministerverantwortlichkeit und parlamentarische Regierung auf Kosten der ersten monarchischen Grundsätze verlangte, im Pesther Oberhause den Muth gehabt, diese constitutionellen Forderungen einer genauen Prüfung zu unterwerfen. Wir entnehmen seiner Rede, der wir eine kurze Anwendung folgen lassen, die nachstehenden wenigstens zum Theil treffenden Ausführungen:

„Ich kann nicht umhin, eine oder zwei Bemerkungen in Bezug darauf zu machen, was in der Adresse des Abgeordnetenhauses über parlamentarisches System und über Ministerverantwortlichkeit gesagt wird. Vom theoretischen Gesichtspunkte läßt sich zwar leicht darüber discutiren, ob die Regierungsverantwortlichkeit mehr ein Mittel zur Durchführung der parlamentarischen Regierung oder eine gleichzeitige praktische Consequenz der letzteren ist. Die Verantwortlichkeit, wie sie meist von unseren Gesetzen verstanden wird, wird direct durch eine Verordnung des Gesetzes geregelt, während die parlamentarische Regierung in dem Willen der Majorität ihr Fundament hat; diese Majorität kann angreifen, wo keine Gesetzverletzung stattgefunden, und kann unterstützen selbst in dem Fall, wo das Gesetz verletzt worden, je nachdem sie will und es für heilsam hält. Aber mit Beiseitelassung solcher Gedankenspiele kann ich doch nicht verschweigen, daß nach meiner Ueberzeugung die parlamentarische Regierung nicht so sehr eine Frage der politischen Freiheit ist, als vielmehr eine Frage bezüglich der Art und Weise, wie die regierende Gewalt gehandhabt und heilsam organisirt werden soll. In dieser Beziehung

ist in meinen Augen die Natur und der Charakter jener Körperschaft, unter deren Einfluß das System des parlamentarischen Regimes geübt wird, von entscheidendem Gewicht für die Lösung der Frage, ob das Experiment mit der parlamentarischen Regierung heilsam ist oder nicht? Und wenn mir Jemand behauptet, daß das parlamentarische Regime in England — wo die öffentlichen Angelegenheiten unter dem Einflusse von Häusern stehen, welche die treuen Repräsentanten der höheren gesellschaftlichen Schichten des Landes so gut wie der Mittelklasse der unabhängigen Intelligenz, der Industrie und des Besitzes sind; wo die Ausdehnung des Wahlrechtes stets nur das Resultat vorsichtiger, ernster Erwägung war und nicht nach abstracten naturrechtlichen Gesichtspunkten, sondern mit Rücksicht auf die praktische politische Wendung entschieden wurde; wo das passive Wahlrecht lange Zeit an hohe Qualification geknüpft war und auch noch gegenwärtig mittelbar wenigstens dadurch geknüpft ist, daß die Mitglieder des Parlamentes selber für ihren Unterhalt zu sorgen haben, — wenn mir Jemand behauptet, daß dieses englische parlamentarische Regime eine und dieselbe Institution mit der parlamentarischen Regierung in solchen anderen Ländern sei, wo alle diese Factoren fehlen oder einen andern Charakter haben: so kann ich meine Ueberzeugung nicht verhehlen, daß ein solcher Politiker nur die Worte und die äußeren Formen beachtet, aber das eigentliche Wesen der Sache keiner ernstlichen Prüfung gewürdigt hat. Dazu kömmt auch noch der Umstand, daß ich eine Anwendung der parlamentarischen Regierung unter einem Wahlsystem, welches auf so breiter Basis beruht, daß es dem allgemeinen Stimmrecht gleichkömmt, praktisch bisher noch nicht kenne.

Ich fühle mich nicht berufen, über das politische heilsame Wesen des allgemeinen Stimmrechtes ein Urtheil zu fällen, in den Ländern jedoch, wo das allgemeine Stimmrecht eingeführt wurde, hat man es zur Unterdrückung der Freunde der parlamentarischen Regierung benutzt und man würde, bis jetzt wenigstens, vergebens bemüht sein, durch ein praktisches Beispiel zu beweisen, daß bei allgemeinem Stimmrecht die regelmäßige Thätigkeit einer parlamentarischen Regierung in die Reihe der Möglichkeiten gehöre. Hierzu kommt noch, daß nach der Lehre der Geschichte die parlamentarische Regierungsform, wie dies hier sehr richtig bemerkt wurde, jedenfalls das Resultat, nicht aber an sich eine Institution ist. Es ist bekannt, daß eben die liberalen neuen englischen Geschichtschreiber und politischen Autoritäten der Ueberzeugung sind, daß das sogenannte lange Parlament mit seinen extremen Forderungen nichts Anderes gethan hat, als daß es um zwei Jahrhunderte der geistigen Skizzirung der gegenwärtigen Verfassung durch bestimmte Formen vorgegriffen hat, und doch wurde, indem man in starren äußerlichen Formen das zur Geltung zu bringen beabsichtigte, was der Charakter und die Kraft der politischen Factoren nach Verlauf von zwei Jahrhunderten freiwillig, ruhig, sicher und heilsam entwickelt hat, die reichliche Quelle der traurigsten inneren Wirren erneuert.

In der langen Reihe der französischen Constitutionen giebt es eine, wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht, die sogenannte Constitution vom

Jahre III, von welcher einer der ausgezeichnetsten Männer des französischen parlamentarischen Lebens und eine der Hauptstützen des Parlamentarismus, Thiers, die Bemerkung macht, daß sie in ihrer Präcision den reinsten Inbegriff der leitenden Principien des parlamentarischen Regierungssystems geboten habe. Da jedoch dieses Werk alle Bedingungen entbehrte, welche für die Lebenskraft der parlamentarischen Regierung erforderlich sind, und dieses Werk nur mit Berücksichtigung der äußerlichen Form, allein ohne geistige innere Berechtigung geschaffen wurde, hat es unter jenen zahlreichen, rasch abgenützten Constitutionen vielleicht nicht eine einzige gegeben, welche von der französischen Nation mit so viel Gleichgültigkeit, ja man könnte sagen, in gewisser Beziehung mit so viel Hohn betrachtet wurde, als eben diese regelmäßige Musterconstitution. Es ist dies ein sicherer Beweis, daß, während das Gesetz die einzelnen politischen Rechte verleiht, das Zusammenwirken der natürlichen Factoren sie zur Constitution entwickelt, und daß auf dem Felde des Constitutionalismus gewisse Formen nur insofern einen wahren Werth und gewisse principielle Ausdrücke einen thatsächlichen Sinn haben, inwiefern sie mit lebenskräftigen politischen Elementen im Einklang stehen und einerseits ebenso den Geist derselben entwickeln, wie sie andererseits durch deren Einwirkung entwickelt, unterstützt und geschärft werden .....

Ich gebe zu, daß ohne Zweifel das Repräsentantenhaus durch die Rücksicht geleitet wird, daß alle Einwendungen schwinden würden, wenn Se. Majestät und seine Regierung in die unzweifelbare Loyalität, in die friedlichen Neigungen und den friedfertigen Geist des Reichstages volles Vertrauen setzen würden. Aber ein solches Vertrauen zum Ausgangspunkte zu nehmen, dort, wo von der Wiedereinführung von Institutionen die Rede ist, und in einem Momente, wo das Repräsentantenhaus in seiner Adresse richtig bemerkt, daß es bei allem in die Person Sr. Majestät und seines erhabenen Erben gesetzten Vertrauen, dennoch im Interesse der Rechte des Landes und in Berücksichtigung der Zukunft gezwungen ist, auch andere Garantien zu suchen — dieses wäre kein geziemendes und aufrichtiges Vorgehen."

Resumiren wir die Darlegung des Grafen Szecsen kurz. Der Sinn seiner Rede ist, daß die Ministerverantwortlichkeit und das parlamentarische Regierungssystem, aus dem sie hervorgeht, nicht sowohl eine Formulirung und weitere Befestigung der Volksfreiheit, als vielmehr der Machtausdruck einer Gewalt ist, die nur in dem Maße eine Berechtigung hat, als sie aus dem „Zusammenwirken der natürlichen Factoren" hervorgegangen ist. Welches diese Factoren sind, ist nach der Stellung des Grafen und dem Verlaufe und Zusammenhang seiner Rede leicht zu erkennen: er vindicirt der Autorität wie der geschichtlichen Tradition, gegenüber der Majorität und der Tagesmeinung, ein entscheidendes Recht; er stellt das Volk als Ganzes in der Menge seiner Einzelfreiheiten und seiner Rechtskreise, diese große Menge „natürlicher" Körperschaften der einer künstlichen, weil gewählten und in ihrer Erscheinungsform beständig wechselnden entgegen, und er vertheidigt damit, ohne es zu sagen, die Wahrheit der Municipalfreiheit gegen die Lüge der Parlamentsfreiheit.

Damit reiht der Graf sich der zahlreichen und täglich zahlreicher werdenden Schaar derjenigen Kritiker des Constitutionalismus, welche ihn verurtheilen, an, wenn er auch äußerlich noch im Banne dieser Theorie steht, welche er in seinen Schlußworten übrigens recht geschickt gegen die ungarischen Waldeck's und Virchow's verwendet, die die Nachgiebigkeit und das Vertrauen der Krone als Preis ihres Mißtrauens verlangen.

Carl.

IX.

Wolfgangs Geist und Genie zeigte eben darin von großer und wahrer Anlage, daß er keine Idolatrie dulden und anerkennen mochte, daß ihm die Begeisterung für Poesie und Liebe alles sein sollte. Aber seine Opposition wider alles einseitig Bestehende, vermochte in dieser pantheistischen Form nicht ihn zu halten, in diesen Weiten konnte er nicht dauernd leben, er mußte wieder und wieder dem Affect verfallen. Seinem vagen Lebensprincip gemäß hätte die Liebe ihm Alles, ihr Gegenstand zufällig erscheinen müssen, und dennoch ward er von dieser großen Leidenschaft eben jetzt so dahingerissen, daß er vollen Ernstes in dem Besitz der Geliebten die Erfüllung seines heilig glühenden Verlangens, die Befriedigung seiner göttlich unendlichen Sehnsucht zu erreichen hoffte. Diese Leidenschaft konnte sich nicht bewähren.

Während der Tafel hatten die Liebenden nicht mit einander geredet. — Charlotte war ganz still gewesen, Wolfgang gab sich nur mit Selbstüberwindung der Gesellschaft dahin. Das seichte, profane Vergnügt- und Begnügtsein der Umgebung stimmte so übel zu dem wunderbaren Gedicht ihrer Herzen, daß sie hier kein Wort für einander hatten. Nun aber umwob die hehre Nacht ihre Schläfe, der reichgestirnte, mondhelle, stille Himmel ergoß um Selige sein fremdes Licht, sie fühlten in diesem Hause sich heim; einander wiedergeschenkt durften sie von dem Geheimniß sagen, daß sie so fremd und ernst bewegte. Die phantasievollen Wesen schlossen ein Bündniß, das, wenn ihm die wirkliche Wahrheit eingewohnt, wenn es aus dem Heiligen den Ursprung gezogen, sie auf ewig hätte halten und beseligen müssen.

In erhabener Stimmung verweilte Wolfgang eine Zeit lang schweigend neben Charlotten, dann sprach er groß ernst: Ich fühl' es, auch Charlotte athmet wieder frei in dieser Einsamkeit — nach solchen Stunden einer lustigen, selbstigen, sinnlichen Geselligkeit, die den hohen Menschen beklemmt und ängstigt, empfindet man erst recht das Glück der himmlischen Freiheit. Meine Geliebte, auch ich trat mit einer wundervollen Vorstellung das Leben an; hier war alles heilig und gut, und Liebe und Ehrfurcht verband mich dem

Menschen. Von seinen Lippen durfte nur Göttliches ertönen, solche Augen solche Gestalt verhießen einen großbewegten Sinn und Geist, ich versahe mich zu ihm des Höchsten und Besten, und der Tempel, der uns umleuchtet, die ganze Welt erschien mir in dem Lichte des Schönen und Heiligen geweiht und eines. Jedoch eine bange Ahnung, daß ich wohl nur träume, sollte sich früh bestätigen; als Knabe schon ward ich tief erschreckt inne, daß mir die Natur ihr Versprechen nicht hielt; anstatt des Urbildes starrte allüberall das Zerrbild mich an, eine andere Welt fand ich vor als sie mir eingewohnt, beide himmelweit verschieden einigte kein wirkliches Band. Doch innerst, Charlotte, hielt und errettete mich die himmlische Vermittlerin Poesie; die Angst und Pein, der gewaltige, unerträgliche Schmerz erschien durch sie gelöst und verklärt, durch sie die furchtbare Entzweiung ausgeglichen zu himmlischer Harmonie, o, in begeistertem Selbstbewußtsein ruf' ich es aus durch diese Nacht, ich sag' es voll seliger Freude im Anblick deiner Huld und Schöne, im Gefühl deines Verständnisses, daß ich versöhnt bin mit dem Leben durch Poesie, durch meine Liebe.

Er hatte sie angefaßt, eine große Wallung durchströmte Charlotte, Thränen brachen aus ihren Augen hervor.

Du hast es gefühlt, sprach er fort, daß ich von Anfang mit meinem ganzen Wesen nach dir gehangen; Charlotte, liebst du auch mich, wie ich dich liebe?

Der Liebende blickte in schluchzender Rührung, zum Irrsinn angsthaft und selig dem hehren Mädchen erwartend in die fremdgebrochenen, schwimmenden Augen. Von seiner Inbrunst überdrungen, blaß, in Schauern des schmerzlichsten Entzückens sank sie an die Brust des geliebten Jünglings. — Sie hielten sich umfaßt in unsäglichen Wonnen und Wehen.

Jetzt ward die Thüre des Altans geöffnet — Charlottens Schwester stand geheftet, mit einer Miene, in welcher sich ein verworrenes Entsetzen malte, sahe sie eine Zeit auf das entzückte Paar. Dann schloß sie leise die Thür und trat stumm zurück mit einem Lächeln der Pein und des Ingrimms.

X.

Der ausschließend ernst leidenschaftliche Charakter Charlottens contrastirte mit Wolfgangs geistvollerem, ironischen, doch persönlich minder tiefem Wesen. Diese Dissonanz trat hervor, sobald das Bündniß beider sich in den ruhigeren Zusammenhang mit dem Weltganzen hergestellt. Er wagte nicht, gebunden von Charlottens phantastisch heilig ernstem Affect, sich ohne Anklang in seiner ihm doch nothwendigen Weise ganz frei gehen zu lassen. Er mußte ihr gegenüber sich benehmen, sich fassen, das innerst Persönliche festhalten. Charlotte, durch einen innern Tact belehrt, fühlte, daß er etwas vermisse, daß ihm ihr Verein, der sie voll beglückte, monoton erscheine; sie ward zu dem entsetzlichen Besinnen aufgeweckt, daß ihre Liebe vielleicht ein verlorenes Spiel spiele.

Die Schwester der Liebenden glühte von einer Leidenschaft für den Dichter, die sie so allmählig selbst in den Jahren einer unentschleierten Phantasie nicht empfunden zu haben wähnte. Seitdem sie Zeugin gewesen

jener bräutlichen Umarmung kämpfte sie auf das ernstlichste mit ihrer Gluth; doch der Gedanke, daß er liebe, nährte nur ihr Verlangen, und in intensiven Momenten fühlte sie ihm gegenüber sich von einer Macht überfallen, vor deren durch nichts zu besiegenden Gewalt sie bis zum hellen, schrecklichen Selbstbewußtsein sich entsetzte.

Dem Dichter muß es nachgerühmt werden, daß er ihrer Begegnung auswich. Nichts desto weniger empfand er, daß sie ein sehr fassendes Interesse erwecke und beschäftige durch jene virtuose, feine, launenhafte Coquetterie, über welche die Würde, ja die Größe von Charlottens Charakter erhaben war. Das einfache, schwärmende Mädchen nahm zwar ihrerseits in dem Wesen und Bezeigen der Schwester eine Veränderung wahr, doch hatte sich diese Frau immer wechselvoll gezeigt, und Charlotte legte kein Gewicht auf ihre neue Beobachtung. Ueberhaupt lebten beide Schwestern in einer zu großen Entfremdung von einander, als daß durch Worte ein ausgleichendes Einvernehmen zwischen ihnen hätte geschehen können.

So lebten diese Menschen, bestürmt von Affecten, in immerdauernder Unruhe, vergebens nach Frieden trachtend. Es war zu fürchten, daß wenn ihr inneres Feuer sich einmal Luft machte, die große Spannung der Gemüther in gewaltsame Handlungen ausschlagen werde.

Einst betrat Wolfgang das Haus der Schwestern in apatischer Stimmung, die ihn jetzt viel beherrschte. Gefühllose Gleichgültigkeit ist die feindlichste Macht des Genie's; sie zu überwinden scheut der Antinomist oft kein Mittel. Wolfgang harrte voll leerer, heftiger Ungeduld, über welche er sich weder Rechenschaft abforderte, noch auf seinem Standpunkte hätte geben können, im Gesellschaftszimmer auf seine Damen, die, wie ihm die Dienerin gesagt, nach beendigter Toilette in seiner Begleitung einen Spaziergang in das Freie machen wollten. — Madame Wunder trat herein. Sehr angemessen, sehr geschmackvoll gekleidet, eine Erscheinung, mehr imposant und blendend als seelenvoll ergreifend, erschien sie jetzt doch bei dieser Begegnung voll Schmelz. Wolfgang, wie er ihr gegenüber pflegte, benahm sich gehalten, höflich, phantastisch interessirt. Das Gespräch beider betraf eine künstlerische Aufgabe. Sein Trauerspiel „Caius Grachus" wurde so eben von der Bühne einstudirt, die Rolle Valeria's, der Mutter der Grachen, war ihr zugefallen. Eine römische Heldenfrau, die der Weltstadt und dem Nachruhm willig ihr mütterliches Gefühl und Recht aufopfert, war für die Darstellung der pathematisch rednerisch großen Schauspielerin wie geschaffen. Sie hatte an den Dichter über diese und die andere Stelle Fragen, sie declamirte ihm Mehreres vortrefflich. Sein Inneres ward belebt, bald fühlte er sich völlig frei und in Kraft. Gegenseitig durch den geistvollen Umgang befriedigt, genossen sie der poetischen Stunde mit Behagen; nun wollte sie zur Vorbereitung für den Spaziergang sich entfernen. Ihr Blick beim Fortgehen, das zurückgewandte, großartige Antlitz, ihr elastischer Auffschritt, die gewältigende Schöne des Weibes ergriff den Dichter; er wußte nicht, wer und was aus ihm redete, als er affectionirt im Tone der Verwunderung ausrief: Sie gehen?!

Wie? fragte sie sonderbar lächelnd befremdet und verweilte in der gemischtesten Aufregung.

Ihre Gegenwart, sprach er fort, war und ist mir just heute ein köstliches Geschenk. — Mit einer Wendung setzt' er sinnlich leichtfertig hinzu: Ich stände nicht dafür, daß mein Dank den feurigsten Ausdruck gewänne, wenn — wenn ich nur die Toilette nicht fürchtete. Die Schleifen und Bänder, die Eleganz und Tournüre, mit einem Wort, die liebe, leidige Cultur schlägt uns allesammt in harte Fesseln. Insbesondere ist wider die uns Männern überhaupt einwohnende Wildheit der Putz eine vortreffliche Waffe von euch Frauen.

Dergleichen auch anhören zu sollen, sagte sie zum Gehen fortgewendet. Doch er hatte schon ihre Hand ergriffen und mit einer unvermuthet raschen Wendung war der Kamm ihrem Haar geraubt, das nun in reichen Strehnen herabwallte.

So schau' ich Semiramis lieber! sagt' er und seine Blicke brannten in die ihren. Mit wunderlichem, plötzlichem Auflachen sagte sie: Sind Sie klug? Thor, was beginnen Sie?

Dies aufgezwungene, künstliche Wesen, fuhr er fort — hinweg damit! Was sollen die dummen Preßgewänder, die schneidermäßige Darstellung der schönen Natur — o, das Capitel de virginibus velantibus sei verdammt — diese Gürtel, diese Corsets, das alberne Tuch!

Der Nacken, die wallenden Brüste des Weibes glänzten enthüllt, er stürzte an ihren Hals und deckte Mund und Busen mit wüthenden Küssen. Entzückt preßte sie selig einen Moment den geliebten Jüngling laut aufathmend an ihren Leib. — Plötzlich mit einem Schrei riß sie sich los und entfloh in das Seitenzimmer. Charlotte war eingetreten.

Diplomatische Revue.

Wochenschau.

Die Heeresmassen rücken gegen einander an, in der Bewegung selber wachsen sie. Das Drama steigert sich bis zur höchsten Spannung. Die Theilnahme, mit welcher der patriotisch forschende Geist dem Gang der Dinge folgt, ist um so lebendiger, als trotz diesem Heranwälzen zweier Kräfte der große gewaltig-treibende elektrische Schlag noch nicht niedergezuckt ist, der sie in den Kampf jagen könnte. Wir haben es ja in Deutschland mit einem

Schicksalsdrama, nicht mit einem heroischen Drama zu thun. Im Heldendrama agirt der unbezwinglich ausbrechende Entschluß, der, statt den Moment der Action zu berechnen, nach der Ehre der Initiative hascht. Im Schicksalsdrama fühlt sich die zaudernde menschliche Kraft hineingerissen in eine Verwickelung, welche mit der Gewalt eines ehernen Druckes die Menschen vorwärts schiebt. Preußen wie Oesterreich protestiren gegen die Zumuthung, daß sie Angriffspläne hegen, und doch verengert sich immer mehr der Streifen Landes, der ihre Heere trennt, und doch ertönen beide Reiche von dem Schall des Hammers, der bestrebt ist, jede Lücke in ihrer Rüstung zu schließen.

Ist es ein Phantom, das den sündigen Völkern auf der Ferse sitzt und über sie die Geißel schwingt? Ist es die Verdichtung ihrer Fehler, ihrer Verblendungen, ihrer selbstsüchtigen Berechnungen, die hinter ihren Schritten den Weg versperrt, daß ihnen kein Rückzug bleibt und daß sie in ein ungeahntes Verhängniß gedrängt werden? Schmücken sie jenes Phantom mit Ruhmeserinnerungen, mit Betheuerungen von ihrer großen Mission? Umkränzen sie dieses Conglomerat von Versündigungen mit den Lorbeerkränzen einer geträumten Zukunft? Suchen sie die Warnungen mit dem Rufe, daß die Ehre auf dem Spiele stehe, zu übertönen?

Oder wird in diese fast bleiern sich fortwälzenden Wogen, in diese Mischung von Schrecken und Actionsdrang der himmlische Funken hineinfahren, der die Gebundenheit löst, der die Kräfte mit einem frischen Zuge erfüllt, daß sie kühn, vertrauensvoll, opferfreudig der neuen Zeit sich in die Arme werfen, welche aus der Läuterung eine reine Völker- und Staatengestalt werde hervorgehen lassen?

Wir warten des Fingers Gottes, — und in dem Moment, wo wir harren der Weisung Dessen, dem allein der Richterspruch gebührt, vermißt sich die eitle Leidenschaft eines Jünglings, das Schicksal zu spielen. In dem Moment, wo der allgütige Gott die Waage lenkt, welche mit gerechtem Maße die Strafe und den Lohn vertheilen soll, will ein von Haß erfüllter Mensch wie ein tückischer Gnom in den Mittelpunkt des Geschehenden hineinstürzen und durch eine frevelhafte, meteorgleiche That den Ereignissen den Stempel der Laune aufdrücken.

Der Unselige, der die Geschichte Deutschlands in den Lauf einer Pistole zusammendrängen wollte, hat an sich selber das Werk der Sühne geübt. Gleich allen jenen erhitzten Geistern, die ihr winziges Ich mit einem einzigen tollen Vorsatze anfüllen und die, wenn der Vorsatz vereitelt wird, sich zurufen: Du bist nichts mehr werth — hat er die Flucht in die Vernichtung dem Bewußtsein des Nichts vorgezogen. Er, der so eben auf einem Welttheater zu agiren glaubte, konnte es nicht ertragen, als sich die große geschichtliche Bühne in eine Gefängnißzelle verwandelte. Doch es ist nicht unseres Amtes, das Verdammungsurtheil auszusprechen, jetzt, wo er vor dem Tribunal des Ewigen steht. Aber das wollen wir sagen, daß wir nach dem Vorübergange der Gefahr aufathmen, weil es nicht gelungen, unserer heutigen Geschichte einen koboldartigen Charakter zu verleihen.

Nein, die tiefsten Fragen harren der Lösung durch die heutige Genera-

tion. Sie sollen in der Wechselwirkung der Kräfte, bei welcher die Gerechtigkeit selber Licht und Schatten vertheilt, gelöst werden. Verfassung, Verträge, Recht, Gewalt — wir wollen arbeiten, bis wir klar werden; der Staatsmann, der mit einer Consequenz ohne Gleichen uns bis vor Collisionen geführt hat, wo alle Traditionen in Frage kommen, ist erhalten worden, um uns und sich inmitten dieses Kampfes zu erproben.

Was der unselige Jüngling gethan, sei uns eine Mahnung. Was nutzen die stolzesten Pläne, wenn wir nicht unsere Wege der Pflege dessen befehlen, der die Himmel lenkt. Die Herzen, die jetzt in Angst oder in Ehrgeiz erzittern, mögen Bescheidenheit lernen und sich erinnern, daß nur die Liebe das Schaffende ist.

Ein gutes Stück politischer Sonnenfinsterniß in Wien oder der achte Schwabenstreich und ein neuer Vorschlag.

— quae res in se neque consilium neque modum habet ullum, eam consilio regere non potes. Ter. Eunuch.

Selbst Leute aus der Mittelklasse in Wien, die alles von der besten Seite ansehen, können es zu keiner rechten „Gemeinschaft mit der jüngsten Politik ihrer Regierung bringen.“ Sehr erklärlich! Sind wir selbst ja fast erschüttert von so vielem Unglück und von so vieler — Thorheit. Aber es liegt hier die Unvermeidlichkeit der Folgen in dem Gericht der Geschichte klar vor Augen. Hegel spricht von einer List und Ironie des Weltgeistes, warum soll man nicht auch von einer im Hinterhalt lauernden listigen und unerbittlichen Nemesis sprechen? Betrachtet die heutige politische Sonnenfinsterniß zu Wien und ihr werdet sofort diese Nemesis für Bregenz und Olmütz wahrnehmen.

Napoleon machte keine Umstände als er im November 1808 den Freiherrn v. Stein aus dem preußischen Staatsdienst entfernte, was für Umstände aber machte nicht Wien und wie ging es nicht um den Berg herum oder schleichend wie ein Kätzlein an den Feuerleitern, um Graf Bismarck zu delogiren? Mephistopheles spricht: „So ein verliebter Thor verpufft Euch Sonne, Mond und alle Sterne zum Zeitvertreib dem Liebchen in die Luft“ ich sage so ein entêtirtes Wien verpufft Euch Gott weiß was nicht alles, nur um Graf Bismarck zu stürzen, wobei es aber nur sich selber an die Luft setzt. Es erfand zu diesem Zwecke die jetzt geschlossene (?) kostspielige Incidenz-Frage und den formalen Conflict. Termini technici würdig eines Talleyrand, der es mit höherer Meisterschaft als gewisse Leute verstand die auf seiner Seite wirkenden Menschen seinen Zwecken glücklich unterzuordnen. Warum sollte nun aber Graf Bismarck à tout und à tel prix delogirt werden? Nun, um dem wahren Bedürfniß des deutschen Volkes auf die Beine zu helfen, also aus deutsch-brüderlicher Gesinnungstreue. „Quel mauvaise action incurable“! rief Talleyrand beim Zuge Napoleons nach Rußland. — Habsburgs Diplomaten sind krank, sehr krank, deswegen und

da ich mich seit 48 Jahren mit der Heilkunst beschäftigt habe und ein medicorum princeps bin, wagen wir einen neuen Vorschlag zu machen. Oesterreich versuche nämlich, in Mitteldeutschland, etwa in Gotha eine académie de politique, eine pepinière de ministres d'état zu gründen, wie 1712 Louis XIV. in Paris that. In Gotha käme das weltberühmte geographische Institut von Perthes dieser, neu zu gründenden Academie sehr zu Statten. So wäre es auch ein Leichtes, un séminaire pour les politiques en jupes oder in der Crinoline, à la Präsident Lette zu Stande zu bringen. Es müßte nun avant tout Aufgabe der neuen Academie sein: die altrömische hinterhaltige, bald anscheinend schmiegsame, bald im äußersten Grade gewaltthätige Staatskunst, wie sie jetzt der Brauch ist zu Wien, abzuschwächen. Dem „il faut bien que chacun vive" — in's Deutsche übersetzt: der Stoffwechsel des Einen geschieht auf Kosten des Andern; einst der Entschuldigungsgrund des Catilina und des Herrn Ledru-Rollin und Consorten — sind wir gerne Rechnung zu tragen bereit. Nur um eine kleine Dosis mehr deutscher Ehrlichkeit bitten wir*) und um eine baldige Beseitigung der mit dem Enthusiasmus des Hasses operirenden unveränderlichen Idee: Preußen müsse alle paar Jahre einmal gebregenzt und geolmützt werden — eine Art Frühjahrskur!

Hol der Schutzpatron aller bösen Geister diese unveränderliche Idee, hol' er einen Frieden mit so endlosen Vexationen, mit so viel delegirter Fatamorgana, so viel Besorgniß, so viel Diplomatie, so viel Auf- und Abrüstung und dann wieder Armirung zum Schutz der Polinie, so viel österreichischer Bereitwilligkeit, so viel Alarmdepeschen der „Wiener Abendpost", so viel dito „Postzeitung", so viel dito „Neue Frankfurter Zeitung" und so weiter.

Deswegen aut aut! Wir stehen an einem Scheidewege. Nur eins geben wir unseren Gegnern zu bedenken: Große Monarchieen fallen, sobald sie tollkühn werden. Leider ist das menschliche Geschlecht von gestern ein blinder junger Hund, er öffnet kaum heute seine Augen der Betrachtung des Laufes der Natur und der Geschichte," schrieb Joh. v. Müller — und der Cardinal Richelieu hatte die Gewohnheit zu sagen: daß Infortuné und Imprudent Synonyme seien. — Antwortet man uns aber jetzt in Wien, wie einst Pompejus seinen Offizieren antwortete als er trotz eines furchtbaren Sturms sich einzuschiffen im Begriff stand und man ihn vor den Gefahren warnte: „es ist nothwendig, daß ich abreise, es ist aber nicht nothwendig, daß ich am Leben bleibe", nun so haben wir nichts dagegen einzuwenden.

G.

---

† Aus der Lausitz. Vier Wochen sind in einer ereignißschwangeren Zeit eine lange Zeit, wenn man den Wirkungen derselben im Geiste Schritt

*) „Ach Gott", so hörten wir jüngst einen Holsteiner klagen, „Vielen unter uns ist jetzt wieder zu Muth, als gehörten wir gar nicht zu Deutschland. Wir empfinden eine Art patriotischen Heimweh's und weinen trotz einem Schweizer."

vor Schritt nachgeht. Die Umwandelung vollzieht sich schmetterlingsartig. Wir sind jetzt schon ärgerlich, aber bedeutend ärgerlich auf den Friedensstörer Oesterreich und seine Cumpane. Und das ist ein sehr gutes Zeichen. Denn wenn es erst dahin gekommen ist, daß dieser Wurm beständig am Herzen nagt; dann mag's auch kommen wie es will; zum Durchfechten einer großen Idee befindet man sich in der rechten Stimmung. Unsere gegnerischen, christlichen Brüder in Oesterreich sollen darin zwar auch Vorzügliches leisten, und sich in ihrem Hasse schon die Schmausereien in Preußen, und namentlich in Berlin ausmalen, welches sie auszuquetschen denken wie eine Citronenschaale. Da kann man sich wohl denken, welch' einen Superlativ der Erhitzung dies den rohen, ungebildeten, verwilderten Slovaken geben muß, ungeachtet der andern Einflüsse, welche dabei mit im Spiele sind. Ich brauche wohl kaum zu bemerken, daß unser Aergerlichsein von so roher, gemeiner Nahrung nicht herrührt, und uns nichts ferner liegt, als die Brutalität uncultivirter Horden. Uns hat die Verkleinerungs- und Schmähsucht unserer Feinde in Harnisch gebracht. Die Verletzung und Nichtachtung unseres Kraft- und Machtbewußtseins ist unser Aerger. Stellt sich doch so ein Herr v. Beust gerade so an, als wenn er mit uns Blindekuh spielen könne, wie es ihm beliebt. Gefällt es ihm nicht mehr, huscht er schnell in die Falten seiner liebenswürdigen Stiefmutter Austria und wenn es ihm hier nicht ganz geheuer scheint, in die großen und weiten Bundesfalten der Germania. Ein solches Versteckspiel wird mit der Länge der Zeit wirklich unerträglich. Allein so unerklärlich ist es nicht, wenn wir hier unsere sächsischen Nachbaren hören. Ihr Calcül lautet etwa so: „Preußen ist von jeher groß darin gewesen, Fehler zu machen, weil es großmüthig war."

Nun wissen wir's ja, woran wir sind. Die Lenker unseres Vaterlandes mögen darum wohl auf ihrer Hut sein und das Ziel ihrer Action klar in's Auge fassen, strikte und consequent verfolgen; dann sind wir gewiß, daß Preußen seine Fehler von 15 gut machen wird.

Militärische Revue.

Der letzte amerikanische Krieg.

(Fortsetzung).

John Morgan.

Fast zur selben Zeit, wie Jackson seinen Ritt durch Shenandoah Thal machte, führte John Morgan, der kühne Partheigänger Kentuckys, einen ganz ähnlichen, brillanten Reiterzug aus. Mit einer kleinen Schaar, kaum

tausend Pferde stark, bestehend aus seinem eignen Regiment, mit einigen Abtheilungen Texas Rangers und Georgia Reitern, nebst zwei Kompagnien Tenessee Kavallerie, durchstreifte er Kentucky von Süd bis Nord, bis hinauf nach Cynthianna, nahe am Ohio. Morgan hatte die Absicht, bei Richmond (Kentucky) einen längern Halt zu machen, um der Bevölkerung Gelegenheit zum Anschluß an die Sache des Südens zu geben. Trotz des guten Willens der Bevölkerung aber mußte er zurück, da überlegene feindliche Detachements, ähnlich wie auf Jackson, von allen Seiten heranrückten, um ihn zu erdrücken. Im Herzen des Staates, zu Sommerville, machte er noch einmal Halt, und mit ächt morganschem Humor amüsirte er sich damit, die Telegraphenstation zu besetzen, und, indem er alle zu seiner Verfolgung abgesandten Depeschen unterschlug, schickte er durch falsche Depeschen seine Verfolger nach allen Strichen der Windrose im Lande umher, so daß der in Louisville kommandirende federirte General Boyle, der die Verfolgung Morgan's zu leiten hatte, in allen Zuständen über die gräuliche Confusion war. Am 28. Juli traf Morgan nicht allein wohlbehalten in Lexington (Ky) ein, sondern brachte gegen 300 Mann frische Rekruten sammt deren Pferden mit. In 24 Tagen hatte er 50 Meilen eines, vom Feinde stark besetzten Landstriches durchritten, 17 Ortschaften („towns" sagt unsere Quelle) alarmirt, alle Verfolgungen des Feindes abgeschlagen, oder an der Nase herumgeführt, ein Magazin mit 3000 Gewehren in Lebanon (Ky) ausgeraubt, und sämmtliche Eisenbahn- und Chausseebrücken auf seinem Wege — 8—9 Mille Dollars an Werth — zerstört. Daß er bei diesem schnellen Zuge nur 90 Mann verlor, war noch das wenigst Wunderbare.

Es wäre zu wünschen gewesen, daß dieselbe „schneidige" Führung bei dem Gros der Armee von Kentucky gewesen wäre, dort in der Gegend von Chattanooga, in jenem Winkel, wo die Staaten Tenessee, Virginia und Kentucky zusammenstoßen, war der Schlüssel für den ganzen Osten der konfederirten Staaten. Dort erhob sich der „Lookout", die steile 2000' hohe Landskrone, weit umher der Gelände beherrschend.

Vierzigtausend Mann standen hier, aber kein kräftiger Stoß erfolgte, indessen die Federirten sich mehr und mehr einrichteten und plündernd und confiscirend in Südwestvirginia und dem Thale des Clinoy umherzogen.

Wir werden das Nähere dieser Kampagne später kennen lernen. Wir werden sehen, wie der thatlosen Defensive plötzlich eine so energische wie erfolgreiche Offensive folgt. Wir werden sehen, wie fast mit einem Schlage ganz Kentucky durch die Confederirten wieder erobert, mehrere der größten Städte des Landes mit Erfolg angegriffen werden; wie Nord-Alabama und Missisippi von dem Feinde gereinigt werden, endlich mit Ausnahme der Festungen Memphis und Nashville der ganze Norden der Confederation befreit ist — wie dann, im plötzlichen Wechsel des Kriegsglücks die Wogen des Feindes stürmend hereinbrechen über diese unglücklichen Länder, die grausamste Rache genommen wird an denen, die zu laut über die Vernichtung der Federationsherrschaft gejubelt, und endgültig der Besitz entschieden wird — für den Norden!

Vorher aber müssen wir noch einmal zurückkehren auf den Kriegsschauplatz Virginiens, noch einmal die Namen Manassas, Bull-run strahlen sehen im schimmernden Siegesglanze südlicher Tapferkeit!

Enthüllungen.

Die Wirkung von Mc. Clellans Niederlage. „Wir kommen, Vater Abraham! An fünfmalhunderttausend Mann!" Der Krieg ein Geldspiel. Washingtons Kritik der Neu England Staaten. England. Yankee Ansichten über: „schneidige Kriegführung. General Pope. Falschmünzerei als Kriegswaffe der Yankee. Pope in Rebellenhorden jagend!" Die Schlacht am Cedernberge. Mc. Clellan verläßt die Halbinsel.

Trotz der Anstrengungen der Presse war der Eindruck der totalen Niederlage, welche das „Anaconda Project" in seinem Verfolge gehabt, ein im ersten Moment durchaus niederdrückender im Norden. Wie schon erwähnt, gab das Washington-Cabinet dieser Stimmung Ausdruck durch einen Aufruf an das Land: 300,000 Mann Freiwillige zu stellen. Es scheint hier am Ort, eine kurze Uebersicht der Verstärkung zu geben, welche die Armee des Nordens seit Ausbruch des Krieges erhalten. Es standen im Dienst:

Linie: am 5ten April 1861:

19	Regimenter	Infanterie
6	„	Kavallerie
5	„	Artillerie
2388	Offiziere, 40,626 Mann	
	Total: 43,014	

am 1. August 1862 (mit den 300,000): Linie und Freiwillige:

179	Regimenter	Infanterie
89	„	Kavallerie
89	„	Artillerie
39,922	Offiziere, 1,052,480 Mann	
	Total: 1,092,402.	

Es ist aber hierbei zu registriren, daß der Name volunteers von den Nicht-Linientruppen ein durchaus usurpirter ist, sie waren — 50 Prozent wenigstens — nichts weniger als Freiwillige, sondern Lanzknechte, um hohes Handgeld geworben, ein kleiner Theil — Soldaten, durch Konscription ausgehoben.

(Fortsetzung folgt.)

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstraße 21.

Ist Oesterreich ein deutscher Staat?

(Schluß.)

In neuester Zeit haben die Böhmen der für Gesammt-Oesterreich projektirten Schmerling-Verfassung einen zähen und energischen Widerstand entgegengesetzt und dadurch nicht wenig zum Fall dieses Projekts beigetragen. Sie erblickten in dem Schmerling'schen Plan lediglich ein Mittel, die Verwaltung zu centralisiren und die nichtdeutschen Völker Oesterreichs zu germanisiren: und deßhalb ließen sie sich um keinen Preis für diesen Verfassungsversuch gewinnen.

Den bewilligten „Landtag" benutzten sie sofort in rastloser Weise, um ganz Böhmen mehr und mehr zu czechisiren.

Daß der Gesetzentwurf „betreffend die Durchführung der Gleichberechtigung beider Landessprachen an den Volks- und Mittelschulen im Königreich Böhmen" unterm 18. Januar 1866 die allerhöchste Genehmigung erhielt, vernahmen die Czechen mit hoher Befriedigung; „abermals ein Schritt weiter, meinte ein Prager Blatt, der die böhmische Nation einer Fessel entledigt und der dem Rechte Genüge thut." Bereits im Jahre 1851 hatte das österreichische Unterrichtsministerium die Lehrkörper der einzelnen „deutschen" Gymnasien Böhmens ermächtigt, das Böhmische für alle Schüler als Obligat zu erklären, deren Eltern die Befreiung von diesem Lehrgegenstand nicht ausdrücklich verlangen würden; und schon im Jahre 1856 wurde — „im Interesse des geregelten Unterrichts" das Erlernen der genannten Sprache ohne weiteres und nur unter Offenhaltung von Dispensen durch die Statthalterei — zu einem „allgemeinen obligaten Lehrfach" erhoben. An den Realschulen Böhmens erfolgte diese allgemeine Obligat-Erklärung im Jahre 1861.

Hierdurch ermuthigt, brachten die Czechen die „Regelung der Sprachverhältnisse an den Lehranstalten Böhmens" auch im böhmischen Landtage von 1863 zur Sprache — und der große Wurf ist ihnen endlich gelungen: auch an den „Volks- und Mittelschulen" wird hinfort die böhmische Sprache „gleichberechtigt", d. h. mit der Zeit „dominirend" sein. Daß das fragliche Gesetz, daß fortan auch in den Schulen der rein-deutschen Bevölkerung die czechische Sprache gelehrt und gelernt werden müsse, laut einem der Kölnischen Zeitung aus Sachsen zugegangenen Briefe, eine „förmliche Auswanderung der Kinder des dortigen (deutschen) Mittelstands nach den benachbarten sächsischen Grenzstädten veranlaßte" — wird den Czechen ganz recht sein, die es am liebsten sähen, wenn die Deutschen Böhmens insgesammt auswandern würden.

Auf die Czechisirung der Gymnasien, der Realschulen, der Volks- und Mittelschulen mußte in „logischer Ordnung" auch schließlich die der Universität Prag folgen, an der seit mehr als 100 Jahren die Vorlesungen in deutscher Sprache gehalten worden. —

Deshalb stellte der bekannte Czechenführer Rieger auf dem letzten böhmischen Landtag den vom letzteren angenommenen Antrag „bezüglich der Durchführung der Gleichberechtigung beider Landessprachen an der Prager Landesuniversität." Alle Hauptgegenstände sollen nach diesem Antrag in beiden Landessprachen vorgetragen werden, indem es zugleich den Studirenden freigestellt sein soll, ihre Prüfungen in deutscher oder czechischer Sprache abzulegen. Bei Begründung seines Antrags bemerkte Rieger: „Die Zeit sei gekommen, wo von dem Böhmen der Fluch genommen werden solle, der ihn geknebelt und gebunden im Winkel der Bildungslosigkeit gehalten habe; verschwunden für immer sei die Zeit, wo der Böhme nur bei Strafe des Verlustes seiner Nationalität habe gebildet sein können; der Urgrund aller Angriffe gegen seinen Antrag sei die Furcht, daß es mit der inferioren Stellung der böhmischen Nation in Böhmen ein Ende haben werde, daß das Helotenverhältniß, unter dem die böhmische Nation im eigenen Lande seufze, endlich aufhören werde." —

Schade nur, — daß das wirkliche Ende aller derartigen Anträge sein wird, daß die Deutschen in Böhmen unfehlbar einem herabwürdigenden Helotenthum verfallen werden.

Auch die auf dem letzten Landtage zur Sprache gebrachten Anträge des Dr. Skarda und des Wenzel Seidl bezweckten die „Gleichberechtigung", das ist Herrschaft der böhmischen Sprache. Der des Dr. Skarda ging dahin, „daß die Kundmachung der Landesgesetze unter Wahrung der Gleichberechtigung beider Landessprachen" erfolgen solle, so zwar: daß ein Landesgesetzblatt in deutscher und böhmischer Sprache „abgesondert" herausgegeben werde, welches alle Landesgesetze zu enthalten hätte; daß beide Texte gleiche gesetzliche Kraft hätten; daß alle Gemeinden verpflichtet würden, das Landesgesetzblatt in der ortsüblichen Sprache sich anzuschaffen. Der des Wenzel Seidl bezweckte die Durchführung der Gleichberechtigung beider Landessprachen in den „Aemtern". Dem Skarda'schen Antrag gegenüber erklärte der Regierungscommissär Graf Lazansky, daß es ihm wohl „demnächst vergönnt" sein werde, mit einer die Versammlung „befriedigenden Vorlage" vor das Haus zu treten.

Auch für die Auffrischung historischer Erinnerungen war dieser Landtag besorgt und „um den patriotischen Gefühlen der Bewohner des Königreichs Ausdruck zu geben" stellte er in einem, mit „höchst entschiedener" Majorität angenommenen Majestätsgesuch an den Kaiser die Bitte um Restaurirung der Burg Karlstein, „dieses mächtigen Königsbaues, jedem Böhmen dreifach theuer, — als Schöpfung des unvergeßlichsten der (böhmischen) Könige; als Zeuge ewig denkwürdiger Momente der ruhmreichen Landesgeschichte; — als ehrwürdiges Monument vaterländischer Kunst." —

Vor allem behielt aber der mehrgenannte Landtag das „Praktische" un-

verrückt im Auge. Zwar hat die Czechenpartei „dermalen" auf letzterem die Majorität. Aber das kann sich ändern; man muß auch an die Zukunft denken und „gründlich" dafür sorgen, daß dem Czechenthum „für immer" das entscheidende Uebergewicht im Landtag und damit in allen Gesetzesfragen gesichert werde.

„Wahlreform im nationalen Sinne" ist also zur Zeit die wichtigste und am eifrigsten betriebene Angelegenheit der Czechenpartei. Das Schmerling'sche Wahlsystem vom 26. Februar 1861 wird als ein „Werk der Eile"; als „über Nacht fertig" geworden; als „schablonenartig"; als den „realen Interessen nicht Rechnung" tragend; als den großen Grundbesitz und das platte Land, zu Gunsten der Industrie und des Handels, schwer benachtheiligend — bezeichnet.

Man verständigte sich daher durch ein „Compromiß" zwischen der National- und Adelspartei über ein Wahlsystem, das dem großen Grundbesitz und dem czechischen Bauernthum unbedingt und für immer das Uebergewicht über die namentlich von Deutschen getragene Industrie v rschaffen soll. Und weil keine Hoffnung war, für eine solche Wahlordnung die „verfassungsmäßig" erforderliche Stimmenmehrheit zu erlangen, so wurde Seitens des Landtags beschlossen, an den Monarchen die Bitte zu richten: er möge in der bezeichneten Richtung durch die Regierung die Initiative ergreifen lassen. Das heißt also: der letzte böhmische Landtag faßte den, in Vertretungskörpern gewiß seltenen Beschluß, die Regierung in einer Adresse um „Octroyirung" einer neuen — natürlich die Herrschaft des Czechenthums garantirenden — Wahlordnung zu bitten.

Gelänge es, durch eine neue Wahlordnung die Majorität der Czechen auf dem Prager Landtag mit Hülfe der adeligen Grundbesitzer und der Bauern „für immer" sicher zu stellen und gelänge es der Czechenpartei auch auf dem Landtag für Mähren, — — auf dem in diesem Jahr Dr. Prazak den Antrag stellte, bis zum Ende des Jahres 1872 solle der Landtag befugt sein, hinsichtlich einer Abänderung der Landtags-Wahlordnung auch mit einer bloß „absoluten Stimmenmehrheit" anstatt der erforderlichen „Zweidrittel-Majorität" Beschlüsse zu fassen, — — durch eine im „nationalen Sinne" durchgeführte Reform der mährischen Wahlordnung, — sich „dauernd" die Mehrheit zu sichern, so würden die Czechen ihrem letzten großen Ziel — — der politischen Vereinigung der Länder der Wenzelskrone mit einem den letztern gemeinsamen „Generallandtage", welche Vereinigung, wie wir oben sahen, bereits unter den czechischen Märzforderungen des Jahres 1848 figurirte — — um einen großen, um einen höchst bedeutenden Schritt näher gerückt. Und hätten erst die Czechen eine politische Verbindung von Böhmen, Mähren und Schlesien erreicht, so würden sie sich wohl auch eine größere und nachhaltigere Einwirkung auf den Stamm der Slowaken, welcher, an sich geistig träg, von allen slavischen Stämmen Oesterreichs am meisten indifferent für politische und nationale Fragen ist, der aber einer Sprache sich bedient, welche wohl nicht mit Unrecht für eine bloße Mundart der czechischen gehalten wird, versprechen dürfen.

Neben dem steigenden Eifer der Czechen für ihre nationale Sache hat sich leider ihr Haß gegen alles Deutsche, der in den bewegten Zeiten der Jahre 1848 und 1849 so wild-fanatisch hervortrat, um nichts vermindert. Ja man kann ohne Uebertreibung sagen, daß der Deutsche in keinem Lande Europas, selbst Dänemark nicht ausgenommen, einem so heftigen Widerwillen, einem so tief gewurzelten Groll begegnet, als im Lande der Czechen.

Die czechisch gesinnten Blätter Böhmens und die deutsch-centralistischen Oesterreichs führen gegenseitig eine Sprache, die alles Maß des Anstands und der Rücksichten längst überschritten hat. Alle denkbaren Schimpfwörter sind in diesen traurigen Zänkereien bereits erschöpft; Mangel an Einsicht, an Wahrheitsliebe, an Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit werfen sich beide Theile täglich in der heftigsten Weise vor. Und wenn die Wiener Journale sich lustig machen über die „Verwenzelung Böhmens", über die „interessanten Nationalitäten", die „primitiven Stämme", die „urwüchsigen Völker", so schallt es aus den böhmischen Blättern entgegen: die so viel „ausgeschriene" deutsche „Bildungssuprematie" sei nichts anderes als eine „abscheuliche Bedrückungssucht" und von der Behauptung: „der Deutsche allein in Oesterreich repräsentire Kultur und Bildung und er sei zur Superiorität, zum Kitt in der Monarchie berufen" — wolle man durchaus nichts wissen.

Daß die heftigen Ausfälle der czechischen Journale gegen Alles, was Deutsch heißt, nicht ohne sehr verhängnißvolle Folgen bleiben, und daß dieser Czechenhaß schließlich die Deutschen in Böhmen zwingen wird, geradezu den Wanderstab in die Hand zu nehmen, zeigt uns deutlich die bereits erwähnte Correspondenz der Köln. Zeitung aus Sachsen aus dem Anfang des laufenden Jahres, in der es wörtlich heißt:

> „Auch sonst kommen zahlreiche Deutsche aus allen böhmischen Orten hierher (nach Sachsen), um als Handlungsdiener, Handwerker, Dienstboten, Arbeiter u. s. w. ihren Lebensunterhalt zu erwerben, da ihnen dieses in ihrem Vaterlande wegen des in neuerer Zeit so sehr gestiegenen Uebermuthes der Czechen, die auf alles Deutschthum mit Haß und Verachtung herabblicken, immer mehr und mehr erschwert wird. Auch deutsche Grundeigenthümer, die in Böhmen ansässig waren, suchen neuerdings, oft mit bedeutendem Verlust, ihre Besitzungen zu verkaufen und sich hier in Sachsen oder auch in Schlesien anzukaufen, da sie sich in ihrer früheren Heimath immer unbehaglicher fühlen." —

Auch gegen die Heranziehung Böhmens, als eines „deutschen Bundeslandes", in deutsche Fragen oder Angelegenheiten empfindet man in Böhmen ganz den alten scharf ausgeprägten Widerwillen.

Den im Jahr 1863 in Frankfurt abgehaltenen Fürstencongreß bezeichnete der „Narod" als eine „Verirrung" — und auf die von der N. F. Presse aufgeworfenen Fragen: „Hat Böhmen aufgehört ein Glied des deutschen Bundes zu sein? Hat die Bundesakte einen Paragraph, der Deutsche zwingt, „zukunftslose" Idiome zu erlernen?" — antwortete im Januar 1866 mit

ächtem Hussitenfanatismus ein in Prag in der Sprache Luther's erscheinendes Hussitenblatt:

„Das sind die Folgen der deutschen Politik; Oesterreich erzog in seinem eigenen Hause freche Hochverräther, durch sein unbegründetes Kokettiren mit fremden Staatsformen und territorialen Kombinationen, die auf seine eigene Zertrümmerung hinausgehen. Selbst die despotische Bundesakte kehren sie gegen Oesterreich und haben die Stirn, aus einem Personalbunde souveräner Fürsten — (siehe Artikel 1 der Bundesakte, der von einem „vormals" deutschen Reich spricht); — der die Erhaltung der Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der einzelnen Staaten — (siehe Artikel 2) — zum Zwecke hat, der jede Einmischung in Angelegenheiten der einzelnen Staaten (siehe Artikel 32, 53 und 61 der Schlußakte) untersagt, der die Souveränität dieser Staaten hochhält (siehe Artikel 57) — Verpflichtungen für den inneren Organismus Oesterreichs herzuleiten. Wir kennen kein deutsches Reich; der deutsche Bund ist ein Fürsten- und kein Länderbund, Böhmen auch keine deutsche Bundesprovinz, sondern ein Königreich in Oesterreich, und als solches giebt es sich selbst seine Gesetze. So werden es auch alle Staatsmänner in Oesterreich halten, deren Begabung und Regierungsweisheit über Zeitungsartikel und Champagnertoaste hinausreicht." —

Mehr kann man nicht verlangen: wer in Oesterreich behauptet, Böhmen sei ein „deutsches Bundesland", begeht in den Augen der Czechenpartei, die auch ganz neuerdings wieder allen deutschen Bundesreformplänen den obenerwähnten Protest Palacky's vom April 1848 entgegen gehalten hat, — „frechen Hochverrath." —

Mit tiefer Wehmuth muß es uns als Deutsche erfüllen, wenn wir die Fortschritte überblicken, welche das Czechenthum in den letzten 20—30 Jahren gemacht hat. Rasch naht die Zeit heran, wo eine slavische Sprache in einem deutschen Bundesland im Gesetz und Gericht, in Kirche und Schule, in der Armee und Polizei, im Landtag und in der Statthalterei gebietend sein wird. Und daß wir nicht übertreiben, dafür wollen wir das Zeugniß der alten Wiener „Presse" citiren, welche in der Nummer vom 12. Oktober v. J. resignirt schreibt: „Sie — die Czechen — haben während der ungünstigsten Zeitverhältnisse mit großem Geschick und seltener Ausdauer, den Deutschen in ihrer engeren Heimat Schritt um Schritt abgewonnen, und sind, da sich ihnen jetzt die Gunst der Umstände zuwendet, bereits daran, die volle Autonomie zu fordern."

Gewiß ist, daß wenn es in der bisherigen Weise mit der Geltendmachung und Ausbreitung des Czechismus fortgeht, — zumal auch der Umstand nicht unterschätzt werden darf, daß die Fruchtbarkeit der Slaven in Oesterreich, entschieden stärker als die der Deutschen ist, da z. B. in den seit 1754 verflossenen 103 Jahren die Bevölkerungszunahme für Böhmen 0,80, für Niederösterreich nur 0,56 Procent betrug — in 70—100 Jahren

deutsche Sprache und deutsche Cultur in Böhmen mit der Wurzel ausgerottet sein werden. Gewiß ist, daß schon heute das von fanatischem Hussitenthum beherrschte Böhmen weit weniger ein deutsches Land als das unter Frankreichs Scepter stehende deutsche Elsaß.

VIII.

Die Slovenen.

Die Slovenen waren bis in die neueste Zeit kaum dem Namen nach bekannt. „Slovenzi" nennen sich die in Kärnthen und Steiermark sitzenden Leute slavischen Stammes und da diese den Bewohnern des Herzogthums Krain, den „Krajnzi" nicht nur blutsverwandt, sondern auch mit den letzteren gleiche Sitten, Trachten, Sprache und Lebensgewohnheiten haben, so hat man neuerdings besonders seit 1848 die Bezeichnung „Slovenen" nun auch auf die Krainer und deren Stammesgenossen im Küstenlande ausgedehnt. Die Slovenen Kärnthens und Steiermarks wurden und werden von ihren deutschen Landsleuten „Winden" genannt.

Die Gesammtzahl der Slovenen, welche, abgesehen von den drei Kronländern, Krain, Kärnthen und Steiermark noch in Görz, Istrien und Triest wohnen, wurde nach der Zählung vom Jahr 1857 vom k. k. statistischen Bureau auf 1,183,533 angegeben; nach neueren Schätzungen soll die „slovenische Nation" im Ganzen sogar 1½ Mill. zählen. Von unparteiischen Beobachtern werden die südlich der Drave, bis an die Adriaküste und längst deren Nordostseite angesiedelten Slovenen als begabt und aufgeweckt, regsam und strebsam geschildert. „Nach auswärts" haben sie sich bis jetzt noch wenig bemerkbar gemacht; doch konnte es nicht fehlen, daß das Erwachen des slavischen Volksgeists in Oesterreich, auch auf sie nicht ohne Einwirkung blieb.

Auch die Slovenen begannen wie die Czechen, die sie sich überhaupt bei ihre Agitation zum Vorbild genommen haben, zunächst auf literarischem und gesellschaftlichem Gebiete um Geltung und Anerkennung für das „Slovenenthum" zu ringen. Beseda-Gesellschaften wurden in Cilly und Laibach, von den Slovenen Lublan genannt, begründet. Zur Gründung einer slovenischen Buchdruckerei wurden durch den Lehrerverein von Cilly 4000 fl. gesammelt. Die in Laibach herausgegebene slovenische Zeitung, für die besonders Dr. Bleiweis thätig, wird auf jede Weise von den „Nationalen" unterstützt und soll bereits mehr als 5000 Abonnenten haben.

Auch für in slovenischer Sprache in den Städten Triest, Cilly, Görz und Laibach aufzuführende Theaterstücke wollen die Nationalen bereits Sorge tragen; Dr. Bleiweis befaßt sich mit der Herausgabe von Schauspielen in slovenischer Sprache und sucht es durchzusetzen, daß das Laibacher Theater mindestens einmal in der Woche eine Vorstellung in slovenischer Sprache veranstalte. In erster Linie unter den Wiedererweckern des slovenischen Nationalbewußtseins steht die „niedere Geistlichkeit", welche selbst in den Volksschulen Unterricht in der slovenischen Sprache ertheilt und fortwährend

und energisch die Slovenen Steiermarks und Kärnthens ermahnt, treu an ihrer slavischen Nationalität festzuhalten.

Mit einer blos „literarischen Propaganda“ wollen sich übrigens auch die Slovenen nicht mehr begnügen: auch auf dem politischen Gebiet wollen sie sich Geltung verschaffen.

Nach dem bekannten Septembererlaß vom vorigen Jahre versammelten sich bereits am 25. September mehrere slovenische Patrioten in Marburg zur Entwerfung des „politischen Programms der Slovenen.“ Die Forderungen der Slovenen, die die in Laibach erscheinende „Novice“, das Hauptorgan der Slovenenpartei, veröffentlicht hat, gehen:

1) auf die Reintegrirung des Herzogthums Krain durch Rückgabe vom Karst und Istrien, welches Minister Bach im Jahr 1849 „eigenmächtig“ zu einem besonderen Kronlande gemacht habe;

2) auf Sicherstellung des slovenischen Volksstamms vor fernerer Entnationalisirung.

Um diese Sicherstellung zur Wahrheit zu machen, sollen, laut genanntem Programm, die Verwaltung, Landesvertretung und Regierung mit Berücksichtigung der „Gleichberechtigung des slovenischen Volks“ gestattet werden.

Die Verwaltung anlangend, so sollen Ortsgemeinden und Kreisgemeinden geschaffen werden; die letzteren sollen nach Art der ungarischen und croatischen Comitate eine Bevölkerung von mindestens 100,000 Seelen, womöglich einer Nationalität, umfassen, und die Aufsicht über die Pfarrgemeinden und die Leitung der Landtagswahlen haben.

Krain sollte nach diesem Plan in vier solche Kreisgemeinden abgetheilt werden.

Was die Landesvertretung betrifft, so sollen in denjenigen Gebietstheilen, wo außer der slovenischen, noch eine andere Nationalität sich befindet, die Wahlbezirke nach der Nationalität abgegrenzt werden und direkt je einen Abgeordneten zu wählen haben. In den Landtagen der von mehreren Nationalitäten bewohnten Länder sollen „nationale Curien“ eingeführt werden. Die dem Königreich Illyrien einerseits und dem Herzogthum Steiermark andererseits gemeinsamen Angelegenheiten sollen auf einem „General-Landtag“ zur Verhandlung kommen. Für die Behandlung der „Reichsangelegenheiten im Sinne des Oktoberdiploms“ solle ein aus den Deputirten der Landtage zusammenzusetzender Reichsrath competent sein.

Die Statthalterei soll in den einzelnen Ländern das Organ der Staatsregierung für die politische Verwaltung abgeben.

An der Spitze der Verwaltung der „slovenischen Ländergruppe“ aber — zu der nicht blos das ehemalige Illyrien (Kärnthen, Krain, Gradiska, Görz, Istrien) — sondern auch, wie auch Graf Harrach lebhaft befürwortet hat, womöglich der abzutrennende slovenische Theil Steiermarks gehören soll — soll ein „slovenischer Hofkanzler“ stehen.

Jedes Land soll seine eigenen Collegiengerichte haben; für die ganze slovenische Gruppe aber ein Obergericht eingesetzt werden.

Was die auf die Durchführung der „Gleichberechtigung" hinsichtlich der „Sprache" abzielenden Forderungen des Programms betrifft, so wird verlangt, daß die unter Slovenen wirkenden Beamten, Geistlichen und Lehrer unbedingt des „Slovenischen" mächtig sein sollen; Denjenigen, welche das Slovenische nicht verstehen, soll ein Termin zur Erlernung der nationalen Sprache gestellt werden. Namentlich auch bei den Obergerichten sollen des Slovenischen in Schrift und Wort kundige Räthe angestellt werden.

Die sämmtlichen Volksschulen sollen „national" — die Mittelschulen paritätisch eingerichtet werden.

Für das „positive Recht" sollen slovenische „Lehrkanzeln" ins Leben gerufen werden.

Zur Durchführung des Programms soll vor allen Dingen auf den „Landtagen" der einzelnen Kronländer energisch gewirkt werden.

Sollten aber diese „Landtage" mit ihren „octroyirten Einrichtungen" der Durchführung des Programms entschiedenen Widerspruch entgegensetzen, so möge sich die slovenische Nation direkt an die Gnade des Kaisers um gnädige Abhülfe aus der kaiserlichen Machtvollkommenheit, — d. h. also wieder im Wege der Octroyirung — wenden.

Die nationalen Führer in den unlängst in den Ländern slovenischer Zunge zusammengetretenen „Landtagen" haben dann auch unverzüglich Hand angelegt, um die einzelnen Positionen des slovenischen Programms so viel als thunlich in's Praktische überzusetzen.

Der Sieg der Slovenen auf dem Landtage des Kreises Görz — der Sessana und Comen, Monfalcone und Grado, die Grafschaften Görz und Gradiska; die Herrschaften Flitsch-Tolmein und Kirchheim umfaßt; seit 1849 ein eigenes Kronland bildet und seinen besonderen Landtag hat, und in dem die Slovenen sieben Neuntel der Bevölkerung ausmachen — durch die mit 11 gegen 10 Stimmen erfolgte Annahme des Gorjup-Winklerschen Antrags auf Abänderung der Landtagswahlordnung, in Folge dessen die Slovenen drei Repräsentanten mehr gewinnen, brachte bei allen Slaven, besonders aber den Czechen und Slovenen die freudigste Sensation hervor.

Die Führer der Slovenen auf dem Landtag des zum größten Theil von Slovenen bewohnten Herzogthums Krain — sind der unermüdliche Dr. E. H. Costa, der gewandte Svetec, der energische Dr. Toman und der kaltberechnende in der slovenischen Literatur wohlbewanderte Dr. Bleiweis, deren Commando die übrigen nationalen Abgeordneten unbedingt, und ohne Prüfung und Wahl durch Dick und Dünn folgen.

Svetec führte auf dem Laibacher Landtage darüber Beschwerde, daß die Gesetze und Erlasse hinsichtlich der „sprachlichen Gleichberechtigung im Amt" und insbesondere die §§. 13 und 165 der allgemeinen Gerichtsordnung und die §§. 123 und 184 der Straf-Proceß-Ordnung, sowie der Justiz-Ministerial-Erlaß vom 17. März 1862, wonach die Gerichtsbehörden die Protocolle in Civil- und Strafsachen in der Muttersprache der vernommenen Zeugen und Beschuldigten aufzunehmen haben, — noch immer außer Acht gelassen würden.

Dr. Costa brachte, ähnlich wie Dr. Prazak auf dem Landtag für Mähren, am 13. Januar l. J. einen die Abänderung der Landesordnung und Landeswahlordnung betreffenden Antrag ein; der §. 38 der Landesordnung, welcher von der zur Beschlußfassung über Abänderung des Landesstatuts nöthigen „Stimmenzahl" handelt, sowie der §. 4 der Landeswahlordnung, wonach der Kaiser den Landeshauptmann und dessen Stellvertreter aus der Mitte des Landtags ernennt, sollten sistirt werden. Bezüglich dieses Costa'schen Antrags, dessen Tendenz dahin gerichtet, jede Erschwerung einer Reform der Krainer Landesordnung und der Krainer Landtagswahlordnung im Sinne des Slovenismus gründlich zu beseitigen, wurde vom Landtag in seiner 20. Sitzung vom 27. Januar beschlossen — den Passus, — „daß der Landesausschuß beauftragt werde, in der nächsten Session wohlbegründete Abänderungsanträge vor das Haus zu bringen," einem Ausschuß zur Vorberathung hinzuweisen.

Dr. Bleiweis brachte einen Antrag ein, auf Erlassung eines Landesgesetzes behufs „Regelung der Unterrichtssprache in den Volks- und Mittelschulen", der indessen in der Sitzung des Landtags vom 13. Februar, durch den vom Grafen Auersperg gestellten und mit 18 gegen 13 Stimmen angenommenen Antrag auf Uebergang zur Tagesordnung „vorerst" beseitigt wurde.

Wir sagen vorerst; denn die Slovenen, die sich wie ihre czechischen Brüder durch eine ungemeine Rührigkeit und eine sehr beachtenswerthe Ausdauer hervorthun, werden, wenn die Chancen wieder günstiger sich stellen, auf den Bleiweis'schen Antrag sicher zurückkommen. Und sollten die slovenischen Führer gänzlich daran verzweifeln müssen auf dem Laibacher Landtage irgend einen namhaften Erfolg für ihre nationale Sache zu erzielen, so werden sie, wie sie solches ja in ihrem Marburger Programm bereits angekündigt haben, sich direkt an den Kaiser um Octroyirungen zu Gunsten ihrer Nationalität wenden.

Bei dieser Zähigkeit, bei diesem Eifer der Slovenen in der Geltendmachung ihrer nationalen Forderungen, ist — sollte auch Graf Auersperg noch mehr und stärker, als er es gethan, es für ein Glück für die slovenische Bevölkerung erklären, wenn die Germanisirung größere Fortschritte gemacht hätte — — nicht die allermindeste Aussicht vorhanden, daß das deutsche Element unter den Slovenen, die außerdem gleich den Czechoslaven von einer tiefen Abneigung gegen alles Deutsche und alle Deutschen erfüllt sind, — hinfort mehr als bisher zu einer entscheidenden Geltung gelange.

IX.

Die Romanen.

Ueber das Verhältniß der Romanen zu den Deutschen Oesterreichs können wir uns kurz fassen. Weiß doch Jedermann, auf welchem Fuße die Lombarden und Venetianer mit den Oesterreichern leben. Daß aber auch Triest, — das alte Tergeste, — welches Alles, was es hat und ist, lediglich

der österreichischen Herrschaft, die diese Stadt aus einem obscuren „Schilfrohrnest“ zu einem der ersten Handelsplätze der Welt, aus einem unbedeutenden „Fischerdorf“ zu einer mächtigen Rivalin der alten Meerkönigin Venedig erhoben hat, verdankt; daß auch Triest, welches bereits 1382 sich freiwillig Oesterreich (Leopold dem Biederen) unterwarf — so gänzlich deutschem Wesen, deutscher Cultur und deutscher Civilisation verschlossen geblieben ist, bleibt ein die österreichische Staatskunst stets treffender Vorwurf und läßt die Mission Oesterreichs — deutsche Cultur weiter zu verbreiten — in einem sehr wenig vortheilhaften Lichte erscheinen.

Heute lassen sich die hier früher begangenen Fehler nimmermehr wieder gut machen; heute ist Triest, dessen Landtag mit dem Gemeinderathe zusammenfällt, in einem solchen Grade „italienisch“, daß auf seinem letzten Landtage Hermet einen Antrag auf „ausschließlichen“ Gebrauch der italienischen Sprache in Triest einbringen konnte; daß die Triestiner es schon höchst übel vermerken, wenn die deutsche Sprache in den Schulen Triests nicht als „Unterrichtssprache“ sondern lediglich als „Lehrgegenstand“ Platz greifen soll und wenn sich die Statthalterei „bisweilen“ die Freiheit nimmt in ihren Correspondenzen mit dem Triester Stadtrath sich der deutschen Sprache zu bedienen; heute steht die „città fidissima“ sehr stark in dem Verdacht, daß sie den Tag ihrer Vereinigung mit dem regno d'Italia Victor Emanuel's sehnlichst herbeiwünsche.

Auch die „Städte“ des Kreises Istrien stehen in diesem Verdacht, und es war immerhin ein schlimmes Zeichen für Oesterreich, daß auf dem Landtag Istriens, der in Parenzo abgehalten wird, von 33 Deputirten sich nur neun an den Wahlen zum Reichsrath betheiligen wollten.

Daß die Wälschtyroler keinen heißeren Wunsch haben als den: je eher je lieber mit Italien politisch vereinigt zu werden, können wir als bekannt voraussetzen.

Aber auch bei den „Ostromanen“ kann von einer Germanisirung durch Oesterreich ebensowenig die Rede sein, als bei den „Westromanen.“

Auch hier trifft die Politik Oesterreichs der Vorwurf des „trop tard!“

Noch im vorigen Jahrhundert waren die Rumänen ein so rechtloser, verachteter, rein vegetirender Volksstamm, daß ein nachhaltiges und planmäßiges Einwirken auf sie in deutschem Sinne, sicherlich nicht ohne Erfolg gewesen wäre. Allein die „Sachsen“ Siebenbürgens fanden es weit angemessener sich mit den zwei andern „Hauptnationen“ der Ungarn und Szekler in die „Herrschaft“ zu theilen, und die gleich Parias behandelten Walachen gerade so wie die Ungarn auszunützen und auszubeuten — anstatt die letzteren zu sich heran zu ziehen und für die deutsche Cultur und Bildung dauernd zu gewinnen; und in Wien selbst hatte man für die eigentlichen und wahren Lebensaufgaben Oesterreichs wenig oder gar kein Verständniß.

Heute ist auch dieser früherhin so gering geachtete Volksstamm zu nationellem Bewußtsein und zu nationellem Leben erwacht.

Die österreichischen Rumänen in der Bukowina, in Ungarn, Siebenbürgen und in der Militärgrenze trachten gleich den slavischen Stämmen,

nach Selbstständigkeit in sprachlicher, socialer und womöglich — auch politischer Hinsicht. Im Hintergrund ihrer nationalen Entwürfe schwebt aber der Gedanke einer Vereinigung mit der Moldau und Walachei, und der Begründung eines achtunggebietenden „Romanenreichs."

Von „fremden", sie mögen heißen wie sie wollen, wollen auch die österreichischen Rumänen nichts mehr wissen. Diese Abneigung der Walachen gegen alles „Fremde" und namentlich auch das „Deutsche" drückt sich sehr scharf und deutlich in einem walachischen Volksliede aus, in dem es heißt: Nisch cu turcu! nisch cu niamtzu! numa noe, intra noe! — d. h.: „Nichts mit den Türken, nichts mit den Deutschen! Nur wir unter uns!"

X.

Schlußbetrachtung.

In ihrer Nummer 280, vom 10. Oktober 1865, schrieb die Wiener „alte" Presse:

> „Das deutsche Element verliert auf solche Weise überall an Terrain; freilich gilt diese Klage nicht blos von Böhmen, sondern auch von Ungarn und Polen —"

Ohne Zweifel — so ist es.

Fragen wir nach den „Gründen" dieser Erscheinung, so dürfen wir vor allen Dingen nicht vergessen, wie der kaiserliche Staat Oesterreich entstanden. Nicht organisch hat er sich aus sich heraus entwickelt; mechanisch wurden die einzeln theils durch glückliche Heirathen, theils durch vortheilhafte Verträge erworbenen Glieder aneinander gehängt. Dies Gefüge blieb stets ein Mosaik — wurde nicht zum Organon.

Die Regenten Oesterreichs waren sich des Berufs, — Ordnung in das Völkerchaos zu bringen, — mit wenigen Ausnahmen nicht klar bewußt, daß die „Successoren" oftmals von einer ganz andern Anschauung ausgingen als ihre „Antecessoren" — war besonders verderblich.

Die Fäden, welche Maria Theresia in langer Regierung mühsam gewoben, trennte ihr Sohn Joseph in aller Eilfertigkeit wieder auf. Was Joseph geschaffen stürzten dessen Nachfolger Leopold und Franz wieder rücksichtslos um. Man mußte sich in den höheren Regionen darüber entscheiden, ob man nach einem tiefangelegten, wohldurchdachten Plan, das deutsche Element nach und nach zum unbedingt herrschenden im Reich erheben wolle — oder ob man die neben der deutschen Bevölkerung auftretenden Nationen zur Anerkennung und Geltung bringen wolle.

Die österreichische Staatskunst schwankte aber hin und her.

Von einem feurigen, ja gewaltsamen Germanisationseifer, fiel sie wieder zu einem völlig energielosen „laisser faire et laisser passer" — schlaff ab.

Am Klügsten dünkte ihr in der Regel durch Anwendung des „divide et impera" auf die verschiedenen Völker Oesterreichs letztere gegenseitig im Schach zu halten. Man benutzte die Deutschen und Böhmen gegen die Italiener; unterstützte die nationalen Bestrebungen der Serben, Slowaken und Kroaten, um in ihnen für die Magyarischen Intentionen ein Gegenge-

wicht zu schaffen; bediente sich des Czechismus, um von den Deutsch-Oesterreichern gewünschte zeitgemäße Reformen unmöglich zu machen; regte das Nationalgefühl der Ruthenen auf, um solche gegen den Polonismus zu verwenden. Aber der Satz divide et impera birgt politische Weisheit in sich, nur in seiner Anwendung auf die „fremden" die „auswärtigen" Staaten — niemals, — wenn er bezüglich der einzelnen Theile und Glieder eines bestimmten Staats zur Richtschnur genommen werden soll. Kein Ausspruch ist deshalb verkehrter, als der von Stefan I. seinem Sohne Emerich testamentarisch hinterlassene: Unius linguae uniusque moris regnum, imbecille et fragile est.

Die nationale Begeisterung der Kroaten, Serben und Ruthenen, die die österreichische Politik so wirksam gegen die Ungarn resp. Polen verwendete, wird und muß eines Tages ihre Spitzen nicht blos gegen den Magyarismus resp. Polonismus — sondern ganz entschieden auch gegen den Germanismus richten; und beim Lichte betrachtet ist die Durchführung des Princips „Theile und herrsche" — hinsichtlich der im „Staat selbst" ansäßigen Völkerschaften, lediglich das Anzeichen völliger Principlosigkeit; bedauernswerther Schwäche, bemitleidenswerther Rathlosigkeit; und einer oftmals durchaus „nicht skrupulösen Gewissenhaftigkeit." Die „Staatsbeamten" in den mittleren, unteren und untersten Schichten trugen nichts dazu bei, die „deutsche Regierungsweise beliebt zu machen, da sie in völliger Abhängigkeit erhalten wurden; auch durch gediegene Bildung keineswegs hervorragten, — so konnten sie den einzelnen Völkerschaften keineswegs „imponiren."

Eckige Formen; Pedanterie und hausbackenes Wesen klebten der österreichischen Bureaukratie in einem so hohen Grade an, daß von einem nachhaltigen Einfluß derselben auf die feinfühlenden Italiener, die mit Stolz erfüllten Magyaren und die leicht entzündlichen Polen wenig die Rede sein konnte.

Stellenweise, namentlich in Italien, trat zu dieser Pedanterie noch Frivolität, in Folge dessen die österreichische Bureaukratie nicht nur einflußlos, sondern auch höchst verhaßt wurden.

Auch weiß man, daß den Beamten in den unteren Stellen kein hoher Grad von Ehrlichkeit und keine in allen Versuchungen standhafte Unbestechlichkeit nachgerühmt wurde.

Zu dieser wenig beliebten und wenig einflußreichen Bureaukratie gesellte sich eine trostlose Staats- und Finanzwirthschaft. Auch auf diesem so wichtigen Gebiete herrschten Energielosigkeit und Schwäche, Gedankenlosigkeit, und Unklarheit. Die Quellen des Nationalwohlstandes, an denen der österreichische Staat so unendlich reich ist, blieben gleich einem Schatz, zu dessen Hebung die Zauberformel fehlt, unaufgeschlossen. Ungarn, das in der Fülle seiner Naturproducte so zu sagen erstickte, blieb, Dank der gänzlich verwerflichen Wirtschaftspolitik Oesterreichs in seiner ökonomischen Entwickelung gänzlich zurück und verarmte Angesichts seiner unermeßlichen Bodenerzeugnisse. Diese Staatswirthschaft und die männiglich bekannte „Schulden-

macherei" konnten die deutsche Verwaltung bei den verschiedenen Völkern Oesterreichs unmöglich zu Ansehen bringen.

Auch durch ihre so oft und so kraß bethätigte Intoloranz gegen Akatholiken, hat die österreichische Politik der Ausbreitung des Germanismus in Oesterreich unsägliche Schwierigkeiten bereitet. Gerade diese Intoloranz, welche bis zur Stunde in Tyrol mit der äußersten Härte jeden Andersgläubigen fern halten möchte, hat nicht allein viele Deutsche aus den österreichischen Landen vertrieben, sondern auch viele Deutsche abgehalten, nach Oesterreich überzusiedeln.

Als dann im Jahre 1848 der „eiserne Ring", der diese einzelnen Völkerschaften, welche einestheils unter sich so wenig Verwandtes haben und anderentheils den Schwerpunkt ihrer nationalen Existenz „außerhalb" der Staatsperipherie Oesterreichs haben, zerbrach, wurden die „nationalen Forderungen" mit wilder Energie erhoben und Ansprüche formulirt, welche nicht allein für das Deutschthum gar keinen Platz mehr übrig ließen, sondern sogar den Bestand des ganzen Reichs sehr nachdrücklich in Frage stellten.

Und wenn auch viele der damals gestellten Forderungen der nichtdeutschen Völker Oesterreichs „vorerst" zur Ruhe verwiesen wurden: eingestehen muß man, daß dieselben an ihren „letzten Zielen" vor wie nach entschieden festhalten und in der Betreibung und Verfolgung der letztern eine ungemeine Rührigkeit, große Beharrlichkeit und eine nicht gewöhnliche „politische Taktik" an den Tag legen. Insbesondere sträuben sich alle nichtdeutschen Stämme energisch dagegen, nunmehr, nachdem der eiserne Ring des Autokratismus gesprengt ist, wieder von neuem unter das „sanfte und liberale" Joch eines Central-Parlaments gebeugt zu werden. Ein Central-Parlament, von dem ein Wiener Blatt behauptete, — es sei „so wenig eine nationale Frage als die Preßfreiheit" — fassen alle nichtdeutschen Stämme, die Magyaren wie die Czechen, die Croaten wie die Romanen, als einen „Germanisirungsplan" auf, — wiewohl hundert gegen eins zu wetten, daß, käme wirklich ein vollgezähltes österreichisches Central-Parlament zu Stande, die Deutsch-Oesterreicher in demselben nicht die „Leitenden" — sondern die „Geführten" sein würden.

Die Deutsch-Oesterreicher mit der Summe ihrer deutschen Cultur und Bildung — wissen leider den nichtdeutschen Stämmen Oesterreichs in keiner Weise zu imponiren. Letztere werfen den Deutsch-Oesterreichern vor, sie ständen nicht auf der „Höhe der Zeit" und behaupten, das Hauptverdienst der deutschen Cultur dieser Deutsch-Oesterreicher sei die Heranbildung von Handlangern der wenig beliebten österreichischen Bureaukratie. Sicher ist aber, daß, wenn die Deutsch-Oesterreicher auch den anderen österreichischen Stämmen an „Bildung" entschieden überlegen sind, sie ihnen doch an Energie, Eifer, Thatkraft — und sogar an „politischer Taktik" weit nachstehen.

So lange, sagt eine deutsch-österreichische Zeitung, die Deutschen in Oesterreich es nicht zu Führern gebracht haben werden, „deren Rückgrat aus Eisen geschmiedet ist," — „so lange werden sie auch ihrer Mission nicht gerecht werden"; sollten sie niemals auf diese Höhe gelangen, dann werden

sie nicht „an der Spitze der andern vorwärts schreiten", — sondern „im Gewühle der übrigen zum Falle kommen." —

Eifer und Energie neben gründlicher Bildung — besitzen aber — wir nehmen keinen Anstand dies hier unumwunden auszusprechen, gerade die in den altpreußischen Provinzen sitzenden Deutschen, deren „staatenbildende Kraft," die man endlich auch einmal in Süddeutschland rücksichtslos anerkennen sollte, Deutschland nur zum Heil gereicht hat und noch immer mehr gereichen wird. Sie, diese in Preußen wohnenden Deutschen sind nicht allein nicht dem andringendem Slaventhum gewichen, sondern haben das letztere vielmehr immer weiter zurückgedrängt und deutsche Cultur, deutsches Wesen und deutsche Sprache weit in die slavischen Lande getragen. Und die Regenten Preußenlands wußten besser als jene Habsburger und Lothringer, daß ein polyglottes Reich nicht stark sein könne, sondern schwach sein müsse. Ewig bleibt dem edlen Hohenzollernstamm das deutsche Volk dafür zum Dank verpflichtet, daß derselbe nicht allein das Deutschthum zwischen Elbe und Oder kräftig geschützt, sondern auch bis an die Weichsel und weit über die Weichsel weg siegreich weiterverpflanzt hat. Alle Regenten aus diesem Stamm waren eifrige und klarsichtige „Deutsche"; nach einem wohlangelegten Plane handelten sie mit Beharrlichkeit und Unermüdlichkeit; was der Vater begründet, zerstörte nicht der Sohn oder Enkel, sondern baute es weiter und fester aus.

Zur Begründung dieser Sätze verweisen wir auf die Colonisations-Edikte des großen Kurfürsten vom Jahr 1650, 1661 und 1667, und speciell das am 9. November 1685, 21 Tage nach der Aufhebung des Edikts von Nantes erlassene; auf die Colonisationsmaßregeln der Könige Friedrich I., Friedrich Wilhelm II., Friedrich II., dessen Germanisationsarbeiten neuerdings in dem werthvollen Werke des Dr. M. Beheim-Schwarzbach „Friedrich der Große als Gründer deutscher Colonien in den 1772 neuerworbenen Landestheilen" eingehend gewürdigt sind. Auf „deutsche Einwanderung" richtete der große König sein Augenmerk — und er befahl in einer Cabinets-Ordre „die Attention auf Pfälzer, Schlesier, Thüringer, Mecklenburger und Deutsch-Polen zu richten, die im Rufe tüchtiger Arbeiter standen, schlechterdings aber keine Stockpolen anzunehmen."

Und das immer weiter Vorwärtsdrängen des Deutschthums unter den starken Fittichen des preußischen Adlers können wir auch in unseren Tagen noch beobachten. Hat es auch in den östlichen Bezirken des preußischen Staats, in Gumbinnen, Marienwerder, Bromberg, Posen und Oppeln noch nicht seine Alleinherrschaft begründen können, „so formt es sich doch auch hier immer mehr in feste Kreise", und da es von dem jugendkräftigen und stolz voranstrebenden deutschen „Mutterland" immer frische deutsche Elemente in sich aufnehmen kann, so kann der eigentliche Ausgang durchaus nicht fraglich sein. Nach der Zählung des Jahres 1858 gab es in der ganzen Provinz Posen schon 620,936 deutsch redende Civilpersonen und im Regierungsbezirk Bromberg bereits mehr deutsch als polnisch Redende; im Jahr 1861 zählte man in der ganzen Pruvinz Posen 666,083 deutschredende Individuen.

Nach der neuesten Zählung vom 3. December 1864 gab es in Preußen 19,304,843 Einwohner; von diesen waren nur 2,504,179 Nichtdeutsche, und von den letzteren befanden sich im deutschen Bund nur 875,233, denen im Gesammtstaat 16,800,664 und in dem zum Bund gehörigen Landestheilen 13,891,286 Deutsche gegenüberstanden, wobei aber noch hervorgehoben werden muß, daß der obigen Summe der Nichtdeutschen auch die mehr „insel-artig" vorkommendenden, Wenden, Böhmen, Mähren, Kassuben und Wallonen beigezählt sind, und daß die Lithauer und Masuren, -- wenn sie auch noch nicht deutsch reden — sich doch gerade durch ihre gut preußische Gesinnnng auszeichnen. — Welcher Staat „deutsch" sei — und welcher der Träger und Verbreiter deutscher Cultur sei, mag man hiernach ermessen.

Angesichts der hier entrollten Thatsachen kann es nur einen geradezu komischen Eindruck machen, wenn noch in diesen Tagen die in Frankfurt a. M. erscheinende österreichische Postzeitung pathetisch ausrief:

> „Der Weltberuf Oesterreichs bleibt es noch für lange, im Sturm der Zeiten die Idee der deutschen Einigung intact zu erhalten!"

Mag Oesterreich zusehen, wie es fährt.

Ein deutscher Staat ist es ebensowenig, wie Frankreich. Die Deutschen wollen keine Verbindung mit den Ruthenen, Serben und Kroaten Oesterrrichs. Die Slaven Oesterreichs hassen nichts tödtlicher, als eine Vereinigung mit den Deutschen des deutschen Bundes.

Will Oesterreich diese unleugbaren Thatsachen niemals begreifen und würdigen, so werden sich seine Geschicke unaufhaltsam erfüllen.

Politische Betrachtungen.

Verfassung. (Fortsetzung.)

Es ist ein altes Spottwort, gegen die Restauration und Reaction gerichtet, daß sie Nichts lerne und Nichts vergesse. Der Constitutionalismus scheint sich dadurch von ihr zu unterscheiden, daß er Nichts lernt, weil er Alles vergißt, was die Geschichte an Lehre ihm bietet.

Diese Deputirten-Kammern oder Abgeordneten-Häuser entsteigen dem Schooße der jetzt nur zu sehr verderbten Massen, bei denen jede Opposition leicht Anklang findet. Denn leider sind die Gefühle der Pietät, der Ehrfurcht, der Achtung, des Vertrauens, des Gehorsams gegen die Obrigkeit, nicht die in der Masse herrschenden, sondern das Gegentheil. Der Candidat wird nur in den seltensten Fällen auf Erfolg Aussicht haben, der an jene Gefühle appellirt, wohl aber der, welcher das Mißtrauen verstärkt, die Obrigkeiten und alle Höherstehenden verdächtigt, Lasten zu erleichtern verspricht,

mit Hoffnungen auf eine Zukunft schmeichelt, in der alle wirklichen oder vorgeblichen Uebelstände der Gegenwart sollen abgestellt werden. Wer es nur über sich gewinnt, das dem Volke vorzureden, mit der Miene der Weisheit, als ob er Alles verstände und könne, der ist gewiß sicher, wenigstens ein Wahlmann zu werden, wenn nicht gar ein Erwählter. Sagen wir zu viel, ist es oft nicht noch viel schlimmer und zumeist in den größeren Städten? Gesetzt wir wären in einer derselben zum Candidaten ernannt, wir würden fast erschrocken fragen müssen: Meine Herren, womit haben wir das verdient? Haben wir in irgend einem Stücke den König beleidigt, haben wir gegen ihn mit Worten oder mit der That eine Frechheit begangen, sind wir mit der Obrigkeit in Conflikt gerathen und von ihr wegen einer Auflehnung bestraft worden oder haben wir Gott auf irgend eine Weise gelästert, haben wir unsern christlichen Glauben in irgend einem Punkte verläugnet, daß wir die Ehre haben ihr Candidat zu sein? Denn das sind meistens die Empfehlungen für die, welche überhaupt das Wahlspiel noch betreiben und sich nicht längst aus Widerwillen davon zurückgezogen haben.

Ist das der Boden, aus dem unsere Volksvertreter hervorgehen, so enthält überdies unsere Verfassung noch Bestimmungen, die nur davon zeugen, wie weit die Auflösung aller Begriffe von Ordnung und Regierung geht. Wie es möglich ist, daß Beamte, Organe der Regierung, zugleich Volksvertreter werden, ja überhaupt bei den Wahlen sich anders als in ihrer Eigenschaft als Organe der Regierung betheiligen können, ist unbegreiflich. Es ist unvernünftig, wenn man auch jede Opposition wegdenkt; wie aber gar, wenn es die Verfassung frei giebt und das Volk es begünstigt, daß sie in Opposition gegen die Regierung treten? Da ist in der That die Unvernunft auf den Gipfel gekommen und Nichts kann stärker auf die Auflösung aller Bande der Ordnung wirken als das. Dasselbe ist es, wenn die gleiche Freiheit dem Soldatenstande ertheilt wird. Oder auch den Geistlichen; alle diese haben ihren besonderen Beruf, dem sie dienen, ihre besondere Autorität, der sie folgen, ihre besondere Sphäre, in der sie sich bewegen, und das ist nicht die Sphäre des Volksvertreters in politischen Dingen, es ist unnatürlich, wenn sie sich dahin verirren, es ist ein Zeichen ihres eigenen Heraustretens aus den geordneten, gesitteten Bahnen und zugleich ein Zeichen, in welchem Zustande der Verwirrung, der absichtlosen oder beabsichtigten Zersetzung wir uns befinden.

Aus solchem Boden entsprungen und aus solchen Elementen zusammengesetzt, kommt ein Abgeordnetenhaus zu Stande, in welchem Jedem erlaubt ist über Jedes zu sprechen, mag er es verstehen oder nicht verstehen. Da kommt es denn allerdings vor, daß man zuweilen an die Fabeln der Dichter von der deukalionischen Flut erinnert wird, wenn sie es ausmalen, wie bei ihr die Thiere ihr Element schienen verwechselt zu haben, indem man Hirsche und Gazellen in den Fluten, dagegen Fische in den Wäldern erblickte. So kann man denn auch Kreisrichter und Doctoren sehen, die sehr eifrig in der Militärfrage umherschwimmen, während Geistliche und Schulmeister sich auf das juristische oder diplomatische Gebiet verrennen. Es scheint danach, das:

après nous le deluge ist schon ein zu spätes Wort; es scheint vielmehr wir sind schon mitten in der Sündflut drin.

Es giebt Leute, welche jene Vielgewandheit des Geistes bewundern, das umfassende Genie, mit welchem so viele unserer Herren Abgeordneten sich jedes Gegenstandes bemächtigen und eine Rede darüber halten können, so gut wie die alten Rhetoren und Sophisten. Wir gehören nicht zu diesen Bewunderern. Wenn der Wind weht, kommt Staub und Spreu in die Höhe und wenn die Wellen hoch gehen, spritzt der Schaum auf. Wir gehören eher zu Denen, welche diesen Zustand unseres Vaterlandes als eine tägliche Schmach empfinden. Was ist es mit diesen glänzenden Reden und mit diesen scheinbar glänzenden Geistern? Man kann leicht geistreich sein, wenn man nur sich Alles erlaubt und von keinen sittlichen Banden sich mehr halten läßt. Es ist eine alte Erfahrung, daß die Völker, so lange bei ihnen Zucht, Sitte, Religion, Pietät herrschen, verhältnißmäßig wenig berühmte Namen haben. Die Zeit der bewunderten Talente, der großen Genies fängt an, wenn es mit den Staaten zu Ende geht, wenn die sittlichen Ordnungen sich lösen, dann sind sie die leuchtenden Meteore, die den Himmel durchziehen, die wohl auf einen Augenblick den milden Glanz der Sterne verdunkeln können, aber bald auf ihrer irrenden Bahn verlöschen und als schwarze Schlacke zur Erde sinken. Wir wollen keineswegs damit sagen, daß unsere Abgeordneten solche glänzenden Meteore seien, nein durchaus nicht, nur so viel, daß auch sie, wie jeder Mensch, leicht es dahin bringen können, eine Art Feuerwerk aufzuführen, man braucht eben nur die Kräfte seiner Seele in einem solchen verpuffen zu wollen, man braucht nur gar keine Rücksicht zu nehmen, keinen Zaum und Zügel sich anzulegen, alle Scheu abzuwerfen, Alles auszusprechen sich erlauben — gewiß es wird einem solchen gelingen, allerlei Leuchtkugeln und Raketen aus sich heraussteigen zu lassen, die das große Publikum bewundern wird, es sieht ja gern Feuerwerk, so lange es brennt; freilich es wird nicht lange währen, dann ist es zu Ende und es bleibt Nichts übrig, als eine häßliche verbrannte Stätte. Es kann Einen doch mit tiefer Wehmuth erfüllen, wenn man sieht, daß es Menschen-Seelen sind, die auf solche Weise sich in die Luft verplatzen lassen, um auf eine Zeitlang die Bewunderten des Volkes zu sein.

Und nun gesetzt, das Abgeordnetenhaus käme zu seinem Wunsche und Ziele. Das Königthum würde gedemüthigt und zu seinem willenlosen Werkzeuge gemacht, wenn nicht ganz abgeschafft, die Minister würden seine verantwortlichen Diener, sie selbst wären nun die Könige, die eigentlichen Regierer. Was dann? Nun, sie würden regieren; ja aber wer würde ihnen gehorchen? Wird das Volk ihnen gehorchen, dem sie so oft vorgeredet haben, daß es der eigentliche Herr und Souverain sei? Wird die Armee ihnen gehorchen, oder die Stände und Klassen, die bis dahin schon ihre Opposition waren? Aber sie werden dann große Politik treiben, den Staat auf eine neue glorreiche Bahn führen, das Volk dadurch hinreißen, Deutschland eins machen, die Fürsten beseitigen, die Armeen auflösen, die Opposition überwältigen. Womit? Nun, mit dem Volksheer, mit dem

Schrecken, der von ihnen ausgeht. Ach ja, diese Leute haben einmal etwas von Terrorismus gehört und meinen allenfalls auch dazu ihre Zuflucht nehmen zu können. Aber dazu, daß man schrecken könne, gehört Eines von Beiden, entweder eine hinlängliche materielle Macht — und vorläufig bezweifeln wir noch, daß das Volksheer diese bilden werde — oder eine hinlängliche geistige Macht, oder auch Beides zusammen. Der Terrorismus, der in der ersten französischen Revolution ausging, war ein wirklicher geistiger Schrecken, er band und fesselte die Gemüther mit geistiger Gewalt. Auch jene Schreckensmänner hatten — wenn wir so sagen dürfen — ihre furchtbare Mission in jener Stunde der Finsterniß, und darum durchdrang Furcht vor ihnen die Herzen unwillkürlich. Wir sagen nicht, daß nicht eine ähnliche und vielleicht noch schrecklichere Zeit wiederkommen könnte; aber das glauben wir, daß unsere Abgeordneten noch nicht die Männer sind, die sie herbeiführen werden. Vor ihnen würde sich, nach aller Wahrscheinlichkeit, sobald sie zu dem ersehnten Regiment gekommen wären, Niemand fürchten, und je mehr sie anfangen wollten, große Politik zu treiben, desto schneller würden sie in Gefahr sein, lächerliche Figuren zu werden.

Und nun dieses Haus, das nicht zusammenkommt, um dem Könige in seiner Regierung zu helfen, indem es ihm Licht giebt über die Zustände des Landes, ihm Rath ertheilt in allen entstehenden Schwierigkeiten, die Mittel ihm darreicht, um über sie hinwegzukommen und des Landes Wohl zu fördern, sondern das selbst regieren will und weil es daran verhindert wird, wenigstens alle Regierung des Königs zu hemmen und nach seinem Theile unmöglich zu machen sucht, sollten dabei auch die besten und weisesten Maßregeln aufgehalten und vereitelt und selbst den Feinden des Landes Vorschub geleistet werden, — dies Haus besteht nach der Verfassung und die Verfassung ist beschworen, beschworen selbst vom Könige.

Das ist freilich ein trauriger, beklagenswerther Zustand. Daß es gelungen ist, auf das Zerstörungs-Werkzeug aller christlichen Ordnungen des Staates, ja jeder menschlichen Ordnung, das Siegel des Eides Gottes zu drücken, dies von den Fürsten gewonnen zu haben, ist das Meisterstück des Teufels. In welche Lage sind die Fürsten dadurch gerathen! Einerseits sollen sie zusehen, daß ihr Thron unterwühlt wird, daß die Herzen der Unterthanen durch eine feindselige Macht, die sich dazwischen drängt, ihnen entfremdet werden, und doch bindet sie andererseits ein Eid, diese Macht gewähren zu lassen, sie in ihrer unheilvollen Wirksamkeit nicht zu hindern, obwohl sie Thron und Volk zum unvermeidlichen Verderben führt. Wie sollen Fürsten aus dieser Verstrickung loskommen! Halten sie ihren Eid, so werden sie und das Land zu Grunde gerichtet, halten sie ihn nicht, so wird ihnen Eidbruch vorgeworfen und ihre Gewissen werden beunruhigt. Wenn jeder so stände, wie er sollte, so wäre es die Sache der Unterthanen und der Abgeordneten selbst, den König aus dieser Lage zu erlösen. Die Verschuldung ist zunächst die ihre, sie haben den König in diesen Conflikt seines Gewissens gebracht. Es war ihr Unrecht, ihm diese Verfassung aufzunöthigen und einen solchen Eid, der nicht gehalten werden kann, von ihm zu fordern.

Das Volk sollte wie Ein Mann dem Könige diesen Eid zurückgeben, denn mit seiner Forderung verletzt es die göttliche Ordnung des Königthums, der Obrigkeit, wie sie in einem christlichen Staate bestehen soll. Wenn das Volk aber das nicht thut, dann bleibt den Fürsten freilich Nichts übrig, als es selbst zu thun, zu erklären, daß dieser Eid auch von ihrer Seite eine Verschuldung war, ein Preisgeben der von Gott empfangenen Würde des Königlichen Amtes, das nicht das willkürliche Eigenthum eines Menschen ist. Nicht ein Staatsstreich — das ist menschliche Hülfe, die einzige freilich, die noch übrig bleibt, wo kein von Gott stammendes Königthum mehr anerkannt wird — sondern nur ein offenes Bekenntniß begangener Versündigung kann die Gewissen lösen. Und in dieser Hinsicht sollten Fürsten sich nicht schrecken lassen, als wäre ein eidliches Gelübde, auch wenn es sich auf etwas Unnatürliches, Ungöttliches, Unsittliches und Verderbliches bezieht, unter keinen Umständen rückgängig zu machen und stände in einer ganz andern Kategorie als andere Sünden. Von der Verschuldung durch Ehebruch, Diebstahl und was sonst genannt werden mag, ist Lösung möglich durch Reue und Buße, warum nicht auch von der Sünde, ein falsches verderbliches Gelübde abgelegt oder einen verderblichen, gegen heilige von Gott anvertraute Pflichten gerichteten Eid geleistet zu haben. Herodes war nicht dadurch gewissenhaft, daß er den Eid, der Johannes den Kopf kostete, hielt, sondern er wäre gewissenhaft gewesen und hätte Gottes Willen erfüllt, wenn er bußfertig seinen Eid zurückgenommen hätte. Ein Familienvater, dem man auf irgend eine Weise einen Eid abgenommen hätte, sich der Erziehung seiner Kinder nicht anzunehmen oder sie Gefahren für ihr Leben oder ihre Sittlichkeit preiszugeben, würde, sobald er zur Erkenntniß seiner That käme, verbunden sein, einen solchen Eid, mit offenem Geständniß seiner Schuld rückgängig zu machen, denn einen solchen Eid darf er nicht leisten. Freilich, wollten Fürsten ihren Eid zurücknehmen, um nun von allen Verpflichtungen los als absolute Herrscher zu regieren, so würden sie nur einen unsittlichen und unchristlichen Zustand durch einen anderen ersetzen und ihre Sünde verdoppeln. Aber sie sollen nicht zurückkehren zum Absolutismus, sondern zur wahren Monarchie. Nicht um keinem Gesetze und keiner Beschränkung ihrer Macht zu gehorchen, sondern dem Gesetze Christi in ihrem Königthum in allen Stücken gehorsam zu sein, nicht um die Freiheit ihrer Unterthanen zu unterdrücken, sondern um sie zur wahren Freiheit zu erheben.

Es wird allerdings schwer sein, auf dem erst durch den Absolutismns der Fürsten und dann durch die Revolution der Völker verwüsteten Boden die wahre ständische Freiheit wieder zu schaffen, und doch muß sie als das Ziel in Augen behalten und angebahnt werden. Kein Fürst darf der Mitwirkung seiner Stände entbehren. Daß es je Zeiten gegeben hat, wo sie glaubten ohne dieselben regieren, allein oder mit ihren Ministern schalten zu können, hat als Rückschlag die Auflehnung der Völker zur Folge gehabt. Kein Fürst darf sich für allweise und allwissend halten, er bedarf der Versammlung seiner Stände — und kein Stand sollte dabei unvertreten sein — um die Kenntniß über den Zustand seines Landes zu erlangen und für sein Urtheil

und seine Entschließungen Licht zu erhalten. Die Wünsche und Bedürfnisse der Unterthanen sollten vorgebracht, die verschiedenen Interessen derselben erwogen, Gesetze öffentlich berathen werden, das Alles ist vollkommen in der Ordnung, jedes Volk darf das von seinem Fürsten erwarten, und Fürsten sollten es nicht als eine Beschränkung ihrer Macht ansehen, wenn sie an die Mitwirkung ihrer Unterthanen in ihrem Regimente gebunden sind, denn der ganze Staat sollte ein Organismus sein, in welchem das Haupt nicht ist ohne Leib und der Leib nicht ohne das Haupt.

Nur wenn die Fürsten es als ihr Gelübde vor Gott niederlegen, das wahre Königthum als Lehnsträger des Königs aller Könige aufzurichten und es in der Furcht Gottes und in der Liebe zu ihren Unterthanen zu verwalten, dann werden sie sich von jenem in mehr oder weniger Verschuldung geleisteten Eide lösen können. Mit je festerem, ernsterem Herzen sie das thun, um so mehr wird Gott ihr Schutz sein wider alle ihre Feinde.

Organischer Zwang und Drang.

Beitrag zur Natur der Sprache, der Lüge, des Wahnsinns und der politischen Neuerungssucht.

Mitgetheilt vom Medizinalrath Dr. Gustorf.

4. Fixe Ideen. Mania occulta.

Der Wahnsinn breitet sich nach gewöhnlichen Ansichten, über das ganze Gebiet der Vorstellungen und Urtheile aus oder haftet nur an bestimmten Gegenständen. — Die partielle Geistesstörung, das partielle Delirium der Ideen, auch der melancholische Wahnsinn genannt, ist eine wirkliche Erscheinung und muß daher als faktisch angenommen werden. Gall und Spurzheim glauben, daß die partielle Geistesstörung im Hirn localisirt sei, daß sie von bestimmten cerebralen Zonen ausgehe. Wie dieser Wahnsinn aber möglich sei, kann ich nicht begreifen, denn der menschliche Geist umfaßt allerdings eine ideelle Fülle von Gegenständen in einer bestimmten Folge, Verwandtschaft und Ordnung, so daß man denjenigen beinah verrückt nennen könnte, der sich noch keinen inneren Zusammenhang darin gebildet und sich eine Art von Mittelpunkt dafür festgestellt hat. Es giebt der Menschen viele, die für das Leben, für die Moral, für die Politik, für die Wissenschaft, für die Kunst, für jedes von diesen eine abgesonderte Meinung reserviren und das Einzelne in ihnen wieder auf besondere Weise annehmen ohne eine besondere Verbindung zu Stande zu bringen, und diese Menschen können tiefer Gegründeten freilich oft verrückt vorkommen. Ich frage sogar, können diese

Menschen nicht eher für verrückt gehalten werden als diejenigen, an denen man eine einzelne Geistesverwirrung auch zu bezeichnen pflegt. Wo fängt überhaupt dasjenige an, was man fixe Idee gewöhnlich nennt? Was ist am Ende jede Gewohnheit die sich sowohl über Völker und Welttheile als über Einzelne verbreiten kann, anders als eine solche fixe Idee? Ein alter englischer Geistlicher hatte einmal den Einfall, die ganze Welt könne toll werden und Niemand würde es merken. Mode, Tracht, Sitte und am Ende jedes einseitige Bestreben woran alle mehr oder weniger leiden, und welchen man sich von Madrid bis Archangel, von Schottland bis Neapel mit Blitzesschnelle fügt, ist eine solche fixe Idee, welche die autokratische Befähigung des Menschen zweifelhaft erscheinen läßt, denn zum Begriff einer solchen gehört es nicht immer, daß sie sich auf einen Irrthum gründe; sie scheint vielmehr ihr Wesen darin zu haben, daß sich die Kräfte des Menschen zu einseitig einem Einzelnen zuwenden, entgegen neigen. — (Melancholia morbus est, in quo aeger eidem fere et uni semper cogitationi defixus est. Boerhaave Aphorism.), und manche Leidenschaften z. B. der Ehrgeiz der einem bestimmten Ziele nachjagt, können auch als eine fixe Idee betrachtet werden. Freilich muß man hier eine fixirte Idee von einer fixen unterscheiden. Die fixe Idee muß als eine willenlose bezeichnet werden; der Mensch erscheint willenlos in der fixen Idee; er ist von der Idee überwunden. Bei der fixirten bleibt das Individuum bis zu einem gewissen Grad Herr seiner Idee. Wir müssen hier durchaus (allerdings schwer zu bestimmende) Gradationen annehmen. Es ist aber am Ende diese fixe Idee nichts anderes, als das zu häufige Wiederkehren des Geistes auf Einen Gegenstand und ein Verlangen des Geistes ihn immer nahe zu haben. Dadurch müssen aber alle übrigen Gegenstände bei ihm im Werthe sinken. Es muß sich das Gedächtniß des Menschen dadurch beschränkter mit der Zeit zeigen, (Karlo Gozzi, in Maestro Turchino Act I, Scene II, führt uns eine Person vor, welche einen Vergessenheit herbeiführenden Zaubertrank getrunken hat: diese stellt sich ganz wie eine Wahnsinnige dar); und wenn das Gedächtniß sich einzig und allein auf diesen Gegenstand zusammenzieht, muß eine gänzliche Zerstörung des Geistes eintreten; denn wenn er früher auf das Einzelne nur zurückzukehren immer gewöhnt wurde, so gewöhnt er nun sich auch daran von diesem Einzelnen in Allem auszugehen. — Gerechter Weise wird die Wahrheit eines jeden Urtheils und aller Werthbestimmung, in der angemessenen Relativität desselben bestehen, so daß ein moralischer Gegenstand in seinen Beziehungen zu den verwandten Verhältnissen betrachtet, oder kurz an einen moralischen Maßstab gehalten werden muß. Demnach wird es für den gesunden Verstand viele und mannigfaltige Maßstabe für die Werthbestimmungen geben, und zwar den vielen und mannigfaltigen Richtungen des geistigen Lebens überhaupt angemessen. Eine fixe Idee aber äußert sich der Art, daß der aus irgend einem speziellen und bestimmten Verhältnisse gebildete Maßstab, auf alle Sphären angewendet wird. Wir wollen dies durch einige Beispiele aus unserer Erfahrung zu erläutern suchen. Der Candidat W. in G., ein timider Theologe, sich beständig mit der „spes incerta futuri“ abplagend,

hatte eine vermögende Braut gefunden, aber leider wieder durch den Tod verloren. Natürlich gedachte er ihrer beständig und jedes ward ihm ein näherer oder fernerer Anlaß dazu geworden. Sah er ein Begräbniß so gerieth er jedesmal in tiefe Schwermuth. Bald aber, nachdem er diesen Vorstellungen einige Monate einseitig nachgehangen, ereignete sich bei ihm die Idiosyncrasie, daß er jedes ihm begegnende Begräbniß für das seiner Geliebten hielt, dem Leichenzug in den Weg trat und seinen „Diamanten für die ewige Nacht der Todtengruft bestimmt", noch einmal zu sehen verlangte. Wir gehen zu einem gemeineren Beispiele herunter, das die Macht der Gewohnheit nur als eine mildere und geduldetere Form der fixen Idee darstellen soll. Ein vermögender junger Mann hatte sich bis zur Unfreiheit an's Tabakrauchen gewöhnt. Es gab für ihn keinen andern Gradmesser des Glücks, als der behagliche sorgenbrechende Dampf der nicotiana tabacum. Er war natürlich genöthigt seiner Gewohnheit zu entsagen in Gesellschaften, die sich die Friedenscigarre verbaten, er fühlte sich beschränkt und entzog sich diesen Gesellschaften, weil er sie für unfreundlich hielt. So oft nun von einer Gesellschaft die Rede war, so oft bestimmte er nun zunächst sein Urtheil danach über sie, ob darin geraucht oder nicht geraucht wurde. Er blieb jahrelang so verfangen in dieser tabaksbehaglichen abgeschlossenen Ansicht, wie ein Insekt in einem Stück Bernstein, brachte es natürlich nicht allzuweit in der Gesellschaft und ergab sich immer mehr der von den Franzosen sogenannten Opposition quand-même; der liberalisirenden, systematisch mondanbellenden in allen Dingen. Im insurrectionstollen Jahre 1848 ward auch er ein malcontenter civis civitatem quaerens, ein zweiter Ruäus, (Ruäus nannte jeden Fürsten einen Tyrannen. Virgilii Opera cum interpr. et notis Ruaei. Soc. Jes. Tyrnariae 1770. T. II. p. 610.); welcher von den Königen allenfalls Friedrich Wilhelm I., wegen seines historisch gewordenen Tabakscollegiums gelten ließ. Ich konnte diesem Narren niemals begreiflich machen, daß ein Mensch in der gewöhnlichen Weise der Weltklugen, der Lage Concessionen machen müsse. Er blieb mißvergnügt, eigensinnig, pedantisch und füllte wie ein Trappist zu Val-Sainte jeden Augenblick seines Lebens mit Schmerz, auf eben die Weise wie Weltleute ihr Leben mit Genuß ausfüllen. Wir sehen, daß man auf diese Weise zu den schiefsten und lächerlichsten Ansichten und wirklich zu einer Art Unfreiheit und Verrücktheit kommen kann. Alle Dinge die der Geist umfaßt, werden eine oft freilich sehr geheime, aber darum desto seltsamere, unmerklichere und unerklärlichere Beziehung auf so etwas subjectiv liebgewonnenes erhalten und bei den kleinsten Gewohnheiten wäre es gewiß nicht uninteressant nachzuforschen wie sie auf die ganze Denkart des Menschen gewirkt, und an seinen Meinungen, ohne daß man es sich eingestand, mitgearbeitet haben. Die Gewohnheit ist freilich etwas aus einem natürlichen Bedürfniß Entsprungenes, an und für sich d. h. ursprünglich betrachtet und zwar gerade die derselben die mehr auf ein Willkürliches und Erdachtes ihre Richtung haben, als daß sie nicht auch durch einen Anlaß außer uns auf uns kommen könnten. Um so mehr könnte man das von den gewöhnlichen Sinnesarten Abweichende, einen partiellen

Wahnsinn nennen, und es könnte doch im persönlichen Leben hier ein Ungewöhnliches und Unerwartetes sich ereignet haben das zur Veranlassung geworden wäre. Alle Standpunkte unseres Urtheils bleiben subjectiv und daher werden wir nie den Anfang der partiellen Verrücktheit bestimmen können. Nur dann sind wir ihrer gewiß, wenn wir eine offenbare Verwechselung äußerer Gegenstände sehen, die etwas positiv Gegebenes für alle Menschen, durch sie selbst oder die Natur sind. Ja, ist es nicht möglich, daß die Benennungen nur verwirrt werden während eine Vorstellung des Wesens noch vorhanden ist? Aber ich begreife nicht, wie schon gesagt, daß es einen partiellen Wahnsinn absolut geben könne, eben weil ich eine innere Ordnung in dem gegenständlichen Gehalt des Geistes wahrnehme. Ist diese Ordnung irgendwo einmal unterbrochen, so denke ich müßte der allgemeine Zusammenhang überhaupt aufhören. Angenommen, daß der sogenannte partiell Wahnsinnige die Dinge in der Sprache noch unterscheiden könnte, so wäre dadurch keine Gewißheit gegeben, daß er vernünftig darüber dächte; denn hier möchte sich wahrscheinlich die Macht, die Tyrannis oder zwingende Gewalt der Sprache, von der unten geredet worden ist, zeigen: daß wir in ihren Formen noch fest gebannt bleiben und ihrem Gesetze noch Folge leisten müssen, nachdem das Denken seine natürliche Beschaffenheit schon verloren hat. Es ist keine seltene Beobachtung, daß Personen die innerlich schon zerstört sind, äußerlich den Schein des fortdauernden Lebens noch zu erhalten wissen und auf die imponirendste und künstlichste Weise eine Realität heucheln, die ihnen nicht zukommt. Mania occulta, die amentia occulta des Platner, wohin derselbe auch die Trunksucht amentia vinolenta rechnet („animi acrimonia impotentiaque. Talem ebriosum ego etiam deterrimi sceleris reum, non puniendum esse, arbitror sed castigandum et coercendum.“ Opuscula academica), Hoffbauers Anreiz durch gebundenen Vorsatz. Instinktive Monomanie, folie d'action, impulsion insolite, moral insanity, melancolia occulta, mania sine delirio. So erzählt man von Christian, dem verrückten König von Dänemark, daß er sich in den Versammlungen seines Hofes „tacitum sub cranio vulnus“ noch mit aller königlichen Würde betragen habe, so daß er lange Zeit den Hof, aber keineswegs seine Aerzte, welche recht gut wußten „A migthy pomp made of little“, getäuscht hat.

Diese mania occulta dürfen wir nicht mit den Incubationsperioden des Wahnsinns verwechseln, während welcher die Gemüthskranken innerlich leiden, aber fast immer ihre Leiden verbergen.

Der verrückte König von Großbrittanien Georg III. liefert freilich ein Gegenstück zu Christian. Georg nämlich bestand darauf das Parlament in Person zu eröffnen und die übliche Rede selbst abzulesen, welche immer mit den Worten anfängt: Mylords and Gentlemen of the house of commons! Der König schien ganz vernünftig, und die Minister, obgleich nicht wenig besorgt, mußten sich seinem so bestimmt ausgesprochenen Willen fügen. Man mag sich aber ihren Schreck vorstellen, als der König die Gesellschaft lange und verwirrt fixirend, mit großem Pathos deutlich so anfing: Mylords and

woodcocks with their tails cocked up . . . . . („Mylords und Waldschnepfen, die ihr den Schweif emporreckt“). Hierauf aber, ohne weitere Zeichen von Gestörtheit, die Ablesung seiner Rede mit dem besten Anstande fortsetzte. Als man seine Majestät glücklich nach Hause gebracht, verbat sich das Ministerium jedwede weitere Probe.

Ich habe manchen Edelmann gesehen, welcher im prononcirtesten Wahnsinn, die sogenannte Gentilhommerie, das grande supercilium, die anmuthigen runden unnachahmlichen Vollblutsformen und diejenige Höflichkeit, welche weder umständlich noch zutraulich scheint, bewahrte. Es war dies hier ein formaler Zwang, ein organischer Gewohnheitsdrang. So kann der Blödsinn bis zur Unkenntlichkeit maskirt, seinen specifischen haut gout nicht im mindesten verrathen, den Uneingeweihten durch den Kothurn täuschen und eine ruhige und friedliche Miene annehmen. Wir wollen hierzu einem noch schlagenderen Beispiel unsere Zuflucht nehmen. Ein Pfarrer, vor seiner Krankheit ein liebenswürdiger Herr, der mit Menschen von allen Meinungen, von allen Farben und von allen Kopfkrankheiten, wie es einem Geistlichen ziemt, zu leben wußte, ein Mann ohne alle Tartufferie, dem es niemals an Schärfe, Schnelligkeit und Leichtigkeit der Anwendung des Gesetzes, der Kausalität fehlte, erlitt im Jahre 1811 manche Unbill von der französischen Einquartierung. „Origo omnius mali Gallus est“ hörte man ihn oft sagen. Plötzlich überkam ihn der fixe Wahn, er habe einen Franzosen im Leibe und zwar im Magen. Er verlangte beständig wie ein baierscher Bauer Bier, viel Bier, um den Franzosen wegzuspühlen. „Sie essen und trinken ja für zwei Mann, Herr Pastor, wie kann da ein ausgewachsener Mensch in ihrem abdomen sitzen?“ Der Pfarrer konnte diese Logik nicht begreifen. Der Arzt dachte den Geistlichen mit Ehren zu conserviren und aus diesem Handel mit Brech- und Abführmitteln zu ziehen. Aber mit nichten! Die vernünftige, hier auf der Hand liegende Therapeutik energisch und beharrlich gebraucht, bewährte sich nicht; der Franzose blieb den Siegen Blücher's und Gneisenau's zum Trotz, „fainéant comme un laquais,“ im geistlichen Magen. Alle Kämpfe des Geistes gegen den irrenden Geist blieben fruchtlos. Was nun aber fürwahr Staunen erregen mußte, war, daß so wie Titel und Orden gegen Republikanismus schützen, hier die Kanzel ein geschützter Ort gegen diese frankogallische Melancholie war. Hier, hoch oben, repräsentirte sie keineswegs einen monumentalen Wahnsinn; der Pfarrer predigte vernünftig und zweckmäßig im schönsten theologischen Pathos. Allerdings hatten die Predigten etwas stürmisches, palpitirendes und man wollte auch ein zu häufiges Regurgitiren der Themata bemerkt haben. Aber es war doch nicht das allerkleinste heterogene Element in den Predigten; kein Wölkchen am wahnsinnigen Horizont, nicht das Leiseste, das einen Schatten zu werfen im Stande gewesen wäre, nicht die kleinste Blöße, nicht Eine verdächtige Seite. Welch schönes Gegenstück zu jenem Pfarrer von dem Reil erzählte, daß er auf der Kanzel mit dem Drange und Zwange kämpfte, über sie weg, unter das Auditorium zu springen. Kaum war aber unser Pfarrer (von welchem wir nicht mittheilen können, ob er bei den andern geistlich-kirchlichen Hand-

lungen den Franzosen ebenfalls ignorirte) aus der Kirchenthüre getreten, so ward er unruhig, unstät-geschwätzig (logomonomanisch, logodiarrhoe), ging im Sturmschritt, agitirte mit seinem Franzosen und sprach zu ihm in einem acuten Monolog, so daß es den Leuten auffiel. (Ein Seitenstück zu jenem Zimmermann, von welchem Aretaus erzählt (de causis diuturn. morborum Bd. II.), daß er ganz vernünftig und ein geschickter Arbeiter war, so lange er sich in seiner Werkstätte befand, der aber wahnsinnig wurde, sobald er diese verließ.) Auch erzählte man sich von diesem Kranken, daß er nicht „comes in uxorem“ gewesen sei, seine sogenannte Pflicht für einen Ehebruch durch den Franzosen haltend. Man ersieht auch aus diesem Falle, wie viel instinctive Virtuosität dem Fertigsprechen zu Grunde liegt, welches durch Vernunft und Ueberlegung sich kaum erreichen läßt. Ueberhaupt stände es vielleicht schlimm um die Welt, wenn die Menschen alles mit einem „examinare et perpendere omnia accurata mente solide“ thun sollten und an nichts früh gewöhnt wären. Darum ist die Gewöhnung als Theil der Erziehung so wichtig, was heut zu Tage so sehr vernachlässigt und durch das Vollpfropfen mit Kenntnissen keineswegs ersetzt wird. (Herr Reichensperger [Geldern] in der 50sten Sitzung im Hause der preußischen Abgeordneten, am 14. Mai 1861.)

Diplomatische Revue.

Wochenschau.

Wir tummeln uns noch immer auf dem Schlachtfelde der Räsonnements. Es geht heiß her, aber es werden keine Todte und Verwundete registrirt. Die einzigen Blitze, die durch den Staub der großartigsten Combinationen hindurchzucken, sind Geistesblitze, jedoch sparsam genug aufleuchtend. Wer den göttlichen Funken der Wahrheit in sich trägt, der thut wohl daran, ihn still zu hüten, denn derselbe findet außen keine Stätte. Auch möge der weise Mann bedenken, daß es eine Injurie wider die geschwätzigen Massen ist, inmitten des Tosens der sich an einander aufreibenden Wortmachereien das ruhige Urtheil bewahren zu wollen oder gar dasselbe zu äußern.

Warum auch den civilisirten Creaturen, deren Labsal das Politisiren ist, diesen Genuß verleiden? Will denn nicht die lange aufgestaute Fluth diplomatischer Gebildetheit endlich ihren Aussturz haben?

Ja, es sind mächtige Ströme prächtiger Anschauungen während der letzten Jahre bis zum Sprengen aller Schleußen angeschwollen. Täglich hatten unzählige Zeitungen in die lernbegierige Seele unserer denkenden

Mitbürger die Gewässer des Räsonnements-Quells hineingeschüttet. Dieser Reichthum muß jetzt heraus, er überschwemmt das Volk. Man lasse ihn also wogen und brausen, und nehme das wunderliche Schauspiel dankbaren Gemüthes hin. Freilich wird der Wellenschlag kein Ereigniß hervorbringen, aber er ist an und für sich selber das interessanteste Ereigniß unserer Tage.

Und nun schwebt die Jungfrau Europa über den Fluthen, wie weiland König Agenor's Tochter, als sie von dem Stiere nach Kreta entführt wurde.

Sie schwebt, sie schwankt, sie bebt. Ihr rechter Arm ist bewehrt; man mag es ihr bei ihrer Erregtheit nicht übel deuten, wenn derselbe noch nicht das Ziel zu finden vermag, wohin der erste Schlag fallen solle. Ihr rechter Arm Italia führt den Degen, aber das römische Gelenk ist ihm unterbunden und das Schulterblatt Frankreich will sich nicht regen. Der Arm kann nicht ausholen.

Noch schlottert daher der Degen in der Luft. Das Herz zittert. Und wo liegt das Herz Europas? Blicket auf die breite deutsche Brust der Jungfrau, blicket nach der linken Seite und Euer Auge trifft auf Schleswig-Holstein. Ja, Schleswig-Holstein ist das Herz Europas, und dies Herz ist beklommen. Das andringende Blut kann nicht hindurchströmen. Der Herzschlag ist matt, wenn auch in den schwellenden Adern das Blut rauschet und den ganzen Körper mit kriegerischer Röthe überzieht.

Europa bebt. Eines nur bleibt fest und zukunftssicher, das ist der Jupiter, der sie trägt, der Russische Jupiter, der den Hafen bereits kennt, wo sich dem zaghaften Wesen eine Zuflucht eröffnen wird.

Der Name Rußlands ist in letzter Woche oft genannt worden. Zeus steigt aus seinem Moskowitischen Olymp herunter und bietet uns den Congreß.

Nicht als ob damit gemeint wäre, daß der Congreß eine politische Schöpfung in's Leben rufen solle. Nein, der Congreß ist eben blos der Sattel, der uns die Schwimmfahrt durch die Fluth der Raisonnements erleichtert.

Man sagt, der Congreß sei unmöglich, weil er die Schwierigkeiten nicht zu lösen vermöge.

Im Gegentheil, der Congreß wäre unmöglich, wenn er die Fragen, an denen wir arbeiten, zu beantworten wüßte. Positives erträgt unsere Zeit nicht. Vor einer wirklichen ehrlichen Leistung würden wir zurückschaudern. Der Congreß ist nicht blos eine Wahrscheinlichkeit, sondern eine Gewißheit, und zwar um deshalb, weil er nur eine Pause ausfüllen, nicht aber den Abschluß bringen wird. Der Abschluß liegt nicht im Gesammtwillen, denn dieser ist gestört und seine Heilung ist nicht dadurch möglich, daß eine Anzahl desorganisirter Willenskräfte sich vereiniget. Der Abschluß liegt im geläuterten Einzelwillen. Die Läuterung, welche das Recht für den Eckstein des Neubaues erkennt, die Einsicht, welche bescheiden ist, weil der Besitz des Rechtes sie zugleich mit Sympathie erfüllt, die Kraft, die aus der Wahrheit entspringt — sie wird die Palme des Siegers dem Herrscher reichen, der sich zuerst ihrer Pflege widmet.

Neidhard Fuchs.

Judex ergo cum sedebit
Quidquid latet adparebit
Nil inultum remanebit.

Ein Stabsoffizier aus Florenz, der heute über Wien bei uns eintraf*) und nach Petersburg eilt, theilte uns mit, daß ein gewisser Neidhard Fuchs, ein mit furibundem Preußenhaß farcirter Mensch (Abkömmling von dem im Stephans-Dom zu Wien beigesetzten Minnesänger und Rathe des Herzogs Otto), welchem der Anblick eines preußischen Helmbusches epileptische Zuckungen mache und welcher, ein neuer Thomas de Torquemada, vor Ungeduld brenne, die glühenden Stiere des Hannibal auf Berlin loszulassen, jetzt in der „Freudenstadt" (Wien), umgaukelt von süßen Traumgestalten — z. B. von der des goldenen Vließes — und versenkt in ein Meer des Wahns, im Wiener Hexenbrei herumquirle und die Schwungkraft im Triebrade aller Einverständnisse und Vorbereitungen zum Sturze Preußens sei. Diese Levatrice (Hebamme), welche sich jetzt ihren gelben Teufelsschwanz schwarzgelb nicht prunkvoll, aber niedlich — angemalt habe, sei jetzt total herzverbrannt, von bizarrer und difficiler Laune, pudelknurrig, trist und abattu, vielleicht, weil, wie es sich am 8. Mai 5½ Uhr Nachmittags herausgestellt habe, der durch Gott gefeite — il Conte, so pflegt man jetzt in ganz Italien den Grafen Bismarck zu bezeichnen, — sain et sauf auf seinem Olymp in der Wilhelmstraße zu Berlin, mit classischem Behagen seine Cigarre rauche. Ein jedes Kind in Florenz und Turin kenne den Grafen Bismarck, denn sein Bildniß hänge überall aus; auch wisse dort Jedermann, daß il Conte kein Spaßmacher und patriotischer Gesundheitstrinker, sondern ein willenskräftiger Bayard sei, der sich auf das prendere d'assalto verstehe, aus einer Thatsache der Autorität niemals ein Zugeständniß mache, sich auch ganz meisterhaft auf die Logik der Geschichte verstehe, das Mögliche sogleich beherzt beim Schopfe fasse und für welchen Deutschland eine Wahrheit sei. Es bemerkte der italienische Inviato sehr treffend, daß wenn es auch der blinden Teufelsfaust gelungen wäre, diesen wahrhaften Helden, einen vielgewandten Odysseus zu ermorden, im Grunde doch sehr wenig damit gethan wäre, da in einem neuen Ministerpräsidenten wieder ein neues Bismarck'sches Blut circuliren werde und müsse, denn non e'l tutto di principiare, bisogna finire; es sei damit nichts ausgerichtet, daß man anfange, man müsse auch endigen, und sei es wohl denkbar, daß Preußen nochmals brüderliche oder bruderstämmliche Brücken schlagen und Habsburg zum pontifex maximus

*) „Non posso capire come a potuto farsi, Signor Colonello, che siete arrivato senza incomodo di Vienna a Berlino."

„Caro Dottore, questa gente non recognoscano il Diavolo, anche allora quando il Diavolo lo tiene al Colo — Ricordatevi, caro Dottore, del tempo di Olmütz ove furamo assieme da Rothschild? Allora io vi dissi: pazienza, questo Bismarck, questa machina electrica, traverserà il corpo degli Austriaci" — Damals war Graf Bismarck Bundestagsgesandter und er schüttelte sich den Schmutz der Eschenheimer Gasse mit solcher Energie und solchem Erfolge ab, daß wir Preußen ihn herzlich verehrten und unsere Garnison in Frankfurt a. M. für ihn schwärmte.

creiren werde, damit es ferner seinen von ihn festgesetzten Brückenzoll ungestört erheben könne?*)

Dem Herrn Obersten waren auf seiner Reise mehrere politischwahnsinnige Hannoveraner, wie es den Anschein hatte, vornehmen Standes, begegnet, welche von wildem Haß erfüllt, es als Fatalité bezeichneten, daß den Grafen nicht das Schicksal des guten und menschlichen Henri IV. betroffen. Wäre, meinten sie, Ravaillac-Cohen, genannt Blind, glücklicher gewesen**), so könne Graf Bismarck nicht mehr ganze Hände voll Brummfliegen (mosca) in die brüderlich-kleinstaatlichen und Wiener Suppen werfen, deutsche Berufssuppen jetzt benannt, und wie einst der unvermeidliche Talleyrand überall herumspukte, so spukte er, der Graf, jetzt in ganz Deutschland und aus Deutschland hinaus nach Biaritz und dann wieder nach Florenz hinein und zu den Rumänen und nach Petersburg und was unglaublich scheine, nach Amerika herüber, denn es bringen Privat-Correspondenzen aus Washington die Nachricht von einer denkwürdigen Depesche, welche die Washingtoner Regierung in den letzten Tagen an ihren Gesandten am österreichschen Hofe in Betreff der mexicanischen Angelegenheit gerichtet habe. Die Regierung habe erfahren, daß sobald als französische Truppen aus Mexico zurückgezogen würden, dieselben durch Oesterreichische ersetzt werden sollten. Sie weise daher Herrn Motley, ihren Gesandten, an, sobald österreichische Truppen nach Mexico eingeschifft würden, seine Pässe zu fordern und Wien zu verlassen. Sonnenklar sei Graf Bismarck der Faiseur dieser Depeschen.

Wir nahmen Abschied, nachdem mir der Herr Oberst sein Bedauern über Klein-Deutschlands Habitus und Haltung de dato ausgesprochen, bei welcher Gelegenheit er Hannover als un cieco und un sordo und manch' anderes Ländchen als uno stroppiato bezeichnete, ersuchte ich ihn höflichst, meinen zahlreichen deutschen und russischen Freunden zu Petersburg, die freudige Kunde zu bringen, daß das moderne Schicksal jetzt wieder ganz schwarz-weiß zu werden im Begriff stehe; grade als zur Zeit 1745 am 15. December bei Kesselsdorf und 1757 Montag den 5. December bei Leuthen u. s. w., das Wiener Cabinet hingegen wieder seinen alten habsburgischen Zopf, wie das Heidelberger Faß seinen Fuchsschwanz, zeige, grade wie zur Zeit der besorglichen Donaufürstenthümer-Invasion, oder der dortigen österreichischen Flankenstellung, während des letzten Krimkrieges und wie zur Zeit des österreichischen Laisser-aller zu Anfang der polnischen Hänge-Gensd'armen-Periode; toujours la même; nur in Einer Beziehung werde man sich vielleicht ändern. Mal va la barca senza rema! Kann man bei Schnee Fleisch oder Suppen kochen? Man werde also alle goldenen und silbernen Kelche in den

*) Selbst die kopflose „Wiener Presse“, eine impertinente, giftgeschwollene Krakeblerin aus Jean Paul Marat's Keller, fühlt dies instinktiv heraus, wenn sie bemerkt: Wenn Bismarck gefallen wäre, so würde durch seinen Tod der Charakter der preußischen Staatskunst schwerlich geändert worden sein.

**) Bedeutend stupider als der bei Philippi blamirte Marcus Junius Brutus war doch unzweifelhaft dieser Mordachai Blind! Er entdeckte nicht den Causalnexus zwischen den jüngsten böhmischen Juden-Razzia's und der östereichischen Mobilmachung allda. Robert Macaire, der alle Jagdgriffe trefflich versteht, für einen Thomas a Kempis zu halten: — Zu dumm!

Kirchen und das 34 Centner schwere silberne Denkmal des heiligen Joh. von Nepomuk in der Veitskirche zu Prag, in die Münze zum Einschmelzen schicken, da auch der Herr und die Fischer und Zöllner, denen die Gnade zuerst geworden war, in ihrer Demuth sich mit Bechern aus Holz begnügt haben. G.

Revenons à nos moutons!

Tant de fiel entre-t-il dans l'ame des Devots? Boileau.

Reisende berichten, daß in Deutsch-Tyrol die Patres, Fratres und Kanzelredner jetzt wieder von demselben heiligen Eifer besessen seien, wie es einst um 1620 und 1546 und 47 der Fall war. Also „revenons à nos moutons!“ Und gäbe es keine Zündnadelgewehre, keinen furor brandenburgensis, so wären wir richtig wieder beim Schaffot zu Güter- und Vermögensconfiscationen, zu Geistesbevormundung, Zwang, Druck, Exil und kaiserlicher Achtserklärung angekommen. Und vielleicht auch statt eines deutschen Parlaments in Frankfurt a. M. zu einem neuen sanctum officium, einem neuen Reichstag à la Toledo (1480), einem Glaubensgericht, dessen Präsident etwa der Freiherr Thomas Torquemada von Beust wäre. Dazu einige tausend „Eiherrjesussachsen“ als Polizeigehülfen und Mouchards, 1480 zu Toledo Familiares genannt. Der eifrige, gewissenhafte und fest Gott vertrauende, der standhafte Kurfürst von Sachsen Johann Friedrich, würde sich dann in seinem Grabe umgedreht haben!

Doch beruhigen wir uns einigermaßen darüber. Dieser göttliche Cultus ist alter Usus. Ich habe einen Oberlandrabbiner gekannt, der behauptete in allem Ernste: der demonstrative Cain habe seinen Bruder Abel in einem Religionsdisput erschlagen. G.

Militärische Revue.

Der letzte amerikanische Krieg.

(Fortsetzung).

Für Jeden, mit dem Kriege einigermaßen vertrauten, ist es leicht denkbar, eine wie große Differenz in der Stärke auf die Dauer der Umstand hervorrufen mußte, daß der Süden seine nördlichen Staaten — die einzigen Getreide erzeugenden — hatte zum Kriegsschauplatze werden lassen. So lange der Kampf, so zu sagen, vor seiner Thür brauste, rieb sich der

Yankee die Hände und sah ihm schadenfroh zu. So lange man dem Yankee nicht, wie Blücher von Napoleon sagt: „auf die Haut kam," so lange eine verlorne Schlacht nur neue Anleihevotirungen im Kongreß, neue „Anfuhren von europäischem Kanonenfutter" erforderlich machten, so lange konnten die Verluste des Krieges nur die Leidenschaften des Nordens stürmischer machen, seine Habgier, Rachsucht und beleidigte Eitelkeit mehr entflammen gegen die nicht verwerthete Kraft und Ueberlegenheit der confederirten Staaten.

Wirklich kann man das Wort „Geldspiel" als die Charakteristik dessen betrachten, was dem Norden bis dato als das Wichtigste bei dem Kriege bisher erschienen war.

Die Ströme Goldes, welche vom Kapitol zu Washington herabflossen, mußten in einer so von Habgier, Bestechlichkeit und Unreellität zerfressenen Gesellschaft, wie der Norden enthält, eine fanatische Wuth „to make money" d. h. Geld zu machen um jeden Preis — wie der Yankeevater seinem Sohne sagte — hervorrufen. Und so geschah es. Tausende von Männern fanden es bald sehr lohnend, mit allen ihren geistigen wie materiellen Kräften darauf hinzuwirken, daß der Krieg nicht sobald ein Ende nehme. Diese Harpyen sogen ihre Nahrung aus dem Elende von Millionen, sie schwollen zu Nabobs von dem Gelde, um das sie die hungernden, frierenden Soldaten bestohlen.

Zu unserem Beistande wollen wir einen Anwalt rufen, dessen gewaltige Stimme auch der wüthendste Schreier der „Abolitionists" nicht übertönen wird. Hören wir, wie Washington selbst über die urtheilt, die jetzt Jammer und Tod, aus den unlautersten Motiven, in die Heimath dessen tragen, dessen Namen sie während des ganzen Krieges mit heuchlerischen Reden befleckten. Nachstehender Brief ist im Besitz der Familie Lee, und seine Authenticität wird auch der dickstirnigste Yankee schwerlich anzweifeln können.

Lager zu Cambridge, 29. August 1775.

Mein Lieber!

Da wir jetzt unsere Vertheidigungslinien vollendet, haben wir, nach meiner Meinung, nichts mehr vom Feinde zu befürchten, wenn wir unsere Leute dahin bringen können, ihre Schuldigkeit zu thun, und sie wachsam und aufmerksam machen. Es ist aber eins der schwierigsten Probleme, dessen Lösung ich in meinem Leben unternommen habe, dies Volk davon zu überzeugen, daß ihm eine Gefahr droht, ehe nicht das Bajonet auf seine Brust gerichtet ist. Dabei rührt dies keinesweges von einer ungewöhnlichen Tapferkeit her, sondern beruht in der unglaublichen Bildungslosigkeit der niedern Volksklassen. Diese überwiegen, meiner Ansicht nach, viel zu sehr in den Offiziercorps der Massachuset-Armee, und stehen diese Corps auf einer eben so niedrigen Stufe, wie die Gemeinen. Sie fügen ein gut Theil Schwierigkeiten meinen Absichten hinzu, die dahin zielen, mir ein pflichttreues, ehrbegieriges und diensteifriges Offiziercorps heranzubilden. Sich bei ihren Leuten in Gunst zu setzen (um sich die Wiederwahl zu sichern), scheint mir

das Hauptziel ihres Strebens zu sein. Ich bitte Sie in Folge dessen, in Erwägung zu ziehen, ob wohl ein Vor- oder Nachtheil in dem Congreßbeschlusse liegt, welcher die Ernennung aller Offiziere, vom General abwärts, in die Hand der betreffenden Staatsregierung legt, aus deren Bezirk das Regiment hervorgegangen ist; haben wir damit eine geschlossene Armee? Mir erscheint dies aus zwei Gesichtspunkten unthunlich, einmal, indem man dadurch einer einzelnen Kolonie ein Recht ertheilt, welches nur der Gesammtheit gebührt. Dann aber erkältet es den Eifer aller Freiwilligen, außer denen aus den Neu-England Staaten, da Jene kaum noch eine Chance haben würden, zu avanciren. Sollte es daher nicht besser sein, dem Kommandeur en chef eine, durch den Congreß, oder ein Comitee desselben, überwachte Vollmacht zu ertheilen? So würde denn ein Jeder Gentleman dieselbe Chance haben, nach seinen Verdiensten zu avanciren, während im andern Falle alle Offizierstellen aus den vier Neu-England Staaten besetzt werden, was, nach meiner Meinung, höchst unpolitisch wäre. Seit ich hier im Lager eingetroffen bin, habe ich schon einige recht nette Scenen (a pretty good slam) mit der **Sorte Offiziers** gehabt, wie sie uns die **Massachuset-Regierung geliefert hat: Einen Oberst und zwei Hauptleute habe ich wegen ihres feigen Benehmens in der Affaire von Bunkershill cassirt, zwei Hauptleute wegen Betrügereien beim Proviant-Amt, einen Offizier wegen Verlassen seines Postens im Angesicht des Feindes. Außerdem befinden sich im Arrest wegen Betrügereien: Ein Oberst, ein Major, ein Hauptmann und zwei Subalterne. Kurz, ich mache keine Umstände, fürchte aber dennoch, daß es unmöglich sein wird, dies Volk für etwas Anderes zu begeistern, als — den Eigennutz!**

— — — — — — — — — — — — — — — —

Es giebt hier so viele große Irrthümer, so viele verhängnißvolle Mißbräuche abzustellen, und so wenig Neigung unter den Subalternen, mir dabei hülfreiche Hand zu leisten, daß mein Leben, seit ich herkam, nichts, denn eine fortlaufende Kette von Vexationen und Strapazen gewesen ist. — — — — Doch schon habe ich die Grenzen eines Briefes überschritten und will Sie nicht mit dem Ausdruck meiner eigenen Gefühle belästigen.

Ihr ergebener Freund und gehorsamer Diener

Geo. **Washington.**

An

Richard Henry Lee, Esq.

Wer tritt auf, um zu behaupten, daß die Yankee von 1775 schlechter wären als die von 1861/65?

Glaubt Jemand im Ernste, daß die Laster des modernen Neu-England sich vermindert haben seit 90 Jahren?

— — — — — Doch indem so politische Spekulanten den Staat plünderten, und die Lieferanten in wenigen Tagen reiche Männer wurden, wurde die Lage der Staatsfinanzen eine immer verzweifeltere. (Es hatte der Nor-

len am 30. Juni 1862: 1300 Millionen Dollars, am 1. März 1866: 2888 Millionen Dollars Schulden!)

Indem wir uns zur Beschreibung des Virginia-Feldzuges zurückwenden, werden wir finden, daß dort mit immer steigender Erbitterung von Seiten des Nordens der Krieg wiedereröffnet wurde. Fast schien es, der Norden erwarte von einer barbarischen Kriegführung, die weder Alter noch Geschlecht verschonte, bessere Ergebnisse, als von einem dem Völkerrecht und der Civilisation entsprechenden Verfahren. Die Roheit wurde für Kraft gehalten. Zu erwarten, daß man durch Plünderung, Mord u. s. w. den Mangel tüchtiger Führung und einer gerechten Sache ersetzen könne, ist eine Albernheit, die den Krieg zum Spitzbubenhandwerk herabwürdigt, den Gegner zur rasenden Verzweiflung aufstachelt.

Es giebt eine große Parthei im Norden, welche mit allen Mitteln dafür agitirte, die Schrecken des Krieges für den Süden durch Bewaffnung der Sclaven zu vermehren, und die eroberten Landschaften zu einem Schauplatze für die Heldenthaten weißer Spitzbuben- und „loyaler" Niggerbanden zu machen. Diese Parthei war jetzt gerade im Zunehmen. Ohnehin waren ihr vom Washington Cabinet bedeutende Zugeständnisse gemacht worden. Neun Zehntel des Yankee-Congresses hatten in ein oder anderer Weise sich mit der Sclavenfrage beschäftigt. Unbedingte Sclavenemancipation und Confiskation möglichst vieler Plantagen (!) war die von der radikalen Parthei offen angestrebte Politik. Die Confiskations-Bill, womit der Yankee-Congreß seine segensreiche Thätigkeit schloß, erklärte die Sclaven aller Anhänger des Südens für confiscirt, ungefähr Neun Zehntel der sämmtlichen Sclaven. Was die vom Norden besetzten Grenzstaaten betrifft, so machte Lincoln den Vorschlag, sie gegen Entschädigung zu befreien, eine Albernheit, die zu seicht ist, um sie anders als einen bittern Hohn aufzufassen.*)

*) Nach dem Census 1860 hatte:

Kentucky	225,490	
Maryland	87,188	
Virginia	490,887	
Delaware	1,798	
Missouri	114,965	
Tenessee	275,784	
Grenzstaaten in Summa	1,196,112	Sclaven.
Bei der festgesetzten Entschädigungssumme macht dies	358,833,600	Dollars.
Für Deportation und Kolonisation pro Kopf 100 Dollars	119,244,533	„
Giebt die Kleinigkeit von	478,078,133	Dollars.

(Fortsetzung folgt).

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstraße 21.

Friedrichs des Großen Instruction für den preußischen Gesandten am Wiener Hofe, den Grafen von Podewils.

Nach dem Tode des preußischen Gesandten in Wien, Baron von Riedesel, im Jahre 1785, ernannte Friedrich der Große seinen Kammerherrn, den Grafen von Podewils, der 1771 vom Regiment Gensd'armes als Rittmeister seinen Abschied genommen hatte und später, im Jahre 1778, bereits Gesandter in St. Peterburg gewesen war, zum Gesandten am Wiener Hofe und ertheilte ihm zu diesem Behufe eine Anweisung über seine neue amtliche Wirksamkeit und die von ihm hierbei zu beobachtende Haltung. Diese Instruktion, d. d. Potsdam, den 20. November 1785, ist aus der v. Radowitz'schen Autographen-Sammlung so eben im Maihefte der von Prof. Dr. Foß redigirten Zeitschrift für Preußische Geschichte zum ersten Male veröffentlicht worden. Da dieselbe auf das damalige Verhältniß zwischen Preußen und Oesterreich ein Streiflicht wirft und auch in anderweitiger Beziehung nicht uninteressant ist, so theilen wir sie auszugsweise in der Uebersetzung mit. Sie eröffnet mit einem Rückblick auf

Die Lage der beiden Höfe.

Ihr müßt wissen — beginnt die Instruction — daß die beiden Höfe nicht die besten Freunde sind, aus drei Gründen: 1) weil der Wiener Hof sich noch des Verlustes von Schlesien erinnert; 2) weil er fühlt, daß wir deshalb, daß er uns Rußland entfremdet hat, sicherlich aufgebracht sein müssen, 3) weil wir ihn hindern, seinen Despotismus in Deutschland auszuüben, gemäß seines lebhaften Wunsches, der bei seinem Projekte mit Baiern deutlich zu Tage tritt. Daher kommt diese so harte Erbitterung, die sogar soweit geht, jeden Verkehr und jede Verbindung zwischen den benachbarten Provinzen beider Reiche zu untersagen. Diese Lage nöthigt den preußischen Minister, der in dieses Land geht, zur größten Vorsicht, und dies führt mich auf

Euer persönliches Benehmen, das Ihr zu beobachten habt.

Erstlich müßt Ihr in Euren Gesprächen mit allen Oesterreichern, mit denen Ihr zusammenkommen werdet, sehr vorsichtig sein. Der Wiener Hof ist schlau genug, Personen auf Euch loszulassen, die auf den Kaiser und die Regierung heftig schmähen werden, in der Absicht Euch zum Sprechen zu bringen und Euch in die Falle zu locken, die sie Euch stellen. Es muß Euer Hauptgrundsatz sein, weder vom Kaiser noch von dem Lande, in dem

Ihr Euch befindet, jemals etwas Böses zu sagen, so viel Mühe man sich auch geben mag, Euch zu freimüthigen Worten zu verleiten, weil dies für einen Minister unziemlich sein würde, und weil es sich nicht schickt, in einem fremden Lande, in dem man sich befindet, scandalöse Gespräche über das Land, wo man ist, zuführen, so viele Gelegenheit sich dazu auch darbieten mag. Ihr müßt also sehr vorsichtig sein, besonders im Anfange, und hauptsächlich gegen jeden Oesterreicher. Ihr könnt Bekanntschaften machen; . . . aber Ihr müßt Euch das Ansehen geben, als ob Ihr da Unten Alles ganz schlicht, ohne Erkünstelung (raffinement), sähet, und als ob Ihr nicht mit einer wichtigen Commission bei dem Hofe beauftragt wäret, sondern als ob Ihr Euch in nichts mischtet und Euch alle Dinge ganz gleichgültig wären.

Darauf macht der König seinen Gesandten auf die Männer aufmerksam, durch die er über die Vorgänge in Oesterreich Nachrichten einziehen könne und geht dann mit folgenden Worten zur Politik über:

Rücksichtlich der Politik.

Die Hauptsache in dieser Zeit ist, daß Ihr Euch bemüht von den freundschaftlichen Beziehungen, die zwischen den Höfen von Wien und St. Petersburg bestehen, so viel als nur immer möglich, zu ergründen, und da ich ganz gewiß weiß, daß der Kaiser (Joseph II.) weit enfernt ist, auf sein Project mit Baiern zu verzichten, so muß man sich bemühen, möglichst viel von den Leuten dort zu erfahren; aber wenn man seiner Sache nicht ganz sicher ist, so muß man sagen: Ich habe dies und das erfahren; aber ich kann mich für die Wahrheit nicht verbürgen.

Betreffend die Kriegsangelegenheiten.

Ich bin über die Zahl der österreichischen Truppen und was sie gegenwärtig haben, unterrichtet, aber Ihr müßt, mit Rücksicht darauf, daß es uns betrifft, hauptsächlich darauf Acht geben, ob seiner Cavalerie in Ungarn Befehle ertheilt werden, die Cavalerie in Böhmen zu verstärken; denn eine solche Ordre muß als ein Vorläufer des Krieges, den sie gegen uns vorbereiten, angesehen werden. So viel man sich nur immer in Wien Nachrichten über Böhmen verschaffen kann, muß man dies in gleicher Weise thun, z. B. über die neuen Festungen, die der Kaiser dort baut, und über die Zeit, in der sie, wie man glaubt, vollendet sein werden. Ich schicke Euch das Reglement für die österreichischen Generäle, damit, wenn in diesem oder in dem für die Armee eine Aenderung vorgenommen wird, Ihr Euch dies zu verschaffen sucht, wenn es sich der Mühe lohnt, um es mir zukommen zu lassen. Aber eine solche Zusendung kann nur vermittelst eines zuverlässigen Bedienten geschehen, den Ihr bis nach Neisse schicken werdet, um das Schreiben dort auf die Post zu geben.

In Betreff aller jener Reformen,

die sowohl in Oesterreich, als in Böhmen ausgeführt werden, sowie auch hinsichtlich der Aenderungen, die etwa in Ungarn eintreten, machet mir, sobald sie zu Eurer Kenntniß kommen, ein Resumee von dem, was der Kaiser dabei gewinnen kann.

Ich muß Euch zugleich sagen, daß das Fundament, auf das die Allianz

zwischen Oesterreich und Rußland basirt ist, hauptsächlich in dem Projecte besteht, die Türken aus Europa zu jagen. Die russische Kaiserin nimmt gegenwärtig Maßregeln, um diesen Plan ausführen zu können. Aber man hält noch zwei Jahre für nothwendig, ehe alle diese Vorbereitungen getroffen sein werden; und nach dem, was man mir von allen Seiten schreibt, scheint es, daß jeder von diesen zwei Höfen den anderen zuerst zu täuschen sucht. Die Kaiserin (Katharina II. von Rußland) wird vom Kaiser (Joseph II.) die erste Unterstützung verlangen, um die Türken schachmatt zu] setzen, und der Kaiser (Joseph II. von Oesterreich) wird dagegen, um den ersten Nutzen von dieser Allianz zu ziehen, die bayer'sche Angelegenheit zuerst vornehmen wollen, und demzufolge die erste Unterstützung von Seiten Rußlands zu verlangen suchen. Dies ist ziemlich sicher; aber es wird für Euch sehr schwer sein, das Mindeste darüber zu erfahren. Aber vielleicht ist irgend ein fremder Minister dort unten gut genug unterrichtet, um Euch seine Bemerkungen darüber mitzutheilen, wenn man ihn ausforscht, ohne daß man jedoch zu sehr sein Interesse daran verräth, und ohne daß dies Jemanden compromittirt.

Der König räth sodann dem Gesandten, die Bekanntschaft mehrer Damen, wie der Fürstin von Lichtenstein u. A. zu suchen, weil der Kaiser zuweilen ihre Cirkel besucht und sich da sehr frei äußere, wobei ihm oft Dinge entschlüpften, die man benutzen könnte.

Betreffs des Fürsten Kaunitz.

Wenn Ihr Audienz bei ihm habt, könnt Ihr an seiner Miene sehen, ob er unzufrieden ist, oder ob er es nicht ist; denn sein Gesicht ist ein Thermometer, der ziemlich genau die Leidenschaften anzeigt, die seine Seele bewegen.

Ihr müßt erwarten,

daß Ihr sehr wenige Unterredungen mit dem Kaiser haben werdet, der vielleicht in sechs Monaten Euch nicht sprechen wird; aber Ihr müßt dies für gleichgültig halten und darauf kein Gewicht legen.

Ich komme jetzt zu einem sehr wichtigen Gegenstande. Er betrifft Eure Geheimschrift (chiffre). Es ist sicher, daß die Oesterreicher Alles aufbieten werden, um sich dieselbe zu verschaffen. Ich weiß, daß man Kasten mit Schlössern und Riegeln macht, die nicht geöffnet werden können, und für die man keine Nachschlüssel fertigen kann. Wenn Ihr deren in Berlin erhalten könnt, so werdet Ihr wohl thun, Euch solche zu verschaffen; denn, wenn Ihr nicht einen treuen und zuverlässigen Bedienten habt, so ist es leicht, denselben zu bestechen und ihm einen Nachschlüssel zu überantworten, um die Geheimschrift zu copiren.

Schließlich schärft der König dem Gesandten noch ein, alle Maßregeln zu nehmen, welche die Klugheit ihm an die Hand geben könne, damit von dieser Seite kein Unglück passire.

Ihr werdet in gleicher Weise den französischen Gesandten sehen, der dort ist; aber es muß das mit Vorsicht (avec ménagement) geschehen, ohne weder für den Einen, noch für den Anderen Vorliebe zu zeigen.

In Betreff des Fürsten Kaunitz.

Wenn Ihr ihm eine gewisse Ehrerbietung, selbst eine Art von Bewunderung zeigt, so wird dies nicht übel sein. Ihr werdet seinem außerordentlichem Stolze schmeicheln, und Euch vielleicht seinerseits eine Art von Protection verschaffen.

Ferner kann sich Eure Aufmerksamkeit auch auf die neuen Projecte richten, die der Kaiser im Sinne hat, und von denen man öffentlich, wie von allgemein bekannten Dingen spricht, denen Ich aber keinen Glauben schenke, wenn Ihr es nicht bestätigt, wie auf die Sendung eines Rathes nach Böhmen, um dort von Neuem die Zehnten zu arrangiren, oder die Einrichtung eines neuen Handels in Triest u. dgl. m. Aber dies ist nicht die Hauptsache bei Euer Sendung.

Die Hauptsache ist,

daß Ihr drauf Acht habt und mir von Zeit zu Zeit Nachricht davon gebt, ob die österreichische Cavalerie in Ungarn sich in Bewegung setzt, um die Cavalerie in Böhmen zu verstärken.

Auch

müßt Ihr zu erfahren suchen, ob Frankreich gut mit dem Kaiser steht, und ob der Kaiser mit der Art und Weise, wie der Graf von Meine Frankreich regiert, zufrieden ist. Aber gegenwärtig werdet Ihr, so lange zwischen dem Kaiser und den Holländern noch kein Friede geschlossen ist, nicht vergessen, in Euren Rapporten gleicher Weise anzugeben, wie weit es mit der Verständigung zwischen diesen Mächten gekommen ist, oder ob sie sich nicht verständigen werden.

Zuletzt empfiehlt der König noch dem Gesandten, diese Instruction geheim zu halten, sie mehrere Male zu überlesen, um sie besser seinem Gedächtnisse einzuprägen und, wenn dies geschehen, sie alsdann zu verbrennen.

Organischer Zwang und Drang.*)

Beitrag zur Natur der Sprache, der Lüge, des Wahnsinns und der politischen Neuerungssucht.

Mitgetheilt vom Medizinalrath Dr. Gustorf.

5. Hochmuthsschwindel. Tobsucht. Reflexleben.

Wir wollen jetzt einmal von dem bekannten Fall ausgehen, daß Jemand glaubt, er sei Gott der Vater, wird er nicht zugleich sich einbilden müssen, er habe die Welt erschaffen, alle Menschen seien seine Kinder, er sei all-

*) Im letzten Hefte pag. 217 Zeile 14 v. o. muß es heißen: „accurate mentis bolide", mit dem Senkblei des Verstandes.

wissend; wird er nicht das Zimmer, worin er sich befindet, für den Himmel und die Leute die ihn umgeben, für Erzengel halten? Uns ist ein Fall bekannt, daß Jemand sich für den Nachfolger des heiligen Petrus, das Irrenhaus worin er sich befand, für den Vatikan und seine tolle Umgebung für Cardinäle hielt. Er begrüßte seinen Krankenwärter als „erstgeborenen Sohn der Kirche", und canonisirte seine Stubengenossen. Und doch würden wir von diesen Menschen nicht sagen, daß sie nur partiell verrückt wären, wir würden sie für völlig wahnsinnig erachten. — Wenn wir irgend einen Kreislauf oder ein anderes Gesetz annehmen müssen, nach dem sich die Gedanken und Vorstellungen des Menschen wiedergebähren, so haben wir allenfalls die Erklärung für den partiellen Wahnsinn, daß er das Wiederkehren einer bestimmten Idee ist, die wir einst zu lebhaft ergriffen und durch unsere Einbildungskraft zur Form gebracht haben. In P. wurde ein Studiosus der physicalischen Wissenschaften, welcher wunderbarer Weise wie Don Quixote fast nur in metaphysischen Beziehungen lebte, ein verrückter Sophist; seine Verrücktheit äußerte sich gewöhnlich in dem Spruche: „Feuer ist kein Feuer, Wasser ist kein Wasser" was er, so sich ihm die Gelegenheit darbot, durch das Experiment zu erhärten suchte, daß er auf eine brennende Kohle einen Tropfen Wasser fallen ließ und darauf mit den Worten hindeutete: „Wasser ist kein Wasser", hierauf goß er ein Glas über die Kohle, so daß sie erlosch, wo er dann triumphirend ausrief: „also Feuer ist kein Feuer"; „falsch daher, so fuhr er fort, ist es, wenn die Jonischen Philosophen, Thales und Heraklit, das eine oder das andere als die erste Grundkraft der Natur verehrten." Und wie einst Euripides in kläglichen Versen das Schicksal der Andromeda besang, so beklagte er in Jamben das Schicksal des Feuers und Wassers.

Eine folgenreiche Durchführung der fixen Idee durch das ganze Leben, Denken und Handeln, kann man füglich schon Verrücktheit nennen. Ist aber eine Idee absolut fix in uns geworden, so scheint es mir eine nothwendige Folge, daß sie Verrücktheit herbeiführe; wie schon gesagt, beschränkt sich das Gedächtniß mit einer größeren Vorliebe auf den interessanten Gegenstand. So wie ich aber eben behauptet habe, daß die sogenannte fixe Idee sich als das Herrschendste und Interessanteste allmälig durch die ganze Denkweise verbreiten und die Gesammtheit des Geistes aufheben müsse, so glaube ich behaupten zu können, daß jeder Wahnsinn oder jede Verrücktheit, meistens freilich, ohne daß wir es bemerken, und auch diejenigen Arten die sich aus einem innern Gebrechen des Geistes entwickeln, an einer fixen Idee erst aufwachsen, selten sogleich im ganzen Umfange da sei, sondern von einem einzelnen fixen Punkt ausgehe. Die Leidenschaften des Menschen pflegen nämlich sich nach und nach in uns, in ein einziges, besonders reizendes Bild zusammenzuziehen und in diesem hat sich unser Begehrungsvermögen erschöpft. Verschieden ist aber das Bild nach den Gegenständen auf die die Leidenschaft sich hinrichtet. So pflegt sich der Hochmuthsschwindel, der brennende Ehrgeiz z. B. als König auf dem Throne, in der Umgebung seines Hofes oder in einer andern schmeichelnden und befriedigenden Lage zu sehen, und diese Vorstellung erhält durch die öftere Wiederholung eine so überzeugende Kraft,

daß sie ihm Wahrheit, Wirklichkeit scheint, und der traumartige Zustand, weil er sich glücklich darin fühlt, sein Wunsch, sein Begehren wird so zur fixen Idee. Anfangs scheint der Getäuschte, durch die äußeren Einwirkungen des Lebens aus sich selbst und seinen Täuschungen hervorgezogen, in seiner inneren Freiheit ungestört, und vielleicht ist er es auch wirklich, aber je häufiger er zu diesen Täuschungen zurückkehrt, desto mehr büßt er an der Kraft ein sich selbst zu enttäuschen, entweder durch unmittelbare Aufhebung seines eigenen Verstandes, oder indem er der Anziehungskraft von Außen sich überläßt. — So bildet sich die falsche Ueberzeugung mit allen Lebenstrieben des Menschen zur Reife; wir nennen ihn partiell wahnsinnig. Diese falsche Ueberzeugung, was ist sie aber anders als die Lüge, als das Product einer inneren Irrung? Ja, als das Product einer Lüge selbst? Denn der Wille der aus der inneren Bestimmung entspringt, richtet sich sogleich auf die That hin und sucht ein unserem Begehren Gemäßes hervorzubringen; dagegen ist es ein Mißverständniß unserer inneren Bestimmung, eine Vernachlässigung unserer Eigenthümlichkeit, also eine Lüge, was sich schwächlich nach Innen wendet und einen Traum an die Stelle der wirklichen Befriedigung setzt. Der partiell Wahnsinnige sucht nun, indem er der äußern Welt, allen Pflichten und ehemaligen Thätigkeiten seine Kräfte entzieht, diese falsche Ueberzeugung (fixe Idee) durch sein ganzes Leben hindurchzuführen; ja er treibt es so weit, die Verhältnisse, die umgebenden Menschen, überhaupt alles Lokale sich allmälig zu verändern und nach seinem Gefallen umzugestalten; und so gelingt es ihm mit der Zeit, jene falsche Ueberzeugung oder fixe Idee, auch auf das Außere d. h. auf das was außer ihm ist, auszudehnen. Wir nehmen sodann eine Verrücktheit an. Aber der Geist mag nicht fähig sein diese Täuschung, sobald sie aus dem Innern auch auf das Aeußerliche herausgekehrt wird, zu unterhalten; die wirkliche Natur der Dinge behauptet ihr Recht, indem sie störend, widerlegend zurückwirkt. Die Maniaci beklagen sich unaufhörlich über die Schranken, welche man ihren Willensäußerungen entgegensetzt. Sie sehen sich überall von Feinden umgeben. Sie halten sich für wehrlose, von allen Menschen verfolgte und geplagte Dulder. Sie sind von Haß und Mißtrauen gegen ihre nächste Umgebung erfüllt, welche, wie sie vorgeben, mit allen Menschen in Verbindung und im Complott gegen sie conspiriren. An den widerwärtigen Ereignissen unserer souveränen Zeit im Jahre 1848 nahmen sie nur in so fern Antheil, als sie dieselben nur ihretwegen geschehen glaubten, gleichsam Experimente der gegen sie thätigen Conspiration. — Sie sind meist in sich gekehrt, mit ihren Gedanken beschäftigt, sprechen wenig, antworten nur nach innerem Kampf mit Widerwillen, und in ihren Antworten und ganzem Wesen drückt sich ein hoher Grad von Hochmuth und Selbstgenügsamkeit aus. So sind sie taub für jeden Rath, für jedes Wort des Trostes und des Friedens. Eitelkeit und Hochmuth, mitunter Geschlechtsreiz und auch verliebte Schwermuth führen das Ruder, und sie stehen der Welt gegenüber als Unglückliche in trostloser Verschlossenheit hochmüthigen Dünkels. Alles irdische Tagewerk ist für sie ganz und gar freudenlos, auch sind sie durchaus nicht zu bewegen, Arzneien zu nehmen und

würden unter keinen Umständen sich freiwillig einer Kur unterwerfen. Fühlen sich nun die Geisteskranken nicht mehr so entrüstet und beleidigt über einzelne an sie gerichtete Fragen, und zeigen sie im Gespräch Aufmerksamkeit und Kraft der Seele, sich auf einen Gegenstand zu richten, so sind sie sicher auf dem Wege der Genesung.

Aus den einzelnen Wirkungen die der Geist nicht seiner Verrücktheit unterordnen kann, aus der gesteigerten Erhitzung sie zu bestreiten und das übermächtige Reale in ein gewünschtes Ideale zu verwandeln, also aus jenen Anlässen, aus diesem Kampf den sie hervorrufen, mag endlich die allgemeine Verwirrung und Irritation kommen, die wir Tobsucht, mania, mania furibunda, destructive manie, monomanie combattante, monomania homicidii, monomania suicidii, monomania incendiaris seu pyromania (ἐνεργύμενος, Besessener), die händelsuchende Manie nennen, die kein „audiatur et altera pars“, keine Schaam, kein Pflichtgefühl anerkennt, und wo die Leidenschaften desto heftiger hervortreten, je umfangreicher die Ideeverwirrung ist. Ihr Wollen realisiren, sobald sie es können, alle Menschen gern sagte Aristot., die Wahnsinnigen suchen dieses Wollen zu realisiren, auch wenn sie es nicht können; „Ils font contrepoids à l'univers“, sagte der brühmte Irrenarzt Pinel. Je nachdem nun die inneren Naturen und ihre Conflikte mit dem außer sich verschieden sind, mag der alterirte Geist langsamer oder schneller den Irrweg gehen, mag der Geist einzelne Stufen überspringen, mag er sogleich in das Aeußerste versinken. Und dennoch sehen wir sogleich den Wahnsinn, also den Gipfel vor den übrigen Graden sich einstellen; wahrscheinlich bleibt es mir aber, daß er gewöhnlich im Stillen ohne unser Wissen sich auf die bezeichnete Weise nährt und heranwächst. Und wenn der Geist alle seine Kräfte und Triebe eine Zeit lang zum Ungeheueren angespannt und überspannt hat, wenn die delirirende congestive Manie chronisch wird, wird ein Zustand möglich, den wir häufig der Tobsucht folgen sehen, eine Dumpfheit, eine Leere, eine Reizlosigkeit, eine Inanition der intellectuellen Kräfte, einen collapsus, die meistens Blödsinn, Stupidität genannt werden, Melancholie, fatuitas, wahre dementia, weil hier keine Oppression, sondern eine Vernichtung der Kräfte vorhanden und meistens mit dem höchsten Grade von Geistesstumpfheit, torpor mentis, verbunden ist. Dieser Secundair-Blödsinn, in welchem wenn er seinen Höhepunkt erreicht hat, der Kranke den Instinkt für seine Selbsterhaltung verliert und physisch mehr oder weniger ruinirt ist, ist kein so großes Phänomen, denn in der ganzen Natur sehen wir auf Ueberreizung Stumpfheit folgen. So endigt der epileptische Anfall (Paroxysmus) gewöhnlich mit Geistesstumpfheit (Stupor), und diese geht mitunter in Blödsinn über. So folgt auf Ueberreizung nach langen Aufregungen, nach starken Exaltationen, Verminderung der Spannkraft (des Tonus) bis zur Höhe der Lähmung (Paralyse), diese Schwäche kann aber auch materiell begründet sein, z. B. in Gehirnstasen, Gehirnerweichung u. s. w. Der Blödsinn darf aber keineswegs immer als ein reines Minus betrachtet werden, da Blödsinnige oft Verkehrtheit, Wahnsinn beim Blödsinn, z. B. Brandstiftungstrieb, Selbstmord

(Taedium vitae) und Mordsucht zum Besten geben. Es ist dies Hamlet's „Methode im Wahnsinn“: Horn kannte einen completten Blödsinnigen, welcher während eines heftigen Gewitterregens ins Wasser sprang. Er ward herausgezogen. „Warum bist du ins Wasser gesprungen“? Antwort: „Weil ich nicht naß werden wollte.“ Auch bekommen zuweilen Blödsinnige, durch Blutandrang nach dem Hirn (Congestionen) Rückfälle von Tobsucht (mania furibunda), so daß man sie in Zwangsjacken stecken muß. Es kann sich solches ebensowohl in den Hundstagen, als bei 20° Kälte ereignen.

Der Wahnsinn äußert sich als eine Verfangenheit und Verstrickung des Geistes in sich selbst. Durch diese Definition erklären wir alle übrigen Kurmethoden die gegen den Wahnsinn angewandt werden. Man versucht nämlich den Geist aus seiner Tiefe an die Oberfläche zurück zu leiten, worauf die Berührung der Welt und der Natur liegen, die sogenannte indirekt psychische Kurmethode, welche sich weniger ihr Hypomochlion am metaphysischen Problem der Seele, als an ihrer Verbindung mit dem Körper sucht. (Es versteht sich von selbst, daß wir hier keineswegs die Kurmethode der Irren in dem Hospital Santa-Maria della pieta zu Rom meinen, wo noch vor dreißig Jahren das Ochsenziemer mit einbläuend diplomatisch-canonischer Genauigkeit eine Rolle spielte, als sei es eben nur aus Zupfseide). — Der Wahnsinnige muß sich wieder unter einen Plan demüthigen lernen; er muß sich wieder an das Leben, an Geschäfte und Verrichtungen gewöhnen, welche die Einrichtungen, Gebräuche und Gesetze des Staates und der Welt nothwendig machen; einmal um mit der Beschäftigung mit sich selbst abzukommen und zweitens um sich einem bestimmten Gesetz der Ordnung wieder anzubequemen. Da geht es denn freilich für den stolzen, pretentiösen und ungehorsamen Geist nicht ohne Ukasen und Zwangsjacke ab. Weil wir aber nie bei einem Individuum auf's Klare kommen können, wie weit die äußere Welt in seine innere Natur eingewirkt habe und wie weit sich diese in ungestörter Eigenthümlichkeit aus sich selbst entwickelt haben mag, können wir es nie zur höchsten Gewißheit über die Geisteskrankheiten bringen und fallen dem Zufall, wenn wir so reden dürfen, mehr oder weniger anheim. Denn alle Wohlthat, aller Erfolg der Heilkunst ist ja mit den Motiven einer Krankheit gegeben; nach diesen können wir allein beurtheilen, welche Mittel zu gebrauchen sind; ob etwas unmittelbar wieder herzustellen oder auf dem Umweg der Zerstörung reproducirt werden soll, ob die Krankheit heilbar überhaupt und wie sie es sei. — Um die Einwirkungen der Welt gerade unter einem ganz materiellen Bilde hinzustellen, wer möchte wohl beim Anblick eines Wahnsinnigen auf die Wahrheit hinkommen, daß ihm zu seiner Heilung die specifische Uebertragung seiner Seelenkrankheit auf seinen Körper (auf das trophische Gebiet), die Krätze eingeimpft werden müsse, oder ein Speichelfluß, eine Ruhr (Dysenterie), eine Engbrüstigkeit (Asthma), eine Migraine oder ein anderer Nervenschmerz (Newralgie) nothwendig sei? Wer möchte glauben, daß um nicht auf den Kopf zu fallen, man einen Fall auf den Kopf thun müsse. Man hat Beispiele wo ein Dummkopf durch einen Fall auf den Kopf vernünftig wurde. Eine glänzende Naturhülfe! Der berühmte Arzt

Haller erzählt ein Beispiel, wo ein blödsinniger Knabe, nach einem Schlag auf den Kopf so lange klug und witzig ward, bis die Heilung vollendet war. So können auch Krämpfe mit Wahnsinn alterniren. Der Engländer Brodie berichtet von einer Frau, bei welcher die convulsivische Affection des nervus accessorius Willisii (Contraction des Musculus sternocleidomastoideus und musculus Trapezius) ein Jahr angehalten und plötzlich aufgehört hatte, worauf Wahnsinn ausbrach, der ebenfalls ein Jahr dauerte. Mit Heilung des letzteren kehrte der Krampf zurück. — (Lectures illustrative of certain local nervous affections. — Thore, sur les maladies incidantes des aliénés). Wir suchten zu zeigen, daß aus der Lüge Wahnsinn entspringen könne. So lange sich die Lüge im Innern des Menschen verborgen zeigte, fanden wir nur die fixe Idee, einen möglichen Anlaß zur Verrücktheit und zum Wahnsinn. Sobald die Lüge aus dem Menschen hervortrat und ein außer ihm Bestehendes zum Gehorsam zwingen wollte, sahen wir die Geisteskrankheit zunehmen. Und so ist es bei jeder Aeußerung eines lügenhaften inneren Zustandes. Die Aeußerung ist auf doppelte Weise möglich, in der Sprache und im Ausdruck des Körpers. — Wir wiesen schon früher nach, daß die Sprache nicht etwa, wie viele meinen, ein so ganz und gar Geistiges sei, sondern wenigstens zum Theil ein Körperliches und Formelles, und was in sie übergehe, habe eine gewisse Realität erhalten, das sich nun dem Menschen gegenüberstelle und als ein abgesondertes Product sein eigenthümliches Leben behaupte. Die Lüge wird also auch in der Körperwelt stationair, und und wie wir beim Lügner eine Herrschaft der Sprache über seinen Willen nachwiesen, so wollen wir jetzt die Herrschaft des menschlichen Leibes über den Geist nachweisen. Je nachdem die Lüge das geistigere Element der Sprache oder das materiellere des Körpers aufsucht, je nachdem übt sie verschiedene Rückwirkungen aus, und daher sehen wir auf manchen Gesichtern, im Gang, in der Haltung, in den Augen mancher Menschen schon die Lüge als vorläufig festgestellt ehe sie sich noch mit der Freiheit des Geistes aus ihnen entwickelt. Der eigentliche Körper muß, wenn er zum Ausdruck der Lüge häufig gemißbraucht wurde, eben weil er das materiellere ist, und nicht wie die Sprache zum großen Theil der Willkühr unterworfen bleibt, das einmal Empfangene eigenmächtig fortbilden und selbstständig erhalten. Wir machen hier auf einen alten Volksglauben aufmerksam, nach dem schon das einzelne Glied, welches ein Verbrechen begeht, die Strafe vor allen Gliedern selbst erleiden soll. Darauf bezieht sich die ganze Einrichtung unseres altdeutschen Criminalrechts das immer mehr Leibes-, als Freiheitsstrafen verlangt: die Hand die sich zum falschen Eid aufhebt verliert die Finger, welche den Gest der Bekräftigung ausdrücken, während doch das Aufheben des Fingers das Geringste beim Meineide ist. Und so scheint sich die Lüge verschieden zu bestrafen, je nachdem sie mehr die Sprache oder den Körper angreift. Daraus erklären wir, daß Bewegungen, welche bis jetzt unter dem Einfluß des Willens standen (Paracelsus von Hohenheim's „anfängliche Verwilligung" von den Krankheiten, welche der Vernunft berauben), sich von diesen lostrennen, automatisch werden und sich

zu Convulsionen steigern (chorea hysterica, hysteria spinalis, muscularis). Daraus erklären wir, das von Laien angestaunte Phänomen, daß sich eine simulirte Epilepsie (epilepsia simulata) in eine wirkliche (epilepsia vera — Metzger gerichtlich mediz. Beobachtungen — Berends diss. de affectione hysterica hysterismum simulante — Schacher de epilepsia simulata), mit Bewußtlosigkeit verwandelt, wo also die Handlung weniger willkürlich und immer mehr organisch wird, wo das Individuum das Vermögen der Selbstbestimmung, des Abhaltens verloren hat, wo die Wege des Willens, die locomotorischen Muskeln, trotz der Willens-Intention in der epileptischen Form verbleiben. *)

So kann auch bei tanzsüchtigen Mädchen die hüpfende Bewegung im Schlafe andauern, wie Felix Plater (1650 Professor zu Basel) berichtet. Der Körper scheint**), nachdem er einen Befehl des Willens aufgenommen hat, diesen auch dann noch auszuführen, wenn der Wille ihn zurücknehmen möchte, und sucht nun nachbildend, wiederholend (peripherisch-central) das Ge-

*) Im großen und reichen Paris, wo Ueppigkeit und Raffinerie ihren Kulminationspunkt erreicht haben, sind auch die Bettler raffinirt. Sie bearbeiten mit mehr Witz, sie durchdenken besser ihr Thema; sie betteln avec une pointe d'ésprit, avec de la philosophie, d. h. sie suchen auf die schlaueste und schnellste Weise eine gute Summe zu gewinnen und eine gewisse Ehre bei den Collegen einzulegen. (Zur ersten Kaiserzeit gab es eine Art Verbrüderung „vom armen Lazarus“ genannt, in welcher Vorlesungen über die Kunst zu betteln, gehalten wurden.) So verstehen sie sich auf den Spaziergängen, an Orten, wo sie nicht überritten und überfahren werden können, Epilepsie zu simuliren (Journal des Débats, 30. Septembre 1843). Aehnlich ahmten 1344 Schaaren versunkener Bettler die Geberden und Zuckungen der Johannistänzer nach, um Brot und Unterhalt zu finden. Doctor Marjolin, médecin consultatif v. Louis Philipp, erzählte, er habe in den Hospitälern Gelegenheit gehabt, zu öfterem bei diesen Bettlern eine in eine wirkliche übergegangene simulirte Epilepsie, diese „spasmes ironiques“, zu sehen „s'ils avaient simulés, quelques années cette maladie, alors les muscles avoient pris leur pli, ils étoient comme le camelot.“ Es waren hier Symptome in den Muskeln (in der motorischen Sphäre des Nervensystems) entstanden: Zittern in den Händen, Armen und Beinen, Beben und Schütteln, verminderte Spannkraft (tonus) in den Muskeln, krampfhaftes Ziehen und Krämpfe (clonische Convulsionen). Die Epilepsie sei hier, so zu sagen, in die Muskeln hineingewachsen (den motorischen Apparat verwachsen.) Bedenke man freilich, daß diese Bettler meist am Saustrieb leiden, maitre-ivrognes sind und immer mehr Trunkenbolde (imbriaques) werden, um ihre Nerven von Neuem zu beleben und Front machen zu können gegen elementare Einflüsse; bedenke man, daß ein gutes Drittheil aller Epileptischen aus der unteren Volksklasse von Jugend auf (ab ovo) der Branntweinsaufluft ergeben war; bedenke man, daß sehr oft alte Säufer in einem Anfalle von Epilepsie sterben, so müsse man gestehen, daß die Erzeugung und Ausbildung der Krankheit (die pathogenese) hier nicht auf der Hand liege. Es sei hier schwer zu sagen, ob nicht diese Epilepsie als Folge des chronischen Alkoholismus betrachtet werden müsse. Jedenfalls sei hier eine Complication, ein sich gegenseitiges In-die-Arme-greifen in Anschlag zu bringen und eine differentielle Diagnostik äußerst interessant, und es frage sich, ob nicht diese Zustände (ihre Pathologie) vor das Forum des liebenswürdigen Collegen Orfila, in die Giftlehre (Toxicologie) gehören.

Uebrigens scheint es uns in der That leichter erklärbar, wie diese willkürlichen Bewegungen zu unwillkürlichen geworden, als zu erklären, wie es kommt, daß bei der willkührlichen Bestimmung im Rückenmark (in der medulla oblongata) die Ursprünge der Nervenfasern in Action gerathen; wie es kommt, daß augenblicklich hier Strömungen der Oscillation entstehen.

**) Der Körper scheint, nachdem er einen Befehl des centro-peripherisch-functionell-excitatorischen Willens aufgenommen hat, diesen auch dann noch auszuführen, wenn der Wille ihn zurücknehmen möchte und sucht nun peripherisch-central das Gesetz wieder herzustellen, eine Lüge in Wahrheit zu verwandeln. „Der Wille ist der Spieler, der Excitator, die Primitivfasern aller Nerven, die sich im Hirn ausbreiten, sind die Saiten und die Anfänge derselben, die Tasten“ sagt Johann Müller, der berühmte Physiolog und Anatom. (Handbuch der Physiologie.)

setz wieder herzustellen, eine Lüge in Wahrheit zu verwandeln, denn mit dem Handeln, sagt Reil, geht das Bilden gleichen Schrittes fort und befestigt das durch Metamorphose des Materiellen, was die Kräfte gezwungen durch die Nöthigung zum Handeln ausgesprochen haben; jede lebendige Spannung, jeder Willensact wirkt bestimmend auf das organische Substrat, in welchem diese bestehen, welchen sie bestimmende Modificationen in der Configuration der kleinsten Bestandtheile mittheilen. *) „Es kann sich die Muskelaffection von der Nervenaction, ihrem Erzeuger, isoliren." (Strohmeyer, Beiträge zur operativen Orthopädik.) Setzt der Wille die Lüge, epilepsia simulata in das Gebiet des Körpers hinein, eröffnet er ihr eine Nervenbahn, so kann es sich leicht ereignen, daß die organische Nervendynamik dieselbe ihrer Materie mehr anzueignen und in ihr zur Reife und Fortdauer zu bringen sucht; die excitatorische, controllirende Hirnthätigkeit zügelt nicht mehr den Ausbruch der plastisch gewordenen Reflexbewegungen; sie hat aufgehört ein Regent von Gottes Gnaden zu sein. Es bilden sich motorische Reflexactionen, welche bekanntlich nach der neueren Physiologie (Volkman) unmittelbar durch das Rückenmark, dem Sitze einer autokratischen aber unbewußten Thätigkeit, „der Ueberleitung sensibler Fasern auf motorische" zu Stande kommen und unwillkürlich erfolgen. Man kann sagen, es sei ein automatisches, unwillkürliches Gewohnheits- oder Reflexleben, ein feststehender Organisationstrieb; ein organischer Zwang und Drang. So sind auch die Gewohnheiten mehr oder weniger nichts anderes als solche Reflexplastik, organischer Zwang und Drang; consuetudo altera natura est. „Die Gewohnheit wird zur zweiten Natur," und das heißt so viel: der Wille wird von einer reflectorischen tyrannis despotisirt; die Reflexplastik wird zum kämpfenden Gegner des Willens. Durch diesen organischen Zwang und Drang prägen sich Sitten, Gewohnheiten, Vorstellungen und Gesinnungen leiblich aus. Darauf hat Herr Bassermann im Jahre 1848 ausreichend aufmerksam gemacht. (In diesem Jahre waren unter diesen Kerlen der „krummbeinige" Schoppe mit dem „breitnasigen" Rudolph — Reinecke Fuchs, Göthes Bearbeitung — die schlimmsten. Crine ruber, niger ore, brevis pede, lumine laesus rem magnam praestas, zoile, si bonus es — Martial. L. XII. Epig. 54.) So giebt es denn auch Physiognomiker die, obgleich sie sich gegen die stricte physiognomische Auffassung Lavaters mit Recht erklären, doch meist den Nagel auf den Kopf zu treffen wissen und welche glauben, daß jede Zeit ihre eigene Köpfe hervorbringend, den Physiognomien einen übereinstimmenden Zug geistiger Aehnlichkeit aufpräge. Hat ja auch jede Art von Geisteskrankheit ihren physiognomischen Ausdruck, welcher außerordentlich bezeichnend ist! Denn es lagern sich die Leidenschaften auf der Bahn der physiognomischen Nerven (nervus facialis), des sensiblen Leiters leidenschaftlicher Zustände, in den Muskeln ab. Man behauptet, daß selbst die tödtlichste Krankheit nicht im Stande sei, den physiognomischen Ausdruck zu schwächen, imposante Züge blieben imposant. Vom

*) Zu allen Newrosen gesellt sich leicht ein Congestiv-Zustand und endlich ein Uebergang in Krankheiten der organischen Bildung, eine anäemische und carcinöse Entartung.

alten Talleyrand sagt man, daß selbst in der Sterbestunde seine Physiognomie den servilen Ausdruck gegen die Großen behalten habe. Warum hängt wohl das Alter mit Wohlgefallen und Hartnäckigkeit an dem Vergangenen und verliert das, was ihm die Gegenwart bietet schnell aus dem Gedächtniß? „Weil die Spuren in dem zu festen Nervenmark des Hirns erstarkt sind“ antwortet der geistreiche Psycholog Hartmann. Das Gedächtniß, die nachbildende, besser ausgedrückt: hineinbildende Kraft, reproductive Einbildungskraft genannt, und die Gesetze, welche das Gedächtniß beherrschen, das bekannte Gesetz der Aneinanderreihung (Associationen der Ideen, der Aehnlichkeit und der öfteren Wiederholung der Vorstellungen,) beruht auf dieser Reflexplastik, dieser Hineinbildungskraft. Abercrombie berichtet von einem Gelehrten, der zu Ende eines Fiebers die Namen der gewöhnlichsten Dinge vergessen hatte. Er mußte wieder wie ein Kind unterrichtet werden. Einst beim Unterricht führte er plötzlich seine Hände an den Kopf, ausrufend: mein Gott! Es ist mir als wenn ich Alles das schon gewußt hätte und er hatte plötzlich sein altes Gedächtniß wieder erhalten. Gedanken (ein Einfall, ein guter Einfall, ein Apperçu) von denen wir uns selbst geständig sind, daß sie uns kommen ohne unser Zuthun (wie man zu sagen pflegt: gleichsam über Nacht) ohne, daß wir wissen wie und woher sie uns kommen, sind Reflexphänomene, das Product längst vorangeganger Schlußketten in abstracto, eine Frucht vielleicht Jahre langer, deutlich vorhergegangener activer Meditation.

Carl.

XI.

Charlotte sahe diese Umarmung selbst zwar nicht, aber flüchtig hatte sie die Hinwegeilenden gesehen. Sie wußte daß ihre Schwester den Dichter um ihrer Rolle willen berathen wollen; arglos vermuthete sie daher nur eine phantastische Scene, einen launisch witzigen Auftritt voll Muthwillen und Uebermuth: in solchem Sinne ließ sie doch mit dem Ausdruck der Bitte und des Vorwurfs ihre ernstschönen, dunkeln Augen einige Zeit lang auf Wolfgang ruhen. Aber der Dichter rang vergebens nach Fassung, er fand den Muth nicht, ihren Blicken zu begegnen. Charlotte erschrak nun, ein energischer, ja wilder Schmerz umgab ihre aufzückende Lippe, jedoch ihre stolze Seele gewann es nicht über sich, einen Argwohn auszusprechen, dem ihr Gemüth sich empörte. Desto ergreifender war ihr verschleiertes Wort. Ohne des Moments zu gedenken sagte sie nun ruhig und bestimmt: Du hast in deinem Drama wieder ein so hohes und rührendes Weib dargestellt! Ich werde es

mit voller Liebe geben. Durch ein unmittelbares Hervorbrechen in plötzlichen Schlägen weißt du das Tiefste des Gemüthslebens abzubilden. Und dieser Charakter in der Lebenslage! Ich weiß nicht, ist es überhaupt die Bestimmung des Mannes, daß Liebe allein sein Leben nicht auszufüllen vermag: Caius Grachus strebt hinaus über dies holde Glück. Virginia, ganz Herz und Seele, leidet schmerzlich über dies durch Liebe allein nicht befriedigte Leben des Gatten. Wie wahr schilderst du in ihr und ihrem Loose das Frauengeschick, und — hier brach Charlotten die Stimme, Wolfgang erzitterte — und mein Geschick, weinte sie heraus. Sie sank in den Divan und verbarg ihr Gesicht in den Händen. — Wolfgang stand vernichtet. Er raffte sich zusammen, er stampfte den Boden, herzscheidend rief er aus: Unseliges Leben! — und wollte fortstürmen; Charlottens Schwester trat ihm entgegen.

Mit der Unbefangenheit des Genies, dem von Kindheit an Leidenschaft Bestimmung gewesen, erschien sie völlig selbstbeherrscht. Sie wollte weder Wolfgangs noch Charlottens Aufregung wahrnehmen; in dem gleichgültigsten Tone der Conversation forderte sie zum verabredeten Spaziergange auf.

Nach einem so schnellen Wechsel disparatester Affectionen gewann Wolfgang durch diese Anrede auf natürliche Weise seine Haltung wieder. Er entschied sich schnell, machte durch ein coup de desperation aus schlimm gut, bot beiden Schwester seinen Beistand; die drei gingen freundlich gesellt, in ihrem Innern bebten die widersprechendsten Wallungen.

XII.

Indessen hatte auch das Geschick des Sebaldus nicht unbedeutenden Wechsel erfahren; Friedrich aber gewann eine Anstellung als Collegienrath und vermählte sich mit Elisen.

Carl allein lebte ohne eine äußere Veränderung in seiner gewohnten Weise still, vertieft, gedankenvoll und fleißig weiter fort. Seine umfassenden Anlagen bedurften eine reiche Organisation und tiefe Durchbildung. Der Bedarf einer productiven Thätigkeit quälte seinen Geist. Er mußte sich für eine Berufsart erklären. Determinatio est negatio, sagte er seufzend, und doch ist ohne die Negation keine Existenz, keine Geschichte; und ohne Geschichte gäb' es die Offenbarung nicht. — Eine Stätte des Wirkens mußte er wählen, aber wo? Die Mängel der Kirche, bei welcher er hergekommen, erschienen ihm gegen den realen Werth dieser Kirche so überwiegend, daß er nicht auf Kosten seiner christlichen Freiheit in der Sphäre ihrer tödtenden Gesetzlichkeit wirken mochte. Der abstracte Staatsdienst ängstigte ihn; für dieß Thätigkeitsgebiet hätte er zu viele einmal erweckte und gestaltete Kräfte in sich niederdrücken müssen. Daß er dem gegenüber bei dem eingeschränkten, kleinen Leben in Familie und Geselligkeit in geistloser Gemüthlichkeit ein Aequivalent gefunden, war unmöglich. Ueberhaupt entgeisterte ihn alle Geschiedenheit, wennschon deren Nothwendigkeit für die Entfaltung und Fortbildung der Einzelwesen ihm einleuchtete. Er jedoch für sich selbst meinte nur in der Gesammtheit fortzukommen. In Geist und Schrift die einzelnen Strahlen der Sonne der Wahrheit aus dem Lichtquell herzuleiten und sie in denselben zurückzuführen, däuchte ihm seine Lebensaufgabe. Alles Halbe und Einseitige

verstärkte ihn, er war unfähig für einen Kreis der Thätigkeit: So mußte er als Theolog Philosoph, als Philosoph Dichter, als Dichter practisch handelnd sein dürfen. Carl entschied sich mit dem ausgebildetsten Bewußtsein für den Beruf des Schriftstellers; heiter gefaßt verfolgte er diese Laufbahn. — In dem Hause seines Oheims war er vor wie nach ein geschätzter und polemisirter Gast; aber mit Virginien lebte er in geistigem Einverstande, dessen Innigkeit jedoch noch keine gegenseitige Ansprache gefunden.

Carl war auf dem Wege zu seinem Oheim, als ihm Wolfgang in Begleitung der beiden Schwestern begegnete. Des Dichters Freude, nach langen Monden den Freund wiederzusehen, wurde unwillkührlich durch ein Besinnen gestört. Manche spätern Lebensereignisse, die er vor dem Gefährten reiner Stunden nicht zu vertreten wußte, alsdann seine jetzigen Verhältniße, deren Beherrschung ihm unmöglich geworden, zerrissen bei der plötzlichen Wiederbegegnung des Freundes sein Herz. Er suchte sich so gut es gehen mochte durch einen Streich der Phantasie zu retten. Mit anscheinender Leichtigkeit lachend und glücklich stellte er seinen Damen, voraus Charlotten den Jüngling dar, der vor dem schönen und allgepriesenen Mädchen nicht ohne Schüchternheit erschien. Er ging mit den Uebrigen. Wolfgang ließ ohne Aufhören seinen Witz spielen, er scherzte über Carls Einsamkeit, über seinen zu ernsten Anstand, über sein feierliches, ja kanonisches Benehmen; auch seine Tracht hätte historischer sein müssen. Von dem Theater war die Frage; dem Caius Grachus gegenüber wurden die Tribünen unserer Tage ausgespottet; mit Geist und Laune sprach er von den Vorübergehenden, und von vielen Personen und Dingen immer so. Carl konnte schweigen. Wundernd glitt sein Blick an Charlotten hin; der harmonische Ausdruck einer tiefen, schwärmenden Melancholie, die geistige Haltung der poetischen Gestalt ergriff seine Phantasie. Wenig beschäftigte ihn Madame Wunder. Eine Schönheit die vorzüglich die sinnliche Einbildungskraft in Anspruch nimmt, verstand Carl kaum.

Man war in einen erlesenen, öffentlichen Blumengarten eingetreten und ließ sich daselbst nieder. Freunde und Bewunderer umdrängten den Dichter und die berühmten Künstlerinnen. Charlotte blieb still, desto gesprächiger zeigte sich die geistreiche Schwester. Ihre Worte waren von Einfällen gewürzt, aus denen Genie und Weltverstand reichlich hervorblitzte. Auch Carl fühlte sich nun von ihr verflochten. Nur gewaltsam trennte er sich, in der Absicht mit Wolfgang, der sich entfernt hatte, ins besondere zu sprechen. Die Freunde fanden sich. Carl nahm den Arm des Dichters; bald wandelten beide in den letzten, einsamsten Gängen des Gartens.

Eindringlich sprach Carl sogleich: Du bist nicht glücklich, Wolfgang; deine Rede tönt aus beklommener Brust, dein Witz ist wüst, dein ganzes Wesen erscheint forcirt.

Wolfgang entgegnete stutzig: Uebertreibung! Was denkst du? deine Stimmung ist nicht die beste!

Ich bin ganz unbefangen, sagte Carl, ich sehe alles realistisch rein. Du bist oder — warst in Liebe zu diesem wunderschönen Mädchen. Charlotte sieht leidend; Gerüchte laufen um, sie trafen auch mein Ohr. Die

Schwester, durch und durch phantasievolles Sinnenwesen, ist gefährlich, eine Sirene, sie ist es dir. Wolfgang, geh' nicht weiter; entscheide deine Lebenslage zum Guten. Ein kräftiger Entschluß und du bist frei und glücklich: vermähle dich mit Charlotten.

Der Dichter erwiederte heftig; Du sprichst prägnant wie ein Gesetzbuch — mein Freund verstehst du dich auf's Leben? Kannst du dem Geist gebieten, wirst du von Gedanken satt? Eure Theorieen, gleichviel ob sie aus der Moral oder aus dem Christenthum entspringen, sind nicht im Stande, mich wider die Natur für eine Welt der höheren Ordnung und des Lichtes zu befähigen. Was frommen und fördern Vorschriften und Weisen, die keine lebendige Praxis zulassen. Die leeren Phrasen der Doctrin, die immerdar hochmüthige und um deßhalb selbstige moralische Begeisterung weiß ich zu würdigen; zum Sklaven der Pflicht bin ich zu gut, und zum christlichen Leben in eurem Sinne fehlt mir die naturersetzende naturverklärende Erfahrung. Ich muß lebendig leben. Mag das Dasein in Wechsel von Leid und Lust, Unmuth und Begeisterung, Verdruß und Gelingen, Haß und Liebe, Trägheit und Affect verhallen und verklingen, dazu ward es geschaffen, es ist mir alles nur ein ironisches Spiel. Mir sprichst du von der Ehe — weiß der Olymp von diesem Staatsinstitut?

Staatsinstitut? wiederholte Carl.

Wie anders, fuhr Wolfgang fort, denn die Möglichkeit einer Ehe aus christlichem Princip, eine andere Ehe giebt es nicht, wirst du nicht behaupten wollen.

Ich behaupte sie, sagte Carl entschieden.

Lieber Freund, rief Wolfgang aus, sind wir nicht allesammt unerrettbar in Gesetzessklaverei und Götzendienst versunken?

Unerrettbar gewiß nicht, entgegnete Carl; wer von uns hat nicht einmal, einmal nur den Geist vernommen, welcher persönlich macht, frei und gut! Diesem Geist entspricht die Sitte der Ehebündnisse, die in einzelnen Fällen je nach den Charismen der Verbundenen auch subjectiv sich höchst genial gestalten können. Wenn ich meinem Gefühl und Tact trauen darf — Wolfgang, wie paradox es klingen möge, ich glaube, daß Charlotte dieser Ehe fähig sei. Wer in der Liebe des Gegenstandes ausschließend liebt, rein und wahr, wer treu liebt, liebt, ob mit vollem Bewußtsein, ob nur in Ahnung im christlichen Geist. So liebt Charlotte. Du aber siehe zu. Machst du die Natur zu deinem Gott, so lobe das Ende — dieser Weg endigt im Dunkel. Dir in der Form einer Lehre etwas zu sagen, wäre lächerlich; ich habe nichts als diesen herzlichen Zuruf. Komm denn, laß' uns zu den Frauen rückkehren.

Mit veränderter Stimme und bebender Lippe entgegnete Wolfgang: Freilich hast du recht gesehen, in aller Hinsicht recht: Charlotte ist so, ihre Liebe hat Würde, Geist, Weissagung. O glaubt' ich, daß die Idee ihre wahrhafte Einschränkung gefunden, ich lebte wie im Himmel. Allein nur in den seltensten Momenten wird mir der Glaube, mein Glück erblüht im Unbestimmten, im Fessellosen, in einer Erweiterung zum Weltall; wenn ich von

meinem Standpunkt mich an eine festgehaltene Grenze verlöre, so wär' ich dem Blödsinn, der Bornirtheit verfallen. Ich kann Charlotten mir nicht erhalten; der rasende Trieb wirft mich von Brust an Brust, und doch, dies köstliche Geschöpf aufzuopfern, schaudert's mir. So steht es. Ich bin ein zerrissener, unseliger Mensch, wo hinaus das Leben mit mir will, faß' ich nicht. Ich muß unruhig, ziellos vorwärts. Das feste Ufer der Knabenzeit im Rücken, treib' ich auf einem stürmischen Meer; ich fühle mich mit nur geringem Widerstande einer Gewalt unterworfen, die auf die willkührlichste Weise von der Welt mit mir ein Ende machen kann. — Hier aber rief Wolfgang verändert: Dennoch, ich bin frei, das Leben hat seinen Trieb und die Poesie ist etwas, viel, alles!

Alles und Nichts, sagte Carl mit Nachdruck. Gleich setzte er herzlich hinzu: Wolfgang, gieb deine Freunde nicht auf. Reich begabte geniale Naturen, die ihrem Wesen nach leicht über das Maaß hinausgehen, können unter Umständen Dinge thun, von welchen der Alltagsmensch blaß zurückschaudert. Das bedenke du. Gieb uns nicht auf. Wir verstehen uns einmal, uns verbindet manche Erfahrung von Geist und Herz. Halte dich wieder zu uns, zu Friedrich und mir.

Recht gut, entgegnete Wolfgang wüst, wenn ihr mich nur zu überzeugen vermöchtet! — Dieser Friedrich beginnt zu versteinern, zu verrosten; sein gemüthliches Familienleben, seine Gattenzärtlichkeit, seine Vaterfreuden — pah, pah! Aus Allem guckt auch schon das lange Ohr des Büreaukraten heraus. Du aber, mein geistvoller und sehr lieber Freund, bist und bleibst im Sinn des Worts ein bloßer Theoretiker.

Vielleicht nicht, sagte Carl, siehe wenigstens zu.

Das will ich, sprach Wolfgang und drückte dem Freunde warm die Hand. — Sie traten wieder zu den Frauen. Charlotte erschien wie paralysirt. Carl glaubte wahrzunehmen, daß in ihr eine stille, tiefe Kraft lausche, wann es Zeit sei erjauchzend den ungeheuren Druck, der auf ihr lastete, durch irgend eine leidendschaftliche That von sich zu schütteln. Mit gepreßtem Herzen verließ er diese Menschen und beruhigte sich nur halb durch den Vorsatz, daß er bei dem erwarteten Besuch Wolfgangs alles aufbieten wolle, den leichtsinnigen, an einen grenzenlosen Naturalismus fast verlorenen Dichter zu einem kräftigen Entschlusse zu bewegen, damit zum wenigsten seine Verderben drohenden Verhältnisse in die sühnende Schranke des Sittlichen zurückgeführt werden.

XIII.

In dieser sorgen- und liebevollen Stimmung betrat Carl das Haus des Präsidenten. Der Zutritt zu Virginien war dem Jüngling freigegeben, er fand sie auf ihrem Zimmer. Sie hatte so eben das Fortepiano verlassen und beschäftigte sich jetzt mit einer Stickerei.

Der Bund von Carl und Virginie unterschied sich in Sinn und Art von jener poetischen Leidenschaftsliebe, die Wolfgang und Charlotte vereinte, auch glich er nur dem Verein, der in natürlicher Herzensliebe Friedrich und Luise umschloß. — Für die Verinnigung durch den Geist des Christenthums ist eine

besondere Anlage nöthig; der Glaube ist nicht Jedermann's Ding. Durch Anschauung mag der Dichter, der Philosph durch Erkenntniß, durch christlich vergeistigte Werkthätigkeit der Practische an dem Wesen der heiligen Wahrheit Theil haben — allein ihren wahrhaft beseligenden Besitz giebt nur der naive Glaube. Dieser Glaube ist wie das Leben selbst ein gewohntes und eigenthümliches Gut dessen man sich freut, ohne daß man ihm nachgefragt. Ungeirrt, unabgezogen durch die tausend vorübergehenden Hülfsmittel für die Existenz finden diese Gläubigen an dem evanglischen Christenthume ein völliges Genüge. — Ihnen gehörte Virginie zu, und zwar in einem unvergleichlich innigeren Grade als Carl. Carl mußte zu seiner inneren Beruhigung, wie weit er's umfaßte, das sinnliche und geistige Universum im christlichen Licht und Geist schauen und durchforschen. Wider diese Thätigkeit seiner Intelligenz trat sein persönliches Verhältniß zu den Menschen überhaupt wie zu den Heiligen selbst zurück. Der Aether der Vernunft und Liebe war zu vorherrschend seine Lebenssphäre; über dem Sinnen und Denken drohte ihm oft das Wirkliche unter den Händen zu zerrinnen. Virginie war inniger auf das Christenthum gestellt. Was ihr die Kunst und die Natur offenbarte, nahm entschieden Gestalt und Farbe her von diesem heiligen Ernst. Nach einem engelhaften Tact erkannte sie den Trug auch in seiner blendendsten Hülle. Kindlich an Sinn und Herz blieb sie des vergänglichen Wesens dieser Welt sich immer bewußt, die rettende Liebe war ihr das Gewissęste. In prächtiger Unmittelbarkeit, nur durch ihre geistinnige Gegenwart durfte sie Vielen eine Mittlerin sein auf den Vereiniger von Welt und Gott. — Das charaktervolle und wesentliche Verhältniß der Liebenden trat heute ganz in die Erscheinung. Gleich bei seinem Eintritt erzählte Carl von seiner Besorgniß um das Schicksal eines Freundes, der im theuer.

Von den drei Freunden, welcher Freund ist gemeint, sagte Virginie.

Der Dichter! versetzte Carl. Ihm ist die Poesie als solche das Höchste und Einzige; um deßhalb geräth er je länger, je mehr mit der sittlichen und heiligen Welt in Conflict. Ich fürchte, es wird Unheil durch ihn werden.

Virginie schwieg; er fuhr fort: Alsdann, daß ich Virginien keine meiner Sorgen verschweige, auch unseres Friedrich Sinnesart und Lebensweise, schafft mir Pein. Daß er in Folge der Jahre sich mit Behagen in ein alltägliches, innerst doch zerrissenes Leben gefunden, däucht mir seine Zukunft sehr zu gefährden. Für die ganz abstracten Berufsgeschäfte entschädigt er sich durch eine fast ausschließende Liebe der Seinigen. Ein gewaltsamer Eingriff des Geschicks in diese seine ihn ganz verschlingende Lebenswelt kann ihn an den Rand des Verderbens führen.

Virginie schwieg wieder; Carl fuhr fort: Jener Freund, der Ihnen unter dem Namen des Philosophen bekannt ist, giebt mir auch zu sorgen. Er hat sich nun ganz isolirt, lebt nur dem speculativen Interesse, und ich befürchte, daß sein Privatleben eben aus diesem Grunde von einer Verirrung nicht frei sei. Wie bedrohlich erscheint der Lebensweg und das Schicksal dieser drei Freunde!

Carl schwieg nachdenklich. Virginie blickte auf und fragte mit feiner Wendung: Alsdann erscheint Ihnen auch Ihr Leben in einem melancholischen Lichte?

Wie nicht? sagte Carl getroffen. In meinen Schriften tritt das schlicht Individuelle zurück wider die Forderung, des heiligen Geistes Meisterschaft in Literatur, Geschichte und Natur zu enthüllen, so find' ich den Anklang nicht in dieser doch im Ganzen sinnlichen und gedankenlosen Zeit. Auch mir ward kein leichter Weg, es fehlt mir an Gemeinschaft. Die Melodie entbehrt der tragenden, kräftigen, vollbeseelenden Harmonie. Man will mein Lebensinteresse nicht gelten lassen, man schilt und tadelt, spottet und höhnt — o oft ist es mir, als sollt' ich ermatten; aber mein Geist und Wille ist stark.

Das Urtheil der Menge, erwiderte Virginie leicht und frei, was will das sagen? Ist es nicht die Lebensweise der allermeisten Menschen, das Wichtige für gering, das Geringe für wichtig zu nehmen? Sie mögen immerzu volle, breite Straßen wandern, wir erfreuen uns ja eines sichern Glücks. — Auch mein Vater und Bruder gefallen sich wie Ihr Philosoph und Dichter, ein Jeder in seiner Art, ganz wohl in einem Leben ohne durchgängige und innige Betheiligung an dem christlichen Geist. Aller Schicksal ist in Gottes Hand, sie werden leiden müssen, aber Leiden führt zu Gott. — Ihr Leiden? Worin kann es seinen Grund haben als in einem zu weiten Herausgehen aus sich selbst, was kann es wirken sollen, als eine nach diesen großen, geistigen Bestrebungen gewiß sehr reiche, nun aber auch wahrinnige Selbsteinkehr? Es ist nicht anders und mich dünkt, die größesten Geister aller Jahrhunderte müssen das bestätigt haben: in welchen Vergnügungen des Gedankens und der Phantasie, in welchen hohen Gefühlen und Großthaten sie auch geschwelgt, nach allem Enthusiasmus blieb ihnen als der Kern ihres Dichtens und Trachtens, als das einzig Gewisse nur dieß: ein Herz voll Zuversicht, dem gläubig, welcher gut macht und der die Seligkeit uns verheißen hat.

Ach mein theuerstes Kind, sagte Carl tief bewegt, Sie haben das bessere Theil erwählt! Durch welche Labyrinthe in Geist und Welt führt unser Weg zu dieser Herzensgewißheit! Gott erhalte Sie so — und uns, uns stehe die Hoffnung bei.

Virginie stand auf und ein leises, feines und gerührtes Lächeln umschwebte ihre Blumenlippen, indem sie sprach: Ist Ihnen nicht trotz aller christlichen Virtuosität im Grunde doch das Leben eine Last? Lieben Sie die Menschen? Wirkt und webt nicht ohne Unterlaß der Ihnen eingeborne Ruf „los, los von aller Bestimmtheit?" — O ein himmlisches Leben hält Sie dem Menschlichen fern, Sie sind nicht zu erreichen. Musik, Liebe, Religion hebt sie auf mächtigen Schwingen hinaus; nur mit Widerstreben geben Sie den Vermittelungen eine flüchtige, immer unwirkliche Gestalt; sogleich erheben Sie sich wieder, und eilen, durch nichts Einzelnes bedrängt, in den höchsten Regionen sich zu weiden. Bei Ihrem Ringen nach Persönlichkeit ist doch der Stolz des idealen Menschen so ungeheuer, daß jede Gebundenheit als Schmach, jede Befreiung in's Unermeßliche als Seligkeit empfunden wird. Indessen die edelsten Seelen,

deren Leben zum höchsten geht, in dem Reichthum weltlichen und leidenschaftlichen Treibens nach dem Göttlichen sehnen, muß mein Freund, der ganz Geist und Freiheit ist, muß dieser Sonderling dem Menschlichen und Irdischen nachtrachten. Wie liebenswerth däucht mir das, wie sehr verehr' ich meinen überschwenglichen, wundersamen Freund!

Virginie sahe in dem Gefühl zärtester Freundschaft mit ihren blauen, milden Augen den Jüngling so holdselig redend an, daß er unwillkührlich in die Worte ausbrach: Vor Ihnen, Virginie, fühl ich mich gerechtfertigt, den Vorwürfen der Welt habe ich nur die Entgegnung, die Sie sich selbst gemacht; ich trachte aus allen meinen Kräften nach Gestaltung, das bezeugt mein Leben in Schrift und That. Allein die Ueberwindung meines Fortstrebens würde mir leichter sein, ich gewänne eine innigere, vollere Liebe zum Sein und Dichten, ich würde auf mich mehr geben und auf die Welt, wenn Virginie nicht so, wie nenn' ich's schon, so abgeschlossen, so mit sich eins lebte, wenn sie —

Still, o still, unterbrach ihn Virginie den Finger am Munde. Bekannten Sie nicht selbst, daß Ihnen Ihr besonderes Leben und Geschick nur einen Werth, um den man sich auch bekümmern mag, in vorübereilenden Stimmungen habe? Was ist dem hochfliegenden Geist ein Einzelwesen? — Drum sei er bewundert, dieser Stern, und in seiner Pracht geliebt und verehrt. Mehr weiß ich nicht.

Wer sich überhebt, sei er wer er sei, rief Carl aus, kann des Geistes nicht theilhaft sei. Leidend und handelnd, in Entbehrung und Genuß, in Leidenschaft und That sollen wir nach dem höchsten Gut ringen; ich weiß es ja, daß es nur eine individuelle Wahrheit und Seligkeit geben kann. Darnach just geht das Sterben meiner Kraft, wie wenig auch bisher erreicht sein sollte.

Virginie fragte schwermuthsvoll zweifelnd: Ist es auch meinem Freunde ein vollkommenen Ernst mit diesem Streben, mit seiner Herzenstiefe? Ach den sublimen Geist, die geistig feste Ueberzeugung, die große Absicht hab' ich nie bezweifelt.

Carl erwiderte empfindlich verletzt: Virginie, Sie sind grausam.

Doch wahr, sagte sie mit erschütternd schmerzlichem Ton; wer aber von uns beiden der grausamere Theil ist, darüber lassen Sie uns nicht abrechnen.

Carl stutzte, die Liebende fuhr fort und ihre Stimme begann zu zittern. Was Sie zu Ihrem Leidwesen versäumten, das persönliche Wohl und Wehe, ist mir recht verstanden alles. Die Meinigen entfremdeten sich mir, weil ich nur in dem freudigen Glauben Frieden fand, Muth, Rührung und Seligkeit. Ich war allein. Nun traten Sie in unser Haus. Mir ahnte, daß ich an Sie würde glauben dürfen, aber über diese Ahnung konnte ich nicht hinauskommen. Die Größe Ihres Charakters verliert sich allüberall zu schnell, zu leicht in's Unbegreifliche und Fassungslose und doch — diese plötzliche, tiefe, Ihnen so eigene Bewegung des innigsten, geheimsten Herzenslebens! Ich verlor mein Zutrauen nie und ward doch nie recht dessen froh. So gingen die Jahre hin — — Hier unterbrach sich Virginie gewaltsam mit den

Worten: O ich fühle mich dahingerissen, und es würde mir recht wohl geziemt haben, überhaupt zu schweigen und zu dulden.

Mit einer großen Bewegung kämpfend sagte Carl nach einer Stille fest: Auf das gewisseste weiß ich, es ist nie tiefer geliebt worden als ich Sie liebe! Dennoch — sagt' er und seine Stimme brach — etwas in mir bleibt unbefriedigt, mein Herz ist nicht ausgefüllt, ich verlange mehr als ich habe. Virginie, was diese Brust durchregt, verstehst du doch wohl nicht.

Tief ergriffen rief erbebend das fromme, geistvolle Mädchen: So glaube doch, so vertraue mir! — Und wie sie unverwandt in seine weinenden, irren und suchenden Augen schaute, rief sie in wunderbar erhöhtem Tone: Ist denn unser ganzes Leben nicht der Sehnsucht und Hoffnung geweiht? Sind wir nicht Christen? Wo ist Friede als bei Christus.

Ja, sprach Carl nun ganz in ihrem Verständniß, den guten Menschen, ihn lieben wir!

Virginie fiel ohne ein Wort laut weinend an sein Herz; in dem heiligen und schönen Grauen umschlangen und hielten sich die liebegeweihten Menschen.

Eilend trat das Mädchen Virginiens herein. In dem Hause Friedrichs, meldete sie, sei alles in der größesten Verwirrung, das Kind Friedrichs sei plötzlich zum Tode erkrankt. — Die Liebenden, wohl wissend, mit welcher Leidenschaft Friedrich dies Kind liebe, erschraken tief, und bereiteten sich still, ihren bedrängten Freunden zu begegnen. Sie gingen mit einander.

XIV.

In der Familie Friedrichs herrschte das tiefste Leidwesen. Der Arzt hatte soeben wieder das Krankenzimmer verlassen, Elise war mit der Zurichtung eines Heilmittels beschäftigt, Friedrich saß unthätig neben der Wiege. Er starrte mit einem häßlichen, leeren Blick auf das tödtlich leidende Kind. Lange, lange Minuten vergingen so. Nun regte sich das Kleine, die Mutter wandte die verordneten Medicamente an, das Kind erholte sich einen Moment. Sein erster Blick fiel auf den Vater; mit beiden Händchen nach ihm langend stammelt' es bittend: Vater! und sank neu beängstigt in Bewußtlosigkeit. — Friedrich hätte um zu helfen hundert Leben opfern mögen; er war an der Grenze seines Könnens. Das ungeheure Leiden der Sympathie, sein gänzliches Unvermögen schmetterte ihn nieder. Es war als wenn er zerknirscht beten müsse; sein Inneres war zu: er riß sich auf, eine starre Gleichgültigkeit malte sich in seinen Zügen. Elise, auch zerrüttet, war doch so viel sie selbst, daß sie heftig seine Hand ergriff und sprach: Mann, besinne dich! — Er nahm ihr wild die Hand. — Ich weiß nichts, antwortete er. Auf mich ist das Geschöpfchen geworfen, ich sollte ihm helfen können, und — O besser wär' ich auf der Richtstätte als an diesem Marterort. Ich kann nur zittern, ohnmächtig trotzen — dieser Herr des Todes, der mit der Eiseshand mein Herz antastet — — „Gott; hilf, hilf meinem warmen, blutenden Vaterherzen, Vater, hilf!" — Vater?? — Die eiserne Nothwendigkeit oder die Willkühr und der Zufall — niemals, niemals haben sich diese Mächte auf das Menschenherz verstanden!

Schweig in Jesu Namen, sprach Elise entsetzt, aufschluchzend, dein verwirrtes Wort häuft des Elends mehr über mich, als es erträglich ist.

Horch, es regt sich, sagte er erseufzend, wieder zur Wiege herumgeworfen.

Der Anblick des Kindes war trostlos, düster und drohend. In hülfloser Angst standen die Eltern daneben, zu thun gab es nichts. Das arme Weib sank gebrochen bei dem Bett in die Knie und wurde ganz still. Fiedrich lehnte in jener trockenen Verzweiflung, die bei der Lähmung aller Seelenkräfte zu dem Aeußersten aufgelegt ist, über dem Antlitz des Kranken und suchte mit einer Art wüthender Hast in dessen Zügen ob keine Hoffnung darin zu lesen.

Jetzt traten Carl und Virginie in das Zimmer. Nicht daß sie trotz ihrer Erwartung, die Eltern in einem trostlosen Zustande zu finden, von der Höhe dieses Leidens dennoch wären bestürzt gewesen, aber die unmittelbare Theilnahme überwog alles Weitere. Sich den Schmerzensvollen jetzt irgendwie verständlich machen zu wollen, wäre eine harte Thorheit gewesen. Virginie jedoch glaubte, es möchte sich ergeben, daß ihr practischer Beistand von Nutzen würde sein können; sie blieb. Carl ging zurück. Er wußte nur zu wohl, daß im Moment des Schlages, die Herzen der armen, verlierenden Menschen weder eines Trostes durch Mitleiden, noch minder durch eine geistige Erhebung fähig sind. So verließ er das Haus, in welchem der Tod sein düstres Schauspiel gab.

Diplomatische Revue.

Wochenschau.

Die Verhandlungen über den Congreß haben zunächst dem Zwecke gedient, den drei neutralen Mächten eine Pforte zu eröffnen, durch welche sie wieder in die Behandlung der schwebenden Fragen einzutreten vermöchten. Man weiß, welchen Standpunkt England, Frankreich und Rußland bis vor wenigen Monaten eingenommen haben. England meinte, die schleswig-holsteinische Sache sei von dem Augenblick an, wo die Londoner Conferenz sich zerschlug, und wo Oesterreich und Preußen auf eigene Hand den dänischen Kampf bis zum Abschluß des Wiener Friedens fortführten, zu einer Angelegenheit geworden, mit welcher sich Deutschland und die deutschen Mächte allein abzufinden hätten. Was Italien betrifft, so hielt England die dortige

Bewegung für erlahmt und es hatte zum Ueberfluß den Freiheitskämpfer Garibaldi mit den Fesseln britischer Sympathieen an seine Ordre gekettet, so daß England des einzigen Mannes, in welchem die Fähigkeit eines Planes und Willens lebte, sicher zu sein hoffte. Frankreich trieb in der Sache der Herzogthümer Gefühlspolitik, es gestand, daß es sich freuen oder betrüben könne, fügte aber hinzu, daß die Neutralität die Regel seines Benehmens bleibe. Mit Italien hatte Frankreich den Vertrag vom 15. September 1864 errichtet, welcher, indem er den König Victor Emanuel nach Florenz verwies und ihm die Aufgabe vorschrieb, seinen gegenwärtigen Besitzstand zu consolidiren, gegen den Durchbruch des Einheitsehrgeizes eine Schranke gezogen zu haben schien. Rußland übertrug dem Großherzoge von Oldenburg die Erbansprüche seines Herrscherhauses auf die Herzogthümer Schleswig-Holstein und erläuterte diesen Act in der Londoner Conferenzsitzung vom 2. Juni dadurch, daß nach der Willensmeinung des Kaisers von Rußland die Entscheidung über das Schicksal der Herzogthümer innerhalb Deutschlands selber zur Entwickelung gelangen solle. Die italienische Frage, als solche, lag dem Petersburger Cabinet schon um deshalb fern, weil es während des italienischen Krieges vom Jahr 1859 und während der dem Kriege folgenden Umwälzungen sich unzweideutig zu einer Politik der Neutralität bekannt hatte.

Dieser Stand der Dinge hat sich nunmehr gänzlich geändert. Zwei Thatsachen haben ihn in sein Gegentheil verkehrt: nämlich erstens die Rüstungen in Deutschland, welche mit dem Ausbruche eines großen Krieges drohen wollten, und zweitens die Combinirung der Italienischen mit der Deutschen Frage. So lange diese beiden Fragen einzeln für sich zu existiren schienen, so lange besaßen die außerdeutschen Mächte ein plausibles Motiv, um zu betheuern, daß sie die beiden Fragen ihrer eigenen Abspinnung gern überließen. Aber in dem Moment, wo die Dinge das Aussehen gewannen, als ob zwischen Venetien und Holstein ein Causalnexus existire, und als ob die Zukunft Deutschlands auf italienischem, die Zukunft Italiens auf deutschem Boden ausgefochten werden solle, — von demselben Moment, wo die beiden Fragen den Charakter einer Specialität verloren — von da an, sagen wir, entpuppte sich die europäische Natur der Verwickelung und die drei neutralen Mächte traten sofort wieder auf die Bühne.

Sie werden dieselbe nicht wieder verlassen. Die Schranken, durch welche die Specialfragen in ein bestimmtes Terrain eingegrenzt gewesen, sind verschwunden und können durch keine Kunst wiedererrichtet werden; sie waren immer nur eine diplomatische Fiction, hinter welche sich die abwartende Beobachtung der neutralen Mächte versteckte. Die Specialfragen sind für alle Monarchien Europas zu Existenzfragen geworden. Es ist die Congreß-Idee, in welcher sich das Bewußtsein der letzteren Thatsache und das positive Interesse der europäischen Mächte ausdrückt. Es ist die Forderung einer Abschaffung der Verträge von 1815, welche den Beweis liefert, daß das Gesammtinteresse der Mächte zunächst nur ein auflösendes, ein negatives, ein abstractes Programm zu finden vermag. Es ist das

Widerspiel zwischen dieser abstract negierenden Stimmung und den positiven Bedürfnissen, welches die Verhandlungen des Congresses kennzeichnen wird. Wie weit und wie lange die Auflösung der alten Rechtstraditionen das Uebergewicht über die Nothwendigkeit, etwas Dauerndes zu schaffen, behaupten werde, wissen wir nicht. Das aber wissen wir, daß eine außerordentlich starke conservative Rückströmung, die dissolutesten Geister beherrschend, die verneinenden Kräfte bändigend und das Recht begründend, den Schluß unserer Noth bilden wird.

Der Krieg hängt jetzt wie Mahomed's Sarg in den Wolken.

„Der Casus macht mich lachen."
Faust.

Oesterreichs musikalischer Gesandter zu Paris, der Fürst Metternich, hatte plötzlich aufgehört, für Bravourarien die Noten zu setzen. Man sagt: Die liebliche Kaiserin Eugénie sei nicht sehr affligirt darüber. Die Kaiserin ist zu sehr Frau und kennt deshalb zu sehr die Kräfte, welche wirklich rühren und wohlthun, als daß sie an den Künsteleien Metternichts Gefallen finden sollte. Athemlos im Sturmschritt erschienen und drängten sich Noten auf Noten ganz anderer Natur; die Oesterreichischen oft mit der allercapricieusesten Phantasie ersonnen und die schlag- und zündnadelfeurigen preußischen Bataillone nur des Augenblicks, der nicht fehlen kann, harrend, schienen nicht Raum genug für die Entwickelung ihrer historischbekannten passionirten Kampfeslust zu haben. Alle Schnellpressen der österreichischen Blätter reichten kaum aus für ihre Schmäh- und Drohartikel. In Tyrol und Salzburg hörte man die Prediger von der Kanzel herab auffordern zu unserer Vertilgung. Alle Leidenschaften des Racenhasses, der Brutalität und der Gier nach Silbergeld hetzte man gegen Preußen auf. Den Czechen und Polen sagte man, es gelte, die verhaßten Deutschen todt zu schlagen, den Proletariern, sie sollten sich das Silbergeld von Berlin, Magdeburg, Stettin, Breslau, Brandenburg u. s. w. wiederholen, was diese den Oesterreichern gestohlen hätten.*) Der deutsche Fouquier-Tainville,**) Herr Fröbel zu Stuttgart, ein zartes, hochblondes, oder blutrothes Männchen, welches 1848 alles monarchische Element am Leben bedrohte, entwickelte im „Stuttgarter Beobachter" einen wahrhaften Wüstendurst nach von ihm angeklagten preußischem Blute. Der hochbeschlagene oder trächtige Torquemada zu

---

*) An den Grenzstrecken Preußens treiben sich eine Unzahl Agenten herum, welche die Bevölkerung gegen Preußen aufwiegeln.

**) Fouquier-Tainville hatte durch seine Begierde zum Verurtheilen die Aufmerksamkeit des lahmen Jacobiners Couthon, eines Generaladjutanten Robespierre's, erregt. Couthon empfahl ihn dem Max mit den Worten: „Voici un spectre affreux sorti de l'abime creux par un souffle infernal. Mettons en usage ce drôle de coffre" und Herr Fouquier erhielt das Amt eines öffentlichen Anklägers bei dem Revolutionstribunal. (Charles Nodier.)

Dresden glaubt seine Setzzeit vor der Thür, denn es erscheint endlich der Armeebefehl des Herrn General von Benedeck aus dem Hauptquartier Wien de dato 12. Mai. Da entsteht plötzlich statt einer Völkerschlacht eine gleichsam gähnende Pause, denn es sind bereits elf Tage seit dem Erscheinen dieses Armeebefehls verflossen; die Zündnadelgewehre bleiben still und stumm und es scheint, als habe der preußische Abgeordnete von Kirchmann auch hier vom Produciren abgerathen und als ob die Gegensätze sich zu neutralisiren gedächten. Nun glauben wir keineswegs, daß dieses Springen von Extrem zu Extrem in einer Habsburger Implicatur des Gewissens und in dem Bewußtsein seinen Grund hat, daß am Ende aller Enden von dem vielen Vernichten weniger als nichts von Deutschland übrig bleiben werde und dann Russen und Franzosen probiren werden, was sie mögen und können, denn die Habsburger sind keine Hohenstaufen. Wir glauben vielmehr, daß die uns feindlichen Geister jetzt in dem langen Festhalten, von dem bis auf den letzten Tropfen ausgesogenen Axiom ermüdet, gewissermaßen von der preußischen Pertinazität verdutzt wurden an ihrem ganzen Princip, weil sie es nur noch mit dessen äußersten Consequenzen zu thun hatten. G.

Doctor Loewe-Calbe.

Cependant vous aviez l'air d'un homme qui nous menaçoit de mille belles choses.
Voltaire à Maupertuis.

Doctor Loewe-Calbe will der letzte sein, welcher auf dem Schimmel von Bronzell nach Olmütz reitet, so hörten wir ihn in der Versammlung der Vereine der neuen hiesigen Stadtbezirke 23—28 und 36 von der Tribüne rufen. Heil ihm, dem Herrn Doctor, er ist hier unser Mann! In der großen Bevölkerung Berlins ist nicht Einer, und sei er auch ein „Dienstmann" (homme de sac et de corde), der nicht die Ueberzeugung hegt, daß Preußen 1815 um ein gutes Stück seiner Geschichte betrogen wurde; der in Schmerz darüber aufgewachsen nicht fühlt, daß der österreichische Stockmeister-Absolutismus, der, wie bekannt, selbst Pius IX. widerlich ist, zur größten Gefahr für freiere Weltanschauung und sociales Leben Deutschlands wird, gewönne er mit Hülfe der österreich-freundlichen kleinstaatlich-selbstherrlichen Regierungen neue Kraft. Dann wäre ja unser Schlaf nicht mehr sicher und dunkele Kerkerwände gehörten zur Tagesordnung; vielleicht auch wieder Hexenprocesse, denn von jeher verstand es Wien, gewisse altspanische Interessen in logischen Rapport mit den Kaiserinteressen zu bringen, wenn dadurch der verheißungsreichste Weg kaiserlicher Einheit geöffnet wurde.*) Daher wird auch dieser Kampf mit Recht als ein heiliger be-

*) Der Stadtverordnete Dr. Eger (Breslau, 15. Mai, Stadtverordnetensitzung): „ich will lieber unter Bismarck Preuße bleiben, als österreichisch werden, denn das hieße 50 Jahre in die Uncultur zurückgeschleudert" — Stadtverordneter Professor Dr. Röpell: „Aehnlich den französischen Patrioten im Kriege gegen das Ausland rufe ich: mag in Berlin regieren, wer da will, für das Wohl des Vaterlandes, für die Hoffnungen Deutschlands bin ich zu jedem Opfer bereit."

zeichnet, und daher werden wir sicher und gewiß ohne Ausnahme das Kreuz dieses heiligen Kampfes auf uns nehmen und Pulver auf die Pfanne schütten. Die Herren Oesterreicher aber mögen wohl bedenken, daß trotz des Säbelziehens der ungarischen Magnaten, trotz ihres bekannten „moriamur", die Liebe zur Freiheit unserm Jahrhundert angeboren wird und die Jungen und die Alten, die von „Rechts" und „Links", eine unüberwindliche macedonische Doppelphalanx, des Aufrufs zum Losschlagen harrend, bereit stehen. Ihre Seelen dürsten den oft vorbereiteten und immer wieder abgesagten Kampf gegen Habsburgische Tyrannei endlich zu bestehen, denn daß auf friedlichem Wege hier nichts zu erreichen ist, lehrte die letzte Allianz. Wir werden uns nicht von Habsburg pensioniren und vom hohnlachenden Slaven in den Abgrund stürzen lassen; tausendmal lieber vom Leben Abschied nehmen. Da es aber uns Preußen nicht an Ehrgefühl, Gegenwart des Geistes, Liebe zu unserem Könige und militairischem Muth gebricht und Gott seit der Entstehung Preußens sichtbar mit uns ist, werden wir Sieger bleiben und die Regeneration Deutschlands zu Stande bringen. Den österreichisch-freundlichen Kleinstaaten aber und ihren specifisch-österreichisch gesinnten Diplomaten, — z. B. dem vortragenden Rath im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, Herrn Weyrauch in Kassel, dessen Vorfahren doch sicher unter dem Landgrafen Philipp von Hessen fochten gegen den harten, finsteren inquisitionssüchtigen Alba, der seinen Ruhm als Feldherr durch immer neue Grausamkeiten schändete, geben wir zu bedenken, daß wenn Preußen, der Wecker und das Gewicht im deutschen Uhrwerk, todt, Deutschland auch begraben ist, ein finis Germaniae. Hat man diese Zeilen gelesen, dann bitten wir sie schnell zu Patronen zu benutzen. Die Weltgeschichte hat jetzt Eile. G.

London. Der in Süddeutschland von den Leuten, welche „Preußen" und den Mann, von dessen Energie sie eine kräftige Vertretung der Interessen des Preußischen Staats unter allen Umständen voraussetzen, auf's grimmigste hassen, jetzt stellenweise so sehr gefeierte Carl Blind, genießt selbst unter den hiesigen Radicalen — von den Gemäßigten ganz zu schweigen, keineswegs ein „hohes Ansehen". Zum Beweis dessen beziehe ich mich für heute einfach auf die 1860 von Carl Marx hier bei A. Petsch und Co. herausgegebene Schrift „Herr Vogt." — Im Jahre 1859 erschien in London ein gegen Vogt gerichtetes Flugblatt „zur Warnung," welches nicht allein in dem deutsch-londoner Wochenblatt „das Volk" sondern auch in der A. A. Z. abgedruckt wurde. Blind erklärte am 8. September 1859 an der Sache „gar keinen Antheil" zu haben. Am 17. September 1859 gab jedoch der Setzer A. Vögele dem C. Marx eine schriftliche Erklärung des Inhalts: er (Vögele) und sein Geschäftsgeber Fidelio Hollinger hätten das fragliche Flugblatt in der Druckerei des Hollinger gesetzt, das Manuscript sei in Blind's Handschrift geschrieben gewesen und Blind sei ihm von Hollinger gelegentlich als Verfasser des Flugblatts bezeichnet worden — eine Erklärung, welche von Vögele

vor dem Polizeigericht in Bow-Street am 11. Februar 1860 im Wesentlichen wiederholt wurde. Aus einer weiteren Erklärung des Setzers Joh. Frd. Wiehe, vor dem genanten Polizeigericht, abgegeben am 8. Februar 1860 — ging hervor, daß Blind auf dem Correkturbogen des Pamphlets „zur Warnung" „mit seiner eignen Hand" 4 oder 5 Druckfehler corrigirt hatte. Außerdem stimmten Aeußerungen Blinds, die er, wie in der oben erwähnten Schrift von C. Marx erzählt wird, gelegentlich eines am 9. Mai 1859 von David Urquhart veranstalteten Meeting's hatte fallen lassen, mit dem ganzen Inhalt des fraglichen Flugblatts überein und ein am 27. Mai 1859 in der „Free Preß" erschienener Artikel „über den Großherzog Constantin, als künftigen König von Ungarn," dessen Verfasser, wie von dem Redacteur der „Free Preß", Herrn Collet officiell bestätigt wurde, Carl Blind war, enthielt den Kern des später erschienenen Flugblatts „zur Warnung". —

Wiewohl nun Blind unterm 3. November 1859 in der A. A. Z. und wiederholt in der Beilage dieser Zeitung vom 11. December 1859 behauptet hatte, — daß er nicht der Verfasser des fraglichen Flugblatts sei, — so erklärte gleichwohl Carl Marx, dem Vogt in seinen verschiedenen öffentlichen Erklärungen das Flugblatt als dem „geheimen Urheber" hatte „zuwälzen" wollen — unterm 4. Februar 1860 in einem an den Redacteur der „Free Preß" adressirten Circular die Erklärung Blinds, wonach das anonyme Flugblatt nicht in Hollingers Geschäftslokal gedruckt worden sei — für eine „durchtriebene Lüge," — (deliberate lie) und den Herrn Blind selbst — für einen „durchtriebenen Lügner" — deliberate liar. Bin ich im Unrecht, so heißt es in diesem Circular des Redacteurs der früheren „N. Rhein. Ztg." — „so kann er (Blind) mich leicht durch einen Appell an einen englischen Gerichtshof widerlegen."

Diesen gerichtlichen Weg, auf den C. Marx dem Blind gegenüber so entschieden gedrungen, hat Herr C. Blind nie ergriffen. Zwar bekannte unterm 14. Februar 1860 im Daily Telegraph ein gewisser Carl Schaible, daß das fragliche Flugblatt von ihm „stamme" — aber als Marx in der Schrift „Herr Vogt" trotzdem erklärt hatte:

> „Eisele Blind ist nicht Verfasser des Flugblattes, denn Beisele „Schaible erklärt sich öffentlich als Verfasser; Blind hat nur das „Manuscript des Flugblatts geschrieben, es nur bei Hollinger „drucken lassen, den Probebogen nur eigenhändig corrigirt und „nur falsche Zeugnisse zur Widerlegung dieser Thatsachen mit „Hollinger geschmiedet und an die Allg. Ztg. expedirt. Aber „doch verkannte Unschuld, denn er ist nicht Verfasser oder Ur„heber des Flugblatts; er functionirte nur als Beisele Schaible's „Schreiber; zu seiner Beruhigung also: Beisele Schaible ist „der Verfasser des Flugblatts im literarischen Sinne, aber „Eisele Blind ist der Verfasser im technischen Sinn des englischen „Gesetzes, und der verantwortliche Herausgeber im Sinne „aller civilisirten Gesetzgebung. Habeat sibi!"

hüllte sich der „homme d'état" Carl Blind „der, wie Falstaff die Discretion

für den bessern Theil der Tapferkeit, so Schweigen für die ganze Kunst der Diplomatie hält," — äußerst würdevoll in sein Schweigen."

Seitdem aber Herr Blind den ihm in der hier erzählten Weise an den Kopf geschleuderten „durchtriebenen Lügner" höchst „diplomatisch" auf sich hat sitzen lassen, ist es mit seinem „Ansehen" in London vorbei. Weil er sich überall vordrängt und stets von der fieberhaften Sucht besessen ist, von sich reden zu machen — legen ihm Leute die mit den hiesigen Verhältnissen gänzlich unbekant sind, ein Gewicht bei, welches er gar nicht besitzt. Der durch und durch schwarzgelbe, von Wien nach Stuttgardt verpflanzte Preußenfresser Julius Fröbel, der laut Inhalt der genanten Marx'schen Schrift Herrn Blind's „Freund" ist und vom letztern „Briefe" empfängt, wird freilich nicht verfehlen, seinen „Bruder in der Preußenfresserei" als einen der größten Sterblichen auszuposaunen. —

Literarisches.

Holbein und seine Zeit, von Dr. Alfred Woltmann. Erster Theil mit 31 Holzschnitten. Leipzig, E. A. Seemann, 1866.

Dr. Alfred Woltmann, durch seine Vorträge (beispielsweise über Schinkel, Rauch 2c.), sowie durch seine sachkundigen und geistvollen Kunstkritiken, in den Kreisen unserer Hauptstadt bekannt, tritt nunmehr in dem uns vorliegenden Buche, „Holbein und seine Zeit", mit einem größerem Werke in die Oeffentlichkeit, das, so viel wir wissen, das Resultat mehrjähriger, eingehender Studien ist. Wir stimmen ihm bei, wenn er in der Vorrede sagt: „Der Kunstgeschichte des Mittelalters und der Neuzeit thut vor allem Specialforschung Noth. Der jungen Wissenschaft sind die Umrisse gezogen; diese nach und nach auszufüllen, ist an der Zeit." Und sein Buch ist ein glücklicher Versuch dazu. Es werden zwei Theile werden. Der erste (uns vorliegende) umfaßt außer einer Einleitung und eingehenden Mittheilungen über die Holbein-Familie überhaupt, das Leben Hans Holbein des Jüngeren bis zu seiner Uebersiedlung nach England (1526). Er lebte daselbst noch 17 Jahre (neuerdings ist das Jahr 1543 als sein Todesjahr festgestellt) und so theilt denn, da seine frühesten Jugendarbeiten bis auf das Jahr 1509 zurückgehen, die Uebersiedlung nach England die Gesammtheit seines künstlerischen Schaffens in zwei gleiche Hälften, in eine deutsche und eine englische. Der zweite Band wird die englische Hälfte bringen. Der erste Band behandelt seine Augsburger Jugendjahre, seine vorläufige Uebersiedlung nach Basel, dann seine Niederlassung daselbst.

Alle seine Hauptwerke dieser Epoche werden uns in eingehender Besprechung vorgeführt, unter jedesmaliger Beifügung von Illustrationen. Besonders interessant sind die Kapitel über Holbein als Portraitmaler, über seine Bemalung des Groß-Rath-Saales (Hauptwerk) und über die speciell als „die Holbeinsche Madonna" bekannte Madonna des Bürgermeisters Meyer, das in zwei Exemplaren existirt, in Darmstadt und Dresden.

Wir heißen diese schöne Arbeit Woltmanns sehr willkommen und sehen dem Erscheinen des zweiten Bandes mit lebhaftem Interesse entgegen.

Militärische Revue.

Der letzte amerikanische Krieg.

(Fortsetzung).

Die angegebene gegenwärtige Höhe der amerikanischen Staatsschuld, rechtfertigt den Vorwurf leerer Windbeutelei, mit dem damals dies Project begrüßt wurde. Aber die Nachgiebigkeit des Washingtoner Kabinets ermuthigte die Terroristen zu neuen Forderungen. Die Sclaven wurden, in Bataillone formirt, gegen ihre früheren Besitzer verwandt, und ihre zahlreichen Ausschreitungen gegen die Mannszucht und Ehre des Sternenbanners von den federirten Generalen merkwürdig selten entdeckt! Die überfallenen Lande des Südens waren der Plünderung, dem Brande und der Vernichtung geweiht. Die Federirten stürzten sich wie eine Wolke Heuschrecken über die Landschaft, nur widriger als diese Insecten, die wenigstens fressen, was sie vernichten, während Jene oft die Bewohner einer südlichen Farm zwangen, vor ihren Augen selbst die eigenhändig gebaute grüne Saat, oder die den Truppen nutzlosen unreifen Tabackspflanzen abzumähen. Vae victis! —

Vor den Augen des gesammten Europa riß dieser Krieg dem Yankee die heuchlerische Maske vom Gesicht, er entartete in zügellose Plünderung und Räuberei. Aber die Nationen Europas, welche sich selbst so öffentlich als human und civilisirt rühmten, vermieden es auf das Sorgfältigste, durch ihre rechtzeitige Einmischung diesen Krieg zu enden. Seit dem Beginn des Krieges hatte das englische Gouvernement in Bezug auf den Verlauf der Ereignisse zwischen dem Norden und Süden der einst-vereinigten Staaten, eine womöglich noch größere Unredlichkeit, noch schmutzigere Geldgier gezeigt, wie gewöhnlich, und man muß sagen — es hat sich selbst übertroffen!

Kein unheilvolleres Unglück, Verlust von Schlachten, Pest und Hungersnoth nicht ausgenommen — konnte den jungen Staat der Confederation treffen, als — die Freundschaft Englands! — — — Die Regierung

dieses Landes, indem sie sich selbst ihrer Klugheit wegen beglückwünschte, schien in der Fortdauer dieses Krieges eine größere Quelle des Wohlstandes zu erblicken, wie in seiner Beendigung. Ruhig ließ das englische Gouvernement seine Fabrikarbeiter hinsiechen an der „cotton famine“, jenem entsetzlichen Jammer und Hunger, der seine bleiche Herrschaft in dem Manufacturdistrict Englands aufschlug. Vergnügt sah man einem Kampfe zu, durch den zwei überlegene „Concurrenten im Geschäft zu Gunsten der eignen Firma sich ruinirten“, oder, sich zu ruiniren schienen. Es war nur Schein, und der Tag wird auch kommen, wo mit England Abrechnung gehalten werden wird! —

Dieserböswillige und übelwollende Geist war ein Zwillingsbruder dessen, der die Abolitionistenparthei beherrschte, und dort alle Verhältnisse vergiftete.

Es waren nicht nur solche Ausschreitungen, wie sie der, ein viertel betrunkene, drei viertel verrückte Pöbelhaufe New-Yorks, der als Kriegsschrei gegen den Süden die Worte resolutionirte: „Tod allen Bewohnern!“ beging, fand dieser Geist Ausdruck in allen politischen, militairischen und Regierungsmaßregeln, er drang tief in's gesellige Leben, und erschien nicht sowohl als eine Aeußerung politischer, wie religiöser Ansicht. Es war wieder der Geist der alten „rundköpfigen Independenten und Covenanters,“ jener Sippe, die einen Karl I. mordete, um vor einem Bierbrauer zu schweifwedeln, und welcher ihre Urenkel zu so wahnsinnigen Hymnen, wie die nachfolgende, begeisterte:

Ah, foul tyrants! do you hear him when he comes?
Ah, black traitors! do you know him as he comes?
In the thunder of the cannon and the roll of the drums
As we go marching on.

Men may die and moulder in the dust
Men may die and arise again from the dust,
Shoulder to shoulder in the ranks of the just
When God is marching on.*)

Ist das nicht der reine Herwegh, sammt seinem unsterblichen — Spritzleder? „Hehrer Apollo, einst hast du den Marsyas geschunden, es ist lange her, ein ähnliches Beispiel thäte wieder noth! Du lächelst, ewiger Gott?“ kann man da mit Heine rufen.

Die Feldgeistlichen der föderirten Armee amüsirten und ennuyirten abwechselnd das Land durch die zelotische Wuth, mit der diese „Diener der

*) Ha! Ihr scheußlichen Tyrannen! Hört Ihr ihn, wenn er kömmt?
Ha! Ihr dunkelen Verräther! Kennt Ihr ihn, nun er kömmt?
In dem Donner der Kanonen, in der Trommeln laut Gedröhn!
Wenn wir kommen anmarschirt.

Es mögen Männer sterben und modern in dem Grab —
Es mögen Männer sterben und auferstehn vom Grab,
Schulter an Schulter in den Reihen der Gerechten
Wenn der Herrgott anmarschirt.

göttlichen Barmherzigkeit" den Kreuzzug predigten — gen Richmond! Bei einer Predigt, nicht weit von jener Stelle gehalten, wo einst John Brown hingerichtet wurde, wegen „Bruch des Landfriedens, Aufruhr und Mord!" schloß der Prediger mit Hinweisung auf diesen Fall, indem er seine Zuhörer zur Absingung der unter der Predigt vertheilten Hymne aufforderte, sie lautete:

John Brown's body hangs dangling in the air,
Sing: glory, glory, Hallelujah! etc. etc.
(John Brown's Leib hängt baumelnd in der Luft,
Singt: Gloria, Gloria, Hallelujah!)

Aller dieser „höhere Blödsinn" hat doch aber auch seine sehr ernsthafte Seite! Durch einen Befehl des Washingtoner Cabinets wurden die Chefs der Armeecorps innerhalb der Staaten: Virginia, Süd-Karolina, Georgia, Florida, Alabama, Mississippi, Louisiana, Texas und Arkansas ermächtigt, alles Privateigenthum, soweit es ihnen angemessen schien, mit Beschlag zu belegen. Von einer etwaigen Entschädigung war keine Rede.

Der federirten Virginia-Armee blieb die Ehre vorbehalten, die Lorbeeren, die sie vor Richmond vergebens gesucht hatten, im Plündern und Erschlagen der unbewaffneten Landesbewohner zu pflücken.

Am 23. Juli 1862 gab der Kommandeur der Nord-Armee in Virginia, General Pope, den Befehl: „Die Kommandeurs der Armeekorps, Brigaden, Regimenter und detachirten Korps, werden nach Empfang dieses sofort damit vorgehen, sämmtliche mißliebige Männer in ihrem Bereich arretiren zu lassen (To arrest all disloyal male-citizens). Diejenigen, welche sich willig bezeigen, den Unterwerfungseid zu leisten, sollen die Erlaubniß erhalten, in ihrer Heimath zu bleiben und ihren gewohnten Beschäftigungen nachzugehen. Wer ihn verweigert, soll zu den äußersten feindlichen Vorposten gebracht, und dort mit dem Bemerken entlassen werden, daß er, innerhalb unserer Vorposten betroffen, für vogelfrei erklärt und der vollen Strenge des Kriegsrechts verfallen ist. Wer den Unterwerfungseid bricht, wird erschossen und sein Eigenthum zum allgemeinen Besten confiscirt.

Durch eine andere Ordre des Brigadier Steinwehr in Pope's Armee wurde in Vorschlag gebracht: Die angesehensten Bürger der Grafschaft zu arretiren, und für jeden durch südliche Guerillas Erschossenen, Einen derselben niederzuschießen. — Passende Werkzeuge für seine so humanen als ehrenwerthen Absichten verstand das Washington-Cabinet zu finden, zur Eröffnung des Herbstfeldzuges am Potomac! —

Aus den Corps von Fremont, McDowell, Banks und McClellan war eine „Armee von Virginia" unter dem Commando des General Pope gebildet, nachdem derselbe seine Unfähigkeit, Beauregard gegenüber zu manövriren, hinreichend erwiesen hatte. Von dort herkommend trat derselbe mit der Phrase auf: Er habe nur den Rücken der Rebellen gesehen, was zu sehr unliebsamen Witzen über ein mehr drastisches als ehrenvolles Reucontre führte, das Pope einst mit einem jetzigen „Rebellen" gehabt.

Pope war in Kentucky geboren „von anständigen Eltern" erwähnt unser Gewährsmann besonders; er diente bis zum mexicanischen Kriege in der regulairen Armee. Im Jahre 1849 finden wir ihn an der Spitze einer amtlichen geologischen Exploration, der Minnosota-Expedition. Dann als Ingenieur in Neu-Mexico, später 1853 bei dem Bewachungspersonal der Pacifique-Eisenbahn. Er „verbohrte" auf dieser Tour anderthalb Millionen Regierungsgelder in artesischen Brunnenversuchen. In der nächsten Nähe einer von ihm unvollendet gebliebenen Bohrung fand sich später eine sehr gute Quelle. In einer mit dem damaligen Kriegsminister Jefferson Davis bezüglich dieser Angelegenheit geführten Correspondenz nennt er sich selbst, einen ganz besonderen Vorfechter des Südens! (an especial champion of the South.)

Beim Beginn des Krieges commandirte er längere Zeit ein Freiwilligencorps in Missouri „er lebte still und harmlos," man hörte nichts von ihm. Erst als Halleck hier die federirten Korps vereinigte, erhielt er ein Kommando in dem von den Confederirten geräumten Südost-Missouri. Er behandelte die zurückgebliebenen Unbewaffneten mit der größten Energie! Als ihn Halleck heranzog, um nach der Schlacht von Korinth sich zwischen Beauregard und den Missisippi zu werfen, erwischte ihn dieser und schüttelte ihn tüchtig ab — worauf Pope dem Oberbefehlshaber meldete — er habe dem Feinde 10,000 Gefangene und 15,000 Gewehre abgenommen! leider waren sie ihm später sämmtlich abhanden gekommen, wahrscheinlich in die artesischen Brunnen gekrochen — denn gesehen hat Niemand Etwas davon.

Als dieser neue General en chef sein Hauptquartier in Little Washington am Rappahannock aufschlug, war das ganze Dorf in Zittern und Zagen, und sandte den Dr. Bisphaw als Deputirten zu Pope, um diesen zu bitten seine Ordre wegen des Unterwerfungseides zurückzunehmen.

Indem ihn dieser die Todesangst der Weiber und Kinder schilderte, machte er ihn zugleich darauf aufmerksam, daß der Armee des Südens durch solche Maßregeln Tausende von entschlossenen Kämpfern zugeführt würden. „Wir können und wollen den Eid nicht leisten" fügte der Doctor hinzu, „aber wir wollen Bürgschaft stellen und einen Eid leisten, daß wir, ohne unsere Heimath zu verlassen oder mit dem Süden Verbindung zu halten, die Entscheidung des Krieges abwarten werden." —

„Ich werde die Ordre buchstäblich und ohne Zeitverlust ausführen, wenn Ihr den Eid nicht leistet, hinaus aus meiner Postenkette!" lautete des General Pope Bescheid.

Durch die Art und Weise wie der von Washington aus gegebene Befehl, möglichst auf Kosten der besetzten südlichen Landschaften zu leben, durch Bosheit und Dummheit der federirten Officiere ausgeführt wurde, machte man aus der Virginia-Armee eine undisciplinirte plündernde Menge. Wo sie hinkam, wurden die Räucherkammern, Milch- und Käsekammern im Nu geplündert, den wehrlosen Bewohnern kaum das Leben gelassen, wo die Anwesenheit energischer und anständig gesinnter Federations-Officire sie schützte. Weh' denen aber, die ein kleines Detachement ohne höhere Officiere überfiel.

Die schmutzigste Gemeinheit aber, die je eine Regierung auf sich geladen, war die auf jede Weise geförderte Verbreitung gefälschten confederirten Geldes. In Philadelphia war der Fabrikort dieser gemeinen Industrie, auf die eben nur freie Republikaner der alten und neuen Welt verfallen konnten. In der federirten Zeitung wurde der Verkauf dieser Falschmünzerarbeit, wie jede andere ehrliche Waare, ausgeboten. In der Armee wurden Annoncen vertheilt z. B.

20 Doll. Confederirte Bonds. 20 Doll.!!

„Es ist mir in diesen Tagen gelungen, eine confederirte 20 Dollarnote täuschend ähnlich darzustellen. Im Ganzen fertige ich fünfzehn verschiedene Facsimile*) Bonds, Noten, Shinplaster von Rebellengelde an. Ebenso Facsimile Postmarken. Das Hundert kostet 50 Cents, das Tausend 4 Dollar. Alle Aufträge von Außerhalb werden prompt effectuirt.

Am Ende der Woche werde ich 100 Dollars Noten fertig vorräthig haben.

Zu adressiren an

S. C. Upham,
403 Chesnut Street. Philadelphia**)

Mit Hülfe dieser Spitzbüberei behaupteten die amtlichen federirten Journale: Unsere Soldaten bezahlen Alles baar! — Ein Haufe Yankee-Soldaten, die Tasche gefüllt mit 20 Dollarnoten der confederirten Regierung à 100 Stück zu 50 Cents, verlangen 40 Pfund Zucker. Der zitternde Krämer und sein erschrecktes Weib beeilen sich das Verlangte abzuwiegen. Brüllend beginnen die Käufer zu handeln — der Preis ist 75 Cents pro Pfund, endlich zahlen sie schimpfend 25 Cents, lassen sich den Ueberschuß von dem Kaufmann heraus zahlen, da sie ja nur mit 20 Dollarnoten versehen sind, und gehen ab.

Indessen Pope sich und seine Anhänger mit hochtrabenden Redensarten und dem Maltraitiren der wehrlosen Einwohner Nord-Virginiens amüsirte, zog schon der Rächer heran!

*) Zarte Umschreibung für „gefälschte."
**) cf. Tom. II. pag. 94 History of the southern War. by Pollard. New-York. Charles B. Richardson. 441 Brodway. 1865.

(Fortsetzung folgt).

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstraße 21.

Politische Betrachtungen.

V.

Judenthum.

Vielleicht das auffälligste Beispiel, wie dem Geschlechte dieser Zeit die Gedanken Gottes nichts, die eigenen Gedanken dagegen alles sind, aber zugleich auch der deutlichste Beweis, daß da, wo Menschen sich unterfangen, den Absichten Gottes entgegen zu handeln, die Strafe auf dem Fuße nachfolgt und unerträgliche Zustände entstehen, ist die jetzige Stellung des Judenthums.

Ueber kein Volk hat Gott seine Absichten so klar ausgesprochen, wie über das jüdische, und das betrifft sowohl dessen Vergangenheit, wie dessen Zukunft. Weil Gott mit ihm einen bestimmten Vorsatz hat, darum sind alle Zerstörungsversuche, die gegen dasselbe gerichtet waren, vergeblich gewesen, obwohl es zu Zeiten schien, als wäre es ganz untergegangen und für immer verloren. Dieselbe Unzerstörbarkeit, welche Gott der christlichen Kirche zugesichert hat, daß auch der Hölle Pforten sie nicht überwältigen werden, ist auch diesem Volke, und von noch älterer Zeit her, verheißen. Vier Weltreiche sind an ihm vorübergegangen, und keines derselben ist gewesen, das nicht wider dasselbe seine Feindschaft geübt hat, und doch hat es alle überdauert, und wird die Reiche dieser Welt überdauern. — Es kann in Wahrheit singen mit jenen Worten des Psalms: „Sie haben mich oft gedränget von meiner Jugend an, aber sie haben mich nicht übermocht — die Pflüger haben auf meinem Rücken geackert und ihre Furchen langgezogen, der Herr hat der Gottlosen Stricke abgehauen." — Gott hat seine Gedanken mit diesem Volke. Es waren seine Züchtigungen, auch wenn Menschen glaubten, nur ihren Grimm gegen dasselbe auszuüben, er strafte sie, wenn sie von ihrer Bestimmung sich verirrten und Gottes Absichten vereiteln wollten, die Folgen ihres Eigenwillens und ihrer Uebertretungen fielen auf sie und doch erhielt sie dieselbe Hand, die sie strafte und lenkte sie durch Züchtigungen wieder in die Bahn, die sie nach seiner Bestimmung gehen sollten.

Indem wir dies aussprechen, wird man uns zutrauen, daß uns keine Art von Judenhaß leitet, wenn wir an die Beurtheilung der jetzigen Stellung des Judenthums gehen.

Man kann es ja nicht verkennen, daß sich neuerdings wieder ein gewisser Judenhaß zeigt, und das ist die unausbleibliche Folge der verkehrten Stellung, in die sie sich zum Theil durch eigene Schuld begeben haben, theils durch eine Philantropie, die, weil sie ohne Glauben ist, Gottes Gedanken weder versteht

noch achtet, gebracht worden sind. Wenn dieser Haß soweit geht, daß er sogar die besonderen Vorzüge, die Gott nach seiner Wahl diesem Volke von Alters her hat zu Theil werden lassen, leugnet, wenn er die gottesgeschichtliche Bedeutung desselben für Vergangenheit und Zukunft übersieht, herabsetzt oder schmähet, so ist dieser Haß höchst verwerflich und um nichts besser, als jene falsche Philantropie, vielmehr nur demselben Boden der Verkennung und Verwerfung der göttlichen Gedanken entsprossen. Niemand sollte es vergessen, daß die Welt das Beste, was sie besitzt, das, was sie erhalten, erneuert, und bis auf diese Stunde vor den Gerichten Gottes behütet hat, diesem Volke als Gottes Werkzeug verdankt. Die eigentlichen Weltensäulen, die Propheten des alten Bundes und die Apostel des neuen gehörten ihm an, nicht zu reden von dem Herrn selbst, der nach seinem Fleisch ein Jude war. Wer sich bei seinem Hasse, oder seiner Schmähung nicht daran erinnert, daß dies Volk, wie gesunken, verunreinigt und von seiner Bestimmung abgekommen es sein mag, doch immer noch ein Heiligthum Gottes bleibt, mit dem haben wir keine Gemeinschaft.

Auch läßt es sich nicht übersehen, welche Begabung auch jetzt noch diesem Volke eigen ist. Ganz offenbar tritt dieselbe hervor in der irdischen Sphäre, wo es gilt, sich der Dinge dieser Welt zu bemächtigen. Welche Rührigkeit und Schmiegsamkeit, welcher Scharfsinn und welche List, welche Beharrlichkeit und Zähigkeit — um nicht schlimmeres zu erwähnen — zeigt sich da, wie sehr überholen sie darin andere Völker. Es hat dies Volk die Verheißung der Herrschaft dieser Welt und es verfolgt diese Verheißung auch in der fleischlichsten Verkehrung unablässig, indem es vornehmlich das Mittel zu gewinnen sucht, in welchem die materielle Herrschaft der Dinge dieser Welt concentrirt ist, das Geld. Zu allen Zeiten, unter den anscheinend ungünstigsten Umständen, ist es darin mit staunenswerthem Erfolge geschäftig gewesen, indem es mit schnellem und scharfem Blicke, die Wege und Gelegenheiten erspähte, die es am sichersten und dabei verhältnißmäßig müheloseften zu diesem Ziele führen konnten, und in der Wahl der Mittel gegen eine Welt, die es als eine feindselige betrachtete, deren Wunden, Schäden und Gebrechen es weniger mit Mitleid als geeignet für seine Ausbeutung ansah, selten von seinem Gewissen sich beschränkt fühlte.

Aber aus vielen Beispielen leuchtet es hervor, daß in diesem Volke auch edlere Kräfte vorhanden sind, daß es noch immer die Fähigkeit in sich trägt, wenn es von seinem irdischen Sinne erlöst ist, ein Werkzeug in der Hand Gottes zu werden, das ebensoviel Segen verbreiten kann, als es jetzt gewöhnlich Unheil anstiftet.

Wie viele Namen ließen sich anführen von solchen, die als Juden geboren, aber von der christlichen Wahrheit erleuchtet und durchdrungen, als ausgezeichnete Theologen, Gelehrte, Künstler, Beamte, Staatsmänner oder Staatstheoretiker geglänzt haben, und die höchste Achtung und Verehrung verdienten.

Und auch unter denen, welche nicht dahin kamen, die christliche Wahrheit offen zu bekennen, wenn sie auch von derselben nicht unberührt blieben,

oder unter denen, die eifrig und gewissenhaft in den väterlichen Satzungen lebten, gab es und giebt es noch immer wahrhaft edle Charactere, die in vielen Beziehungen oft das gerade Gegentheil von dem zeigen, was sonst als das Eigenthümliche des jüdischen Wesens angesehen wird. — Wir möchten ein Beispiel davon anführen, das so bemerkenswerther Art ist, daß wir es gern der Verborgenheit und Vergessenheit entreißen möchten, wir können für die vollkommene Zuverlässigkeit des Mitgetheilten einstehen. Es war ein angesehener jüdischer Fabrikbesitzer in Berlin, durch seine Wohlthätigkeit und bereitwillige Unterstützung, die alle gemeinnützigen, sittlichen und religiösen Unternehmungen ohne Unterschied bei ihm fanden, in seiner Umgebung wohl bekannt. Als die traurigen Märztage des Jahres 1848 kamen, gerieht er bei der wachsenden Erregung der Gemüther und den sich mehrenden Anzeichen des Aufruhrs in immer steigendere Unruhe. Aber er war mit seinem ganzen Herzen auf Seiten des Königs und seiner Regierung und sprach dies ungescheut aus.

Es kam der 18. und 19. März. Es ließ ihn nicht in seinem Hause. Wie er den 18. zugebracht ist uns unbekannt. Am 19. aber trieb es ihn nach dem königlichen Schlosse zu gehen. Er war im Schloßhofe zugegen, als die Leichen der gefallenen Empörer dorthin gebracht wurden, und der König dem Geschrei des Volkes nachgab, auf dem Schloßhof zu erscheinen. Von da eilte er unmittelbar in die Wohnung eines ihm bekannten Geistlichen, im buchstäblichen Sinne raufte er sich die Haare seines Hauptes und Bartes aus, indem er in Verzweiflung rief, das habe ich erblicken müssen, solche Entwürdigung der Majestät, o die Schändlichen! Nichts konnte ihn trösten. — Von da an verfiel er in Geisteszerrüttung. An einem der folgenden Tage lief er auf das Schloß, er verlangte den König zu sprechen, er habe ihm etwas Wichtiges zu sagen. Allein seine ganze Erscheinung war zu auffallend, die Bedienten und die aus der Umgebung des Königs herbeigerufenen Personen verweigerten ihm die Zulassung. Als er sah, daß es ihm unmöglich war, zum Könige zu gelangen, wandte er sich endlich an die Umstehenden und rief mit lauter Stimme: nun so hört ihr es denn; ihr glaubt alle nicht an Christus, und das muß euch heute ein Jude sagen. Nachdem er das ausgesprochen, begab er sich nach Hause und starb nach wenigen Tagen am gebrochenen Herzen.

Wir wiederholen es nochmals, wir hoffen, daß man nach alledem, was wir bis dahin gesagt haben, die Ueberzeugung schöpfen wird, daß uns keine Partheilichkeit, viel weniger eine Feindschaft gegen das jüdische Volk leitet, wenn wir nun gleichwohl behaupten müssen, daß seine ganze Stellung in politischer und socialer Hinsicht gegenwärtig eine verkehrte, seiner eigenen Bestimmung und der Bestimmung der christlichen Völker widersprechende ist, und daß daraus die größten Mißstände, die nach jeder Seite zu gerechten Besorgnissen für die Zukunft Anlaß geben, hervorgegangen sind.

(Fortsetzung folgt.)

Hier ist die Monarchei! Her zu mir.

III.

Wenn unser erster Artikel frisch aus Resultaten heraus sprach, so hat schon der zweite Artikel es unternommen gehabt, die Erkenntniß und Lehre auseinanderzulegen, auf welche die Ergebnisse sich gründeten.

Wir waren soweit gediehen gewesen, daß wir für diesen Artikel Antwort für die Frage versprechen konnten: wenn die Regierung den innerstaatsrechtlichen Streit zwischen sich und dem zweiten Hause nicht durch Heranziehung des Gerichts erledigen kann, inwiefern dafür der Weg der Declaration der angezeigte Weg sei? —

Es gehört zur Signatur der Zeit, daß heute ein ernster Mann gar nie aus der Mitte heraus sprechen kann, sondern überall vom Ei der Leda anheben muß.

Spricht er anders, ist er völlig unsicher, ob auch nur Einer seiner Leser bei den Worten auch das begreift, was gemeint ist.

Nun spricht man zwar zu verengerten Kreisen, aber auch diese, zumal der unserige, besteht aus fast so vielen Fractionen, als Köpfen, woher er denn auch so leicht sprengbar ist, wie jedes Conglomerat.

Ich brauche nur conservativ, legitim, constitutionell zu sagen, und ich werde in einem anderen Verstande das Wunder des heiligen Geistes geleistet haben, daß ich, der ich ganz anders spreche, als die Hörer, dennoch Jedem und nur in seiner Sprache gesprochen habe.

Der zweite Artikel wird doch in einer Weise geredet haben, daß meine, nicht der Hörer Sprache, vernommen ist, und auch dieser Artikel denkt so zu verfahren; aber freilich wird er sich dafür erst die Bausteine zusammentragen und einzeln behauen müssen.

Da ich doch aber nicht an jeder Stelle eine ganze Staatsrechts-Lehre schreiben kann, so werde ich zu dem Mittel greifen, daß ich da, wo ich nicht Abhandlungen geben kann, Bilder für die Anschauung hinstelle, doch mit dem ausdrücklichen Anspruche, nicht Gleichnisse, sondern die Sache selbst zu geben.

Cajus wird uns den monarchischen Staat vertreten, derweile seine Schwester Cäcilie die Bitterkeit vertritt, mit welcher der Schreiber dieses es empfindet, daß die nächstliegendsten, einfachen Gedanken durchaus nicht zur Gemein-Ueberzeugung im Volke werden wollen.

Cäcilie. Vater, ich begreife den Cajus nicht; er sagte eben, er wolle bei Finger, Fuß, Nase erfahren gehen, was er zu thun habe. Er ist doch keine Societät von Gliedern, nach deren Willen er lebt?

Vater. Recht, meine Tochter, Cajus ist eine Persönlichkeit und ein Subject, das hoch über den Gliedern und ihnen voransteht.

Cäcilie. Eben meinte er, wenn er so seinen Bestimmungsgrund in sich selbst trüge, wolle er alle seine Glieder abschaffen; aber Cajus ist doch ein

Organismus, in welchem die Glieder Anspruch an ihn und er an die Glieder hat.

Vater. Richtig; wenn auch Cajus erhaben über den Gliedern ist und als ein ursprüngliches Ganzes seine Theile lenkt, so ist er doch kein Gott oberhalb einer ihm nicht homogenen Welt, kein Archimedes mit dem Punkt zu außerhalb, sondern nur im Organismus das Haupt.

Cäcilie. Dann wolle er, meint Cajus, nicht bei den einzelnen Gliedern, sondern bei diesem zusammenhangsvollen Verband derselben nachfragen, was er eigentlich zu thun habe.

Ich habe ihm gesagt, das sei falsch, denn der Organismus habe ja zum Ziel, ihn als eine Persönlichkeit, als einen Herrscherwillen über das ganze sittliche Reich, was doch der Cajus ist, hinzustellen.

Vater. Kind, Du hast wohl gesprochen! Nur daß Cajus in der That kein Reich ist, sondern nur ein in seinen Gliedern abgeschlossener Organismus, der nicht den Zutritt von Gliedern offen läßt, dessen Glieder auch überhaupt nicht in sich selbst gegründete Individuen sind, sondern Theile, die sich nicht in sich, sondern in der Beziehung zum Ganzen begründen. Wohl ist auch im sittlichen Reiche das nachgebildet, und „Bürger" hat nicht seine Wurzel in sich, sondern im „Staats-Genzen"; doch ist es eben die Aufgabe des wahrhaftigen Fortschrittes des Staates zum sittlichen Reiche, daß das Gemein-Wesen in dieser Wechselwirkung der Zwecke stehe: das selbstständige Menschen-Individuum ist dies nur, um sich für das Staats-Ganze als Bürger aufzugeben, und diese Drangabe zum Zwecke des Staates dient nur wieder als Mittel für den Zweck, daß durch den Staat der Bürger wieder um so mehr zum Menschen und selbstständigen Individuum werde in seiner eigenen Rechtssphäre, in welcher durch die Religion eine Anlage liegt, die weit über den Staat hinaus tendirt. — Die Glieder im und am Cajus haben diese Stellung doch nicht zum Cajus. Sagt deshalb nicht: Herrscher-Wille über das sittliche Reich, das der Cajus ist, sage: Herrscher-Wille über das sittliche Ganze, das der Cajus darstellt, und du wirst, Cäcilie, correct gesprochen haben.

Cajus. Vater, das ist doch aber so noch nicht richtig. Eigentlich darfst du es nicht wissen; aber neulich, weder nach Gliedern, noch nach meinem Organismus fragend, habe ich mir einen tüchtigen Rausch angewillkürt; — — nun aber der Katzerjammer und die Empörung! Jedes Glied erlaubte sich nachher, mir Schmerzen zu machen, erst gar nicht vom Gewissen zu reden. — —

Darum sagte ich Cäcilien: ich wollte bei den einzelnen Gliedern, oder beim Organismus anfragen gehen, was diese gnädigen Herren etwa mir erlauben möchten; denn hatte ich nicht die kräftige Constitution — —, wer weiß, wie ich durchgekommen sein würde. Eines war nur gut, daß Magen, Lunge, Leber, Rücken, Finger, Fuß — denn Alles schmerzte — nicht gegen mich selbstständige, freie Personen waren, die würden mir noch anders zugesetzt haben!

Cäcilie macht mich zum Reiche; nur das nicht! denn da wäre Herr Finger ꝛc. freies Individuum gewesen und dann . . . .

Vater. Auch dann hättest du dich, was ich übrigens sehr übel vermerke, müssen betrinken können! Wo bleibst du als Obrigkeit, als imperium von dir, als Person, wenn du nicht deiner Entschlüsse Herr wärest. Allerdings, wenn du ein Reich, ein Staat, eine Herrscher-Person hoch über Personen wärest, würde es noch schärfere Wehen gesetzt haben, denn wenn du als Cajus gegen Weisheit und Tugend und gegen die Legitimität deiner körperlichen Ordnung dich gestellt hast, würdest du dort noch im sittlichen Reiche gegen die Legitimität sittlicher Bindungen, würdest rechtlich gefrevelt haben, aber auch da würde der Frevel selbst fast besser sein, als dagegen eine Einrichtung, nach welcher du gar nicht freveln könntest, denn auch als ein Reich, würdest du hoch über ihm müssen Person sein können, denn ein sittliches Reich über Personen fordert sich eine souveräne Person, welche die Macht und das Gesetz ihres Bestandes und ihrer Wirksamkeit in ihr selbst trägt; ohne das würde es ein sittliches Reich geben ohne sittliche Autorität.

Freilich ist alle Constitution nur dann eine kräftige zu nennen — und du lobtest die deinige —, wenn sie stark genug ist, einmal, um der freien Person die gewillkürte Action zu gestatten, sodann, um die Debauche ertragen zu können und endlich, um dem Herren Cajus Schmerzen fühlen zu lassen.

Cäcilie. Vater, der Cajus flüstert mir gegen dich etwas in's Ohr.

Gegen die Souveränetät habe er nichts; aber viel gegen deine Art von Legitimität und schmerzbereitende Constitution. Just nach Souveränetät und Legitimität wolle er unbehindert von Constitutionen schalten können.

Ich habe ihm gesagt: just weil er in legitimer Souveränetät stehe, sei ja die Constitution dafür der ergänzende nothwendige Ausdruck.

Wir Menschen, die wir doch nicht Gott sind, können doch nur um so unumschränkter und in einer Alles umherbedingenden Weise frei anordnen, wenn überall als Anhalt dafür eine legitime feste Ordnung vorliegt, was doch die Constitution nur ist.

Schon im Worte an-ordnen liegt ja, daß wir bei unserer That uns auf eine vorhergehende Ordnung beziehen. Ich habe doch noch nie anders gespeiset und geathmet, als auf dem Grunde vorhergelegter Institutionen, ich meine die organischen Einrichtungen zum Athmen und für die Ernährung.

Ohne die feste Natur-Ordnung draußen und ohne meine Einrichtung zur Locomotivität, hätte ich ja nie spazieren gehen können; wenn ich eine Evangelische, eine Preußin bin, so sind da doch Ordnungen und Rechte, in die ich hineingeboren bin. — Wenn Cajus, habe ich ihm gesagt, über sich selbst den Herrscherwillen, das souveräne Imperium, hat, so verdankt er die Möglichkeit dafür doch der zuvorgeplanten Einrichtung, verdankt sie der ihn constituirenden legitimen Ordnung, in welcher der Cajus, als in festen Angeln, sich erst frei bewegen kann. Ich weiß gar nicht, wie man fromm sein kann, ohne das tief zu erfühlen. Ich habe daher dem Cajus gesagt: es gäbe

etwas, das über dem Herrscher Cajus gleich sehr stünde, als auch über dem, worüber Cajus herrscht, und dies Etwas sei die ewig nothwendige, Gott-geschaffene legitime Ordnung; ja, daß Cajus souveräner Herrscher in ihm selbst sei, sei zwar das principale Stück all dieser Ordnungen im Cajus, aber es sei eben auch nur eine Ordnung unter all den Ordnungen; es sei nicht seine private Souveränetät, sondern eine von Gott nothwendig angeordnete, also öffentliche Souveränetät; frei zu sein, sei seine Nothwendigkeit, nicht seine Wahl, seine Freiheit und Souveränetät sei ein Hauptstück seiner eigenen verfassungsmäßigen Ordnung und Constitution, unter der er stehe, und will er Souverän sein aus Legitimität, so kann er es also nur sein unter der gleichzeitigen Geltung seiner Gesammt-Verfassung und Constitution.

Der Cajus ist zu sonderbar, Vater, er will souverän sein bis in seine Zehen-Spitzen und doch soll die Zehe nicht vorher in der festen Ordnung des Ganzen stehen.

Cajus. Rette mich doch, lieber Vater! Cäcilie macht mich, diese private Person, zu einem öffentlichen Wesen. Das ist erschrecklich. Da halte ich es mit meinem Freunde Cnejus, der neulich, als er sein Bein zum Vergnügen prügelte, denselben Rechtsgrund angab, als heute, wo er mir sagte, er wolle sich als Sclave verkaufen. Ei, sagte er, haben mich meine Eltern nicht als Waise gelassen, gehöre ich ihnen etwa noch an? Habe ich mich jetzt nicht von ihnen ererbt? Giebt es besseren Rechts-Titel? Ich gedenke mich nun patriarchalisch-patrimonial zu verkaufen.

Cäcilie. Siehst du, Vater, den Cajus haben meine Worte innerlichst getroffen, denn er ironisirt schon über die entgegenstehende patrimoniale Anschauung. Ja, lieber Cajus, du wirst mit dem Christen Ernst machen müssen. Du hast die legitime Souveränetät, in der du deine Obrigkeit, dein Imperium, dein rex bist, nicht als ein Privat-Besitz zum beliebigen Schalten, sie ist nicht blos (positiv) dein Gut, sondern sie ist (negativ) deine Nothwendigkeit, unter der du als unter deinem Amte dienst.

Vater. Ei, du mittelalterlicher Cajus! damals gab es freilich nur die jura singulorum und keine vom Centrum der Landeshoheit ausgehende bis an die Peripherie der Staats-Poren in Geltung stehende Constitution und Allgemein-Ordnung; dafür auch konnte der Landesherr dann nicht souverän sein! Oder richtiger, du bist ein absolutistischer Cajus! Willst Souveränetät haben, willst eine nicht blos oberste, nein, eine ursächliche Gewalt in dir selbst derartig üben, daß alle Wirkung in dir aus Vollmacht und Quelle deines Willens fließen soll, dergestalt, daß keine bloße Wirkung Kraft haben könne, ihre Ursache zur Rechenschaft zu ziehen, und du hast Recht, das ist Obrigkeit, ist souveränes Imperium; aber du willst das üben wie Gott vor der Schöpfung: Er rief und die Ordnungen standen da! Du willst die Ordnungen verlegt wissen in dein souveränes Imperium, wo sie dort ruhen sollen als eine ideelle Potenz der Möglichkeit von beliebigen Schöpfungen. Das wäre so das Princip zum Standpunkte des Absolutismus.

Knabe, das ist entweder die Vorschützung eines Sünden-Knechts, oder

es ist ein akosmistischer, gleichsam von einer Nimbus-Wolke getragener majestätischer Irrthum.

(Fortsetzung folgt.)

Die Oldenburgische Candidatur.

Durch den Antrag, welchen der Oldenburgische Gesandte in der Bundesversammlung eingebracht hat, ist die Oldenburgische Candidatur für die Herzogthümer Schleswig-Holstein auf's Neue in den Vordergrund getreten, und es wird nicht mehr gelingen, ihre Discussion zurückzudrängen oder zum Schweigen zu bringen. Man weiß, wie sehr es dem Phrasenwesen gelingt, positive Keime zu überwuchern; ist aber ein solcher Keim erst entschieden an die Oberfläche gekommen, so verdorrt die Phrase und die Praxis des von den thatsächlichen Interessen unterstützten Rechtes gewinnt die Oberhand. Als ein Beweis, daß jene Discussion auch auf dem Felde der Broschürenliteratur eingeleitet sei, müssen wir einer lebhaft und eindringlich geschriebenen Schrift erwähnen, die unter dem Titel „Fliegende Blätter aus Süddeutschland" soeben erschienen ist.*) Der Verfasser, der offenbar in der Schleswig-Holsteinischen Frage wohl bewandert ist und der ein warmes Herz für Deutschlands und Preußens Größe besitzt, findet den Ausgleich der Oesterreichisch-Preußischen Gegensätze in den Rechten des Großherzogs von Oldenburg.

Zur Charakteristik des Standpunktes des Verfassers citiren wir, was er auf S. 9. und 10. sagt:

„Wir denken, wer nicht blind sein will — muß klar sehen. Die Demokratie braucht Schwäche, es muß die compacte Masse Norddeutschlands zersplittert werden, dort haben sich von allen Seiten die conservativen Elemente die Hand gereicht, der Demokratie das lange behauptete Regiment entrissen — es gilt, diese Einheit zu zerstören, um keinen Preis, ihre Stärkung zu dulden — das sind die Ursachen der scheinbaren Sympathie dieser Partei für die s. g. angestammten Rechte des Erbprinzen. In Schleswig-Holstein ein schwaches Regiment zu gründen, dessen Spitze, gleich der Kugel auf dem Wasserstrahl in unbestimmtem und unwillkürlichem Schwanken erhalten wird, so lange es der herrschenden Partei beliebt, — die aber leblos zu Boden fällt, wenn's ihr beliebt — das ist das Ziel dieser Partei. Von ihr läuft Oesterreich Gefahr, getäuscht zu werden — aus Abneigung gegen Preußen.

*) Der vollständige Titel der Schrift lautet: „Fliegende Blätter aus Süddeutschland. I. Wo liegt die Ausgleichung der österreichisch-preußischen Gegensätze. Frankfurt a. M. Verlag von Christian Winter."

Abneigung gegen Preußens Macht-Entwickelung ist der Standpunkt Oesterreichs und der Drei-Spitzen-Schwärmer. Stellt man sich auf diesen Standpunkt und faßt einzig und allein diesen Moment in's Auge, ohne die Zukunft in Betracht zu ziehen — deren wir oben gedacht — so scheint es allerdings begreiflich, daß Oesterreich kein Mann, wie den Großherzog von Oldenburg in den Herzogthümern gebrauchen kann. Der Mann ist zu sehr bereit, den berechtigten Wünschen der Bevölkerung der Herzogthümer, unter Anerkennung der realen Machtverhältnisse, entgegen zu kommen. — Ein Mann, der weder Würzburg noch Bamberg beschickte, der Preußen festen Fuß an der Nordsee fassen ließ und den Schutz der Oldenburgischen Küsten, sowie der Oldenburger Flagge, Preußen anvertraute, der kann weder Oesterreich noch Sachsen oder Baiern eine persona grata sein, er ist eben schwarz-weiß, das genügt. —

Mit wenigen Ausnahmen jauchzt ein ganzer Haufe, welcher sich fürchtet vor der Umarmung der Jungfrau Borussia — wie Günther einst vor der Umarmung Brunhildens — hinter diesen Anführern her. — Nur der Großherzog nicht, er ist zu preußisch! was soll aus uns werden, wenn das so fortgeht!

Man versteckt sich hinter dem Gespenst „Preußisch", während es in Wahrheit heißen müßte:

„„Der Großherzog denkt zu deutsch in wahrhaft nationalem Sinne — was soll aus uns werden, wenn Deutschland — deutsch wird!"" —

Nachdem der Verfasser sodann den Gedanken durchgeführt, daß Oesterreich seinen und Deutschlands Vortheil verschmähe, wenn es den angedeuteten Ausgleich abweise, führt er mehrere geschichtliche Daten an, die für den Leser von Interesse sein dürften. Er sagt S. 19 bis 23:

„Wir haben erwähnt, es sei das Verdienst des Großherzogs von Oldenburg, daß die schleswig-holsteinische Frage eine rein deutsche geworden. Abgesehen von manchen Nebenzügen, sind es hauptsächlich zwei Momente, welche für unsere Ansicht schlagend sprechen, es sind die Ablehnung der ihm schon 1850 angetragenen Gesammt-Staats-Krone Dänemarks, und die Erlangung der Cession der wohlbegründeten Rechte Rußlands auf die Herzogthümer. Der Großherzog hatte den Muth, diese Krone auszuschlagen, trotzdem die Großmächte Europas ihre Garantie in Aussicht stellten — weil er erkannt hatte, daß den Herzogthümern Unrecht, bitteres Unrecht zugefügt werde, wenn man sie in die Vereinigung mit Dänemark hinein zwinge, obgleich kein Zweifel obwaltete, daß die Augustenburgische, abgetheilte Linie des Gesammt-Hauses durchaus keine Ansprüche habe, sodern allein die ältere Linie des Hauses Gottorp. In diesem Punkte herrschte nicht allein zwischen Dänemark und Rußland, sondern auch unter den übrigen Mächten ein völliges Einverständniß.

Die nächste Folge der Ablehnung der Gesammt-Staats-Krone war, wie bekannt, die Erhebung des Prinzen Christian zum Thronfolger von Dänemark, unter Vorbehalt der Rechte des Hauses Gottorp. Dieser Vorbehalt hatte, von deutschem Standpunkte aus betrachtet, gewiß mancherlei Bedenkliches,

und es läßt sich nicht verkennen, daß die aus demselben entspringenden Befürchtungen wesentlich dazu beigetragen haben, viele in das Augustenburgische Lager zu treiben, welche unter andern Verhältnissen wohl niemals Partisane der Kieler Politiker geworden wären, wie der eclantante Abfall hervorragender Häupter dieser Partei genügend darthut.

Es gelang dem Großherzoge, im Sommer 1864 in Kissingen die Uebertragung der Ansprüche Rußlands auf Oldenburg ohne irgend welchen Vorbehalt zu erlangen, und damit die Besorgniß zu beseitigen, daß Rußland durch Erwerbung der Herzogthümer in Deutschland übermächtigen Einfluß gewinnen werde.

Damit war die ganze Frage von einer Europäischen eine rein Deutsche geworden.

Sollten indeß die vom Großherzoge durch die Cession Rußlands erworbenen Rechte nicht die ihnen gebührende Anerkennung finden, so erscheint es als selbstredend, daß die Ansprüche Rußlands wieder in den Vorgrund treten, eine Gefahr, welche um so größer erscheint, als die engen Beziehungen des Russischen Kaiserhauses zu der jetzigen Dänischen Königsfamilie wohl nicht erwarten lassen, die oben erwähnte Cession erneuert zu sehen, — wohl aber bietet eine solche Combination die Möglichkeit der Rückkehr der Herzogthümer unter dänisches Scepter. — Das ist unbestreitbar das Ziel der Feinde Deutschlands, wie Niemand in Abrede stellen kann, welcher den Verhandlungen des englischen Parlaments, der französischen Legislative und den Aeußerungen der Herren Minister aufmerksam gefolgt ist.

Besonders deutlich ist in dieser Beziehung der Wink, welcher aus dem dänischen Folkething gekommen, neben den Aeußerungen des dänischen Ministers, aus denen die Hoffnung der Wiedererlangung wenigstens des größten Theiles des Verlorenen unverkennbar spricht.

Wir sollten denken, daß diese Umstände genügen müßten, jeden wahrhaften Patrioten zu veranlassen, offen das Panier des Großherzogs aufzurollen, wie es wohl unzweifelhaft geschehen, wäre es möglich gewesen, jene Cession Rußlands früher zu erlangen.

Wie wenig man ursprünglich an den Erbprinzen von Augustenburg gedacht, geht am schlagendsten aus den Verhandlungen einer gewichtigen Zahl schleswig-holsteinischer Patrioten hervor, welche, Sommer 1863, in Hamburg tagten, deren ursprüngliche Ansicht dahin ging, allein „Oldenburg" auf ihre Fahne zu schreiben, weil der Großherzog damals in beiden Herzogthümern höchst populär war, nicht allein wegen seiner Haltung in der ganzen Angelegenheit, und seines berühmten Briefes von 1861 an König Friedrich VII., sondern besonders wegen seiner Schritte am Bunde (April 1863), wie zahlreiche Adressen, welche trotz des dänischen Spionir-Systems dem Großherzog zugingen, am besten beweisen.

Von der für die damalige Sachlage gewiß richtigen Ansicht ausgehend, daß es erforderlich, statt den bei den früheren Auflehnungen gegen die dänische Gewalt mißlungenen Versuch zu wiederholen, nur eine Fahne aufzustecken, einen von dem Schein der Legitimität umgebenen Namen aufzustellen, hatte

man den Erbprinz Friedrich eingeladen, nach Hamburg zu kommen, und zugleich auch zahlreiche Patrioten entboten. Indeß stieß das patriotische Comité bei diesen auf große Schwierigkeiten, theils weil sehr viele von dem Rechte des Erbprinzen Friedrich keineswegs überzeugt waren, theils weil man fast einstimmig der Ansicht war, daß die Familie der Augustenburger in Schleswig-Holstein unmöglich sei, weil sie, fast ganz ohne Freund und Anhänger, während vieler Jahre sich dem Lande entfremdet und das Andenken, welches die Familie zurückgelassen, besonders im Norden, nichts weniger als ein freundliches sei; ja ein Mitglied äußerte unumwunden, an der Selbstständigkeit der Herzogthümer unter einer Augustenburgischen Dynastie sei nichts gelegen.

Diese Stimmung gab Veranlassung, daß einige erklärten, nach Oldenburg gehen zu wollen — indeß wurde dieser Plan aufgegeben, nachdem die Ansicht Glauben gewonnen, der Großherzog habe auf seine Ansprüche verzichtet und habe es ausgesprochen, unter keinen Umständen Ansprüche erheben zu wollen. Ein damals weit verbreitetes Gerücht, dessen Haltlosigkeit aber in Augustenburgischen Kreisen schon lange bekannt sein mußte.

Jetzt erst gelang es die Kieler zu bewegen, dem in Hamburg anwesenden Erbprinzen aufzuwarten. Er erklärte, er seiner Seits wolle einer solchen Lösung (Anschluß an Preußen) kein Hinderniß in den Weg legen, das Recht des Augustenburgischen Hauses interessire ihn nur in so weit, als es mit den Interessen Schleswig-Holsteins und Deutschlands zusammenfalle, — dies Recht gegen Drang nach nationaler Einheit geltend zu machen werde ihm nicht einfallen.

Trotz dieser Erklärung — man kannte den Einfluß der den schwankenden Prinzen umgebenden Persönlichkeiten genau — machte sich ein großes Mißtrauen gegen den Erfolg und Gang der Augustenburgischen Politik laut geltend, indeß wurde dennoch beschlossen, weil man Niemand anders habe, die Augustenburgische Prätensionen auf alle Weise zu unterstützen und für den Erbprinzen mit allen Mitteln Propaganda zu machen.

Ein Versuch der damals, wie bekannt genug, in den Herzogthümern nur sehr geringen Erfolg hatte. Auch weit später finden wir eine Gesinnung sich geltend machen, welche auf nichts weniger, als Sympathie hinweist. Nirgends wollte es z. B. gelingen, in den an die Fürsten oder den Deutschen Bund gerichteten Petitionen u. s. w. den Erbprinzen als allein Erbberechtigten in den Vorgrund zu stellen; denn viele, welche heute nichts kennen, als das alleinige Recht des Augustenburgers, waren damals ganz anderer Ansicht.

So stand und steht es noch heute mit den in Scene gesetzten Sympathien für die Augustenburgische Familie, gewiß ein scharfer Gegensatz zu der so viel ausgesprengten Anhänglichkeit an den s. g. legitim Angestammten. Davon redete damals Niemand, — und niemals würde die Rede davon gewesen sein, hätte die politische Sachlage es dem Großherzoge gestattet, denn erst nach England der Cession Rußlands konnte er seine Ansprüche erheben, beim Ausbruch des Krieges, wie die Bevölkerung es mit Ungeduld erwarte, in den Herzogthümern zu erscheinen."

Gegen den Schluß der Schrift schildert der Verfasser die sociale und moralische Entartung, welche durch das Augustenburgerthum den Herzogthümern eingeimpft werde, und ruft aus:

„Solche Zustände gründlich zu heilen, scheint ein Arzt nöthig, dessen Praxis nicht so groß, daß er sich in den meisten Fällen vertreten lassen muß, er muß mitten im Kreise dieser Epidemie stehen, damit die Gesunden bei ihm Trost, unmittelbare Anlehnung und Stütze an dem Herrscher finden, dessen Thätigkeit nicht außerdem noch von vielen, vielen anderen schweren Pflichten bedrängt werden darf, er muß die volle, ungetheilte Manneskraft dem einen Ziele, Entwickelung der schlummernden und gewaltsam erdrückten Kräfte der herrlichen Länder jenseits der Elbe und Eider, Versöhnung und Einigung der Parteien, mit einem Wort der Wiedergeburt der Herzogthümer in sittlicher und materieller Beziehung, einzig und allein zuwenden können — denn diese Riesen-Arbeit verlangt wohl die ganze Kraft eines ganzen Mannes!"

Ja, fügen wir hinzu, ein ganzer Mann ist ein Schatz für die Völker.

Organischer Zwang und Drang.

Beitrag zur Natur der Sprache, der Lüge, des Wahnsinns und der politischen Neuerungssucht.

Mitgetheilt vom Medizinalrath Dr. Gustorf.

6. Stichwörter. Kammerjammer. Cretinismus.

Gewissermaßen gehören auch gewisse Lieblingsphrasen, chronisch gewordene Redensarten und Stichwörter zu diesen Reflexphänomenen, die man von correcten Bedienten, z. B. vom Mr. Lanzelot Gobbo in Shakespeares Kaufmann von Venedig, und von Kammerrednern während ihres Drehens des oppositionellen Kammerbratspießes mitanhören muß. Sie sprechen gewohnte Phrasen mechanisch aus, auch wenn sie gar nicht am Platze sind; ein organischer Zwang und Drang. Es gehören diese Redensarten vielleicht zu den „übermäßigen Beweglichkeiten" (hypercinesien), welche der Nervenpatholog Romberg coordinirte Krämpfe nennt. So saßen wir jüngst in einem wahren Schneegestöber von Kammerphrasen, und auch unser Präsident als er die Sitzung eröffnete, ließ es in seinem Zwang und Drang nicht daran fehlen. („Voici un bel homme de neige" flüsterte einst Guizot seinem Nachbar Martin du Nord am Ministertische zu.) Uns trat hier das Bild eines sogenannten cartesianischen Teufelchen vor die Seele, das mit dem Kopfe oder den Füßen in das Wasser gesteckt, durch organischen Zwang und Drang immer wieder

auftaucht. Denn man muß mit dem Kopfe durch die Mauer zu dringen suchen; so verlangt es der faktiöse Charakter des parlamentarischen Regimes, eines zur Herrschaft der Faktionen tendirenden Mitteldinges zwischen der zur Anarchie tendirenden Republik und der zur Despotie tendirenden Monarchie. Aber in welchem Grade tendirt nicht ein solch parlamentarisches System zur Despotie! Kann nicht eine Phrase, in welche die Majorität toll vergafft ist, kann nicht ein deutscher Thiers, wie der französische, ein Poltron, Raisonneur und Geschichtsfälscher, ein doctrinairer Imbecille oder ein aufbrausender Conventsphilister oder sonst eine Kammernachgeburt (placenta), wie z. B. der Revolutionair, der Abgeordnete für Minden Freese, welcher auf dem Abgeordnetentage zu Frankfurt a. M. am 20. Mai 1866, bedingungslosen Eintritt für Oesterreich wollte, kann nicht ein grenzenlos anspruchsvoller Geheimrath im trüben Augenblick eines schlechten offenen Leibes*) zum größten Tyrannen des Staates werden? „Wehe dem Land des König dann ein Kind ist (Pred. Sal.) und dessen Soldaten Philosophen und auf die Verfassung vereidigt sind, (unsere Soldaten sind Gott sei Dank alle Philosophen geworden" rief Camille Desmoulin bei Gelegenheit des Zuges nach Versailles — von Sybel —). Beschaut euch einmal so eine chambre ardente in der Nähe; da habt ihr eine Palestra der Faktionen, wo jede Fraction die andere, wo fanatisch alle Fraktionen von „Links" und dem „linken Centrum" die Minister mit argwöhnisch spähenden Blicken messen und sich dabei auf ihr Gefühl, auf ihre Antipathie berufen („Du hast nun die Antipathie", Faust zu Gretchen). So versetzte einst der Dr. van Hellmont die Seele in den Magen und berief sich dabei auf sein Gefühl. So nun experimentiren sie mit Gefühl in's Blaue, in's vacuum hinein, sind dabei kleinlich, umsichtslos und mißtrauisch wie die Chinesen.

Die ganze Staatskunst möchten sie gefangen nehmen und sich dieselbe dictatorisch unterordnen, eine Art Acquisitions- und Arrondirungssystem. — Die Debatten über und gegen die Armeereorganisation liefern hier den Commentar. Es sticht sich sich hier die Opposition die Augen aus um besser sehen zu können — (Hamann's Kreuzzüge des Philologen). — Ihre ganze Polemik ist durch organischen Zwang und Drang radikal-erstarrte Kammertaktik. Von einem innigen Ineinanderleben des Vernunftlebens mit der Erfahrungswelt ist selten die Rede. Sie begreifen nicht, daß ein Mensch, und sei er auch ein oppositioneller Kammermensch, in der gewöhnlichen Weise der Weltklugen, der Lage Concessionen machen müsse. Sie halten solches für überflüssig, da sie sich ja in dem Besitze des ächten Ringes (Lessing's Nathan)

*) Hatten am Morgen die Aloëpillen des Dr. Le Roy nicht den erwünschten Erfolg, dann unterzeichnete Robespierre flottweg alle Todesurtheile und von Gnade war dann keine Rede, mochte auch Eleonore Duplay, seine Haushälterin, eine Frau von Gemüth, noch so sehr in Bitten sich abmühen. „Madame" oder „Monsieur, revenez s'il vous plait ce soir, à l'heure qu'il est, il a le ventre d'un tambour; et toutes mes prières sont perdus" waren ihre Trostworte. Und dann wurde sein armer Schreiber Simon (bei Valmy riß ihm eine Kanonenkugel den Fuß weg) hart angefahren, wenn er sich nicht schnell genug an den Schreibtisch setzte oder die Feder fallen ließ. Letzteres geschah dem guten Simon, als eines schönen Morgens Max dictirte: „Angeklagt der Verschwörung gegen die Einheit und Untheilbarkeit (Bischof Monrad in Copenhagen ging hier in die Lehre) der Republik zu Gunsten der Monarchie sind Danton u. s. w."

befinden. So beziehen sie Alles auf ihr constitutionelles Kammersystem. Der Philosoph aber, der Alles auf sein philosophisches System, der Mathematiker, der Alles auf seine Größenlehre und der Scheidekünstler, der Alles auf seine Chemie bezieht, ist ein Narr. Ist nun gar ein Professor der pathologischen Anatomie Abgeordneter, dann erreicht die microscopische Entdeckung kranker und abgestorbener Staatszellen, die stethoscopische Entdeckung von Staatstuberkeln, die mikroscopische von Staatstrichinen nie ein Ende und es wird Erstaunliches darin geleistet, da alles mit dem Mikroscop sich unendlich vergrößern und vervielfältigen läßt. („..... Das Mikroscop hat auch einen ganz andern Beruf, weshalb es in der Physiologie so nützlich geworden ist. Es muß die Wahrheit vergrößern. So etwas aber kann man in dem praktischen Theil der Staatsarznei nicht gebrauchen. Man muß sich hier gerade vor jeder Vergrößerung sehr hüten. Die Geschichte der Medicin hält uns schon Beispiele genug vor Augen von solchen Aerzten, die Alles vergrößert ansehen, sich selbst und ihren Beruf, ihre Wirksamkeit und ihre Bestimmung, sich deshalb auf anderes Gebiet begaben, sich bei theologischen, staatsmännischen und anderen Controversen für unentbehrlich hielten, allzeit fertige Dissenters und Consultationsräthe — Ingenium multiplex! — vide: eine Stimme aus Schleswig über den Trichinenzwang, in der Beilage zur Norddeutschen Allgemeinen Zeitung. Berlin, Sonntag den 11. März 1866.)

Wurden denn in unserer „linken" Kammer alle specifischen Umstände, der „verborgene Proceß des Staates" — um mit Baco von Verulam zu reden — ein gewisses Principium seiner Erhaltung, genau erwogen und in Anschlag gebracht? Nein, durchaus nicht! Daß das preußische Königthum nicht in seiner Selbstständigkeit leide, ist die vindemiatio prima — um abermals mit Baco zu reden — die erste Bedingung worunter Preußen erzeugt wurde und ferner sich erzeugen, restauriren und kräftigen kann. Warum waren die Gothen den anderen Völkern vorangeschritten, warum waren sie der unternehmendste von allen deutschen Stämmen, warum wußten sie zu siegen? Weil, sagt der treffliche W. Giesebrecht (Geschichte der deutschen Kaiserzeit. 1855) sie schon von Alters her unter erblichen Königen gestanden und Gehorsam gegen Königs Gebot gelernt hatten. — Experimentirt nun einmal (ein experimentum crucis nach Baco) ihr Centauren aus der Kammermitte — „conspirateurs de l'eau douce" — aus Preußen so ein Belgien de dato oder ein Dänemark de dato heraus und ihr werdet zum Verderben Deutschlands und vielleicht der ganzen Welt, eine Wolke statt einer Juno umarmen, und mit Ofenwärme statt mit Sonnenwärme vorlieb nehmen müssen. Amen vero dico vobis: es verschwindet mit der preußischen Monarchie von der Erde die deutsche Unabhängigkeit! Mit oratorischem Glanze und wäre er selbst ein Ciceronischer; mit süßen Loyalitätsadressen ist's wahrlich nicht gethan. Letzthin in der Kammer mahnten mich diese Adressen an russische Freudenmädchen, welche ihre Heiligenbilder mit einem Schleier bedecken, ehe sie an ihr Geschäft gehen.

Heim erzählte von einer Kranken, welche stundenlang mit vollem Be-

wußtsein sang, aber ohne daß sie es wollte. Eine berühmte Opernsängerin sagte mir, daß sie häufig durch einen unheimlichen Drang genöthigt werde, dasselbe Lied zwei-, dreimal hintereinander zu singen, und dies in öffentlichen Concerten höchst störend auf sie wirke. Ich kenne noch jetzt eine hysterische Dame, die Besuche macht, ohne daß sie es will. Ihre Beine haben ihren Kopf für sich (hysteria procursiva?). Sie läuft zuweilen eine Meile auch anderthalb Meilen weit, ganz ohne Ziel und Zweck. (Robespierre sagte: On ne va jamais plus loin que quand on ne sait pas où l'on va.) Arnold erzählt, in der Kirche sei eine eingeschlafene Frau aus dem Kirchenstuhl gefallen. Dies nöthigte ihren Nachbar drei volle Tage und eben so viele Nächte uno tenore fort zu lachen, so daß er dadurch dem Grabe nahe kam, und melancholisch ward. Es giebt Irre, welche sagen: Ich weiß, was ich thue, was ich sage, aber es kommt mir stets ein Wort vor, welches ich trotz meines Willens aussprechen muß; spreche ich es nicht laut aus, so sage ich es und raisonnire innerlich. Das Gesetz, welches den erblichen (hereditairen) Krankheiten zu Grunde liegt, darf als ein Gesetz der organischen Reflexplastik bezeichnet werden.*)

Aber nicht allein Krankheitsanlagen, auch das Hinarten der Kinder auf ihre Eltern in Rücksicht der Physiognomie, des Temperaments und der Geistesvermögen, beruht auf diesem Gesetze. Hierauf bezieht sich der Ausspruch Friedrich des Großen: „Il faut souvent croiser les races en empire." Ich kannte einen guten Schauspieler, dessen drei Kinder, was Verstellungskunst anbetrifft, wahre Fanarioten sind. So können innerhalb des Gleichartigen große Varietäten entstehen, ständig (stationair), unvertilgbar, charakteristisch und auf die Nachkommenschaft dauernd forterblich werden. Die kleinsten Varietäten einmal hervorgebracht, werden nicht verwischt; selbst Familien können sie fortpflanzen und die Medicäer, Bourbonen, das kaiserliche Haus Habsburg, die Welfen (die traditionelle Welfenschönheit des Hauses Hannover), das Königliche Haus der Hohenzollern hat seine eigenthümlichen Gesichtszüge. Der Mund mit der bekannten charakteristischen Form der Unterlippen kennzeichnete die wunderschöne unglückliche Marie Antoinette als ein Kind des österreichischen Hauses. Beim Kaiser Tiberius war das Haupthaar am Hinterkopfe tief hinabgehend, so daß es den Nacken noch bedeckte, eine Eigenthümlichkeit der gens Claudia-Familien. So haben auch nicht wenige Familien den traurigen Vorzug, daß ein gewisser Cretinismus unter ihnen heimisch oder erblich ist und so giebt es auch erblich gewordene Künsteleien an der Bildung des Körpers, z. B. der länglich gedrückte Schädel der Kolchier, den schon Hyppocrates bemerkte, die beschnitten gebornen Knaben im Orient, die mit kurzen Schwänzen gebornen Pferde in England ꝛc. Hoffmann (morbus convulsivus a viso spectro, Jenae 1680) schrieb eine eigene Abhandlung über einen jungen Menschen, der nach dem vermeinten Anblick eines Gespenstes Convulsionen mit Geistesverwirrung bekam, wobei der sonderbare Umstand stattfand, daß der Fuß, woran er von dem Gespenst

*) Wie Epilepsie und Hysterie durch ganze Generationen sich durch- und forterben kann, darüber lese man Desperiers histoires 1785 und Robert Whytt praktische Schriften.

ergriffen zu sein glaubte, entzündet wurde und in Eiterung überging. Wesener (Hufeland's und Harleß Journal der pract. Heilkunde, 1815 B. 9 S. 65) versichert eine Kranke zu kennen, die am Morgen die deutlichsten Striemen auf dem Rücken und den Armen zeigte, nachdem ihr Nachts geträumt hatte, sie sei heftig geschlagen worden. Parry (Elemens of Pathologie and Therapeutiks. Vol. I. pag. 284) kannte eine Frau, in deren Brüsten eine starke Absonderung von Milch eintrat, so oft sie ein Kind schreien hörte, obgleich sie nicht mehr gestillt hatte.

Die Natur strebt also mit großer Schwungkraft ihre Gesetze den besonderen Umständen anzupassen, und nach einiger Zeit die Abweichungen, die aus dieser zufälligen Ursache hervorgegangen sind, stationair zu machen und zu einem relativen Naturzustand zu erheben. Da aber nun, wie oben gesagt, die Fortpflanzung innerhalb des Gleichartigen, nicht allein eine im Variationskreis einer Art liegende physische Varietät, sondern auch eine psychische überliefert, so erhellt daraus, wie wichtig und maaßgebend die Erziehung ist. Noch sei uns hier zu bemerken erlaubt, wie wir, durch Erfahrung belehrt, der Ueberzeugung sind, daß die Milch der Ammen eben so gut psychegenetisch als pathogenetisch einwirken kann. Nach Diodor von Sicilien (Lib. II.) war die Amme des Tiberius Nero eine Erzsäuferin, der Kaiser früher ein Trunkenbold, von den Römern Biberius Mero (vinum purum) genannt. Der Kaiser Tiberius, von Adolph Stahr („Kaiser Tiberius") als der große Friedrich der Römerzeit bezeichnet, war nun aber als Feldherr wie als Staatsmann ausgezeichnet. Er war sparsam, einfach und mäßig, Eigenschaften die kein Säufer besitzt. Diodor berichtet also nur eine boshafte Medisance der sittlich durch und durch verkommenen römischen Gesellschaft. Aber man entnimmt aus dem Bericht Diodors, daß, so wie man schon in den ältesten Zeiten an die geistige Einwirkung der schwangern Mutter auf ihr Kind, ebenso an das Einsaugen der psychischen Qualitäten (von Paracelsus „tincturae" genannt) mit der Ammenmilch glaubte.

Eine ähnliche Uebertragung wie bei der Fortpflanzung der Gemüthseigenschaften des Vaters auf die Kinder bemerkt Treviranus (Biologie) eine ähnliche Uebertragung der Idee auf das körperliche scheint es aber auch zu sein, wodurch der Speichel wüthender Thiere und selbst des Menschen in ein Gift verwandelt wird, das in dem Gebissenen die Wasserscheu zu verursachen geeignet ist. So erzählt Pouteau, daß ein Mensch einen andern im heftigen Zorn gebissen habe, der darauf wasserscheu geworden sei, und die Philosophical Transactions enthalten den Fall von einem Menschen, der an der Wuth starb, nachdem er sich nach einem Spiel, worin ihm Alles verloren gegangen war, aus Verzweiflung in die Hand gebissen hatte. Auch bei den Thieren findet ein Uebergang der Neigungen, Triebe und Fertigkeiten der Eltern auf die Jungen statt. Daher die gänzliche Verschiedenheit der geistigen Anlagen und Fähigkeiten unter den verschiedenen Hunderacen, bei deren gemeinschaftlichen Abkunft von einem einzigen Stamm, der ursprünglich gewiß ganz andere Naturtriebe hatte. Der Neufundländische Hund hat eine nicht zu zähmende Begierde Schaafe zu würgen und deren Blut zu

trinken (Annals of philosophy, by Thomson 1819 p. 473). Und doch waren seine Voreltern die nämlichen, wie die des treuen Bewahrers der Schaafheerden, des Schäferhundes.

„Es giebt," sagt Treviranus, „keine Anlage und Neigung ohne ursprüngliche, obgleich dunkele Vorstellungen. Der Ente, die sich beim ersten Anblick des Wassers in dieses ihr Element stürzt, wenn sie auch von einer Henne auferzogen und mit deren Jungen aufgewachsen ist, muß schon ehe sie noch ihr Element jemals erblickt hat, ein dunkeles Bild desselben vorschweben; denn nur das Wahrnehmen dieses Bildes in der Wirklichkeit kann es sein, wovon es herrührt, daß sie sich nicht versuchsweise, sondern mit voller Zuversicht einem, bisher ihr fremdartigen Element hingiebt."

Will man uns das bekannte „filii heroum nequiores"

(Les grands ésprits d'ailleurs très-estimables,

Ont fort peu de talens pour former leurs semblabes. Boileau.)

einwenden; will man uns einwenden, daß besonders Männer von wahrhaft großem Genie, diesen prometheischen Funken selten auf ihre Nachkommen übertragen, so muß man hier in Anschlag bringen, daß die Geistesanlagen auch durch die Mutter mit bestimmt werden; daß es ferner an nothwendigen Bedingnissen und äußeren Einflüssen zur Entwickelung mangelte, daß gute Anlagen durch verkehrte Erziehung, Krankheiten u. s. w. im Keime erstickt werden und daß sich die Väter durch die duodecim labores des Hercules bereits verausgabt hatten. Von Ludwig XIV., dem Herculei virtutis imitator erzählt die Herzogin von Orleans: A la mort d'un des enfans de la reine, le roi demanda à son ancien docteur: D'où vient, Mr. Guéneau, que mes bâtards sont sains et ne meurent pas, tandis que les enfans de la reine sont tous si délicats, et meurent? Sire, repondit Guéneau; c'est qu'on n'a porté chez la reine que les rinçures du verre. Der Vater war bei Erzeugung seiner Bastarde in der Kraft der Leidenschaftlichkeit. Memoires d'Elisabeth — Charlotte, duchesse d'Orleans, princesse palatine.

Darin mögen wohl die Gründe liegen, daß oft die edelsten Geschlechter unter den Menschen, trotz aller Sorgfalt mit denen man sogenannte Mesalliancen zu verhüten sucht, ausarten. Auch der Coitus wie ein Frohndienst, den man schuldig war, abgethan, ist ein häufiger Grund. Ferner das Alter, aber nicht nur dieses, sondern jede vorübergehende Ebbe der Lebenskraft oder sonstige Gesundheitsstörung, in den Eltern, zur Zeit der Zeugung, vermag das Product zu verkümmern.

Auch das „pater semper incertus" ist mitunter zu veranschlagen. Ferner nehmen manche Denker als wahrscheinlich an, daß bei der Zeugung, der Vater, als sexus potior und zeugendes Princip, die Basis, das Radicale des neuen Lebens also den Willen verleihe, die Mutter aber als sexus nequior und blos empfangendes Princip das Secundaire, den Intellekt; daß also der Mensch sein Moralisches, seinen Charakter, seine Neigungen, seine Leidenschaften, sein Herz vom Vater erbe, dagegen den Grad von Beschaffenheit und Richtung seiner Intelligenz von der Mutter. Göthe schil-

derte seinen Vater als einen Mann von untergeordneten Fähigkeiten. Nach Boerhave und Esquirol vererbt der Wahnsinn sich häufiger von der Mutter als vom Vater.

Wie der Körper als das zunächst vom Willen bestimmte, welches seine Befehle ausrichten soll, ihn später noch durch angenommene Selbstständigkeit vermittelst der Reflexplastik, zur Anerkennung dieser Befehle aufzufordern sich bemüht und sich hier gewissermaßen unter dem Bilde eines angenommenen Gedächtnisses, eines Bewußtseins ohne Bewußtsein des Bewußtseins, welches das Archiv des Geistes verwahrt, thätig zeige, mögen einige interessante Beispiele bezeugen, obgleich sie nicht zu beweisen im Stande sind, daß alle psychische Thätigkeit unterbrochen gewesen ist. (So ist ja auch im Schlaf nicht alle psychische Thätigkeit des Bewußtseins unterbrochen. — Warum können viele Menschen, auch wenn sie sich des besten Schlafes erfreuen, zu der von ihnen bestimmten Stunde von selbst erwachen?) Ein Mensch, der Tabak zu nehmen gewohnt war, wurde vom Schlagfluß getroffen. In demselben brachte er die rechte Hand fast alle Viertelstunden auf die gewöhnliche Art zur Nase, wie er es im gesunden Zustand zu thun gewohnt war, und rieb sich nachher die Finger ab, als wenn er den hängengebliebenen Tabak von den Fingern abreiben wollte. Ein Spieler kam nur dann von seiner vollkommenen Unempfindlichkeit zu sich, wenn man ihm quatorze et le point zurief, und eine geizige Frau, die bewußtlos in einer tiefen Schlafsucht lag, griff zu, als der Arzt ihr einen neuen Thaler in die Hand drückte. Beim letzteren Falle erinnern wir an des Horaz dritte Satire im zweiten Buche: Colloquutus cum Horacio Damasippus, hoc stoicae philosophiae paradoxum probat, omnes propemodum homines insanire. Hier waren die betreffenden, gleichsam isolirt zur Virtuosität eingeübten Nerven die lumière, das Zündloch der Erregung. Auch der Traum und sein Gipfel das Schlaf- oder Nachtwandeln (Noctambulismus), in welchem das Sensorium nur in einer Direction thätig, in allen übrigen verschlossen ist, und welcher mit völliger Unempfindlichkeit gegen das Licht und erweiterter Pupille verbunden, so daß der Kranke mit geschlossenen Augen, wie Phaëton in die Höhe steigt und wie die Tochter des cretensischen Königs den Theseus zu führen versteht, dessen Handlungen Copien der gewohnten Tagesarbeit zu sein scheinen,*) bezeugen, daß es sich ereignet, daß die sogenannte

---

*) Hierher gehört die chorea magna, welche mit Zeichen von Clairvoyance verbunden ist (Wicke, Versuch einer Monographie des großen Veitstanzes und der unwillkührlichen Muskelbewegungen nebst Bemerkungen über den Taranteltanz und die Beriberi. Leipzig 1844.

Schon Stahl (Diss. de motu humorum a motu pulsus ordinarii diversis Hal. 1697, erwähnt dieses Gesetzes, daß Bewegungen durch Wiederholung leicht habituell werden und dann ohne bemerkbare Veranlassung periodisch wiederkehren, und Romberg (Lehrbuch der Nervenkrankheiten) bemerkt, daß vorzugsweise Habitualität, ein Attribut der Krämpfe sei, weil die Leistungsfähigkeit der motorischen Nervenfasern sich mit der Häufigkeit ihrer Erregung zur Virtuosität ausbilde, wie man schon im gesunden Zustande an den zur Gewohnheit gewordenen und zur Fertigkeit gebrachten Bewegungen einzelner Muskelgruppen wahrnehmen kann. Beim St. Veitstanz (Chorea) leiden die Theile, welche am meisten gebraucht werden, z. B. die Spinner spinnen. Sind die Kranken Schwätzer, so plappern sie im Schlafe die ganze Nacht hindurch.

Bei der Schließung einer galvanischen Kette, die wegen unvollkommenen Contactes bei irgend einer Leitungsunterbrechung nicht zur Wirkung kommen wollte, stellte sich dieselbe

willkürliche Bewegung größtentheils zu einer unwillkürlichen, automatischen, bewußtlosen aber nicht convulsivischen wird. So verstecken Frösche, denen man die Köpfe abgeschnitten hat, ihre Pfoten, wenn man sie reizt unter den Bauch.

Carl.

XV.

Carl ging voll schmerzlichen Nachdenkens durch die lauten, wogenden Straßen. Er bedachte, daß denen, die das Heil nicht annehmen früher oder später, doch gewiß einmal, die waltende Macht als ein Ungeheuer erscheinen müsse, das mit seinen Creaturen ein zerfleischendes, blutiges Spiel treibt. — Wie ist es möglich, fuhr er fort, daß der zum Leiden geborene Mensch lieber mit stillem Vorwurf und lauter Verzweiflung sich einer blinden Nothwendigkeit unterwirft, als die rettende und aufrichtende Hand ergreift und in ersehnter, ja erfahrener Einigung mit dem Geschick den Weg zum ewigen Leben nimmt! — Er beschloß, Friedrich nun öfter zu besuchen und mit der Sprache rein wider ihn herausgehen. — Einigermaßen gefaßt war er in die

---

dauernd ein, nachdem die Unterbrechung und Schließung oftmals von mir vorgenommen wurde. Bringt man zwei Kohlenstücke an den Polen einer Voltasäule in Contact, so entsteht für die Augen oft unerträgliches Licht, trennt man die Kohlenstücke wieder, so dauert diese Lichtentwickelung fort. Ohne daß vorher Berührung stattgefunden hat, kann man diese Ueberführung in den Lichtbogen nicht hervorbringen, außer wenn man durch die sehr nahestehenden Pole den Funken einer Leidner Flasche schlagen läßt. Noch muß ich bemerken, daß man zu diesem Experiment eine Growe'sche Batterie von wenigstens 80 Plattenpaaren gebraucht. Will Jemand diese Analogie bestreiten, so werden wir ihn freilich nicht denjenigen Skeptikern beizählen, die Alexander von Humboldt „unbezwinglich" nennt.

In der zur vera gewordenen epilepsia simulata übt also die motorische Reflexplastik, nachbildend, wiederholend, ein Recht der Beschränkung auf „das Hirn" aus, indem sie seine Willkühr im Körper verewigt, insofern sie ihn zwingt, ein Gesetz, das er sich illegitim fingirt hat, nun auch stehen zu lassen und sich demselben unterzuordnen, das nun wie alles aus der Willkühr Entsprungene peinlicher als das Naturgesetz für ihn wird. Durch dieses Bestreben wird hier die Nervenkrankheit (neurose) unabhängig vom Hirn fortgebildet und ernährt, und das Werkzeug der Lüge und die Lüge selbst gewinnt also ein Uebergewicht über den Lügner, hier beim Körper wie bei der Sprache, und beim Körper desto sicherer, weil er sinnlicher als die Sprache alles der selbstständigen Form entgegentreibt. Eine Jahre hindurch erkünstelte Fallsucht, die immer ganz und gar erlogen bliebe, glauben wir durchaus läugnen zu können; gewiß bereitet sich vielmehr in einer Menge leiser Vor- und Uebergänge (die unvollkommene Epilepsie und die Fallsucht bei nächtlicher Weile, epilepsia imperfecta und nocturna, sind nicht unwahrscheinlich der Durchgangspunkt, weil der Schlaf die Hirncontrolle vollends paralysirt) die Verwirklichung der Krankheit, die Wahrheit des Zustandes vor, und diese Vor- und Uebergänge bestimmen sich gewiß schon untereinander ohne die willensthätige Mitwirkung des Individuums, und die simulirte Convulsibilität wird zu einer unbewußt bleibenden spinalen Hyperästhesie, „welche den Menschen," wie Romberg bemerkt, „auf den höchsten Grad der Abhängigkeit von äußeren Reizen stellt" und welche Trotz bietet dem Höllenstein und den blauen Edinburger Pillen. Hüte sich daher der Sterbliche, den Teufel an die Wand zu malen „Wer eine Scheibe an seine Gartenthür malt, dem wird gewiß hineingeschossen", sagt Georg Lichtenberg.

Gegend des Universitätsgebäudes gekommen. Er erinnerte sich, daß heute und um diese Stunde Sebaldus zum ersten Mal als Lehrer das Catheder bestiegen; unverzüglich begab er sich in das Haus. Er betrat das stark besuchte Auditorium seines Freundes in dem Augenblick, als der kräftige Sebaldus seinen beredten, feurigen Vortrag, welcher polemisch gewesen gegen die sogenannt herrschende, pantheistische Philosophie, mit folgenden Worten schloß: Weil die Identitätsphilosophie das Spinozistische determinatio est negatio durch den Satz negatio negationis est positio ergänzt, so erhob sie durch diesen wundervoll lebendigen Denkactus die Philosophie ohne Wissen und Willen aus dem Stande pantheistischer Zerlassenheit zur Gestalt des mystischen Dogmatismus. Allein wie gesagt sie rationalisirte einseitig den gewonnenen Inhalt, über diese systematische Application verlor sie den gewonnenen Fortschritt. Die Position ging in einen logischen Formalismus auf und unter; das Princip, das eine Philosophie des heiligen Geistes zu fordern schien, ward in den leeren Dienst der Vernunft verwandt; den unpriesterlichen Fäusten überließ der entweichende Geist nur sein Gewand, und an ihm genügte sich der leer formulirende Methodist. Eine neue Schulphilosophie war die ganze Frucht der ursprünglich hochherrlichen Denkerfahrung. Die Union des Göttlichen und Menschlichen ist Wahrheit und Leben, sie muß erlebt werden; anders gewinnt sie nur eine ungeniale, blos literarische Gültigkeit; von dem Himmel nicht getränkt, von der Erde nicht gespeis't haust sie auf kahlen, unfruchtbaren Höhen. Die Wahrheit ist Person. Als solche vereinigt sie Himmel und Erde. Die Philosophie soll im christlichen Geiste die Welt schauen und erklären; wo nicht, so bleibt sie entgottet und begreift Alles, nur das einzig Wissenswürdige, Sacrosancte nicht, sie begreift nichts — Meine Herren, nicht ein fertiges System sei Ihnen angekündigt mit Ihnen zu philosophiren bin ich hier. Die unübertreffliche Methode der Trinomie eignet unserm Inhalt, den wir in dieser Art nachweisen und enthüllen wollen in Geist, Natur und Geschichte, so weit unsere Bestrebung lebensvoll bleiben darf; denn der bloßen Form gedenken wir nicht ein Atom von Realität aufzuopfern. Geistige Quiescenz hassen wir, die Philosophie der Studirstube widert uns. Der Kampf eines furchtbar schönen Gegensatzes, in den wir geworfen werden, gewinne an der Hand der heiligen Sophia auf allen Stationen der sittlichen und sinnlichen Welt eine lebendige Vermittelung; die Erscheinung werde, wie weit es uns vergönnt ist, durch erlebte Gedanken in den Quell ihrer Existenz zurückgeführt. Quod felix faustumque sit.

Die charaktervolle Rede des Sebaldus, die den Gedanken, daß das erschienene Wort, Christus sowohl der Grund des speculativen, als des heiligen und sittlich schönen Geisteslebens sei, näher ausgeführt hatte, frappirte nicht minder, als er selbst durch sein männlich offenes und doch bescheidenes Auftreten den Beifall und die Zuneigung seines Auditoriums gewann. Freilich waren seine bisherigen Bestrebungen vorherrschend kritisch gewesen, er hatte das nicht hehl; aber er verschmähte den doch nur rhetorisch befriedigenden Pantheismus — die Personification der Idee mußte er zum Mittelpunkt der Philosophie machen. In solchem Sinne gab er jetzt propädeutische Vor-

lesungen, um alsdann je nach seinen umfassenden Vorbereitungen in den einzelnen Gebieten der Wissenschaft sich zu bethätigen.

Carl begegnete dem Freunde vor dem Eingang ein das Auditorium. Sebaldus erschien sehr unstätt und unruhig; nach einem Wortwechsel von wenigen Minuten trennten sich die Freunde wieder. Unwillkührlich folgte Carl dem Forteilenden, der schnell und schneller den Weg zu seiner Wohnung verfolgte. — Nach einem längeren Ueberlegen hielt es Carl für angemessen, den Philosophen, von dessen Hauswesen er wunderliche Dinge gehört, in seiner eignen Wohnung aufzusuchen, und ihn gleichsam seinen Fragen zu stellen. — — Als Sebaldus seiner Wohnung ansichtig ward, hielt er den eilenden Gang plötzlich auf; sein Schritt ward unsicher, sträubend, doch ging er vorwärts. Er schien mit einer Gewalt zu kämpfen, gegen die er vergebens sich waffnete, die ihn wider Willen dahinriß. Auch flog er fast die erste Treppe zu seinem Zimmer hinauf, die zweite bestieg er ruhiger, und trat dann, wie es schien, selbstbeherrscht in sein Gemach ein. Betty war bei dem Arrangement des Abendbrods thätig, sie schien nicht auf die Ankunft des Sebaldus zu merken; wenigstens setzte sie ungestört ihre Beschäftigung fort. Er ließ sich an seinem Studirtisch nieder, ihr den Rücken gewandt und fragte doch sogleich: Hast du schon lang' auf mich gewartet, ist dir die Zeit lang' geworden?

Das nicht, sagte das kaum sechszehnjährige Mädchen und warf einen Blick voll Gluth auf den Jüngling, der emsig seine Hefte ordnete; Ich hatte so meine Gedanken.

Nun was war's, welche Gedanken? sprach er fort.

Sie fragen! antwortete das bewegte Mädchen mit einer Stimme, die den Sebaldus bis in das Mark traf.

Ich möcht' es wissen, entgegnet' er sich zusammennehmend hart und herrisch. — Betty erwiederte enthüllend naiv: Ich erinnerte mich! Ach wie mir da war, als mein Herr mich zum ersten Male berührt!

Betty erseufzte, Sebaldus schwieg. Sie sprach wie mit sich selbst redend: Die Sonne schien fleißig herein, es war Mittags; ich kam, das Kaffeservice zu holen, weil mein Herr nicht früher darf gestört werden. Nun saß er da und dachte und schrieb; er sahe nicht glücklich, nicht glücklich aus. O diese Pein und Unruhe! Ich nahm zitternd vor Mitleid das Geschirr, wie aber ging das zu? Mein Herr fuhr zornig auf, der Präsentirteller sammt Allem war mir aus den Händen gefallen. Ich blicke bebend empor — siehe, meinem Herrn stürzen die Thränen aus den Augen, er ruft: du bist mir gut! ergreift meine beiden Hände, sieht mich an, so an, daß mir Nacht vor den Augen wird. Ah, dann erst — ein Glanz wie vom Himmel leuchtete um mich — er herzt mich, er liebkost mir — aber geküßt hat er mich damals nicht.

Warum erschrackst du! sprach Sebaldus heftig, vor wem? Hatte ich dir jemals Leides gethan?

Jetzt rief das Mädchen in Thränen: Viel Leides! eilte ihm zu und lag bei ihm in den Knieen. Er sahe nicht auf, sie fuhr fort: Mag die ganze Welt doch rathen, wundern und tadeln, ich verstehe nichts — o ich verstehe alles, sel'ges, sel'ges Leben ist hier.

Er wendete sich blaß ab. — Ein schwärmerisch wildes Feuer umzog die dunklen Augen des Mädchens, indem sie so vor sich hin sprach: Muß ich auch daran denken! Himmel, wie mein Herr über den Weinachtsmarkt ging; und ich von fern ihm folgend hatte nur meine Augenlust und meine Seelenwonne; er aber sah' mich gar nicht einmal. Die tausend Lichter durch einander, die perlenden, funkelnden Sachen, der Fahnenruf, das Schmettern der Trompeten und die fröhlichen Menschenwogen: durch alles durch der Abendstern, dem wir just entgegen gingen — welche Erwartung, welche Spannung, o wie wunderbar! In dem Allen, nach dir hing mein Herz, so bang, so schwer — da wandtest du herum, mir war, als hätt' ich gleich sollen in die Kniee sinken. Aber lieg' ich doch hier auf meinen Knieen, und er hat keinen Blick für mich und keinen Kuß für seinen Affen — ach du Mann von Stein! — Abbrechend rief sie auf einmal tief ernst aus: Herrlicher! Wenn das Liebesfeuer aus deinen Augen strahlt, dann bin ich so voll glücklich — ich müßte aufhören, weiter zu leben!

Von sich nicht mehr wissend faßte er sie stumm in den Arm. Ihre Augen blitzten in einander; seine zitternde Hand fühlte die quillende Wundergestalt, er verschmolz mit ihr in einen wüthenden Kuß, Beider Leben zerrann in ein Meer voll Wollust und Entzücken. — Ein Geräusch — Betty's Mutter rief — Carl trat herein — das Mädchen entfloh. Sebaldus stand sprachlos vor dem Freunde. Carl sagte kein Wort, aber er blieb. Der Philosoph ging in dem Zimmer auf und ab, und je wie er sich fand, sprach er in harten, abgebrochnen Sätzen: Ein Mädchen geküßt — an sich nichts — aber in Hinsicht auf meinen Geist und Charakter folgenschwer, schlimm. Wie ich hineingekommen, — ich frage mich selbst. — Auf leichte, nichts bedürfende Weise lebt' ich, dem Gemeinen überhoben — ganz überweltlich genoß ich eines gedankenvollen Friedens. Wehe, ich gerieth auf diesem Wege in das Nichtige. Die Objecte wurden mir zu Schemen, das Ewige starrte mich leer an, Nacht und Abgrund. Ich war daran, den Verstand zu verlieren. Natur ersahe ihren Vortheil, warf ihr lust- und qualverspinnendes Netz um das betäubte Haupt, ich sank der Wollust in den Schooß. Schmachvoll. Aus dem erhabenen Dasein hinabgestürzt in die Fluth rasender Gefühle — mir widert's der Tollheit. Kein Leben wie ich es geträumt — allüberall nur Ungestalt und Fluch. Ich bin verloren.

Hohn und Selbstverachtung entstellten das Antlitz des Unglücklichen, graß sahe er vor sich aus. Carl war im Begriff, sich ihm in die Arme zu werfen — ein verworrenes Rufen und Schreien von der Straße herauf. Betty stürzte herein — in dem nahen Hause der Madame Wunder sei ein Liebesmord geschehen. Carl raffte sich zusammen. Bevor er ging sprach er mit Herz, gegenwärtigem Geist und Muth: Sebaldus, glaube an mich als einen Freund; bald seh' ich dich wieder. — Er sagte dem Mädchen zwei Worte die so klangen, als betrachte er sie von nun an als eine Theilhaberin an seinem Verein mit ihrem Herrn. Dann eilte er, um zuzusehen, ob Wolfgang bei jenem wahrscheinlich durch das Gerücht übertriebenen Ereigniß betheiligt sei, ob in diesem Falle seine Gegenwart dem Freunde könne von Nutzen

XVI.

Trotz der Mahnung Charlottens verweilte Wolfgang an jenem Vergnügungsorte bis spät in den Abend. In seiner jetzigen Verfassung war das Gewirr und Gedränge sinnlich aufgeregter, geputzter Menschen ihm ein Bedürfniß. Die rauschende, unausgesetzte Musik, der blendend hellerleuchtete Garten; jener bunte, befremdliche, ordnungslos mannigfaltige Tand harmonirten mit seiner Gemüthslage. Auch genoß er reichlich geistige Getränke. Beim Nachhausegehen beschäftigte er sich seltsam eigensinnig, affectionirt und witzig nur mit Madame Wunder; sie erwiederte den Ausbrüchen seiner sinnlich feurigen Phantasie auf das empfindlichste. Charlotte ging, theilnahmlos an dem lustigen, schelmischen Gespräch, neben Beiden still hin; auch die süße Mondacht, die in den Parkgängen magisch wob, ergriff sie nicht. Entsetzen hielt ihre stolze Seele gefesselt. In ihrer erhabenen Forderung an das Leben grenzenlos getäuscht war ihr Innerstes wie erstarrt, eine eisige Kälte rieselte durch ihr Herz und Gebein, der menschlichen Regung und Rührung war sie fern.

Bei der Heimkehr zog Charlotte sich gleich in ihr Gemach zurück. Der Dichter begleitete Madame Wunder auf ihr Boudoir, das nur durch ein Zimmer von dem Cabinet Charlottens entfernt war. —

In ihrem Gemach sich selbst überlassen, legte Charlotte mechanisch Schleier und Hut ab; jetzt in einem tiefen Besinnen auf sich selbst veränderte sich ihr ganzes Wesen. Sie stand zusammengesunken, ihr Angesicht erschien abgehärmt, ihre Farbe war düster, um den Mund zückte der Gram, die Verzweiflung. Die schaale Wirklichkeit, die das ideale Geschöpf in allen weltlichen Bezügen schrecklich verängstigt, sollte sie nun auch in ihrer hohen Liebe antasten und verhöhnen. Aeußerst leidend, ohne die Erquickung einer Thräne überlegte sie kalt, was mit ihr werden solle. Sie hatte keine Zukunft. — Plötzlich richtete sie sich hoch auf, ihre Wangen färbten sich, ein Blitz trat in ihre Augen — sie eilte an die innere Thür des Zimmers und lehnte horchend an ihr: von dem Cabinet der Schwester her Guitarrenspiel, sein Gesang, dann ein Lachen, Gläserklang, nun ein Laufen, Haschen, Seufzen, Küssen — sie taumelte zurück. Gleich erholte sie sich zum vollen Leben, ihre Augen funkelten herum. Nun heftete ihr Blick auf einer Stelle über ihrem Bett, in fiebernder Hast ergriff sie dort hängenden Dolch. Schwerlich eines bestimmten Vorsatzes sich bewußt rannte sie aus ihrem Zimmer den Flur hinab in das Gemach ihrer Schwester. Einige Hausgenossen, an denen die Unglückliche mit wahnsinnigem Blick, den Stahl in der Hand, vorbeieilte, machten alsbald Lärm, aus den Nachbarhäusern sammelten sich Leute, das erschreckende Gerücht erreichte Carl.

Als das verrathene Mädchen in das Gemach der buhlerichen Schwester stürzte, blieb sie einen Augenblick wie angefesselt stehen. Die Lichter brannten trübe, der Tisch vor dem Sopha überfloß von Wein, die Zither lag auf dem Boden. Mit einem Schrei sprang das sündige Weib empor, er erblaßte, der Frost des Uebelthäters rann durch seine Glieder.

Empört wider die Lasterhafte, in Haß erglühend wider den Treulosen,

so schien das höllenbedrängte, heroische Mädchen sich auf das verbrecherische Paar werfen zu müssen — in demselben Moment trat ein aufleuchtendes Bewußtsein auf ihre Stirn, vor diesem Exceß war sie gerettet; aber hell und kalt stand es in ihrer Seele, mit ihrer Hoffnung sei es unwiderbringlich aus, sie sei am Ende, sie könne nicht leben.

Wolfgang sahe, fühlte das alles; er hatte sich ermannt, stürzte wider Charlotte und entriß ihr den Dolch. Zu ihren Füßen ihre Knie umschlingend blickte er flehend zu ihr empor, sein Gesicht ging in Wellen, ein ungeheures Schluchzen ergriff den Jüngling, er konnte nur stammeln: o nein, o nein! — er barg sein Antlitz an ihrem Leibe. Charlotte stand besinnungslos, sie schwieg tödtlich, ihre Züge blieben starr. Jetzt gewann ihre Schwester die Sprache zurück. Im niedrigsten wie im edelsten Sinne ganz Weib war ihr Gefühl in diesem Augenblick die entschiedenste Selbstverdammniß. Durch Charlottens reine Nähe niedergeworfen, von Reue zerrissen rief sie aus: Das war die Meinung nicht. Deine Leidenschaft geht auf's Leben — so erschlüge mich eh' der Blitz, als daß ich durch meine Phantasterei und Laune dich in deiner lauteren Neigung kränkte. So Arges kam nie in meine Seele. Er liebt ja dich, dies Gefühl verließ mich nicht, mit mir scherzte der Uebermüthige. Daß es auch mir nur den Moment galt, ich muß es bekennen. — Siehe ihn an, er ist sich selbst nicht gleich. Entsetzliche Fassungslosigkeit! Seht, wie ihr auskommt. — Ich für mein armes Theil bin durch nichts hier gebunden; außerhalb leben mir Freunde; ein anderes Theater nimmt mich auf; ich reise noch in dieser Nacht. — Wir sehen uns wieder, Charlotte; nach Jahren — Mit diesem haben ich nichts mehr! O gehe es dir gut!

Die letzten Worte weinte sie heraus und flog aus dem Zimmer. Charlotte war es wie im Traum. Ein niegekanntes Mitleid mit sich selbst, mit Allem ergriff ihr Allerinnerstes. Unwillkührlich berührte sie Wolfgangs Haupt. Sie weinte wie er — was in ihnen vorging, war unsäglich. Carl trat herein.

Die Erscheinung Carls in diesem Augenblick war auf Wolfgang von einer großen Wirkung. Durch den Gefährten seiner reinsten, besten Stunden fühlte er jetzt sich aufgerichtet und bestärkt in seinen wundersamen Regungen; unter reuigen Schmerzen, in heißen Thränen, zur ersten Liebe für Charlotte wie neu geboren, so in dieser Lebenswelt begrüßte er den just hier und jetzt willkommenen Freund. Er war aufgesprungen, er umschloß ihn mit einer Innigkeit, als solle er mit ihm zusammenwachsen, er weinte an ihm. Dann riß er sich auf und stotterte: Es ist alles gut, Carl; Thorheit, Uebermuth, vorbei, vorbei! Du wirst es hören, nur jetzt nicht — ich suche mir Fassung vergebens — Zu ihr herumgerissen rief er sie an mit unbeschreiblichem Ton. Charlotte reichte ihm die Hand dar, er stürzte mit heißem Angesicht auf die pulsirende Hand. — Morgen, morgen! sagt' er dann und eilte hinaus. Sie verließ ohne ein Wort das Gemach. — Indem meldete ein schneller Bote Virginiens an Carl, daß ihres Freundes Gegenwart in dem Trauerhause Friedrichs ersprießlich, vielleicht heilbringend sein könne; das Kind sei gestorben. Er folgte diesem Rufe augenblicks.

XVII.

Carl fand die Eltern des Verblichenen aus der Ueberspannung zu sich selbst zurückgekommen; sie erschienen weich, ruhig. Friedrich sagte und die Thränen stürzten aus seinen Augen: Hiob! Hiob! — Elise schien gefaßter, doch schluchzte sie tief empor, wie sie stammelnd leise sprach: Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, der Name des Herrn sei gepriesen. — In weher Theilnahme harrte Virginie still aus. Carl hatte sich stumm zu dem Freunde niedergesetzt, der mit seinem Kinde von der Angst und Marter des Daseins auszuruhen schien.

Es ächzt doch nicht mehr und zerreißt mir das Herz im Leibe, sagt' er. Elise, wir können und sollen da nicht mit hinein — Tod, Tod! das will mir das Hirn zerrütten. Wir müssen vorwärts leben, Elise — freilich ohne das Kind.

Elise fand für die Lebenden noch kein Herz in sich; sie vernahm ihren Gatten nicht.

Siehe, wandte sich Friedrich an Carl; die Tage hindurch in meinem Berufsleben aller herzlichen Thätigkeit entfremdet, Abends kehrt' ich heim mit der übervollen Brust, ach! das Kind langte mit seinen Händchen nach mir — nun ist es starr! Wehe, wehe über uns! Der Gott vom Himmel geht seine eigenen Wege mit uns armen Menschenkindern.

Virginie sagte mit leiser, bebender Stimme: Ja, eben der Tod trennt nicht, er vereinigt erst recht.

Carl sprach vor sich hin: Vernunft, Trieb, Herz bäumen auf wider Leiden und Tod — der heilige Geist im Menschen überwindet Welt und Tod!

Friedrich antwortete ergreifend: Thut Wunder, aber predigt nicht; schafft mir den heiligen Geist in's Herz. Wie ich mich finde, geht mir über alles die Wahrheit meines Gemüths. In meiner Herzensliebe, nennt sie immerhin Selbstliebe, in meiner Natur verstört und gebrochen muß ich unter die zerschmetternde Faust Eines, dem ich zu gering bin, mich blind unterwerfen. Das ist mein Wesen und Geschick. O ich ermesse meine Zukunft richtig: er wird fortfahren, in meinem creatürlichen Sein — und giebt es ein andres? — mich zu zerstören und auszurauben, ich werde zuletzt ein Schatte zu den andern Schatten hinsinken. Allein der mich vernichtet, hat mich erschaffen; was kann ich Wurm wollen oder durchsetzen — ich huldige ihm mit Geschrei und Thränen.

Versprich mir eins, sprach Carl nachdrücklich.

Rede zuvor, entgegnete Friedrich in dunkler Trauer.

Stürmisch herzlich fuhr Carl fort: du wollest nicht wie Tausende und Millionen dich durch die Zeit trösten lassen, du wollest nicht die Lebensfrage daran geben, und vergeßlich dem trügerischen Dasein dich auf's Neue in die Arme werfen. Versprich mir, nicht nachzulassen, bei den Quellen deiner Menschheit zu forschen, sondern gereizt und verlangend wie nun nach einem Resultat zu ringen, nach einem Resultat, das deiner Freiheit nicht wie mit Fäusten in das Antlitz schlägt. Vielleicht, wer kann es denn wissen, wirst

du aus deinem Leben selbst in Einstimmung treten mit dem Geschick in willig leidenden Gehorsam wider deinen Gott.

Friedrich antwortete zweifelnd vertieft: Nur eine besondere Offenbarung könnte mir diese Einstimmung schaffen; dergleichen Offenbarungen giebt es nicht, noch hat es ihrer gegeben. — Es hat ihrer gegeben und es giebt ihrer, sagte Carl schaudernd und freundlich zugleich. Dir ist billig was mir recht. Forsche und siehe, ich beschwöre dich.

Friedrich sahe zwar verwundert den Ergriffenen an und schien dessen Wort nachdenklich aufzunehmen; doch eigentlich däuchte ihm jetzt in seinem blutigen Schmerz nichts wichtig als sein Verlust. Carl ließ augenblicklich davon ab, den Verschlossenen zu dringen. Er hörte mit Grauen auf den gramvollen Erguß des tiefgetroffenen Vaterherzens; ein Freund seines Frnundes litt er aufrichtig mit ihm. — Als er ging, begleitete Virginie den Liebeswerthen in das Vorzimmer. Hier zum ersten Male gab die Jungfrau in Schmerz, Liebe und Dank dem Erwählten frei ihre ganze Seele. In der Mittheilung des Vorgefallenen entfaltete sich innig verstanden ihre Liebe zu dem werthen Jüngling in hinreißender Schöne.

Stürmisch und schnell ward dies Gespräch der Liebenden durch ein neues Ereigniß gestört. Des Präsidenten Bedienter, der Virginien heimzugeleiten von dem Vater hergeschickt worden, berichtete, daß er auf seinem Herwege aus dem Hause des Sebaldus Frey einen Schuß vernommen; die Nachbaren wären herbeigeeilt und es gehe der Ruf, der Professor habe durch einen Pistolenschuß sich entleibt.

Die Farbe floh von den Wangen Carls; er eilte weg.

Diplomatische Revue.

Wochenschau.

Noch werden die Pariser Conferenzen mit Blicken des Zweifels und des Spottes angesehen. Aber indem alle Welt behauptet, daß die europäische assemblée constituante es zu keinem positiven Ergebnisse bringen werde, greift man die eigenthümliche Erscheinung, die sich nunmehr in Paris entfaltet, nicht bei demjenigen Punkte an, wo ihre eigentliche Bedeutung liegt. Ihre Wichtigkeit besteht darin, daß sie den Krieg vertagen soll; ob die Conferenz im Uebrigen zu etwas kommt, ob sie es besonders rasch zu einer Lei-

stung bringt, ist wohl den Mächten selber, welche den Zusammentritt der Conferenz erwirkt haben, gleichgültig.

Das Diplomaten-Parlament fängt klein an. Ihm ist jedoch ein bedeutendes Wachsthum vorbehalten. Die diplomatische Maus, die aus der ungeheuren Krisis hervorgegangen, ist dazu bestimmt, zum Berge zu werden. Wenn auch zunächst nur die Gesandten in Paris von ihren Regierungen ermächtigt werden, an den Berathungen theilzunehmen, so wird sich doch der Geschmack an der Discussion mit der letzteren selber steigern. Napoleons Wunsch, daß die leitenden Minister in Paris ihre Meinungen und Pläne darlegen möchten, wird in Erfüllung gehen, ja, wir halten es nicht für unwahrscheinlich, daß im Juli oder August einige Souveräne an den Hof der Tuilerien reisen und somit die Umgestaltung der Conferenz in einen Congreß begünstigen werden. Der gewaltige Kriegslärm hat die intellektuellen Schwierigkeiten, von denen die schwebenden Fragen umringt sind, vergessen machen, er hat das diplomatische Gewissen übertönt. Doch indem man nun vermöge der Debatte dem eigentlichen Sinn jener Fragen näher rückt, wird man gewahr werden, welche geistige Arbeit sich während der letzten Monate auf uns gehäuft hat, und man wird allmälig mit erhöhetem Ernste eine Erledigung dieser Arbeit versuchen.

Allem Anscheine nach wird freilich fürs erste das Bestreben vorwalten, durch kühne Grenzverrückungsprojecte jener Arbeit ein Paroli zu biegen. Zu diesen Projecten gehört die jetzt auf das Tapet gebrachte Idee, Oesterreich für die Emancipation Venetiens durch gewisse Territorien des Großherrn zu entschädigen. In Wahrheit ist diese Idee nichts weiter, als die Zumuthung, daß ein allgemeiner Brand entzündet werden solle, um eine partielle Feuersbrunst zu löschen. Der Sultan würde sich nicht ohne Kampf einen einzigen Zoll seines Gebietes nehmen lassen, so daß wir neben der deutsch-italienischen Frage die orientalische in ihrer ganzen Ausdehnung auf dem Nacken haben würden. Falls es gestattet ist, sich eine vorläufige Vorstellung von der Entwickelung des diplomatischen Dramas zu machen, dessen Eingangsscene binnen weniger Tage in Paris spielen wird, so denken wir, wird dies Drama in zwei Abtheilungen zerfallen. Die erste Abtheilung wird mit Karten-Revisions-Projecten ausgefüllt werden. Dann wird vielleicht nach dem Scheitern solcher Propositionen eine Pause eintreten, während welcher wir aufs Neue heftige Kriegsdrohungen hören werden. In der zweiten Abtheilung wird man mit mehr Besonnenheit und Bescheidenheit an die Entwirrung der Fäden gehen, und falls Napoleons Genie die Oberhand gewinnt, wird sich der Congreß zu einer europäischen Institution ausbilden, welche sich der Aufgabe widmet, den Zerwürfnissen der Mächte die Aussprüche eines diplomatischen Tribunals entgegenzustellen.

Publicistische Aphorismen.

1.

Nur keine Ueberstürzung, furchtbarer staatsmännischer Spiegelberger! Keine Haupt- und Staatsaction.

„Mit offener Brust singt Ranba, sauft und schreyt."

Da hat im Abgeordnetentag zu Frankfurt a. M. am 20. Mai 1866 ein gewisser Herr Heldmann aus Hessen-Darmstadt, wie man sagt, ab Jordano stammend, und wahrscheinlich die Zeit zur deutschen Republik nicht mehr so fern wähnend, mit stürmischer Rednerkraft einen prophylactischen Vorschlag gemacht: Der Abgeordnetentag möge sich als Wohlfahrtsausschuß, zu gens de la haute main von 1793 erklären. „Sancte Salomon ora pro vobis" pflegte Erasmus den Juden zu wünschen — O, spielt doch nicht unvorsichtig mit geladenem Revolver. Hat nicht Moses das Abscheeren des Bartes verboten, weil er die scharfen Eisen in der Nähe der Kehle fürchtete? Ahnet ihr denn nicht, die ihr jetzt Raum und Ruhe habt, euch weit und breit zu mehren und euch nach eurer Art in unserem Lande zu nähren, daß die Geburtswehen einer Republik euch Kopf und Kragen kosten können? Habet ihr denn gar keine Idee von der Unversönlichkeit eines gewissen religiösen Abstandes? Seid ihr denn mit solcher Blindheit geschlagen, zu glauben, dieser Contrast würde neutralisirt und im Strudel der Begebenheit das Evangelium weggespühlt und statt dessen Johann Jacobys abgedroschene hohle Phrasen oder des Girondisten Vergniaud „Appel au peuple" oder der Rénan u. s. w. als Erbauungsbuch und Richtschnur eingeführt werden? Seid doch nicht so beschnittten an Einsicht, ihr characteristischen Fragmente vom Jordan! Gedenket des „Hep Hep" aus dem Jahre 1819; gedenket euerer jüngst unglücklich gewordenen Glaubensbrüder in Böhmen! Auch könnte ich euch noch an ganz andere Dinge erinnern, die euch die Haare emporsträuben würden, denn so wie man in den Wald hineinschreit, so tönt es wieder heraus. — Da sind z. B. noch Schriften vorhanden von einem gewissen Nicephorus, worin eines Briefes Erwähnung geschieht vom Reiter-Obersten Lentulus, aus dem Cantonnirungsquartier Jerusalem datirt und an den Kaiser Tiberius zu Rom adressirt. Der Oberst berichtet von einem gewissen Jesus Christus, welcher Todte erweckt habe, von dessen erhabenen und wundervollen Aussehen man in Rom sich keinen Begriff machen könne, dessen Gestalt und Kopf den Stempel eines Zeus trage, dessen Augen mit ihren zusammenlaufenden Brauen Licht und Glanz verbreiteten u. s. w. Nun könnte ich von einem kalten, mitleids- und schonungslosen Prinzip, nemesis genannt, und von einem „ewigen Juden Ahasverus" und von einer sittlichen Weltordnung in der Gestalt furchtbarer Erhabenheit und von einer Unvermeidlichkeit der Folgen sprechen, doch ich will euch die Corsofahrten und die „Afrikanerin" nicht verderben, dixi et salvavi animam meam: aber „le crucifiement c'est la source de vos malheurs", sagte Fénélon. Hoc fonte derivata clades. Horaz. Dies steht fest! G.

2.

Parthis mendacior.

(Er schneidet wie ein Parthelmann auf.)

Die gute „Köllnische" vom 22. Mai 1866 erzählt in ihren politischen Briefen aus Oesterreich (Brief 5), daß Benedeck das Commando der Nordarmee nur unter der Bedingung übernommen habe, daß kein Erzherzog sich dabei befinde. — Sind denn Oesterreichs Erzherzöge wirklich „Haasen, die todte Löwen am Barte zupfen und sich den Pelzrock schwefeln lassen?" wie der Bastard in Schakespear's König Johann behauptet. Nun, der Bastard war ein Gascon, ein Parther, ein Großmaul und die gute „Köllnische" ist ein Jongleur, ein „tranche-montagne, plus menteur que jamais" Parthis mendacior! G.

3.

„Bewahre mich Gott vor meinen Freunden, mit meinen Feinden will ich schon fertig werden."

„Wenigstens muß man bekennen, daß es aufrichtige Deutsche sind."
Göthe.

Ein Müller, so erzählt man sich im letzten schleswig-holsteinischen Kriege, stand im Rufe der Sympathie für die Dänen. Eines schönen Morgens erscheint ein Piquet Oesterreicher vor der Mühle und begehrt Allerlei und Vieles. „Non possumus" spricht der Müller „Zwei Mann und ein Unteroffizier vor zum Hängen des hundsföttschen Müllers," commandirt der Herr Oberlieutenant und mein armer Müller wird „correct" gehängt. Nun, was meint ihr zu dieser Historie, meine Freunde? Ich meine mit Horaz: „sunt delicta tamen quibus ignovisse volumus". Es giebt Dinge auf der Erde, an welche man einen zu ängstlichen Maßstab nicht anlegen darf. Nun, höret aber eine ganz andere Geschichte: Zur Zeit des westphälischen Königsreichs lag ein Württemberger Kriegsintendant bei meinen Eltern im Quartier. Der rheinbündlerische Trabant verlebte bei uns gute Tage; wir thaten alles, was wir ihm, wie man zu sagen pflegt, an den Augen absehen konnten. Da kommt er eines Abends zum Thee, wirft sich mit Stiefel und Sporn auf die Chaiselongue, nachdem er dem daran kauernden Hündchen einen Fußtritt applicirt, reißt ein gutes Stück des damassirten seidenen Ueberzuges herunter, sagt: er müsse in einer Stunde zur großen Armee abreisen, und bittet sich, gleichsam als Andenken, von meiner stattlichen 73 Jahre alten Großmutter, den goldenen Ring mit einem prächtigen Solitair von hohem Werthe aus, welchen sie am Finger trug. Die alte Frau weigerte sich standhaft, bemerkend der Brillant sei ein heiliges Familienerbstück. Da greift der Württemberger nach der Charlotte (Charlotte Corday, so ward damals ein breites, scharfes Brodmesser genannt) und droht der Großmutter den Finger abzuschneiden. Meine arme Großmutter stirbt nach drei Tagen an den Folgen dieser bundesfreundlichen Behandlung. Noch muß ich bemerken, daß der Herr Surintendant nichts weniger als angetrunken war. Und die Nutzanwendung dieser Geschichte? Nun, sie ist nicht schwer!

Doch Gott Lob, jetzt sind andere Zeiten, denn aus Stuttgardt erfahren

wir, daß am 23. Mai die Ständeversammlung eröffnet wurde und die Thronrede ausspricht, daß Württemberg jetzt fest einstehe für das Recht. Wenn wir aber bemerkten, daß am Tage der Thronrede ein hessischer Prinz, der zugleich Schwager des hochherzigen staatsweisen Kaisers von Rußland ist und daher besseren Takt besitzen sollte, nicht damit zufrieden, das Commando des 8. Armeecorps zu übernehmen, sich zugleich seinen Bedarf an Generalstabsoffizieren aus Wien kommen läßt, so haben wir einen schlagenden Beweis, wie gedeckt unsere südwestlichen Grenzen sind und wir gedenken hier der Worte Ludwig XIV.: „N'affectez pas trop de vous rendre agréable", wenn wir nicht irren schon von Martial gebraucht: „cupias non placuisse nimis." — — Als einst der unbestechliche Bürgerrepräsentant von der Straße Saint-Honoré, Robespierre mit Namen, Arm in Arm mit dem Apostel Danton, den Convent verließ, sagte er: „Danton, il n'y a rien à mon sens, de comparable à un ami comme vous qui vous jugez si bien du vrai mérite" und nicht drei Wochen darauf, ließ er den emeritirten Danton guillotiniren. Eben so wenig besagt es etwas, wenn Julius Fröbel, der bekannte Laquay, seinen Zauberbesen vorerst in die Ecke gestellt hat. G.

4.

Der kleinwirthschaftliche zornige Richelieu von Darmstadt, Herr von Dalwigk,

welcher einst zu Bregenz das reinste Glück empfunden, (denn von Hoffnung auf Neues lebt ja des Menschen Herz, wie schon Plinius der ältere richtig bemerkt hat, und da es Menschen, ja ganze Nationen giebt, die einen Hauptreiz des Lebens in der Intrigue finden) und welcher ein Intimus des Herrn von Schmerling ist — „auf seinem Arm, in seinem Schooß, war er munter, zappelte, ward groß" — will jetzt auch, wie man sagt, uns Preußen sich freundlicher bezeugen. Hier fällt uns nun eine Historie ein, die wir vor funfzig Jahren im Xenophon gelesen. „Hüte dich wohl mein geliebtes Weib", sagte nach der gewonnenen Schlacht bei Cunaxa, Artaxerxes II. Mnemon zur Königin Atosta „deine complaisante Erbfeindin Parisatis, die so voll Süßigkeit gegen dich ist, lebt und wird immer neue Pläne zu deiner Vernichtung schmieden" und Parisatis, die Mutter und Begünstigerin des von ihr verzogenen und in einem Reitergefecht jener Schlacht umgekommenen Cyrus, vergiftete in ihrer Wuth die Königin Atosta. — Es existirt nun einmal keine mittelstaatliche Freundschaft für uns Preußen, es existirt nur Furcht vor Uns. „Cujus regio ejus religio" heißt der geistliche Vorbehalt, als Reichsgesetz, des Augsburger Religionsfriedens, die Aussaat blutiger Kämpfe. G.

5.

Tigellius der Sänger.

Welch ein bizarr-politischer Humor in Wien! Caesar tout Caesar qu'il fut bittet den Tigellius inständigst (Horaz sat. III. libr. 1.) zu singen, aber dieser schweigt hartnäckig, dann aber plötzlich, unaufgefordert zur unpassenden Zeit singt er bachische Lieder, daß Caesar nach Baumwolle ruft,

denn sonst sprengt ihm der Kerl die Ohren. Jahrelang ging Preußen Oesterreich an um eine deutsche Bundesreform. „Nein, abermals nein und zum dritten Mal nein", antwortet Wien in seinem traditionellen Stolze. Dann aber ganz plötzlich, gleichsam über Nacht, erscheint der Kaiser Franz Joseph avec tout son cortége zu Pferde vor dem Römer zu Frankfurt a. M. an dessen Thüre ihn die gutgelaunten Fürsten der Staaten der südwestdeutschen Gruppe erwarten und proclamirt eine Delegirten-Fata-Morgana. Der Hohenzoller aber in seinem gerechten „non possumus" war nicht vor dem Römer erschienen und der Kaiser Franz Joseph reitet wieder ab und nach Hause. Jetzt nun, da Preußen sich die Freiheit nimmt, ein Reichsparlament zu proclamiren, arbeitet man in Wien, wie man sicher weiß, mit Händen und Füßen dagegen. Der Sänger Tigellius! Was aber, so frägt man sich, wird wohl jetzt aus dem Reichsparlament werden? Physiker haben noch nie das Wetter voraus gewußt und sind stets überrascht worden und wären sie auch so genial und gelehrt gewesen, wie unser Dowe. G.

6.

Der verhängnißvolle active Schritt.

„C'est là le seul plaisir qui lui reste et qui soulage son mal."
Voltaire Charles XII.

„Nur keine Begnadigung", schrieb so eben die Wiener „Presse." „Durch die Allianz mit Italien hat Preußen sich dem Bösen verschrieben und sich außerhalb des Bereiches der Heilmittel gestellt, welche selbst ein Congreß bieten kann." Also baldige Offensive und die dramatische Welt ist wieder Oesterreichs höchste Lust! Es interessirt Oesterreich, seine 170,000 Mann in den Zündnadelconflict zu bringen. Gut! Herr von Schmerling wuthschnaubend, zornzitternd und bardolphroth die Nase, trat er im Jahre 1848, als die Paulskirche einen Deutschen Kaiser aus dem Hause „Hohenzollern" gebahr, hastig an den berühmten Professor Droysen heran und wünschte ihm und allen Preußischen Abgeordneten zu ihrer Erfindung „eine gesegnete Mahlzeit." Wir geben jetzt denselben Wunsch den Wiener Faiseurs zurück. Tappt nur in die preußische Zündnadelwelt und in die Pallasche der Pasewalker Kürassiere (1745 Hohen-Friedberg) und in die Düppeler Zuversicht u. s. w. hinein und ihr werdet bald genug erfahren, was solches zu besagen hat. — Und Per dio! Auch Monsignore Garibaldi auf der Pürsch-Jagd! Der Name Garibaldi wiegt schwerer, als ein ganzes Oesterreichisches Armeecorps. Er wird rütteln, daß euere grünen Tische zu Wien, an welchen ihr über die kriminelle Form gegen ihn berathschlagt, wackeln und den darunter sitzenden gehirnverbrannten Pamphletschreibern auf die Köpfe fallen werden. Und ich kenne noch einen vornehmen Herrn und großen Menschen, der eben das Glück hat, was der Größe nöthig ist, welcher seine Friedenscigarre bei Seite legen wird und wahrlich nicht zu eueren Gunsten, und ferner kenne ich noch einen zweiten, ebenso vornehmen Herrn, de grand coeur, welcher trotz seines guten Herzens alte Beleidigungen rächen muß. Und der neue Hospodar von Rumänien? — Mit welcher Macht der Erde wollt ihr euch

nun alliiren? — Mit Pony-Nassau etwa? Daß sich Gott erbarm! Mit den vier anderen Trabanten des Jupiter, den kleinen Deutschen Fürsten — euer und nicht unser Gabelfrühstück — will's nicht recht gehen; mit Herrn Kossuth also; aber wird dieser von euch sich dupiren lassen? Die Magyaren wissen, daß Oesterreich unberechenbar ist und seine Ansichten wie Handschuh wechselt. Wien, Wien! Uns ist ein großer Diplomat zu Paris bekannt, welcher auch ein exact-tragisches Schicksal prophezeiht. — Preußen aber wird endlich an positive Maaßregeln gehen und eifrige Sorge tragen, daß es auf lange Zeit Ruhe vor euch, ihr ehrgeizigen Vergewaltigungsstörenfriede haben wird. Dann erst wird Deutschland auf der Höhe seiner Wünsche sein! — Aber euch, ihr Dichter Deutschlands, fordere ich hier auf, bald wieder politische Poesie zu treiben. Lebt denn unser Scheerenberg noch? G.

7.

„Caeterum censeo Carthaginem esse delendam“ (Cato)

oder

Rache fühle dich in Flammen.

Beim Pluto! „Bangemachen gilt nicht“, sagen wir Berliner. General Benedeck ist kein rabulistischer executionstoller Cyniker, wie der Abgeordnete für Minden, der Preußenhasser Freese*) (o du Bild des Entsetzens!) Ich hatte die Ehre, den Herrn General in Carlsbad kennen zu lernen. Er ist kein Halbbarbar, sondern ein humaner, social-gebildeter Mann. Und der Prinz Alexander von Hessen ist kein macedonischer Alexander, welcher einst durch edlen Chierwein dithyrambisch gestimmt und Thaidion, seine schöne Tänzerin aus Attika auf dem Schooß, Persepolis an allen vier Enden anzuzünden befahl. Der neue atrabilaire Torquemada freilich, in seiner unbedingten rückhaltlosen Hingebung an seinen weltgeschichtlichen Beruf, wäre es im Stande, wenn er seinen imperieusen Kopf aufsetzt, denn „alles was ihr Sünde, Zerstörung, kurz das Böse nennt, ist sein eigentliches Element.“ — Aber tröstet euch, ihr anerkennenswerthe gigantische Stadtverordneten-Versammlung Berlins: „Der Pudel merkte nichts, als er hereingesprungen, die Sache sieht jetzt anders aus, der Teufel kann nicht aus dem Haus.“ Es fehlt der Rattenzahn. G.

*) Schämt sich dieser Abgeordnete für Minden nicht vor dem Republikaner Herrn Mazzini, dem das Vaterland als solches zuerst und dann erst die Regierungsform komm (vide sein Organ „Dovere“).

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstraße 21.

Oesterreich gegenüber Preußen und Deutschland.

I.

Das System Metternich's.

Fürst Metternich hat sich über die Stellung Oesterreichs zu Deutschland und über die Oesterreich daraus erwachsende Aufgabe nicht getäuscht. Hatte er Unrecht, wenn er, ausgehend von der unläugbaren Thatsache, daß Oesterreich in seiner Zusammensetzung ein vorherrschend slavisch-magyarischer Staat sei, die Ansicht festhielt, daß seine innere Politik von der des übrigen Deutschlands ganz abweichen müsse, und ebenso Oesterreichs Verhältniß zum deutschen Bund nur ein gemeinsames militairisches Schutz- und Trutzbündniß gegen jeden auswärtigen Feind sowohl als gegen alle inneren aus Frankreich nach Deutschland herübergespielten revolutionairen Tendenzen und Bewegungen sei? Die österreichische Hauspolitik der Vergangenheit wies nach Westen, als Spanien, die Niederlande, die altösterreichischen Länder die Hauptbesitzgruppen bildeten und Frankreich als der Erbfeind der Habsburger galt. Da mußte man nach der Herrschaft in Deutschland verlangen, in dem zwischen den Niederlanden und Oesterreich liegenden Deutschland festen Fuß fassen. Aber als die westliche Gränze eingeschränkt, die östliche ausgedehnt wurde, mußte der östliche Charakter vorherrschend werden, durfte der Schwerpunkt Oesterreichs nicht länger an seiner Peripherie gesucht, nicht die Geltung beim Nachbarvolke an die Stelle des Gewichtes des eigenen Staats gesetzt werden. Die veränderte Stellung Oesterreichs sprach sich zuerst formell in der Errichtung des Erbkaiserthums, also wenigstens einer nominellen Einheit für die bunten Einzelheiten, aus. Damit war gewissermaßen der ganzen Vergangenheit der Abschied gegeben, der alte Anspruch auf die deutsche Reichsgewalt für immer aufgegeben. Die harten Lehrjahre der deutschen Nation und ihrer Regierungen zu Anfang dieses Jahrhunderts hätten dann weiter dazu dienen können, den neuen Verhältnissen die entsprechende Form, den organischen Abschluß zu geben. Aber diese Aufgabe wurde nicht gelöst. Der Wiener Congreß brachte nur ein Provisorium, einen unbestimmten Uebergang, in dem eine Erinnerung mehr galt als alle bittere Erfahrung. Was die einzelnen Staaten selbst nicht wurden, konnte das Ganze auch nicht werden. Man griff, so gut es immer anging, zu den alten Verhältnissen zurück, und so mochte auch Oesterreich das Präsidium des neuen Bundes übernehmen, das aber ausdrücklich nur für einen „Vorsitz" unter „Gleichberechtigten" erklärt wurde.

Oesterreich war nur in seinem eigenen, nicht in rein deutschem Interesse Mitglied des deutschen Bundes geworden. Von einer lebendigen, nationalen Verbindung konnte keine Rede sein. Oesterreich war kein vorherrschend deutscher Staat, sodern ein vorwiegend slavisch-ungarisch-italienischer Staatencomplex, in dem sich die einzelnen Nationalitäten zu einem möglichst selbständigen Leben emporarbeiteten, Berücksichtigung ihrer Sonderinteressen forderten, und durch keine Sympathie der Sprache, Religion und Sitte mit Deutschland verbunden waren, wie auch unter ihnen selbst während der deutschen Periode Oesterreichs keine politische Berührung stattgefunden hatte (außer durch die Gemeinsamkeit des Herrschers) und sie nur mechanisch an einander gefügt waren. Selbst für die deutschredenden Völker Oesterreichs war Deutschland „draußen im Reich". Die deutsche Politik Oesterreichs konnte daher immer nur eine österreichische sein. Der Plan Joseph's II., Deutschland mit Oesterreich auf immer zu verbinden, der in sehr ausgesprochenen Entwürfen zur Vergrößerung der österreichischen Hausmacht auf deutschem Boden einherging, scheiterte an Friedrichs des Großen scharfsichtiger deutscher Politik. Zwischen der von Oesterreich eingeleiteten Besitznehmung Bayerns und der Eroberung des Reichs konnte auch Joh. v. Müller nur den Unterschied finden, daß „jene vor gehen muß, diese aber hierauf nicht wohl zu hindern sein wird." Joseph's Versuche bewirkten sogar das Gegentheil dessen was er anstrebte: einmal weckten sie das Nationalgefühl der verschiedenen Volksstämme Oesterreichs aus seinem langen Schlummer; und dann richteten sie die Aufmerksamkeit Deutschlands auf die ihm von dieser Seite drohenden Gefahren, eine Aufmerksamkeit, die seitdem nie mehr ganz erloschen ist.

Fürst Metternich, der Staatsmann des alten Oesterreich, ging einen andern Weg. Er kannte die Elemente, die er zusammenzuhalten und zu leiten hatte. Oesterreich sollte, wohin alle Verhältnisse wiesen, eine südöstliche Macht werden. Aber der Einfluß auf Deutschland sollte dabei nicht nur nicht aufgegeben, sondern selbst zu einem politischen Uebergewicht gesteigert werden, wozu in der Leitung der Angelegenheiten des deutschen Bundes die Handhabe bereit lag. Was nicht unmittelbar zu beherrschen war, konnte wenigstens dienstbar gemacht werden. Dies war in der That nichts Anderes als die alte Habsburgische Haus- und Erbpolitik in einer durch die Zeit modifizirten Gestalt; nur daß die politische Entwickelung, die über Manches dahingegangen war, für die Durchführung dieser Aufgabe ein Aufgebot besonderer Mittel und Wege forderte. Für das politische Uebergewicht in Deutschland an die Herstellung der deutschen Kaiserkrone auf dem Haupte der Habsburg-Lothringer zu denken, welche auch auf dem Congreße eine Rolle spielte, kam nicht in des klugen Staatsmannes Sinn. Soweit hatte auch Er Gang und Geist der Befreiungskriege erkannt, um sich sagen zu müssen, das von der nationalen Erhebung hochgetragene Preußen werde und könne keinen deutschen Kaiser neben sich sehen, dem es sich unterzuordnen habe. Ueber ein neues Kaiserthum im Hause Habsburg war die Zeit dahingegangen und Metternich kein Ideologe. Aber das Kaiserthum an sich

wäre auch nur eine Form für den mächtig erwachten Einheitsdrang der Nation gewesen, und dieser Einheitsdrang war es, in dem Metternich den gefährlichsten Gegner für seine deutsche Politik mit Recht erblicken, und gegen den er alle Hülfsmittel der eigenen Klugheit und der Lage aufbieten mußte. Leider kam ihm dabei nur zu viel entgegen. Vor Allem mußte dem deutschen Bunde selbst, diesem Kinde des Befreiungskrieges, schon bei seiner zweiten Taufe soviel als möglich von seinem Geburtsrechte entzogen werden. Jedes zu enge Anschließen konnte bedenklich erscheinen; hatte noch die Prozeßordnung von 1817 in dem deutschen Bunde „einen mit einem gemeinschaftlichen Nationalbande verbundenen Staatenverein" gekannt, so weiß schon die Wiener Schlußakte vom 15. Mai 1820 nur noch von „einem völkerrechtlichen Verein souverainer Fürsten." So hatte man glücklich die schwache „nationale" Färbung verwischt, und mit der Lockerung zu einem „völkerrechtlichen Verein" war auch dem Organe des Bundes jene Passivität und Unbeweglichkeit aufgedrückt, welche dem Metternich'schen Stabilitätssystem ebenso entsprechen mußte, wie dem Souveränetätsschwindel und Particularismus der mittleren und kleinen Staaten. Damit indeß war noch nicht Alles gethan. Es gab noch eine Macht, welcher der Eingang in Oesterreich versperrt werden mußte: Deutscher Geist, deutsche Wissenschaft und Literatur. Metternich ahnte, wie gefährlich diese Elemente seinem Oesterreich werden müßten. Daher die Strenge der Censur gegen die deutsche Presse, während die ungarische, böhmische 2c. sich freierer Bewegung erfreute. Zwischem dem Völkergemische des österreichischen Kaiserstaats und Deutschland sollte es keine nähere Verbindung geben, nicht mal eine geistige — die geistige Hegemonie gehörte nicht unter die Ansprüche Oesterreichs an Deutschland. Die Entwickelung des constitutionellen Deutschlands paßte nicht zu dem Glaubensartikel des absolut monarchischen Oesterreich, daß sein Bestehen mit dem Glauben des Volks an die Untrüglichkeit und Unverletzlichkeit der Regierung unverbrüchlich verbunden sei, und die freie Presse das Princip der absoluten Souveränetät gefährde. Man weiß, wie schon das Wort „Constitution" gewißen Ohren ein Gräuel war.

Fassen wir das System Metternichs in Bezug auf Deutschland kurz zusammen, so war es das „Heraushalten Oesterreichs aus Deutschland", die Absperrung gegen Deutschland, gegen den deutschen Geist, die deutsche Wissenschaft und Literatur, verbunden mit dem Bemühen, die Verhältnisse Deutschlands sich gerade nur so vorstellen zu lassen, daß sie diesem System keine Störung bereiteten und seine Durchführung nicht hinderten. Man schloß sich von Deutschland nur ab, um hier die planmäßige Repressivpolitik, die man in den eigenen Staaten unmittelbar übte, mittelbar zur Geltung zu bringen. Nicht Deutschland sollte Oesterreich in den Kreis seines bewegteren, zukunftsreichen Lebens ziehen dürfen, sondern Oesterreich wollte letzteres soweit überwachen und niederhalten, daß es seinen eigenen Einfluß in deutsche Angelegenheiten, sein politisches Uebergewicht nicht beeinträchtige. Und man muß gestehen: soweit es Einem Manne überhaupt möglich sein kann, die in einer Nation treibenden und zur Erscheinung strebenden Kräfte zu beherrschen,

Fürst Metternich hat in dieser Hinsicht Erstaunliches geleistet. Mit diesem Systeme nicht unverträglich war es in einem gewissen Umfange, daß Oesterreich im Einvernehmen mit Preußen diesem, die auf einem engen Kreis beschränkten deutschen Angelegenheiten überlassen oder zu überlassen scheinen konnte, um dafür als Gegenleistung Preußens Mitwirkung in allen europäischen Fragen sicher zu sein.

II.
Die Krise 1848.

Der Gedanke der deutschen Nationaleinheit, in seinem ersten Entstehen von der Metternich'schen Politik, dieser scharfsichtigen Wächterin des Conservativismus und der Stabilität, verfehmt, weil sie im Kampfe mit dem gefährlichen Gegner nichts zu gewinnen, Alles zu verlieren hatte, wurde von dem Jahre 1848 in die Geschichte eingeführt; dieses Jahr sah den Versuch, ihm eine bestimmte, dauernde Gestalt zu geben.

Was in den drei Jahrzehnten seit des deutschen Volkes heldenmüthigem Befreiungskampfe, bei dem es sich um das Nationaldasein gehandelt, für Deutschland geschehen, konnte eher als eine Verhöhnung der Nationaleinheit erscheinen. Der Conflict unvereinbarer Ansprüche hatte, wie er es zu keinem recht starken Preußen kommen ließ, auch kein mächtiges Deutschland schaffen lassen. Wie wenig geschah für den Vollzug des ohnehin so kurz und kümmerlich weggekommenen Art. 13 der Bundesacte gegenüber der wetteifernden Freigebigkeit für den Art. 14! Dreißig verschiedene Mauthlinien durchzogen Deutschland, und welche Schwierigkeiten hatte Preußen zu überwinden, bis der Zollverein wenigstens auf diesem Gebiete eine theilweise Einheit schuf! Jahrelang durfte Holland mit seinem „bis an's Meer" oder „bis in's Meer" der deutschen Langmuth spotten. Eine von Beschränktheit des Geistes insluirte Censur — die Erfüllung der versprochenen Preßfreiheit! — bedrohte selbst den einheitlichen Besitz der Wissenschaft und die Aufhebung der Oeffentlichkeit der Bundestagsverhandlungen, sollte der Verhöhnung des alten historischen, wie des neuen geschriebenen Rechtes Thür und Thor öffnen. Das Hausmittelchen der besten Katholiken, der Römer, schien auch ein deutsches Hausmittel geworden zu sein: passato il pericolo, gabbato il santo. So mag man sich billig mehr verwundern, daß jener nationale Gedanke, die fortwährende geistige Reaction gegen den Zustand der Dinge, der die Ohnmacht Deutschlands unterhielt, sich noch immer lebendig zu erhalten vermochte. Hatten anderntheils auch das Wesen der nationalen Einheit selbst und die Mittel zur Befriedigung des Einigungsbedürfnisses, das über die Bundesverfassung hinausreichte, sich nicht zur bestimmter Klarheit durcharbeiten können, der Gedanke selbst war trotz aller Gegenstrebungen mächtig in das öffentliche Bewußtsein übergegangen, und hatte sich selbst von seinen frühern Gegnern Anerkennung erzwungen. Der Bundesbeschluß vom 8. März 1848, welcher eine Revision der Bundesverfassung „auf wahrhaft zeitgemäßer und nationaler Grundlage für nothwendig" erklärte, schien die freilich späte Erfüllung jener bald vergessenen Verheißung werden zu

sollen, welche bei der Eröffnung der Bundesversammlung am 5. November 1816 „die freie öffentliche Meinung der Nation für den Leitstern ihrer Berathungen, die Erfüllung des Nationalbedürfnisses für ihre heilige Pflicht erklärte. Auch die Kabinetspolitik mußte die Einigungsidee in ihre Programme aufnehmen; und es wäre gewiß ein großer Irrthum, wollte man annehmen, daß Alles was in dieser Richtung von den Regierungen geschehen, nicht aufrichtig, nur Schein und diplomatisches Gaukelspiel gewesen. Wir anerkennen, daß das Scheitern der Versuche auch von dieser Seite schließlich zum Theil in Verhältnissen zwingender Natur gelegen, denen sich zuletzt nicht die geringste Veränderung abgewinnen ließ.

Von dem Augenblicke an, wo die Frankfurter Nationalversammlung an ihrer Aufgabe gescheitert, konnte ein scharfer Beobachter der Dinge über den ferneren Verlauf kaum mehr ungewiß sein. Zwar hatte Preußen die deutsche Sache, die es zweifellos erst genommen, nicht fallen gelassen; aber seine weiteren Versuche, Deutschland die erwartete Einheit und Freiheit zu geben, wurden von dem mittlerweile hinlänglich erstarkten Widerstreben Oesterreichs vereitelt, das die deutsche Nationalität mehr als jede andere fürchtet, und sich bei diesem Widerstreben von Allem unterstützt fand, was von der Erfüllung der höchsten Aufgabe der deutschen Nationalpolitik für seine Einzelsouveränetät Verluste besorgen mußte. Aber Oesterreich blieb nicht hiebei stehen; es ging weiter und mußte weitergehen. Nicht zufrieden damit, Preußens Anlauf zur Hegemonie Deutschlands, mit der sich, wenn auch nicht mehr ganz auf dem ursprünglichen Wege, auch die Neugestaltung Deutschlands in einheitlicher Kraft und Würde erfüllen zu sollen schien, vereitelt zu haben, galt es sich selbst an die Stelle zu setzen und so auf die eine oder andere Weise jedem Versuch einer gefährlichen Wiederholung vorzubeugen. Oesterreich nahm den Gedanken Preußens auf. Das Glück hatte es in Fürst Schwarzenberg einen Staatsmann finden lassen, der, zur rechten Stunde an die Spitze des tief erschütterten Staates getreten, die Erhaltung Oesterreichs nicht nur, auch dessen Hegemonie in Deutschland sich zur Aufgabe setzte, und dieser die ganze Kühnheit und Rücksichtslosigkeit seiner Politik widmete. Es war ein Wagstück, dem eine Reihe günstiger Umstände, vor Allem die noch gestaltlose Uebergangszeit, die Unklarheit der Bewegung, zu Hülfe kam, ja es herauszufordern schien.

Werfen wir einen allgemeinen Blick auf diese Hergänge, die Grundlagen der hegemonischen Politik in Oesterreich, die für Deutschland so verhängnißvoll werden sollte.

Politische Betrachtungen.

V.

Judenthum. (Fortsetzung).

Welches ist die Stellung, die Gott dem jüdischen Volke für die jetzige Zeit der Welt angewiesen hat, die es nach seinen Gedanken und Absichten einnehmen soll? Wir können es nicht vermeiden, dabei aus der Politik in die Theologie überzugehen. — Hinausgeschleudert aus dem Lande, welches Gott ihnen zum Besitzthum gegeben hatte, um ihrer nationalen Sünde willen, weil sie das Heil Gottes, das sie zu einer höheren Stufe erhoben hätte, verkannten und zurückstießen, zerstreut unter die Völker, sind sie jetzt heimatlose Fremdlinge, ohne Anrecht auf einen Besitz. Der Segen, der ihnen zugedacht war, hat sich den Heidenvölkern zugewandt; die christliche Kirche und die christlichen Nationen sind an ihre Stelle getreten, sie haben die höhere Verheißung erlangt, die ihnen zuerst angeboten ward, die sie aber verwarfen, aus deinem irischen Volke ein himmlisches zu werden und mit dem erhöheten Menschensohne die Herrschaft über die ganze Schöpfung zu theilen. —

Wohl bleibt auch ihnen noch eine Verheißung, wieder ihr irdisches Erbtheil einzunehmen, ja die Spitze und der Mittelpunkt einer die Erde umfassenden Theokratie zu werden, aber das wird erst geschehen, wenn die Zeit der Heiden erfüllt ist, wenn Gott seine Gedanken mit der christlichen Kirche und den christlichen Völkern wird zu Ende geführt haben. — Inzwischen sind sie bei Seite gesetzt, die Gedanken Gottes bewegen sich nicht durch sie hindurch, sie haben keinen Theil an den Gnaden- und Geistesschätzen, die durch die Fleischwerdung des Sohnes Gottes eröffnet sind, sie treten nicht ein als mitwirkende Glieder in die Weltgeschichte, so weit sie Gottesgeschichte ist. Ein Gericht, ein Fluch ruhet auf ihnen, sie sind zum geschichtlichen Tode für diese Weltzeit verurtheilt. Eine Decke hängt über ihrem Angesicht, Blindheit ist ihnen zu Theil geworden — das sind die Ausdrücke, welche das Wort Gottes von ihrem jetzigen Zustande braucht, — sie verstehen das nicht, sie fassen das nicht, was die Nationen der Getauften bewegt, es ist für sie etwas Fremdes, Unbegreifliches und soll es nach dem Gerichte Gottes über sie jetzt sein.

Wie die Raupe sich einspinnt zum Schlummerleben der Chrysalide, so begann dieses Volk sein Gespinnst, als es von der Hand Gottes für eine lange Zeit aus dem geschichtlichen Leben der Völker sollte ausgesondert werden. Jene tausendfältigen Satzungen, die sein ganzes Leben umspannten, sollten den Zweck haben, sie während der ausgedehnten Zeit ihrer Zerstreuung unter die Völker vor der Vermischung mit denselben zu bewahren und sie als Nation zu erhalten, bis auf die Zeit, daß die Gnade Gottes sich ihnen wieder zuwenden würde. Denn obwohl von dem Gerichte Gottes be-

troffen, werden sie noch getragen von der göttlichen Geduld, und darum tritt ein Wehe Gottes sowohl denjenigen entgegen, die an diesem Volke sich vergreifen, und sie vertilgen möchten aus der Reihe der Nationen, — sie sind auch unter dem Fluche ein Heiligthum Gottes — aber ebenso muß das Wehe Gottes über die kommen, die in Gottes Rathschlüsse mit diesem Volke eingreifen und eigenmächtig ihm eine Befreiung geben wollen, ehe Gott sie ihm bestimmt hat. Auch sie begehen nicht weniger ein Sacrilegium.

Wir sprechen hier von dem jüdischen Volke als Nation, es giebt Ausnahmen für die Einzelnen, wir haben das ja selbst zugestanden. Zu allen Zeiten haben die Strahlen des göttlichen Lichtes für Einzelne unter ihnen die Decke, die über ihrem Verständnisse liegt, durchbrochen, und sie sind dadurch erleuchtet und befähigt worden als lebendige und thätige Glieder in die geschichtliche Bewegung der christlichen Völker mit einzutreten. Aber wir können das nur als Beispiele der überströmenden Gnade Gottes betrachten, so wie umgekehrt, als der Herr noch nicht zu den Heiden gesandt war, sondern nur erst zu Israel, und er es seinen Jüngern verbot zu den Samaritern und Heiden sich zu wenden, dennoch Einzelne aus beiden schon damals an seiner Gnade Antheil gewannen. Wir mögen es daher immerhin als etwas Verdienstliches ansehen, wenn christliche Gesellschaften bemüht sind, den Juden jetzt das Evangelium zuzuführen: daß sie darin nur wenig Erfolg haben werden, liegt in der Ordnung Gottes, aber wenn sie dabei die Absicht haben, nicht mit einzelnen Ausnahmen sich zu begnügen, sondern die Juden jetzt schon als Nation zu bekehren oder gar von einer solchen Bekehrung ein zurückfließendes Heil für die Christenheit erwarten, so kehren sie die Ordnung Gottes gänzlich um und widerstreiten so völlig Gottes Gedanken, daß sie bedürften selbst erst über das wahre Verhältniß des jüdischen Volkes zu den christlichen Völkern unterrichtet zu werden.

Im Ganzen kann man sagen, daß durch das Mittelalter und bis auf die neuere Zeit, so lange die christlichen Völker noch ein Bewußtsein von ihrer eigenen Berufung und Würde hatten, die Stellung des jüdischen Volkes von ihnen richtig aufgefaßt wurde. Sie wurden als Fremdlinge angesehen, aber doch als ein Volk, zu dem Gott in einem besonderen Verhältnisse stehe, von allen andern Fremden unterschieden und mit einer religiösen Scheu behandelt. Man versagte ihnen das Recht am Grund und Boden der Länder, die von den christlichen Völkern in Besitz genommen waren, man erlaubte ihnen keine Einmischung in die bürgerlichen und Staatsangelegenheiten, aber man beengte sie nicht in ihrem Handel, sie hatten darin sogar Freiheiten, die Christen nicht besaßen. Daß gegen sie auch Rohheiten und sogar Grausamkeiten geübt wurden, wollen wir weder läugnen noch irgendwie rechtfertigen. Auf der anderen Seite war es ja auch den Juden schwer sich in ihren Schranken zu halten und sich in die von Gott ihnen angewiesene Lage zu finden, ihr Herz war nicht gebrochen, darum belebte sie die beständige Unruhe, der Zeit Gottes voranzugreifen, jetzt sich schon wieder an die Spitze der Völker zu schwingen, und eine Herr-

schaft zu ergreifen, die Gott ihnen noch versagte. Die schweren oft blutigen Rückschläge konnten nicht ausbleiben.

Es hat sich das alles geändert in der neuern Zeit, die christlichen Völker, als solche, haben das Bewußtsein der Stellung, mit der Gott sie begnadigt hat, verloren, den Vorzug, den die getauften Nationen empfangen haben, geben sie auf, sie achten ihn für unwerth, sie wollen „Menschen“ aber nicht „Christen“ sein, sie wollen die Menschenrechte herstellen, indem sie die Christenrechte aufgeben. Es liegt dies freilich nicht in ihrer einseitigen Macht, Gott löst sie nicht aus ihrer Stellung, er macht sie verantwortlich für die ihnen anvertrauten Güter, mögen sie dieselben achten oder nicht, nach ihrem Gebrauch oder Mißbrauch wird er sie zu seiner Zeit richten.

Es war natürlich, als die Entchristlichung der christlichen Nationen anfing, daß die tonangebenden Stimmen auch der Juden gedachten und keinen Grund sahen, sie nicht zu allen Rechten der übrigen Menschen zuzulassen; waren sie doch auch Menschen, wie alle andern. Und die Juden selbst, die diesen Zug der Zeit bald merkten, blieben nicht dahinten, in diesen Ton mit einzustimmen und ihre Klagen über ihre Jahrhunderte lange Unterdrückung zu erheben, und waren nicht scheu darin, die ihnen so lange versagten Menschenrechte zu begehren.

Allerdings sah man auch die merkwürdige Erscheinung schon hervortreten, daß solche, die in dem Niederreißen der christlichen Ordnungen und in der Verläugnung des christlichen Glaubens oft die vordersten waren, dennoch keine besondere Vorliebe für dies Volk bezeugten, sondern, wenn auch nicht mehr aus religiösen, doch aus nationalen oder anderen Gründen sie von dem Genusse der allgemeinen Menschen- oder der Staats- und Bürgerrechte wünschten ausgeschlossen zu sehen.

Das hat nun freilich keine Consequenz in sich, giebt man den religiösen Gesichtspunkt auf, so wird der dann sich zeigende Judenhaß gemein, oder kann nur aus der Noth gerechtfertigt werden, in welche die menschliche Gesellschaft — selbst eine mehr oder weniger entarte und abgefallene Christenheit — versetzt wird, sich einer Klasse von Menschen zu erwehren, die ihr nicht blos lästig sondern gradezu verderblich wird.

Doch so lange die christlichen Völker in ihrem Abfall aus ihrer von Gott geschenkten Stellung hauptsächlich damit beschäftigt waren und noch beschäftigt sind, die christlichen Institutionen der Welt vor allen Dingen zu beseitigen und niederzureißen, waren und sind ihnen die Juden im Ganzen willkommene Bundesgenossen. Sie sind ihnen trefflich dazu geeignet der Keil zu sein, den sie in die christlichen Institutionen eintreiben können, um sie zu sprengen, und mit großer Freude und Bereitwilligkeit leisten ihnen die Juden diesen Dienst; warum auch nicht? was für ein Interesse haben sie an den christlichen Institutionen? und darum sieht man sie in der That überall voran, wo es gilt eine Ordnung christlicher Staaten und wäre es die Majestät der Fürsten und Könige zu erniedrigen, zu entwürdigen, zu beleidigen, zu verhöhnen, oder irgend ein Heiligthum der Kirche zu entweihen und zu verspotten, während sie zu gleicher Zeit die eifrigsten und vordrängendsten

sind, wenn es dagegen gilt irgend welchen Götzen im neuen Cultus des Genius zu opfern oder die Weltgeschichte nach trunkenen Einfällen zu gestalten und selbst mit Kaiserkronen zu spielen.

Nach den christlichen Begriffen, die früher herrschten, so lange man die Juden ansah als Fremdlinge, die aus ihrem Lande durch Gottes Hand vertrieben waren ohne ein anderes erlangen zu können, sondern die für alle Zeit an jenes ihnen verheißene Land gebunden waren, und ihre Gedanken stets auf dasselbe zurückwenden sollten, war es selbstverständlich, daß sie keinen Antheil haben konnten an dem Besitz von Grund und Boden der Länder, welche die christlichen Nationen einnahmen. Sie genossen nur ein Schutzrecht, nicht ein Bürgerrecht, man forderte von ihnen nicht die Pflichten eines Bürgers, namentlich auch nicht die Vertheidigung des Landes, man versagte ihnen aber auch die bürgerlichen Rechte. Nach damaligen Begriffen, wäre es ganz unverständlich gewesen, wie Juden Häuser und Landgüter erwerben und damit Herren von Christen werden könnten, oder wie man darauf kommen könne, sie zum Kriegsdienste heranzuziehen, oder ihnen gar obrigkeitliche und richterliche Aemter anzuvertrauen, oder sie bei der Vertretung des Volks mitzuzählen, ihnen das Recht zu wählen oder gewählt zu werden zu geben, ihnen zuzulassen, daß sie in die öffentlichen Verhandlungen sich mischen, als Redner oder als Schriftsteller an den bürgerlichen oder Staatsangelegenheiten sich betheiligen.

Das ist nun alles anders geworden, die christlichen Staaten, wie sie eingingen in den neuen Geist der Zeit, schienen in einen Wetteifer zu gerathen, den Juden ein Recht nach dem andern zuzusprechen, ihnen eine christliche Institution nach der andern Preis zu geben. Sträubte sich irgend ein Staat, oder irgend eine Partei in demselben, der Keil war einmal eingeschlagen, und unwiderstehlich konnte er weiter getrieben werden. Jede neue Bewegung der Welt, jede neue Verfassung verkündigte einen Sieg der Juden über die christlichen verfallenden Ordnungen, von Ehrenstellen zu Ehrenstellen wurden sie gehoben, le Juif le roi de l'epoque, es schien nicht blos eine bittere Ironie zu sein, sie schienen und scheinen sich selbst in diesem Wahne zu wiegen.

Was sind die Folgen dieser Befreiung gewesen? was haben die christlichen Völker davon geerntet? Haben sie diese Fremdlinge zu Bürgern gemacht? Haben sie es erreicht, daß die Juden aufgehört haben eine geschlossene Nation zu sein, daß sie aufgegangen sind in das allgemeine Menschenthum? Keineswegs. Und sie werden es niemals erreichen, denn Gott wird es ihnen nicht zulassen, und Gottes Gedanken, sie mögen von Menschen geachtet oder verachtet sein, werden auch hier sich als stärker erweisen, als aller Menschen Gedanken. Es ist Gottes Absicht nicht, daß dieses Volk als Volk verschwinde und aufgehe, denn dies Volk hat noch als Volk eine Verheißung und Zukunft. Die christlichen Völker, wenn sie abfallen, wenn sie den Sohn Gottes auf's Neue kreuzigen, indem sie alles was sein Geist geschaffen hat, verschmähen und verwerfen, haben gar keine Verheißung übrig, und gar keine Zukunft, als nur die des Gerichtes Gottes, aber das jüdische Volk hat noch eine Verheißung,

der Geist Gottes wird zu ihnen zurückkehren, wenn er von einer abgefallenen und gerichteten Christenheit hat fliehen müssen — dann wird Gott wegnehmen die Decke, die sie jetzt umhüllt, dann werden diese Jahrhunderte nur eine Zwischenzeit sein — um ein geistliches Israel zu sammeln, in das sie, einmal durch ihre Schuld ausgeschlossen, nie wieder eintreten können — aber Gott wird anknüpfen an das vorige und sie werden wiederum das priesterliche und prophetische Volk Gottes werden für die übrigen Völker der Erde. —

Das sind Gottes Gedanken über dies Volk und weder menschliche Gewalt und Unterdrückung, noch auch die menschlichen voreiligen Befreiungsversuche werden sie vereiteln können. Es gelang keiner noch so blutigen Verfolgung dies Volk zu vernichten und es wird ebensowenig den scheinbar so menschenfreundlichen Bemühungen, sie aus ihrem Drucke zu erlösen und sie in den vollen Genuß aller Menschen- und Bürgerrechte eintreten zu lassen, gelingen, sie als ein besonderes Volk zu zerstören. Nur gegenseitige Verderbniß kann davon die Folge sein. Was ist geschehen, dadurch daß den Juden die vollste Freiheit des Verkehrs eröffnet ist? — Sie bilden noch immer eine geschlossene Gesellschaft und es ist ganz natürlich, daß eine solche, wenn ihr Raum für ihre Thätigkeit gegeben wird, allen Einzelnen überlegen ist. Wie ein Gewächs am menschlichen Leibe, wenn es nicht unterbunden und in seiner Entwickelung gehemmt wird, alles Blut aus dem Körper in sich zieht und den Leib absterben macht, so würde sich die Zeit berechnen lassen, da in der That alles Capital in die Hände der Juden geflossen wäre und unser Volk zu seufzen hätte unter der Herrschaft der Juden, wie es jetzt schon unsere christlichen Handwerker und Arbeiter nur zu sehr thun müssen. — Hat man, indem man ihnen das Recht der Bürger gab, Häuser und Landbesitz zu erwerben, damit das Gefühl, diesem Lande als Bürger anzugehören, mittheilen können? Nimmermehr, sie fühlen sich und handeln als Fremdlinge. Da ist keine Ruhe des Besitzes, keine Freude und Liebe zu demselben, keine Wartung und Pflege für kommende Geschlechter, sie sind immer wie die Fremdlinge, die nur alle Vortheile ihrer berechtigten Stellung ausbeuten, um, wenn es für sie unsicher wird, davon eilen zu können mit den Schätzen, die sie gewonnen haben. Sie haben diesen Geist der Unruhe des niedrigen Geldgewinns in alle Verhältnisse gebracht, und die Christen mit ihrem Geiste angesteckt.

Man hat ihnen den Zutritt zu Künsten und Wissenschaften eröffnet. Aber was können sie darin leisten? Nur im Mechanischen und Technischen mögen sie sich auszeichnen. Eine Bereicherung an Gedanken der Wahrheit ist von ihnen nicht zu erwarten; die Geschichte christlicher Völker, ihre Kunst und Poesie, ihre eigentlichen Gedankenschätze können sie nicht verstehen, denn diese sind geflossen aus der einen Quelle, aus der sie nicht schöpfen können; sobald sie sich auf das eigentliche geistige Gebiet begeben, tritt ihre Unfähigkeit hervor, sie können da weder etwas empfangen noch geben. Fremd in der christlichen Gedankenwelt, sehen sie auch dies Gebiet nur an als ihrer Ausbeutung eröffnet, sie drängen sich hinein, ohne je sich darin vertiefen zu

können, auch da herrscht keine Befriedigung, keine Ehrfurcht, keine Ruhe, und was sie nicht verstehen, das reizt sie nur zu oft, es zu verhöhnen.

Man hat ihnen das Recht ertheilt, zu bürgerlichen und staatlichen Aemtern zu gelangen und es wird Wachsamkeit nöthig sein, daß durch sie nicht die Corruption einziehe und das Recht, das eigentlich von der Religion unablöslich ist, nicht in einem dem christlichen Volke und den christlichen Institutionen feindseligem Sinne geübt werde.

Man hat ihnen die politische Laufbahn aufgethan, und sie haben es verstanden, nicht die Stützen der christlichen Ordnung der Welt zu sein — wie sollte man das von ihnen verlangen — aber auf die Stimmung und Neigungen des Volkes zu lauschen, seinem Geiste, und wäre es ein verderbter, nachzugehen, zu reden, wie es das Volk gerne hört, um dadurch die Belobten und Erkorenen des Volkes zu sein, und es ist ihnen auch dieses Geschäft recht gut gelungen.

Man hat ihnen die Presse frei gegeben, und da, wo sie sogar nicht einmal nöthig haben, mit ihrer Person und ihrem Namen hervorzutreten, wo sie aus dem Versteck zur Oeffentlichkeit reden können, haben sie ihr eigentliches und am erfolgreichsten ausgebeutetes Feld gefunden. Sie schreiben natürlich weniger für die Regierung, aber für das Volk, das Volk besitzt ihre besondere Liebe, sie sind dessen wahrste Freude und sie verstehen es meisterlich, ihnen alles Höherstehende zu verdächtigen, alles Ehrwürdige lächerlich zu machen, und so die Auflösung aller Zustände schleunigst herbeizuführen, denn obwohl sie selbst nicht wissen, wo hinaus, wie sehr sie sich in ihrer Anmaßung die Miene politischer Weisheit geben, so treibt sie doch ein unruhiger Haß des Bestehenden, und auf dem Chaos der christlichen Welt hoffen sie ihre reichste Ausbeute zu finden.

So sind sie durch die Freiheiten, die man ihnen gegeben hat, nur fähiger geworden, als ein fremdes Element unter den christlichen Völkern überall hin zerstörend und zersetzend zu wirken, ohne daß es gelungen ist, sie selbst zu zerstören und zu zersetzen. Allerdings, auch sie sind nicht mehr was sie waren, die Bildung, die sie äußerlich berührt, hat ihnen die Ehrfurcht vor ihren alten Satzungen und Gebräuchen genommen, und ihnen doch nichts besseres gegeben. Sie sind größtentheils, wo sie die meisten Freiheiten genießen, ein glaubensloses, an allem zweifelhaftes, alles bewitzelndes und dabei eitles und hochmüthiges Volk, dessen religiöse Formen nur hohle Nachahmungen christlicher Hohlheiten sind, oder voll Verwirrung wie der Baustil ihrer modernen Synagogen, die bei aller Schaustellung von Pracht und Reichthum nur die Armseligkeit ihrer Gedanken ausdrücken.

Und was wird das Ende sein, werden sie erreichen, was sie hoffen, wenn die Zerstörung der christlichen Weltordnung vollbracht ist, dann auf den Trümmern derselben ihre Herrschaft um so fester begründen zu können? Wie sehr werden sie sich täuschen! Das Christenthum ist ihnen immer überlegen gewesen, sie werden erfahren, daß auch das Antichristenthum ihnen noch überlegen ist. Auch die abgefallene Christenheit hat Kräfte mitgenommen, die sie nicht besitzen, auch im Bösen wird es über sie emporsteigen und

sie selbst werden der Gegenstand seines Hasses werden, sobald nichts christliches mehr wird zu zerstören sein. Mit Verwunderung wird man wahrnehmen, daß sie trotz aller Aufforderungen ihre nationalen Besonderheiten aufzugeben, doch noch immer an ihnen festhalten wollen, und es wird ernstlich die Frage an sie treten, ob sie noch Juden bleiben oder in das allgemeine Menschenthum aufgehen, oder mit anderen Worten, ob sie ihren nationalen Glauben und ihren Gott verläugnen wollen oder nicht. Sie haben bisher nur die Verfolgungen erfahren, welche die christlichen Völker in ihrer fanatischen Rohheit über sie gebracht haben, diese Erinnerungen werden zurücktreten vor der Verfolgung, welche ihnen durch die entchristlichte und antichristisch gewordene Welt vorbehalten ist. Was wird sie dagegen schützen, ihr Geld und Besitz? Im Gegentheil, das wird die Begierde nur reizen. Man hat die Kirche nicht verschont, wenn sie ihre himmlische Stellung vergessend, mit irdischem Gut sich angefüllt hatte, wird man die Juden schonen? Schon oft sind sie früher ausgepreßt worden, wie ein vollgesogener Schwamm, halten sie das jetzt für unmöglich? Ist es ihnen unbekannt, welche lüsternen Blicke zu ihnen hinüberfliegen, und welche Stimmen sich hören lassen? Sie thun nicht klug, das zu sehr zu überhören, sie thäten vorsichtiger, nicht ihre Synagogen zu prunkend, zu glänzend, zu prahlerisch über die Dächer der christlichen Gebäude hervorragen zu lassen. Die christlichen Jahrhunderte würden ihnen das versagt haben, sie meinen, jetzt es wagen zu können. Wir rathen behutsamer zu sein. Ein Knabe sitzt auf einem Elephanten, das Thier ist gewöhnt, gelenkt zu werden und nicht gerade sehr empfindlich, der Knabe verkennt die Natur des Thieres, er braucht seinen Stachel unvorsichtig, da plötzlich erhebt sich das Ungeheuer in seinem Zorn, ein Schütteln seines Rückens, der Knabe liegt am Boden und wird zertreten von den Füßen des Unthiers. Wir besorgen nur zu sehr, das möchte das Gleichniß des Judenthums sein, wenn es sich statt dem Christenthum dem Antichristenthum anvertraut, oder gar es beherrschen zu können meint. Jenes hat es oft hart behandelt, aber es kannte doch noch Liebe und hatte noch eine Ehrfurcht und eine Scheu auch vor ihnen, es ehrte in ihnen Gottes Gericht, und es war derselbe Gott, dem Beide dienten. Aber das Antichristenthum hat keine Liebe, sondern nur Haß, denn es hat keinen Gott, das Menschenthum, das es verkündigt, wird sich enthüllen als das Thier, das Alles zertritt.

Freilich auch so wird Israel nicht untergehen, aber die Leiden, die es dann erwarten, werden die durchdringende Geißel Gottes sein, die endlich seinen harten Nacken beugen und sein verstocktes Herz erweichen wird — sie werden in der Hand Gottes das furchtbare Mittel sein, sie endlich zur Buße zu führen, und wenn ihre eiteln Hoffnungen jetzt in ihrem fleischlichen Sinne die Herren der Welt werden zu können, zur schrecklichen Täuschung geworden sind, wird die Zeit gekommen sein, wo sie Gottes Barmherzigkeit ergreifen kann und sie fähig sein werden, in Gottes Rathschlüsse über sie einzugehen. Wie vielen das möglich sein wird? Zu allen Zeiten ist es nur ein heiliger Ueberrest gewesen, der gerettet wurde. Sicherlich werden die am wenigsten dazu geeignet jene, jene Trübsale ohne Verleugnung durchzu-

gehen, die jetzt schon von der betrüglichen Freiheit den weitesten Gebrauch gemacht haben. Viel weiser und vorsichtiger haben die gehandelt, die in ihren väterlichen Satzungen geblieben sind, in der Hülle, in die Gott sie während dieser Zwischenzeit ihrer Fremdlingschaft sich hat einhüllen lassen, die das Herz wahrer Fremdlinge behalten und nie die Sehnsucht nach Jerusalem verloren haben. Sie werden am ehesten das Land ihrer Väter, das Land ihrer Verheißung sehen und dann: Friede über Israel!

Organischer Zwang und Drang.

Beitrag zur Natur der Sprache, der Lüge, des Wahnsinns und der politischen Neuerungssucht.

Mitgetheilt vom Medizinalrath Dr. Gustorf.

(Schluß.) Revolution.

Wir sahen früher, daß die Lüge, diese Negation des Positiven, welche neben dem Recht der Vernichtung sich noch ein anderes anmaßt, nämlich das, ihre eigne Fiktion an die Stelle der Natur zu stellen, auf gesetzlichem Wege Wahnsinn erzeugen kann, wir erkannten so eben die fixe Natur der Lüge, oder wie sie nach einem von selbst fortlaufenden Gesetz organisch fortschreitet und zu einer Gestalt aufwächst, die ein kräftiges, sinnliches Dasein nimmt. Eine dritte Wirkung der Lüge hat Göthe in seinem Faust benutzt: der unbefriedigte schrankenlose Wille wird hier geneckt und gebändigt durch ein anderes Princip, das die zweite Hälfte seiner Natur ausmacht und an sich, d. h. in den gesetzlichen Schranken, gottgefällig und nützlich, eine vernunftgemäße wirkende Kraft, nur hier als hervorgerufene Gegenwirkung, in der Gestalt des Mephistopheles den bittern Ausdruck der Ironie gewinnt. Der Geist, das bewußte und denkende, intellectuelle Hinwirken, muß hier durch die erfolgende instinctive Reaction, zu einem Ueberdruß an allen menschlichen Bestrebungen gezwungen, seine Beschränkung anerkennen und weil der Wille selbst das Maß überschritten, thut sich die Gegenwirkung so gewaltsam hervor, daß er diese Beschränkung als verächtlich zu betrachten anfängt, seine Würde ganz aufgiebt und nach der Bestimmung eines blos sinnlichen Menschen lebt, nachdem ihm die Sinnlichkeit das einzig Gewisse zu bleiben scheint. Der stolze, hochfahrende Wille muß also vor der gewaltigen Leidenschaft erzittern und so erkennt er Kräfte an, die ihm selbst entgegengesetzt, mit denen er in ein klares und freundschaftliches Verhältniß sich einlassen muß, wenn er sich von ihnen nicht beherrschen lassen will. Der Wille fühlt, daß er mehr eine Bestimmung habe, sich nach innen als nach außen zu richten, und daß seinem monarchischen Princip, wie in jeder guten Staatsverfassung, ein

zustimmendes aber nicht mitregierendes, gleichsam ein landständisches Princip (libellus gravaminum et desideriorum) zum Gleichgewicht gegeben ist, das ungemessener Willkür Schranken setzt. Wenn die obere Region des Willens die gesetzlichen Schranken nicht läugnet und sich in der Willkür über das Gesetz erheben will, bleibt auch die andere, die untere Region ihrer Bestimmung treu, und beide Regionen bilden dann die feste Axe, um die die menschliche Natur sich nach der Seite des himmlischen Ostens wendet. Wir hatten schon diese Reaction, der jedesmal eine ungebundene Action des Willens vorangeht, an Völkern wie an Individuen nachgewiesen; wir sagten, daß das auffallendste und deutlichste Beispiel die erste französische Revolution sei. Man pflegt zur Motivirung derselben mehr das Einzelne, Mitgehende anzugeben; ja gewisse Leute scheinen absichtlich nicht in den Mittelpunkt der Sache treffen zu wollen. Aber alle die Erzählungen des üppigen Hofes, des gesunkenen Adels, des verwandelten Grundeigenthums, der Staatsgläubiger u. s. w., sind nur als die Steigbügel der Revolution zu betrachten; sie sind schwach gegen die Wirkungen, die von den freisinnigen Encyclopädisten vor der Revolutionsperiode ausgingen. [„Sie machten ihre Grundsätze mit eben so viel Geist als rhetorisch-sophistischer Kühnheit und Gewandtheit gelten, mehr um die Inhaber und Freunde der alten Form zu beunruhigen und eine Revolution zu veranlassen, als ein neues Gebäude zu errichten. Ihre Gesinnungen, die nur zu einem Uebergang vom Manierirten, Conventionellen, Habituellen, Pedantischen zum Gefühlten, Begründeten, Wohlgeübten und Liberalen einladen sollten, spuken als theoretische Grundmaximen und sind sehr willkommen, indem sie eine leichtsinnige Praktik begünstigen. Wunderlicher, trefflicher Diderot, warum wolltest du deine großen Geisteskräfte lieber brauchen durcheinander zu werfen, als zurecht zu stellen?" — Göthe in Rameau's Neffe.

Der ausgezeichnete englische Dichter William Mason, beim Ausbruch des amerikanischen Krieges, warmer Verfechter der Freiheit, und Edmond Burke, der Cicero Englands genannt, welcher bei der in Amerika entstandenen Unzufriedenheit, den 14. Januar 1766, die Nachtheile der Stempeltaxe zeigte, der berühmte Antragsteller über die Ecconomical-Reform (welcher Antrag ihm den Haß aller Sinecurenbesitzer zuzog) und der Vorfechter der Emancipation der irländischen Katholiken, besuchten 1773 Paris. Die Encyklopädistengeister daselbst machten auf sie einen so widrigen Eindruck, daß Mason seinen berühmten Widerruf an die Freiheit (Palinody to liberty) und Burke in der nächsten Parlamentssitzung jene, seitdem so oft angeführte Rede hielt über die Nothwendigkeit, auf die Verschwörung der Atheisten gegen die Religion und den Thron wachsam zu sein. (Memoir of the life and the character of Edm. Burke, London 1824.) Auch war Burke der Lehrer von Fox, wurde an der Spitze der Opposition bewundert und gefürchtet und schlug als Mittel vor, gegen die allgemein gefühlten Uebel in seinen „Thoughts on the cause of the present discontents" die Volksgewalt in die Hände der großen Familien der Whigs zu legen, welche die Stütze der Revolution von 1668 gewesen.

Tagesschriftsteller, sogenannte Literaten, bedienen sich der ganzen Taktik

der französischen Encyklopädisten, um beim Volke („combien faut-il de bêtes pour faire un public?“ —) ein Ansehen zu erhalten; sie erklären an den Wahltagen die ganze Politik seit den Zeiten der Pharaonen, die ganze Theologie seit dem Erscheinen Christi in Rückstand gegen sich. So kommt es, daß in den Kammerconventen alle Augenblicke Entschlüsse über „Sein und Nichtsein“ von den Königen gefordert werden, und sind diese schwach, fassen sie wankende Pläne, die verderblichsten von allen, so werden sie entthront, wären sie auch so herzensgut wie Trajan. Tausende von Existenzen werden vernichtet und der Tribun entschuldigt sich mit den Worten Virgil's (Georg.). Tentanda via est, qua me quoque possim tollere humo, victorque virum volitare per ora oder mit den Worten jenes Septembriseurs: „il faut bien que chacun vive.“]

Ich sagte: „von den freisinnigen Encyclopädisten“, d. h. sie waren schnell, scharf und absprechend im Urtheilen; ihr Witz errang über den Verstand einen leichten Sieg und gab so den Ton an. Tadeln gehörte zur Tagesordnung, denn die Eitelkeit erlaubte kein Loben.

Wir wagen diese Behauptung trotz aller Gegenreden, die uns eines „überwundenen Standpunktes“ anklagen; wir wagen diese Behauptung trotz der Rede des Herrn Layard (Unterhaussitzung vom 20. Februar 1855). Diese universalistische und gleichheitliche, diese Tutti-Frutti-Tendenz — ein weltlich-katholischer Universalismus —, dieses schrankenlose Ausschreiten des nachtwandelnden Verstandes auf die heiligsten Dinge; dieses Bestreben, das sich in einer verbrecherischen Folge fortpflanzt bis zur Entthronung des Königs und des lieben Herrgotts, als sei dieser nur ein Dorfschulmeister und bis zur inauguration solemnelle einer Mistgöttin, die höchste Apotheose des Sanculotismus, ist die eigentliche Pflanzstätte der Revolution, welche man als eine Epoche machende Entdeckung betrachtet und wo jeder maître tailleur und jeder coupeur de bourses moralische Gesetze machte, postulirte, decretirte und projectirte. — Die Leidenschaften und Begierden sprangen hervor und überwältigten den Verstand der sich die Herrschaft anmaaßen wollte. Die Glieder wütheten gegen den eigenen Leib, und damit eine große Weltironie zu Stande komme, beugt sich zuletzt die Nation mitten in ihrem Freiheitsgeschrei und Souveränitätsschwindel, unter einer fremden Despotie, um nun zu einem willenlosen Sclaven zu werden, nachdem es ihr zu gering gedäucht hat, in den Schranken einer mäßigenden Ordnung zu herrschen. So sehen wir in unseren Tagen denselben Modus, gleichsam als ein sigillum perpetuae legis, sich wiederholend, Louis Napoleon den mit dem genialen Selbstvertrauen und dem Glauben an seine Mission begabten Herrschkünstler, mit großer Willenskraft (énergiquement) eine Hand voll Brummfliegen in die breit basirte pariser republikanische Bettelsuppe werfen. Louis Napoleon, den der Volksvertreter von 1848, Herr Nees von Esenbeck, zur Zeit für ein infusorium erklärte, wird zum Reflexkaiser, ein Irradiationsphänomen! Die ermüdete große Nation erkennt diese ungleichartige oder eilose Zeugung willig und mit Freuden an und der Republikaner sitzt jetzt da wie ein bon muselman, les bras et pieds croisés, kaum nachdenkend über die Regierung ohne Tadel. „Le heros vient après

le sophiste et le sabre après la parole"; dies scheint uns eins der Gesetze, die hienieden und droben gültig sind. Damals sagte man vom Verfasser des 2. December, was Tacitus von Cinna sagte: „de quo vero dici potest, ausum eum, quae nemo auderet bonus; perficisse, quae nullo nisi fortissimo perfici posset" (Hist. 2). Wir aber erinnern hier an Göthe's Worte: „der Handelnde hat eigentlich immer Unrecht. Niemand hat Recht, als der Betrachtende", aber, setzte Hegel hinzu: „durch diesen Gedanken wird sich kein energischer Mensch abhalten lassen. Es ist die Ehre, großer Charactere schuldig zu sein."

Nicht anders wie bei Völkern ist es, wie ich schon bemerkte beim Einzelnen. Der Gedanke zum Verbrechen, mit dem wir der Natur und dem Gesetz unseren Gehorsam aufgekündigt haben, ruft alle wuchernden Triebe des Leibes in uns hervor; der Mensch hat seinen Willen verloren, nachdem er ihn auf ein außer dem Gesetze Liegendes hingewandt hat, und so folgt ein unfreiwilliges Versinken in die tiefste Sinnlichkeit. Die Reaction des Leibes zeigte sich am deutlichsten im Wahnsinn. So werden Menschen wahnsinnig, oder versinken in die Erniedrigung der Sinnlichkeit, welche die ewige Vernunft, das Wesen des Dinges an sich und den wahren Zusammenhang der Welt und des Daseins begreifen wollte und so erklärt Montaigne (Essais, chapitre XX. de la force de l'imagination), daß Gallus Vibius wahnsinnig wurde, als er den Wahnsinn selbst, das Widerspiel jener ewigen Vernuft begreifen wollte. Wie der Geist, der Wille durch solch ein titanisches Bestreben, durch solch eine Selbstergründung und eine Ergründung der ewigen Vernunft, in sich immer schwächer werde, wie der Wille seine Willenskraft verliere und seine Fähigkeit zur That aufgebe, ist von vielen Dichtern, wiewohl nur von einer einzelnen Seite dargestellt worden und Shakespear's Hamlet ist bekanntlich solch ein einseitiges Beispiel. Der greisenhaft grübelnde, sentimentale, sehr ehrenwerthe Hamlet, welcher immer trauert, immer klagt, ohne sich zur That oder zur Resignation zu erheben, kann auf die Aufforderung seines Vaters, der mit allen Schrecken der Geisterwelt zurückkehrt, den Mörder und Kronenräuber nicht bestrafen, aber er sticht den alten, schwachen Polonius im Uebermaaß der Leidenschaft todt, weil er ihn für den König hält. Göthe's Auffassung der Faustsage, gehört, wie ich bereits zeigte, hierher. Auch Faustus ist ein grübelnd-unsicherer und elegisch unbehülflicher Character.

Der Geist ist nur ein Theil der Seele, an welcher die organische Dynamik des zu höherer Thätigkeit strebenden Stoffes, oder die Naturkraft, den andern Theil constituirt. Die Seele scheidet sich in zwei Hälften und nach dem nothwendigen Bestreben das die Weltseele überall zeigt, sich zu differenciren, localisiren und individualisiren, bleibt sie auch hier ihrer Bestimmung treu und bildet aus sich selbst zwei Pole, die sich wie zwei Schaalen einer Waage in Gleichgewicht erhalten und das Leben in Ebenmaaß feststellen sollen. Es ist eine Nothwendigkeit und ein freier Wille, der sich selbst jene Nothwendigkeit gesetzt hat, und nur in so fern frei ist, weil er überall mit seinem Gesetz übereinstimmt. Diese Nothwendigkeit und Freiheit entdecken wir in der höchsten schaffenden Kraft, durch alle Formationen, Naturen

und Welten in beständiger Selbstanschauung zu leben, und sich, in sich selbst vertieft, durch die Unendlichkeit aller Größen, bis zur Blume, ihrer Blüthe und ihrem Duft, und bis zum Vogel, zur süßathmenden Seele seiner Kehle zu entwickeln. Und so blickt sie sich selbst aus dem weiten Himmel mit tausend leuchtenden Sternenaugen an, und so fühlt sie sich endlich von der einfachen Einheit aus im Unendlichen wieder und durch das Unendliche wieder im Ganzen. Und wenn es in der Bibel heißt: am siebenten Tage ruhete Gott, so ist damit gesagt, daß an diesem Tage das Geschaffene, nachdem es aus dem Inbegriff der göttlichen Selbstbestimmung herausgetreten war, jetzt im selbstständigen Dasein, seiner eigenen Naturkraft überlassen blieb, und daß sich Gott selbst während dieses Ausruhens reagirte. Wir können demnach die Materie nicht bloß für eine Schlafstelle, ein Faulbett der Seele halten, auf der sie sich nur unruhig hin und her wirft; sie ist ein eigenes, wohleingerichtetes Wohnhaus, worin sie mit neuen Kräften thätig ist. Wie wir früher gesagt haben, nimmt sie hier mehr das Wesen eines Gesetzes, einer Naturnothwendigkeit an, durch die sie ihre oberen Thätigkeiten in ein gewisses Maaß zwingt. Aber wie überall die instinktiven Kräfte an sich, durch ein Höheres hervorgereizt, mächtiger als dieses werden, so auch hier; denn sie äußern sich dann wie das Gesetz in der Gesellschaft, im Staate, reactionairer, härter, grausamer und verwüstender, je mehr ein an sich Begünstigtes, das ihr gegenüber steht, seine Rechte übertritt. So pflegt in den Staaten auf Anarchie und Revolution Despotismus zu folgen und so läßt sich der herrschende inwohnende Geist des Menschen von den unteren instinktiven Gewalten tyrannisiren; aber aus dieser zerstörenden, rohen Unfehlbarkeit des automatischen Instinkts, läßt sich auch das Uebermaaß seiner Reactionen erklären, das in seinem Gefolge gewöhnlich den Wahnsinn, seine Complicationen und Texturveränderungen mit sich führt, welche in unseren volksreichen Städten ganz besonders zu finden sind und „quaeque ipse miserrima vidi (Virgil.)“ Von hunderten von Familien in den großen Metropolen können wir dasselbe sagen, was einst von den Hofkreisen von Versailles galt: sie tanzen auf einem Vulkan. So läßt sich erklären, warum die Zahl der Geisteskranken höher in den Ländern der Freiheit herrscht, als da, wo sie beschränkter ist. (Guislain, lettres medicales de l'Italie; Brierre de Boismont, sur l'influense de la civilisation sur le developpement de la folie. Morelli, de la folie, dans ses rapports avec quelques uns des éléments de la civilisation. Buttler maladies mentales; siehe la Bibliothèque du médecin praticien.) Schließen wir jetzt unseren fragmentarischen Beitrag mit einigen Worten des geistvollen Guislain: „Die Völker der europäischen und nordamerikanischen Civilisation sind fast in einem fortwährenden Zustande der Trunkenheit der Empfindungen, Trunkenheit des persönlichen Werthes. Es treibt sie hier der unaufhörliche Drang, der Sphäre zu entfliehen, für die sie die Geburt bestimmt hat. Sie betrachten ihre Mission nie als beendet, glauben sich immer unterweges und fühlen das Bedürfniß, ihre gegenwärtige Lage zu verlassen. So streben sie nach mehr Besitz, nach einem höheren Range, nach einem höheren Titel, also nach mehr

Anerkennung ihrer Umgebung." So kommen nun durch Emancipationsideen die Revolutionen, ein 18. Brumaire und ein 2. December zu Stande, die beiden letzteren von den Demokraten als crimes de lèze-nation proclamirt, aber „on ne ferme pas la bouche des Volcans en y jetant des fleurs", (sagte der am 31. October 1793 durch Robespierre gullotinirte Girondist Vergniaud, der Demosthenes im Convent. — Man lese seinen improvisirten appel au peuple. —) Mit Ideen und Anordnungen, die einst der alte Napoleon „manie d'humanité" nannte, macht man's nicht! —

Hier ist die Monarchei! Her zu mir.

III.

Im Irdischen und Menschlichen ist alle Freiheit und Beherrschung nur eine Kraft zu neuen und neuen Combinationen in Anknüpfung an gegebene, ewige Ordnungen und feste Verfassungen. Das Gesetz der Schwere, das der lebendigen Muskelkraft muß deiner That fest und geduldig stille halten, wenn du mit deinem Fuße sicher auf den Felsen springen willst.

Nicht genug, daß die freie Persönlichkeit im Reiche des Physischen und Metaphysischen, daß Cajus im Leiblichen und im Gebiete der Gefühls- und Denk-Bewegung nur an feste Constitutionen anzuknüpfen hat, auch im Gebiete des Sittlichen ist er nicht lediglich der rex, der sich das lex seines Willens, ich meine seinen Charakter und seine Gesinnung, frei schafft, sondern es ist im rex gleich ursprünglich schon ein lex vorhanden (ächter Constitutionalismus).

Bevor noch ein Staat sich frei durch Gesetzgebung seinen Charakter weiter bildet, ist immer schon Gewohnheits-Recht und Sitte vorhanden, an welche die Gesetzgebung nur anknüpfte.

Cajus hat wenig oder nichts an seiner physischen und metaphysischen Verfassung ändern können; welche Constitution er sich doch logisch und ethisch, welchen Charakter er als ein freier rex sich heranbilden werde, da ist er in die Freiheit gestellt, da ist er sein eigener Schöpfer, doch auch hier, wo er das lex scheinbar frei erzeugt, knüpft er nur an ein immer schon im rex vorhandenes lex an; er ist ein in den Schranken eines Gesetzes gebundener König.

Als Cajus, in der Wiege gelegen, seinen ersten freien Willens-Act thun, die erste Sprosse der Charakter-Bildung treiben wollte, waren es Eltern oder Wärter, die diesen Act bis zum Mittel der Ruthe lenkten zur Anknüpfung an draußen schon geltende logische und ethische Bestimmungen.

Aber nicht das allein; rex Cajus in der Wiege fand von Innen her schon das lex (freilich vorerst so weich geformt, wie es ja der erste Willens-Act selbst ist), in dessen Richtung hinein zu strömen der Wille sich disponirt und sollicitirt fand, wenn auch nicht determinirt.

Friedrich faßt seinen ersten freien Willens-Akt anders als Wilhelm, und Beide fanden sich durch ein anders disponirendes lex in ihnen anders (individuell) im Willen angeregt.

Dies die specifische Unterlage (Constitution) zur ethischen freien Charakter-Weiter-Bildung. (Wieder Constitution.)

Nimmt Cajus, auch im Gebiete des Sittlichen, also des werdenden Charakters, das Imperium, den rex als die allein ursprüngliche Macht an, welche allein aus dieser den Charakter (das lex, die sittlich-logische Constitution) sich giebt, so tritt er in sich den Weg zur Despotie an. — Weiß er aber in seinem rex ebenso ursprünglich legitim schon ein lex, eine Constitution gelegen, an welche er, sie frei weiter bildend, anknüpft, dann mag er ein recht und ächt verfaßtes Individuum werden, und mag sich auch Preußens erfreuen, das, wenn es sich einer Hochverräther-Clique zu erwehren wissen wird, in solchem Bestande steht und in solchen Bahnen wandelt.

Cajus. Vater, das geht zunächst über meine Hut-Schnur! Mein Naturell ist mir angeboren und meine Individualität; mein Charakter aber nicht, der soll erst noch kommen und werden; auch machen Andere nicht für mich meinen Charakter; selbst ist der Mann; mein Charakter ist das freie Werk meiner sittlichen That, die immer durchleuchtet, ist von meiner jeweilig gewonnenen Erkenntniß.

Vater. Recht so, mein Sohn!

Cajus. Aber nun soll mein Charakter wieder auch nicht mein pure freies Werk sein, sondern soll er aus freier Imperiums-That unter Anknüpfung an ein gleich ursprüngliches lex in mir erstehen, und immer so weit dieser Charakter (Ergebniß der Gesetzgebung) in mir dann ein gewordener ist, soll er mich gleichsam wie meine eigene publicirte Gesetz-Sammlung anstarren, die dann beim weiteren Handeln zu befragen ist, doch nicht als Ausschlag gebende Stelle, nicht als Müssen, nur als Sollen.

Vater. Recht so, mein Sohn, ganz so, wie das ursprünglich in dir vorfindliche lex, an das schon dein erster Willensakt anknüpfte. Das Gesetz in dir ist eine ursprüngliche Nothwendigkeit und auch ein frei gewonnenes Gesetz nimmt sofort gegen dich die Position einer moralischen, nicht physischen Nothwendigkeit an. — Macht diese Bindung dich nicht wahrhaft fromm? Aber, vergiß nicht, das Hauptstück aller Ordnung in dir — Cäcilie sprach es aus —, das die Initiative habende Imperium in dir lag selbst dir in Nothwendigkeit als dein Amt auf.

Cajus. Aber wo endlich bin ich denn frei? Bin ich im Ausgangspunkt schon durch ein Amt beschwert, durch das lex vermahnt, später noch durch den immer werdenden Charakter, chemin faisant, so bin ich doch in den Zielpunkten frei und nicht constitutionell in Schranken: nicht?

Cäcilie. Vater, nein, nun laß mich! Bei welchem Pastor muß der in

Catechumenen-Unterricht gewesen sein! weiß schier nichts vom Christenthum! Je tiefer du in deinem Selbstbewußtsein gräbst, je deutlicher grenzt es ja an der Schranke des Gottes-Bewußtseins. Du kannst ja dein Ich gar nicht anders denken, als: Ich, das heißt: nicht das Andere! Aber ein „Das" hat dich ja nicht schaffen können, sondern ein „Der", und so ist ja „das Andere!" — „Der absolute Andere!"

Da hast du die Schranke deines Selbst am Ziele, wie am Anfange. Und je freier du in Selbstbestimmung daherfährst, je schärfer merkst du im Gewissen am Sittengesetz deine Schranke. Knirsche nur mit den Zähnen! Der absolute Andere hat dir die Rennbahns-Schranken und das Ziel gesteckt! Ringsaus bist du eingefaßt und verfasset! Das Gottes-Gnadenthum legt deine Willkür in Constitutionen.

Cajus. Da wende ich mich doch lieber an dich, als an die überkluge Cäcilie. Aber, lieber, lieber Vater, mich schwindelt; ich meine, du seiest ein Conservativer und deine Gegner seien die Constitutionellen.

Da sagte Cäcilie früher: daß Cajus in ihm selbst souveräner Herrscher sei, ist das principale Stück all der Ordnungen in ihm! Das hat mir gefallen; nun aber windelst du den rex in lauter lex und Constitution ein . .

Cäcilie. Stellt sich der Cajus nur so, oder ist er wirklich noch der dumme, ungeduldig machende Junge? In der Ehe bei Vater und Mutter sind ja auch zwei nothwendige Stücke, und doch ist der Vater das Hauptstück, und Papa, will er dies oder jenes beschließen, knüpft doch immer —

Vater. Nicht immer . . .

Cäcilie. Laß nur gut sein, Vater! knüpft fast immer an Mama's Kopf an, aber er hat doch immer monarchisch Initiative und Veto und Sanction von Allem.

Der Cajus denkt: conservativ und constitutionell seien Widersprüche! Ja, falsch-constitutionell! so daß gar kein rex und Imperium, kein Cajus bleibt!

Hat Vater denn gesagt: die Glieder des Cajus, oder die Verfassungs-Organisation des Cajus sollen ihm den Willen vorschreiben? Oder hat Vater gesagt: anlangend des Cajus Charakter-Weiter-Bildung (Gesetzgebung), da soll ohne den Cajus ihm der Charakter weitergebildet werden (das Volk giebt das Gesetz), er aber soll nach dem Fremd-Angebildeten handeln und leben in Gemäßheit (der König hat die Executive)?

Dies der falsche Constitutionalismus! —

Der falsche Constitutionalismus ist die Tödtung des Imperium, des lex im Cajus. Man denkt sich dann, daß man trotzdem dem Cajus sein lex, seinen Charakter weiter formiren könne, und daß dann jedesmal der Cajus wieder lebendig würde zur Vollstreckung des neu-gebotenen lex und Rechtsgrundsatzes, des nun ihm gegeben Charakters. Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung ist dem Cajus heraustranchirt; der Rest ist dann wieder halbirt (Theilung der Gewalten) in einen Charakter(lex)-bildenden Cajus ohne Cajus, und in einen dem Charakter nachlebenden Cajus mit Cajus, der doch ohne Cajus sein muß (d. h. ohne Imperium).

Unter Constitution verstehen die Constitutionellen nicht die Constitution (lex) als diese gleich ursprüngliche Macht im rex Cajus, sie verstehen darunter auch nicht . . . nun weiß denn Cajus nicht, was sie darunter verstehen? —

Cajus. Aha! da sitzt die kluge Cäcilie selbst fest! Ihr habt doch nun auch wirklich so viel in den Begriff von Constitution hineingeknetet, daß es schier unmöglich ist, die Umrisse dieses Wesens deutlich zu erkennen.

Vater. Mein Sohn, dann nimm hin das Knäuel der Ariadne. Dies Unklare entsteht daraus, daß die Constitutionellen für Constitution auch Verfassung sagen, — die doch ein Mehres ist als jene.

Soll Cajus zu irgend einer Handlung und Action übergehen, so sagt er: ich befinde mich in dem Bestande, in der Verfassung, um dies oder das vollbringen zu können. — Da ist der richtige Begriff von Verfassung angedeutet und ist dann sein Gegensatz die Verwaltung, „daß man mit einem Bestande von Einrichtung und Kraft nun etwas schalten und walten könne."

Dem Cajus ist dieser Bestand seiner Einrichtung und Kraft werth und theuer! Er will sich das nicht schädigen lassen, er betrachtet diesen Bestand, von dem aus er erst seine Aktion leisten kann als die Grundordnung seiner Person, als sein eigenes Staatsgrundgesetz, namentlich all das in diesem gesetzmäßigen Ordnungsbestande, was als Fundament erscheint, auf welches die anderen Ordnungen sich stützen.

Handelt es sich nun nicht blos vom Staats-Ganzen Cajus, sondern vom Staat als dem sittlichen Reiche, so sind diese fundamentalen Ordnungen nicht allein dem Könige, sondern auch den Reichsgliedern sehr werth und theuer. Die Gehorchenden haben ein besonderes Interesse, worin sie zu gehorchen oder an der Herrschaft mitzuwirken haben. — Sie erbitten diese fundamentalen Ordnungen aus all den anderen Gesetzen (die Constitution als eine Nummer der Gesetzgebung) besonders herauszumarken und unter besondere Garantie zu stellen.

Die Urkunde darüber nennen sie nun Constitution und Verfassung.

Schau an, lieber Sohn, wenn du deine Memoiren in einem höheren Sinne schreibst, dir niederschreiben willst alle die Wandlung, welche dein geschichtliches Werden durchgangen ist; an welches lex du zuerst angeknüpft hast mit deinem Herrscher-Willen; welche leges du dir dann später gegeben; wie du dann am besten gefahren bist, wenn du dich so oder so verfaßt hattest; wenn du alsdann aus diesem reichen Detail all dieses Besonderen abstrahirst: worauf es nun fundamental und wesentlich ankam? Wenn du dir das dann extra auf das Papier aussonderst und es dir tausendmal fest vor Sinne und Willen und Gewissen stellst; so hast du dich sehr gefördert, hast dir nicht blos deine Constitution ausgeschrieben, sondern bist dabei in dem ächt constitutionellem Sinne verfahren, den wir dir, wie du sagtest, in deine Begriffe verwirrend eingeknetet hatten.*)

*) Also keine Codification. Die Constitution zwar keine Nummer in der Gesetzsammlung, sondern in dieser die wichtigsten, immerhin unter besondere Garantie gestellten Nummern.

Stanislaus Augustus, König von Polen.

(Aus den Papieren eines Reisenden am Schluß des achtzehnten Jahrhunderts.)

Warschau, Juli 1793.

Indem ich die bisher aufgestellten Wahrnehmungen über Polen und dessen Bewohner noch einmal im Ganzen übersehe, finde ich, daß sie sich, ohne daß ich irgend einem Zuge Gewalt angethan, in ein vollständiges Gemälde politischer und moralischer Unordnung zusammen gefügt haben.

Die Quellen dieser Unordnung sind dem aufmerksamen Leser nicht entgangen. Er weiß auch, daß sie nicht mehr verstopft werden können, seitdem Polen, um im Innern vor sich selbst Ruhe zu haben, Freunde von außen zur Hülfe gerufen hat, die einmal nicht anders sind, als politische Freunde seyn können. Es ist mit Habe und Willen unter ihre Vormundschaft gerathen, und wird nie für mündig erklärt werden, weil ihm Schuld gegeben werden kann, zu Zeiten irre zu reden und zu handeln.

Betrachten wir die Persönlichkeit des Königs. Graf Stanislaus Poniatowski, jetzt Stanislaus Augustus, König von Polen, wurde im Jahre 1732, den 17. Januar zu Sendomir geboren; im Jahre 1764 den 7. September zum König erwählt, und den 15. November desselben Jahres zu solchem gekrönt.

Stanislaus durchlebte eine glänzende Jugend. Körperliche Schönheit und Geist zeichneten ihn unter fünf Geschwistern in den Kinderjahren aus; beides, mit Liebe zu Wissenschaften, mit Geschmack für alle angenehme Künste verbunden, unterschied ihn, in den Jünlingsjahren, von dem Reste der polnischen Jugend; reifer Verstand, Beredsamkeit, die feinste Ausbildung für das gesellige Leben, herzgewinnende, einschmeichelnde Manieren, meisterhafte Handhabung seiner Eigenliebe und seines Ehrgeizes erhoben ihn, in den Männerjahren, über alle seine gleichjährige Landesleute.

Nie hat ein junger Pole seine Reisen besser genutzt, als Stanislaus. Ein ausgezeichneter Hang, durch körperliche und geistige Vorzüge zu gefallen, der bis jetzt ein Hauptzug in seinem Charakter geblieben ist, machte ihn auf alle Vollkommenheiten um ihn her aufmerksam und drang ihn, sich ihrer auch für sich zu bemächtigen. So ward Frankreich für ihn die Schule in der Kunst, sein Aeußeres durch Anstand, Leichtigkeit und Geschmack in der Kleidung hervor zu heben; sein Inneres durch heitere Philosophie und Moral zu schmücken; und seinem ganzen Wesen den Charakter des vollkommenen Hofmann's mitzutheilen, der um jene Zeit noch ausschließend in Frankreich zu Hause war. Er lernte die Sprache des Landes, wie seine Muttersprache, reden und schreiben, und sie ist bis jetzt, im gesellschaftlichen Leben, in zärtlichen Verhältnissen, im freundschaftlichen Briefwechsel, seine Lieblingssprache geblieben.

Eben so schien er unter den Engländern ganz Engländer zu sein. Auch ihre Sprache schrieb und redete er mit Anmuth und Richtigkeit, und er unterhält sich bis jetzt noch schriftlich und mündlich gern in derselben. Sein Aufenthalt in England verlief in dem Umgange mit den berühmtesten und gelehrtesten Männer damaliger Zeit, unter dem Studium ihrer klassischen Schriftsteller, besonders der Geschichtschreiber, Staatsgelehrten, Weltweisen und Dichter, und unter Besuchen bei ihren geschicktesten Künstlern, Manufakturisten und Handwerkern.

So suchte er in den Ländern, die er bereisete, das Gelehrteste und Lehrreichste, das Berühmteste und Schönste unter allen Ständen, in jeder Gattung, unter jedem Geschlechte auf, und nahm davon, was einer Anschmelzung fähig war, in sein Wesen herüber. Seine außerordentliche körperliche und geistige Gewandheit und Bildsamkeit erwarben ihm überall Liebe, Freundschaft und Bewunderung. Friedrich schätzte ihn sehr hoch, Katharina nicht minder. Er kam als das Schooßkind seiner glänzenden und weitläuftigen Verwandtschaft, als der Augapfel der Weiber, als der Stolz der Nation, zurück, von den Ausländern, als der vollkommenste Pole, den sie je gesehen, entlassen.

In Polen war er der Gegenstand einer allgemeinen Nachahmung von Seiten seiner jüngern Landsleute. Sein Gang, seine Art zu sprechen, seine kleinsten Bewegungen, seine Lieblingsneigungen, ja seine Kleidung, bis auf die Art, sein Haar zu tragen, wurden von dem gleichjährigen höhern Adel nachgebildet. Die eigenthümlich-polnische Tracht hatte er ganz abgelegt; zu den rohern Vergnügungen seiner Nation, zur Jagd und zum Trunke, zeigte er nicht den mindesten Hang; gegen Brutalitäten äußerte er den erklärtesten Abscheu; die Weiber behandelte er mit einer Feinheit und Achtung, die ihnen vorher nicht in dem Grade bewiesen wurden und die sie nicht mit Undank aufnahmen; gegen seine Diener und Unterthanenschaft betrug er sich mit Güte und Schonung; seine politischen Ueberzeugungen waren dem größesten Theile seiner Landsleute zwar neu, erregten aber noch nicht ihre Erbitterung gegen ihn, weil er sie mit Behutsamkeit, und mehr im Tone des Rathgebers, als des Rechthabers, vortrug, und weil er überhaupt in der ersten Zeit noch keine eifersuchterregende politische Rolle in seinem Vaterlande spielte.

Bei dem großen Vorrathe von neuen Kenntnissen und Begriffen, die er im Auslande gesammelt hatte, für die er aber in seinem Vaterlande weder Erweiterung noch Nahrung fand, war es natürlich, daß er einen Kreis um sich zu bilden suchte, in welchem er seine neuen Genüsse zum Theil wieder finden konnte. Schon damals ging er vorzüglich gern mit Fremden um. Franzosen, Engländer und Italiener, die ihn, durch irgend einen Vorzug an die Sitten, an die Ausbildung und Talente ihrer Landsleute erinnerten, genossen eines ausgezeichneten Empfangs von ihm, und er wählte aus ihrer Mitte seine Vertrauten, seine Haus- und Tischgenossen und Diener. Seine Liebhabereien und Sitten, seine Grundsätze und äußeres Benehmen, seine Bibliothek und seine Küche, alles athmete den Geist des Aus-

landes, doch in einer überlegten Anwendung auf seine eigenen Anlagen, auf seine politischen Verhältnisse und auf die Grundsätze, Sitten und Vorurtheile seiner ältern Landsleute, die er aus Klugheit schonte, und denen er nicht als ein Veränderungssüchtiger verdächtig, oder gar als ein erklärter Widersacher der vaterländischen Gewohnheiten verhaßt werden wollte. Es gelang ihm damals wirklich noch neben der eifrigen Nachahmung der jüngern, die Nachsicht der ältern seiner Landsleute zu gewinnen, und diese Nachsicht sogar, durch ein feines, einscheichelndes Benehmen, im Ganzen bis zum Beifall zu erhöhen. Dieses Bestreben, sich bei allen Parteien in Liebe und Vertrauen zu erhalten, dessen Quelle ich oben angegeben habe, ward nach der Zeit sein Lieblingsgrundsatz, und man muß bekennen, daß er ihn, als Privatmann, bei hundert Gelegenheiten, mit Frucht angewandt, daß er aber auch bei tausend andern, sobald er König war, seine Gefahren, seine Feinde, die Zerrüttung seines Landes, und das allgemeine Mißtrauen auf ihn, dadurch vermehrt habe.

Ueberhaupt meine ich, daß der Grundsatz jedermann zu gefallen, zwar wohl von Privatleuten, in Fällen der Persönlichkeit und des Mein und Dein, geübt werden möge, aber nicht von Fürsten, die, als solche, nichts nachsehen, nichts mildern, nichts aufopfern dürfen. Ihre Richtschnur ist das Wohl des Ganzen, ihr Weg geht unbedingt auf dessen Erreichung. Wer sich dieser widersetzt, ist des Fürsten natürlicher Feind, wäre er auch der geschätzteste Freund des Menschen; er muß gezüchtigt und entfernt werden; man muß ihm nicht schmeicheln, ihn nicht bitten, ihm nicht versprechen, weil dies seine unerlaubten Forderungen zu rechtmäßigen Ansprüchen zu machen scheint und seine Hartnäckigkeit verstärkt; man muß ihm keinen Schritt aus dem Wege thun, denn Ausweichen hält auf, und die, für die man als Fürst handelt, leiden unter der Verzögerung; man muß ihn auch nicht abkaufen, denn die Kaufsumme ist baarer Verlust für den, der fordern kann, ist stillschweigendes Bekenntniß, daß sein Recht zum Fordern nicht ganz gegründet sein möge, ist also wahre Untergrabung dieses Rechts. Selbst wenn ein Fürst aus seinem Privatvermögen diese Kaufsumme gäbe, so bliebe sie, wenn sein Volk auch nicht baar einbüßte, solche Untergrabung, und ermunterte selbstsüchtig Gemüher, ähnliche Forderungen zu wiederholen. (Schluß folgt.)

Diplomatische Revue.

Wochenschau.

Die Vertagung des Congresses durch die Weigerung Oesterreichs, über Venetien zu unterhandeln, hat den Charakter der Situation auf's Neue verschärft. Hierzu kommen die Provocationen des wiener Cabinets, welche der

preußischen Regierung keine andere Wahl lassen, als ihre bedrohten Rechte mit dem Aufgebote aller militärischen Kraft zu vertheidigen. So ist es denn Zeit, die Ermahnungen zu beherzigen, welche Herr von Blankenburg in der Versammlung der Conservativen am vorigen Freitage aussprach.

„Wir sind beschuldigt worden," sagte der verehrte Redner, „wir hätten unsere Principien und Führer verlassen, wir wären weiter nichts mehr als „Bismarkisch!" Meine Herren, ich bekenne vor Ihnen frei und offen, daß ich in der jetzt brennenden Frage: „ob Krieg, ob Frieden!" weder feudal bin noch conservativ, noch Gerlachisch, noch Bismarkisch — sondern einzig und allein „Preußisch"! Mein Herz schlägt in dieser Frage voll und laut, wie es einem Patrioten hat schlagen können, als es hieß: „Der König rief und Alle, Alle kamen!" Der König ruft auch jetzt sein Volk in der Armee und außer der Armee zum Schutze des Vaterlandes, zur Wahrung der heiligsten Interessen. Da kenne ich keine Partei; und ist es mein ärgster politischer Gegner ich rufe mit ihm: „An die Grenze!" Inter arma silent leges; nein nicht allein die Gesetze, sondern die „Parteien" müssen ruhen, wenn es sich um einen Kampf handelt, den uns unsere „feindlichen" Brüder mit dem Rufe anbieten: „Preußen muß erniedrigt, ja zerstückelt werden, weil es Preußen ist!" Leider haben sich Viele so weit verirrt — trotz dieses Fahnenrufes unseres Königs — Partei-Interessen zu treiben nud dem Rufe nicht Folge zu leisten. Wir Deutsche können in diesem Punkte sehr viel lernen von anderen Nationen. Aber unser Nationalgefühl ist ein schwaches, abgeblaßtes! Wie anders sieht es heut in Italien aus! Da sind — wie hier — die extremsten Parteien, da giebt es noch extremere; aber die Italiener, die Meuchelmord und Gift zur Zeit angewandt, um jede Obrigkeit zu beseitigen, mögen sie auf revolutionären oder conservativen Wegen gehen, sie sind Alle einig, Alle haben ihre Partei-Interessen und Bestrebungen bei Seite gelegt, um das eine Ziel zu erreichen: „ein starkes einiges Italien!" Und wir Deutsche können nicht unsern Parteihader lassen, wenn es sich um Vertheidigung der Machtstellung, der höchsten materiellen und sittlichen Interessen des eigenen Vaterlandes handelt!"

Ueber die auswärtige politische Lage sagte der Redner: Preußen erklärt sich bereit zur Abrüstung, aber Oesterreich rüstet weiter, und schließlich droht es, die Entscheidung über den definitiven Besitz der Herzogthümer an den Bund zu bringen, den es selbst erst so entschieden desavouirte. Nun, meine Herren, wenn Preußen das thäte, dann sage ich, gute Nacht Preußen, gute Nacht Norddeutschland für immer! Wer ist friedlicher, Oesterreich, das Preußen unter die Majorität des Bundes bringen will, Oesterreich, das in Frankfurt abstimmen lassen will, ob Preußen seine rechtlich erworbene ideelle Hälfte an den Herzogthümern behalten soll oder nicht — oder Preußen, das sich bereit erklärt, diese Frage in Verbindung zu bringen mit der deutschen Bundesreformfrage? Ich bitte, daß die Friedensprediger sich nicht nach Berlin, sondern an die Hofburg in Wien wenden. Wie kann man es wagen, Preußen die Anmuthung zu machen, sich jetzt vor Oesterreich zu demüthigen, wie einst in Olmütz — hat Oesterreich etwa durch bundesfreundliches Ent-

gegenkommen das heroische Opfer von Olmütz Preußen gelohnt und es einladend gemacht, dasselbe zu wiederholen!? Ich hoffe, die deutschen Brüder, die den Glanz und die Erstarkung Deutschlands anzustreben versichern, werden sich drei- und viermal besinnen, bevor sie Oesterreich dazu die Hand bieten, Preußen zu verkleinern."

Ja, es ist Oesterreich, welches Preußen vor die Frage stellt, ob es fortan in kleiner, unbedeutender nur geduldeter Existenz vegetiren, oder ob es seinen Beruf als Großmacht bethätigen wolle. Die Antwort wird der Ehre Preußens gemäß lauten.

Uebrigens wird die Vereitelung des Congresses, durch welche Oesterreich die vermittelnden Mächte beleidigt hat, auch die letzteren zu größerer Activität aufrufen. Vor Allem England, welches für den Congreßgedanken eine so eifrige Thätigkeit entwickelte, wird sich nicht länger einer Krisis, die immer weitere Kreise zieht, entrücken können.

Die parlamentarischen Vorgänge in London sind ein Symptom, daß das Whigministerium nur noch eine kurze Spanne Zeit zu leben hat. Die Whigs können das Parlament nicht mehr in Ordnung halten, ihre Disciplin versagt den Dienst, Anhänger und Gegner schmelzen ihnen in der Hand, wie ein Schneeball, der, je fester man ihn packt, desto schneller in Wasser zerrinnt. Russell und seine Collegen sind in einen Fehler verfallen, den jede englische Regierung vermeiden muß, nämlich in das Theoretisiren. Statt praktische Gesichtspunkte ins Auge zu fassen, haben sie ihr Volk nach einer Reformschablone beglücken wollen. Nun gehen sie an diesem Fehler zu Grunde. Ein britisches Publikum erträgt nichts unwilliger, als Experimente, die entweder von wegen einer Gewissensschrulle oder aus Verlegenheit oder, um die Zeit hinzubringen, veranstaltet werden. Solch ein Experiment war aber die Reformbill, die jetzt allmälig von dem Parlament in Stücke gerissen wird. Es mangelte an jeglichem Boden für diesen Gesetzvorschlag. Zwar hatten einzelne ehrgeizige Stimmen es versucht, die öffentliche Meinung in den Glauben hineinzureden, als ob eine Wahlreform nothwendig sei, aber die hierdurch erzeugte dunkle und phrasenhafte Anschauung konnte dem Whigministerium nicht eine haltbare Grundlage liefern, auf welcher sich ein Reformgesetz aufbauen ließ. So fällt denn der Vorschlag eben durch, und das Cabinet Russell-Gladstone fällt mit ihm, um einem Ministerium Stanley-Disraeli Platz zu machen, welches diesmal langlebiger sein wird, als die Tory-Ministerien von 1852 und 1858.

Wenn man sich im Voraus ein Bild von dem Verfahren machen will, welches die Tories befolgen werden, so muß man den Umstand im Gedächtniß behalten, daß die Neutralitätspolitik, in welche Großbritannien von den Whigs hineinraisonnirt worden war, dem Charakter der Engländer eben so fremd ist, als das abstracte Reformbedürfniß, zu dessen Befriedigung sich Graf Russell berufen glaubte. Um die Neutralitätspolitik, welche dem activen und hochfahrenden Geiste des sächsisch-celtischen Völkergemisches, das die britischen Inseln bewohnt, widerspricht, schmackhaft zu machen, bedurfte es eines Palmerston, der jene Politik mit Ruhmes-

phrasen, mit gelegentlichen Interventionen, Blokaden, Kanonaden und Grobheiten drapirte. Den schalen Abhub der Palmerstonischen Kunst, wie er unter Russell gäng und gäbe wurde, können die Engländer nicht goutiren. Hierzu kommt noch Eins. Wenn ein Staatsmann die strenge Durchführung der Neutralität recht lieblich empfehlen wollte, sagte er: wir halten dadurch unser Geld zusammen, wir sichern unsere Industrie vor Störungen, unsere Creditpapiere vor Entwerthung, wir füllen unsere Taschen, während thörichte Menschen einander den Schädel zerschlagen. Was aber bricht jetzt auf der Insel der Glücklichen und Neutralen aus? Nach den Fenierunruhen eine allgemeine Geschäftskrisis, eine um sich greifende, Zahlungseinstellung, ein Krach aller Banken, ein Schrecken vor Jeglichem, was nach Creditpapier aussieht, eine Flucht vor den Götzenbildern, die noch kurz vorher unter den Namen Actien verehrt waren. Die Neutralität hat also ihre Pflicht nicht gethan, ihre Verheißungen nicht erfüllt. Wir glauben, daß die Tories sich diese Erfahrung zu nutze machen werden. Falls es sich bestätigt, daß ein Einverständniß zwischen Oesterreich, der Pforte und Rußland errichtet sei, so würden die Tories in diese Combination eintreten.

Publicistische Aphorismen.

1.

Wagner der Famulus.

Da ist's dann wahrlich oft ein Jammer!
Man läuft euch bei dem ersten Blick davon
Ein Kehrichtfaß und eine Rumpelkammer!
Faust.

Ein Bauer ohne Acker ist kein Bauer und ein Acker ohne Bauer ist kein Acker, sagte der weltberühmte Paracelsus von Hohenheym. Wir sagen: was ist ein gebildeter Mensch ohne Zeitung, was wäre London ohne Times, was Köln ohne die Kölnische und was Berlin ohne seinen „Onkel", ohne seine „Tante." Selbst in Pe-king, Kanton und Nan-king erscheinen jetzt täglich Zeitungen in ungeheurem Format und auf Seidenzeug gedruckt und in Peking übernimmt der Kaiser selbst die Censur. Eines Tages, als man in der Hofburg zu Wien wieder einmal für das liebe heilige Römische Reich Sorge trug, d. h. einen Scandal auf dem Tapet hatte, fragte ein naiver Wiener Philister den Ministerpräsidenten Kaunitz: „Nun Excellenz, wird Krieg?" Kaunitz antwortete: „J kann's hold nit sagen, i hab die Zeitung noch nit gelesen." Kant war notorisch ein eifriger Zeitungsleser und auch ich, obgleich ich nicht zu den zünftigen Politikern gehöre, halte es für reichlichen Gewinn, daß ich jeden Tag bei Spargnapani bin und Zeitungen lese, wenn ich hier auch häufig aus vollen Pfützen trinke. — Mir geht es hier wie dem bon Muselman zu Constantinopel, der jedes gedruckte Stück Papier von der Erde rafft im guten Glauben eine Sure aus dem Koran drauf zu finden. Also in vollem Bewußtsein des Werthes der Zeitungen ging ich vor einigen Tagen in patriotisch-erregter Stimmung in das Foreign-Office des seligen

Whiganglomanen Doctor Spiker, zur Zeit Lord Speiker genannt, in die hinter unserem Zeughause gelegene Redaction des „Onkels“, um den werthen Gästen der „Berlin'schen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen“ (bedeutungsvoll mit der preußischen Adlervignette geziert) auch aus unserem Keller was zum Besten zu geben, den kleinen Aufruf, nämlich „Dr. Loewe-Calbe“ in der Berliner Revue, ausgegeben am 25. Mai. Daß ich auf diesem Gange zum Onkel kein rechtes Fiducit hatte, gestehe ich offen, doch dachte ich: „something may turn up“, es kann sich ja ein Mirakel aufthun, wie man zu Paris von den Conferenzen dachte, und „wer Glück hat, dem kälbert ein Ochs“, sagen die Wiener. Nach vielem Suchen im Hause herum erfaßte ich endlich den Herrn Redacteur in der Druckerei. Aber oh mein Gott! Es that sich nichts weniger als ein Orakel auf, in der Gestalt des edlen Washington oder des vaterlandsliebenden Quintus Sertorius, nein, ich erblickte nur den leibhaftigen alten Mann, den kopfgebückten Famulus des Herrn Dr. Faust vor mir. Mit Kopfschütteln nahm er das besagte Heft der Revue in die Hand, sah spöttisch drein, sprach: „Revue!“ und formulirte dann seine abschlägige Antwort dahin: „dieser Aufruf liegt nicht in unseren Tendenzen“ und das sollte wohl so viel heißen als: in der Manier wollen wir den patriotischen Heerd des preußischen Kosmos nicht in Bewegung setzen. Nun frage ich aber jeden Alféniden in der City Berlins: was in diesem meinem Revueaufsatz für onkelisch-antitendenziöses liegt? „Sancte Socrates!“

Erschreckt lief ich davon. Auf der Treppe des Redactionshauses erinnerte ich mich, daß 1759 ein preußischer Husarenrittmeister, ein Sohn des Conrectors Temme zu Brandenburg, einem Zeitungsredacteur in Erlangen, weil er einen patriotischen Artikel in seine Zeitung aufzunehmen sich geweigert hatte, Stockprügel aufzählen und ihn dann über dieselben förmlich quittiren ließ. Allerdings ein husarenmäßiges Einschreiten! — G.

2.

Der Minister-Sühnbock.

Nein, er gefällt mir nicht, der neue Bürgermeister.
Faust.

Wie jedes Volk seine bestimmten Wappenschilde, bestimmten National- und Fahnenfarben, Schiffsflaggen u. s. w.; wie jedes Handlungshaus eine bestimmte Firma hat, wie die historisch-chronologische Gallerie ihre Jahrhunderte nach den Namen hervorragender Männer bezeichnet, z. B. Jahrhundert des Perikles, Jahrhundert des Julius Caesar, Barbarossa's, Friedrich des Großen u. s. w., so auch hat jede Zeit ihren Sühn- oder Sündenbock, von den Franzosen buc émissaire genannt. Jeder bocksbärtige Schneidermeister, wenn er einen Rock verschnitten hat, schwört bei seinem Bocksbart: der Name Bismarck lasse ihn nicht schlafen, und daher rühre sicher dieser Verschnitt, welcher also ganz natürlich auf Rechnung des Staates kommen müsse. Ich kenne Hypochondristen, die, wenn sie in Sydenham's oder Reil's Fieberlehre lesen, sofort Frösteln durchzieht. Auch sind mir junge Studiosen der Medizin bekannt, welche so oft sie dem Professor Traube begegnen, zu husten anfangen. So giebt es denn auch bei uns entrainirte

und emportirte Fortschrittsnarren, die, sobald sie den Namen Bismarck hören, sofort an Kammer — Consumption oder Schwindsucht und an Panduren, Croaten und Heyducken denken. Es ist doch sonderbar, sagt Fichte, wie in jeder Familie, so ist auch in jedem Staate ein Sündenbock nöthig, auf den sich alle Vorwürfe häufen und Lessing schrieb: „Dahin entlastet sich der Mensch und er fühlt sich immer erleichtert, wenn er nur den Vorwurf gegen ein lebendiges Wesen angebracht hat". „Nein er gefällt mir nicht, der neue Bürgermeister! Nun, da er's ist, wird er nur täglich dreister." —

Es ereignet sich aber sehr häufig, daß wenn diese sich critisch bestrebenden Herren Bürger beim Bürgermeister zum Diner geladen werden, sofort ihre radicale Antipathie und nicht selten auch ihre ridicule Panique verschwindet. Der anmuthige Dichter Cajus Valerius Catullus erschrak und ward blaß, sobald er auf dem Marsfelde zu Rom dem Julius Caesar zu Pferde sitzend begegnete. Er konnte den Caesar in den Tod nicht leiden und der gelehrte Quinet bekam Kolik, hörte er den Namen Mazarin aussprechen. Beide Herren wurden, der eine von Caesar, der andere von dem klugen Cardinal zum Diner geladen. Sie — erschienen, speisten gut, tranken noch besser und waren von ihren honeten Gastgebern enchantirt. Man ist nie so glücklich oder unglücklich als man sich einbildet. G.

3.

„Der erste Anfang einer Einmischung."

„Hast Du mir weiter nichts zu sagen?
Kommst Du nur immer anzuklagen?
Ist auf der Erde ewig Dir nichts recht?"
Faust.

Der lebhafte Scholastiker, die „Nationalzeitung" brachte in ihrer Morgen-Ausgabe, Freitag den ersten Juni eine „Warnung", worin es heißt: „man müße sich doch ein wenig wundern, daß Napoleon III. die deutsche Bundesreform für einen Gegenstand einer in Paris abzuhaltenden europäischen Diplomatenversammlung ansieht." Wie geht das zu, warum mag der Kaiser glauben, daß die Deutschen dies nicht übel nehmen würden? Es sieht aus, als wolle Napoleon das Experiment machen, ob man die deutschen Verhältnisse vor sein forum bringen könne. Es scheint sich um den ersten Grundsatz und ersten Anfang einer Einmischung zu handeln." Also marchandise mêlée die Conferenzen! Es ist der schlauen Nationalzeitung nicht Ernst mit diesem ihrem Glauben, sonst würde ich sie an Albert von Bohlstädt mit dem Beinamen der Große (Albertus teutonicus), den Bischoff von Regensburg erinnern. Er galt im 13. Jahrhundert (etwa um 1260) für einen großen Physiker und Zauberer und verbrannte einst einen großen Magnetstein. Als bei diesem Prozeß ein dicker blauer Dampf empor stieg, behauptete der Bischoff steif und fest: dieser Dampf sei die substantielle Form, die Seele des Magneten. — G.

4.

Man muß nicht die Geduld verlieren!

„Patience s'il vous plait!"
Louis Napoleon — Caesar B. I.

Unter den tumultuarischen, anmaaßenden Bezirksvereinen, Schatten des

Convents von 1793, worin so vieles Uebermüthige zur Erscheinung und so mancher Unsinn zur Adoption gelangt, also niemals solide Früchte geerndtet werden, zeichnete sich am Montag den 28. Mai der Friedrich-Werdersche Bezirksverein ausnahmsweise zu seinem Vortheil aus, denn mein College, der sehr ehrenwerthe Medizinalrath Dr. Ruge sprach unter lebhaftem Beifall sich dahin aus, daß er auf die Abstimmung in Schleswig-Holstein oder auf das sogenannte Selbstbestimmungsrecht gar kein Gewicht lege. Hätte man 1810 in Neu-Vorpommern abstimmen laßen, so wäre es an Schweden gefallen, während jetzt Niemand für Schweden stimmen würde. Er sei der Ansicht, daß Schleswig-Holstein annectirt werden müßte zum Wohle Deutschlands. Das preußische Volk sei in Deutschland dasjenige, was die meiste Cultur vertritt und dahin strebt ein freies Volk zu werden, die Schleswig-Holsteiner sollten an unserem Geschick theilnehmen und mit in diesen Kampf, den wir jetzt haben, eintreten; dann ist Schleswig-Holstein gesicherter als zur Zeit seiner Selbstständigkeit. Er sei kein Idealist und der Krieg sei für ihn entscheidend zwischen Freiheit und Knechtschaft. Es sei eine Bornirtheit, zu sagen ohne Weiteres kein Geld zu bewilligen. Wenn man Wien kenne, u. s. w. Und der Mann, der so sprach, ist ein Schwager des Herrn Professor Virchow. Was sagest du dazu, du blöde, geschwätzige Menge, welche, wie Aristoles sagt, an der Vernunft nur so viel Antheil hat um sie vernehmen zu können, ohne sie zu besitzen? (politeia). Ich habe also Recht wenn ich behaupte, daß die ruhig revidirend-vermittelnde, dem Verderben wehrende Vernunft, die erste Instanz nur auf Zeit suspendirt werden kann.

Der Engländer Dr. Cullen sagte: Geduld und Flanell sind die besten Mittel gegen die Gicht. — G.

5.

Zu den nächsten Wahlen, Catilina-Freese-Austriacus und mein rückhaltloser Schmerz.

Strenua nos exercet inertia.
Hor. Lib. I. Ep. XI.

Der großmüthige, gerechtigkeitsliebende und kluge Louis le désiré, der XVIII., sagte zu seinem Kanzler d'Ambray und zum Herrn von Blacas, seinem Hausminister, als ein Dutzend eifriger Senatoren soeben die ihnen verliehene Audienz verlassen hatten, „ne vous fiez pas trop à la couleur" (examen rapide du Gouvernement des Bourbons en France depuis le mois d'avril 1814 jusqu'au mois de mars 1815 par Comte et Dunoyer). Ich machte, ein Jahr ist es etwa her, eine niederschlagende Erfahrung. Dreiundfunfzig sogenannte Conservateurs — darunter manch zuversichtlich-seliger, elegisch-alterthümlich-bieder-händedrückender und stämmiger Weißbierphilister — engagirten sich bei „ihrer Königstreue und Bürgerehre" mich bei den Wahlstrapazen einer am folgenden Tage anberaumten Stadtverordnetenwahl getreulich unterstützen zu wollen. Sie gaben mir den altdeutschen Handschlag drauf, von welchem schon Tacitus in seiner „Germania" spricht. Am verhängnißvollen Tage war diese Zahl auf 17 (Hört!) zusammengeschmolzen und der Doctrinair Herr Gneist erhielt die Stimmenmajorität

und ward tribunus plebis. Was konnte ich nun als Grund meines unvermutheten, so widrigen und schädlichen Unglücks, annehmen? Das „faire d'une fille deux gendres“ eine Sache zweien versprechen, unmöglich?! Auch ein Gelehrter zählte zu dieser Sorte von Apostaten. Ihm sagte ich am folgenden Tage: Qui aut, tempus quid postulet, non videt, aut eorum quibuscum est rationem non habet, is ineptus esse dicitur (Cicero de oratione Lib. II). Diese Stelle des begabten Römers dürfte sich vielleicht wie folgt in's Deutsche übertragen lassen: Bleiben wir am Wahltage zu Hause bei Muttern, dann sind wir noch weit vom Ziele, denn wer eine impertinente Zeit erkennt und nicht das Seinige dazu beiträgt, sie zu ändern, ist ein Dummkopf, Verbrecher oder ein Faulthier.

Wundert euch aber nicht, wenn eine große Zahl der Conservativen nicht zu den Wahlen kommt; gleichsam als hätten sie nicht den Muth dazu. Wundert euch nach der Beschaffenheit unserer Zeit nicht darüber, meine Freunde. Es ist der pure butte Egoismus, die Capital-Papier-Indolenz, die da macht, daß ihnen mehr an ihrem Arnheimschrank als an den Hohenzollern gelegen ist. Aber es giebt auch in der That Manche, die sich fürchten, ihr gewissenhaftes Urtheil öffentlich zu verkünden, gleichsam als würden sie sofort, unmittelbar nach der Wahl die Kraft der rohen Fäuste empfinden.

Kein Schmerz kann nun pflichtgemäßer sein, als der meinige, den ich bei der Bedrängniß unseres hochverdienten Königs empfinde und kein Zorn beifallswürdiger als der, welcher mich wegen des Verbrechens derer entflammt, welche früher den revoltenhaften Landesverräther Freese als Abgeordneten gewählt haben. Der wohlwollenden Schicksalsfügung tausend Dank, daß das Tribunat dieses Wahnsinnigen gefallen ist, denn er hat zu Frankfurt a. M. ein Veto gegen sich selbst ausgesprochen und ist für alle Zeiten gerichtet, denn er ist ein ruchloser offener Verschwörer gegen den preußischen Staat, ein Catilina, der eifrig nach einer zahlreichen Fechterbande gegen denselben sich umschaute.

Begebet euch also euerer unbehülflichen Trägheit, ihr wohlgesinnten Männer, welche man Conservative zu nennen pflegt, denn nur wenn man nicht träge ist, kann man auf des Himmels Hülfe rechnen. Gehet also zur Wahl und traget durch euere Stimmenabgabe zur Abwendung des Bedrängnisses unseres herzensguten, hochverdienten und rechtschaffenen Königs bei. Vertheidigt mit Mannhaftigkeit das öffentliche Wohl; vertheidigt und befestigt die Ehre unseres herrlichen Vaterlandes. Den Aengstlichen aber unter euch rufe ich zu: Gedenket der furchtbaren Cavaignac-Schlacht; gedenket der falschen Ansichten, des Irrthums, der Leidenschaften, Ruchlosigkeit und Habgier der Leute aus der Faubourg St. Antoine und feilscht nicht um die Gunst gewisser Leute mit den düster-gerunzelten Stirnen — ihre Gesinnung ist nicht hinter ihre Mienen versteckt — sie werden, sie können eueren Arnheim nicht schützen. Schenket ums Himmelswillen auch gewissen Zeitungs-Redacteuren und Tageslitteraten keinen Glauben, denn dieses sind Leute, die etwas zweimal verkaufen, von den Franzosen faux-vendeurs genannt. Seid also muthig und standhaft! Seid ihr es nicht, dann werdet ihr oder euere Kinder unverhofft die Trinkgelage und Schmausereien, die anderweitigen

republikanischen Ergötzlichkeiten und menus plaisir, das Taschengeld der Revolution bezahlen müssen. Dann werdet ihr zum heißen Kampfe bluten müssen und trotz der Protestationen demokratischer Flüchtlinge, z. B. des Herrn Bamberger,*) eines Vetters des seligen, von Heinrich Heine des Landes verwiesenen (oder bei Seite geschobenen) Dr. Börne aus Frankfurt a. M. (über Rom und Paris nach Gotha oder die Wege des Herrn von Treitschke, Stuttgart 1866), Gott inbrünstig um einen Caesar anflehen. Und — er wird schnell kommen, und der Erde Handelsleute werden dann nicht mehr weinen und trauern und wieder ihre Waaren absetzen. G.

6.

Die österreichische Zwangsanleihe in Venetien oder Wolken ohne Blitze am Po, oder dem Himmel ist alles möglich.

So eben bringen gewiße, gerade nicht unzuverläßige Leute, die Nachricht aus Wien mit, Oesterreich würde dennoch, gleichsam in letzter Stunde, Venetien an Florenz verkaufen, um seiner Weltgeschichte jetzt eine alleinige Richtung nach uns hin geben zu können. Damit hinge auch die Cession der Entscheidung über die Herzogthümer-Frage an den Bund oder die Bundes-Execution gegen Preußen zusammen. Leicht möglich, wie wir schon vor sechs Wochen glaubten. Dem Himmel und Oesterreich ist alles möglich. Es giebt eine berühmte Stelle im Koran welche berichtet, daß eines frühen Morgens der Engel Gabriel Mahomet aus seinem warmen Bette gezogen habe um ihn zu einer Conferenz mit dem lieben Gott in den sieben Himmeln trohnend abzuholen. Hier habe Mahomet 90,000 Conferenzen mit Gott gehabt und sei hierauf vom Engel Gabriel wieder in sein Bette zurückgebracht worden, und o Mirakel! das Bett sei noch warm gewesen. — C'est vivre doublement, que de pouvoir se rapeller, avec plaisir sa vie passée (Jean Jaques Rousseau. Emile.) Es muß ein großes Vergnügen sein, Schlesien erobern zu können. G.

*) Herr Bamberger wünscht den Franzosen einen Kaiser, der sich um den Montyon'schen Tugendpreis bewirbt. In den nächsten Tagen wird die Pariser Academie diesen Preis zu vergeben haben. Wie wir hören, concurrirt in erster Reihe eine Ballettänzerin, die trotz der sie umgebenden Versuchungen ihre Tugend, wie sie behauptet, bewahrt habe. Nun, unter diesen Konkurrenten auch einen empereur vertueux und der gallische Hahn würde bald wieder vom Dache der Guillotine krähen — „Quo non ascendam!“ — wohin könnte der gallische Hahn sich nicht aufschwingen! Und welchen Höllenspektakel erlebte ich nicht in Paris noch kurz vor dem Staatsstreich. So oft ich die Sitzungen besuchte, kam es mir vor, als würde die Kammer zum Schluß ganz Paris durchprügeln. „La camera maledetta! Diavolo santo, una pecora marcia ne guasta un branco.“ „Ein räudig Schaf steckt die ganze Heerde an“, sagte mir mein Nachbar auf der Tribüne, il marchese de Paolo.

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstraße 21.

Oesterreich gegenüber Preußen und Deutschland.

Oesterreichs Bundespolitik von 1848 bis 1858.

III.

Die hegemonischen Bestrebungen Oesterreichs seit 1848.

Den merkwürdigsten Umschwung bewirkten die Ereignisse des Jahres 1848 in Oesterreich. Es war wie der Rückprall einer lange Zeit gewaltsam zurückgehaltenen starken Feder, wenn die Kraft, welche sie zusammengedrückt, entfernt ist. Die wilde Woge der Revolution ergriff diese eben noch darniedergehaltenen Völker fast widerstandslos und riß sie einem unbekannten, von den Wenigsten geahnten oder gar klar ins Auge gefaßten Ziele zu. Was aber in dieser entfesselten Drang- und Sturmzeit nicht verloren gegangen, war die verschiedene Nationalität, die Leidenschaft des Stammes, die Verschiedenheit des politischen Ehrgeizes — ein Chaos von Bestrebungen, Wünschen und Zielen. Einig war man bei den entgegengesetztesten Nationalcharakteren und Interessen einzig darüber, daß das bisherige Staatswesen von Grund aus umgestaltet werden müsse. Es hatte kein geschichtlicher Uebergang stattgefunden, ein Schnitt, der das Alte gänzlich von dem noch gährenden Neuen scharf abschied. Jenes Staatswesen selbst aber war beim ersten Aufleuchten der Revolution in sich zusammengebrochen. Um sein weiteres Zertrümmern oder auch um seinen Wiederaufbau, stritten sich die verschiedensten Elemente. Denn die eigenthümlichen Verhältnisse Oesterreichs kamen jetzt erst ungehindert zu Tage. Bei den nichtdeutschen Völkerstämmen erwies sich das Streben nach einer möglichst uneingeschränkten nationalen Selbständigkeit stärker als das Verlangen nach politischer Freiheit; und so wurde nicht die Frage nach dem Maße der letztern, sondern die Frage über die Stellung der einzelnen Landestheile zum Gesammtstaate zum eigentlichen Unterscheidungsmerkmale der Parteien. Centralisten und Föderalisten, übrigens in den mannigfaltigsten politischen Meinungsschattirungen, stritten um den Sieg. Wollten die Einen das in Stücke gehende Oesterreich als Einheitsstaat constituiren, so gedachten die Andern aus ihm einen Bundesstaat zu machen. Damit aber waren die Gegensätze noch keineswegs erschöpft. Von den vier Nationalitäten der Monarchie hatten zwei, die ungarische und italienische, einen Weg betreten, welcher zum Abfall führen mußte, oder selbst schon offener Abfall war. Die beiden andern aber kämpften um die Oberhoheit im Reiche: Deutsche und Slaven. Die Slaven erhoben nach dem Rechte der Mehrheit den Anspruch, Oesterreich in ein slavisches Reich umzugestalten, in ein mächtiges, selbständiges Oesterreich, ein Oesterreich,

das Deutschlands nicht bedürfte. Die Deutschen fühlten die ganze Gefahr dieser Wendung. Wien hatte die Revolution gemacht, den Anstoß gegeben: hier herrschte die deutsch-nationale Richtung in Verbindung mit der freiheitlichen vor. Sollten Wien und das deutsche Element ihr seitheriges Uebergewicht nicht verlieren, der centralisirte Staat nicht in einen noch lockereren Bundesstaat übergehen, so mußte eine Stütze in der großen deutschen Bewegung gesucht werden. Die nationale deutsche Partei fand so ihren natürlichen Schwerpunkt in Frankfurt. Schlug sie dann noch eine Trennung des Kaiserstaats in seine deutschen (einschließlich der deutsch-slavischen) und nichtdeutschen Elemente vor, wobei blos noch die Person des Regenten das einigende Band bilden sollte, so war dies nur die Consequenz der augenblicklichen Lage, der slavischen Anmaßungen und der Nothwehr. Zwischen den Slaven und Deutschen hatte sich noch eine Gruppe, die sogenannten „Schwarzgelben" gebildet. Es war das abstracte, oder wenn man will, das specifische Oesterreicherthum, der Begriff Oesterreich, abgesehen von der nationalen Färbung. Die Schwarzgelben hatten instinctartig die Schwäche Oesterreichs herausgefühlt; darum wollten sie gar nichts von einer Nationalitäts-Politik in Oesterreich wissen; sie protestirten gegen die Einführung nationaler Kategorien in die Verfassung. Wollten sie wie die Andern gleichfalls eine Constitution, so war dies nicht die Ueberzeugung von deren Werth an sich, sondern die entschiedene Unmöglichkeit, für den Augenblick anders zu wollen, und die stille Hoffnung, daß endlich doch das alte Oesterreich wieder aus den Wirren hervorgehen werde. Ohne dem Absolutismus gerade hold zu sein (wenigstens in ihrer Mehrzahl), waren sie conservative Centralisten und erblickten in einem Bundesstaat nur den Vorläufer des gänzlichen Zerfallens Oesterreichs. Die Mehrzahl der Schwarzgelben konnte sich daher, wie sie der halbliberalen octroyirten Verfassung, die sich für den Einheitsstaat entschied, zustimmte, später auch mit dem Siege des Absolutismus allein versöhnen.

Und was that mitten in diesem Kreuzfeuer der buntesten Bestrebungen, der auseinandergehendsten Agitationen, der gefährlichsten Gegensätze die Regierung? Eines hatte sich ihr bald aufdrängen müssen: daß sie im Irrthum gewesen, als sie die abschließende Politik Metternich's gegen Deutschland auch den Zeiten der Stürme gewachsen glaubte. Die Revolution von 1848 hatte von vornherein die Selbstständigkeit und Selbstbestimmung der Nationalitäten proclamirt, sie bedrohte Oesterreich mit Auflösung. Die von Oesterreich früher aufgegebene oder nicht eingenommene Stellung mußte auf einmal in ihrem Werthe steigen. Nothwehr und Selbsterhaltung trieben dazu an, eine feste Position in Deutschland wieder zu gewinnen, ja wo möglich sie noch zu verstärken. Nirgends als an Deutschland konnte man eine Stütze in dem Drange der Umstände, einen Anlehnungspunkt finden. Aber diese fast erzwungene Rückkehr zu einer früheren und fast vergessenen Richtung war nicht das sofortige klare Resultat bestimmter Entschließungen. Zwar schien der Stab über das Metternich'sche System in allen Beziehungen gebrochen; für's Erste aber war die Regierung halt- und willenlos dem

Impulse der treibenden Thatsachen überliefert. Der Umschlag der deutschen Politik Oesterreichs geht daher Hand in Hand mit den inneren Ereignissen; der neue Gedanke konnte nicht consequent festgehalten werden; ja er mußte zeitweise selbst einer slavischen Gegenströmung weichen, und während man heute die Hand nach Deutschland ausstreckte, stieß man ein andermal selbst die von diesem gebotene zurück.

Die Wiener Märzbewegung hatte, so verworren und unklar sie übrigens die politische Umreife erscheinen lassen mußte, einen vorwiegend national-deutschen Anstrich. Unter den Forderungen, welche die zur Nachgiebigkeit gezwungene Regierung bewilligen mußte, figurirte auch die Volksvertretung am deutschen Bunde. Die Wiener Bevölkerung war es, welche dem Kaiser die deutsche Fahne in die Hand drückte, welche die schwarz-roth-goldenen Farben dem Ministerium aufdrang und den Gedanken an den Primat Oesterreichs erweckte. Im Widerspruch mit diesen deutsch-nationalen Forderungen waren aber sofort die tschechischen Forderungen auf Gleichberechtigung der deutschen und tschechischen Nationalität und die ungarisch-nationalen Forderungen aufgetreten, und verwirrten die Situation. Im Drange des Augenblicks bewilligte man Alles, ob mit einander verträglich oder nicht. Aus der in den drei ersten Märztagen zugesicherten Constitution erwuchsen die Nationalitätskämpfe der Oesterreicher, um so mehr als Wien, im Grunde nicht sowohl die Hauptstadt Oesterreichs, als vielmehr nur die Residenz des gemeinsamen Herrschers, mit seiner Revolution die Provinzen fast ganz ignorirte, und seine revolutionairen Elemente ebenso ihre Stütze in der deutschen Revolution suchte als durch dieselbe Oesterreich zum Primat in Deutschland berufen glaubte. Eine Zeitlang konnte jede der Parteien und nationalen Auffassungen an ihren Sieg glauben. Deutsch vor dem nächsten Impulse folgend die Politik bis zum Zusammentritt des Reichstags, auf dem dann die slavische Mehrheit den Sieg ihrer Föderationsideen erlangte, bis in der octroyirten Verfassung vom 4. März 1849 die Ansichten der Schwarzgelben zur Herrschaft kamen, um schließlich im nothwendigen Gange der Dinge dem Absolutismus allein das Feld zu überlassen.

Ueber die Stellung der Tschechen zur deutschen Frage konnte man, nachdem der erste Revolutionstaumel vorüber, über dem der alte nationale Zwist vergessen zu sein schien, nicht lange im Zweifel sein. Schon unter dem Ministerium vom 20. März (Kolowrat, Pillersdorf, Fiquelmont, Taaffe, Kübeck, Zanini, Sommaruga) fand der erste Zusammenstoß beider nationalen Parteien, der deutschen und slavischen, statt. Noch der frankfurter Fünfzigerausschuß hatte, freilich in fast unbegreiflicher Nichtkenntniß der Verhältnisse, den böhmischen Geschichtsschreiber Franz Palaczky, den Patriarchen und Wortführer der slavischen Bewegung (an der Spitze der gerüsteten und geordneten tschechisch-nationalen Partei) zur Theilnahme an seinen Versammlungen geladen. Am 12. April veröffentlichte Palaczki seine ablehnende Antwort. Ihre für die damalige Sachlage wichtigen Schlußworte enthielten zugleich das Programm der slavischen Partei, das jede Theilnahme der Tschechen an den Verhandlungen in Frankfurt verhindern mußte. Sie lauteten: „Das Ver-

langen, Oesterreich solle in Deutschland aufgehen, ist eine Zumuthung des Selbstmords, und ermangelt daher jedes politischen und moralischen Sinnes. Da auch die gegenseitige Forderung: Deutschland solle sich an Oesterreich anschließen, dem deutschen Nationalgefühle gegenüber unstatthaft ist, so erübrigt nichts, als daß beide Mächte: Oesterreich und Deutschland, neben einander gleichberechtigt sich constituiren, ihren bisherigen Bund in ein ewiges Schutz- und Trutzbündniß verwandeln, und etwa noch einige Handelseinigung abschließen."

Wir haben gesehen, wie in entgegengesetzter Richtung das wiener Volk, d. h. die Revolution in Wien, zur activen Theilnahme an der deutschen Bewegung, zum Primat in Deutschland drängte. Das Ministerium folgte im Drange des Augenblicks mehr dieser Initiative, als daß es selbstständig zu leiten versucht oder vermocht hätte. Daß es sich aber nicht lange nöthigen ließ, dazu gab es mehr als einen Grund. Vor Allem die traditionelle Eifersucht des wiener Kabinets gegen Preußen, die nie völlig erloschene Erinnerung an den mehrhundertjährigen Besitz der deutschen Kaiserkrone, obgleich anzuerkennen ist, daß die bis zur Herstellug des habsburgischen Kaiserthums sich versteigenden Pläne erst späteren Ursprungs sind. Es gehörte das ganze Drama in Frankfurt dazu, ehe es in Wien zum bestimmten Gedanken wurde, die für ein anderes Haupt bestimmte Kaiserkrone für sich selbst zu erstreben, mindestens aber zu vereiteln, daß jenes Haupt sie trage. Was aber noch besonders zur Nachgiebigkeit gegen die Wünsche des wiener Volks bestimmte, war die erste Unklarheit und Zerflossenheit der deutschen Frage, die Vieldeutigkeit der versprochenen Reformen. Es war für's Erste noch gar nicht abzusehen, was aus dem wirren Chaos dieser Zeit Positives hervorgehen werde; man brauchte daher auch kaum ernstliche Sorge zu haben, daß man sich zu etwas Positivem verpflichte, oder für dieses später wirklich in Anspruch genommen werden dürfte. Man schwamm mit dem Strome, und erreichte so schon die Hauptsache, von ihm nicht ganz weggespült zu werden, formell noch am Ruder zu sein und sich zugleich des Sonnenscheins der Volksgunst zu erfreuen. Der Enthusiasmus der Wiener für das Deutschthum, für die deutsche Einheit, war mehr Sache des allgemeinen Nationalgefühls, trat nicht sofort in zwingender, unabänderlich positiver Gestalt auf, so daß man ihn füglich gewähren lassen konnte, und nicht sofort die ganze widerstrebende Kraft dagegen aufzuwenden brauchte. Wie Wenige bedachten bei den gang und gäben Schlagwörtern sogleich auch die politischen Folgen, wie Wenige hatten Fähigkeit oder Muße, die Rückwirkungen auf die Verfassungsverhältnisse des eigenen Staates zu erwägen. In diesen Tagen werde Alles für möglich gehalten, weil nichts noch auf seine Opposition stieß, und was als solche sich bald geltend machte, das mächtig sich regende Slaventhum, mußte den deutschen Enthusiasmus prinzipiell und factisch nur steigern. Niemand — wenigstens in der ersten Zeit nicht — fürchtete den Conflict zwischen den politischen Interessen Oesterreichs und Deutschlands; dagegen hielt man fast allgemein einen Kampf zwischen Slaven und Germanen für unvermeidlich, und nahm eher in Voraussicht dieses Kampfes seine Partei. Bald auch hatte

die Flugblattliteratur sich dieses Themas bemächtigt, und ein solches aus den letzten Apriltagen unter dem Titel: „Deutsch oder slavisch?" verlieh nur dem gleich im Beginne der Bewegung, namentlich in Wien dumpf Gefühlten Worte, die ihren Eindruck nicht verfehlen konnten, und nicht wenig dazu beitrugen, die entgegengesetzte deutschthümliche Demonstration zu vertiefen. Worte wie die mit Beziehung auf den österreichischen Reichstag gesagten: „Zwei Slaven werden stets einem Deutschen gegenübersitzen; der mächtige Slavaruf wird Eure deutschen Stimmen übertönen, die slavische Sprache wird die Sprache des Reichstages werden, Ihr selbst werdet aber stumm dabeisitzen und die Befehle der Fremden empfangen" — gaben eine Parteistatistik, die nicht schlagender sein konnte und die Deutschland sich auch für alle Zukunft merken mag. Uebrigens darf man nicht vergessen, daß sehr viele Enthusiasten für die deutsche Einheit in der That darunter nichts Anderes verstanden als die Fortdauer der deutschen Form in der Regierung Oesterreichs. Daher erblicken wir eine so große Zahl auch conservativer Elemente im deutschen Lager, besonders in den Provinzen gemischter Nationalität, denen es zunächst nur darum zu thun war, gleich den andern Volksstämmen Oesterreichs ihr nationales Bewußtsein auszusprechen, und dasselbe gegen die Rivalität der andern Nationalitäten in Geltung zu erhalten. Daraus erklärt sich auch die verhältnißmäßige Gleichgültigkeit der Deutsch-Oesterreicher bei der Entscheidung des politischen Schicksals Deutschlands. Ohnehin kannten sie, als Bewohner eines Großstaats, eine Menge Ansprüche und Bedürfnisse nicht, die „draußen im Reiche" neben den großen Fragen ihre Befriedigung forderten. In Wien selbst war noch ein eigenthümlicher Umstand dazugekommen, welcher die Richtung nach der deutschen Seite verschärfte. Die Abschüttelung des bisherigen Joches hatte zu dem entgegengesetzten Extreme verleitet. Der glückliche Ausgang der Märzkämpfe hatte ein gewisses hohes Bewußtsein verliehen; man war jetzt das nicht mehr in allen Dingen zurückgebliebene, geknechtete Oesterreich; ja man war selbst dem übrigen Deutschland weit zuvorgelaufen, und glaubte nun zumal über das zurückgebliebene Preußen spotten und so reichlich zurückzahlen zu können, was man Jahre lang in Scherzen und Witzen über den österreichischen Geist hatte ertragen müssen. Das war ein fruchtbares Feld für die hier wie nirgends zügellos entfesselte Presse; und auch in den politischen Kreisen Wiens gehörte Spott über Preußen jetzt gewissermaßen zum guten Ton.

In dem Verhalten des Ministeriums konnte man fast Schritt für Schritt den Gang der äußern Einwirkungen verfolgen. Eine österreichische Circulardepesche vom 7. März hatte „in Gemeinschaft mit Preußen zum Behufe der Berathung über die Lage Deutschlands und die Gefahren des Augenblicks" den sofortigen Zusammentritt eines Ministercongresses in Dresden in Antrag gebracht. Schon andern Tags wurde dieser Congreß, der auch „die auf die Entwickelung der Bundesinstitutionen, die Wünsche der einzelnen Staaten und die nationalen Bedürfnisse bezüglichen Vereinbarungen" zu Stande bringen sollte, auf den 25. März anberaumt und dazu Namens Oesterreichs und Preußens sämmtliche deutsche Landesregierungen eingeladen.

Die Idee war noch vom Fürsten-Staatskanzler ausgegangen, erinnerte aber so sehr an die alten discreditirten Diplomatencongresse, daß vor Allem eifrig Baiern dagegen sich aussprach und am Bundestage selbst eine schleunige Revision der Bundesverfassung beantragte. Preußen hatte den Conferenzen in der Meinung zugestimmt, daß sie zu einer wirklichen Regeneration des deutschen Bundes führen sollten, und deshalb, um den Mißdeutungen des Congresses vorzubeugen, zugleich auch am 14. März den Vereinigten Landtag auf den 29. April einberufen. Da kamen die Ereignisse in Wien, welche Preußen veranlaßten, Potsdam für die Conferenzen als Vereinigungspunkt vorzuschlagen und die Berufung des Vereinigten Landtags auf den 2. April vorzurücken. Das bezügliche Patent des Königs enthielt zugleich das deutsche Programm Preußens, vervollständigt durch die Proclamation vom 21. März mit dem Vorschlage einer deutschen Ständeversammlung. Das neue österreichische Ministerium säumte nicht, den in der Lage der Dinge so wohl begründeten Vorschlägen und Ansprüchen des Berliner Hofes, und den von dort aus beantragten Conferenzen entgegenzutreten. In der Circulardepesche vom 24. März an die bei deutschen Höfen bevollmächtigten österreichischen Gesandten legte Graf Fiquelmont feierlichen Protest gegen jede, wie er es nannte, „einseitige und ungeregelte" Aenderung in der Bundesverfassung ein, und erkärte, daß „nur in Frankfurt und nur in den nach den bestehenden Bundesgesetzen sich bewegenden Bundesversammlung der k. Präsidialgesandte an den Verhandlungen Theil nehmen werde, welche das Revisionswerk einzuleiten, und die Formen, unter denen es bewirkt werden soll, zu bestimmen haben werden." Den Commentar brachte und die wahre Absicht verrieth dann ein Artikel der „Wiener Zeitung" vom 3. April, worin das ausschließliche Recht Oesterreichs auf den deutschen Primat offen und unumwunden ausgesprochen wurde.

Diese Absichten der österreichischen Regierung machten sich nun auch in äußeren Formen geltend. Die „Wien. Z." brachte bereits am 30. März die Frage der deutschen Farben und die Zulässigkeit ihrer Anlegung zur Sprache. Die schwarz-roth-goldene Fahne, vom Stephansthurm wehend, sollte das Zeichen sein, daß Oesterreich in die deutsche Staatenfamilie ganz eingetreten sei. In wenigen Tagen waren die deutschen Farben in Wien überall zu Hause, für alle ein unentbehrlicher Schmuck. Selbst den Kaiser hatte man vermocht, die schwarz-roth-goldene Fahne vom Burgbalkon aus zu schwenken (am 2. April) unter unendlichem Jubel des versammelten Volkes, zu nicht geringem Aerger aber der gerade anwesenden zweiten böhmischen Deputation. Allmählig aber verloren die deutschen Farben auch wieder ihre allgemeine nationale Bedeutung; sie wurden das Symbol der democratischen Gesinnung und fanden bald ihre glücklicheren Gegner in den schwarz-gelben Farben des unabhängigen, nach keiner Seite hin beschränkten und gebundenen Kaiserstaates.

Von Frankfurt hatte sich eine Deputation des Fünfzigerausschusses nach Prag begeben, um die Wahlen für das deutsche Parlament beim Nationalausschusse durchzusetzen. Sie erreichte ihren Zweck nicht; von 62 Bezirken

wählten nur 20, und auch diese nur in Minoritätswahlen. Minister Pillersdorf nahm keinen Anstand, die Absichten der Tschechen vollkommen zu billigen, obgleich er erklärte, einen offenen Bruch mit Deutschland nicht für räthlich zu halten. Dies eröffnete er einem Führer der Slaven mit dem Beifügen, es sei übrigens dafür gesorgt, daß die österreichischen Abgeordneten in Frankfurt in einer Weise stimmen würden, wodurch der Souveränetät Oesterreichs kein Eintrag geschehe. Ein Prager Slavencongreß im Mai erklärte überdies ausdrücklich die Beschlüsse des Frankfurter Parlaments für Oesterreich nicht verbindlich und protestirte gegen alle Schritte, welche die Regierung zu dessen Beschickung gethan.

Dem Ministerium Pillersdorf folgte am 18. Juli das Ministerium Wessenberg (Ministerpräsident und Minister des Auswärtigen; Dobblhof, Inneres; Bach, Justiz; Krauß, Finanzen; Latour, Krieg; Hornbostl, Handel; E. Schwarzer, öffentliche Arbeiten). Unter diesem Ministerium fand am 22. Juli die feierliche Eröffnung des Reichstages durch Erzherzog Johann statt, der in seiner Rede die Nothwendigkeit des festen Verbandes mit Deutschland hervorhob. Dennoch wurde der bereits am 14. April von dem Fünfzigerausschuß gefaßte und von der Nationalversammlung mehrmals aufgenommene Beschluß, die österreichische Regierung zur Aufhebung des Geldausfuhrverbotes zu ersuchen, von dieser nicht beachtet, und ebenso eine Anordnung des Reichsministeriums vom 6. August zur Huldigung der Truppen für den Reichsverweser in Wien so vereinzelt und mangelhaft vollzogen, daß der Abgeordnete Zimmer am 11. August im Reichstage diese Huldigung als eine „Comödie" bezeichnen konnte. Der tiefer liegende Grund sollte bald zu Tage kommen. Schon am 11. September konnte der Führer der Tschechen, Rieger, nach dem Rechte der Mehrheit Oesterreich als einen slavischen Staat bezeichnen und hinzusetzen: „Durch unser Geld, durch unser Blut wird es erhalten; nur so lange wir wollen, wird es bestehen; wir aber wollen es!"

Mit dem Ausgange der wiener Octoberrevolution kam eine größere Klarheit in die Beziehungen Oesterreichs zu Deutschland, gleichzeitig mit der Klärung in der Paulskirche, wo Graf Dehm die höchst merkwürdige Erklärung abgab: „daß Oesterreich nicht zu Deutschland gehören könne; wollte man es haben, so müßte man es mit einem Heere holen." So war wohl Alles von den ersten Tagen des Parlamentes bis dahin nur eine Intrigue? Die Wahl eines Erzherzogs an die Spitze Deutschlands nur das Mittel für Oesterreich, sein Interesse gewahrt zu sehen? Ja und Nein. Es war die Geburt zweifaltiger Stellung, die es vor Allem als geboten erscheinen ließ, die Hand nicht aus der deutschen Entwickelung zu lassen, damit diese nicht selbstständig ohne Oesterreich zu einem Abschluß komme.

Am 19. October trat das Ministerium Schwarzenberg-Stadion an's Ruder (Fürst Schwarzenberg, Präsident und Aeußeres; Stadion, Inneres; Bach, Justiz; Krauß, Finanzen; Bruck, Handel ꝛc.) Sein dem Reichstage in Kremsier vorgelegtes Programm vom 27. November hatte die deutsche Frage für Oesterreich dahin gezeichnet: „Oesterreichs Fortbestand in staat-

licher Einheit ist ein deutsches wie europäisches Bedürfniß. Von dieser Ueberzeugung durchdrungen, sehen wir der natürlichen Entwickelung des noch nicht vollendeten Umgestaltungsprocesses entgegen; erst wenn das verjüngte Oesterreich und das verjüngte Deutschland zur neuen und festen Form gelangt sind, wird es möglich sein, ihre gegenseitigen Beziehungen staatlich zu bestimmen. Bis dahin wird Oesterreich fortfahren, seine Bundespflichten treulich zu erfüllen." Dieses Programm hatte nicht allein den Beifall des österreichischen Reichstages erhalten, sondern schien auch den Wünschen der großen Mehrheit der Bewohner der deutsch-österreichischen Lande zu entsprechen, schloß aber den Eintritt Oesterreichs „in den zu errichtenden deutschen Bundesstaat", wie ihn die Beschlüsse der Nationalversammlung bereits wesentlich festgestellt erscheinen ließen, aus. Zu dieser Annahme berechtigte auch das ganze Verhalten der österreichischen Regierung gegenüber den Anordnungen der Centralgewalt und den Beschlüssen der Nationalversammlung. Dem Programm von Kremsier antwortete das Gagern'sche Programm vom 18. December von dem deutschen Bundesstaat mit dauerhafter einheitlicher oberster Gewalt im weitern Bunde mit Oesterreich (durch eine besondere Unionsakte zu ordnen) ebenso, wie später der octroyirten österreichischen Verfassung vom 4. März 1849, in welcher auf die Beziehungen zu Deutschland gar keine Rücksicht genommen ist, der Welker'sche Antrag vom 12. März entgegengesetzt wurde. Noch am 4. Februar 1849 hatte sich Fürst Schwarzenberg feierlich gegen eine Unterordnung des Kaisers unter die von einem andern deutschen Fürsten gehandhabte Centralgewalt verwahrt. Diese Unterordnung, welche Niemand Oesterreich zumuthete, hatte aber gerade das weitere Bundesverhältniß vermeiden sollen. Bei der Neugestaltung Deutschlands mußte das Bedürfniß Deutschlands das Maßgebende sein, nicht daß Bedürfniß Oesterreichs, wie es nach seiner durch kaiserliche Machtvollkommenheit festgestellten Verfassung sich gestaltete, in der Absicht, nur mit der Gesammtmonarchie in den Bundesstaat eintreten zu wollen, was Deutschland erdrücken, eine deutsche Wiedergeburt unmöglich machen hieß. Es konnte nicht allein darauf ankommen, was für Oesterreich möglich und erwünscht, sondern vielmehr, was für Deutschland nothwendig war oder damals schien. Oesterreich erblickte in der „einseitigen" (?) Aufhebung des deutschen Bundesverhältnisses eine Verletzung der europäischen Verträge, und bedachte nicht, daß schon die octroyirte Verfassung eine solche Verletzung war, da sie für die österreichischen Bundeslande Factoren der gesetzgebenden Gewalt schuf, die außer Deutschland standen, ohne daß dabei die Rechte Deutschlands und der österreichischen Bundeslande gewahrt wurden; und daß sein Wunsch mit der gesammten österreichischen Monarchie in den deutschen Bund einzutreten, wahrhaftig auch nicht auf die Verträge von 1815 basirt war.

Neben diesen Strebungen und Gegenstrebungen hatte schon früher auf einem andern, und zwar neuen Gebiete die dem vollkommenen Umschlag der deutschen Politik Oesterreichs entsprechende Agitation begonnen — auf dem volkswirthschaftlichen. Es war der mit Schwarzenberg in's Ministerium getretene Herr von Bruck, welcher auch der bisherigen gegen den Zoll-

verein sich abschließende Handelspolitik eine neue Wendung gab, und den Gedanken einer Zolleinigung auftauchen ließ, scheinbar an die Duckwitz'schen Pläne einer Handelseinigung für ganz Deutschland gelehnt, welche letztere aber in dem Memorandum des Reichsministers des Handels ihre nähere Motivirung auf dem Boden des Gagern'schen Programms vom 18. December erhielt. Wir werden auf diesen Gegenstand später noch näher eintreten müssen.

Im März 1849 kamen die Ereignisse in rascheren Fluß, mußte man sich über die gegenseitige Stellung endlich klarer werden. Eine österreichische Note vom 9. März sprach sich über das „mögliche Verhältniß Oesterreichs zu Deutschland" aus. Sie war stark genug, um selbst dem Bevollmächtigten Oesterreichs (Hr. v. Schmerling) diese Stellung aufgeben zu lassen, obwohl Fürst Schwarzenberg noch keineswegs diese Conseqnenz der dem Kaiserstaate gegebenen Verfassung einräumen wollte, und selbst es den österreichischen Deputirten zur Pflicht des „Patriotismus" machte, ihren Posten in Frankfurt nicht zu verlassen. Es konnte jetzt nur noch von dem Gesammmteintritt Oesterreichs die Rede sein; in einem nach der Volkszahl gewählten Staatenhaus sollte Oestereich 38, das übrige Deutschland 32 Stimmen haben. Damit war das Wesen der Hegemonie Oesterreichs beantragt; aber auch die Anregung der entsprechenden Form hatte schon früher nicht gefehlt. Man hatte es ruhig mit angesehen (weil man es für's Erste nicht hindern konnte), daß die Kaiseridee mit einem preußischen Haupte vom Beginne der Bewegung an, schließlich durch die Verfassung selbst in der Paulskirche „populär" gemacht wurde; aber die Frucht dieser Entwickelung Preußen zukommen zu lassen, war man keineswegs gewillt. Am 25. Januar hatte Buß es ausgesprochen, daß seine Partei (die Großdeutschen) den Kaiser von Oesterreich als deutschen Kaiser wolle. Die Niederlegung der Kaiserkrone im Jahre 1806 sollte für die Nation nicht rechtsverbindlich, sondern etwas blos Thatsächliches gewesen sein. Im Hause Habsburg, das Jahrhunderte lang in Ehren und Würden diese Krone getragen, sollte die Kaiserwürde erneuert werden.

Preußens Herrscher lehnte die von der Nationalversammlung dargebotene Kaiserkrone ab. Aber Preußen gab nicht Alles auf, was es ablehnte. Es erklärte sich bereit, auf den Antrag der deutschen Regierungen und unter Zustimmung der deutschen Nationalversammlung die provisorische Leitung der deutschen Angelegenheiten zu übernehmen. „Aus freiem Willen" sollte sich der Bundesstaat bilden, an dessen Spitze Preußen treten wollte. Noch war es Zeit, wenn man den Verhältnissen Rechnung tragen, das wahre Bedürfniß der Nation respectiren und unberechtigten Ansprüchen entsagen wollte, die ganze Bewegung und Entwickelung in eine Bahn zu leiten, die Deutschland zum Heile, Oesterreich nicht zum Schaden, vielmehr zu wirklicher Kräftigung hätte gereichen können. Aber dies erlaubte die ehrgeizige und gewaltthätige Politik des österreichischen Staatsmannes nicht. Oesterreich stellte sich sofort protestirend gegen jenen Vorschlag — ihm, das doch so eben selbst noch die Kaiseridee als Zielpunkt seiner Politik bei sich mit Recht mußte voraussetzen

lassen, bestand noch der alte deutsche Bundesvertrag vertragsmäßig und faktisch (auch Preußen bestand er, nur nicht in der Consequenz, wie sie in Oesterreichs Tendenzen und Ausführungen lag). Auch bei der neuen Wendung der Dinge suchte Preußen das Einverständniß mit dem Cabinete von Wien für den deutschen Bundesstaat ohne Oesterreich, und die feste Union Deutschlands mit Oesterreich. Es legte die Grundlinien zu einer Unionsacte vor: die Unionsangelegenheiten sollte ein Directorium leiten, in dem Oesterreich sogar der Geschäftsvorsitz zugetheilt war. Aber das war nicht, was Oesterreich wollte. Es lehnte ab und kam mit dem Gegenvorschlag einer neuen provisorischen Centralgewalt von drei Mitgliedern. Da griff Preußen zu dem engern Bündniß innerhalb des Bundes und unbeschadet desselben mit denjenigen Staaten, welche sich anschließen würden, „auf dem Boden des Bundes von 1815."

Soweit hatte Oesterreich den Inhalt der deutschen Bewegung zurückzudrängen gewußt! Deutschland hatte den engeren Bundesstaat gefordert, Oesterreich konnte in denselben nicht eintreten, also durfte auch jener nicht Existenz gewinnen. Um diesen Punkt dreht sich die Entwickelung der Dinge bis zu den Dresdener Conferenzen: hier Versuche Preußens, jenem deutschen Bündnisse zu genügen, wobei wir eher eine zu anspruchslose Mäßigung als deren Gegentheil beklagen möchten; dort Bemühungen Oesterreichs, um jeden Preis eine solche Gestaltung zu verhindern, zugleich mit dem Anspruche auf die Hauptleitung deutscher Geschicke, der bis zur habsburgischen Kaiseridee und zur Erniedrigung Preußens sich versteigt. Als man zu den Dresdener Conferenzen gekommen war, hatte Oesterreich den ersten Theil seines Spiels in der Hauptsache schon gewonnen. Hier verfolgte es sein Ziel weiter, einmal durch Erstrebung des Gesammteintritts, statt dessen es sich dann freilich mit dem auf drei Jahre abgeschlossenenen Vertrag begnügen mußte, durch welchen Preußen Oesterreichs auswärtige Besitzungen, zunächst Italien, garantirte; sodann durch den Vorschlag eines Directoriums, einer Executivbehörde statt des engern Rathes (das alte Directorialproject der österreichischen Noten aus dem Anfange des Jahres 1849), welches die Mittelstaaten in der Weise begünstigte, daß Oesterreich auf diesem Wege auf eine feste Mehrheit, Preußen gegenüber, rechnen konnte. Es ist kein geringes Verdienst Preußens, daß in Dresden nichts, vor Allem nichts Schlimmeres zur Reife kam. Die Paralysirung der kühneren Pläne des Fürsten Schwarzenberg war schon ein reeller Gewinn.

Wir dürfen hier bei dem allgemeinen Ueberblicke über die hegemonischen Bestrebungen Oesterreichs noch ein höchst wirksames Moment nicht zu erwähnen vergessen, das für Oesterreich ein sehr ergiebiges Feld der Agitation eröffnete. Der katholische Clerus Oesterreichs hatte keinen Augenblick gesäumt, von den Früchten der Bewegung so viele als möglich für sich selbst zu sammeln. Schon ins Jahr 1849 fallen die Anfänge der Errungenschaften, welche später in dem Concordat ihren festen Abschluß erhielten. Die Versammlung der Erzbischöfe und Bischöfe Oesterreichs vom 30. April bis 17. Juni 1849 in Wien hatte einen Ausschuß zurückgelassen, an dessen Spitze

der Bruder des Ministerpräsidenten, der Erzbischof von Prag, Fürst Schwarzenberg stand. Eine kaiserliche Verfügung vom 18. April 1850 hob das placetum regium auf, gab die Gerichtsbarkeit den Bischöfen zurück, verschärfte die Sonntagsfeier, und räumte auch bei der Besetzung von Pfründen dem bischöflichen Einfluß eine größere Geltung ein. Das Concordat bildete dann nur den festen Schlußstein für diese wichtigen Eroberungen, welche die ultramontane Partei überall in Deutschland für Oesterreich und seine mitteleuropäische Mission gewannen. Der Einfluß dieses Elementes auch in den paritätischen Staaten Deutschlands ist ein ganz unberechenbarer; und wir halten jene für große Thoren, welche sich über dieses Feld der Agitation selbst täuschen oder in verderbliche Träume wiegen lassen.

Es sei uns gestattet, ehe wir die hegemonischen Bestrebungen Oesterreichs in ihren einzelnen Richtungen näher verfolgen, ein paar eingehendere Bemerkungen über den Träger jener aggressiven Politik beizubringen, die den leitenden Faden für jene Bestrebungen bildet und noch heute als ein gewissenhaft gepflegtes Erbe im Wesentlichen der Politik des Kaiserstaates gegenüber Deutschland und Preußen zu Grunde liegt.

Politische Betrachtungen.

VI.

Die Zukunft ist unser!

Das war bekanntlich der Ausruf, mit dem St. Simon starb, der prophetische Verkündiger des Nouveau Christianisme, wodurch das alte Christenthum ersetzt werden sollte. Dieser Ausruf hat seitdem einen vielfachen Wiederhall erfahren, alle, die im Umsturz der christlichen Ordnungen begriffen sind, rufen es laut: „die Zukunft ist unser," es kann höchstens nur noch eine Frage der Zeit sein, wann der letzte Rest der alten christlichen Weltordnung verschwinden wird, aber verschwinden wird er, und auf immer, das ist nach ihrer Meinung sicher.

Ist es wirklich so? sind es die Stimmen wahrer oder falscher Propheten, verstehen sie in der That die Zeichen der Zeit, ist ihnen die Zukunft so klar, so gewiß?

Wäre es mit dem Christenthum und den christlichen Ordnungen in der Welt so weit gekommen, wie es mit Israel war in den Tagen Sauls? Stände es von Gottes Geist verlassen, rathlos und verzweifelt am Ende seiner Wege, während im Lager der Philister Freude und Siegeszuversicht herrscht? — Bliebe ihm auch nichts übrig als nach seinem Sturz und Untergang ein Klagelied, das seine verschwundene Herrlichkeit beweinte — oder

stände vielleicht auch schon der David bereit, der nicht bloß jene Klage erhob, sondern auch Israels Rächer war, der den kurzen Sieg der Philister in Niederlage und Unterjochung verwandelte?

Nun, wer das Christenthum kennt, wer da weiß, von wem es stammt, und wessen Händen seine Geschicke anvertraut sind, wird nicht zweifelhaft sein, wie er über solche Fragen zu denken hat, er kann mit Ruhe jene Propheten ihren zukünftigen Sieg verkündigen hören; es ist an einem Orte gesagt von denen, die sich gegenseitig auffordern: „lasset uns zerreissen seine Bande und von uns werfen seine Seile" der im Himmel wohnet lachet ihrer und der Herr spottet ihrer.

Wir wollen damit nicht sagen, daß jene wider das Christenthum und die christliche Weltordnung gerichteten Bestrebungen gar keine Zukunft hätten, und keine Aussicht, zu ihrem Ziele zu kommen. Im Gegentheil, wir glauben auch und sind der Erwartung, daß es ihnen gelingen wird, auch ihre letzten Gedanken auszuspielen und zu ihrer vollkommenen Verwirklichung zu gelangen.

Und gleichwohl, wenn sie sprechen werden, nicht blos die Zukunft ist unser, sondern die Welt ist unser, wird der Zusammenbruch ihrer Hoffnungen nur um so näher sein.

Mit dem Liberalismus oder Constitutionalismus haben wir nichts zu thun, er ist ein so widersinniges System, daß er in der That gar keine Zukunft hat, er kann nur zur Demokratie oder zum Despotismus hinüberführen.

Auch sind es ja die Reihen der Demokratie und des Socialismus, aus deren Mitte die Stimmen am lautesten und zuversichtlichsten tönen, die Zukunft ist unser!

Aber auch die reine Demokratie hat wirklich keine Zukunft, es sei denn die, einmal über die christlichen Länder herzufallen, wie sonst Mongolenschwärme es thaten, und alles zu vernichten, was noch an christlichen Institutionen übrig ist. Sie ist an sich zu roh, ihre Herrschaft wäre nur eine Zerstörung, ein Untergang der Welt. Da treibt denn die Noth wieder zu einem Organismus, und es ist die organisirte Demokratie, die aus dem Umsturze der christlichen Ordnungen ihr Haupt, aller Wahrscheinlichkeit nach, emporheben wird.

Es ist immer in den Menschen ein Bedürfniß, regiert zu werden, es giebt sich dann oft am stärksten kund, wenn sie meinen, am meisten im Kampfe gegen jedes Regiment zu sein. Die Masse hat ein dunkles Bewußtsein davon, daß sie nichts kann, daß es ihr an leitenden Gedanken fehlt, daß sie diese von oben empfangen muß. Es ist eitel Täuschung von ihr, wenn sie sich gegen das Regiment der Fürsten oder irgend welcher bestehenden Gewalt empören läßt, zu meinen, daß sie nun von jedem Regimente frei sein werde; in demselben Augenblicke folgt sie vielleicht schon blindlings einem Demagogen und schwört in seine Worte, froh, daß sie wieder einen Herren gefunden hat.

Wer wird all das Verlangen, alle die Ahnungen, die in der Zeit liegen, befriedigen? Die Welt ist voll Erwartungen, voll Weissagung auf die Zukunft. „So wie es ist, bleibt es nicht, es kommt irgend etwas Neues, etwas

Großes", das ist die Sprache, die man überall aus dem Munde des Volkes hören kann.

Die Zeit schmachtet nach einem Manne, der die Zauberformel, welche die Glückseligkeit der Welt in sich schließt, aussprechen werde, oder der die Formeln, die man wohl hat aufstellen, aber nicht zur Ausführung bringen können, durch seine mehr als menschliche Weisheit oder Kraft wird in Wirksamkeit treten lassen.

Der Socialismus, tiefer gehend als die Demokratie, hat herrliche Formeln gefunden: einem jeden seine Stelle nach seiner Gabe, und jedem seinen Lohn nach seiner Arbeit und alle untereinander verbunden durch die Liebe ohne alle Selbstsucht. Was kann schöner sein als das; das goldene Zeitalter liegt nicht hinter uns sondern vor uns, rief St. Simon aus, da ihm dieser Zustand der menschlichen Gesellschaft vorschwebte — es fehlte ihm nur noch der Rath der Weisen oder der Mann, um ihn ins Leben zu rufen.

Es ist nicht der Mann Jesus Christus, den man erwartet, obwohl unbewußt alle Herzen nach ihm verlangen. Von diesem wendet man sich ab, es ist dem Feinde gelungen, die Menschheit um ihre Hoffnung zu betrügen, sie erwartet nicht den Gott der Mensch wurde, sondern den Menschen, der sich als Gott verkündigen wird.

Wer wird die Menschheit retten, Christus oder Antichrist? Es ist die Frage, vor der unsere Zeit steht.

Man wird nöthig haben, nicht sowohl auf die Formen der Herrschaft zu blicken, als auf ihr Wesen, ihren Inhalt. Viele haben jetzt einen Widerwillen gegen den Constitutionalismus, in der That wird seine Form für die Zukunft nicht viel Verlockendes haben, ebensowenig die reine, rothe Republik oder Demokratie, aber es kann auch einen Organismus der Demokratie geben, correkt in allen Formen der Herrschaft, der die Autorität und die Freiheit auf richtige Weise wird scheinbar zu verbinden wissen. Das ist die Gefahr für die, welche von dem Inhalt absehen, und nichts danach fragen, ob vor allen Dingen alle Autorität den Stempel der Majestät des einigen Herrn an sich trägt, und ob alle Herrschaft zu seiner Ehre geübt wird oder vielleicht zu seiner Entthronung.

Auf jeder Stufe strebt die Menschheit nach dem Ziele, das ihr von Gott gesteckt ist, selbst in ihrem Abfall hat sie dies Ziel vor Augen und sucht es zu erreichen, wenn nicht auf Gottes Wegen, so doch auf ihren Wegen, und hat nicht Ruhe, bis sie es meint errungen zu haben.

Dem jüdischen Volke ist von Alters her die Herrschaft der Erde von Gott als Ziel bestimmt und unruhig ringt es danach, sich in den Besitz der irdischen Dinge zu setzen — der Christenheit ist ein höheres Ziel vorgehalten, der göttlichen Natur theilhaftig zu sein, den Thron der Gottheit einzunehmen, mit dem vereinigt, der die Menschheit in die Einheit seiner Gottheit aufnahm.

Das Ziel ist eingesenkt in die Herzen der Christen und selbst die abgefallene Christenheit kann es nicht vergessen. Hinauf zum Thron der Gottheit, der Mensch Gott. — Nur, wo die höchste Wahrheit erschienen ist, kann auch die tiefste Lüge erscheinen.

Und beide können sich täuschend ähnlich sehen.

Es wird Achtsamkeit nöthig sein, nicht bloß auf die Formen, sondern auf den Geist, der in den Formen wohnt.

Es ist eine ernste Zeit, in der wir stehen. Es ist nicht gut, Friede, Friede zu rufen, wo kein Friede ist, leichtfertig oder mit williger Täuschung über die Gefahren hinwegzublicken, die uns umgeben, mit dem eiteln Troste, daß nichts Neues unter der Sonne geschehe und die Menschheit schon ähnliche Krisen durchgemacht habe.

Wir dürfen es uns nicht verhehlen, daß wir in einen Entscheidungskampf der Welt eingetreten sind, wie er noch nie dagewesen ist, in welchem die tiefsten Gegensätze mit einander ringen, durch welchen Himmel und Erde erschüttert wird, in welchen alle Mächte der Welt, die aus der Höhe und die aus dem Abgrunde, eingreifen.

Doch soll Keines Herz erschrecken. Wer Glauben hat, flieht nicht, wenn er die Gefahren sich aufthürmen sieht, nur der Glaubenslose wird von Licht und Stärke verlassen sein. — Traurig, wenn solche, die das Steuer der Staaten führen sollen, jetzt es thun ohne Glauben, ohne das Licht aus der Höhe zu empfangen. Wie wollen sie ihren Weg finden, und die, welche ihnen anvertraut sind, bewahren? Hat man nicht Staatsmänner genug gesehen, die schon alles meinten geleistet zu haben, wenn sie nur für heute Rath wußten, komme morgen was da wolle. Ja hat es nicht auch solche gegeben, die rathlos in sich selbst und ohne Glauben an den lebendigen Gott, sich ihren Rath erholten bei Somnambülen, oder die Wahrsager oder Todten fragten, die da hofften, von den Geistern des Betruges Licht zu empfangen. — Wehe, wenn es dahin gekommen ist, es waren die Gräuel, durch welche das Maaß der Sünden der Kanaaniter voll wurde, die sie reif machten für Gottes Gericht, es war die letzte Sünde Saul's, unmittelbar vor seinem Untergang. Nichts ist ein sprechenderes Zeichen für die Hohlheit unserer gepriesenen Bildung, als daß diese Gräuel aufgekommen sind, begünstigt gerade von den sogenannten Gebildeten.

Es giebt ganze Länder der Christenheit, in welchen kaum noch ein Kampf stattfindet zwischen den christlichen Staats-Ordnungen und dem widerchristlichen Geiste der Zeit. Sie sind ihm preisgegeben, der Kampf hat sich mehr in das Innere der Gesellschaft, in das bürgerliche und häusliche Leben zurückgezogen, oder gehört nur noch der Kirche an.

England selbst, früher in seinen Torys den ritterlichen Kampf führend für christliches Königthum und christliche Staatsordnung, hat keine Torys mehr, seine Staatsmänner treiben dahin, von der Welle des Volkswillens hinweggeführt. —

Preußen, es ist deine Ehre, daß in dir allein noch dieser Kampf mit Bewußtsein aufgenommen, und mit Erkenntniß, was er bedeutet, geführt wird. —

Halte deine Fahne aufrecht, vielleicht daß durch dein Beispiel auch andere ermuthigt werden, wieder Stärke anzunehmen und mit dir vereint zu streiten.

In diesem Kampfe ist stehen oder fallen gleich glorreich, gleich siegreich. Mögen die Widersacher, von ihren Erfolgen betrogen, triumphirend rufen: der Sieg und die Zukunft ist unser! — Die Zukunft ist allein des Herrn und seine Rechte behält den Sieg. In seinem Namen wollen wir Panier aufwerfen.

Hier ist die Monarchei! Her zu mir.

Wie es nun aber die Falsch-Constitutionellen meinen, nun, die haben nicht den Comparativ von wesentlichen und wesentlichsten, sondern von wesentlichen und unwesentlichen Gesetzen den Gegensatz. —

Sie haben das Allgemeine der Constitution nicht als Abstraction aus dem geschichtlichen Besonderen, sondern aus der ideellen Potenz der Vernunft schöpfen sie das Allgemeine und nur das Besondere soll leben, was aus ihm abfolgt, unter dasselbe zu subsumiren ist. Nicht weil die Constitutionellen eine reife Geschichte verlebten, war ihnen die Constitution ermöglicht, sondern durch den Uract der Constitution stellten sie erst den Staat her, der von nun an vielleicht Geschichte haben könnte.

Cäcilie. Demnächst verstehen also die Constitutionellen unter Constitution, daß Cajus, obschon noch gar nicht vorhanden, sich durch uraktlichen Entschluß zum Cajus macht, daß Cajus, gelüstet es, auch wieder den Cajus ganz abschafft, wo dann der abgeschaffte Cajus sich, gelüstet es, auch selbst wieder anschafft. Ha, ha, ha, der liebe Bruder weiß doch noch nichts!

Im Grunde haben die Falsch-Constitutionellen das, was Vater vorhin: „das Princip zum Standpunkt des Absolutismus" nannte, nur daß es von unten her, als von den Vielen, und nicht von oben her, als von dem Einzelnen, geübt werden soll.

Darum haben sie in ihrer Theorie das souveräne Imperium, den Herrscherwillen im Cajus gleich ganz gestrichen; denn wenn sie, die Glieder oder Charakter-Weiter-Entwickelung des Cajus, das Imperium und zwar das absolutistische darstellen wollen, können sie im Haupte unmöglich eine Macht dulden, die in ihr selbst ruht und nicht von ihnen aus ressortirt.

Eingewindelt in Constitution und Gesetz? Wo denn, lieber Junge? Freie Bewegung; doch in Schranken! Richtest du dich überhaupt gegen die Menschen-Condition mit ihren Schranken im Leben und Sterben? eritis sicut deus! —

Wie Vater gesprochen hatte, warst du es doch, der sich seinen Charakter bildet durch freien Entschluß!

Konnte ein Entschluß zu Stande kommen ohne dich? Konnten deine

Glieder, dein Organismus, gegen dich beschließen? Warst du gezwungen vom lex, von deinem Charakter, deiner Gesinnung (Gesetzgebung)? Konnte dein Charakter sich etwa weiter entwickeln (Gesetzgebung etwa ohne Veto des Königs) ohne dich? Konntest du nicht handeln frei gegen deinen eigenen Charakter im guten Sinn (denn ich wünsche dir gute Besserung!) und im schlechten Sinne (denn . . . .).

Vater. Der Staat als ein sittliches Reich von Personen, über welchen eine Person regiert, hat das nachzubilden, was das persönliche, religiös-sittliche Regiment ist in jedem Menschen. Insofern paßt auf den Staat, was auf Cajus paßt; aber die Glieder des Staates sind freie Individuen, Rechts-Subjecte; insofern tritt ein anderes Element hinzu.

> Es ist richtig, es muß in der Verfassung des monarchischen Staates rechtlich ein Recht der Ausnahme für die königliche Entschließung vorgesehen sein, wonach er in dringenden Fällen, über deren Vorhandensein er allein zu beschließen hat, in das sacrosancte Lager seines absoluten Imperium's zurückgreifen könne. So muß er auch die Regel durchbrechen können, an welche er die Ausübung der verschiedenen Thätigkeiten seines Imperium's, z. B. die der Gesetzgebung gebunden hat; denn es haben zwar diese Formen den Charakter der Heiligkeit mit Recht für sich in Anspruch genommen von der heiligen Natur des lex überhaupt, das ich ja für so uranfänglich begriffen hatte, als das Imperium selbst; aber in der Wechselwirkung zwischen Imperium und lex, zwischen des Menschen Selbstbestimmung und der jedesmaligen Erkenntniß des Selbstbewußtseins, ist es doch dieses letztere Moment, es ist die Form des lex und auch die Form, welche für die Weise gegeben ist, in der das Gesetz sich bildet, die beide der Kraft des Entschlusses müssen weichen können. Es giebt einen Homunculus und nicht einen Menschen und nicht eine Staatspersönlichkeit, wenn die Form des lex und die Form, in der das neue Gesetz gegeben wird, nicht in dieser Weise unter die Potenz des Imperiums gestellt ist.

Wie ich hier dieses Recht fordere, ist es in Constitutionen noch nie gewährt worden. In der ursprünglichen Verfassung Englands lag ein Keim dafür, an den dann die unglückseligen Stuart's anknüpften, um ihn, der einem Ausnahmszustande gerecht werden will, zur Regel und zu dem Saturnus zu machen, der alle seine Kinder verschlingt. Andererseits kommen manche Analoga's in den Constitutionen vor, welche in die Richtung unserer Forderung hinwinken: unser §. 111. — Belagerungs-Zustand, zeitweilige Aufhebung von Verfassungs-Bestimmungen, — ferner §. 63 — nach welchem der König in Nothständen, wenn die Kammern nicht versammelt sind, Verordnungen mit Gesetzeskraft erlassen kann; jedoch dürfen sie der Verfassung nicht zuwider laufen und müssen der nächsten zusammentretenden Kammer zur Genehmigung vorgelegt werden. Durch diese Einschränkungen ist der Gedanke meiner Forderung völlig abgestumpft.

Man nennt derlei Königsrechte leicht Prärogative, auch Nothrechte.

Beides ist falsch; es sind die wahrhaftigsten Rechte des Staates als einer Person, als einer Obrigkeit, als sittlicher Autorität. — Allein im Worte Nothrecht sagt die Noth das Richtige aus, daß die Ausübung solchen Rechts sich eigentlich nicht mit Paragraphen, sondern mit dem in die größte Noth gestürzten Leben zu decken habe. Also seltenste Ausnahme des Lebens, nie Lebens-Regel! Gneist hat nicht recht, daß man nicht provisorisch ein Gesetz übertreten, gleichwie nicht provisorisch sündigen könne. Es ist eine geheime Sophistik in diesem Gleichniß. Die Sünde entsteht durch Uebertretung eines nie weichenden Gottes-Gebotes. Gesetz und Verfassung weicht aber gerade vor der Menschen-Entschließung; dennoch ist da eine Scheinbarkeit, indem es ein Zug des Gesetzes und im Menschen ein Zug des persönlichen Willens ist, daß sie wechselnde, sprungkräftige Schnellkraft sind. Sodann benutzt die Gneist'sche Sophistik die Wahrheit, daß in der Wechselwirkung zwischen Imperium und Gesetz, zwischen Wille und Gesinnung immer das Eine die Voraussetzung des Anderen ist (so z. B. giebt es Gesetze über Thronfolge, Form der Regierung u. s. f.), Gneist nun, im Flusse dieser Wechselwirkung, festigt sich willkürlich an das Bewegungs-Moment, in welchem just das Gesetz als Voraussetzung des Imperiums, die Gesinnung als die des Willens erscheint. Gneist nützt ferner zu seiner Halb-Wahrheit, daß in der That im sittlichen Reiche Alles, was geistige Gemeinschaft der Glieder und der herrschenden Autorität ist, im Gesetz, in der Staatsgesinnung seine Verknotigung findet. —

Aber Gneist penetrirt hier nicht die Bedeutung des Formellen. Die ewig nie wechselnde Formen-Kraft liegt im persönlichen Willen; deshalb wechseln vor ihm die Formen der Verfassung und der Gesetze, er aber bleibt dauernd die ewig junge und gleiche Formirungs-Kraft. Materiell haben Verfassungen und Gesetze ihren Ursprung, ihren Sitz im Bewußtsein der Nation (anfänglich als Herkommen und Sitte), durchweg doch haben sie formell ihre Geltung vom Imperium. Die bestimmte Form der Verfassung und des Gesetzes darf nie, als wäre sie ein ursprünglich Selbständiges, endgültige, letzte Schranke des Souverän's sein, sie soll ihm nur als ein geheiligtes Mittel zum Zwecke gelten, nicht als der Zweck selbst. In der Wechselwirkung zwischen den Polen von rex und lex, hat der rex die Initiative. — —

Es geschieht ja wohl, daß wir darüber her sind, gediegenere, neue Rechtsgrundsätze in unseren Charakter aufzunehmen; dieser doch, gut eingenestet in unserer sinnlichen Sphäre, beginnt dem entgegen im Gewissen einen Kampf sich verklagender Gedanken, die darauf und dran sind, das Gewissen zu übertäuben und den renitenten bisherigen Charakter siegen zu machen. Nun soll die Kraft des Entschlusses im Menschen sich in der Form bestimmen, daß der bisherige Charakter und die Vernunft im Gewissen mitbeschließen. Aber die Kraft des Entschlusses wird diese Verfassungs-Bestimmung über die Form seiner Gesetzgebung müssen durchschauen können, wenn sie die Verräther in den sich einander verklagenden Gedanken erkennt. — Es ist ja

der Fall denkbar, daß der Nothstand eben darin besteht, daß eine hochverrätherische Absicht in diejenigen eingedrungen ist, welche mit zur Handhabe der Weise berufen sind, in welcher die Gesetzgebung des Landes (die weitere Charakter-Bildung der Staats-Person Preußens) verläuft.

Eben diese Berufenen könnten die Absicht hegen, den Charakter des Cajus weiter entwickeln zu wollen ohne den Cajus, wie Cäcilie sagt. (Das Volk, die Gesetzgebung; der König, die Executive.)

Freilich ist es erklärlich, daß die Verfassungen das volle Ausnahmsrecht nicht enthalten. Just weil im Imperium die Initiative und ewig junge Formen-Kraft das punctum saliens ist, so liegt auch hier die Versuchung für den persönlichen Willen, zumal dieser von Natur ein natürlicher Mensch und nur durch das Ethos ein Staats-Mensch ist. Erklärlich ferner da im Staatsleben die Bewegung nicht vom sittlichen Reiche anhebt, vielmehr dieses sich erst sucht. Auch lassen sich die Ausnahme-Fälle nicht vorher bestimmen. Es ist unmöglich, daß eine Verfassung die ganze Casuistik erschöpft. Dies ist dann Sache des lebendigen Lebens, nicht die einer vorgesehenen Regel.

Wäre es nicht eine Unmöglichkeit, so würde Cajus ein Lump sein, wollte er sich in eine Verfassung setzen lassen, in welcher er ohne Cajus sich doch sollte einen Charakter anbilden sehen.

Dies gilt für dich, mein Sohn, und für den Staat, der ein sittliches Reich ist, denn dann würde letzterer eben nicht mehr sittliches Reich, sondern ein unsittliches Unding sein, oder doch Englands parlamentarische Regierung.*)

---

*) England ist nicht eine Art des Königthums, sondern der Republik.

Wie tausendfach hat nicht schon Stahl dies beweiskräftig nachgewiesen!

Das Königthum in England konnte nicht einmal den Franz Müller begnadigen. — Mindestens muß ein Königthum den unterdrückten Einzelnen (eine Person, einen Stand, eine Klasse, kurz eine Minorität) schirmen können. — Die aristokratischen Geschlechter in England, aus einem ehrwürdigen Grundbau des Rechts emporsteigend, haben ihren Schlußstein oben, den König thatsächlich herausgehoben und dafür ein Product aus ihrer eigenen Kraft substituirt. Allein diese emporgewachsenen Geschlechter spalten sich, nach Interesse und politischer Anschauung, in 2 Gruppen, und um sich gegenseits nicht feindlich aufzuzehren, sondern umzech die Gewalt friedlich zu führen, haben sie den thatsächlich beseitigten Grund- und Schlußstein als eine rechtliche Fiction bestehen lassen, so wie man ja eine Firma bestehen läßt, wenn auch Andere schon Geschäfts-Inhaber sind.

Nicht Nichtigkeit ist es, wenn seit Georg III. das Veto schlummert, nicht Nichtigkeit der Thron-Inhaber ist es, wenn sie das Recht nicht üben. Diese Nullität ist nur der Exponent übermächtiger, thatsächlicher Verhältnisse und Realitäten. Der unkräftige Herrscher gab preis, was der kräftige nur zum Theil wiedergewinnen konnte; dieser zwanzig mal wiederholte Hergang brachte den auch kräftigsten Herrscher schließlich in die Lage, daß er auch nicht mehr den Ansatz machen kann, um etwas wieder zu gewinnen. In den rechtlichen Fictionen, in den Schein-Firmen sind fast alle Mauern der Königs-Burg stehen geblieben, so daß man nirgends besser als an ihnen, erkennen mag worin ein Königthum besteht; aber es sind Mauern, die nur eine Fata Morgana noch hinstellt. Der König beruft, vertagt, löst das Parlament auf; die Thronrede liefert er als Vorleser, als Herold der Macht seines Ministers (und schämt sich nicht). Le roi regne, mais il ne gouverne pas! Das heißt: regieren thut er nicht, dafür aber herrschen auch nicht; denn der Minister herrscht, der sich nach dem Könige nicht richten darf, und so herrscht die Volksvertretung, nach welcher der Minister sich zu richten hat. Es geschieht, spricht der König, der Volksvertretung schon ganz recht, wenn ich so verfroren dasitze, warum kauft sie mir keinen Pelz nicht!

In der Gesetzgebung hat der König auch rechtlich keine Initiative. Der armen Cajus-Puppe wird der Character (das Gesetz, die öffentliche Denkweise des Landes) gemacht; er hält keinen Rechtsgrundsatz mehr aus seinem Herzen heraus durch sein Veto (le roi s'avi-

Aber Cajus ist auch schon ein Lump, wenn er sich von seinem bisherigen lex (Charakter) zwingen läßt in Fällen, wo materielle Neubildung des Charakters intellectuell und sittlich geboten ist, wo die Heilung es fordert! — Hier liegt es anders im sittlichen Reiche, dem Staate. Daß im Staate, wie im Cajus, gutes und schlechtes Gesetz gleich heilig gilt, bis daß es aufgehoben ist, das ist nur eine Parallele zwischen beiden. Aber just bei Aufhebung und Neu-Bildung der Gesetze muß der König lieber das Reich materiell im Schaden und Nachtheil lassen, wenn die Mithelfenden bei der Gesetzgebung nicht einverstanden sind, denn hier kommen just die Reichs-Glieder als Rechts-Subjecte zur Sprache.

Einmal handelt es sich im Staate nicht so von Heiligung (es müßten denn Fragen über die Kirche vorliegen); die Heiligung im Staats-Leben liegt vorwiegend in größerer Gerechtigkeit; sodann hat eben der Staats-König seinen Charakter, seine Gesinnung ja nicht in der Person Friedrich, oder Wilhelm, sondern im Landesgesetz.

Wohl soll Friedrich oder Wilhelm als solcher die Gesinnung (lex) des Staates individualisiren, aber er soll Staats-Gesinnung haben.

Wenn Cajus seinen Entschluß mit dem eigenen bisherigen Character erwägt und diesem gemäß, oder zur weiteren Besserung des Characters den Entschluß gegen den bisherigen Charakter fasset; so erprobt der König dagegen an den Vertretern des Volkes (beide Häuser) erst, ob die beabsichtigte Neubildung des Landes-Charakters auch dort dieselbe Lebenswürdigung finde, ob er, der König, nicht vielleicht blos als einzelner Mensch so seine Gedanken hatte, oder ob er — wie er glaubte — diese Gedanken nicht wirklich als der Staat hegte der in ihm Person geworden ist, und zu dessen Gesinnung er geworden sein soll.

An dieser Stelle soll sich Cajus merken, wie alles Verfassungs-Leben, ächtes und unächtes, eine verfluchte Lüge ist, wenn die Landesvertretung nicht den Geist der Nation, nicht deren Charakter vertritt. Lege künftig, mein Sohn, allen Werth auf das richtige Wahlgesetz und jene Stände- und Gemeinde-Bildungen u. s. f., die ihm die Unterlage geben.

---

sera), sondern er nickt drei-manierig: le roi le veut, oder (bei Privat-Bill) „soit fait comme il est desiré“, oder bei (Hülfs-Geldern) le roi remercie ses loyaux sujets, accepte leur bénévolence et aussi le veut.

Mummenschanz! Cajus läßt sich ohne Cajus den Character geben.

Es ist der Conat des Hochverraths, daß die Majorität der 2ten Kammer so thut und das Volk dahin erregt, als stünde diese Species der Republik in der Verfassung unseres Königthums. —

Carl.

XVIII.

Carl betrat, auf das Aeußerste vorbereitet, die Wohnung des Freundes. Sebaldus lag mit verbundenem Haupt blaß wie der Tod auf seinem Lager hingestreckt; seine Augen waren geschlossen. Neben ihm zu seinen Füßen kniete Betty; sie barg ihr Gesicht auf dem Lager. Nur der Arzt noch befand sich in dem Zimmer, der die Neugierigen bereits entfernt hatte. Er kam dem Eintretenden mit dem Wort entgegen, daß die Verwundung des Unglücklichen nicht zum Tode sei. Der Verband war sorgfältig angelegt; bei vorausgesetzter Gemüthsruhe konnte die Genesung in wenigen Tagen geschehen. Der Arzt ging.

Erleichterten Herzens setzte sich Carl an das Lager des Betäubten und wartete dessen Erwachen ab. Betty erhob den Kopf; nicht überrascht durch Carls Gegenwart sprach sie in herzschneidendem Ton: Daß das geschehen mußte! O ich, ich bin die Ursache dieses Grauens — mir wäre besser, nicht zu leben. Ich leide unsäglich.

Sie stützte den Kopf und sahe mit schwermüthig heißen Augen so wehe zu Carl hinauf, daß plötzlich für die Zukunft seines Freundes ein Gedanke ihm aufging, der glückverheißend schien und ihm augenfällig wohl that. Er sagte dem sündigen Kinde, daß sich ein Auskunftsmittel werden finden lassen, welches den Freund zu befriedigen und ihn einem neuen, kräftigen Leben zuzuführen im Stande sei.

Täuschen Sie uns nur nicht, sagte Betty aufstehend und wandelte händeringend im Zimmer auf und ab; zu ungeheuer ist dieser Schlag, wie sollen wir uns wieder aufrichten! — O ja, ja, die ganze Natur ist eine andere gewesen und hat in selig innerm Wesen sich durchdrungen und lieb gehabt; aber der Schreck über den ersten Fall hat sie erstarrt und wider sich sebst empört; da bekämpft und zerstört sich nun Alles und es kann nicht mehr zum Frieden kommen! — Mit Wildheit fuhr sie fort: Was war der Anlaß davon, daß hier Entsetzliches geschahe? Mein Lieber — mich wähnte er fern — die Mündung des Gewehrs wider sein Haupt gepreßt — mein Kopf, mein Kopf! — Ich fliege herbei, schlage das Mordinstrument hinauf, die Kugel fährt zischend in die Wand, blutend sinkt er neben mir — Jesus, wie war mir geschehen! — Was war der Anlaß von Allem? Wir haben gefrevelt. Jetzt fassen es meine Sinne nicht, es will mir den Kopf zersprengen. Raserei — Zuckungen des Nackten — Feuerströme — ein Meer von Seligkeit, Süße und Wonne — Wehe, wehe, daß wir uns besinnen mußten! O daß ich ausathmete und hörte auf zu sein.

Sie ließ sich mit beiden Armen über das Lager des Freundes fallen, drückte das Antlitz in die Kissen und schluchzte krampfhaft. — Carl mußte unwillkührlich im Anschauen dieser tiefsündigen, von Neue erwählten Menschen an das Wort gedenken, daß das Evangelium nicht den in äußerer

Gerechtigkeit Versteinerten, sondern solchen Wesen gegeben sei, die das heiß verschlingende Naturleben kennen und bereuen. — Die erschöpften Kräfte des wallenden, schönen Kindes beruhigten sich nach und nach, ihm das Antlitz zugewandt schien sie einzuschlummern. Er betrachtete sie einen Augenblick mit Verwunderung. Ihre Glieder wie ihr Angesicht von ihrem extremen, wildschönen Charakter durchgebildet, diese wollüstig gewölbten Lippen, die halbgeöffnet eine Reihe glänzender Zähne sehen ließen, die großartig geschnittenen Augen, vollgewimpert, sanft geschlossen — schöner war kein Weib. Carl wendete sich zu dem blassen Haupte des Freundes — indem schlug Sebaldus die ernsten, fragenden Augen auf, fand sich aber sogleich im Besitz seiner Seelenkräfte.

Was machst du, fragte Carl mit nassen Augen, wie geht es dir, Sebaldus?

Nun, nun, nun, entgegnete der Jüngling und maskirte Schaam und Zorn durch Sarkasmus und Witz. Wenn mich nur die süße Creatur nicht umschlungen hielt wie weilend die Schlange den Laokoon oder der Engel den Jacob — Schlange und Engel, beides — ich könnte sicher aufstehen.

Mit ausbrechendem Gefühl innerer Demüthigung sagt' er: Carl, o! — Gleich fuhr er in seiner Weise fort: Freund, mich hätte die Philosophie todtgeschossen, allein — er lachte seltsam auf — das grause Leben ist anderseits sehr süß — wirklich und wahr wurd' ich durch das Persönchen dort gerettet. Lauf der Welt! Menschenloos! So gehen die Geschicke der Sterblichen! Doch versichere ich dich, mit dieser tollen Corruption hat es nun ein Ende. Zum Wetter, welch' eine seltsame Fratze spiel' ich abermals vor deinen Augen — schließlich wünscht' ich denn doch, ich wäre abmarschirt.

Schone dich, sagte Carl, es wird sich alles gütig ausgleichen.

Sebaldus versetzte beissend: Du erlebst Freude und Ehre an deinen Freunden! Der eine ist zum blödsinnig Liebenden verstockt, der zweite ein reichbegabter Bruder Liederlich, und der dritte — Weh über diesen dritten! Krank vom Wirbel bis zur Sohle ist dieser dritte ein brennendes, unruhiges Thier, daneben ein Ideenschmied und Weisheitskrämer! Dergleichen waren Plato und Socrates auch und Alle, Alle! Himmel hätt' ich mich in den Hades gefeuert — meine Delila verhinderte es — in dem Hades philosophirt' ich nun ganz ungestört, ich wäre nun Gedanke, Schatte vom Ding; sehr gewiß, sehr gewiß — er lachte wieder auf — in den Hades gehört die Philosophie!

Carl sagte schwer: Ich fühle wohl den Ernst deiner Worte, doch wünscht' ich sehr, du hülfest dir nicht durch Witz.

Sebaldus versetzte ruhig: Der Witz zerstört und ist in sofern auch eine Erlösung. Mir ziemte wie jener auf dem Scheiterhaufen: Crösus, Crösus! rief Carl, Carl! zu rufen. Deine Weissagung ist über das Maaß hinaus eingetroffen. Das Corpus der Wahrheit fehlt der Philosophie; zwar in gutem Wissen stellt' ich dasselbe heraus, allein mich erfaßte es nicht, so blieb es denn bei dem Bonmot des vortrefflichen Hamlet. O die Gedanken werden mich wieder anfallen wie hunrige Wölfe zur Winterszeit — sie sind aber

nur zu sättigen durch das, was ich weiß und nicht habe. — Hier rief Carl aus: Wer hat es? Wir jagen ihm ja Alle nur nach. Das Paulinische Wort: Hoffnung in Geduld! sei dir zugerufen.

Τι λεγει, sagte Sebaldus abschließend mit tiefem Ernst. — Carl fuhr fort: Du hast im Ungenügen an der gemeinen Existenz weder in dem geistigen Meer des reinen Lichtes, noch in der dunkeln Fluth irdischen Gefühls die eine Perle gefunden — suche, wo zu finden ist. Und gesetzt, Sebaldus, daß er beim Suchen bleibe — dieß ist das Menschengeschick. Ueberhebe dich nicht, sei bescheiden und sei fromm.

Sebaldus faßte, ohne hinzusehen, herum, und preßte bejahend stumm und warm die Freundeshand.

Im Letzten heißt es, murmelt er nach einer Zeit, indeß ihm die Thränen die Backen herabliefen — bete!

Carl war auch still. Die Margenröthe schien herein. Das Mädchen erwachte. Sebaldus stand sofort auf.

Fühlst du dich stark und wohl? fragte Carl. — Abwehrend sagte Sebaldus: Vollkommen wohl. — Nach der Zeit wirst du Gutes hören.

Wie er nun auf das Mädchen schaute und dann in das Angesicht Carls, schien sein ganzes Leben sich zu erschüttern; er rief: Vergebt dem Rasenden! — Nun wandelt er still im Zimmer auf und ab. Carl ging; Betty auch.

Diplomatische Revue.

Wochenschau.

Wir haben in dieser Woche einen großen Erfolg der preußischen Politik zu berichten. Holstein ist in preußische Verwaltung übergegangen, die Einheit der Herzogthümer ist errungen, der schleswig-holsteinische Boden ist das Augustenburgische Gespenst, welches so lange über demselben lungerte, losgeworden. Dies Alles ist im Verlaufe weniger Tage errungen. Der Hergang der Dinge war so dramatisch, daß er verdient recapitulirt zu werden.

Am 1. Juni hatte Oesterreich in Frankfurt angekündigt, daß es die Entscheidung über die Frage der Herzogthümer in die Hände des Bundes lege, und daß es die holsteinischen Stände berufen werde. Schon am 3. Juni ließ das Berliner Cabinet in Wien erklären, daß Oesterreich durch jenes Vorgehen den Gasteiner Vertrag gebrochen habe und daß Preußen demnach in die ihm durch den wiener Frieden zugefallenen Mitbesitzrechte über Holstein

faktisch wieder eintreten werde. Der Statthalter von Gablenz publicirte am 4. Juni die Berufung der holsteinischen Stände nach Itzehoe, am 7. Juni rückten die preußischen Soldaten über die Eider nach Holstein. Die Proclamation des Gouverneurs von Manteuffel lieferte die Motive dieser That und das Programm für die Zukunft. „Einwohner des Herzogthums Schleswig," so redete der General die Schleswiger an, „seit dem Antritte meines Amtes bin ich Euch mit Offenheit entgegengekommen. Ich habe nie Veranlassung gehabt, dies zu bereuen, und so wende ich mich auch heute mit Offenheit an Euch. Die Sr. Majestät meinem Könige und Herrn zustehenden Souveränetätsrechte auf das Herzogthum Holstein sind gefährdet durch Schritte, die Euch Allen bekannt sind; Eure eigenen heiligsten Landesinteressen stehen in Frage, denn niemals kann die Berufung des Landtages eines der Herzogthümer anders, als behufs legaler Anbahnung der Gesammtvertretung des ungetheilten Schleswig-Holsteins statthaben. Ich habe den Auftrag Sr. Majestät des Königs, diese gefährdeten Rechte zu wahren und verlege hierzu, wie ich es dem k. k. Statthalter im Herzogthum Holstein angezeigt habe, heute Truppen nach Holstein. Diese militärische Maßnahme trägt einen reinen defensiven Charakter. Einwohner des Herzogthums Schleswig! Ich habe den Geist der Ordnung und Gesetzlichkeit, der Euch innewohnt, kennen und achten gelernt. Ich gebe Euch jetzt den Beweis davon. Ich entblöße in diesem Augenblicke das Herzogthum Schleswig fast ganz von Truppen. Ihr werdet zeigen, und an diese Bitte knüpfe ich persönliche und knüpfe ich schleswigsche Gefühle, daß nicht die Furcht, sondern daß die Loyalität Eures Charakters Euer bisheriges Verhalten veranlaßt hat. Aber Ihr habt auch mich kennen gelernt und wißt mit welcher Treue ich die Interessen des Landes im Herzen trage. Ihr nehmt meine Worte mit Vertrauen auf. In Eurem tiefsten Innern wurzele kein Zweifel an der Macht und an dem Willen Preußens. Glaubt an Beide!"

Gleichzeitig verkündigte der Statthalter v. Gablenz im Kieler Verordnungsblatt: „Nachdem mir von dem preußischen Gouvernement für Schleswig Mittheilung gemacht worden, daß preußische Truppen heute in Holstein einrücken und namentlich in der Richtung nach Bramstedt und Itzehoe durchmarschiren werden, so habe ich, weitere Entschließungen meinem hohen Cabinete vorbehaltend, hiergegen Protest erhoben und fühle mich veranlaßt, den Sitz der Statthalterschaft und Landesregierung bis auf Weiteres nach Altona zu verlegen. Die respectiven Landesbehörden werden demnach angewiesen, ihre Eingaben, Berichte zc. an k. k. Statthalterschaft und die herzoglich holsteinsche Landesregierung von heute an nach Altona zu richten."

Die österreichischen Truppen concentrirten sich um Altona, ohne daß jedoch, wie man erwartet hatte, auch die Berufung der holsteinischen Stände nach Altona erfolgte.

Es war deutlich, daß Oesterreich nicht einen Kampf um Holstein aufnehmen, sondern den Eröffnungen vom 1. Juni gemäß die Streitfrage vor den Bund bringen würde. Schon am 6. Juni hatte eine Bundestagssitzung

stattgefunden, wo das neue Verfahren des wiener Hofes zur Sprache kam. In dieser Sitzung gab Oldenburg folgende Erklärung ab:

„Die k. k. österreichische Regierung hat in der Sitzung der hohen Bundesversammlung am 1. d. M. den Willen zu erkennen gegeben, die Ständeversammlung des Herzogthums Holstein zusammen zu berufen, damit, wie sie sich ausdrückt, die gesetzliche Vertretung des Landes, „dessen Wünsche und Rechtsanschauungen einen der berechtigten Factoren der Entscheidung bilden, nicht länger der Gelegenheit entbehre, ihre Ansichten auszusprechen." Wenngleich diese Erklärung über den Umfang, in welchem nach den Intentionen des kaiserlichen Cabinets die Thätigkeit der Ständeversammlung in Anspruch genommen werden soll, eine bestimmte Aeußerung nicht enthält, so scheine doch ihre Fassung und der sonstige Inhalt der kaiserlich österreichischen Mittheilung die Annahme zu rechtfertigen, daß es in der Absicht der kaiserlichen Regierung liege, auch über die streitige Erbfolge einen Ausspruch der zu berufenden Vertretung herbeizuführen. Daß einem solchen Ausspruche keine rechtliche Bedeutung irgend welcher Art würde beigelegt werden können, bedarf keines näheren Nachweises. Weder das Landesrecht der Herzogthümer, noch das deutsche Bundesrecht kennt eine ständische Competenz zur Entscheidung von Successionsstreitigkeiten. — Aber eben so wenig bedarf es einer weiteren Ausführung, daß, wenn es in Folge des Zusammentritts einer holsteinischen Ständeversammlung zur Anerkennung der Berechtigung eines Prätendenten durch dieselbe kommen sollte, dadurch eine politische Thatsache geschaffen würde, welche der Austragung des Erbfolgestreites auf dem Boden des Landes-, wie des Bundesrechts wesentliche Hindernisse in den Weg legen müßte. — Die großherzogliche Regierung hat in der Sitzung vom 24. Mai d. J. bei der hohen Bundesversammlung nach Maßgabe der diesfälligen Bestimmungen der Bundesgesetze die Constituirung einer Austrägalinstanz zwischen Sr. Majestät dem Kaiser von Oesterreich, als gegenwärtigem Besitzer des Herzogthums Holstein, und Sr. königlichen Hoheit dem Großherzoge, als Inhaber der Rechte des herzoglichen Hauses Holstein-Gottorp auf dieses Herzogthum beantragt und sieht vertrauensvoll den Verfügungen entgegen, welche die hohe Bundesversammlung zur Einleitung des bundesrechtlichen Verfahrens zu erlassen sich aufgefordert finden wird. Um so mehr muß ihr im gegenwärtigen Augenblick daran gelegen sein, daß nicht den Verfügungen des deutschen Bundes vorgreifend, fremdartige Einwirkungen stattfinden, welche zu politischen Zwecken eine Trübung des Rechtsverfahrens und Verdunkelung des Rechtes S. H. des Großherzogs herbeizuführen geeignet wären. Die Gefahr solcher Einwirkungen würde aber zweifellos dann eintreten, wenn es der Thätigkeit der in Holstein seit Jahren organisirten Partei gelingen würde, die Ständeversammlung zu einem usurpatorischen Ausspruch über die Erbfolgefrage zu Gunsten der Anerkennung desjenigen Prätendenten, dessen Interessen die Bestrebungen jener Agitation dienen, zu veranlassen. — Die großherzogliche Regierung hält es demnächst für nothwendig, unter Bezugnahme auf ihren Antrag vom 24. v. M. sich hierdurch förmlich zu verwah-

ren gegen alle etwaigen Beschlüsse über die Erbfolgefrage, zu welchen die zu berufende Ständeversammlung sich bewogen finden möchte."

In der Bundestagssitzung vom 9. Juni rechtfertigte der preußische Bundestagsgesandte die Politik seiner Regierung. „Oesterreich und Preußen," sagte er, „haben sich in der Punktation vom 16. Januar 1864 dahin geeinigt, die zukünftigen Verhältnisse der Herzogthümer in gegenseitigem Einvernehmen festzustellen und namentlich die Erbfolgefrage nicht anders als nach gemeinsamen Einverständniß zu entscheiden. Dieser Rechtsaufstellung entspreche auch der durch den wiener Frieden geschaffene Vertrag, von welchem die Gasteiner Convention nur ein Ausfluß sei. Die österreichische Erklärung vom 1. d. M., welche eine Uebertragung der schleswig-holsteinischen Angelegenheit an den Bund beantrage, durchbreche schnurstracks alle seit dem Beginn des Krieges von Oesterreich festgehaltenen, vertragsmäßigen Verpflichtungen. Preußen, eingedenk des nationalen Charakters der schleswig-holsteinischen Angelegenheit, sei bereit, dieselbe behufs einer friedlichen Lösung in Verbindung mit der Bundesreform zu behandeln. Die preußische Regierung erwarte auch jetzt nur den Augenblick, wo sie diese Frage mit einer Bundesgewalt verhandeln und erledigen könne, in welcher die Mitwirkung der nationalen Vertretung dem Einflusse der particularen Interessen das Gegengewicht halte und Bürgschaft dafür gewähre, daß die von Preußen gebrachten Opfer schließlich dem Gesammtvaterlande und nicht dynastischer Begehrlichkeit zu Gute kommen. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen aber und bei den positiven Begrenzungen, welchen die Competenz der Bundesversammlung durch ihre bestehende Verfassung unterliege, müsse Preußen Einspruch dagegen erheben, daß über seine eigenen, durch blutige Kämpfe und internationale Verträge erworbenen Rechte ohne seine Zustimmung verfügt werde. Die Einberufung der holsteinischen Stände könne, nachdem Oesterreich den gasteiner Vertrag gebrochen, nur mit Zustimmung beider Souveräne geschehen."

Am 11. Juni stellte Oesterreich in der Bundesversammlung den Antrag auf Mobilisirung des Bundesheeres; an demselben Tage vollendete sich die Besitzergreifung Holsteins durch Preußen, indem ein schwacher Versuch, die Ständeversammlung in Itzehoe tagen zu lassen, scheiterte und die österreichische Brigade ihren Rückzug aus holsteinischem Gebiete bewerkstelligte. Die Thatsachen haben gesprochen, derjenige Theil der Entwickelung, der mit Freiheit des Geistes und mit Rechtssinn zu leiten ist, liegt nunmehr vor uns.

Publicistische Aphorismen.

1.

In Wien will man Alles mit einander haben und koste es auch Ströme von Blut.

„Man wird den letzten Tropfen Blut von dir fordern, den du ungerechter Weise vergießen wirst."
Gen. IX. 5.

Es giebt im Menschen, so sehr er von seiner sittlichen Höhe gesunken sein mag, ein Element der Liebe, welches ihn zu seines Gleichen hinzieht. Das Mitleid ist ihm so natürlich wie das Athemholen. Welch' unbegreifliche Tigerwuth nun, hat die souverainen Christen am Ballplatz zu Wien erfaßt, sengen und brennen zu wollen und Tausende und Abertausende sich gegenseitig füsiliren zu lassen? Oesterreichs Zwangsanleihe in Venetien, der Belagerungszustand und die doppelte Rekrutirung allda, die hartnäckig-eiserne Sprache in der Filiale des machiavellistischen Wien's, in der Bundeshauptstadt Frankfurt a. M., der Bruch des Wiener Friedens und der Gasteiner Convention, declariren offen vor aller Welt, einen neuen Raubzug, den man unternehmen will und versetzen uns wieder in die Zeiten Attila's. Wie kindisch-unvorsichtig! Schlägt Wien damit nicht den an Verstand und Energie mächtigen Kaiser der Franzosen, dessen Ruhm noch im Wachsen begriffen und dessen Mission noch lange nicht erfüllt ist, geradezu in's Angesicht? Wir können diese uns unbegreifliche und ungerechte Wuth nur aus einem Mangel an Civilisation definiren. Es ist der unbegrenzteste Ehrgeiz, die unbegrenzteste Scheelsucht, der alle Völker in Schrecken versetzen will, um sich dann wieder, wie Attila, mit Hülfe der Vandalen, seiner Bundesgenossen, unter der Firma: „Geißel Gottes zur Züchtigung der Menschen", zu etabliren. Auch hat man die Reichthümer Berlin's rühmen hören. Gut! „richten wir unseren Zug dahin!" „Aber die Conferenzen?" „Nun, wir müssen dafür Sorge tragen, daß ihre Ergebnisse aequal Null werden." Bekanntlich fand Attila sehr leicht einen Vorwand zum Kriege, denn alle Staaten, die eine reiche Beute versprachen, waren seine natürlichen Feinde. So zerstörte er 80 der blühendsten Städte.

Da sich also Habsburg als Prinzip hinstellt, so giebt es jetzt nur Ein Prinzip und dieses führt die Devise auf seiner Schlacht- und Sturmfahne: „Schlaget d'rauf, ihr Brandenburger!" Ich nenne es Tollheit, jetzt noch pedantisch über den sogenannten „inneren Conflikt" viel Worte zu machen. Nehmet euch Mazzini, den Foriere Maggiore (Quartiermeister) der Republikaner zum Musterbild; seine Lazzis über Florenz haben längst schon aufgehört, er bläst nur noch die patriotische Gluth zu hellen Flammen an und schreibt in seinem Herzensdrange Briefe über Briefe an Victor Emanuel und seinen Premier-Minister, den General Lamarmora, sie beschwörend, doch endlich einmal Bresche zu schießen in das Festungsviereck u. s. w. Wozu also, meine Freunde, jetzt den unfruchtbaren Streit, ob Stuart ob Crom-

well; wozu die wirkungslosen Crawalle über die gesetzliche Berechtigung der Darlehnskassenscheine (von der „Norddeutschen" so treffend durch die Worte: politische Revolution durch die sociale Emeute, bezeichnet)? Es lebe der König, es lebe unsere Armee! Es werden jetzt Thaten, massive Thaten, massive Kraft des Charakters verlangt, soll es nicht fürchterlich enden. Keine Wahlschachzüge, keine Cravall-Debatten! Und noch einmal: Es lebe unser König und es lebe Châlons in der Champagne!

Lasset uns aber auch von dem Herren der Heerschaaren inbrünstig um den Sieg bitten. Betet! Der unerschrockene Spartaner opferte vor der Schlacht, ebenso der lebensglühende, zermalmende, macedonische Alexander vor der Schlacht bei Arbela. G.

2.
Unentschlossenheit.

De tous les hommes qui sont depuis Cadix jusq'aux Indes, il s'en trouve peu qui puissent juger du vrai bien et du vrai mal. Voltaire.

Man behauptet, daß, stelle man ein gewisses Thier wenn es hungrig ist, zwischen zwei Bündel Heu, es trotzdem vor Hunger fast umkomme, weil ihm die Wahl sauer wird. So, sagt man, giebt es jetzt deutsche Kleinstaaten welche sich in ähnlicher Lage befänden. Sie wollten vorerst die Ziehung der ersten Classe im Lotto abwarten, oder wie man zu sagen pflegt, erst sehen wie der Haase läuft. Auch erzählt man sich für ganz gewiß, daß ein Thier mit zwei Hörnern wie ein Bock aber wie ein Drache redend (Apocalypse Kap. 13. 11.) hier seine Ueberredungskunst ausübe. Entschuldigen wir diese Kleinstaaten, denn man behauptet, daß die Weisesten der Erde sich zuweilen durch Motive leiten laßen, welche nur für Narren und Abergläubische Geltung haben. Wir würden auch gar nicht erstaunen wenn selbst einige einflußreiche Hofdamen der respectiven Höfe sich jetzt in gewissen Beziehungen die Karten legen und von Wahrsagern und Mäusefallenhändlern wahrsagen ließen. Wie schade, daß Tischrücken und Klopfgeistercitationen außer Cours sind. Da hätte man den alten Dessauer, Zieten, Winterfeld, Schwerin, Seydlitz u. a. und meinetwegen auch den Minister Brühl citiren können. Geister verkünden die Wahrheit, sagten die Athener. Auch hat Shakespeare solches ausreichend in seinem Hamlet specifizirt. G.

3.
Fides punica
oder der Bankerott der Moral.

Il faut sur-tout vous attacher à bien marquer les Caractères.

Francois Eugène de Savoie.

Es giebt Menschen, welche dämonisch von der Lüge besessen, niemals ein Versprechen halten; nie! Zu Wien, im Jahre 1833, dinirte ich bei einem Archimillionair, einem jüdischen Freiherren. Es wurde ein ganz exquisiter Wein servirt, „Scharzhofberger" etikettirt. „Wie schmeckt Ihnen, Herr Doktor, dieser Wein?" fragte mich der alte Baron. „Ganz vortrefflich; so etwas Nobles trank ich noch nie, der pure Sonnenschein!" Dar-

auf spricht der Neffe des Hauses: „Nun, ich bin Ihnen für die glückliche Kur meiner Frau Mutter zu großem Danke verpflichtet. Sobald Sie nach Berlin zurückkehren, sende ich Ihnen von diesem Wein fünfzig Flaschen. — „Doctor, glauben Sie ja nicht meinem Herren Neffen“ spricht der heitere Onkel „der hat noch nie ein Versprechen gehalten, laßen Sie sich es von ihm schriftlich geben und untersiegelt wo möglich.“ Darauf erhebt sich der Neffe und ohne schaamroth geworden zu sein, reicht er mir die Hand und ist bereit mir den Handschlag zu geben, daß er sein Versprechen halten werde. „Einen Handschlag bin ich nicht gewohnt, von einem Edelmann anzunehmen, denn sein Wort ist mir ausreichend Bürge“ replicirte ich. Gut, sagte der gnädige Neffe mit schläfrig-schleppender Stimme; Sie sollen ihn haben den Wein. Ich schicke. Und — ich warte noch bis dato auf den noblen Scharzhofberger, meine Freunde. Wie es nun Individuen giebt, die an einem Defizit sittlicher Würde leiden, so auch ganze Staaten. Herodot der Vater der Geschichte berichtet von den alten Persern, daß sie ihren Söhnen drei Dinge vorzugsweise an das Herz legten: gute Reiter zu werden und sich nach den besten Pferden umzuschauen, mit dem Bogen sicher treffen zu können und vor allen Umständen die Wahrheit zu sagen und Doppelzüngigkeit und die Politik der grellen Widersprüche zu meiden. Daher sei es gekommen, sagt dieser zuverläßige Historiker, daß die Perser-Fürsten einen hohen Begriff von der Wahrheit hatten und sehr zuverläßig gewesen sind. Wie würden nun wohl die alten Perser Oesterreich characterisiren, dessen Fundamental-Regel jetzt die Lüge ist, so daß wir mit Voltaire auszurufen neulich genöthigt wurden: „ame qui vive, ne lui croit plus dira-t-il ce qu'il voudra.“ Wie reimt sich z. B. das sichtliche Widerstreben Oesterreichs gegen die Conferenzen, daß es am Bunde der Einladung zu denselben pure zustimmen ließ? au pied de la lettre darf uns solches nicht Wunder nehmen, denn Oesterreich bleibt immer jung, es ist eben so aufrichtig, ehrlich oder wahrheitsliebend, modest-ungebunden und venerabel wie in früheren Jahrhunderten, es ist durchaus nicht degenerirt. Die Geschichte Joh. Hußen's ist hier sehr instructiv. Siegmund's Kaiserlicher Geleitsbrief verbürgte dem Huß seine persönliche Sicherheit und er wurde — sans phrase, wie eine Gans, aber lebendig gebraten und dann in den Rhein geworfen. Martinus Luther, der bekanntlich auch einen Kaiserlichen Geleitsbrief in der Rocktasche trug, entging nur dadurch einer Vorsichtigkeitseinkerkerung (arrestation preventive) wie sie jetzt in den ersten Junitagen in Verona und andern venetianischen Orten Mode ist, daß ihn Friedrich der Weise (unter Beihülfe des alten strenggläubigen Georg von Frondsberg, wie Hurter behauptet) wegfangen ließ.

Falsch ist's daher, wenn Abgeordnete aus der Fortschrittspartei und dem Nationalverein, Oesterreich einen abgelebten Baum nennen. Es ist noch immer mit den alten guten Säften geschwängert, wie der selige Fürst Metternich wohl wußte. Daher waren auch Joseph II. Pfropfbemühungen eitel Luxus oder unnöthiges Geschäft. Ja, was uns betrifft, so behaupten wir steif und fest, daß dieses mittelalterliche Tugendblut der Wahrhaftigkeit sich in Wien in einer schnellen, stets zunehmenden Progression der Güte und

Dauerbarkeit befindet. Die soeben gemachten Erfahrungen bezeugen dies ja ausreichend. Wie wäre es unter so großer Pflege auch anders möglich! „Totus mundus delirat et relictis antiquis suis legibus res immaginarias (Constutiones exempli gratia) quaerit,“ sagte der österreichische Kaiser zu den Magnaten der Pesther Gespannschaft, im Jahre 1819 wenn ich nicht irre. „Wir bleiben die Alten! Nicht wahr lieber Graf Széchényi?“ — G.

4.

Der dio guerriero.

Ein Arzt aus dem Pays de Vaud, welcher wie Carlyle Heroencultus treibt, hat so eben Caprera verlassen und schreibt mir aus Lausanne: comme les heros d'Homère et de Virgile ne forment aucun dessin ou ne donnent pas même un seul coup, que sous la direction de quelque divinité, so wollen die Studenten und jungen Kaufleute Italiens nur unter dem dio guerriero, dem General Garibaldi dienen. Der Zudrang sei ungeheuer und besonders viele stolze Calabresen erblicke man. Ganz Italien sei Eine Armee und kaum dürften wohl die Oesterreicher an eine Offensive denken. Au rapport der Zwangsanleihe sagte Garibaldi: les Autrichiens ont l'estomac d'autriche (einen Straußenmagen der alles verdauen kann) un appétit criminel. G.

5.

Der alte ehrwürdige Herder, in vielen Dingen ein unschätzbarer Mann, begegnete einst in Weimar einem sachbedürftigen Advocaten, (von den Franzosen avocat de Pilate genannt, weil Pilatus gesagt hat, non invenio causam), welcher die allerfaulsten Rechtshändel führte. „Laß Dich umarmen christlicher Hund“ rief ihm Herder entgegen. Im Jahre 1848, wo die Wogen des Unsinnes so gewaltig hoch gingen und in welchem der Alchymist im menschlichen Leibe große Massen des ens veneni ausschied, trat im democratischen Club, welcher im sogenannten Affentheater auf der Leipziger Straße abgehalten wurde, ein Studiosus der Theologie, er nannte sich Herr Doctor Rufus, dem die Theologie so anhing, wie dem Bauer der Adel, auf die Rednerbühne, erhob seine ruchlose Stimme und tadelte Deutschland, daß darin die Dinge überhaupt so entsetzlich langsam gingen und vor allem übergut vorbereitet sein wollten. Wie der Besuv durch das vorgehaltene Bild des heiligen Januarius sich nicht beirren lasse, wenn er Lust zum Feuerspeien fühle, so dürfe man sich auch jetzt nicht durch das langsam bedächtige Treiben des constitutionellen Clubbs unter den Linden, wie z. B. durch des Herrn Crelinger gestrige Rede über „Geduldsnothwendigkeit“ beirren lassen. Ein Constitutioneller schwanke und wanke wie der unglückliche Herzog der Normandie im 5. Act von Robert dem Teufel, zwischen Bertram und Alice. Berlin wimmele von Constitutionellen und wie man vor lauter Geistlichen in Rom den lieben Gott nicht finden könne, so in Berlin vor lauter Crelinger die Freiheit nicht. In den 1848 folgenden Jahren

erblickte ich diesen Frondeur ab und zu an den Zeitungstischen Berlins, und an den Spielbanken des heiligen Süddeutschlands seinen Spieltrieb befriedigen, behauptend: der Mensch sei nur im wahren Sinne Mensch, wenn er spiele, und er spiele nur, wenn er im wahren Sinne des Wortes Mensch sei. Auch sagte man mir, daß dieser verdorbene Theologe ein Favorit der Augsburgerin sei und auch noch andere preußenfeindliche Blätter mit seiner Dinte befruchte und seit Jahren eine nicht unbedeutende Pension von unserem Staate beziehe (et tu Brute!).

Gestern nun, ganz plötzlich, als ich im Thiergarten spaziere, schießt dieser Unhold auf mich zu, will mich bei der Hand fassen und spricht: „Nun Herr Doctor, was sagen Sie denn zu unserer Situation? bietet nicht dieser Graf Bismarck, ein neuer Louvois, der ganzen deutschen Welt den Kampf auf Sein oder Nichtsein an? O mein Gott, wenn man zu Wien nur nicht so entsetzlich dumm, so unerklärlich verblendet und eigensinnig wäre! Nein, was ich giftig bin, daß es die Conferenzen ablehnt, können Sie sich nicht vorstellen, bester Doctor. Die „Liberté", das Organ des Prinzen Napoleon, trifft den Nagel auf den Kopf, wenn es diese Ablehnung mit den nachdrucksvollen Worten: „c'est un caractère d'esprit court et subalterne" stigmatisirt. Daß es jetzt Holstein verließ, ist allerdings einmal ein guter Coup, es muß nur die Holstein'schen Stände mit sich hinüber nach Frankfurt a. M. remorquiren, und sich um des Himmels willen nicht gelüsten lassen, den ersten Schuß abzufeuern. Das papierne Oesterreich hat ja gar nichts zu verlieren; es kann nur gewinnen, wenn es abwartet und „Thee trinkt". So nur wird Preußen alle Tage bettlägeriger und Wien muß gegen Bismarck Codille gewinnen. „Nun, was meinen Sie", „ich meine, keine Symbole mehr aber noch eine Flasche Rothwein" (rief einst ein Theologe aus, der berüchtigte Sohn eines verstorbenen Bischofs). Laß dich umarmen, kluger Mann, und schreibe an den Grafen Mensdorf, vielleicht hat er de quoi für dich.

G.

6.

De necessité nécessitante.

„Cela fait sortir les choses de leur assiette ordinaire, car il n'est pas possible de s'entendre avec monsieur."
Talleyrand.

Es giebt Dinge, die man sich sehr schwer wegdenken kann. Wer z. B. kann sich den liebenswürdigen Mercutio, wer sich Julien's Amme in Romeo und Julie wegdenken? Wer die erste Scene im König Lear, obgleich sich hier der König doch gar zu albern beträgt und uns nachher kein rechtes Mitleid mehr abgewinnen kann? So kann ich mir nun auch absolument nicht vorstellen, daß der Kaiser der Franzosen bei der von Oesterreich etablirten Mordpoule, bei welcher es den Anstand schlecht behauptet, nicht zur opportunen Zeit eintreten sollte. „Il a l'esprit net et méthodique" hörte ich einst Alexander von Humboldt von diesem Kaiser der Franzosen sagen.

G.

7.

Der dürftige, ungezogene und stumpfe politische Cicerone in Wien „Wiener Zeitung" genannt, Juvel und Stolz Wien's, scheint jetzt mente captus zu sein.

„So lang ich mich noch frisch auf
meinen Beinen fühle,
Genügt mir dieser Knotenstock." —
Faust.

Dieser Cicerone bezeichnet den Einmarsch der Preußischen Truppen in Holstein als einen eklatanten beispiellosen Vertragsbruch, während er einige Tage vorher jubelnd ausrief: Oesterreich habe den Gasteiner Vertrag zerrissen und ihn Preußen vor die Füße geworfen. Was soll ein gebildeter Mensch zu diesem seltsamen Widerspruch und dieser Einfalt sagen? Der Studiosus gebraucht hier das Epitheton ornans und spricht: „Der Kerl ist ein Kameel!" Aber die Haupteigenschaften eines Kameels gehen doch diesem Kameele ab, Ortskenntniß nämlich, Gutmüthigkeit und Geduld. Noch im Tode ist jeder Theil am Kameel von Nutzen, das Fleisch, die Haut, das Haar, der Magen. Die „Wiener Zeitung" ist aber schon bei Lebzeit keinen Schuß Pulver werth. Entweder nun, unser Cicerone hat eine große Familie zu ernähren und muß sich von oben herab terrassiren lassen, dann besitzt er allerdings eine Willenskraft der Resignation, die großartig genannt werden kann und verdient den Hofrathstitel, oder er hat keine Kinder zu ernähren und zu schonen, dann ist er jetzt mente captus, d. h. verrückt geworden und muß in's Tollhaus.

Wandert er nicht dahin und kommt's zum Gebrauch der Zündnadelgewehre, so werden wir erleben, daß diese Zeitung, welche der Franzose als eine „gazette de quartier", eine böse Sieben, eine arge Klatschliese bezeichnet, wenn sie zur gazette du camp geworden, Lügen verbreiten wird corpulenter wie Fallstaf, hoch wie die Riesenhäupter der Andes, höher wie der Thurm von Liban, womit ein alter, orientalischer Herrscher die Nase seiner bien-aimée verglichen hat. G.

8.

Verblendung oder Träume oder Critique impitoyable.

„Nous savons dire bien des mensonges, qui ressemblent à la vérité, quand il nous plait."
Joseph Fouché, duc d'Otranto.

Es giebt ein Epigramm von Schiller, welches die am wenigsten besprochene oder zu besprechende Frau für die beste erklärt. Dies gilt nicht von Staatsmännern und Aerzten, denn spricht man nicht von diesen, es sei im Guten oder Bösen, so haben sie keine Praxis, spricht man nicht von jenen, so sind sie von keiner großen Bedeutung. Auf dem klassischen Boden Rom's ward Niemand mehr besprochen und critisirt als J. Caesar, Augustus und Tiberius; im einfältigen und prahlenden Carthago Niemand mehr als Hannibal. Im Pandemonium der Carthager-Börse sprach man über ihn, wie

über Pfeffer und Salz, Kandis, Purpurschnecken und Bernstein, Tratten und Consignationen und Carthago ging in Folge refüsirter Hülfsgelder unter. Wie fiel man nicht im alten Griechenland über Aristides, „den Gerechten" über Miltiades den Sieger bei Marathon, Themistokles den Sieger bei Salamis und Perikles den Sieger bei Nemea her! Und Socrates? — Und Athen ging caput. Wie ward nicht der van der Heydt Ludwigs XIV., der weltberühmte Finanzmann Colbert, wie wurde nicht der Kriegsminister Louvois, der Erfinder des Gamaschendienstes und der Friedensmanöver (im Jahre 1698 geschahen sie zum ersten Male bei Compiegne mit 70,000 Mann), wie nicht der größte Ingenieur, den Frankreich hervorgebracht hat, der Marschall de Vauban, wegen der nöthigen Expropriationen (expulsions de la terre), ja wie ward nicht der Blücher Frankreichs, der große Condé, wegen seines hitzigen Draufgehens — er war damals erst zweiundzwanzig Jahr alt — in der Schlacht bei Rocroi von platten und gedankenlosen Parisern geschmäht! Allerdings und leicht begreiflich befinden sich unter den Tadlern eine ansehnliche Zahl, welche auf die thörichtste Weise ihre Eifersucht oder ihren Neid verrathen. Verläumder aus reinem puren Neid waren von jeher für mich objets effrayans à voir (horribiles visu formae, Horaz). Daher ist es mir seit 1848 unauslöschlich in den Sinn gefahren, fast nur noch neugeborne Kinder und preußische Soldaten — andere habe ich nicht die Gelegenheit gehabt genau erkennen zu lernen — für gute Menschen zu halten, da Neugeborne und unsere Soldaten frei von Neid sind. Tacitus in seinen Annalen berichtet, daß, als am Vorabend einer Schlacht, der tapfere Germanicus verkleidet, die Centurien im Lager besuchte, die Soldaten ihres Sieges gewiß gewesen, weil, wie sie sagten, ihr Feldherr wegen seiner anständigen und noblen Seele, wegen seiner Einsicht und Tapferkeit von den Göttern geliebt sei. Kinder — aber auch Soldaten sagen die Wahrheit. G.

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstraße 21.

Oesterreich gegenüber Preußen und Deutschland.

Oesterreichs Bundespolitik von 1848 bis 1858.

IV.

Fürst Schwarzenberg.

Im Oktober des verhängnißvollen Jahres 1848 war ein Mann an die Spitze des österreichischen Ministeriums getreten, dessen Wirksamkeit für seinen eigenen Staat wie für Deutschland von dem bedeutendsten Einflusse gewesen ist. Leider können wir diesen Einfluß nicht immer als einen wohlthätigen bezeichnen. Sind schöpferischer Genius, Seelengröße, Unternehmungsgeist, imponirender Charakter überhaupt seltene Eigenschaften bei österreichischen Staatsmännern, so war ohne Zweifel Fürst Felix Schwarzenberg einer dieser seltenen Staatsmänner; aber er war es in jener Weise, wo jene Eigenschaften so scharf an ihre Extreme streifen, daß der eine Theil verurtheilen muß, was dem andern als Gebot der Nothwendigkeit noch entschuldbar erscheint. Fürst Schwarzenberg fand Oesterreich noch an dem Rande des Unterganges; er hat es mit starker, entschlossener Hand von demselben wegleiten helfen. Seit 1848 ist die Centralisation für Oesterreich eine Nothwendigkeit geworden; denn der Nationalitäts- und Unabhängigkeitsgedanke der einzelnen spröden Elemente hatte es in die Gefahr gebracht, in diese Elemente auseinanderzufallen; Fürst Schwarzenberg hat dem militär-despotischen Geiste der heutigen Centralisation Vorschub geleistet. Eine Zeit lang noch konnte der traumhafte Gedanke eines constitutionellen Gesammtösterreich Beachtung und Schonung heischen. Auch dazu verstand sich Fürst Schwarzenberg, um, als die Zeit dieses Gedankens und der Repräsentativverfassung der einzelnen Kronländer vorüber schien, um so energischer den reinen Absolutismus zu proclamiren. Was Deutschland betrifft, so erkannte Schwarzenberg vollkommen die Gefahr, welche für Oesterreich darin liegen mußte, wenn es der deutschen Nationalität gelingen sollte, ihre Selbständigkeit gegen den Kaiserstaat geltend zu machen und siegreich durchzuführen. Seine Thätigkeit nach dieser Richtung ist das unausgesetzte Bemühen, mit allen Kräften den Versuch einer Lösung der höchsten Aufgabe der deutschen Nationalpolitik zu vereiteln. Nur zu glücklich darin — und darum durfte er für Oesterreich auch „Felix" heißen — ist Er es, dem Deutschland das Scheitern seiner besten Hoffnungen zuschreiben darf. Deutschland hat ihm keinen Dank zu sagen.

Die Politik Schwarzenberg's nahm den hegemonischen Gedanken Preußens auf, noch ehe er von diesem mußte fallen gelassen werden; aber wie er ein-

mal hier zu einem wesentlich antideutschen werden mußte, da das Staatsinteresse Oesterreichs und das Nationalinteresse Deutschlands sehr wenig mit einander gemein haben, so fand jener Gedanke auch in Fürst Schwarzenberg einen ganz andern Vertreter, als wozu die stets rücksichtsvolle, bedächtige und maßhaltende Politik die preußischen Staatsmänner befähigt hatte. Wir haben gesehen, welche Grundlagen er dazu in Oesterreich bereits vorgefunden hatte. In seiner Hand wurden diese nicht allein zur abwehrenden Waffe gegen Preußen und gegen das mit diesem und durch dieses nach einer Neugestaltung ringende Deutschland, sondern zur kühnen Angriffswaffe. Hatte Fürst Metternich an Deutschland und seiner Bundesverfassung zumeist nur das negative Interesse genommen, Preußens Einfluß auf dem streitigen Gebiete zu paralysiren, Preußens natürliche Entwickelung zu hemmen, und so auch die kleineren deutschen Staaten zu hindern, nach Preußen als ihrem natürlichen Mittelpunkte zu gravitiren, so hatte sich Fürst Schwarzenberg bald seine Aufgabe höher gestellt. Ihm galt es, Preußen an den Wurzeln seiner Kraft zu fassen und sie abzuschneiden. Preußen, jetzt im Besitze einer Verfassung, war nicht nur in dieser Hinsicht ein gefährliches Beispiel für Oesterreich, für das der centralisirte Absolutismus auf noch lange hinaus als rettendes Element erscheinen mußte, sondern wurde voraussichtlich dadurch auch immer wieder zu einer selbständigen Politik verdrängt, die es von selbst zum Schwerpunkt des nationalen Lebens machen mußte, und so stets aufs Neue Oesterreichs Einfluß und ganze Stellung bedrohte. Eine kräftigere Gestaltung Deutschlands durch Preußens Vormacht mußte Oesterreichs deutsche Unterlage, ohnedies für das österreichische Staatswesen kaum mehr ausreichend, noch mehr schmälern. In dem übrigen Deutschland waren daher die neuen Stützen zu suchen, hier der Einfluß Oesterreichs nothwendig zu stärken. Um jeden Preis war daher die Unionspolitik, in welche sich die letzten deutschen Hoffnungen geflüchtet hatten, zur Uebergabe zu bringen und für die Zukunft unmöglich zu machen. Man weiß, mit welcher rücksichtslosen Kühnheit Fürst Schwarzenberg diesen Plan verfolgt hat. Kühnheit, ja, eine gewisse Größe vermögen wir ihm nicht abzusprechen; aber sittliche Würde, ein erhebendes und mit so vielen Täuschungen irgend versöhnendes Element können wir nicht entdecken. „Alte Muster im neuen Zuschnitte" erscheinen zu lassen und damit die Einen zu gewinnen, die Andern zu verwirren und zu täuschen, verrieth ohne Zweifel Geschicklichkeit genug, kann aber in einer Zeit der Oeffentlichkeit nicht vor dem Geiste der Wahrheit bestehen. Vielleicht mochte noch eine ernste und besonnene Politik die Wunden der erschütterten Welt heilen, die Schlauheit der Diplomatie vermochte es nicht.

Rasch und ohne fremde Hülfe hatte sich Preußen aus den Stürmen der Revolution erhoben; ja der Gang der Ereignisse hatte es eine Stellung einnehmen lassen, die es seit Langem nicht mehr besessen hatte. Oesterreichs Einfluß in Deutschland war eine Zeit lang fast so gut wie vernichtet. Fürst Schwarzenberg unternahm es, ihn wieder herzustellen. Durch die Frankfurt-reichstägige Politik Oesterreichs wurden die Hoffnungen Deutschlands auf eine Neugestaltung in Kraft und Einheit vereitelt; aber noch mußte man

Preußen nöthigen, aus einer Position nach der andern zu weichen: auch die Union wurde aufgegeben, während Oesterreich noch die Bregenzer Vereinigung aufrecht hielt; die Execution des Bundes in Kurhessen wurde zugelassen und Kurhessen geräumt; Schleswig-Holstein preisgegeben. Mit dem alten Bundestage hatte Fürst Schwarzenberg die Union ruinirt, mit dem Vertrage von Bregenz selbst die Möglichkeit, ja eine Zeit lang die Wahrscheinlichkeit eines Krieges gegen Preußen nicht gescheut. Wurden solche Anstrengungen einer fast phantastisch-abenteuerlichen, unfaßbaren Politik nur gemacht, um den alten Einfluß in Deutschland wieder zu gewinnen, oder galt es, Preußens Macht ganz zu beugen und für immer zu brechen? Man hat die deutsche Politik Schwarzenberg's in eine Formel gebracht, die so lautete: „Man muß Preußen in innerer Verwirrung erhalten, um darauf die neue Machterweiterung Oesterreichs zu gründen." Ist dies zu viel gesagt? Wir glauben es nicht und brauchen nur an die noch stärkere Aeußerung zu erinnern, die man von dem Staatsmanne Oesterreichs anführt: „il faut avilir la Prusse et aprés la demolir." Schade nur, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen! Preußens Mäßigung hat einen unseligen Bürgerkrieg vermieden, aber um schwere Opfer der eigenen realen Machtstellung, welche zugleich Opfer Deutschlands sind.

Nochmals: **Deutschland hat dem Fürsten Schwarzenberg keinen Dank zu wissen.**

V.

Die einzelnen Richtungen der hegemonischen Politik Oesterreichs.

Am 5. April 1852 war der österreichische Minister-Präsident, Fürst Felix v. Schwarzenberg, gestorben; mit ihm starben nicht seine Entwürfe. Seine Thätigkeit war ein glänzendes Intermezzo gewesen; anders wenigstens vermögen wir nicht zu nennen, was die Kühnheit eines unverantwortlichen Machiavellismus hier zu vereiteln, dort dem Hause Habsburg zu gewinnen wußte. Ein scharfsinniger Geschichtsschreiber zählt unter die drei Grundzüge, die durch alle habsburgische Geschichten so streng und so zähe durchlaufen, wie der rothe Faden in der britischen Marine, die — Unwahrscheinlichkeiten, und erinnert einmal an Ludwigs XIV. Aeußerung: „den armen Leopold fürchte ich wahrhaftig nicht, aber ich fürchte seine Mirakel", und an Richelieu's Worte, daß „das Haus Habsburg immer wieder ein bereites Wunder aus der Tasche ziehe". An diese glücklichen Zufälle und Unwahrscheinlichkeiten erinnern die Geschicke Oesterreichs 1848 und in den folgenden Jahren. Wir sagen nicht, daß die Ursachen, welche das vormärzliche Oesterreich an den Rand des Untergangs geführt, in dem nachmärzlichen nicht mehr vorhanden seien; aber der unmittelbaren Gefahr ist der Kaiserstaat entgangen; und es hat wenigstens der **Schein** neuen Lebens und verjüngter Kraft seine relative Berechtigung, Viele getäuscht und thut es noch. Deutschland gegenüber hat man sich die Handhabe des Einflusses und der Herrschaft zu erhalten gewußt. Man hat mit allen Mitteln das Zustandekommen einer vollkommneren deutschen Einheit verhindert, selbst die Aussicht eines Krieges nicht

gescheut, und, nachdem eine Bundesreform, die, wenn aufrichtig gemeint, in der That nichts weiter bezweckte als Preußens Einfluß auf ein Minimum zu reduciren, und in keiner Weise den Wünschen der Nation hätte entsprechen können, wahrscheinlich aber nur die Brücke zur Anerkennung und Wiederherstellung des alten Bundestags sein sollte, an der vorsichtigen Politik Preußens gescheitert war, die Bundesverfassung wieder hergestellt, den Bundestag, „nicht ohne Anwendung sanfter (!) Gewalt", repristinirt. Man hat endlich, nachdem der Plan des Gesammteintritts Oesterreichs in den Bund, wodurch Oesterreich ein absolutes Uebergewicht über Preußen und demnächst über ganz Deutschland erlangt hätte, hatte aufgegeben werden müßen, einen neuen Weg eingeschlagen, und die volkswirthschaftlich — commercielle Verbindung des ganzen Kaiserstaats mit dem deutschen Zollverein zum Ausgangspunkte der handelspolitischen Hegemonie Oesterreichs, die folgerichtig zur politischen führen müßte, gemacht. Noch gehen die Strömungen und Gegenströmungen auf diesem Gebiete hin und her, noch besteht das Dilemma: Preußen oder Oesterreich, und mit Spannung folgt Deutschland der Entwickelung seiner wichtigsten Lebensfragen.

Unsere Darstellung der hegemonischen Bestrebungen Oesterreichs, am schärfsten ausgeprägt in der aggressiven Politik Schwarzenberg's, mußte im Wesentlichen schon die Folgen dieser Bestrebungen für Deutschland, die wir nur für unheilvolle ansehen können, mit berühren. Wir können aber nicht umhin, die Folgen dieser Politik nach den einzelnen Richtungen etwas schärfer in's Auge zu fassen.

VI.

Der Bundestag.

Die Versuche einer nationalpolitischen Umgestaltung des deutschen Staatswesens waren gescheitert und Deutschland war im Wesentlichen wieder da angelangt, von wo wir im Jahre 1848 ausgegangen. Aber das wiederhergestellte Alte ist doch nicht das Alte. Wir hatten die Irrthümer als ernste Lehren hinter uns, die Schwierigkeiten und Hindernisse kennen gelernt, die Ziele nicht verloren. Eine Nation, welche zum Bewußtsein ihres Berufes gekommen, kann nicht darauf verzichten, ihn auch zu erfüllen. Der Glaube an die deutsche Zukunft könnte nur mit Deutschland selbst untergehen, und er ist so fest gewurzelt, daß Niemand ihn offen zu verläugnen wagen würde. Man hat versucht, den politischen Einheitsgedanken hinter den Bemühungen für eine materielle Einigung vergessen zu machen. Umsonst. Für einige Zeit konnte dies gelingen; aber es sind die Zeiten höherer Ansprüche wiedergekommen und dem schärferen Blick kann die Verschmelzung der materiellen Interessen nur als die Vorarbeit zu dem höheren Ziele politischer deutscher Einheit erscheinen; so gewiß ist es, daß eine Nation nicht auf die politische Machtstellung und ihre Bedingungen resigniren kann, zu der sie sich durch ihre räumliche Ausdehnung, das Gewicht ihrer Zahl, Cultur und Geschichte für berufen halten muß.

Es hatte sich bei der selbst von Regierungen als „Armuthserklärung" bezeichneten Wiederherstellung des alten Bundestags wohl Niemand verhehlt,

daß damit die zwischen Oesterreich und Preußen schwebende Machtfrage nicht entschieden sei: nicht nur, daß die alten Gegensätze nicht gemildert waren, es mußten die Wechselbeziehungen zwischen beiden Mächten nach den Vorgängen der letzten Jahre sogar schwieriger werden, und wieviel von der fortdauernden Spannung, von dem durch Oesterreich fortwährend unterhaltenen Kriege im Frieden auch dem oberflächlichen Blicke verborgen bleiben mochte, in dem ganzen Gange der deutschen Dinge trat der tiefe Riß, welcher die Bewegung von 1848 mit ihren Consequenzen zurückgelassen, nur zu sichtlich hervor. Der Dualismus von Preußen und Oesterreich hatte die Errichtung eines neuen Staatsbaues unmöglich gemacht; aber Preußen konnte nicht die ihm erwachsene Aufgabe und deren Pflichten von sich weisen, ohne seinem eigenen Lebensprincip untreu zu werden, und Oesterreich wollte nicht die Bahnen einer mehr blendenden als reellen Politik verlassen, auf die Fürst Schwarzenberg es geführt hatte. In diesem bald mehr heimlichen, bald offenerem Conflicte widerstreitender Interessen bewegte sich die deutsche Geschichte seit Wiederherstellung des Bundestages. Er lähmte die Kraft Deutschlands in seiner recht eigentlichen Herzensangelegenheit, der Frage der deutschen Herzogthümer Schleswig-Holstein; er hinderte eine den Bedürfnissen Deutschlands entsprechendere Umgestaltung des Bundes, wie sie schon vor 1849 von Preußen angestrebt, von Oesterreichs regirender Politik hintertrieben wurde.

Auf dem Bundestagsfelde begegnen wir eine Reihe von Proteusgestaltungen der österreichischen Politik, die geeignet sein konnten, Manche irre zu führen. Man erinnere sich, daß noch auf den Dresdener Conferenzen Oesterreich ein Zurückgehen auf den alten Bundestag zweifelhaft erscheinen ließ. Fürst Schwarzenberg schien damals geneigt, mit Preußen und den Königreichen, ohne Rücksicht auf den Widerspruch der kleinen Staaten sofort an die Einsetzung eines neuen Centralorgans zu gehen, freilich unter Bedingungen, welche unter dem Titel einer Reorganisation Deutschlands keine andere Consequenz einschlossen, als die Macht und die selbständige Stellung Preußens in Deutschland zu brechen. Wir wollen den Leser nicht in die verschlungenen Irrgänge der damaligen diplomatischen Verhandlungen führen; genug, daß man auch später nicht verfehlte, dem Fürsten Schwarzenberg das Verdienst der Absicht zu vindiciren: „Durch eine gründliche Reform die deutsche Einigung im Innern und die deutsche Einheit nach Außen auf einem unverrückbaren Postamente (gewiß!) festzustellen", verbunden mit der Behauptung, daß, als er darüber mit Preußen nicht habe einig werden können, die von ihm ins Leben zurückgalvanisirte Bundesverfassung nur der Anhalte- und Ruhepunkt gewesen sei, von dem aus er ruhig habe abwarten wollen, bis die Zeit gekommen, wo Oesterreich und Preußen sich nicht gegenüberstanden. Deshalb habe Fürst Schwarzenberg noch bei der Repristinirung des Bundestags offen erklärt, daß mit seiner Zustimmung es sein Bewenden bei dem alten Zustande nicht haben solle. Damit stand nun freilich — insofern die Lösung der deutschen Frage „im nationalen Sinne" durch eine Einigung der beiden deutschen Großmächte allein ins Auge gefaßt schien — in einem seltsamen Widerspruche, daß in der österreichischen Circulardepesche

vom 7. December 1850 gerade heraus gesagt wurde, „in dieser wesentlichen Frage (der Aufrechterhaltung der alten Bundesverfassung) könnten selbst die fremden Mächte nicht ohne Gefahr (!) neutral bleiben.“ Doch an solche Widersprüche gewöhnt, werden wir uns nicht verwundern, die Bundesreformfrage von österreichischer Seite zu einer Zeit wieder auftauchen zu sehen, als die von Oesterreich in der orientalischen Frage eingehaltene Politik nach Stützpunkten in Deutschland aussah. Offenbar nach Einer gegebenen Parole eröffneter Wiener und solche deutsche Zeitungen, deren Abhängigkeit von Oesterreich kein Geheimniß ist, ein merkwürdig heftiges Kreuzfeuer gegen die Bundesverfassung, selbst theilweise mit einem seitlichen Liebäugeln nach einer Volksvertretung am Bunde, das aber freilich sofort wieder aus der Reformtaktik entfernt werden mußte, um desto bestimmter in letzterer Beziehung an die von Oesterreich auf den Dresdener Conferenzen gestellten Anträge zu erinnern. Aber der eigentliche Zweck dieser plötzlichen Lebhaftigkeit der österreichischen Presse für eine Frage, die sich in deren Munde überhaupt höchst seltsam ausnahm, konnte auch dem blödesten Auge nicht entgehen. Es war auch keineswegs davon die Rede, eine Bundesreform sofort in die Hand zu nehmen; im Gegentheil, kein Zeitpunkt wurde dafür als ungeeigneter erklärt; man erhielt nur eine Anweisung auf die Zukunft, welche „eine, den heißen Wünschen der Nation entsprechende Lösung der innern Gestaltung Deutschlands“ in Aussicht stellte, wofern sich — wohlgemerkt! — der Bund nur sofort entschlösse, durch ein Eingehen auf die österreichischen Anträge und Forderungen die kaiserliche Politik zu unterstützen. Damit war denn auch die ganze Demonstration (die übrigens damals auch keinen Anhalt an den Mittelstaaten mehr fand, deren Bregenzer Farbe mittlerweile auch schon in eine Bamberger übergegangen war) an ihren richtigen Ort gestellt und es bedürfte nicht weiter der lockenden Vorspiegelung von einem „Deutschmachen ganz Oesterreichs“, was Deutschland füglich „der Beharrlichkeit und bewundernswerthen Weisheit“ Derer überlassen mag, welche an die Möglichkeit eines solchen Werkes glauben. Auch konnte die Parteinahme gerade der ultramontanen Blätter für eine von Oesterreich ausgehende Bundesreform keine sonderliche Empfehlung derselben sein. Der wahre Gedanke der ultramontanen Partei war zu leicht zu durchschauen, als daß sich darüber noch Jemand hätte täuschen können, namentlich da um dieselbe Zeit bereits das Concordat verständlich genug gesprochen hatte, um welchen Preis die Unterstützung der Ultramontanen gewonnen war, und welche Aussicht auf Befriedigung der nationalen Wünsche und Bedürfnisse ein auf ein solches Centralisationsmittel sich stützendes Oesterreich bieten könne. Von einer politischen Reform, wie sie die specifisch-katholische Partei versteht, von der verheißenen Umgestaltung Deutschlands unter der Aegide Oesterreichs kann nun einmal geschichtlich und naturgemäß kein Verständiger einen Gewinn für das Vaterland oder dessen Heil erwarten. Dies beruht auf keiner Ansicht, sondern auf einer historischen Unumstößlichkeit und der Natur der Dinge.

Einen scheinbaren Vortheil schien aber die eben berührte Zwischendemonstration doch zu gewähren: man durfte glauben, das österreichische Kabinet

auf Kosten Preußens, das man der Bundesreform feindlich, als Hemmschuh derselben darzustellen suchte, in Deutschland populär gemacht zu haben. Auch fehlte es in dieser Richtung nicht an Angriffen aller Art. Wir zweifeln aber mit Recht, ob irgend ein reeller Gewinn bei diesen Bemühungen herausgekommen, wie sehr auch eine Zeit lang auch Andere vom deutschen Standpunkte aus beklagen mochten, daß Preußen während der orientalischen Krise nicht diejenige Stellung einzunehmen geschienen, die ihm seine Macht und Geltung in Europa anweisen mußte. Denn auch darüber haben sich seitdem die Ansichten vielfach geklärt, und Manches, was damals nicht unbegründeter Vorwurf schien, hat sich später das Recht einer unbefangeneren Würdigung erworben, als sie mitten im Strome der Ereignisse möglich gewesen.

Als der Bundestag im Jahr 1851 reactivirt wurde, nahm Fürst Schwarzenberg den Plan auf, die Hegemonie über Deutschland, zu welcher Preußen durch die constituirenden Versammlungen und die Unionsversuche nicht hatte gelangen können, für Oesterreich durch die Mitel zu gewinnen, welche demselben die bestehende Bundesverfassung darbietet. Der Gedanke davon lag nahe, nachdem Oesterreichs innere Organisation eine Richtung genommen hatte, in welcher dauernde Erfolge nur durch Anlehnung an Deutschland, behufs der Kräftigung des verhältnißmäßig wenig zahlreichen Elementes im Kaiserstaat erreicht werden konnten. Die Durchführung des Plans war möglich, wenn es Oesterreich gelang, sich der Majorität am Bunde auf die Dauer zu versichern, demnächst die Competenz des Bundes und seiner Majoritätsbeschlüsse zu erweitern und wenn Preußen die Macht oder der Einfluß fehlte, erfolgreichen Widerstand zu leisten. Für eine solche Conception waren die Umstände sehr günstig. Bei den intimen Beziehungen zu Rußland konnte Oesterreich auf dessen Unterstützung seiner Politik rechnen; es hatte ferner mit dem in Frankreich neuentstandenen Kaiserthum Verbindungen angeknüpft, welche gegen das Lebensende des Fürsten Schwarzenberg die Besorgniß vor einer Allianz der drei Kaiser im Gegensatz zu Preußen und England hervorriefen. Ebenso lehnte die Mehrzahl der deutschen Regierungen, erschreckt durch die Revolution und die aus derselben entspringende Gefahr einer Präponderanz Preußens sich bereitwillig an Oesterreich an. Letzteres hatte bei der Auswahl der Mehrzahl der Landtagsgesandten einen bestimmenden Einfluß und wußte die Ernennung solcher Persönlichkeiten zu bewirken, welche durch ihre Gesinnung, ihre persönlichen Verhältnisse und Interessen der österreichischen Suprematie ergeben und dienstbar waren.

Auf diese, ihm günstige Stimmung gestützt, nahm Oesterreich bei dem Wiederzusammentritt des Bundes im Jahre 1850 sofort von seiner dominirenden Position Preußen gegenüber Besitz und hat seitdem mit Consequenz und Energie den Plan verfolgt, Preußen aus seiner Großmachtstellung auf das bundesrechtliche Minimum einer von den 35 deutschen Regierungen herabzudrücken, und die Bundesversammlung zu einem österreichischen Verwaltungsbureau über Deutschland umzugestalten. Demgemäß hat die österreichische Bundes-Politik das bis zum Jahr 1848 stets festgehaltene Princip einer vorgängigen Verständigung Oesterreichs und Preußens in allen wichtigen Fragen aufgegeben; an dessen Stelle trat vielmehr das selbstständige

Vorgehen Oesterreichs, ohne Rücksicht auf Preußen. Vertrauend auf die Klientel der ihm zugehörigen Staaten, befolgte es nur die Tactik, die durch sein specifisches Interesse gebotenen Forderungen in das Gewand „allgemeiner deutscher Interessen" zu hüllen. In dieser Verkleidung provocirte es bei jeder sich darbietenden Gelegenheit den Conflict mit Preußen. Konnte das letztere, wie fast immer der Fall, nicht unbedingt auf die Dictamina des Wiener Hofes eingehen, so ward der Vorwurf des Partikularismus gegen dasselbe erhoben und die Schuld der Uneinigkeit und der Zerspaltung Deutschlands ihm aufgebürdet. Es wurde als der Friedensstörer im Bunde denuncirt und der Untergrabung der Bundes-Institutionen angeklagt.

Diese unwürdige Politik begann sofort, als Preußen im Mai 1851 in die reactivirte Bundesversammlung eintrat und es sich um die Anerkennung der seit Ende 1850 ohne seine Mitwirkuug geführten Verhandlungen handelte. Statt einen derartigen, wesentlich formalen Differenzpunkt unerörtert zu lassen, schob Oesterreich ihn geflissentlich in den Vordergrund, um die preußische Regierung gleich von vorne herein zu einer offiziellen Desavouirung ihrer bisherigen Stellung und einem förmlichen Anerkenntniß der Suprematie des jetzt östereichischen Bundes zu nöthigen. Preußen gab nicht nach, aber die österreichisch gesinnte Majorität faßte dessen ungeachtet ihren ersten gegen Preußen gerichteten Beschluß.

Diese Differenz bildete nur das Vorspiel und die Einleitung zu dem intensiveren Konflict, welcher in der Flotten- und der Liquidationsfrage sich demnächst entwickelte.

Während Preußen practischer Weise davon ausging, daß zunächst für die bestehende Flotte zu sorgen und dieselbe von den dabei betheiligten Staaten zu übernehmen sei, brachte Oesterreich das Project der Herstellung einer dreitheiligen deutschen Bundesflotte in Vorschlag, um die Disposition auch über die preußische Flotte dem von ihm präsidirten Bundestag zu acquiriren. Es beanspruchte sein volles Recht an der Flotte, ohne einen Beitrag geleistet zu haben, und wußte durch seinen Einfluß auf Hannover die Einladung Preußens zu dem Nordseeflotten-Congreß zu hindern. Das dessenungeachtet gestellte Anerbieten des letzteren, an dem Nordseeflotten-Verein Theil nehmen zu wollen, wurde zurückgewiesen und damit die Auflösung der deutschen Flotte vollzogen.

In der Liquidations-Angelegenheit der von den einzelnen deutschen Staaten in den Jahren 1848 und 49 für Bundeszwecke gemachten militairischen Aufwendungen trat es mit neuer Forderung von mehr als 60 Millionen Gulden auf, indem es behauptete, daß es seine italienischen und ungarischen Kriege im Interesse des Bundes geführt habe und daß die deutschen Bundesstaaten die Kosten derselben mit tragen müßten. Die letzteren wagten nicht diesen Antrag bestimmt abzulehnen; sie ließen lieber ihre eigenen Forderungen fallen und liberirten auf diese Weise Oesterreich von seiner Zahlungsverbindlichkeit. Auf dem Gebiet des Bundes-Preß- und Vereinswesens traten die hegemonischen Tendenzen Oesterreichs zu gleicher Zeit — 1852 — auch öffentlich entschieden hervor. Der Entwurf des Bundes-Preßgesetzes, welchen der österreichische, k. sächsische und großh. hessische Preßfachmann abfaßten, ent-

hält ein ebenso vollständiges als casuistisch combinirtes System von Preßbeschränkungen; dasselbe sollte seinen Schlußstein und bewegenden Mittelpunkt durch die proponirte Einsetzung eines Bundes-Preß-Comites erhalten. Preußen dagegen beantragte, daß der Bund sich damit begnüge, allgemeine Preßnormen aufzustellen, während die Anwendung derselben und ihre genaue Formulirung zu Specialgesetzen den einzelnen Regierungen zu überlassen sei. Man sieht leicht, auf welcher Seite hier die Absicht, den Bund als ein reactionaires Werkzeug zu gebrauchen, lag, und auf welcher Seite der Wunsch obwaltete, das Centralorgan Deutschlands gegen den Vorwurf zu schützen, als ob dasselbe nur den Zwecken des eben so ängstlichen als herrschsüchtigen österreichischen „Conservatismus“ diene.

In der Rastatter Besatzungsfrage zeigte Oesterreich, wie sehr es darauf ausging, sein Uebergewicht in Süddeutschland festzusetzen und den berechtigten Einfluß Preußens zurückzubrängen; es ging nicht einmal dann auf die Vorschläge des letzteren ein, als das Berliner Cabinet sich willig erwies, Mainz gegen Rastatt zu überlassen, ein Vorschlag, der von Seiten Preußens um so uneigennütziger war, als die Festung Mainz die natürliche Machtsphäre Preußens abschließt.

Am meisten aber trat in der orientalischen Frage das Bestreben Oesterreichs hervor, den Bund — mit Einschluß Preußens — wie ein Anhängsel zu behandeln, welches nur den Beruf habe, das Gewicht Oesterreichs zu verstärken und ihm auf der selbstsüchtigen Bahn, die es einschlug, aus dem Herzen Deutschlands heraus Hilfsmittel zu verschaffen. Nirgends haben sich die staatsmännischen Ideen, nach welchen Preußen, sei es instinctiv, sei es bewußt, sein Verhältniß zu Deutschland regelt, und die eigenwillige Tendenz Oesterreichs, welches Deutschland mißhandelt, indem es demselben eine „große Rolle“ vorfabelt, schärfer gegenübergestanden, als während der orientalischen Wirren. Oesterreich wollte sich an der unteren Donau festsetzen, es wollte hierbei die Maske der Eingenommenheit für die Integrität der Pforte vor sein Gesicht halten, während es nur darauf ausging, die Beute, die es dem Czaaren nicht gönnte, für sich selber in Beschlag zu nehmen. Zu diesem Zwecke liebäugelte es mit dem Westen, bei dem es zugleich den Eindruck hervorzurufen wünschte, als ob der Wiener Hof die deutschen Staaten am Schnürchen führe. Preußens Idee war weitsichtiger, nobler, deutscher. Preußen wollte den Bund als eine feste Gestaltung formiren, die allerdings zunächst das Princip der Neutralität zu behaupten habe, aber nur damit sie bei der unausbleiblichen Erschöpfung der Kämpfenden als eine ausschlaggebende Macht auftrete. Dieser Plan war um so richtiger und nothwendiger, als die Zwecke der Westmächte unklar waren, der Krieg überhaupt einen geheimnißvollen Character trug und man in keinem Augenblick sicher sein konnte, ob die Westmächte nicht darauf ausgingen, das türkische Reich unter der Wucht ihrer Protection zu erdrücken und so wenigstens indirect die damaligen Zwecke Rußlands zu verwirklichen. Oesterreich aber hatte nur den kleinen Kreis seiner Special-Interessen vor Augen, es suchte mit den Fäden von tausend Intriguen die Bundesstaaten an sich heranzuziehen, es sparte keine

Versprechungen von Länderzuwachs oder Machtgewinn, und alle seine Anstrengungen waren nur darauf gerichtet, den besonnenen mahnenden Ruf Preußens zu übertönen. Oesterreich agirte hinter dem Rücken seiner mittelstaatlichen Freunde und setzte einige überraschende Tractaten-Coups in Scene, um seine scheinbar geliebkosten Genossen, die es aber im Stillen verachtete, an seine selbstsüchtigen Berechnungen zu fesseln. Es erreichte seine Hauptabsicht nicht, dafür waren die Augen Preußens zu offen; aber es schwächte Deutschland dergestalt, daß dieses bei dem Friedensschlusse, statt den Ausschlag zu geben, beinahe nur noch die Rolle eines Zuschauers spielen konnte.

Dies sind die Früchte und Lehren der österreichischen Bundespolitik.

Anmerkung zu Cap. VI. Obiges ist im Jahre 1858 geschrieben. Kürzlich haben die deutschen Zeitungen einen Brief des Grafen Bismarck vom Jahre 1859 veröffentlicht, der schärfer als wir es im Stande wären, die Gebrechen schildert, mit denen Deutschland, so lange Oesterreich die deutsche Politik beeinflußt, behaftet bleiben wird. Wir theilen den Brief mit, der von Petersburg aus an den damaligen Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Preußen gerichtet war. Das Schreiben datirt aus der Zeit, wo Preußen wegen des österreichisch-italienischen Krieges zur Mobilmachung geschritten war und wegen der militairischen Führung der deutschen Contingente und der Bundesfeldherrnschaft jene trostlosen Verhandlungen in Frankfurt führte. Das wichtige Actenstück lautet:

Petersburg, 12. Mai 1859.

„Aus den acht Jahren meiner frankfurter Amtsführung habe ich als Ergebniß meiner Erfahrungen die Ueberzeugung mitgenommen, daß die dermaligen Bundeseinrichtungen für Preußen im Frieden eine drückende, in kritischen Zeiten eine lebensgefährliche Fessel bilden, ohne uns dafür dieselben Aequivalente zu gewähren, welche Oesterreich, bei einem ungleich größern Maße eigener freier Bewegung, aus ihnen zieht. Beide Großmächte werden von den Fürsten und Regierungen der kleineren Staaten nicht mit gleichem Maße gemessen; die Auslegung des Zweckes und der Gesetze des Bundes modificirt sich nach den Bedürfnissen der österreichischen Politik. Ich darf mich Ew. Sachkenntniß gegenüber der Beweisführung durch detaillirtes Eingehen auf die Geschichte der Bundespolitik seit 1850 enthalten, und beschränke mich auf die Nennung der Rubriken von der Wiederherstellung des Bundestages, der deutschen Flottenfrage, der Zollstreitigkeiten, der Handels-, Preß- und Verfassungs-Gesetzgebung, der Bundesfestungen Rastatt und Mainz, der Neuenburger und der orientalischen Frage. Stets haben wir uns derselben compacten Majorität, demselben Anspruch auf Preußens Nachgiebigkeit gegenüber befunden. In der orientalischen Frage erwies sich die Schwerkraft Oesterreichs der unsrigen so überlegen, daß selbst die Uebereinstimmung der Wünsche und Neigungen der Bundesregierungen mit den Bestrebungen Preußens ihr nur einen weichenden Damm entgegenzusetzen vermochte. Fast ausnahmslos haben uns damals unsere Bundesgenossen zu verstehen gegeben, oder selbst offen erklärt, daß sie außer Stande

wären, uns den Bund zu halten, wenn Oesterreich seinen eigenen Weg geht, obschon es unzweifelhaft sei, daß das Bundesrecht und die wahren deutschen Interessen unserer friedlichen Politik zur Seite ständen; dieses war wenigstens damals die Ansicht fast aller Bundesfürsten. Würden diese den Bedürfnissen, oder selbst der Sicherheit Preußens jemals in ähnlicher Weise die eigenen Neigungen und Interessen zum Opfer bringen? Gewiß nicht, denn ihre Anhänglichkeit an Oesterreich beruht überwiegend auf falschen Interessen, welche beiden das Zusammenhalten gegen Preußen, das Niederhalten jeder Fortentwickelung des Einflusses und der Macht Preußens als dauernde Grundlage ihrer gemeinschaftlichen Politik vorschreiben. Ausbildung des Bundesverhältnisses mit österreichischer Spitze ist das natürliche Ziel der Politik der deutschen Fürsten und ihrer Minister; sie kann in ihrem Sinne nur auf Kosten Preußens erfolgen und ist nothwendig gegen Preußen gerichtet, so lange Preußen sich nicht auf die nützliche Aufgabe beschränken will, für seine gleichberechtigten Bundesgenossen die Assecuranz gegen zu weit gehendes Uebergewicht Oesterreichs zu leisten, und das Mißverhältniß seiner Pflichten zu seinen Rechten im Bunde, ergeben in die Wünsche der Majorität, mit nie ermüdender Gefälligkeit zu tragen. Diese Tendenz der mittelstaatlichen Politik wird mit der Thätigkeit der Magnetnadel nach jeder vorübergehenden Schwankung wieder hervortreten, weil sie kein willkürliches Product einzelner Umstände oder Personen darstellt, sondern ein natürliches und nothwendiges Ergebniß der Bundesverhältnisse für die kleineren Staaten bildet. Wir haben kein Mittel, uns mit ihr innerhalb der gegebenen Bundesverträge dauernd und befriedigend abzufinden.

Seitdem unsere Bundesgenossen vor neun Jahren unter der Leitung Oesterreichs begonnen haben, aus dem bis dahin unbeachteten Arsenal der Bundesgrundgesetze die Principien ans Tageslicht zu fördern, welche ihrem Systeme Vorschub leisten können, seitdem die Bestimmungen, welche nur eine Deutung im Sinne ihrer Stifter haben konnten, soweit sie von dem Einverständnisse Preußens und Oesterreichs getragen werden, einseitig zur Bevormundung preußischer Politik auszubeuten versucht wurden, haben wir unausgesetzt das Drückende der Lage empfinden müssen, in welche wir durch die Bundesverhältnisse und ihre schließliche historische Entwickelung versetzt worden sind. Wir mußten uns aber sagen, daß in ruhigen und regelmäßigen Zeiten wir das Uebel durch geschickte Behandlung wohl in seinen Folgen abzuschwächen, aber nichts zu seiner Heilung zu thun vermochten; in gefahrvollen Zeiten, wie es die jetzigen sind, ist es zu natürlich, daß die andere Seite, welche sich im Besitz aller Vortheile der Bundeseinrichtungen befindet, gern zugiebt, daß manches Ungehörige geschehen sei, aber im „allgemeinen Interesse" den Zeitpunkt für durchaus ungeeignet erklärt, um vergangene Dinge und „innere" Streitigkeiten zur Sprache zu bringen. Für uns aber kehrt eine Gelegenheit, wenn wir die jetzige unbenutzt lassen, vielleicht nicht sobald wieder, und wir sind später von Neuem auf die Resignation beschränkt, daß sich in regelmäßigen Zeiten nichts an der Sache ändern läßt.

Seine Königliche Hoheit der Prinz-Regent haben eine Haltung angenommen, welche den ungetheilten Beifall aller Derer hat, denen ein Urtheil über preußische Politik beiwohnen kann und die sich dasselbe nicht durch Parteileidenschaften getrübt haben. In dieser Haltung sucht ein Theil unserer Bundesgenossen durch unbesonnene und fanatische Bestrebungen uns irre zu machen. Wenn die Staatsmänner von Bamberg so leichtfertig bereit sind, dem ersten Anstoß des Kriegsgeschrei's der urtheilslosen und veränderlichen Tagesmeinung zu folgen, so geschieht das vielleicht nicht ganz ohne tröstende Hintergedanken an die Leichtigkeit, mit der ein kleiner Staat im Fall der Noth die Farbe wechseln kann. Wenn sie sich dabei aber der Bundeseinrichtungen bedienen wollen, um eine Macht wie Preußen in's Feuer zu schicken; wenn uns zugemuthet wird, Gut und Blut für die politische Weisheit und den Thatendurst von Regierungen einzusetzen, denen unser Schutz unentbehrlich zum Existiren ist; wenn diese Staaten uns den leitenden Impuls geben wollen, und wenn sie als Mittel dazu *bundesrechtliche Theorien* in Aussicht nehmen, *mit deren Anerkennung alle Autonomie preußischer Politik aufhören würde* — dann dürfte es meines Erachtens an der Zeit sein, uns zu erinnern, daß die Führer, welche uns zumuthen, ihnen zu folgen, anderen Interessen dienen als preußischen, und daß sie die Sache Deutschlands, welche sie im Munde führen, so verstehen, daß sie nicht zugleich die Sache Preußens sein kann, wenn wir uns nicht aufgeben wollen.

Ich gehe vielleicht zu weit, wenn ich die Ansicht äußere, daß wir jeden rechtmäßigen Anlaß, welchen unsere Bundesgenossen uns bieten, ergreifen sollten, um zu derjenigen Revision unserer gegenseitigen Beziehungen zu gelangen, deren Preußen bedarf, um in geregelten Beziehungen zu den kleineren deutschen Staaten dauernd leben zu können. Ich glaube, wir sollten den Handschuh bereitwillig aufnehmen, und kein Unglück, sondern einen Fortschritt der Krisis zur Besserung darin sehen, wenn eine Majorität in Frankfurt einen Beschluß faßt, in welchem wir eine Ueberschreitung der Competenz, eine willkürliche Aenderung des Bundeszweckes, einen Bruch der Bundesverträge finden. *Je unzweideutiger die Verletzung zu Tage tritt, desto besser.* In Oesterreich, Frankreich, Rußland finden wir die Bedingungen nicht leicht wieder so günstig, um uns eine Verbesserung unserer Lage in Deutschland zu gestatten, und unsere Bundesgenossen sind auf dem besten Wege, uns vollkommen gerechten Anlaß dafür zu bieten, auch ohne daß wir ihrem Uebermuthe nachhelfen. Sogar die Kreuzzeitung wird, wie ich aus der Sonntagsnummer ersehe, stutzig bei dem Gedanken, daß eine Frankfurter Majorität ohne Weiteres über die preußische Armee disponiren könnte. *Nicht blos an diesem Blatte* habe ich bisher mit Besorgniß die Wahrnehmung gemacht, welche Alleinherrschaft sich Oesterreich in der deutschen Presse durch das geschickt angelegte Netz seiner Beeinflussung geschaffen hat, und wie es diese Waffe zu handhaben weiß. Ohne dieselbe wäre die sogenannte öffentliche Meinung schwerlich zu dieser Höhe montirt worden; ich sage die sogenannte, denn das wirkliche Gros der Bevölkerung ist niemals für den Krieg gestimmt, wenn nicht die thatsächlichen Leiden schwerer Bedrückung es gereizt

haben. Es ist so weit gekommen, daß kaum noch unter dem Mantel allgemeiner deutscher Gesinnung, ein preußisches Blatt sich zu preußischem Patriotismus zu bekennen wagt. Die allgemeine Picpmeyerei spielt dabei eine große Rolle, nicht minder die Zwanziger, die Oesterreich zu diesem Zwecke niemals fehlen. Die meisten Correspondenten schreiben für ihren Lebensunterhalt, die meisten Blätter haben die Rentabilität zu ihrem Hauptzwecke, und an einigen unserer und anderer Blätter vermag ein erfahrener Leser leicht zu erkennen, ob sie eine Subvention Oesterreichs wiederum erhalten haben, sie bald erwarten, oder sie durch drohende Winke herbeiführen wollen.

Ich glaube, daß wir einen erheblichen Umschlag in die Stimmung bringen könnten, wenn wir gegen die Ueberhebungen unserer deutschen Bundesgenossen die Saite selbständiger preußischer Politik in der Presse anschlügen. Vielleicht geschehen in Frankfurt Dinge, welche uns den vollsten Anlaß dazu bieten.

In diesen Eventualitäten kann sich die Weisheit unserer militairischen Vorsichtsmaßregeln noch nach anderen Richtungen hin bethätigen und unserer Haltung Nachdruck geben. Dann wird das preußische Selbstgefühl einen ebenso lauten und vielleicht folgenreicheren Ton geben, als das bundestägliche. Das Wort „deutsch" für „preußisch" möchte ich gern erst dann auf unsere Fahne geschrieben sehen, wenn wir enger und zweckmäßiger mit unseren übrigen Landsleuten verbunden wären, als bisher; es verliert von seinem Zauber, wenn man es schon jetzt, in Anwendung auf den bundestäglichen Nexus, abnützt.

Ich fürchte, daß Ew. mir bei diesem brieflichen Streifzug in das Gebiet meiner früheren Thätigkeit ein ne sutor ultra crepidam im Geiste zurufen; aber ich habe auch nicht gemeint, einen amtlichen Vortrag zu halten, sondern nur das Zeugniß eines Sachverständigen wider den Bund ablegen wollen. Ich sehe in unserm Bundesverhältniß ein Gebrechen Preußens, welches wir früher oder später ferro et igni werden heilen müssen, wenn wir nicht bei Zeiten in günstiger Jahreszeit eine Kur dagegen vornehmen. Wenn heut lediglich der Bund aufgehoben würde, ohne etwas Anderes an seine Stelle zu setzen, so glaube ich, daß schon auf Grund dieser negativen Errungenschaft sich bald bessere und natürlichere Beziehungen Preußens zu seinen deutschen Nachbarn ausbilden würden, als die bisherigen. Bismarck.

Hier ist die Monarchei! Her zu mir.

Jemehr der Staat ist, was er sein soll, nämlich das sittliche Reich, je weniger wird für seine Verfassung die pure Construction aus dem Cajus, aus der Art und Weise genügen, in welcher Cajus das Imperium über sich selbst hat, die Art und Weise, in der Cajus sich seinen Charakter giebt und weiter bildet, also Rechtsgrundsätze in sich aufstellt und sie vor seinem Gewissen sich selbst gebietet, die Art, in der Cajus dann diesen Rechtsgrundsätzen gemäß handelt (Regierung als Executive), oder innerhalb derselben frei schöpferisch lebt (Regierung als eigentliche „Regierung", Verwaltung. — Hier ist das eigentliche Bereich der Verordnungen, im Unterschied von Gesetzen), oder auch in der Art und Weise, in der Cajus des Asketen Geißel über sich schwingt, weil er — wie sein Gewissen ihn richtete — den eigenen Gesetzen (Rechtsgrundsätzen) nicht gemäß (Verfassungs-Handhabung und Executive) handelte, und nicht im Sinne deren Principien lebte und schaffte (in specie: Regierung).

Ich habe da von deinem Einen, untheilbaren Imperium (Obrigkeit) gesprochen, wie es sich auseinanderlegt nach dem wichtigsten Gehalte seiner Thätigkeiten. Und wäre der Staat völlig das sittliche Reich, das er sein soll, er könnte um deshalb doch nie (falsch-constitutionell) in eine Theilung dieser Einen Staats-Gewalt in verschiedene Subjecte eintreten. Nicht an dieser Stelle liegt der wahrhaftige Fortschritt; aber die Eine Staats-Gewalt, in dem Maße, als sie dabei noch die Eine bleibt, kann Mithülfe und Zusammenwirkung mit den Rechts-Subjecten, über welche sie herrscht, derartig anordnen, daß die Mithülfe in abgegrenzten Wirkungskreisen selbständig geübt wird, wie z. B. des Cajus Gewissen sehr selbständig in ihm, selbst gegen seinen Willen, mitwirkt, ohne darum doch des Cajus freie Willens-Entschließung zu lähmen; denn das Imperium des Cajus muß schließlich Gesetzgeber allein bleiben können!

Nicht daß die Gewalt sich an andere Subjecte parlamentarisch austheile, nicht daß sie an das Bürgerthum, oder an die Arbeiter, oder an den Adel abgetreten werde, ist der Fortschritt, sondern das ist er, daß das Object, auf das die Gewalt sich richtet, die Ordnung der Gesellschaft, eine gerechtere und um so viel geschätztere ist, als menschliche Dinge überhaupt Garantie gewähren, denn prima sedes a nemine judicatur, und über eine letzte Autorität kann es nicht wieder eine geben, und Cajus muß schließlich sein können der Gesetzgeber allein!

Wie machen wir, daß die Eine, untheilbare Gewalt in ihren Beweggründen die volle Staats-Idee und gleichzeitig das völlige Recht des Individuums, und zwar in deren wechselwirkenden Einander-Beschränkungen und

Ausgleichungen, in sich aufnehme? da liegt der Fortschritt, und nur im ächt-constitutionellen Princip ist er begriffen und ermöglicht.*)

Jemehr nun aber der Staat nicht ist, was er sein soll, nicht schon sittliches Reich ist und an Institutionen krankt, die geradezu die Formen, die er etwa von einem sittlichen Reiche schon entlehnte, in die Waffe für einen Verrath verkehren,**) jemehr wird er in dem Nothstande sein, pure in der Art und Weise zu verfahren, in welcher Cajus das Imperium über sich selbst führt.

Wie soll Friedrich oder Wilhelm seinen Gesetzes-Vorschlag am Landes-Charakter der Volksvertretung erproben, wenn diese in keiner Weise diesen Charakter darstellen?

Er wird verfahren müssen, wie Cajus in seinem organisirten Staats-Ganzen, und wird nicht dem sittlichen Reiche gerecht werden können.

Er wird sich in sein selbstverständliches Ur-Recht des Imperiums stellen müssen, das wir forderten und das aus den genannten Gründen die Verfassungen lieber verschweigen. Denn das ist kein ächter Rechts-Staat, der dem principalen Haupt-Stücke des Staates, dem Imperium, sein principales Recht nicht zuerkennen will.

Dennoch wird er, gilt dem Lande nur Schaden und Nachtheil, getrost mit langen Zügeln fahren, denn am belehrenden Nachtheil begehren die Geister von selbst des Zügels und erbitten ihn; gilt es aber nicht Schaden und Nachtheil, gilt es den Staat, seinen Begriff, sein Leben selbst, dann wird der König kein Recht haben, sein Imperium zu verschlafen.

Da heiße einer der Landes-Vertreter, die den Landescharakter darstellen sollen und nicht darstellen — Behrends, der Andere heiße Temme, und der Eine zieht es vor, in Amerika, der Andere in der Schweiz zu privatisiren.

Wo privatisiren doch die Hohenzollern?

Im Auftrage Gottes fungiren sie öffentlich und amtlich an Preußens Ehre und Glück.

Sollte nicht die fides publica des Staates schon dahin gehen und die

---

*) So habe ich gesprochen und gewirkt öffentlich seit den März-Tagen 1848. Hocherfreut erkannte ich dann in dem mir damals noch unbekannten Stahl den Mann, der in dieser Erkenntniß schon länger und bis auf die tiefsten Fundamente grundlegend wirkte.

Wie Stahl und der Verfasser von dem Nominalisten Leo und dem Theokraten und Hallerianer v. Gerlach sich scheiden, lehrt jeder Blick. Der Verfasser blickt nicht als betrübter Lohgerber den fortschwimmenden Freiheits-Tendenzen mit dem Wunsche nach, daß er diese Felle doch auch haben möchte; vielmehr ist in seinem Grund-Principe schon die Potenz enthalten, aus der Alles was am Liberalismus das Berechtigte ist, von selbst mit hervorströmt. Das war die Position Stahls.

**) Preußen in heutiger Uebergangs-Epoche krankt an seinem Wahlgesetz. Die Uebergangs-Epoche bringt es mit sich, daß die Geister über „Neuzubegründendes" sinnen. Philosophische, individuelle Pläne und Entwürfe möchten vielleicht durchführbar sein?

Hat sich doch in den Märztagen 48 etwas erreichen lassen! War doch schon in der Verfassung (Waldeck) einmal ein gut Stück Belgien und Frankreich! So ein bischen Parlamentarisches unter Titel von Englands „würdigem Königthum!"

Das Wahlgesetz ist nun so beschaffen, daß es just den Elementen dieser Frage- und Ausrufungszeichen Thür und Thore öffnet.

Dabei hat die Verfassung dem sittlichen Reiche schon die Formen entlehnt: „die Volksvertreter beschließend in der Gesetzgebung!"

Oben die Formen des sittlichen Reiches und unten eine Schul Kinder-Revolution: „wer macht seinen politischen Aufsatz am Besten!?" „wer führt ihn am rücksichtslosesten gegen den fatalen Lehrer durch?!"

rechtliche Präsumtion, daß der König, als das Eine, ungetheilte Imperium, da alle deutschen Kammern nur theilnehmen und mithelfen bei Ausübung dieses Imperiums, daß der König als Träger des continuirlichen Staatswesens unendlich mehr den Charakter des Landes und sein Interesse und seinen Bestand vertritt, als jene Creaturen des kranken Wahlgesetzes in aufgewühlter Uebergangs-Epoche, die vielleicht schon künftiges Jahr ihren Schoppen in Amerika oder der Schweiz trinken? — —

Cajus. Lieber Vater ich denke, nun könntest du mich und Cäcilie, die Kinder deiner mehr tendenziösen als darstellerischen Laune wohl abtreten lassen. Wir haben unsern Dienst gethan, wir können gehen.

Vater. Soit fait, comme il est desiré!

Wir fahren nun in directer Rede fort.

Durch Vorstehendes glauben wir nun Manches geleistet zu haben. Wir haben die Quellen dargelegt, aus welchen die Construction des Staatsmannes überhaupt nur schöpfen kann.

Wir haben uns klar ausgesondert aus dem wüsten Conglomerat, das man: „die Conservativen" nennt.

Wir haben zur Anschauung gebracht, wie nur unsere Idee — Dank der Quelle, aus der wir schöpfen: „das sittliche Reich und die Personen-Idee —" alle Lösung bietet und auch das am Liberalismus Berechtigte (siehe auch unseren Aufsatz in der N. P. Ztg. Nr. 185 u. 187, 1862) erfüllet.

Es wird deutlich geworden sein, worin der falsche, worin der wahrhaftige Constitutionalismus besteht; es wird begriffen sein, wie wir unsere Verfassung als die eines richtigen Königthums, und wie wir die Lese-Art, welche die Linke unserer Verfassung gegen Geschichte, gegen tägliche Ausübung, gegen Wortlaut und gegen den Begriff des Königthums geben will, als den Hochverrathsversuch bezeichnen, die Republik des parlamentarischen Regiments der bestehenden Verfassung (mit Umgehung des für Abänderung bestehendeen Paragraphen und unter Anwendung der Erregung im Lande) zu unterstellen.

Eines ist zweifellos geworden: der Verfasser beugt sich in Ehrfurcht vor Allem, was Gesetz ist, und ist ihm Gesetz und Recht eine so ursprüngliche Macht als das Imperium (Souveränetät des Herrscher-Willens der Person seienden Staats-Gewalt) selbst. Aber nicht entfernt ist er gesonnen, sich durch das Gesetz, als einer mißbrauchten Schlinge in Mörderhand, erdrosseln zu lassen.

> Die Ehrfurcht vor der legalen Handhabung des Gesetzes, vor dieser Aufrechthaltung des Formellen hat die Stellung des Mittels zum Zweck. Diese strikte Legalität soll einen inhaltlichen Bestand schirmen und wahren. Wird sie angewendet just zur Vernichtung dieser rechtlichen Realität, alsdann fort mit dem Advokaten-Kniff, denn dann kann dieses unheilige Mittel nur den heiligen Zweck verwüsten.

Aber freilich fordern wir, daß der Nothstand flagrant und evident sei; er ist beides!

Das „Handbuch der Provinz Schlesien" und das Land Schlesien.

I.

Zu einer Zeit, wo die von Racenhaß gegen das „deutsche", von Religionshaß gegen das „ketzerische", von Neid, Mißgunst und Raubgier gegen das „reiche" Preußen erfüllten zahlreichen Heerschaaren Oesterreichs an den Grenzen unseres Vaterlandes stehen, jeden Augenblick bereit, auf den Wink ihres Herrschers sich über Schlesiens Fluren zu ergießen, um diese schönste Perle der preußischen Königskrone, dieses herrliche und von der Natur so gesegnete Land, durch dessen Eroberung und Besitz der dermalige preußische Staat fast verdoppelt worden und zu einer europäischen Großmacht emporgestiegen ist, wo möglich dem preußischen Scepter wieder zu entreißen, gleicher Weise den Königsstaat Preußen zu einer Macht zweiten oder wohl gar dritten Ranges wieder herunterzudrücken und den König von Preußen, der mehr als einmal sein gewichtiges und entscheidendes Wort im Rathe der Großstaaten Europas gesprochen, wieder zu dem ohnmächtigen „Marquis von Brandenburg", der er früher gewesen, zu erniedrigen; zu einer Zeit, wo nicht bloß ganz Deutschland, sondern das gesammte Europa auf Preußen und auf Schlesien insbesondere mit Spannung blickt, auf Schlesien, das, obwohl, wie keine andere Provinz des preußischen Staats, von den blutgierigen Horden des undeutschen Feindes bedroht, gleichwohl mit Ruhe und Entschlossenheit der drohenden Gefahr entgegensieht und allenthalben zahlreiche Beweise seiner Anhänglichkeit an das preußische Königshaus und seines Patriotismus giebt, — ungleich der Mehrzahl jener Führer der sogenannten Fortschrittspartei in den übrigen Provinzen des Staates, die in ihrer grenzenlosen Unkenntniß der österreichisch-preußischen Geschichte der Vergangenheit und Gegenwart und in ihrer fast beispiellosen politischen Taktlosigkeit thörichter Weise wähnen, durch ihre albernen Friedensresolutionen dem Kriege vorbeugen zu können, während dieselben im Gegentheil nothwendiger Weise dazu beitragen müssen, den Wiener-Hof in dem Wahne zu bestärken, Preußen könne sich nicht schlagen, somit also den Krieg herbeizuführen, — zu einer solchen Zeit ist so eben ein wichtiges Werk erschienen, ganz dazu gemacht uns einen näheren Aufschluß über die gegenwärtigen Verhältnisse des Landes, um dessen Besitz es sich zunächst in dem bevorstehenden Kampfe zwischen Oesterreich und Preußen handelt, nämlich von Schlesien zu geben. Das Werk ist von dem Königlichen Ober-Präsidial-Bureau in Breslau herausgegeben und führt den Titel:

Handbuch der Provinz Schlesien. Erste Abtheilung: Schlesische Instanzien-Notiz, Nachweis der Königl. Civil-Verwaltungen, sowie ständischen und Comunal-Behörden, der Geistlichkeit, Medicinal-Personen, Unterrichts- und Bildungs-Anstalten, öffentlichen Institute und Vereine, Rittergüter und deren Besitzer. Zweite Abtheilung: Gewerbliches Adreßbuch, Ver-

zeichniß der Handelskammern, Actiengesellschaften, Handelsfirmen, Berg- und Hüttenwerke, Fabriken und Geschäfte. Herausgegeben von dem Königlichen Ober-Präsidial-Bureau. Breslau, Verlag von Wilh. Gottl. Korn. 1866. (319 und 141 S., nebst dem Namen-Register zur 1. Abth.)

Schon der Titel zeigt den Inhalt und zugleich die Reichhaltigkeit des vorstehenden Werkes an. Ueber welche Verhältnisse Schlesiens in der Gegenwart man nur immer Aufklärung wünschen mag, darüber erfährt man das Erforderliche aus der oben erwähnten mit großer Sorgfalt und Genauigkeit ausgearbeiteten Schrift. Von ihr geleitet wollen wir des Interesses halber das bei der jetzigen politischen Lage Schlesien für jeden Preußen haben muß, für diejenigen, welche das gesammte Land nicht, wie dem Schreiber dieser Zeilen, aus eigener Anschauung bekannt ist, über dasselbe hier einige Mittheilungen geben.

Schlesien, in seiner Hauptrichtung von Südost nach Nordwest an 70 Meilen lang, und von Südwest nach Nordost 20—24 Meilen breit, wird im Norden von den preußischen Provinzen Brandenburg und Posen, ost-, süd- und westwärts aber vom Königreich Polen, den kaiserl.-österreichischen Staaten und dem Königreich Sachsen begrenzt. Der Flächeninhalt beträgt 731,41 □ Meilen, mit einer Gesammtbevölkerung von 3,510,706 Einwohnern. Die Grafschaft Glatz und der im Jahre 1805 erworbene Theil des Markgrafenthums Ober-Lausitz sind der Provinz einverleibt worden. — Von der gedachten Bodenfläche kommen auf Ackerland 8,000,000 Morgen, auf Waldungen 3,900,000 Morgen, auf Wiesen 2,150,000 Morgen, auf Trift 1,410,000 M., auf Unland 370,000 M., auf Gewässer 240,000 M., auf Gärten 130,000 M. Aus dieser Uebersicht ergiebt sich, daß Schlesien, obwohl es zum Theil ein Gebirgsland ist, dennoch eine reiche, ausgebreitete Feldflur besitzt. Im Hochlande am Abfall der Sudeten und im obern Gebiete der Oder ist der Boden weniger ergiebig und das Klima rauh, am rechten Oderufer sind durch öftere Ueberschwemmungen die Felder versandet, dagegen breiten am linken Ufer und am Fuße der Gebirge sich die reichsten Fluren aus, so daß, namentlich in der Umgegend von Liegnitz, Schweidnitz und Neiße, Bauern mit einem Vermögen von 20- bis 30,000 Thaler gar keine Seltenheit sind. — Seiner ganzen Länge nach wird Schlesien von dem schiffbaren Oderstrome, der in einer Breite von 100 Fuß in das preußische Gebiet tritt, bei Ratibor schiffbar wird und, von beiden Ufern durch Nebenflüsse reichlich genährt, mit jedem Schritt wächst, so daß bei Breslau ihre Breite bereits 475 F. beträgt, als seiner eigentlichen Herzader durchströmt. — An Mineralien hat Schlesien, insbesondere Oberschlesien, keinen Mangel; es liefert an Metallen: Silber, Kupfer, Eisen, Blei, Kobalt, Arsenik, Zink (Galmei); an Halbedelsteinen: sehr große Rauch- und Gold-Topase, Bergcristalle, Jaspis, Aventuria, Carneol u. a. m.; an Stein- und Erdarten: Marmor, Kalk, Serpentin, Granit, Steinkohlen, Mergel, Porzellanerde, Alaun, Vitriol, Salpeter und Schwefel. Daher wird besonders in Oberschlesien und in der Umgegend von Waldenburg, namentlich in Steinkohlen ein beträchtlicher Bergbau betrieben. An Steinkohlen-Gruben giebt es in

Oberschlesien gegen 460, in der Umgegend von Waldenburg 60, im glatzer Lande einige 20 und im Regierungsbezirk Liegnitz ebenfalls gegen 20. Außerdem befinden sich gegen 120 Braunkohlen-, über 110 Eisenerz-, über 110 Zinkerz-, einige 30 Bleierz-, 1 Nickelerz-, 1 Manganerz-, 5 Arsenikerz-, 8 Vitriolerz-, 1 Alaunerz- und 4 Graphit-Gruben, 2 Flußspathgründe, 2 Dachschieferbrüche und 1 Goldsand-Districtfeld in Schlesien.

(Fortsetzung folgt.)

Diplomatische Revue.

Wochenschau.

Der deutsche Bund ist aufgelöst, und es ist dieser Thatsache die entsprechende Expansion Preußens auf dem Fuße gefolgt. Auch in gegenwärtiger Woche lassen wir die diplomatischen Aktenstücke reden, von welchen die großartige Entwickelung, die vor uns steht, begleitet war. Preußens Verfahren wurde gleich am Freitag Abend von dem „Staatsanzeiger" durch nachstehende Erklärung motivirt:

Die Regierung Sr. Majestät des Königs ist durch das bundeswidrige Verfahren einer Mehrzahl Ihrer bisherigen deutschen Bundesgenossen zu einem Schritte gezwungen worden, durch welchen das bestehende europäische Vertragsrecht wesentlich alterirt wird.

Oesterreich, dessen Heeresmassen unsere Grenzen bedrohen, hatte im schroffsten Widerspruch mit dem Geist und Wortlaut der Bundes-Acte am 11. Juni d. J. die Mobilisirung des gesammten außerpreußischen Bundesheeres in Antrag gebracht und zwar wegen angeblicher Gefährdung seines Besitzstandes in Holstein durch preußischer Seits gebrauchte Selbsthülfe, unter Berufung auf Art. 19 der Wiener Schlußacte.

Dieser Artikel bildet aber nach dem bisherigen Bundesrechte keinen Anhalt für kriegerische Vorkehrungen des Bundes. Er ist vielmehr nur der Ausgangspunkt für das durch die folgenden Artikel der Wiener Schlußacte vorgeschriebene rechtliche Verfahren. Mittelst des letzteren sollten solche Streitigkeiten zwischen Bundesgliedern beigelegt werden, welche in die verfassungsmäßige Competenz des Bundes fallen und für dieses rechtliche Verfahren enthält schließlich die Executions-Ordnung die weiteren Vorschriften.

Eine Mobilisirung oder Aufstellung des Bundesheeres auf Grund der Bundeskriegs-Verfassung gegen ein Bundesglied kennen die Bundesverträge nicht. Eine solche steht im direkten Gegensatz zu dem Artikel 2 und dem

Artikel 11, Alinea 4, der Bundesacte, welche Artikel, als Artikel 54 und 63 der Wiener Congreß-Acte vom 9. Juni 1815 auch einen Bestandtheil des europäischen Rechtes bildeten.

Beides, das Bundesrecht wie das europäische Recht mußte hiernach durch den österreichischen Antrag verletzt werden. Als derselbe trotz des von Preußen dagegen erhobenen Protestes in der Bundestagssitzung vom 14. Juni dennoch zur Verhandlung gelangt und von der Bundesversammlung mit einfacher Majorität zum Beschluß erhoben worden, hat der königliche Bundestagsgesandte Namens Sr. Majestät des Königs den dadurch vollzogenen Bruch des Bundes konstatirt und unter Wahrung aller aus dem bisherigen Bundesverhältniß Preußen noch zustehenden oder entspringenden Rechte die Bundesversammlung verlassen.

Die Erklärung des königl. Bundestagsgesandten lautet wie folgt:

„Nachdem die hohe Bundesversammlung ohnerachtet des von dem Gesandten im Namen seiner Allerhöchsten Regierung gegen jede geschäftliche Behandlung des österreichischen Antrages eingelegten Protestes zu einer dem entgegenstehenden Beschlußfassung geschritten ist, hat der Gesandte nunmehr die ernste Pflicht zu erfüllen, hoher Versammlung diejenigen Entschließungen kundzugeben, zu welchen, gegenüber der soeben erfolgten Beschlußfassung des Gesandten Allerhöchste Regierung in Wahrung der Rechte und Interessen der preußischen Monarchie und ihrer Stellung in Deutschland zu schreiten für geboten erachtet. Der Act der Einbringung des von der k. k. österreichischen Regierung gestellten Antrages an sich selbst, steht nach der festen Ueberzeugung des königlichen Gouvernements zweifellos mit der Bundesverfassung in offenem Widerspruch und muß daher von Preußen als ein Bruch des Bundes angesehen werden.

Das Bundesrecht kennt Bundesgliedern gegenüber nur ein Executionsverfahren, für welches bestimmte Formen und Voraussetzungen vorgeschrieben sind. Die Aufstellung eines Bundesheeres gegen ein Bundesglied auf Grund der Bundeskriegsverfassung sind dieser eben so fremd, wie jedes Einschreiten der Bundesversammlung gegen eine Bundesregierung außerhalb der Normen des Executionsverfahrens.

Insbesondere aber steht die Stellung Oesterreichs in Holstein nicht unter dem Schutz der Bundesverträge, und S. M. der Kaiser von Oesterreich kann nicht als Mitglied des Bundes für das Herzogthum Holstein betrachtet werden.

Aus diesen Gründen hat die königliche Regierung davon Abstand genommen, irgendwie auf die materielle Motivirung des Antrages einzugehen, für welchen Fall es ihr eine leichte Aufgabe gewesen sein würde, den gegen Preußen gerichteten Vorwurf des Friedensbruches zurückzuweisen und denselben gegen Oesterreich zu richten; dem königlichen Cabinet erschien vielmehr als das allein rechtlich gebotene und zulässige Verfahren, daß der Antrag wegen seines widerrechtlichen Charakters von vornherein seitens der Bundesversammlung abgewiesen werden müßte.

Daß diesem ihrem bestimmten Verlangen von ihren Bundesgenossen

nicht entsprochen worden ist, kann die königliche Regierung im Hinblick auf das bisherige Bundesverhältniß nur aufs Tiefste beklagen.

Nachdem das Vertrauen Preußens auf den Schutz, welchen der Bund jedem seiner Mitglieder verbürgt hat, durch den Umstand tief erschüttert worden war, daß das mächtigste Glied des Bundes seit drei Monaten im Widerspruch mit den Bundesgrundgesetzen zu dem Behufe der Selbsthülfe gegen Preußen gerüstet hat, die Berufungen der königlichen Regierung aber an die Wirksamkeit des Bundes und seiner Mitglieder zum Schutze Preußens gegen willkürlichen Angriff Oesterreichs nur Rüstungen anderer Bundesglieder ohne Aufklärung über den Zweck derselben zur Folge gehabt haben, mußte die königliche Regierung die äußere und innere Sicherheit, welche nach Artikel 2 der Bundesacte der Hauptzweck des Bundes ist, bereits als in hohem Grade gefährdet erkennen. Diese ihre Auffassung hat der vertragswidrige Antrag Oesterreichs und die eingehende, ohne Zweifel auf Verabredung beruhende Aufnahme desselben durch einen Theil ihrer bisherigen Bundesgenossen nur noch bestätigen und erhöhen können.

Durch die nach dem Bundesrechte unmögliche Kriegserklärung gegen ein Bundesglied, welche durch den Antrag Oesterreichs und das Votum derjenigen Regierungen, welche ihm beigetreten sind, bedingt ist, sieht das königliche Cabinet den Bundesbruch als vollzogen an.

Im Namen und auf Allerhöchsten Befehl S. M. des Königs, seines Allergnädigsten Herrn, erklärt der Gesandte daher hiermit, daß Preußen den bisherigen Bundesvertrag fur gebrochen und deshalb nicht mehr verbindlich ansieht, denselben vielmehr als erloschen betrachten und behandeln wird.

Indeß will S. M. der König mit dem Erlöschen des bisherigen Bundes nicht zugleich die nationalen Grundlagen, auf denen der Bund auferbaut gewesen, als zerstört betrachten.

Preußen hält vielmehr an diesen Grundlagen und an der über die vorübergehenden Formen erhabenen Einheit der deutschen Nation fest und sieht es als eine unabweisliche Pflicht der deutschen Staaten an, für die letzteren den angemessenen Ausdruck zu finden.

Die königliche Regierung legt ihrerseits die Grundzüge einer neuen, den Zeitverhältnissen entsprechenden Einigung hiermit noch vor und erklärt sich bereit, auf den alten, durch eine solche Reform modificirten Grundlagen einen neuen Bund mit denjenigen deutschen Regierungen zu schließen, welche ihr dazu die Hand reichen wollen.

Der Gesandte vollzieht die Befehle seiner Allerhöchsten Regierung, indem er seine bisherige Thätigkeit hiermit nunmehr für beendet erklärt.

Schließlich hat der Gesandte seiner Allerhöchsten Regierung, in deren Namen und Auftrag, alle derselben aus dem bisherigen Bundesverhältniß zustehenden und sonst noch daraus entspringenden Rechte und Ansprüche jeder Art auf das Eigenthum und alle Zuständigkeiten des Bundes vorzubehalten und zu wahren, insbesondere ist er noch angewiesen, gegen jede Verwendunge bewilligter Bundesgelder resp. gegen jede Disposition darüber, welche ohn

ihre besondere Zustimmung etwa erfolgen sollte, ausdrücklich Protest einzulegen."

Dem entschiedenen Charakter unserer Regierung entsprechend, ward der obigen Rechtsmotivirung sogleich der Nachdruck der That verliehen.

Die Preußischen Gesandten in Cassel, Dresden und Hannover erhielten am 15. Juni den Auftrag, den drei Regierungen ein Ultimatum vorzulegen, das die Bedingungen enthielt, unter denen Preußen nach der Zersprengung des Bundesverhältnisses mit ihnen in eine neue Union zu treten bereit sei: Rückführung des Militairstandes der drei Staaten auf den Status vom 1. März, Neutralität, Wahlen zum Parlament. Diese Bedingungen wurden verworfen: am Abend des 15. standen Preußische Soldaten auf Sächsischem Boden, am Morgen des 16. rückten Preußische Truppen in Kurhessen und Hannover ein.

Gleichzeitig wurden die Königlichen Missionen beauftragt, zunächst bei denjenigen Mächten, welche zu den Unterzeichnern der Wiener Congreß-Acte vom 9. Juni 1815 gehören, den Bruch der Bundesacte und damit der Artikel 53 bis 64 jener Europäischen Verträge, in welche dieselbe aufgenommen worden, mittelst besonderer Noten zu constatiren, sodann aber auch allen übrigen Mächten von diesem Acte Mittheilung zu machen.

Noch am Nachmittag des 16. erschien im Staatsanzeiger eine Erklärung, welche wohl dazu bestimmt war, als eine Proclamation an die deutschen Völker zu dienen und welche daher auch, wie wir hören, den Generälen, die in die Nachbarstaaten einrückten, in Form eines Flugblattes zum Zwecke der Vertheilung mitgegeben wurde. Sie lautete:

„Nachdem der Deutsche Bund ein halbes Jahrhundert lang nicht die Einheit, sondern die Zerrissenheit Deutschlands dargestellt und gefördert, dadurch längst das Vertrauen der Nation verloren hatte und dem Auslande als die Bürgschaft der Fortdauer deutscher Schwäche und Ohnmacht galt, hat er in den letzten Tagen dazu gemißbraucht werden sollen, Deutschland gegen ein Bundesglied in die Waffen zu rufen, welches durch den Vorschlag der Berufung eines deutschen Parlaments den ersten und entscheidenden Schritt zur Befriedigung der nationalen Forderungen gethan hatte. Für den von Oesterreich erstrebten Krieg gegen Preußen fehlte jeder Anhalt in der Bundesverfassung, wie jeder Grund, oder auch nur scheinbare Vorwand.

Mit dem Beschluß vom 14. Juni, durch welchen die Mehrheit der Bundesglieder beschloß, sich zum Kriege gegen Preußen zu rüsten, ist der Bundesbruch vollzogen und das alte Bundesverhältniß zerrissen. Nur die Grundlage des Bundes, die lebendige Einheit der deutschen Nation, ist geblieben; und es ist die Pflicht der Regierungen und des Volkes, für diese Einheit einen neuen, lebenskräftigen Ausdruck zu finden. Für Preußen verbindet sich damit die Pflicht zur Vertheidigung seiner durch jenen Beschluß und durch die Rüstungen seiner Gegner bedrohten Unabhängigkeit. Indem das preußische Volk zur Erfüllung dieser Pflicht seine Gesammtkraft aufbietet, bekundet es zugleich den Entschluß, für die im Interesse Einzelner bisher gewaltsam gehemmte nationale Entwickelung Deutschlands den Kampf

aufzunehmen. In diesem Sinne hat Preußen sofort nach Auflösung des Bundes den Regierungen ein neues Bündniß auf die einfachen Bedingungen des gegenseitigen Schutzes und der Theilnahme an den nationalen Bestrebungen angeboten. Es verlangte nichts als Sicherung des Friedens, und zu diesem Behufe sofortige Berufung des Parlaments.

Seine Hoffnung auf Erfüllung dieses gerechten und mäßigen Verlangens ist getäuscht worden. Das Anerbieten Preußens ist abgelehnt, und letzteres damit genöthigt worden, nach der Pflicht der Selbsterhaltung zu verfahren. Feinde oder zweifelhafte Freunde kann Preußen an seiner Grenze und zwischen seinen Grenzen in einem solchen Augenblick nicht dulden. Indem die preußischen Truppen die Grenze überschreiten, kommen sie nicht als Feinde der Bevölkerung, deren Unabhängigkeit Preußen achtet, und mit deren Vertretern es in der deutschen National-Versammlung gemeinsam die künftigen Geschicke des deutschen Vaterlandes zu berathen hofft. Möge das deutsche Volk, im Hinblick auf dieses hohe Ziel, Preußen mit Vertrauen entgegenkommen, und die friedliche Entwickelung des gemeinsamen Vaterlandes fördern und sichern helfen!"

Das Königreich Sachsen ist ohne Schwertstreich besetzt worden, Kurhessen und Hannover sind in unsern Händen. Es gilt, diese Ländermasse mit Preußen in ein gemeinsames Verfassungsleben aufzunehmen. Wir sehen voraus, daß inmitten des Kriegeswetters die Ausführung des parlamentarischen Unionsplanes nicht wird auf sich warten lassen.

Unterm 18. Juni hat Se. Majestät der König nachstehenden Aufruf erlassen:

An mein Volk!

In dem Augenblicke, wo Preußens Heer zu einem entscheidenden Kampfe auszieht, drängt es Mich, zu Meinem Volke, zu den Söhnen und Enkeln der tapferen Väter zu reden, zu denen vor einem halben Jahrhundert Mein in Gott ruhender Vater unvergessene Worte sprach.

„Das Vaterland ist in Gefahr!"

Oesterreich und ein großer Theil Deutschlands steht gegen dasselbe in Waffen!

Nur wenige Jahre sind es her, seit Ich aus freiem Entschlusse und ohne früherer Unbill zu gedenken, dem Kaiser von Oesterreich die Bundeshand reichte, als es galt, ein deutsches Land von fremder Herrschaft zu befreien. Aus dem gemeinschaftlich vergossenen Blute hoffte Ich, würde eine Waffenbrüderschaft erblühen, die zu fester, auf gegenseitiger Achtung und Anerkennung beruhender Bundesgenossenschaft und mit ihr zu all dem gemeinsamen Wirken führen würde, aus welchem Deutschlands innere Wohlfahrt und äußere Bedeutung als Frucht hervorgehen sollte. Aber Meine Hoffnung ist getäuscht worden. Oesterreich will nicht vergessen, daß seine Fürsten einst Deutschland beherrschten; in dem jüngeren, aber kräftig sich entwickelnden Preußen will es keinen natürlichen Bundesgenossen, sondern nur einen feindlichen Nebenbuhler erkennen. Preußen — so meint es — muß in allen seinen Bestrebungen bekämpft werden, weil, was Preußen frommt, Oesterreich

schade. Die alte unselige Eifersucht ist in hellen Flammen wieder aufgelodert: Preußen soll geschwächt, vernichtet, entehrt werden. Ihm gegenüber gelten keine Verträge mehr, gegen Preußen werden deutsche Bundesfürsten nicht blos aufgerufen, sondern zum Bundesbruch verleitet. Wohin wir in Deutschland schauen, sind wir von Feinden umgeben, deren Kampfgeschrei ist: „Erniedrigung Preußens!"

Aber in Meinem Volke lebt der Geist von 1813. Wer wird uns einen Fuß breit preußischen Bodens rauben, wenn wir ernstlich entschlossen sind, die Errungenschaften unserer Väter zu wahren, wenn König und Volk durch die Gefahren des Vaterlandes, fester als je geeint, an die Ehre desselben Gut und Blut zu setzen, für ihre höchste und heiligste Aufgabe halten. In sorglicher Voraussicht dessen, was nun eingetreten ist, habe Ich seit Jahren es für die erste Pflicht Meines Königlichen Amtes erkennen müssen, Preußens streitbares Volk für eine starke Machtentwickelung vorzubereiten. Befriedigt und zuversichtlich wird mit Mir jeder Preuße auf die Waffenmacht blicken, die unsere Grenzen deckt. Mit seinem Könige an der Spitze wird sich Preußens Volk ein wahres Volk in Waffen fühlen! Unsere Gegner täuschen sich, wenn sie wähnen, Preußen sei durch innere Streitigkeiten gelähmt. Dem Feinde gegenüber ist es einig und stark; dem Feinde gegenüber gleicht sich aus, was sich entgegenstand, um demnächst im Glück und Unglück vereint zu werden.

Ich habe Alles gethan, um Preußen die Lasten und Opfer eines Krieges zu ersparen; das weiß Mein Volk; das weiß Gott, der die Herzen prüft. Bis zum letzten Augenblicke habe Ich, in Gemeinschaft mit Frankreich, England und Rußland, die Wege für eine gütliche Ausgleichung gesucht und offen gehalten. Oesterreich hat nicht gewollt, und andere deutsche Staaten haben sich offen auf seine Seite gestellt. So sei es denn. Nicht Mein ist die Schuld, wenn Mein Volk schweren Kampf kämpfen und vielleicht harte Bedrängniß wird erdulden müssen; aber es ist uns keine Wahl mehr geblieben! Wir müssen fechten um unsere Existenz; wir müssen in einen Kampf auf Leben und Tod gehen gegen Diejenigen, die das Preußen des großen Kurfürsten, des großen Friedrich, das Preußen, wie es aus den Freiheitskriegen hervorgegangen ist, von der Stufe herabstoßen wollen, auf die seiner Fürsten Geist und Kraft, seines Volkes Tapferkeit, Hingebung und Gesittung es emporgehoben haben.

Flehen wir den Allmächtigen, den Lenker der Geschicke der Völker, den Lenker der Schlachten an, daß Er unsere Waffen segne!

Verleiht uns Gott den Sieg, dann werden wir auch stark genug sein, das lose Band, welches die deutschen Lande mehr dem Namen als der That nach zusammenhielt, und welches jetzt durch Diejenigen zerrissen ist, die das Recht und die Macht des nationalen Geistes fürchten, in anderer Gestalt fester und heilvoller zu erneuen.

Gott mit uns!

Berlin, den 18. Juni 1866. (gez.) Wilhelm.

Publicistische Aphorismen.

1.

Wohlanständigkeit oder Honnêteté.

Setz' Deinen Fuß auf ellenhohe Socken,
Du bleibst doch immer was Du bist.
Faust.

Trajan, der beste und nach dem Julius Cäsar der größte Kaiser, ließ zweifelhaft, ob er wegen seiner Siege mehr Heldenlob oder mehr Ehrfurcht wegen seines Anstandes verdiente. Bei Oesterreich dagegen und der mitteleuropäischen Staatengruppe ist leider garnichts problematischer Natur. Studirt man z. B. Oesterreichs Exposés, so kann man leicht zu der Ansicht gelangen, als lohne es sich heut' zu Tage nicht mehr der Mühe, ein anständiger, reputirlicher Mann zu sein. Um hier ein gutes Stück des festesten Bodens zu gewinnen, erlauben wir uns unsere Leser auf einige fragmens précieux aufmerksam zu machen: Das Minoritäts-Votum der beiden deutschen Großmächte bei Gelegenheit der Abstimmung am Bunde über den ersten Theil des Ausschußberichts in der Erbfolgefrage am 25. Februar 1864 lieferte interessante Beiträge zur Kritik des Standpunktes, welchen das Wiener Cabinet gegenwärtig in dieser Frage einnimmt. Die Majorität beschloß damals unter Anderem, daß der Ausschuß zum Zwecke der Entscheidung über die vorliegenden Vollmachten (der Vertreter des Königs Christian IX. und des Prinzen von Augustenburg) über die Erbfolge schleunigst Bericht erstatten möge. Die Minorität (Preußen und Oesterreich) forderten die Verwerfung des Antrages und die Prüfung der Erbfolgefrage, aber keineswegs zum Zwecke der Entscheidung durch den Bund. Die Depesche des Grafen Rechberg vom 30. April 1864 an den österreichischen Minister-Residenten in Hamburg, Freiherrn von Lederer, ist bekannt. Er spricht in derselben dem Prinzen von Augustenburg alle Erbrechte ab. Nicht minder interessant ist die Erklärung des österreichischen Ministerialrathes, Herrn von Biegeleben, in der Debatte des österreichischen Reichsrathes vom 28. Januar und 1. Februar 1864 über den Zehn-Millionen-Kredit. Die österreichische Regierung könne ohnmöglich ihre eigene Ansicht und freie Action als europäische Macht jenen Ansichten unterordnen, welche momentan in Deutschland vorherrschend gewesen, und ihren Ausdruck bei der Majorität des Bundestages gefunden hätten. Staatsrechtlich stehe das Recht der Augustenburger Linie nur als ein in Anspruch genommenes, aber andererseits eben so wenig anerkanntes da. Oesterreich könne nicht gestatten, daß bei der Besprechung der Rechtsfrage nur Eine Ansicht im Vornherein als die richtige anerkannt werde. Auch machte er darauf aufmerksam, daß der Augustenburger wenigstens auf das dänische Herzogthum Schleswig schwerlich Ansprüche habe u. s. w.

Oesterreich hat sich durch seine Erklärung vom 1. Juni losgesagt vom Gasteiner Vertrag. Das sind die urkundlichen Worte, deren sich Freiherr von Dalwigk, Premier-Minister Sr. K. H. des Großherzogs von Hessen-

Darmstadt in einer Sitzung des Ausschusses der zweiten Kammer bediente. Wie ist es denn möglich, daß Hessen-Darmstadt sich heute für Oesterreichs Antrag vom 11. Juni aussprechen kann, welcher von der Bundesversammlung die Aufrechthaltung des Gasteiner Vertrags verlangt? Hat sich Oesterreich (wie es denn offenbar ist) vom Gasteiner Vertrage losgesagt, so kann es sich auf denselben nicht berufen, so besteht in Holstein nur der Wiener Vertrag zu Recht, zu dessen Ausführung sich Preußen jeden Augenblick bereit erklärt hat, auch bei dem von Oesterreich absichtlich herausgeforderten Einmarsch seiner Truppen in Holstein, der eben auf Grund des Wiener Friedens mit vollem Rechte erfolgt ist.

Hier haben wir es also mit unanständigen Widersprüchen und Lügen, mit unanständiger, erbärmlicher Sophistik zu thun. Den correcten Anhängern des Bundesrechts muß bei dem jetzigen Streit der beiden Großmächte um die Auslegung des Vertrages von Gastein so zu Muthe sein wie einem Richter, der einen Prozeß führen soll, den zwei Leute über das Eigenthum von Sachen führen, die sie ihm gemeinschaftlich genommen haben," sagt die „Weserzeitung". Eine ganz undenkbare Ungeheuerlichkeit, fährt sie fort, wäre es, daß der Bund seine militairischen Machtmittel entfaltet, um den Gasteiner Vertrag aufrecht zu erhalten, den er von Grund aus verwerfen muß.

Des Shakespeare die Geschichte verklärender Geist hat uns in Fallstaf und Pistol den Prototypus aller unmündigen, trunkenen Großsprechereien und Lügen vor die Sinne gebracht. Aber dieser Prototyp ist ein Zwerg in Vergleich der Lügen und des Schwindels der Mitarbeiter und Leiter in der Welt des Geistes der mitteleuropäischen Staatengruppe und ihrer schreibenden Mitvormünder für die Hoffnung der Zukunft Deutschlands. So eben behaupten diese malpropren Papierverderber — barbouilleurs von den Franzosen benannt — Graf Bismarck besäße keinen Anstand. Ich sage nun nicht, daß sie ihn deswegen so sehr fürchten, sondern weil sie sich genau bewußt sind, daß sie und ihre Kostgeber eine Trillion weniger Anstand besitzen, als er. Ein Arzt, ein Verwandter des Hippocrates traf einst auf dem Markte zu Athen den Sophisten, politischen Schwätzer und Zeitungs-Artikel-Schreiber Banausos Bardebios, einen athenienſischen Bummler, obgleich keinen Alcibades pulcherrimus, nobilissimus, eloquentissimus et bellicae rei peritissimus (vide Nepos in vita A.) — Dieser sagte: Philippus von Macedonien sei ein Mann, welcher den Anstand schlecht behauptete. Darauf antwortete ihm mein College: „und Du bist ein Mann bald vierzig Jahre alt und hast, wie allen Athenern bekannt, niemals einen Gran moralischen Tones besessen. Wie willst Du denn den genialen und unerschrockenen Philipp, den der berühmte Epaminondas in seinem Hause erzogen hat, beurtheilen können?" (Plutarch.)

Ja, denkt der Küchenausgeber der mitteleuropäischen Staatengruppe, ihr pronus condus: Preußen hat gut anständig sein, es ist ja so reich und ich bin jetzt so arm — gueux comme un rat d'église — wie kann ich da anständig sein? Gut und sehr vortheilhaft ist es daher, wenn ich

Preußen in Mitleidenschaft ziehe, denn so wie sein nervus rerum ebenfalls an Unsicherheit des Anstandes zu leiden anfängt, komme ich besser, sehr viel besser zu stehen. Eine Freundin des bekannten lyrischen Dichters Tiedge, eine Frau v. d. R. in D. lag einst an Vapeurs (das Malum) und hartnäckigen Leibes-Obstructionen krank. Eines Abends erhält die vornehme Dame den Besuch ihres Hausfreundes Tiedge. Die Gnädige läßt sich die Pillenschachtel reichen, nimmt daraus eine Aloëpille, verschluckt sie und reicht dann die Schachtel ihrer Kammerfrau Bodigella Pappermann mit den Worten hin: O Bodigella! Tiedgen auch eine Pille. Dieser aber war ihrer durchaus nicht bedürftig. Warum sollen wir Preußen absolument auch bedürftig werden und Oesterreichs noch obendrein nicht versilberte Pillen verschlucken, je n'en vois pas la necessité.

Nun giebt es aber auch Leute, welche die Parthie der Oesterreicher nehmend, allen Anstand von jeher in der Welt gradezu ableugnen. Es sind dies diejenigen, welche glauben, daß man nur seines eigenen Daseins gewiß sein könne, die Egoisten, welche Béranger „tuteurs qui egorgent les pupilles" bezeichnet. So sind uns zahnlose Greise bekannt, welche behaupten, daß man es in früheren Zeiten besser verstanden habe, den Braten weich zu bereiten.*) Wenn uns nun jene Egoisten und diese Zahnlosen ein ironisches Lächeln abgewinnen, so müssen wir doch ein Weniges consentiren, wenn diese Greise der unerschütterlichen Ansicht verbleiben, daß man in den alten und den früheren „guten" Zeiten sehr viel mehr Anstand und Würde zu behaupten verstanden habe. Selbstverständlich verstehen sie unter entfernte Zeiten nicht solche, in denen man sechs Zoll hohe Hacken unter den Schuhen trug, wie es die Mode unter Ludwig XV. mit sich brachte, nein! Sie gedenken hier nur der Zeit, wo die öffentlichen Mädchen in der alten Roma als warnendes Abzeichen rothes Fußwerk trugen und wo der an der Pompejussäule blutende Cäsar sich seinen Olympierkopf, tout rayonnant de gloire, wie sich Montesquieu ausdrückte, mit der Toga bedeckte und decent und convenabel zu sterben verstand.

Tunc quoque jam moriens, ne non procumbat honeste
Respicit. Haec etiam cura cadentis erat. (Ovid.) G.

2.

Also doch hineingetorkelt!

Heinrich Voß „Luise."

Der alberne Tropf!
Er kennt nicht den Topf,
Er kennt nicht den Kessel!
Faust.

Mein schwacher Geist in Staub gebeugt, faßt diesen Unsinn nicht und schweigt. Nur ein paar Worte noch möchte ich mir hier erlauben: Also Execution und Invasion über uns arme Schelme verhängt, bon Dieu! Zu

*) Ludwig XIV. führte einst in seinem hohem Alter dieselbe Klage. „Dazu kommt noch", sagte er zu seinem dienstthuenden Kammerherrn, einem Bruder der Frau von Maintenon, „daß ich seit gestern zwei Zähne auf Einmal verloren habe." „Sire, qu'est ce qui a encore des dents dans notre siècle?" antwortete der feine Hofmann.

Stuttgart steht ein Schlachthaus, über dessen Thorweg folgende Inschrift zu lesen ist: „Gesegnet euer Eingang!“ Aber lebendig kommt kein Ochs oder andere Bestie wieder heraus, und in Nürnberg, der früher weltberühmten freien Reichsstadt, jetzt weltberühmt durch seine Papiermaché und Spielwaarenfabriken, ist über den sogenannten Fleischbänken (sie liegen an der Brücke) ein Ochse abgebildet mit der Ueberschrift: „Jedes Ding im Leben hat seinen Anfang und sein Ende, aber dieser Ochse war nie ein Kalb, er ist als Ochs auf die Welt gekommen.“ — Josua und Kaleb trugen gemeinschaftlich auf einer Stange die Traube Kanaan's und brachten sie glücklich ins Lager der Hebräer.

Mit Oesterreichischem Relais wäre dieses Resultat mehr als zweifehaft gewesen.

So lebet denn wohl ihr Narren in Groß-Folio. G.

3.

Ride si sapis.

Mart. Epig.

Lache wenn du weise bist. Ich an Wien's Stelle würde mich wohl gehütet haben, damit zu beginnen, daß ich mich zündnadeln lasse, nein, ich hätte wie Scarron, ein Heros in seiner Art, welcher seine Figur mit dem Buchstaben Z. verglich, oder wie Georg Lichtenberg, der ebenfalls über seinen Buckel scherzte, tausend Plaisanterien über meine Finanznoth und falsche Waden gemacht und ohne alle Sentimentalität banca rupta in Europa angemeldet. Frankfurt a. M. wäre dann allerdings schier verrückt geworden, Caffé Jonas aber bei Kranzler unter den Linden hätte deswegen noch lange nicht Sinn und Verstand verloren und auch Europa wäre nicht untergegangen, obwohl „alles was entsteht, werth ist, daß es untergeht“ wie Mephisto und der alte Heim (einst berühmt wegen seines Aplomb von Objectivität, ärztliche Diagnose genannt) behaupten, dieses weil, wie er sagte, alle Menschen Canaillen sind und ab und zu gepisakt werden müssen. G.

4.

Vorsicht ist die Mutter jedes Porzellanschrankes, euch aber ihr Asteriden der mitteldeutschen Staaten-Gruppen manquiret der Kopf. Mag Gott sich euerer Vernunft erbarmen!

Babylon, avec toutes ses ruines, ne forme pas un si triste spectacle.
Louis Napoleon in seinem Cäsar Bd. II.

Wie rauschen nicht alle Tagesblätter der Wiener Schmierenmeister, écrivailleurs und gâteurs de papier vor Wuth über des klugen Kaisers der Franzosen verstärkte Rede von Auxerre „Preußen muß mehr Homogenität und Kraft im Norden erhalten“ (accroissement de puissance) und auch Wiens Leibeigene und Sclaven zu Stuttgart und Hessen-Darmstadt (Eine L . . . und Eine Seele kratzen sie sich um die Wette — Romanzero) entladen ganze Wolken der gemeinsten und schauderhaftesten Schimpfworte, ein

wahrer Cancan über den mit ungetrübten Blick beobachtenden Kaiser, welche die Farbe des Regenbogens wahrlich nicht nach Paris hinüber zaubern und solche E . . . wollen das sensorium commune Deutschlands repräsentiren! O Jammer. Man kann sich diese garstigen von Gesicht olivenfarbenen Schmierer nicht anders als in kurzen Jacken oder im fadenscheinigen Frack, schmutzigen nankinen Beinkleidern, barfuß, den Schnappsack auf dem Rücken, eine Pfeife mit Pfälzer gestopft im Munde und einen Knittel drohend gegen den Himmel empor haltend denken. Wie unhöflich und unvorsichtig zugleich (qui ne voit pas plus loin que le bout de son nez, bemerkte schon gestern die „France")! Ihr werdet hier früh genug ganz besondere Wirkung spüren. Um des Himmels willen also bittet ihn, den Kaiser, so schnell als es euch nur thunlich, um Verzeihung, denn „er ist ein Mann von vielen Graden, der manchen guten Schluck gethan." Ihr habt den Kaiser arg (um eines Studentenausdrucks zu gebrauchen) touschirt, und es hatte ganz den Anschein als wolltet ihr schon über seine Kleider das Loos werfen. Also schnell! Meine Söhne mit den Zündnadelbüchsen haben so eben die Grenze überschritten und die verhängnißvolle Stunde kann bald schlagen, wo der Frankfurter Rothschild zu seinen Verwandten nach der Rue Lafitte übersiedeln wird. G.

5.

General Pallavicini und seine Guiden.

„Ei! Ei! Mit solchen edlen Gästen
Ist es ein Bißchen viel gewagt."
Faust.

General Pallavicini, der tapfere Mann von Aspromonte, jetzt Divisionair unter Garibaldi, commandirt, wie man uns so eben aus Florenz mittheilt, (Corriere mercantile Genova) auch ein ganzes Bataillon Guiden aus lauter stolzen Calabresen formirt. Ach, es sind leider über vierzig Jahre verflossen, daß ich in Calabrien reiste und ich kann nur noch wie im Nebel sehen! So viel ich mich also erinnere, sind die Calabresen der schönste muskelkräftigste Menschenstamm, den ich kenne. Ihre Mimik ist äußerst graziös, lebhaft und verständlich, ihre Rede einnehmend, ihre Augen voll Feuer und Ausdruck, ihre Herzen voll Ehre und glühender Vaterlandsliebe und im Kampfe, sagte man uns, sollen sie wild wie die Tartaren sein. Unter ihren schwarzen Mänteln sind sie trefflich bewaffnet. Auf der Brust tragen sie Reliquien und halten sich durch deren Beistand für sicher und kugelfest, gefeit wie man zu sagen pflegt. Wer niemals Calabresen sah, dem wird auch nicht die Grazie und Noblesse in der Bewegung und Geste ganz klar werden, welche der unsterbliche Raphael in einem Gemälde dem berühmtesten und verdientesten unter den Aposteln, dem heiligen Paulus gab, dessen Unerschrockenheit, Geistesgegenwart, Kraft, Gediegenheit und Grazie des Vortrags, von den römischen Statthaltern Felix und Festus nicht genug bewundert werden konnten. Auf diesem Gemälde erblicken wir diesen Apostel in Mitten einer Assemblée von Atheniensischen Philosophen, ihnen das Evangelium verkündigend. G.

6.
Der Publicist.

„Und alles was dazu gehört,
Es sind gar wunderbare Sachen!“
Faust.

Der „Publicist“ ist ein wahrer Autolycus. In einem Extrablatt des „Publicisten“ vom Sonntag, 17. Juni, Nachmittags 6 Uhr, erfahren wir daß der Kurfürst von Hessen in seinem Reisewagen auf der Flucht von Kassel nach Frankfurt bei Treysa das Unglück hatte, von Deutz-Dragonern gefangen genommen und nach der Festung Minden abgeführt zu werden. Darüber war der „Publicist“ fidel, wie der Cyclop Polyphemus, als er die Gefährten des Odysseus verzehrte. Um 7 Uhr Abends desselben Sonntags widerrief der „Publicist“ das ganze Factum in einem neuen Extrablatt und wie Menelaus that, als er in Egypten angekommen durch den Meergott Proteus die Kunde von dem traurigen Schicksal seines Bruders erhielt, so wälzte auch er sich furieus im Sande herum, ohne alles Decorum. Säße der Kurfürst wirklich auf der Preußischen Festung, was hätte er hier nicht für ausreichende Muße um, mit Cicero zu reden, über die Revolte derjenigen Individuen nachzudenken, welche dem publicistischen Himmel den Krieg erklären.

G.

7.
Benedek's neueste Armee-Ansprache.

Sie sollen sich, wenn auch mit gewaltig wiederholten Wehen, mit Stößen bis an unsere Cassen fechten und wie in Hungersnoth um Brod an Bäckerthüren, um fünf Silbergroschen fast die Hälse brechen.
Göthe.

Wenn der macedonische Alexander sich den Achilleus zum Muster nahm und vor der Schlacht bei Issus seine Soldaten an den griechischen Heros, den Sohn des Peleus, erinnerte, so that er Recht, wenn aber Benedek an die letzten Kämpfe in Italien erinnert, so scheint er melancholisch geworden und sein Latein wird nicht lange vorhalten. Seine neueste Ansprache an die Armee ist eine bizarre Melange, berechnet auf die wilden Horden des Numidischen Jugurtha und auf depravirte Herzen und nicht auf ein gebildetes Kriegsheer wie das Preußische ist. Solches Zeug dürfte man diesem wahrhaftig nicht bieten. Der Herr General scheint nicht die leisesten Scrupel zu haben, wenn seine Soldaten die gröbsten Vilainien und die indecentesten Handlungen begehen werden. Ein in Berlin hochgestellter Franzose sagte mir soeben, (Sonntag, den 17. Juni) „un tel homme semble avoir resolu de faire le mal en dépit de lui même et malgré tous les obstacles que sa conscience et son naturel y opposent“ — „l'armée prussienne est égale et tranquille dans toute sa conduite, elle est soutenue par ce, que nous pouvons appeler un véritable courage“ — la bravour de la

*) Die Griechen sahen die Lüge durchaus nicht als etwas Schlechtes an, insofern sie nur zum Ziele führte. In der Odyssea sagt Homer von Autolycus, dem Großvater des Odysseus, er habe alle Zeitgenossen im Lügen übertroffen, deswegen beschützte ihn Hermes ganz besonders.

guerre est un vice et non pas une vertu, lors que la justice en est bannie" u. s. w. Aeneas der noble Trojaner kämpfte, wie Homer berichtet, ohne vielen Lärm zu machen und ohne Affectation; er sprach wenig und wenn er zornig wurde, so geschah es nicht um zu kämpfen, sondern weil man ihn zum Kampfe herausgefordert. G.

8.

Versprechende Anspielungen in die Zukunft.

Nein, ein Discours wie dieser da,
Ist der, den ich jetzt am liebsten führe!
Faust.

Das incroyable Wien garantirte so eben in der Heiligkeit seiner Herzensergießung der mitteldeutschen Staatengruppe ihren Besitzstand und noch eine Kleinigkeit mehr mit dem Selbstgefühl eines herumreisenden Dorfmusikus, der, hat er in seinem Gassenhauer die Beine des Publikums zum Tanzen gezwungen, an das Ende des letzten Taktes noch einen Ohrenzwang gratis anhängt. Auch muß ja in jedem guten Landschaftsgemälde Ferne sein, sagt unser berühmter Landschafter Herr Eschke. — Es ist aber solche Garantie u. s. w. das gefährlichste und gewagteste, denn wenn man verliert, hat man sich selbst verloren. Wien hat vorgegriffen und thut vergebliche Arbeit, denn Preußen ist noch immer ein sehr vorzügliches Individuum, das eben so wenig reduzirt ist als Wien es reduziren kann. Ich sagte dies gestern einem aus unserer prachtvollen Residenz abziehenden Gesandten. Er ward sehr betroffen blickte mich ganz sonderbar an, sah dann stier auf ein Fleckchen und sprach: Sie Herr Doctor, als mein Hausarzt, hätten diese Seite nicht berühren sollen. Als Antwort gab ich ihm wenn auch keine guten Wünsche, doch die Versicherung meiner Hochachtung.

Ich hatte doch nicht zu viel gesagt: was meint ihr meine Freunde? G.

9.

Zweck des Daseins ist Baierisch trinken.
oder
der Maresciallo di Campo Garibaldi vor den Thoren Münchens.

Ihr seid ja heut wie nasses Stroh
Und brennt doch sonst ganz lichterloh.
Faust.

So eben Montag den 18. Juni 4 Uhr Nachmittags ist Italiens Kriegserklärung an Baiern hier bekannt geworden. Wir erleben nun das große Schauspiel des Vesuv's, der glühende Felsen auf die Baierschen Bierfässer Münchens schleudern wird. Wie werden die Münchener Hände emsig sich regen zur thätigen Sorge der Erhaltung ihres Biers! Damit ihr euren ewigen ungeheueren Durst löschen könnet. Es ist dies keine Kleinigkeit, denn wenn du Baiern messen willst, so schau' nur nach den in ihren Kellern aufgestapelten Bierfässern. O, ihr Narren, wo bleibt euere wohlthätige Ruhe und Trägheit beim Biertrinken? Ich hab euch oft genug darum beneidet. Wenn nun Garibaldi über die Alpen Tyrol's fliegt, wo eine schöne

Aussicht nach München die gebundene Allgemeinheit im Busen seiner Calabresen lösen wird, wo bleibt dann euer metrisches Bierleben, euere Bierruhe und euer Genuß des Genußes? Auf Rollwagen könnt ihr euere stolzen Bierfässer, den Stolz Baierns, in euere Familienstuben, wo die Sparbüchsen euerer Kinder stehen, nicht hinein fahren und ginge dies auch ihr bekommt ja italienische Einquartierung! O, ihr Heuhaufen wie konntet ihr so in der Traumwelt leben! Ihr seid mir ein großes Räthsel da ihr euere Maske abnahmet. Doch, euere Namen waren ja von jeher in Habsburg's Sklavenliste zu lesen. Unter den Deutschen zähltet ihr von jeher zu den supernumerair's trotz Ateliers, Glyptothek, Pinakotheken, Schwanthaler Museum, trotz Bavaria und Ruhmeshalle. — G.

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstraße 21.

Oesterreich gegenüber Preußen und Deutschland.

Oesterreichs Bundespolitik von 1848 bis 1858.

VII.

Das mitteleuropäische Handelsreich.

Mit der aggressiven, usurpirenden Richtung Schwarzenberg's auf dem politischen und Bundestagsfelde ging eine andere auf dem Handelsgebiete Hand in Hand. Auch sie hatte ihre Wurzeln und Aeste in der Politik, war eins mit ihr, und kann nur in Verbindung mit dieser richtig verstanden werden. Der Gedanke einer österreichisch-deutschen Zolleinigung — kühn und großartig wie kaum ein anderer — tauchte zu einer Zeit auf, als Oesterreich durch die schwersten innern Verwicklungen verhindert erscheinen konnte, sein Auge nach Außen zu richten. Aber eben diese Verwicklungen hatten die Gefahr für Oesterreich gesteigert, seinen Einfluß auf die deutschen Angelegenheiten zu verlieren. Etwas Ueberraschendes, Imponirendes sollte der Welt zeigen, daß man noch die alte, zähe Lebenskraft besitze. Unter Preußens Auspicien war der engere Bundesstaat ins Leben zu rufen versucht worden. Was war er gegen die verführerische Idee eines einheitlich organisirten mitteleuropäischen Handelsstaates, eines europäischen großen „Reiches der Mitte?" So war Preußen ein wirksames Paroli gebogen, der alte Zollverein, die Schöpfung Preußens und das unzweifelhafte Hauptelement seines deutschen Einflusses, weit überflügelt, ein neuer, unerschöpflicher Gedanke der Thätigkeit der Presse hingeworfen, und in der natürlichen ersten Unbestimmtheit desselben ein weiter Raum für die Debatte gegeben. Oesterreich fühlte das Bedürfniß, sein deutsches Element zu kräftigen; es hatte zu wohl erkannt, woher ihm die drohendsten Gefahren kämen; eine Handelseinigung mit Deutschland, wodurch dieses an dem Wohl und Wehe Oesterreichs unmittelbar betheiligt wurde, mußte selbstverständlich die Macht des Kaiserstaates wesentlich erhöhen, und ebenso die Machtstellung in Deutschland. Auf einem etwas weiteren Umwege mochte so das gleiche Ziel erreicht werden, und könnte zugleich einer gar nicht imaginären, noch größeren Gefahr als die eben im Verschwinden begriffene gewesen, vorgebeugt werden. Denn wer stand Oesterreich dafür, daß für Deutschland nicht ein Moment wiederkehre, wo es, das Bedürfniß nationaler Einigung von Neuem lebhaft empfindend, das ungleichartige, hemmende Oesterreich von sich stoßen würde? Diese Gefahr war vermindert, ja vielleicht ganz beseitigt, sobald einmal die materiellen Interessen zu einer gewissen Solidarität verschmolzen und verwachsen erschienen. Höchst naiv aber war Oesterreichs Bemühen, den politischen

Zweck dieser Entwürfe hinter die angebliche, freilich späte Gewissenhaftigkeit, in Erfüllung eines bis jetzt vergessenen Artikels der Bundesakte zu verstecken!

Wenn man sich heute wieder vergegenwärtigt, wie die wiener und die für Oesterreich wirkende außerösterreichische Presse die Vorschläge des österreichischen Kabinets aufgenommen und bearbeitet haben, so könnte man fast über die (freilich auch nicht unabsichtliche) Unklarheit erschrecken, in der eine so hochwichtige Angelegenheit für Millionen gehalten wurde. Nach der Sprache dieser Vorkämpfer der österreichischen Pläne leistete die österreichisch-deutsche Handelseinigung eigentlich Alles, was überhaupt in den Kreis menschlichen Strebens fällt, und noch etwas mehr. Sie war der Zauberstab, der das neue Reich der Mitte in ein Eldorado umzuwandeln geeignet war, natürlich, wie man mehr oder weniger offen eingestand, mit Wien als künftigem Centralsitz aller deutschen Angelegenheiten und erstem Handelsplatz Europa's. Man wußte Allen zu schmeicheln, Alle zu beruhigen: Freihändler und Schutzzöllner; ein Jeder konnte an die Erfüllung seiner Träume denken, und dies Alles durch die uneigennützigste Sympathie Oesterreichs für Deutschland! Herz, was willst du mehr?!

Man hat indessen dem Wiener Kabinet wohl auch vorgeworfen, es sei ihm im Grunde gar nicht um positive Resultate, um neue Schöpfungen zu thun gewesen, sondern nur um die Lösung der bisherigen Verbindung Deutschlands, um die Sprengung des Zollvereins als desjenigen Instituts, das die Geltung Preußens wesentlich unterstützen mußte, und dadurch Schwächung dieses Erbrivalen. Eine scharfe Beobachtung der Situation kann darüber allein Aufklärung geben. Die wiener Vorschläge und Pläne waren einfach Alles, was sie sein konnten: ebenso Waffen gegen das Bestehende, Thatsächliche des Zollvereins, wie Mittel der Agitation und Anknüpfungspunkte, Versuche für Neugestaltung im Interesse Oesterreichs. Diese Auffassung erklärt hinlänglich alle Vorgänge. Gelangen Oesterreichs Pläne, so hatte es seine Suprematie in Deutschland auf den solidesten Grundlagen erhoben, auf denen der materiellen Interessen; kamen sie nur theilweise zur Geltung, so war immerhin etwas gewonnen, wenn auch nur Zeit, und jedenfalls der Weg zu weiteren Eroberungen gebahnt.

Werfen wir einen Blick auf die allmälige Entwicklung dieser Verhältnisse. Die Vorschläge zur Anbahnung der österreichisch-deutschen Zoll- und Handelseinigung, wie sie zuerst in der „Wiener Zeitung" vom 26. October 1849 erschienen, erkannten als obersten Grundsatz die Schonung der wesentlichen Interessen des einen und andern Handelsgebietes. Bis zur vollständigen Zolleinigung sollten fünf Stufen der Annäherung stattfinden, deren erste indessen schon sehr umfassende Uebereinkünfte über gemeinsames Handelsrecht, Gewerbegesetzgebung, Heimaths- und Niederlassungsrecht 2c. einschloß. Die vierte brachte gemeinsame äußere Vertretung, die fünfte vollständige Einigung. Am 30. December erschien die Denkschrift, welche die Bundescentralcommission aufforderte, einen Congreß nach Frankfurt zu berufen, auf dem jedes der in Deutschland bestehenden Zoll- und Handelsgebiete mit Sitz und

Stimme betheiligt sein sollte, um sich über ein „rationelles Schutzzollsystem" zu einigen. Für die Freihändler war die Erweiterung des Marktes über Oesterreich, für die Schutzzöllner der Zollschutz des großen Handelsbundes von 22,000 Quadratmeilen und 70 Millionen Consumenten gegen die Mitbewerbung des Auslandes! In der That ein neues „Reich der Mitte", das heute sogar sein tausendjähriges Urbild verloren hätte! Preußen lehnte am 28. Februar 1850 ab. Eine zweite österreichische Denkschrift vom 30. Mai 1850 blieb wesentlich bei derselben Basis, brachte aber auch den Entwurf eines Grundgesetzes für den großen 70-Millionen-Handelsbund: Aufnahme der Handelsvereinigung in die Bundesakte, Ernennung der Vertreter des Handelsbundes durch die Centralbehörde des Bundes, eine Centralkasse, Competenz über Auswanderung, Colonisation, geistiges Eigenthum ꝛc. Preußen legte die Denkschrift bei der Kasseler Zollconferenz, wo Sachsen und Bayern die österreichischen Vorschläge bereits befürworteten, nicht vor. Die Dresdener Conferenzen förderten die Sache nicht, sie brachten nur in einem Entwurf zur Ausführung vom Art. XIX. der Bundesakte und Art. LXV. der Schlußakte ein weiteres „schätzbares Material" an die Bundesversammlung. Aber schon auf dem Wiesbadener Zollcongreß im Mai 1851 war es nicht mehr zweifelhaft, daß Oesterreich über die meisten Regierungen des Zollvereins verfügte, sei es im Sinne einer Erhöhung des Zollvereinstarifs, sei es zur Sprengung des Zollvereins. Da schloß Preußen für alle Eventualitäten den Vertrag vom 8. September 1851 mit dem Steuerverein ab. Am 18. November kündigte Preußen die Zollvereinsverträge und schrieb Behufs der Verhandlungen über Wiederherstellung des Zollvereins Conferenzen nach Berlin aus für den Anfang des folgenden Jahres. Am 25. November erschien der neue österreichische Tarif, der am 1. Februar 1852 ins Leben treten sollte. Gleichzeitig lud Oesterreich die Vertreter aller deutschen Regierungen nach Wien auf den 2. Januar, um vor dem Zusammentritt der Berliner Conferenz über die österreichischen Vorlagen sich zu verständigen. Der Zoll- und Handelskrieg war damit offen erklärt. Am 5. Januar wurde die Conferenz in Wien eröffnet. Vertreten waren, mit Ausnahme Preußens und Thüringens, alle Zollvereinsstaaten, außerdem die drei Hansestädte. Die Eröffnungsrede war die Copie der vielgehörten Phrase vom dem Sichselbstgenügen Oesterreichs und dem gleichwohl uneigennützigen Opferwillen, nur um die Bande der Freundschaft zwischen Oesterreich und den deutschen Fürsten und Völkern enger und fester zu knüpfen. Die Gemüthlichkeit spielte da eine Rolle, wo bekanntlich alle Gemüthlichkeit aufhört.

Aber was Oesterreich jetzt vorschlug, war doch sehr unter den hochgehenden Entwürfen der Denkschrift vom 30. März 1850. Der Entwurf schloß sich dem ursprünglichen Vertrag von 1829 zwischen Preußen und Hessen an. Oesterreich und Preußen, dieses im Namen des Zollvereins, sollten auf 12 Jahre abschließen; die Leitung sollte eine gemeinsame Commission in Frankfurt haben, ihr zur Seite als controlirende resp. entscheidende Behörde die jährliche Generalconferenz von Abgeordneten aller Vereinsstaaten stehen. Die auswärtige Vertretung sollten Oesterreich, Preußen

und die Hansestädte erhalten, die Einkünfte nach den Regeln im Zollverein, dessen Stimmenvertheilung gleichfalls beizubehalten war, vertheilt werden.

Am 6. März erging das Einladungsschreiben der preußischen Regierung an die Zollvereinsstaaten zum Zollcongreß in Berlin auf den 14. April; zugleich hatte der preußische Gesandte in Wien unter Mittheilung des Circularschreibens an Oesterreich zu notificiren: „Preußens Absicht sei es nicht, neue ungewohnte Bahnen zu betreten; es handele sich nicht um ein Zusammentreten von Bevollmächtigten deutscher Staaten zu freien, von bisherigen Grundlagen absehenden Berathungen, sondern um die weitere Fortsetzung des Zollvereins unter dem Hinzutritt neuer Mitglieder.“ Mittlerweile hatte sich am unsichtbaren Faden der österreichischen Politik und in wesentlich antipreußischer Tendenz ein süddeutscher Sonderbund gebildet, die Darmstädter Coalition. In der Schlußversammlung der Vertreter von Sachsen, Baiern, Würtemberg, Baden, der beiden Hessen und Nassau (am 6. April, einen Tag vorher war Fürst Felix Schwarzenberg gestorben!) ward es „als gemeinsame Aufgabe anerkannt, bei den in Berlin zu eröffnenden Zollverhandlungen dahin zu wirken, daß eine Verständigung zwischen Oesterreich und den Staaten des Zollvereins gleichzeitig mit dessen Erneuerung und Erweiterung durch den Anschluß des bisherigen Steuervereins erreicht werde.“ Im Hintergrunde lag ein eigenes, vom preußischen Einspruch emancipirtes Zoll- und Handelsbündniß, und ein eigenthümliches Zwitterding von Furcht vor Oesterreich und Hingebung zu demselben; einen nationalen und productiven Gedanken würde man aber vergebens in der Darmstädter Coalition suchen; fürs Erste war ein die Verständigung erschwerendes Element mehr in das deutsche Chaos geworfen. Dieses seltsame Verdienst wollen wir nicht schmälern.

Auf Wien und Darmstadt folgte die bedingte Antwort von Baiern, Sachsen und Würtemberg auf die Einladung nach Berlin, die von Baiern bei Eröffnung der Zollconferenzen am 19. April eingebrachte Forderung, Oesterreich als Theilnehmer der Berathungen zuzulassen; sodann, nachdem auf den am 20. April geschlossenen österreichisch deutschen Handelsconferenzen in Wien die Staaten der Darmstädter Coalition den österreichischen Entwürfen in vollem Umfange beigetreten und sich verpflichtet hatten, auf den Berliner Conferenzen die Annahme derselben wirksamst („werkthätig“) zu betreiben, — am 15. Mai die Vorlage der Wiener Entwürfe als Berathungsgegenstand, die Antwort Preußens, welches Unterhandlungen mit Oesterreich erst dann eröffnen wollte, wenn jene über die Neugestaltung und Erweiterung des Zollvereins zum Abschluß gelangt sein würden; dann die Vertagung der Conferenz, welche, nachdem die Coalitionsstaaten sich am 21. August über neue Forderungen in Stuttgart geeinigt, vom 15. September an allein mit den Vertretern von Hannover, Oldenburg, Braunschweig und den thüringischen Staaten fortgesetzt, und am 21. September aufgelöst wurde.

Am 19. Februar 1853 kam der Handelsvertrag zwischen Preußen und Oesterreich zu Stande, und am 4. April wurden die neuen Zollvereinsverträge (bis Ende 1865) abgeschlossen. Verfassung und Tarif des um den

Steuerverein erweiterten Vereins blieben im Wesentlichen unverändert. Durch die vorläufige Einigung mit Oesterreich ist die Bildung eines mitteleuropäischen Zollvereins in Aussicht gestellt, der durch die ungehinderte Bewegung auf einem Raume von 21,134 Quadratmeilen sogar die Freihändler mit dem Schutzzollsystem versöhnen soll. Im Jahre 1860 sollen die Verhandlungen über vollständige Zolleinigung mit Oesterreich gepflogen werden; dann schlägt für den Zollverein die kritische Stunde des to be or not to be.

Werden die Pläne Oesterreichs auf dem Zollvereinsfelde den wahren Interessen Deutschlands mehr Vorschub leisten? Wir bezweifeln es nicht nur, wir sind auch von dem geraden Gegentheile überzeugt, wäre auch nicht die Unterwerfung unter die österreichische Politik die Gegenleistung, welche Deutschland für imaginäre Vortheile gewähren soll. Seit das österreichische Zolleinigungsproject, das man wohl auch eine neue Continentalsperre nannte, hier staunende Bewunderung, dort überraschte Entrüstung hervorgerufen, hat eine ruhigere Beurtheilung wieder Platz gegriffen. Allmälig verliert der kühne Irrthum auf diesem Gebiete seine Kraft wie auf dem politischen. An denselben Tage vor 6 Jahren, der einen lange vertuschten Riß in dem „Vereine für nationale Arbeit" unheilbar aufdeckte, die preußischen Mitglieder zum Austritt bewog und den Verein forthin ausschließlich im Interesse Oesterreichs wirken ließ (bis er fallen gelassen wurde), ward im nahen Darmstadt von den Bregenzer Verbündeten mit der Coalition für gemeinsames Vorgehen zu Gunsten der österreichischen Pläne mit dem Entwurf eines eigenen Zollvereins der erste Spatenstich an dem Grabe des deutschen Zollvereins, dieser letzten sichtbaren, wenn auch mangelhaften Gestaltung des deutschen nationalen Gedankens zu thun versucht. Der Verein für nationale Arbeit und die Darmstädter Coalition sind dahingegangen; aber die Frage, welche die wichtigsten, greifbarsten Grundlagen unserer Gegenwart und Zukunft berührt, ist noch ungelöst. Oesterreich hat, indem es die Ausführung seines Handelsbundes einer Reihe von Jahren überließ, dessen unmittelbare Ablehnung umgangen, der Debatte weiten Spielraum verschafft, aber auch durch diese zuwartende Ungewißheit der Volkswirthschaft die unentbehrliche Sicherheit und Festigkeit geraubt, und ihr unberechenbaren Schaden zugefügt. Dieses Verhältniß ist wichtiger als man sich eingesteht oder eingestehen will. Die beunruhigende, schwankende Lage in dieser Beziehung, die Unbestimmtheit der neuen Gestaltung fördert in gleichem Maße unsere Uneinigkeit und Zerrissenheit von diesem Gebiete aus, wie es auf andern geschieht; und wenn Oesterreich gerade in diesem chaotischen Wirrsal entgegenstehender Wünsche und Strebungen zu ernten glaubt, so beweist dies nur aufs Neue die Gefährlichkeit seiner ganzen Politik für die Bedürfnisse und Interessen Deutschlands. Vergebens wird man sich bemühen, die Erweiterung des Zollvereins, dieser einzigen nationalen Schöpfung Deutschlands, durch Oesterreichs Eintritt, d. h. seine Umgestaltung zu einem unförmlichen Monstremechanismus dem politischen und volkswirthschaftlichen Verstande plausibel zu machen. Eine solche Verkennung aller natürlichen Verhältnisse wäre für ein doppeltes Nationalunglück zu halten, einmal an

sich dadurch, daß sie ein trauriges Zeichen von unserer volkswirthschaftlichen Einsicht geben müßte, sodann durch ihre Folgen. Gut genug, um eine Partei in Deutschland, ja im gegnerischen Lager selbst zu gewinnen, und das eigenthümliche System des Krieges im Frieden, welches die Politik der jetzigen Regierung Oesterreichs bildet, fortzusetzen, kann die völlig neue Schöpfung, wie sie der österreichisch-deutsche Handelsbund schaffen würde, die Umgestaltung aller materiellen und politischen Fundamente des Lebens zweier großen Staatengebiete nur für eine gewaltsame Ungeheuerlichkeit, für eine ungeheure Umwälzung erachtet werden, welche weder Oesterreich noch Deutschland ertragen könnten. Doppelt zum Wagniß müßte eine solche Verbindung wegen des ökonomischen und finanziellen Elementes werden, das erst neuerdings wieder scharfe, aber unwidersprechbare Beleuchtung erhalten hat. Ein Staat wie Oesterreich, in dem die Steuern bis zum Uebermaaß erschöpft sind, der seine Deficits nicht auf gewöhnlichem Wege decken kann, erlaubt bei den Mißverhältnissen seiner Finanzen und seines ganzen Geldsystems keine Experimente von so unberechenbarer Tragweite.

Der Zollverein enthält die Anfänge einer nationalen Föderation; er hat dem volkswirthschaftlichen Verkehr ein großes Ländergebiet eröffnet, ja der deutschen Industrie längst ohne Oesterreich da einen Markt gesichert, wohin man nach den Aeußerungen der österreichischen Presse nur mit und durch Oesterreich kommen zu dürfen und zu sollen scheint, im Orient. Wenn der Zollverein begreiflicher Weise den nationalen Gedanken nicht erschöpfen konnte, so hat er doch Jahre lang dem zerissenen Deutschland Vortheile gebracht, die es ohne denselben absolut hätte entbehren müssen. Preußens Stellung im Zollverein ist keine usurpirte, willkürliche; sie beruht auf natürlichen materiellen Grundlagen, auf seiner Bedeutung als erstem und bedeutendstem Handels- und Industriestaate des Zollvereins. Als solcher ist der Großstaat Preußen im Innern wie nach Außen der natürliche Vertreter von Interessen, deren Schwerpunkt in industrieller und commercieller Beziehung in Norddeutschland liegt. Diesen Schwerpunkt kann willkürliches Belieben nicht ändern oder verlegen, und nur die Tendenz, welche gegebene, wohl der Weiterentwickelung fähige, aber nicht der totalen Umkehr gewachsene Verhältnisse zum Werkzeuge lediglich politischer Pläne machen zu können glaubt, kann den tiefen Zwiespalt zwischen den handelspolitischen Interessen des Zollvereins und des österreichischen Kaiserstaats vergessen machen wollen. Darüber kann keine noch so schöne Phrase wegbringen und täuschen. Oesterreich kann ebensowenig als zweite Macht in den Zollverein treten, als Preußen freiwillig auf die Stelle verzichten, welche ihm die ganze Natur der Verhältnisse anweist. Deutschland und Gesammtösterreich zu einem Handelsbunde zusammen zu schmieden, zu einem Ganzen mit einer Anzahl widerhaariger Elemente, hieße nur die Verschiedenheit von Interessen, welche schon in viel kleinerem Umfang des Zollvereins vorhanden ist und schon hier ein Heer lähmender Schwierigkeiten erzeugt, ins Unendliche vermehren und dem Kampfe um die politische Hegemonie noch den um so hartnäckigeren Kampf um die handelspolitische zugesellen, als schon die bloße Verbindung den Reiz und

die Aufforderung dazu enthalten. Hat doch bereits die Erfahrung der letzten Jahre hinlänglich bewiesen, wie lähmend schon jetzt der Einfluß Oesterreichs unmittelbar und mittelbar durch die auf seiner Seite stehenden Staaten für die Weiterentwicklung und Verjüngung des Zollvereins wirkt! Oesterreichs Ziele liegen anderswo; es hat kein Interesse an der Ausdehnung und Blüthe deutschen Handels und Industrie in dem Sinne, wie diese es sich zur Lebensaufgabe machen müssen. Der Streit der beiden Mächte, Oesterreich und Preußen in einem gemeinsamen colossalen Handelsbund, würde einen beständigen Kampf der Interessen herbeiführen, welcher mit einer gänzlichen Stagnation des wirthschaftlichen Lebens der Nation enden müßte.

Aus diesen Gründen erscheint die Zurückweisung des Danaergeschenks des österreichisch-deutschen Zollvereinsvertrages als eine commercielle und nationale Nothwendigkeit und daher als eine Pflicht der deutschen Politik. Man hat auf dem Bundestagsfelde consequent dahin gestrebt, Preußen zu einem Schritt zu drängen, der, so überraschend und bedenklich er auch auf den ersten Blick hätte scheinen müssen, doch von der Nothwendigkeit der ersten Staatspflicht, der Pflicht gegen sich selbst geboten gewesen wäre. Es würde unnatürlich sein zu erwarten, daß ein mächtiger und selbstständiger Staat sich in der ihm gebührenden Stellung und in seinem Einfluß einer von Oesterreich präsidirten Stimmenmehrheit abhängig unterordnen solle.

Dieselbe Tendenz hat sich auch auf dem commerciellen Gebiet mit aller Energie geltend gemacht. Dem gegenüber giebt es nur eine Alternative.

Entweder die Zollvereinsstaaten, welche den Eintritt Oesterreichs befürworten, geben ihre hemmende und antinationale Politik auf und entschließen sich zu einem aufrichtigen Zusammengehen mit Preußen zur Erneuerung und Verjüngung des Zollvereins auf der Basis eines freieren Zoll- und Handelssystems —

Oder Preußen macht sich von den widerstrebenden Elementen los, die seine Selbstständigkeit beeinträchtigen, seine freie Bewegung hindern und ihm fortwährend Verlegenheiten bereiten; es geht seinen eigenen Weg und vertraut der eigenen Kraft.

Eine kräftige freisinnige Handelspolitik muß ihm alsbald die regsamen norddeutschen Staaten zuführen und die etwaigen augenblicklichen Nachtheile würden bei umsichtiger Benutzung der vorhandenen Hülfsmittel bald aufgewogen werden. Preußen würde sich aber auf diese Weise nicht dem gemeinsamen Vaterlande entziehen, sondern dessen wahren Interessen am besten dienen. Denn eben darin liegt die providentielle Stellung Preußens, daß seine eigenen Interessen mit denen Deutschlands zusammenfallen und daß beide nicht von einander zu trennen sind.

VIII.

Die ultramontane Propaganda.

Die Kirche Roms war selbst aus dem Jahre 1848, das so vielem Alten und Gewohnten gefährlich geworden, nur mit gesteigerten Ansprüchen und Entwürfen, mit größeren Eroberungen hervorgegangen. In Deutschland

wußte Niemand schneller alle Consequenzen der Grundrechte zu durchschauen und aus ihnen möglichst vielen Gewinn zu ziehen als der Klerus. Die Denkschrift der in Würzburg versammelten Erzbischöfe und Bischöfe Deutschlands vom 14. November 1848 ist in dieser Hinsicht ein merkwürdiges, sehr bezeichnendes Aktenstück. Sie erkannte es sehr wohl, daß auch „die Kirche ein lebendiges Interesse habe an der Sicherung alles desjenigen, was der allgemeine Ruf nach Freiheit von administrativer Bevormundung und Kontrole Wahres enthalte." Sie nahm darin, falls sie nicht ferner die Stellung „einer öffentlich um ihrer höheren Mission willen bevorzugten Korporation" eingeräumt erhalten sollte, ihr „ursprüngliches Princip, das der vollen Freiheit und Selbständigkeit, in Ordnung und Verwaltung ihrer Angelegenheiten" wieder auf, beanspruchte unter den ihr zustehenden Rechten das volle Recht der Lehre und Erziehung mit gänzlich freier Hand über alle zur Ausübung desselben erforderliche Mittel, die unbeschränkte Freiheit der Lehre und des Unterrichts, sowie die Errichtung und Leitung eigener Erziehungs- und Unterrichtsanstalten im ausgedehntesten Sinne; Leitung und Visitirung des Religionsunterrichts an allen öffentlichen Unterrichtsanstalten, wo katholischer Religionsunterricht ertheilt wird; freie und ungehinderte Errichtung von Seminarien; Verwaltung ihres Vermögens; alleiniges Prüfungsrecht der jungen Geistlichen mit Beseitigung jeder Mitbetheiligung des Staats als einer wesentlichen Beschränkung der kirchlichen Freiheit und einer Beeinträchtigung der bischöflichen Rechte; freie Bewegung der Kirche in ihrem Rechte, „auch die leibliche Wohlthäterin der Völker zu sein" (Armenwesen); Associationsfreiheit für alle geistlichen Vereine; freie und selbständige Verwaltung und Verwendung alles katholischen Kirchen- und Stiftungsvermögens, und endlich feierlicher Protest gegen Alles, „was den Verkehr der Bischöfe und Gläubigen mit dem heiligen Vater und des heilgen Vaters mit ihnen einer fortwährenden mißtrauischen Kontrole unterwerfen möchte" („freier Verkehr mit dem Mittelpunkte der Einheit") und demgemäß Verwahrung gegen „jede Art eines die selbständige und freie Verkündigung geistlicher Erlasse hemmenden Placets als wesentliche Verletzung des unveräußerlichen Rechts der Kirche, gegen jede mißtrauische Ueberwachung des Verkehrs zwischen Hirt und Heerde". Dieses Programm, dessen bezeichnende Pleonasmen nicht unserm Auszuge zur Last fallen, ist klar genug; es enthält alle die Forderungen, zu deren Erfüllung man nun die Zeit gekommen glaubte. Wenn aber dabei noch, freilich nur nebenbei in Kürze, der Grundsatz der kirchlichen Freiheit auch für die Bekenner anderer Glaubenslehren zugestanden wurde, so sehen wir nur zu bald, mit dem Ablaufe der Bewegung, den alten Geist der Kirche sich in seiner ganzen Exclusivität geltend machen und an den Staat die Forderung stellen, daß er ihr seinem Arm leihe, um ihre Gegner erfolgreicher bekämpfen zu können oder zum Schweigen zu bringen. Mit den Klagen des Ultramontanismus über die noch obwaltenden Bschränkungen seiner Unabhängigkeit verbindet sich überall zugleich die Klage über den Rest der Freiheit, der hie und da noch seinen Gegnern gelassen ist. Selbst unbeschränkt möchte man seine Gegner sich vom Staate selbst mit gebundenen Händen ausgeliefert sehen.

Das katholische Oesterreich, dessen Politik stets im Katholicismus ihre Stütze gefunden, befand sich sogleich beim Beginne der Bewegung der Kirche und ihren Gliedern gegenüber in einer sehr eigenthümlichen Lage. Seine italienischen und ungarischen Lande hatten den alten, von der Geschichte tausendmal widerlegten und immer wieder auftauchenden Gemeinplatz Lügen gestraft, daß der Katholicismus ein Universalmittel gegen den Geist der Revolution sei und ihm ein für allemal eine bestimmte bürgerliche Gesinnung entspreche. Erzbischof Romilly in Mailand, Szitowsky, Primas von Ungarn als Erzbischof von Gran, hatten offen Partei für die Rebellion genommen, und der Bichof Mich. Horvath saß als Minister im Rathe Kossuth's. Welchen Weg dem Klerus gegenüber sollten diese Erfahrungen Oesterreich im Innern einschlagen lassen? Ein Zusammentreffen besonderer Verhältnisse mehr vielleicht als Staatsweisheit entschied darüber: eine fromme Kaiserin-Mutter, und der Umstand, daß Fürst Schwarzenberg, der Urheber der aggressiven Politik Oesterreichs, ein Bruder des Erzbischofs von Prag war. Man hoffte, durch die Gewinnung der obern und bessere Disciplinirung der untern Geistlichkeit zugleich die innere Ruhe und den äußeren Einfluß zu fördern. Das Josephinische System hatte ein entgegengesetztes Princip verfolgt: es setzte dem Walten der Bischöfe manche Schranke und verlieh der niedern Geistlichkeit Schutz gegen den Druck der obern. Mit dem Verlassen dieses Systems war nothwendig eine Erhöhung des Glanzes und der Macht der obern Geistlichkeit verbunden; den Priestern aber ließ man nur die Eine Wahl: durch Gehorsam gegen Rom sich die einzige Möglichkeit zu wahren, gleichfalls auf der Stufenleiter der Hierarchie zu hohen Ehren emporzusteigen, um nun ihrerseits das nach unten zu üben, was sie früher selbst gedrückt hatte. Der Gedanke war nicht übel. Man gewann zu dem Einen Pfeiler Neu-Oesterreichs, dem Heere, einen zweiten, den Klerus, nicht minder disciplinirt, aber auch nicht minder unproductiv. War die Rechnung richtig, warf der Klerus seinen weitgehenden Einfluß für die Regierung in die Schaale, so durfte man erwarten, bei dem Ueberwiegen des römischkatholischen Bekenntnisses den Nationalantipathien die Spitze abzubrechen, und damit war Vieles gewonnen. Aber hatte man auch Alles berechnet, als man ein Element entfesselte, das stets seine eigene Rechnung gemacht und stets geneigter gewesen, selbst zu herrschen als sich den Plänen und Entwürfen Anderer anzuschmiegen? Wir zweifeln daran. Schwerlich hat man bei der Ertheilung der ersten wichtigsten Concessionen an die Kirche (1850) an den ganzen Umfang von Hoheitsrechten gedacht, welche geopfert werden mußten, noch auch an die Rechtsverletzungen, welche die Bevorzugung der einen Confession gegen die akatholischen Bewohner des Kaiserstaats im Gefolge haben mußte. Auch die nationalökonomische Seite der Frage wurde vernachlässigt oder übersehen. Jede Statistik hätte Aufschluß geben können, von welch' schädlichem Einflusse auf die Finanzen direct oder indirect die erhöhte Pflege des kirchlichen Formalismus in Wallfahrten, Feiertagen u. s. w. sein mußte. Und die Finanzen waren nie Oesterreichs starke Seite; ihre Herstellung erforderte eine Gesammtanstrengung der öconomischen Hülfsquellen, und im gleichen Augen-

blicke schmälerte man letztere wesentlich durch die Begünstigung von Bestrebungen, welche sich mit der Hauptaufgabe des österreichischen Staats: möglichster Erhöhung seiner Steuerkraft durch Arbeit, in großen Widerspruch setzen. Man achte diesen Punkt nicht so gering, als er scheinen könnte: man bedenke z. B. nur, wieviel Millionen von Arbeitstagen die Wallfahrten der Production entziehen, und wieviel dann noch zurückbleibender Unterricht (der Klerus erweist sich den naturwissenschaftlichen Studien und den Realschulen überhaupt nicht geneigt) der productiven Thätigkeit schaden muß.

Den Nichtkatholiken gegenüber ließ man eine Ungerechtigkeit bestehen, daß nämlich katholische Gymnasien aus den Steuern der Bewohner jedes Glaubens unterstützt, dagegen die protestantischen als Privatanstalten behandelt werden. Ja man dehnte sogar später dieses unbillige Mißverhältniß auf die Volksschulen aus. Die evangelische Kirche entbehrt noch heute der verheißenen und erwarteten Gleichstellung, und es ist ihr neuerdings die Aussicht darauf so gut wie verschlossen.

Anders freilich stellten sich die Vortheile des Concordats nach außen. Das österreichische Concordat erschien als die Erfüllung der kirchlichen Wünsche auf Einem bedeutenden Punkte: kein Wunder, daß der obere Klerus aller deutschen Staaten gemischter Bevölkerung Oesterreich als sein Paradies betrachtete; daß die ultramontane Presse und die Generalversammlungen der katholischen Vereine in das Loblied der österreichischen Regierung einstimmten, und erstere es sich noch zu einer besondern Aufgabe machte, die österreichische Hegemonie zu befürworten und nach Kräften zu fördern. Eine solche Thätigkeit blieb nicht unvergolten. Man kennt die Unterstützung, welche in dem Streite der Regierungen der oberrheinischen Kirchenprovinz mit ihren Bischöfen die bischöflichen Forderungen bei Oesterreich fanden. Was die Presse betrifft, so befand sich ihr gegenüber Oesterreich in einer etwas seltsamen Lage. Oesterreich hatte sich stets vom deutschen Geistesleben abgesperrt, und auch in den letzten Jahrzehnten hatte man dem Einfluß auf die deutsche Presse keine Aufmerksamkeit geschenkt. Woher nun auf einmal die Anhaltspunkte nehmen, um das Versäumte gut zu machen? Was in Oesterreich die neue Zeit an schöpferischer Thätigkeit hervorrief, war doch nur auf Beseitigung von Zuständen auf allen Gebieten des Staats gerichtet, die in Deutschland für längst überwunden gelten konnten; was aber über diese Fortschritte hinaus in österreichischen Verhältnissen doch stetig und wenig verändert blieb: Despotie und Finanznoth, waren keine Dinge, die sich dem deutschen Sinn irgend annehmbar machen ließen. So blieb denn wenig anders übrig als die sog. kirchliche Freiheit, wie man sie ja schon im Jahr 1848, dabei an die Rückkehr der Jesuiten denkend, hatte als „deutsches Grundrecht" mit decretiren helfen. Sie erhob man zum Panier, und um dieses Panier ließ man die klerikalen Blätter aller Länder sich schaaren. Und in dieser Richtung entwickelte sich denn auch eine ungemeine Thätigkeit, und ihr dienten und dienen eine Menge Kräfte bis in die höchsten Kreise hinauf. Mittelpunkt wurde ein Preßcomité in Wien mit dem ehemaligen Luzerner Staatsschreiber Bernhard Meyer an der Spitze; in Leipzig wurde das einst für die schriftstellerische Thätigkeit

Adam Müller's errichtete Generalkonsulat in gleichem Sinne wieder hergestellt; die „Freimüthige Sachsenzeitung" ist seine edelste wohlbekannte Frucht Es entstand ein ganzes Netz ultramontaner Blätter, das unter mancherle Form von Oesterreich unterstützt, nicht müde wurde, von der alten Kaiserherrlichkeit und der neuen Größe des mitteleuropäischen Reiches zu predigen. Mit dieser Sorge für die Presse verband sich ein anderes Gewinnungsmttel: das rege Interesse für deutsche katholische Kirchen. Wo es der Restauration einer süddeutschen Domkirche galt, ließ die österreichische Regierung in reichlichen Spenden ihre Unterstützung zufließen, und die Presse wiederum ergriff begierig diese Gelegenheit, ihre Theorie mit der Praxis zu verherrlichen. Wir brauchen hiebei nichts zu deuten; die Presse selbst gab ihre exclusiven Commentare offen genug mit einer Naivetät, die jeden Zweifel zur Bornirtheit stempeln müßte.

Das eben noch im eigenen Hause bedrängt Rom, einmal wieder Herr bei sich selbst, hatte sofort sein Augenmerk auf Rückeroberung verlorener Gebiete, auf Eroberung neuer gerichtet. In enggeschlossenen Reihen, nach Einem Kommandewort, wurde der Feldzug eröffnet; und der bewunderswürdigen Consequenz und Beharrlichkeit fehlte es nicht an manchen glänzenden Siegen. Der bedeutendste Erfolg war das Concordat mit Oesterreich, ein Werk das zu jeder andern Zeit fast nur ungläubiges Erstaunen gefunden hätte, jetzt aber nicht nur weltkluge Vertheidiger, sondern auch ideologische Billiger fand. Dem Concordate lag der nicht unrichtige und manchem andern Staate zu empfehlende Grundsatz unter, sich mit der Kirche so vollständig wie nur irgend möglich auseinander zu setzen — aber wie sah sich diese Absicht in ihrer Ausführung an! Von Seite Roms wird noch an andern ähnlichen Erfolgen gearbeitet und schon ist ein neuer in Würtemberg errungen, und zwar ein so gründlicher, daß über die unwillkommene Bescheerung und ihre Folgen das Land in die größte Aufregung gerieth, in der selbst ein abenteuerliches Gerücht Ursprung und Boden fand. Auch Baden sollte mittlerweile sich nach großen Anstrengungen den eigenthümlichen Segen eines solchen modernen Concordats errungen haben, scheint aber neuerdings ernstes Bedenken zu tragen, das kirchliche Joch auf sich zu nehmen. Wir haben gesehen, wie Oesterreich den Sieg Roms Deutschland gegenüber zum eigenen Siege zu benutzen suchte. Eine gefährliche Waffe, die im Hause Habsburg nicht ungewohnt ist, ihm und den Völkern aber nie zum Segen gereicht hat. Hatte Rom dem ihm zur Eroberung reif scheinenden Protestantismus den Krieg erklärt, so konnte Oesterreich ein Mittel, das nicht sein, sondern der katholischen Kirche Werkzeug war und ihm nur so lange diente, als es das eigene Interesse durch die Richtung der weltlichen Macht gewahrt und geschützt sah, nicht benutzen, ohne ihm diese zweite Seite des Feldzugplanes, frei zu geben. Dasselbe Oesterreich, das nur mit der Emancipation der katholischen Kirche begonnen hatte, um, wie es vorgab, oder wirklich beabsichtigen zu können sich schmeichelte, auch die protestantische Kirche in diesem Rechte folgen zu lassen, konnte und durfte es nicht verhindern, daß die der Fesseln, oder was eigentlich nur sie so nannte, entledigte katholische Kirche sich mit neugestärkten

Kräften auf den Protestantismus warf. Seltsames Verhängniß! Die ultramontane Presse rühmt mit demselben Munde den treuen Sohn der Kirche, mit dem sie gegen den Protestantismus als „einer Partei des Umsturzes, nicht einer Secte", das Anathema ausstößt. Daß die geistige Geschichte Deutschlands in den letzten Jahrhunderten eine wesentlich protestantische ist, nicht durch Zufall, sondern durch ein höheres Gesetz, darf sie nicht zugeben, und dazu fehlt ihr auch jedes Verständniß. Auch dem heutigen Oesterreich fehlt es, wie dem alten, dessen Herrscher consequent den Protestantismus als eine ihnen feindliche Macht betrachteten.

Was also Einzelne der katholischen Bevölkerung jetzt anziehen konnte: die Sorge Oesterreichs für die katholische Kirche, die Großmuth und Freigebigkeit gegen ihre Kirchen und Anstalten, mußte die Gesammtheit der protestantischen Bevölkerung abstoßen; denn hinter jenen an sich natürlichen, unanstößigen Bestrebungen hatte die ultramontane Presse nichts Eiligeres und Angelegentlicheres zu thun, als den ganzen wilden Religionshaß, den Fanatismus und die ausschweifendsten Vorwürfe gegen den Protestantismus und protestantisches Wesen zu entfesseln. Die neue Freiheit hatte die Zügel entfernt, und man benutzte sie in reichlichstem Maße. Die groben Schmähungen, die in deutschen Staaten sich heute nur in ultramontanen Winkelblättern, und da nicht ungestraft breit machen dürfen, im neuen („verjüngten!") Oesterreich tönen sie aus dem Munde von Männern, deren Bildung, Amt und Würde einen antediluvianischen Zelotismus fast unglaublich erscheinen lassen sollten. Und wäre es nur noch Oesterreich, dem aller dieser Eifer wirklich diente, und müßte es sich nur nicht sagen, daß dieser fanatische Eifer nur soweit auf seiner Seite ist, als er von Oesterreich seinen eigenen Vortheil gefördert sieht! Aeußerungen, wie die eines k. k. Professors an der Universität Krakau (Walewski in seiner „Geschichte der heil. Ligue und Leopolds I."): „Gregor XVI. stand schon auf dem Punkte, die Acht über Oesterreich auszusprechen und Oesterreich schismatisch zu nennen; dann würde von dem österreichischen Kaiserthum nichts mehr übrig geblieben sein als von dem Napoleon's I.", sollten zur Vorsicht mahnen und die Augen öffnen über die eigentliche Quelle der ultramontanen Theilnahme für das östereichische Primat.

Es erübrigt uns noch ein Wort über das kirchliche Gebiet. In der Geschichte Kaiser Ferdinands II. begegnet man einem großartigen Plane, welcher, wenn man es verstanden hätte, dadurch die Nation auf seiner Seite zu haben, dem Kaiser die Aussicht auf Beherrschung von ganz Deutschland eröffnete. Es war Wallensteins Vorschlag, unterstützt von Khevenhiller und andern Staatsmännern, bezüglich der Religion gemäßigte Gesinnungen zu zeigen und Glaubensfreiheit zu gestatten. Hätte der Kaiser sich auf die Höhe dieses kühnen Entwurfes schwingen können, die Welt hätte eine andere Gestalt erhalten mögen. Statt dessen erwirkten die Jesuiten, deren ächter Zögling Ferdinand war, das unkluge Restitutionsedikt; damit ging die bereits gewonnene Stellung verloren. „Dem habsburgischen Absolutismus hat der Katholicismus in den beiden Kreisen der Reformation und des Aneinanderlöthens so divergirender Nationalitäten rastlose und höchst nützliche Sappeurs-

und Mineursdienste gethan" (Hormayr, Anemonen), aber auch die Stellung des Protestantismus zu Oesterreich war damit für immer gegeben und bestimmt. An dem Dogma scheiterten Habsburgs Herrscherplane. Aber auch jede lebendige Entwickelung auf kirchlichem Gebiete erstarb unter dem unseligen Einflusse der Jesuiten. Feuer und Schwert unterdrückten nicht nur die Reformation, auch das geistige Leben, jede höhere Ausbildung der Wissenschaft, jeden erheblichen culturhistorischen Fortschritt. Was Joseph II. der Hierarchie gegenüber, theilweise an's andere Extrem streifend, gethan, war nur ein kurzes, fast einflußloses Intermezzo. Heute trägt das Concordat seine unheimlichen Früchte; der confessionelle Streit ist wieder zur Flamme angefacht; Kirche und Klerus schüren den Fanatismus und blinden, hassenden Eifer; überlebte Institutionen haben Oesterreich zur fruchtbaren Stätte für ihre antediluvianischen Experimente gewählt, und wuchern, bei dem Mangel eines Gegengewichts in einem gesunden politischen Leben, in üppiger Fülle, gar oft zum Staunen der Welt, die solches nicht mehr für möglich gehalten. Man sage nicht, das Concordat sei ein todter Buchstabe geblieben. Todt insofern, als ein Anachronismus nicht das Lebenselement einer Zeit werden kann, ist es lebendig genug, die Verwirrung der staatlichen Zustände zu steigern, den confessionellen Gegensätzen die alte Schärfe zu geben, und die Regierung statt des Friedens, den sie bezweckte, den Kampf und Verlegenheiten aller Art gewinnen zu lassen. Bei dem ernsthaft gemeinten Versuche, das Concordat in seinen tiefgreifenden, gewaltigen Principien auszuführen, hat sich das lehrreiche Resultat ergeben, daß dasselbe in einem unversöhnlichen Widerspruche mit den staatlichen Institutionen stehe, besonders mit denjenigen, auf welchen der Neubau Oesterreichs beruht, mit dem Culturgrade oder Culturbedürfnisse der Bevölkerung, mit berechtigten Staatszwecken, mit der äußern und innern Politik, mit den Forderungen des Jahrhunderts, und daß die Hindernisse in allen politischen und socialen Verhältnissen vom kleinsten bis zum größten, massenhaft hervortreten." Ein schmeichelhaftes Zeugniß! Das ist allerdings ein unnatürliches Verhältniß (und wird es noch mehr in Italien, wo die Stärkung des Klerus durch das Concordat gleichbedeutend ist mit der Schwächung der kaiserlichen Macht, da die dortige ultramontane Partei entschieden antikaiserlich, hypernational gesinnt ist), aber deshalb zu hoffen, daß es die Anschauungen über die Grenzen, innerhalb deren, und über die Bedingungen, unter welchen das Concordat ausführbar ist, wohlthätig klären werde, oder vielmehr, daß die Erkenntniß dieser Unnatürlichkeit die Abhülfe herbeiführen werde, ist uns nicht gestattet. Der Staat hat sich der Waffen zur Einwirkung auf wichtige Lebenskreise und zu seiner eigenen Vertheidigung gegenüber der Kirche zu großem Theile begeben; der Versuch, sie zurückzuerobern, wird schwere Kämpfe kosten. Die Selbstständigkeit der katholischen Kirche muß als ein Hülfsmittel der Unduldsamkeit und des Glaubenszwanges dienen. Ist Oesterreich stark genug, daß es die Uebergriffe der kirchlichen Gewalt mit Nachdruck und Beharrlichkeit zurückweisen kann? Streiten sich nicht unter seinen Staatsmännern selbst zwei entgegengesetzte Anschauungen um die Herrschaft?

Wenn Oesterreichs Vorgang im Concordat jetzt schon auf der einen Seite die Begehrlichkeit geweckt, auf der andern den staatlichen Widerstand so weit geschwächt hat (man sehe nach Würtemberg, dessen Concordat in einem paritätischen Lande ein doppelt großer Fehler ist), daß die Umsicht und die Bedingungen vergessen wurden, durch welche den hierarchischen Anmaßungen, den Umtrieben gegen die staatliche Ordnung, der Bedrückung Einzelner durch die Kirche mit Nachdruck zu steuern wäre, so fühlen wir keine Lust, die Last dieser Einflüsse durch die innigste Verbindung mit Oesterreich, durch seine Hegemonie in noch weit unberechenbarerem Grade auf uns zu nehmen. Wir lieben auch den Kampf des Geistes und daß die Geister aufeinander platzen, aber es müssen Geist und Geister sein, nicht mittelalterliche Schatten und Gespenster, und wir lieben nicht die Umkehr der Entwicklung; wir wollen nicht die geistlose Herrschaft überlebter Institutionen und wollen nicht die deutsche Zukunft dem Ultramontanismus überliefert sehen. Lasset die Todten ihre Todten begraben!

IX.

Abwehr und Ziele.

In der Erkenntniß der Gefahren liegt ihre Abwehr. Mit der Einsicht in die Politik Oesterreichs sind die Mittel gegen diese selbe Politik gegeben. Das Dogma des „verjüngten" Oesterreich ist der Absolutismus. Man nenne ihn einen wohlwollenden, immerhin! Die Mittel und Wege der Politik sind nicht weniger verschieden für Deutschland und Oesterreich. Das Staatsinteresse Oesterreichs und das Nationalinteresse Deutschlands haben sehr wenig mit einander gemein, und Oesterreich kann diesem immer bieten, was es bedarf. Wenn noch jüngst ein österreichischer Minister bemerkte: „Es giebt keinen Staat in Europa, in welchem so viele bildungsfähige Völker verschiedener Zunge neben einander wohnten als in Oesterreich, wo die Gesetze in 10 Sprachen kundgemacht werden; .... jeder Volksstamm hängt mit Begeisterung an seiner Sprache und ein nicht geringer Theil der geistigen Bewegungskraft Oesterreichs liegt in dieser naturgemäßen Begeisterung!" — so wissen wir, daß er damit auch die Schwäche Oesterreichs bezeichnet hat, daß das neue Oesterreich in dem Nationalitätsprinzip seine größte Gefahr erblicken muß und die sog. „Gleichberechtigung der Nationalitäten" in ihm nichts ist als die gleichmäßige Unterwerfung unter dem Einen centralisirten Absolutismus. Der Staat der Gegenwart aber bedarf der nationalen Grundlage und der Freiheit. Will Oesterreich Deutschland gewinnen, so muß es, in die Forderungen der Nation eingehend, ihr das Maß der Einheit und Freiheit gewähren, das der Geist der Zeit und das Bedürfniß der Nation nach Verwirklichung des nationalen Gedankens verlangt. Kann Oesterreich dies? Nimmermehr! In Deutschland herrschen, und zugleich den Absolutismus beibehalten und verstärken zu wollen, läßt sich nicht vereinigen. Oesterreich wird ebenso wenig sich an die öffentliche Meinung anschließen und den Forderungen der Zeit und Nation gerecht werden können, als es bei sich selbst mit dem Absolutismus wird brechen und seine Völker dem

Wagniß freisinniger politischer Institutionen wird überlassen wollen. Wir anerkennen die Nothwendigkeit für Oesterreich, das lose Conglomerat seiner bunten Völkerbestandtheile unter der Einheit des großen Gesammtstaates zusammenzufassen und zusammenzuhalten und ihnen, statt der auseinandergehenden Nationalitätsgefühle, das Gefühl der politischen Zusammengehörigkeit einzupflanzen, ohne durch die gefährliche Bevorzugung Einer Nationalität auf's Neue den Neid und die Eifersucht der andern zu wecken. Dies ist eine große, ja ungeheure Aufgabe, die, wenn sie überhaupt lösbar ist, von Oesterreichs Staatsmännern nur auf dem Wege der Civilisation in der höchsten Bedeutung des Worts gelöst werden kann. Aber dieser große Umgestaltungsprozeß, in dem Oesterreichs Hauptgefahren liegen, und von dessen Gelingen (noch vermissen wir die dem großen Zwecke entsprechenden großen Mittel in Wissenschaft, auf dem Gebiete der Schule, der Gewerbe, des Handels, der Presse, des politischen Lebens) denn doch wieder die Zukunft Oesterreichs abhängt, wird am wenigsten die Bezeichnung desselben als eines deutschen Staates rechtfertigen. Und hier liegt ebenso der Zwiespalt in dem österreichischen Regenerationsprozesse, der eine organische Verbindung der einzelnen Theile zu einer großen Staatsgesellschaft durch volksthümliche Entwicklung fordert und zugleich so gefährlich macht, wie die Kluft zwischen der Politik Oesterreichs und der deutschen Staaten.

Deutschland verlangt eine Verwirklichung des nationalen Gedankens, eine Einigung seiner staatlichen und nationalen Kräfte, eine Erfüllung seiner Bedürfnisse in deutschem Sinne. In seiner Volkskraft liegt seine Stärke, seine Geltung im europäischen Staatensysteme. Europa bedarf einer starken Mitte gegen die Uebergriffe der Extreme und damit seine Kräfte sich nicht in zerstörendem Kampfe gegen sich selbst wenden. Die ewiglebendige Macht der vernünftigen Ueberzeugung hat von manchen phantastischen Forderungen und Ansprüchen des Jahres 1848 die Nothwendigkeit ernster Reformen übrig behalten; sie können ihre Einführung in's Leben nur von der Hebung des volksthümlichen Elementes erwarten. Der deutsche Constitutionalismus muß eine Wahrheit werden, nicht durch eitle Opposition gegen die Staatsmacht, sondern indem er derselben die Bedürfnisse des Volks kennen lehrt, freimüthig und männlich der öffentlichen Meinung Ausdruck giebt und Beachtung erringt. Die politische Form bestimmt Geist und Gemüth der Nation. Der moderne repräsentative Staat strebt eine glücklich maßvolle Vertheilung der Gewalten unter die Regierung und das Volk und seine Vertreter an, die zusammen die Nation bilden; er bringt auch die Berechtigung des Individuums zum Bewußtsein; er nimmt den Menschen als Bürger in sich auf. Der moderne Staat scheut nicht die volksthümlichen Institutionen; sie sind vielmehr die Mittel für die Lösung seiner Aufgabe: der Entwicklung seines Volkes zu gegenseitiger Gerechtigkeit, Gesetzlichkeit und Freiheit. Ihm ist die Presse der Ausdruck der Bewegung des öffentlichen Geistes, dem er beobachtenden Auges folgt, ohne seine freie Bewegung zu beengen oder zu zerstören. Deutschland ist es vorbehalten, den modernen Staat zu seiner Entwicklung zu führen. Und wie das höchste Recht eines Volkes das Recht

auf seine nationale Entwicklung ist, so muß es jede Störung derselben zurückweisen, wie es sich selbst auch keinen Eingriff in den Bildungsprozeß anderer Völker erlaubt. Mit dieser Aufgabe des modernen kann und wird sich auch der ächte Conservatismus befreunden, da auch er nur in der organischen Umformung und Weiterbildung das wird erhalten können, was an diesem gut und dauernd ist. Stillstand kennt das Leben nicht.

In der Hebung des volksthümlichen Elements in Ständewesen und Presse erkennen wir also die erste Abwehr gegen die Versuche Oesterreichs, die deutsche Entwickelung durch die Vermengung mit seiner eigenen ungelösten zu stören, zu verwirren, zu vereiteln.

Auf dem commerciellen Gebiete haben wir die Nachtheile des Zolleinigungsvertrags mit Oesterreich darzustellen versucht. Seine Zurückweisung erscheint uns als eine commercielle und nationale Nothwendigkeit, und daher als eine Pflicht der deutschen Politik. Man hat Preußen auf dem Bundestagsgebiete nahe dahin gebracht, einen Schritt zu thun, der, so überraschend und bedenklich er dem oberflächlichen Blicke hätte erscheinen müssen, doch von der eisernen Nothwendigkeit der ersten Staatspflicht, der Pflicht gegen sich selbst und seine heiligsten Pflichten dictirt gewesen wäre. Es wäre eine Unnatürlichkeit zu erwarten, daß ein mächtiger und selbständiger Staat sich in der ihm gebührenden Stellung und in seinem Einflusse von einer Stimmenmehrheit abhängig machte. Ja, dieser nothgedrungene Schritt hätte sich nur an Deutschland selbst bitter rächen müssen. Das gefährliche Spiel scheint sich auf dem Zollvereinsfelde wiederholen zu sollen, und schon ist neuerdings wieder die Frage einer demnächstigen Auflösung des Zollvereins lebhaft angeregt worden. Auch wir sehen nur Eine Alternative: entweder die Zollvereinsstaaten, welche den Eintritt Oesterreichs befürworten, entschließen sich, ihre hemmende, antinationale Politik aufzugeben, ermannen sich zu einem aufrichtigen Zusammengehen mit Preußen, und einen sich auf der bestehenden Grundlage zu einer Erneuerung und Verjüngung des Zollvereins auf der Basis eines freieren Zoll- und Handelssystemes und in der Richtung einer größern Ausbildung des Handels mit dem mächtig aufblühenden Amerika, auf das Deutschland schon nach seiner geographischen Lage und mit seinen Haupthandelsplätzen von uralter Bedeutung mehr und näher angewiesen ist als auf den verkümmerten und verarmten Orient, den Oesterreich so gerne in lockendem Lichte erscheinen läßt; — oder Preußen mache sich von dem Chaos widerwilliger Elemente los, die seine Selbständigkeit beeinträchtigen möchten, seine freie Beweglichkeit hindern, seine Macht durch fortwährende Verlegenheiten zu schmälern suchen; es gehe seine eigenen Wege, und vertraue auf neuen Bahnen der eigenen Kraft. Eine kräftige, freisinnige Handelspolitik muß ihm alsbald die renitenten norddeutschen Staaten zuführen, und der augenblickliche Nachtheil würde bald in umsichtiger Benutzung der großen staatlichen Hülfsmittel weit aufgewogen werden von einem blühenden, gesunden Zustande ungestörter Entwickelung, einem ungeahnten Aufschwunge der Industrie und des Handels und einer unausbleiblichen hohen Geltung auf dem Weltmarkte. Preußen aber würde sich auf diese Weise

nicht Deutschland entziehen, sondern ihm erst recht erhalten. Wenn Preußen so, seiner Stellung und hohen Aufgabe bewußt, fest entschlossen das Gebot der Nothwendigkeit in den freien, festen Entschluß umwandelnd, das thun wird, wozu Deutschland in seiner schwankenden Zerrissenheit sich nicht erheben zu können scheint, dann wird, dann muß sich ihm die Intelligenz, der nationale Gadanke, die geistige und materielle Kraft Deutschlands trotz aller Hemmnisse von Neuem und dauernd zuwenden, und die vereinigte Macht dieser Elemente den Sieg davon tragen über die Politik des Schwächens und der Entzweiung. So wahr ist es, daß „das preußische Volk dem deutschen Volke am besten dienen wird, wenn es seine eigenen Interessen im Auge hält, und daß darin eben die providentielle Stellung Preußens liegt, daß beides nicht von einander zu trennen ist."

Auf dem kirchlichen Gebiete wird die größte That des deutschen Volkes, die Reformation, den Kampf bestehen gegen die alten Mächte der Finsterniß, der geistigen Unmündigkeit, der confessionellen Wühlerei. Darum ist uns nicht bange; aber Pflicht eines jeden Freundes der Glaubens- und Gewissensfreiheit ist es, an seinem Theile nach Kräften an diesem Kampfe theilzunehmen. Der culturpolitische Kampf der germanischen Volksthümlichkeit gegen das in Staat und Kirche eingedrungene Wälschthum, gegen den Ultramontanismus gehört zu den Aufgaben Deutschlands. „Deutschland ist das Land der rechtlichen Parität und Selbständigkeit für alle christlichen Confessionen; dahin wird es durch seine Geschichte gewiesen." Gegen den Einfluß alter, fremder und abgelebter Weisen, die ein unheimliches Wesen in so grellen Widerspruch mit der Licht und Klare heischenden Zeit bringt, schützt sittliche Kraft und Thätigkeit, volksthümliches Leben aus dem eigensten Gemüth und Herzen. Mit tiefem, sittlich-religiösem Ernste betreibt Deutschland jene Aufgabe, und soll sie lösen im Geiste der großen Ideen der Reformation. Auf diesem Boden werde die Gemeinsamkeit der evangelischen Kirche gefördert, und der Bund evangelischer Christen, wie er namentlich in der evangelischen Allianz sich gebildet hat, zum fruchtbaren Keime eines gesunden religiösen Lebens, wie zum Hort gegen die Umtriebe und Anmaßungen des uns fremden, anachronistischen Ultramontanismus und seiner antinationalen, die deutsche Entwickelung gefährden Partei!

X.

Schluß.

Einigung ist die große Aufgabe Deutschlands, Einigung auf der Grundlage seiner eigenen staatlichen und nationalen Kräfte, aus seinem ureigenen Wesen heraus. An dieser Aufgabe arbeitet der deutsche Volksgeist; was ihr entgegen, weist er zurück. Darum, und nur darum, haben wir den hegemonischen Bestrebungen Oesterreichs, seinen unmittelbaren Eingriffen in die deutsche Entwickelung Berechtigung, einem etwaigen Erfolge das Heil absprechen müssen. Nicht Oesterreich, Preußen ist der Staat der deutschen Hoffnung, das Ferment der deutschen Zukunft. Diesen Beruf kann Preußen

nicht aufgeben, Deutschland nicht vergessen. In Preußen und nur in Preußen wird das Geschick Deutschlands entschieden.

Blicken wir heute zutrauensvoller, freudiger in die Zukunft, so ist es, weil wir glauben, daß man am Ende einer Politik der Zugeständnisse und der Selbstverläugnung angekommen, die Preußens Stellung, Deutschlands Zukunft zu gefährden drohte.

Aber wie soll sich die deutsche Zukunft erfüllen? An die Beantwortung dieser Frage ist hier nicht zu gehen; wohl aber sei noch wiederholt, was an einem andern Orte von einem Freunde des Vaterlandes gesagt worden:

„Eine bessere Verfassung für Deutschland ist nur zu hoffen durch eine Union der deutschen Staaten mit Preußens Principat. Und für Oesterreich ist ein kräftiges Aufleben des innern Staatsbaues nur zu hoffen, wenn die österreichischen Staatsmänner verstehen lernen, daß nur ein Bundesstaat, welcher eine wirkliche Großmacht ist, ein sicherer, schützender und zuverlässiger Nachbar auch für Oesterreichs Interessen sein kann. Und an diese Wahrheit muß immer wieder erinnert werden."

Diplomatische Revue.

Wochenschau.

Nach der Einsetzung neuer Verwaltungen im Königreich Hannover und in Kurhessen ist Nord-Deutschland pacificirt; und es wird dasselbe Werk der Friedensstiftung in Süddeutschland beginnen, wo die sporadisch auftretenden Bundescontingente schwerlich im Stande sein werden, der Wiederherstellung der Einheit ernsten Widerstand entgegenzusetzen.

Den auswärtigen Mächten hat die preußische Regierung bereits in einer vom 16. Juni datirten Depesche die Motive ihrer Handlungsweise dargelegt. „Wir hatten", heißt es in derselben, es vorausgesehen, daß die unvermutheten und nicht zu rechtfertigenden Rüstungen Oesterreichs eine verhängnißvolle Krisis herbeiführen würden. Diese Krisis ist jetzt ausgebrochen. Die drei neutralen Mächte haben die Gefahren der Situation zu beschwören gesucht, indem sie die Fragen, welche den Frieden Europa's bedrohten, gemeinschaftlichen Berathungen empfahlen; aber ihre Bemühungen sind an dem Widerstreben Oesterreichs gescheitert. Die Lösung der Elbherzogthümer-Frage war durch die Verträge einer gemeinsamen Verständigung zwischen den beiden souverainen Mächten vorbehalten worden. Da Oesterreich sich von seinen Verpflichtungen lossagte, um jene Lösung außerhalb der von ihm unterzeichneten Verträge zu

suchen, hat der König, unser erhabener Herr, sich genöthigt gesehen, seine Truppen in Holstein einrücken zu lassen, ohne indessen damit Oesterreich das Recht streitig zu machen, seine Truppen nach Schleswig rücken zu lassen. Der Bruch des Gasteiner Vertrages berechtigte Se. Majestät zu dieser Maaßregel, die Pflicht, seine Rechte zu vertheidigen, gebot sie ihm. Oesterreich hat es vorgezogen, seine Truppen aus dem Herzogthum abziehen zu lassen, und indem es beim deutschen Bunde eine willkürliche Klage auf Friedensbruch erhob, machte es dem Bundestage in Frankfurt eine Vorlage, deren bloße Zulassung zur Berathung schon einen offenkundigen Bruch des Bundesvertrages bildete. Der von Oesterreich in der Sitzung des 11. Mai gestellte Antrag bezweckte nichts weniger, als die Decretirung des Bundeskrieges gegen eines der Bundesglieder, eine mit dem Buchstaben und Geiste der Verträge und dem Grundzwecke derselben durchaus unvereinbare Maaßnahme. Der Antrag wurde, statt ohne Weiteres beseitigt zu werden, in der Sitzung vom 14. d. Mts. mit Stimmenmehrheit angenommen. Diese Verletzung des Bundesvertrages schließt nothwendig die Zerreißung des Bandes, welches die Mitglieder des deutschen Bundes vereinte, in sich. Der Gesandte des Königs war beauftragt, dies am Bundestag in eben derselben Sitzung zu erklären. Diese Vorgänge haben die Regierung Sr. Majestät von allen Verpflichtungen befreit, welche das Bundesverhältniß ihr bisher auferlegte, und zwar so, daß die bisherigen Bundesmitglieder keinen Anspruch mehr haben, Gerechtsame auszuüben, die ihn nur in Gemeinschaft mit Preußen zustanden, oder sich ohne Preußen noch als Vertreter des Bundes zu benehmen. So sehen wir Bande zerrissen, welche Preußen während der Dauer zweier Generationen um den Preis mancher Opfer aufrecht zu erhalten bestrebt war, wenngleich es anerkennen mußte, daß dieselben nur sehr unvollkommen den Anforderungen der Zeit entsprachen. Aber im Angesichte der offenen Feindseligkeit, welche der Bundesbeschluß, die Bundesmacht gegen Preußen zu mobilisiren, offen bekundete, sah sich Seine Majestät in die Nothwendigkeit versetzt, auch seinerseits jene Maaßregeln zu treffen, welche die Sorge für die eigene Vertheidigung und die Pflichten gegen sein Volk gebieterisch von ihm forderten. Die Regierung des Königs hat zu dem Ende den Norddeutschen Staaten, die an Preußen angrenzen, ein neues Bündniß angetragen, dessen Annahme die Gefahren beseitigen würde, die wir von der geographischen Lage dieser Staaten mitten zwischen Theilen des preußischen Gebietes zu fürchten hatten. Sie hat sich bereit erkärt, mit diesen Regierungen und mit einem deutschen Parlamente in Verhandlungen zu treten, um die Hauptpunkte dieses Bündnisses festzustellen. Aber in Erwägung des Standes der Krise, in welcher wir uns befinden, hat sie dieselben ersuchen müssen, vor Allem ihre Truppen auf den Friedensfuß zurück zu versetzen oder auch sie mit den unsrigen zur Bekämpfung der gemeinsamen Gefahr zu vereinigen und ihre Zustimmung zur Berufung eines deutschen Parlaments zu erklären. Die Regierung des Königs ist sich bewußt, bei Formulirung dieser Forderungen sich in so enge Grenzen geschlossen zu haben, als die Sorge für ihre eigene Vertheidigung es ihr gestattete. Wenn so mäßige Vorstellungen nicht angenommen werden, so wird sie sich

genöthigt sehen, sich auf ihre eigene Macht zu stützen und gegen die Regierungen, die sich als ihre entschiedenen Gegner kenntlich machen, alle Mittel, über die sie zu verfügen hat, zur Anwendung zu bringen. Die Verantwortlichkeit für die daraus entstehenden Folgen wird ganz und gar auf die zu zurückfallen, die durch ihre feindlichen Umtriebe diese Situation geschaffen und im letzten Augenblicke die Hand, die Preußen ihnen geboten, zurückgestoßen haben werden."

Obige Depesche war, wie gesagt, am 16. Juni geschrieben. Seitdem sind die Folgen eingetreten, welche Graf Bismarck vorausgesagt hatte. Wir zweifeln nicht, daß die fremden Höfe auch über diese Folgen und über die Natur derselben in der klaren und eindringlichen Weise, durch welche sich die Actenstücke des Preußischen Ministeriums auszeichnen, unterrichtet worden seien.

Der Eindruck, den die Deutschen Vorgänge auf den Kaiser der Franzosen gemacht haben, ist sichtlich genug. Der Kaiser erkennt von Tag zu Tage mehr, daß eine strikte Neutralität das angemessenste Verhalten für sein Reich sei, — eine Anerkennung der energischen Haltung Preußens, welches sich schwerlich durch eine fremde Macht in seinem Fortschreiten würde hemmen lassen.

Weniger klar ist die Haltung des Londoner Cabinets: nicht als ob das Ministerium Russell im Geheimen eine Action vorbereitete, sondern weil die Unklarheit der Charakter dieses Ministeriums ist. In welchem Grade sie es sei, erhellt aus der Correspondenz, welche vom foreign office mit dem Pariser Cabinet über den Congreßvorschlag geführt und welche kürzlich dem Parlamente in Form eines blauen Buches mitgetheilt worden ist.

Den Reigen beginnt eine Depesche des Lord Clarendon an den Grafen Cowley vom 2. Mai, worin der Minister in Folge einer Anfrage, die Herr Drouyn de Lhuys dem Grafen Cowley vorgelegt hatte, bekennt, daß er der Hauptsache nach nichts gegen den Congreßvorschlag einwende. „Es walten heute", schreibt er, „ganz andere Umstände ob, als zur Zeit da früher ein Congreß in Vorschlag gebracht wurde. Damals fürchtete Ihrer Maj. Regierung, daß ein Congreß zum Kriege führen konnte; aber da der Krieg jetzt androht, so könnte ein Congreß diese Trübsal abwenden, und folglich wäre J. M. Regierung gewillt, an demselben Theil zu nehmen, da sie den Charakter und die Größe der Europa jetzt bedrohenden Gefahr vollkommen erkennt. Aber J. M. Regierung denkt, daß ein Congreß nicht zusammentreten sollte, ohne daß seine Zwecke vorher festgestellt sind und ohne daß eine vernünftige Aussicht auf die Erreichung dieser Zwecke vorher vorhanden ist. Der unglückselige Streit zwischen Preußen und Oesterreich hat seine Ursache in den Herzogthümern, zu deren Annectirung Preußen sich entschlossen zeigt. Könnte ein Congreß eine solche nur durch Gewalt ausführbare Politik gutheißen, wenn das Volk nicht um seine Wünsche befragt würde; und wenn man das Volk befragte, so würde doch Preußen gewiß nicht die Herzogthümer bekommen? Was die Abtretung Venetiens betrifft, so ist es weltkundig, daß Oesterreich seine italienischen Provinzen nicht abtreten will, wofern es nicht anderswo eine Gebiets-Entschädigung erhält; aber, wo diese finden? Eine

Unterhandlung über die wichtigsten Punkte, von denen der Friede abhängt, würde daher auf einem Congreß, der nicht die Macht hätte sie mit Gewalt zur Geltung zu bringen, unfehlbar scheitern; und J. M. Regierung würde eben so abgeneigt wie der Kaiser sein, sich an einem Congreß zu betheiligen, der Angesichts Europas seine Ohnmacht, den Frieden zu erhalten, darthäte. Aber es folgt daraus nicht, daß zwei Mächte, wie England und Frankreich, die sich im Innern des Friedens und der Wohlfahrt erfreuen, passive Zuschauer des blutigen Kampfes bleiben müssen . . . . . J. M. Regierung möchte daher empfehlen, daß England und Frankreich die drei Mächte mit feierlicher Berufung an ihre Ehre, ihr christliches Gefühl und ihre wahren Interessen aufforderten, zum Status quo zurückzukehren. — Lord Cowley, der Herrn Drouyn de Lhuys mit diesen Ansichten bekannt gemacht hat, erwiedert, daß Herr Drouyn de Lhuys die Schwierigkeiten der Congreßberathung vollkommen würdige, aber doch gar nicht geneigt scheine, den von Lord Clarendon empfohlenen Weg einzuschlagen. — Am 9. Mai liest der französische Gesandte in London Lord Clarendon eine Depesche seiner Regierung vor, worin es heißt: Wenn die Großmächte den herannahenden Ereignissen Halt zu gebieten wünschen, so müssen sie mit Entschlossenheit auf ihrem Recht bestehen, die Fragen, die den Continent entzweien, unter ihre Controle zu nehmen. Herr Drouyn de Lhuys denkt, daß es unmöglich wäre, über die Lösung dieser Fragen sich im Voraus zu verständigen; daß es indeß genügen würde, wenn die drei Mächte die feste Absicht aussprächen, sie zu lösen. . . Lord Clarendon bemerkte dem französischen Botschafter mündlich, daß die englische Regierung vor der Hand nur sagen könne, daß sie bereit und willig sei, an Allem Theil zu nehmen, was den Frieden aufrecht erhalten könnte; nur müsse sie vorher klar ersehen, was für Ziele angestrebt werden sollen und wie weit sie sich dadurch in Verbindlichkeiten einlassen würde, da sie weder durch vage Ausdrücke sich zu Handlungen verpflichten wolle, die nicht in ihrer Absicht lägen, noch sich dem späteren Vorwurf aussetzen möchte, Frankreich im Stiche gelassen zu haben. Lord Clarendon fügte hinzu, daß ein vorbereitender Congreß der drei Mächte über die europäischen Fragen sowohl die österreichische wie die preußische Regierung beleidigen würde; und was die obenerwähnte feste Absicht betreffe, so wäre es unumgänglich, den Sinn und die Tendenz dieser Worte vollständig festzustellen; denn wenn damit gemeint sei, daß Preußen gezwungen werden solle, die Herzogthümer nicht zu annectiren, oder aber, daß die Annectirung ihm erlaubt werden solle, oder daß Oesterreich gezwungen werden solle, Venetien herauszugeben, so sei es gewiß, daß J. M. Regierung dem Ausdruck einer solchen Absicht nicht beitreten könnte. — Die französische Regierung erwidert hierauf, daß die eingestandene Friedens- und Neutralitätspolitik der kaiserlichen Regierung jeden Gedanken an einen vorgefaßten Plan Frankreichs, sich in Angelegenheiten, welche sie nur wegen ihres Einflusses auf die allgemeinen Interessen angehen, activ einzumischen, von selbst ausschließe.

Wenn die Großmächte zu einem einstimmigen Beschluß gelangten, so würde die Sache damit ein Ende haben; anderenfalls würde jede Macht mit

ihrer Meinung auch freie Hand zum Handeln behalten. Herr Drouhn de L'huys war zugleich der Ansicht, daß es gut wäre, die Frage der eventuellen Gewaltanwendung unentschieden (reservée) zu lassen, da die Beschlüsse der Mächte alle Kraft verlören, wenn sie sich im Voraus und ausdrücklich des Rechtes begeben, ihren Entscheidungen mit den Waffen Nachdruck zu verleihen.

Die nachfolgende Depesche Lord Clarendon's an Lord Cowley d. d. 17. Mai, die sich auf die Grundzüge der zu erlassenden Einladungen zur Conferenz bezieht, ist bekannt, ebenso bekannt sind die Depeschen, welche die Einladungen enthielten. Aus den Antwortsdepeschen ist hervorzuheben, daß Preußen mit größter Bereitwilligkeit die Einladung annimmt, „da es stets schon bereit gewesen sei, bei allen Schritten zur Erhaltung des Friedens mitzuwirken, und da seine Regierung nichts anders wünsche als den Frieden". Aber Graf Bismarck kann durchaus nicht zugeben, daß seine Politik in der Herzogthümerfrage irgendwie an der Kriegsgefahr schuld sei. Die Erwiderung Oesterreich's commentirte Lord Clarendon mit folgenden Worten: Der österreichische Gesandte theilte mir heute Morgen die Depesche vom Grafen Mensdorf mit, von der ich eine Abschrift beischließe und worin die österreichische Regierung sich über die Einladung zur Conferenz äußert. Ich sagte dem Grafen Apponyi, daß ich im Namen der Regierung J. M. kein Recht beanspruche, Vorstellungen zu erheben gegen den Schritt, den eine große und unabhängige Macht, wie Oesterreich, zur Wahrung ihrer Würde und zur Vertheidigung ihrer Interessen für angemessen hält; aber da England ein tiefes Interesse habe, den Frieden aufrecht zu erhalten, und da J. M. Regierung keine Bemühung gespart habe, einen Krieg zu verhüten, der ihrer Meinung nach eines genügenden Grundes entbehrt und daher ungerechtfertigt wäre, so müsse ich mir erlauben, mein aufrichtiges Bedauern darüber auszusprechen, daß Oesterreich sein Veto gegen das Zusammentreten einer Conferenz eingelegt hat, welche die anderen Mächte beschicken wollten, um die den europäischen Frieden jetzt gefährdenden Fragen zu erörtern. Ich war auch so frei, zu sagen, daß Oesterreich meiner Meinung nach besser in den Augen Europa's stehen würde, wenn die Ansichten und Beweisgründe der Depesche, welche S. Exc. soeben mir vorzulesen die Güte gehabt, von einem österreichischen Bevollmächtigten auf der Conferenz vorgebracht worden wären, wo er Gelegenheit gehabt hätte, zu erfahren wie die Vertreter der anderen Mächte darüber urtheilen, inwieweit sie einer Modification vielleicht fähig wären und inwieweit die anderen Mächte bewogen werden könnten, die Dinge in demselben Lichte zu sehen, wie Oesterreich.

England wollte also keinem Recht und keinem Unrecht geben, das Cabinet Russell-Gladstone wollte die Reform Europas in derselben Manier bewirken, in welcher es so eben auch die Verfassung Großbritaniens zu reformiren gedachte: — nämlich durch eine Discussion, die in Nebel endigt. Diese Methode führt zum Falle. Das britische Cabinet ist durch seine Wahlreform unternehmung in eine tödtliche Krisis gestürzt worden, die Nachfolger Palmerstons haben auf's neue bewiesen, daß sie die Erbschaft Palmerstons nicht zu handhaben verstanden.

So lange Palmerston lebte, war die Reform nur ein Gegenstand des Spieles für die britische Regierung. Palmerston wußte dem Publikum das Phantom der Reform vorzuhalten, ohne jemals mit diesem wesenlosen Phänomen Ernst zu machen Ja, er war so sehr von der staatsmännischen Unbrauchbarkeit sämmtlicher Reformprojecte durchdrungen, daß er sich nicht scheute, seinen Ministerposten gegen diejenigen einzusetzen, welche jenen Anschlägen eine Gestalt geben wollten. Der klassische Streich, den er in dieser Hinsicht führte, geschah im Anfang des Jahres 1854, kurz vor dem orientalischen Kriege. Damals hatte Russel in seiner gewissensbeängstigten Ehrlichkeit einen Reformentwurf ausgearbeitet, den er dem Cabinet unterbreitete und mit aller Gewalt im Unterhause einbringen wollte. Palmerston aber erklärte, er werde aus dem Cabinet austreten, falls Russel mit dem Projecte weiter vorginge, und der gute Lord John war gezwungen, thränenden Auges seinen Entwurf zurückzuziehen. Später, so lange Palmerston Alleinregent war, setzte er auf jede Anfrage eines Parlamentsmitgliedes nach Wahlreform immer nur einen guten Witz. Das Unterhaus mußte sich diese joviale Kritik gefallen lassen, denn alle Welt sagte sich: Was der alte Pam thut, das ist wohlgethan.

Nach dem Tode Palmerstons hatte das Cabinet das Spiel nicht mehr in den Händen. An den alten Pam hatten alle Parteien geglaubt, an die andern Minister glaubte Niemand. Diese konnten nicht einmal vernünftig sein, selbst wenn sie es wollten. Denn ihre Ermahnungen zu einer bedächtigen Behandlung der Reformfrage würden mit Zweifel und Mißmuth aufgenommen worden sein. Sie fielen daher unrettbar in die Schlingen der Theorie, und so ist denn die Reformbill, die sie einbrachten, nichts weiter als ein doctrinaires Phantasiegebilde gewesen, welches sich in Dunst auflösen und in seine Zersetzung das Ministerium mit hineinreißen mußte. Wären wir auf dem Continente nicht so sehr mit unseren eigenen Schicksalen beschäftigt gewesen, so würden wir dem Verlauf der Dinge in England mehr Aufmerksamkeit gewidmet haben; und das wäre recht gewesen, denn von der Entwickelung der britischen Ministerkrisis, welche seit dem Februar dieses Jahres permanent war, hingen zugleich die Wendungen der großen europäischen Krisis, in der wir uns befinden, ab. Wir haben seit Monaten viele Freundesbriefe aus London erhalten, worin der allmälige, doch unfehlbare Verfall des Ministeriums Russell dargelegt war, weil sich im Parlament eine immer tiefer wurzelnde Abneigung gegen die Hilflosigkeit des Cabinets bilde; ein wahrer Ekel ergreife die Mitglieder des Unterhauses, sobald es an eine Discussion der Reformbill gehe; gerade diejenigen, welche früher am lautesten nach der Vorlage einer solchen Bill geschrien hätten, wären bei der Debatte die verschämtesten, weil sie fühlten, daß sie leeres Stroh dreschen und daß sie das Ministerium in die Reformwüste gelockt hätten, in welcher nicht ein einziger Born lebendigen Wassers sprudele. Was das Publikum betreffe, so sei dasselbe theils gleichgültig, theils unzufrieden; bei den eigenthümlichen Gestaltungen, welche der Kampf auf dem Continent annehme, sei die Beschäftigung mit der Reform unzeitgemäß, England habe seine Bezie-

hungen zu den auswärtigen Mächten zu klären, England stehe jetzt mit keinem Staate gut und mit keinem Staate schlecht, das dürfe nicht länger so sein. Man müsse innerhalb des großen europäischen Conflikts Posto fassen, Partei ergreifen; denn die britischen Inseln lägen nun einmal nicht außer der Welt, und das Reich der Königin Victoria möge noch so fremd thun gegen die Noth der übrigen Völker, so könne es sich doch nicht dagegen wahren, daß der Donner der continentalen Katastrophen über den Canal schalle und daß England von demselben im Innersten erschüttert werde.

Aus solchen und ähnlichen Raisonnements hat sich der Wirbelwind zusammengebrodelt, in welchem nunmehr das Russell-Gladstonesche Cabinet umhergetrieben wird. Das Ausland sieht mit Schadenfreude zu, und das ist es, was den Zorn des britischen Stolzes wachgerufen hat. In dem Momente, wo diese Zeilen geschrieben werden, besitzen wir noch keine zuverlässigen telegraphischen Nachrichten über den Gang der englischen Krisis. Doch ob dieselbe sich langsam entwirre, ob sie durch Compromisse und Coalitionsversuche hindurchschreite, ob der Wille der Königin, welche eine Vorliebe für den loyalen Russell hegt, sie verzögere, ob endlich ein entschiedenes Tory-Ministerium auftrete — so viel ist gewiß, daß die englische Politik im Begriff steht, eine thätigere Form anzunehmen und daß wir gut thun werden, auf dieselbe aufzumerken.

Publicistische Aphorismen.

Mons flammiferus von Varnbühler.

Tonitrua finxit ut deus haberetur.
Virgilius.

Hat denn der Teufel seine Residenz aus der Hölle auf die Erde verlegt? Wo will das am Ende hinaus! O Gott ist groß und gut und treu, er neige sich nieder im sanften Sausen zur südwestlich-deutschen Staatengruppe und wir bitten ihn auch inbrünstig, daß er einen kleinen Abstecher in die Judengasse zu Frankfurt a. M. mache: Denn es liegen heute wieder Flugblätter aus Alt-Baiern auf unserem Tische, worin alle Schleusen eines mittelalterlichen obscuren, religiösen Fanatismus geöffnet sind und welche allen Gebildeten Ekel einjagen. Was mein Gefühl anbetrifft, so wird mir dabei zu Muthe als erblickte ich diese Deutschen (?), wie sie sich geflickte Röcke, einer Wiener Trödelbude aus dem dreißigjährigen Kriege entnommen,

unter einander anprobiren. Welch eine ungeschickte Behandlung und Verderberei des 19. Jahrhunderts! Die Zeiten der epistolarum obscurorum virorum (Francoforti ad moenum) wieder herauf zu beschwören! Der k. k. Hofrath Friedrich von Gentz hatte vollkommen Recht, wenn er einige Monate vor seinem Ende die gewichtigen Worte sprach: Fast sollte man glauben, erhöhte Vernunft auf die Schicksale der Völker Deutschlands werde man einst nur in Preußen finden. Doch Pardon meine Freunde für die Alt-Bayern, sie halten sich nun einmal für den Sonntagsrock des lieben Herrgotts; eine fixe Idee, und folglich unzurechnungsfähig. Was soll man aber zu Württemberg sagen, welches uns mit eben solchen infamen Blättern und plumpen Pasquinaden überfluthet und uns als hors de la barque de S. Pierre erklärte, weil wir den Grafen Bismarck statuiren?! Es thut uns weh, es vernichtet uns auf Momente, wenn wir fühlen, daß nicht wenige Menschen so wenig mehr als ihre cousins germains, die Affen sind. Auch in der Residenz des jähzornigen, schwergeschützigen Herrn von Varnbühler*), eines Pendant zum grausen Schreckensachsen Beust (groß in Wort, ein bissiger Kater!), herrscht noch immer ein grauenvoller Stil und eine Schreibart, daß man beim Lesen dieser Pantalonnaden zu dem Glauben verleitet werden kann, man habe hier seit längst die Bewußtlosigkeit seiner Organisation verloren. Es muß doch trotz Schiller mit der Kultur des Centralpunktes des südwestlichen Deutschlands nicht so gut stehen, wie man in Petersburg zu glauben scheint, da man von Stuttgart aus Injurien nach Berlin hin vomirt, compacter als sie Sporus, der Leib-Eunuch des Kaisers Nero im Munde führte, wenn er falerner-durstig war und nichts zu trinken fand. Es haben diese Württemberg-Stuttgarter sputa in der That viel Pathologisch-Interessantes. Bleibt man etwa zu Stuttgart in der Früh zu lange in den Federn liegen? „Morgenstund hat doch Gold im Mund" und Langschläfer werden leicht bigot, eigensinnig, gichtisch und bekommen Céphalée, wie nach Kohlendampf. Sorgt man zu Stuttgart nicht hinlänglich für Hautcultur? Im Hotel Marquardt badete ich ganz passabel. Setzen die Café-Restaurants ihrem Mocca Cichorien zu? Die zwittrige Cichorie behaupten Aerzte, z. B. der berühmte Augenarzt Himly, mache dämlich und prädisponire zum schwarzen Staar. Im Hotel „Petersburger Hof" gab es allerdings zuverlässigen Caffee und man dinirte hier ganz gut, doch irren wir nicht, so erblickten wir hier einen Stammgast, welcher den Spargel verkehrt in den Mund steckte. Was lesen denn die Leute in Stuttgart? Der unsterbliche Schiller ist ja zu Marbach, einem würtembergischen Städtchen am Neckar geboren. Kennt man denn in Stuttgart nicht Schillers „Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen?" Ach, wie überaus lehrreich wäre nicht Schillers Geschichte des dreißigjährigen Krieges für den „Farren?" Fast glaube ich, man kennt in Stuttgart nur „die Abenteuer

*) Bezeichnender dürfte sich Varnbühler Farrenbuhler schreiben, dann könnte man diesen Namen sofort in das Gebiet noch ernstere Betrachtungen hineinziehen.

des Barbier Schnapps" und den Rinaldo Rinaldini. Nistet im Frühjahr Philomele nicht auch in Stuttgart oder hört man hier nur Krähen und Eisenbahnpfeifen? In dem ungesunden, in einem Thalkessel liegenden Stuttgart muß jetzt die Sonne der Reformation in einer ganz sonderbaren Richtung scheinen. Zur Zeit der Reformation standen die Theologen zu Tübingen eine lange Reihe von Jahren hindurch bei allen Lutheranern in hohem Ansehen. 1498 waren sogar Melanchthon und Reuchlin unter den Lehrern. Habt ihr sie vergessen ihr Württemberger, vergessen ganz und gar diese Pflanzstätte des Denkens, ihre Unterweisung in den Grundsätzen der Moral und Religion? Man kann zu dem Glauben verleitet werden: Du Württemberg, du kleine Cotta'sche Taschenausgabe Deutschlands, du seiest aus purer Langeweile und Caprice reformirt geworden nur um Bretzeln zu essen beim Leichenschmause des vermeintlich zu begrabenden Rom's! Habt ihr vergessen die schreckliche Wirthschaft der Oesterreicher und Spanier im Herzogthum Württemberg von Anfange bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts? Glücklich hätte sich damals das Herzogthum schätzen mögen, wenn der Kaiser es nur als erobertes Land behalten hätte; allein es ward zerrissen und zerstückelt. Minister und Generale, der Erzbischhof von Wien und die Erzherzogin Claudia von Oesterreich erhielten Theile zum Geschenk. Von 1634 bis 1641 sank die Bevölkerung Württembergs von ungefähr 330,000 Menschen auf 48,000 herunter; wer hatte fliehen können, war entflohen; die Andern hatte Krieg, Pest und Hunger weggerafft; Städte und Dörfer lagen in Schutt und Asche, der fruchtbare Boden war öde und wüste. Da schickte der große Gott einen ganz andern Varnbühler als den Farren de dato, der unter Beihilfe des gutwilligen Kanzlers Oxenstierna und des Staatsmannes Burkhardt das Land vor gänzlichem Untergange bewahrte. Die Quelle alles Wissens bleibt doch die Erfahrung. Es ist dies ebenso gewiß, als daß das Quadrat der Hypothenuse gleich ist dem Quadrat der beiden Katheten. Was haben euch nun, frage ich, eure bitteren Erfahrungen genutzt? Ist euch denn des erhabenen Genius Newton Lehre vom Falle unbekannt? Vielleicht werdet ihr mir antworten: was hilft alle Geschichte, alle Philosophie und alle Erfahrung! Konnten diese hindern, daß sich der große Keppler nach Tübingen begeben mußte, um seine Mutter, die angebliche Hexe, vom Feuertode zu retten? Er konnte es nur dadurch bewirken, daß er bewies: der Mutter gingen die wahren Erfordernisse einer Hexe ab. Nun Kinder, da habt ihr Recht; die meisten Menschen bleiben Esel ihr Lebelang! Ad vocem Tübingen muß ich hier bemerken, wie die Bewohner dieser Universitätsstadt vorzugsweise — ganz Würtemberg ist bekanntlich sehr fromm — viel frömmer als wir Nordpolianer sind und Tübingen einige große oder dicke Salzkörner Gottes durch die göttliche Gnade besitzt Seltene Crystalle! Einst an einem Sonntage, schon läuteten alle Glocken zur Kirche, da ward ich in Tübingen in meiner Sonntagsandacht gewaltig gestört, denn es ereignete sich ganz plötzlich eine Geschichte, welche ich einen ganzen Tag lang nicht wieder los werden konnte. Ich will sie euch erzählen, meine Freunde: Ein Mann in Tübingen, von

welchem man behauptete, daß er an Glauben und Erleuchtung eine Ceder vom Libanon, riesenhaft über seine Mitschwestern hervorrage und ein wahrer Meister in Israel sei, auch sicher einst vom lieben Gott zu Wagen von der Erde abgeholt werde, applicirte an besagtem Sonntage früh um 9 Uhr seiner hübschen, feisten Köchin einen Kuß auf ihre rothen christlichen Lippen, gerade im Moment, als er das Gesangbuch unter dem Arm, die Stube verlassen hatte, und ward en flagrant délit von seiner ebenfalls zum Morgengottesdienst eilenden Ehehälfte ertappt. Sofort erhielt er ihr dickes Gesangbuch an seinen ungetreuen Kopf; eine überraschende hochtragische Begegnung dies, zumal im Beisein eines Fremden und zu einer Zeit, wo man im Begriff stand, seinen Glauben zu stärken! Wie ich später hörte, war durch diesen zarten oder zärtlichen Vorfall das eheliche Festungsviereck dermaßen durchbrochen worden, daß diese Leutchen sich von Tisch und Bette trennten. Diese eheliche Parlamentsauflösung erschien den Tübingern als der angemessenste Schritt und wurde von allen ächten Christen unter ihnen von Herzen gebilligt. (Hört!) Bei diesem Vorfall erinnerte ich mich lebhaft einer alten geschmackvolleren Historie. Der Feierabend für Ludwig XIV. war gekommen und mit ihm die Tage, die uns nicht mehr behagen. Was je Herrliches und Schönes auf Frankreichs Boden erblühete, die verheißungsvollsten Frauenbilder, die lieblichsten Schöpfungen Gottes, ließen den Selbstherrscher kalt, obgleich er manchmal über seine Kälte tief wehmüthig ward. Kurz und gut, die Jubelperiode seines Daseins war vorüber; Bontemps, des Königs Kammerdiener, hatte längst nichts mehr zu besorgen. Nur Françoise d'Aubigné, die alte andächtige Wittwe des mißgestalteten Frondeurs Scarron, Marquise de Maintenon genannt, begleitete, tröstete den König und las allabendlich vor Schlafengehen, die Brille auf der Nase, ihrem Louis Reisebeschreibungen aus dem „Jenseits" vor; eine neue Welt für den Reunionskammerschwärmer, worüber er dann im Bette, wenn der Schlaf ihn floh, beschaulich erbauliche Betrachtungen anstellte, woraus der Widerruf des Edict von Nantes hervorging, zur kannibalischen Freude des Herrn Lachaise und des Herrn Le Tellier, archiepiscopus Fripponeau von den Parisern genannt; eine unschuldige Annehmlichkeit für die Hugenotten und die hartgläubigen Camisards der Cevennen!

Einst (es trug sich dies im Schlosse zu Versailles zu, eines Sonntagsmorgens, lange nach dem herben Frieden von Ryswik) schickte sich Louis le Grand an, mit der Maintenon die Frühmesse zu besuchen. Die Maintenon schon an den Anfängen des grauen Staars leidend (ihr Optikus Henri Pince-Nez hatte einen schweren Stand, da er alle paar Tage eine neue Brille liefern mußte) saß in einer Fensternische in die Le Nôtre'sche Wildniß hineinstaunend. Man hörte den ältlichen, krummnasigen, bocksbärtigen, ziegengeschwänzten und dito gefüßten Rusticus Pan die siebenröhrige Bocks-Pfeife, Syrinx genannt, blasen, denn die versailler Wässer sprangen.

Der König befand sich im Nebengemach, nicht ahnend, daß Frau von Maintenon ihn erwartete und bereit saß. Da hört diese: o mein Gott!

wie ihr Louis das Kammerkätzchen Mademoiselle Rosière, ein gedrängtes, mit netten feinen Füßchen begabtes verführerisches Geschöpf küßt, daß die Wände schallen (éclatiren drückt sich hier der Chronist aus). Die ehrbare Maintenon fährt erschreckt zusammen und sie hatte wahrlich ein Recht dazu, denn sie hatte sich auf die Bastille von christlichen Quadersteingrundsätzen verlassen, welche sie in ihres Louis' Brust aufgebaut hatte und jetzt, plötzlich, hatte dieser diese Grundsätze auf den Kopf gestellt, um sie umgekehrt zu befolgen. Wir Aerzte pflegen solch kleine Attaquen auf Kammerkätzchen zu entschuldigen bei den alten Leuten, denn mehr oder weniger leiden sie ja alle am Erinnerungsfieber und das Naturel kommt im Galopp zurück, sagt Horaz. Was glaubt ihr nun, meine Freunde, was Frau von Maintenon that? Sie trat an Seine Majestät schnell heran und fragte: Sire, est-ce que la cloche n'a pas sonnée pour nous avertir d'aller aux prières? Der König ihr den Arm reichend antwortete: Venez Madame, il n'y a rien à mon sens de comparable à vous et à mon ami Lachaise. Nous trois nous faisons tout le genre humain. (Maintenoniana.) Doch, retournons à nos moutons! Es gehet euch Würtembergern ganz erbaulich. Ihr habt die treffliche Petersburger Kundschaft, und den bewunderungswürdigen Kaiser Alexander zum Freunde, der euch retten wird aus des Löwen Rachen, dessen Lippen mit Recht voll Grimmes, und seine Zunge ein verzehrend Feuer und dessen Faust sich zum Schlage ballt. Stuttgart hat 57000 heilige Einwohner, lauter kostbare in Gold gefaßte Edelsteine, darunter nur 200 Juden, den Hohenpriester oder Oberlandrabbiner mit eingerechnet. Ihr besitzet schöne Fresken von Gegenbauer gemalt, z. B. den Kampf Eberhards des Erlauchten gegen Rudolph von Habsburg. Industrie, Ackerbau, Lehr- und Wehrstand blühen. Auch habt ihr die beste constitutionelle Verfassung, ein Ständehaus und vortreffliche zu- und abschüssige Wahl-Candidaten. Ihr seid Besitzer der Gemäldegallerie Barbéni-Breganza aus dem zwangsangeliehenen trotzdem davoneilenden Venedig. Ihr besitzet eine büßende Magdalena von Rubens. Ferner besitzet ihr ein Standbild von Deutschlands Urim und Tummim, ich meine von Schiller nach Thorwaldsens Modell. Ihr besitzet einen Liederkranz und ein zoologisches Museum von Plonquet gestiftet, mit Gypsgruppen und humoristischen Darstellungen nach Kaulbachs Zeichnungen zu Göthe's Reinecke Fuchs. Ihr habt Tauber- und Neckarwein (letzterer eignet sich ja so gut zum Mousseux) und der berüchtigte Seewein am Bodensee steht ja auf der Scala unseres „Grüneberger“ und des sogenannten Dreimännerweins (wenn einer trinken soll, müssen ihn immer zwei Menschen festhalten u. s. w.) Nun, „mein Kind was begehrst du noch mehr?“ Ist nicht dein Hals ein Thurm David's auf dem Hügel Zion? Warum habt ihr also Zeiten heraufbeschworen, wo weder „Thau noch Regen kommen wird?“ Glaubet mir altem Manne — leider bin ich es in diesen glorreichen Tagen Preußens (bello superbus. Virg.) — Ihr trinket jetzt in der That Unrecht wie Seewein und tobet in tollen Ceremonien um Wien's Kalb, bekanntlich kein goldenes, um ein Kalb, welches so eben sechs

Cardinalfehler beging. Ich will mir die Mühe nehmen sie euch aufzuzählen: 1) die Judenkravalle in Böhmen, 2) die Nichtconferenzbeschickung, 3) die Einberufung der Stände in Holstein, 4) die Zwangsanleihe in Venetien, 5) die Abstimmung am 14. Juni zu Frankfurt a. M., 6) das schmähliche Abandonniren der süddstaatlichen Narrengruppe.

Wer solche Verstöße — Manquements um mit Friedrich dem Großen zu reden — begeht, der begeht nächstens noch deren fünfhundert („retourner à son vomissement“ nennen dies die Franzosen). Ja, ich kann es wohl sagen, ich bin vor Erstaunen über euch, wie aus den Wolken gefallen, wie man zu sagen pflegt. Zu Constantinopel urtheilt man, ob es ein Junge oder Mädchen ist, was die Frau unter ihrem Herzen trägt, erst nach der Geburt des Kindes; hattet ihr denn keine Zeit zum Abwarten? Ihr seid Schwärmer, verblendete Phantasten, ihr leise hinwelkenden Würtemberger, die ihr euch mit Gewalt von der Vollendung zurückhalten wollt. Denket doch nicht Tag und Nacht an den Grafen „Bischmarck“, denket doch lieber an Brod und bessere Weincultur, ihr Ackerleute des sauren Seeweins, denn als ich einst diesen im Munde fühlte, mußte ich wie ein Matrose fluchen und ausrufen: Genius senke die Fackel, jetzt erbleicht der schönste Jüngling Berlins, dann verstummte ich, denn der saure Schmerz verschloß mir den klagenden Mund. O, ihr Würtemberger, studirt doch Justus Liebig's chemische Briefe. (Wie Schade, daß dieser gute Liebig kein Preuße ist!) Und nun vale, liebes Würtemberg; wenn Gott mich noch eine Kleinigkeit beim Leben erhält, hoffe ich recht bald wieder zu dir zu kommen. Dann werde ich mit dir bei Marquardt beschöniren*), Schokolade trinken und gelegentlich die Schillerstatue beschniffeln. Ja, ja, guckt mich nicht verwundert an, ihr Stutlgarter Karßons; ich komme und werde wieder am Busen der Natur zu Canstatt in einer elastischen Ruhe des Genusses liegen. Ich werde die schwarze Nacht, mit welcher ihr mein theures Vaterland umhüllen wolltet vergessen und euch wieder ein sanfter Freund sein und euerem neuen Mechanismus Vivats bringen. „So viel Streben als Erlangen, so viel Geben als Empfangen“, sagte mein verstorbener Freund, Heinrich von Kleist, der größte Novellendichter Deutschlands. Also, vale. Und nun noch ein paar Worte zu dir, mein lieber Mezzotinto**) Varrenbühler, du großlustiger Farre, wisse,

---

*) Im Allgemeinen sprechen die Würtemberger im Rausche keine fremde Sprache so gern, als die französische.

**) Dieser Mezzotinto, sagt man, sei ein Sprachgenie: er schreibe und spreche polnisch türkisch, syrisch und malayisch Hier fällt mir ein, daß die hochselige Königin Christine von Schweden von dem Salmasius (von Saumaise) sagte: er verstände vielleicht in fünfzig Sprachen den Stuhl zu nennen, aber in keiner darauf zu sitzen. Auch hörte ich, daß Mezzotinto sich sehr gut darauf verstehe, Maccaronische Gedichte zu verfertigen. Da fällt mir nun ein deutsch-maccaronisches Gedicht ein, dessen Heinsius („Teut“, 4. Theil) erwähnt. Ich will es zum Ergötzen oder plaisir touchant et sensuel meiner Freunde hier mittheilen: „Floïa, Cortum versicale de Flois swartibus, illis Deiriculis quae omnes fere Minchos, Mannos, Weibras, Jungfras etc. behubbere, et spitzibus suis schnaflis steckere et bitere solent. Autore Gripholdo knickknackio ex Flolandia.“ (Frankoforti ad moenum. Anno 1593.)

daß der, welcher den großen Mann blos spielt, dessen Rolle ist nur für einen Theaterabend. Dies ist ein ewiges, unabänderliches Gesetz.

„Es war ein Mal ein König,
Der hatt' einen großen Floh, u. s. w."

G.

Correspondenzen.

Kassel, 23. Juni. Ehe ich Ihnen nähere Details über die hiesigen Vorkommnisse zusende, beeile ich mich, Ihnen nachstehenden zuverlässigen Bericht über die Hauptmomente aus der Geschichte Kassels resp. Kurhessens vom 12. bis 23. Juni zukommen zu lassen.

Am 12. Juni machte die offiziöse „Kasseler Zeitung" ihre Leser auf eine Kammerrede des württembergischen Ministers des Auswärtigen aufmerksam; druckte mit Behagen einen pöbelhaften Angriff der „österreichischen" N. Fr. Zeitung auf den Professor Bluntschli in Heidelberg ab; legte ihre große „Theilnahme" für den Herrn Johann Jacoby dadurch an den Tag, daß sie von der gegen diesen „wegen Ministerbeleidigung" eingeleiteten Untersuchung „getreulich" referirte und „belobte" Oesterreich in eifrigster Weise, weil es sich „kluger" Weise vom Congreß gänzlich fern gehalten habe.

Am 14. Juni beschäftigte sich dasselbe Blatt an zwei Stellen sehr angelegentlich mit der Kassel passirenden Brigade Kalik und erzählte, wiewohl die Kroaten bekanntlich weder „deutsch" reden, noch „deutsch" gesinnt sind — daß ein „Kroat" der genannten Brigade zu einem Hiesigen geäußert habe: „Träfen wir überall nur a gut deutsch G'sinnung."

Am selbigen 14. Juni ließ die kurfürstliche Regierung beim Bundestag in Frankfurt a. M. erklären, „ein Antrag auf Mobilisirung der Bundesarmee scheine ihr durch die Sachlage völlig begründet," damit es dem deutschen Bunde möglich werde sein „Friedenswahrer-Amt" auszuüben.

Am 15. unterließ es die amtliche Zeitung nicht, einen frankfurter Bericht zu registriren, worin gesagt war, daß die von Frankfurt abziehenden Truppen Oesterreichs Seitens der Frankfurter einen „Abschied" entgegengenommen, wie er „herzlicher" seit den „Tagen des Schützenfestes" nicht vorgekommen sei und beeilte sich einen Aufsatz der „A. A. Z." nachzudrucken, worin behauptet wurde, mit Preußen werde es nach einer „ersten Niederlage" voll-

ständig und für immer alle sein, während Oesterreich erst nach einer Niederlage seine „unabnützbare Zähigkeit" beweisen werde.

An demselben Tage beschloß der kurhessische Landtag mit 35 gegen die 14 Stimmen der verbundenen „Genossen Traborts" und der „ritterschaftlichen" Abgeordneten, die Annahme des bekannten Antrags von Bischoffshausen's: die Mobilisirung der kurfürstlichen Truppen trotz Bundestag nicht auszuführen.

Unterm 16. Juni schrieb die Kasseler Zeitung an der Spitze des Berichts, worin sie ihren Lesern von der Stellung des preußischen Ultimatums Kenntniß gab: „der gestrige und der heutige Tag scheinen bedeutungsvoll werden zu sollen in der hessischen Geschichte" und im Verlauf desselben:

„Se. königliche Hoheit der Kurfürst soll, wie wir hören, nicht geneigt sein, den eingenommenen Bundesstandpunkt aufzugeben."

An demselben 16. Juni überschritt ein preußisches Corps die hessische Grenze und General v. Beyer erließ seine Proclamation an die „hessischen Brüder," worin er erklärt, die Preußen seien nach Hessen gekommen, um den Hessen „die deutsche Bruderhand zu reichen."

An demselben 16. Juni reisten die Fürstin von Hanau und die Fürstin von Senburg-Büdingen-Wächtersbach von Wilhelmshöhe nach Hanau ab und an demselben Tage stieg im Schlosse zu Wilhelmshöhe der von Berlin angelangte Prinz Friedrich Wilhelm von Hessen ab.

Am 18. Juni berichtete die Kasseler Zeitung: „Se königl. Hoheit der Kurfürst haben das (von Preußen) angebotene Bündniß verschmäht."

Am 19. des Nachmittags hielten königlich preußische Truppen — Infanterie, eine Abtheilung Artillerie und eine Abtheilung Husaren — ihren Einzug in Kassel; an demselben Tage trafen daselbst die Herren Geheime Rath Duncker und Landrath v. Diest ein. Am 20. Juni wurde dem kurhessischen „bleibenden Ständeausschusse" eine „Ansprache" des Generals von Beyer mitgetheilt, in der er die Mitglieder des genannten Ausschusses zur „Mitwirkung" zur Bildung einer „unter der Autorität" des genannten Generals „stehenden", und aus Männern, „die das Vertrauen des Landes besitzen", zusammenzusetzenden „obern Leitung" der „Verwaltung" — — auffordert.

In ihrer Nummer vom 21. Juni tröstet sich die „Kasseler Zeitung" in ihrem Herzeleid mit dem Abdruck eines Theils der Rede Kinglakes, worin er behauptet, „das Festungsviereck im Süden der julischen Alpen" müsse im „Interesse Deutschlands" nothwendig bei Oesterreich bleiben; der Behauptung Robert Peels: die Zustände im Süden der italienischen Halbinsel seien „weit schlimmer" als vor der Vereinigung Neapels und Siciliens mit dem sardinischen Staate und derjenigen des George Bowyer: „das italienische Volk sehne sich seine früheren Fürsten zurückzuerhalten."

Unterm 21. Juni erließ General v. Beyer eine Proclamation an das kurhessische Volk, worin er dem letzteren „Dank sagt" für die „Bereitwilligkeit", mit der das letztere den „unvermeidlichen Requisitionen" entgegenge-

kommen sei; gewissenhafte Achtung des Staats- wie Privat-Vermögens zusichert; verspricht: Einleitungen zu treffen, zu baldiger Beseitigung der noch bestehenden provisorischen Gesetze und verfassungswidrigen Verordnungen, Sorge zu tragen für die Ausfüllung der empfindlichen Lücken in der Gesetzgebung, welche den wirthschaftlichen Fortschritt des Landes nur zu lange zurückgehalten haben und die der Pflege der Volksbildung und der Wissenschaft bestimmten Anstalten nach Kräften zu fördern und worin es außerdem wörtlich heißt:

„Einstweilen wird die Regierung des Landes von mir im Namen Sr. Majestät des Königs von Preußen geführt werden."

„Ich ertheile die bestimmte Zusicherung, daß die Verfassung und die rechtmäßigen Landesgesetze des Kurstaats beobachtet und aufrecht erhalten werden sollen, soweit der Kriegszustand irgend zuläßt, und die auch von der Landesvertretung Kurhessens beständig erstrebte bundesstaatliche Einigung Deutschlands nicht Aenderungen erfordern sollte."

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenstraße 21.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ki 221.

Digitized by Google

Digitized by Google